image
not
available

Per. 6h. 40 Blatter
1855

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 1. Dienstag, 2. Januar 1855.

Zum neuen Jahre!

Seyd mir gegrüßt, des Jahres erste Stunden,
Gegrüßt, du holdes neues Jahr!
Dem neuen wandelt sich zur Lebenswiege
Des hingeschied'nen Todtenbahr.
Wer weilet nicht mit Ernst bei dem Gedanken:
Wie Zukunft und Vergangenheit
In stillen Augenblicken sich vereinen
Und wieder trennen? Wie die Zeit
In Jahren und Jahrhunderten entfliehet?
Ein Tropfen jeder Augenblick
Im nie gehemmten Strom vorübergleitet —
Und kehrt nun ewig nicht zurück?
Und wie im Strom der Zeit auch's Menschenleben
So schnell und unbemerkt enteilt,
Wie selbst der Greis nur wen'ge kurze Jahre
Im Thal der Sterblichkeit verweilt?
Wie Vor- und Nachwelt sich umschlingt und trennet
Und Tausende, geboren kaum,
Eh' sie mit Selbstbewußtseyn noch erwachten,
Vollenden schon des Lebens Traum?

Wie? Traum! Nur solcher wäre 's Menschenleben?
Von Wieg' und Grab umgrenzt das Seyn?
Geboren würden wir, zu sterben — blühten
Nur für den Staub? Nein, wahrlich nein!
Nein, Menschen, segnet euer Loos! Unsterblich,
Unsterblich für die Ewigkeit
Seyd ihr durch das Gesetz, das Geister adelt,
Schon hier auf Erden eingeweiht.
Gott leitet seine Sonnen, seine Sterne
Jahrtausende auf gleicher Bahn
Und führet durch den Wechsel aller Zeiten
Die Geisterwelt zum höhern Ziel hinan.
Erlöschen mögen Sonnen, mag zertrümmern
Der Welten Bau; ihr, mehr als sie,
Von Gott Beseelte und der höhern Geister
Verwandte, ihr vergehet nie!

Zwar jede Gegenwart eilt unaufhaltsam
Zu der Vergangenheit hinab;
Es sinken fliehend Stunden, Tage, Jahre
Und selbst Jahrhunderte ins Grab:
Doch Menschenkraft bezeichnet sie mit Thaten;
Die Vorwelt wird die Lehrerin
Der Nachwelt; und die Menschheit strebt und ringet
Nach einem höhern Ziele hin.
Und Gottes Reich wird immer näher kommen:
Die heil'ge Wahrheit macht uns frei —
Frei von des Wahns und Irrthums Sklavenbanden,
Frei von des Lasters Tyrannei.

Laß, Ewiger, das Jahr, das wir beginnen,
Der Menschenliebe heilig seyn!
Laß Menschen sich dem himmlischen Berufe
Der Wahrheit und der Tugend weih'n!
Religion, so wie der Herr sie lehrte,
Erleucht' und heil'ge Herz und Sinn,
Stärk' uns zum Edlen und sey bis zum Grabe
Uns immer treue Führerin!
Heil allen Guten! Reu' und Bess'rung Jedem,
Der sklavisch noch dem Bösen fröhnt,
Und Jeder, der noch Haß und Feindschaft fühlet,
Sey mit dem Feinde ausgesöhnt!
Trost jedem Leidenden und Hilf' und Rettung!
Und wenn des Geistes Hülle fällt,
Der Todesschlaf das Auge schließet —
Ein sanfter Uebergang zur bessern Welt!

Das Haus am Meeresstrande.

Eine pommersche Geschichte.

1.

Das war ein Sturm, der die Erde aus ihren Angeln heben wollte. Pfeifend und gellend zog es durch die Lüfte, als wäre das Heer der bösen

Digitized by Google

Geister auf der Flucht, als beliebte es dem Himmel, herabzustürzen, mit einem Schlag ein weites, unabsehbares Grab aufzuspalten. Der Blitz übereilte den Donner, der Donner den Blitz, sie trafen zusammen, furchtbar, betäubend. Es loderte in fahlem Lichtschein herauf, herab. Ein Flammenmeer übergoß Himmel und Erde. Das Gewölk drängte, wälzte sich — ein Gewitterknäul der Wuth, der Finsterniß und der Empörung. —

In einem Abhange, inmitten riesiger Tannen, die wehklagend ihre Aeste in der Gewalt des Sturmes schüttelten, dicht am Strande der Ostsee, steht eine Hütte, klein, niedrig, unbeschreiblich elend. Die Wände sind von Sand und Lehm, durch Unwetter zerbröckelt und geschwärzt; das Dach von Brettern, Rasen und Moos; die Fensterluken, kaum groß genug, das Licht herein- und den Rauch des Herdes herauszulassen, mit Papier verklebt und mit Netzen verhangen.

Im Innern sah es nicht minder elend aus. Ein rohgearbeiteter Schrank, Bänke und Tische leicht zusammengeschlagen, nebst zwei Strohlagern in einer anstoßenden Kammer, bildeten das ganze Hausgeräth. Auf den Bänken und an den Wänden lagen und hingen in wirrer Unordnung Fischergeräthschaften und einige Kleidungsstücke im dürftigsten Zustande.

Seltsam contrastirte mit der Armuth des Ganzen, dem Schmerz und der Dunkelheit, ein junges Mädchen, das am Herde beschäftigt war. Von hohem Wuchse, schlank und kräftig, vermochte selbst das faltige Kleid von grauem Wollenstoff nicht ganz die schönen Formen zu verhüllen. Der halbentblößte Nacken, den ein lose geknüpftes buntes Tuch von Kattun nur wenig bedeckte, war wie der Hals von blendender Weiße, das Gesicht von unnennbarem Reiz, so voll Anmuth, daß man versucht werden konnte, an eine Fee zu glauben, die in eine niedere Hütte der Menschen sich aus Laune verirrt hatte. Das Auge besonders, groß und von feuchtem Glanze, wie die Perle des tiefen Meeres, strahlte gleich einem Juwel und wetteiferte an Schwärze mit dem reichen Haar, das in seiner Fülle den beiden hölzernen Nadeln, die es halten sollten, immer entschlüpfen wollte.

Sinnend blickte das Mädchen in die Gluth des Feuers auf dem Herde, und wie die Flamme durch hinzugelegtes Reisig immer höher stieg, so wuchsen auch die Seufzer, die anfangs nur leise ihrer Brust entstiegen, stärker an. Sie vergaß aber dabei nicht, fleißig in einem Kessel zu rühren, in dem ein Brei brodelte.

Still war es in dem Innern, nur das Knistern des Feuers und die Seufzer des Mädchens zuweilen vernehmbar; draußen wüthete das Unwetter furchtbar fort.

„Wo nur der Vater bleibt?“ dachte das Mädchen, mit steigender Besorgniß und gespanntem Ohr hinaushorchend. — Indem wurde draußen an die Thür der Hütte heftig gepocht. Sie ging, um zu öffnen; sie hatte vorher den Riegel vorgeschoben. Es traten ihr zwei Männer, ihrer Kleidung nach Waldhüter, entgegen, die einen jungen, anscheinend völlig bewußtlosen Mann auf einer oberflächlich zusammengefügten Tragbahre von Tannenzweigen trugen.

Das Mädchen, an Gefahren, Entbehrungen und Unglück gewöhnt, erschrack zwar nicht, wich jedoch unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Guten Tag, Katharina!“ sagte einer der Männer. „Wir bringen Euch für eine Stunde den jungen Herrn vom Schlosse. Wir haben ihn, von einer Kugel getroffen, im Walde gefunden. Wir wollen schnell nach dem Kloster Riedd. Bis wir zurück sind mit Wagen und Pferden, müßt Ihr ihn behalten.“

„Kommt herein!“ erwiederte Katharina, indem sie einen neugierigen Blick auf den Junker warf und den Leuten einen Platz anwies, wo sie ihn hinlegen sollten. „Aber erzählt mir doch mehr! Wie ging es zu und was soll ich beginnen? Ich bin allein und weiß mit Kranken nicht umzugehen!“

„Da ist auch nicht viel zu machen, Kathi,“ erhielt sie zur Antwort; „wir müssen auf's Schloß. Todt ist er nicht und so Gott will, ist der Schuß nicht gefährlich. Mehr wissen wir auch nicht, als daß wir ihn an einem Pfade liegend gefunden, an dem, wie Ihr wißt, geschrieben steht, daß er nicht überschritten werden darf. Nun, für den Junker vom Schlosse gilt das Gesetz nichts. Uns wundert nur, wo der große Hund des gnädigen Junkers, der Dogg, geblieben ist; keine Spur von ihm. Doch nun guten Tag, Kathi, wir dürfen nicht säumen. Der alte Herr auf Schloß Riedd ist nicht der Beste, er könnte uns das Zögern vergelten.“

Die Männer verließen die Hütte.

Katharina kniete vor dem Verwundeten nieder und legte ihm unter das Haupt ein Strohkissen, das sie aus der Kammer geholt hatte. Sie kannte den Sohn ihres Gutsherrn bereits, aber in solcher Nähe hatte sie ihn noch nie gesehen. Mit weiblicher Neugierde betrachtete sie die reiche Kleidung, die an vielen Stellen mit Blut befleckt war,

Digitized by Google

und den männlich-schönen Kopf. Um den Mund spielte ein trotziges Lächeln, ein Zug von Härte, der sich bei dem Junker gewöhnlich immer zeigte und der auch jetzt nicht verschwunden war. — Katharina strich ihm das blonde Haar mit leiser Hand von der Stirne und lauschte an seinem Munde; er athmete, aber schwach und kaum bemerkbar. Die Schußwunde schien er in der Seite zu haben. Katharina fürchtete sich indeß, sich darüber Gewißheit zu verschaffen.

Sie konnte sich, sie wußte selbst nicht weßhalb, von dem Lager gar nicht trennen und vergaß darüber alles Andere. Ihr Auge ruhte fortwährend gespannt auf dem Verwundeten. Jetzt regte er leise die Hand, die aus den reichen Handmanschetten hervorsah; die Finger zupften an dem grünen Rocke. Katharina veränderte die Farbe, sie hatte diese Bewegung schon einmal an einem Krankenlager bemerkt und gefunden, daß es ein Vorbote des Todes sey. Sie beugte sich über das Gesicht des Junkers ... seine Wimpern zuckten, er schlug die Augen auf: sie hatten keinen Ausdruck, still und ruhig war der Blick. In dieser Weise betrachtete er Katharina einen Moment, ohne daß er ein Wort gesprochen, dann schlossen sich die Wimpern wieder.

Der Vater Katharinens trat in die Stube. Er war bis auf die Haut durchnäßt, denn der Sturm war in einen Regen übergegangen, der in Strömen heruntergoß. Seine Gestalt war hoch und stämmig, Haar und Bart bereits grau, aber die nackten Arme, die bis an das Knie entblößten Beine verriethen noch eine seltene Muskelkraft. Er warf ein Netz mit Fischen auf den Boden und heftete einen scharfen Blick seiner grauen Augen auf die Gruppe.

„Was ist geschehen?" fragte er mit rauher Stimme.

Katharina erzählte den Hergang.

Ohne ein Wort zu erwiedern, hörte er sie an. Dann ging er an den Herd und eine Zornader trat auf seine Stirn.

„Warum ist das Feuer ausgegangen?" rief er. „Hast Du den Vater über dem Burschen dort vergessen? Ich bin durchnäßt bis auf die Haut und hungrig. Marsch hierher!"

„Er ist verwundet und bedarf der Hilfe!" entgegnete Katharina.

„Was kannst Du ihm helfen?" meinte der Vater. „Hättest Du ihm wenigstens eine Kanne Wasser über's Gesicht gegossen, dann ließ ich's gelten — daß Du da hockst, wird ihn nicht aufbringen. Es ist der Junker von Riedd; Gott wolle den Schloßherrn bessern durch diesen Vorfall!"

Katharina nahm den Brei aus dem Kessel, stellte ihn vor den Vater, der sich an den Tisch setzte, hin und wünschte gesegnete Mahlzeit.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gemsjäger.

Geschichte aus dem Berner Oberlande.

1.

Im Schooße des Alpenstocks des Berner Oberlandes, unweit des Dorfes Grindelwald, steht in einer schmalen Schlucht, die „Enge" genannt und nur wenige Schritte von dem Bette eines wilden Bergwassers, der schwarzen Lütschine, ein einsames, nun verlassenes Bauernhäuschen. In diesem lebte seit vielen, vielen Jahren eine jener seltenen Familien, welche in einigen Kantonen der Schweiz durch viele Geschlechter hindurch den Ruhm kühner Gemsenjäger behauptet hatten. — Der Ruf eines tüchtigen Gemsjägers verleiht in den Augen der Menge ein gewisses Heldenthum, denn die Gemsjagd ist keineswegs ein Erwerbszweig, wie die Wilddieberei bei uns, sondern vielmehr eine edle Uebung der Geistesgegenwart wie Kraft und Körperstärke, ein Handwerk, wobei man beständig dem Tod fest in's Auge schauen muß. Ein verhängnißvoller, unwiderstehlicher innerer Drang treibt den Gemsjäger in die Hochalpen hinauf, läßt ihn der Kälte, den Strapazen und Aengsten trotzen, die dort oben am Rande thurmhoher Abgründe in der Region stürzender Lawinen und auf den trügerischen Eisfeldern der Gletscher seiner harren. Und dennoch lohnt alle seine Anstrengungen nur ein ärmlicher Gewinn; auch der glücklichste und geschickteste Jäger ist kaum im Stande, mehr als das nackte Leben zu erschwingen, indem er mit seinem Stutzen die Wechsel der Gemsen aufsucht; aber es ist der Rausch der Gefahr, der Kitzel des Ehrgeizes, der Köder des Ruhmes, was ihn lockt und oft taub macht gegen die Bitten seiner Familie, gegen die Mahnungen des Mangels.

So waren auch die Hauser von der Enge, denen das oben geschilderte Häuschen gehörte. Das Gebirg war von jeher ihre liebste Heimath gewesen; sie hatten die wilde Freiheit der Höhen und den seltsamen Ruhm, welcher in diesem Kampf gegen Hindernisse und Gefahren liegt,

Digitized by Google

allem Andern vorgezogen. Mehrere Geschlechter berühmter Jäger waren dieser Familie entsprossen und hatten ihr eine Art Auszeichnung und einen gewissen Adel verliehen. Die Geschichte des letzten Stammhalters dieser Familie, welcher die Gemsjagd betrieb, soll den Gegenstand unserer vorliegenden Erzählung bilden und zugleich eine anschauliche Schilderung der Gefahren der Gemsjagd überhaupt und des Lebens in jenen abgelegenen Alpenthälern geben.

Das Häuschen in der Enge hatte vor einigen Jahren noch seine Bewohner. Es war in den ersten Tagen des Monats März und seit dem Oktober des vorhergegangenen Jahres hatte die Sonne nicht mehr ins Thal geschienen. Ein trübes Licht drang kaum bis auf die Sohle der Schlucht herab und die ihr gegenüberliegenden Berge, von der Iselten-Alp bis zum Wetterhorn, waren alle in eine glänzende Schneedecke gehüllt, aus welcher nur hie und da Föhren wie dunkle Punkte hervorstachen. Drinnen im Häuschen war es noch dunkler und nur der röthliche Schein des Feuers von Tannenreisig auf dem Herde beleuchtete mit zitterndem Lichte, was da drinnen vorging. Neben dem Fenster mit den übereisten Scheiben stand ein junges Mädchen, an die Mauer gelehnt, mit gefalteten Händen und gesenktem Haupt, eine gedankenvolle Schwermuth in der ganzen Haltung ausdrückend. Vor ihr auf niederem Schemel saß ein junger Mann, die Stirn auf beide Hände stützend. Ihre Unterredung war offenbar bis zu einer jener Pausen der Entmuthigung gediehen, während welcher Jedes in seinem Innern den abgebrochenen Gedankenfaden weiter spinnt. Man hörte lange Zeit in der Stube nichts als das dumpfe Tosen der schwarzen Lütschine, welche drunten in ihrem Bette die aus den Bergen losgerissenen Felsenblöcke weiter rollte, und das Knistern der Föhrennadeln, wenn die Flamme sie funkensprühend verzehrte.

Endlich erfaßte der junge Mann die Hand des Mädchens und fragte niedergeschlagen:

„So ist es also wirklich wahr, Vreneli, daß Du mich aufgeben mußt? Und während ich fern von hier Tag und Nacht arbeite, um es schneller möglich zu machen, daß wir ein Ehepaar würden, hat Mutter Trine Dich dem Hans bestimmt?"

„'S ist nur allzu wahr, Uli!" erwiederte Vreneli traurig.

„Aber wenn ich Dich recht verstanden habe, so hat Mutter Trine bis jetzt weder mit Dir noch mit Hans darüber gesprochen?"

„Nein, bis jetzt noch kein Wörtchen, Uli."

„Jenun, dann hat Dich die Großmutter auch noch nicht mit ihm verlobt?"

„Mit Worten freilich nicht," versetzte Veronika, „aber in Gedanken wohl, und die hat Hans nur allzu gut verstanden. Die Großmutter und er verstehen sich gegenseitig, ohne den Mund aufzuthun."

Ulrich schien eine Weile nachzudenken, dann sagte er sich aufrichtend:

„Jenun, es ist noch die Frage, ob die Großmutter ihre Absichten nicht aufgibt, wenn Du ihr gestehst, Vreneli, daß Dein Sinn sich auf einen andern Mann gelenkt hat."

Das Mädchen schüttelte wehmüthig den Kopf.

„Bei der Großmutter stehen die Entschlüsse so fest, wie der Eigerberg da drüben," sprach sie, „und Du könntest eher einen Berg abheben, als sie auf andere Gedanken bringen!"

„Wenn aber dem Hans nicht so viel an dieser Heirath gelegen wäre?" fragte Ulrich weiter mit einem forschenden Blick auf das Mädchen. „Komm, Vreneli, gestehe mir einmal frei und offen, wie vor Gottes Angesicht, hat Dir Hans vielleicht schon einmal gesagt, daß er Dir gut ist?"

„Noch niemals; Du weißt ja, Hans ist kein Freund von vielen Worten."

„Ja, er ist ein ächter Gemsjäger, er hat sich mit Leib und Seele diesem Leben ergeben und denkt vielleicht nicht an's Heirathen. Was meinst Du, Vreneli, wenn ich einmal offen mit ihm reden würde?"

Veronika bebte zusammen.

„Um's Himmels willen, Uli, thu' das nicht!" rief sie rasch und ängstlich. „Wer weiß, was daraus entspringen würde, wenn Hans etwas merkte. Lieber wollt' ich die Lütschine aus ihrem Bett treten und Föhrenbäume und Felsblöcke daher treiben sehen, als Hans in seinem Groll!"

(Fortsetzung folgt.)

Sylben-Räthsel.

Die Erst' ist eine Schweizerstadt,
Auch Jeder im Gesicht sie hat.
Auf Zweit' und Dritter wird oft geh'n
Der Mensch, der fremdes Land will seh'n.
Das Ganze setzt dem Feind ein Ziel,
Wenn er die Veste nehmen will.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 2. Freitag, 5. Januar 1855.

Das Haus am Meeresstrande.

(Fortsetzung.)

Nach einer Weile hob Katharina an:

„Ihr seyd wieder mürrisch, Vater — was ist Euch begegnet?"

„Was sollte mir begegnet seyn? Dummheit! alte Geschichte! Bei diesem Unwetter, das die Wurzeln der Tannen nach oben kehrt, läßt sich nicht gut fischen! Das Meer zieht die Stirne kraus, als hätt' es ein Faß Brechpulver verschluckt. Es hat mich hinausgeschleudert bis fast an die Thore von Kolberg; kaum glaubt' ich mit heiler Haut wieder zu kommen!"

„Ihr hättet auch nicht heute fischen sollen, Vater. Mir bangte nach Euch."

„Von was willst Du morgen leben? Du bist eine große, starke Dirne, die ihr gut Theil essen will. Die paar Kartoffeln an unserer Baracke werden wohl bald verschluckt seyn. Der Herbst ist vor der Thüre; der Sturmvogel hat sich heute wie toll geberdet mit seinem heiseren Schrei."

Er legte den Löffel weg, schob die Schüssel bei Seite und stemmte die Arme auf den Tisch, während seine Augen zu dem Verwundeten hinschielten.

„Wie lange ist es, daß sie den Burschen herbrachten?" fragte er weniger barsch.

„Eine Stunde mag's seyn, Vater. Ich fürchte für den Junker — wenn sie nur gleich einen Doktor mitbrächten."

„Was kümmert Dich denn so gewaltig der Junker? Hat er Dir auch schon die Ehre angethan, mit Dir im Walde zusammenzukommen, wie mit des Kreuzwirths Rosl? Der alte Narr, ihr Vater, hatte sich ein neues Schild malen und drauf mit stolzen Worten schreiben lassen: „„Mit Gott für König und Vaterland!"" und glaubte nun, alle Barone und Grafen des Pommerlandes müßten bei ihm einkehren. Den Henker! Die Vornehmen blieben aus und die Bauern auch. Er hielt saures Bier und einen Branntwein, von dessen Geruch man fast schon sterben konnte. Das nagelneue Schild sollte Alles verbessern; es ging aber heillos schlecht mit ihm. Da kehrte der Junker dort, der mit dem Garaus jetzt zu schaffen hat, eines Tages bei ihm ein; er kam öfter, dann alle Tage. Er verständigte sich mit dem alten Narren, dem schwarzen Kreuzwirth. Uns wurde verboten, nach andern Dörfern in die Schenke zu gehen; wir mußten bei ihm das schlechte Bier trinken und mit Bauchgrimmen seinen Branntwein hinunterschlucken. Der Junker paßte genau auf, wer nicht einkehrte; er saß im Oberstübchen bei der Rosl und lugte durch's Fenster — wenn er gerade Zeit hatte!" setzte er lachend hinzu. „Da kam der Frühling. Ja, ja, er spielt gar seltsame Weisen, der Frühling. Im Frühling also war es, da gingen die Beiden in den Wald, der Junker und die Rosl. Was da geschehen ist, weiß man nicht, man denkt sich's blos; aber die Rosl hängte fortan gar sehr den Kopf — der Kreuzwirth ließ den Hochmuth fahren und verzapfte bessere Getränke, sprach auch gar freundlich mit dem niedrigsten Bauern. Das ging so eine Zeit; der Junker ließ sich in der Schenke nicht wieder sehen. Eines Sonntags ging der Kreuzwirth nach dem Schlosse Riedd hinauf zu dem alten Herrn; er mußte wohl, denn es war hohe Zeit — alle Mädchen gingen seiner Rosl aus dem Wege. Element! wie empfing ihn der Baron! Er lachte, freute sich seines Sohnes und sprach von einer großen Ehre, die dem Narren von Wirth passirt sey. Der heulte anfangs, dann drohte er und sagte so etwas von der Regierung in Stettin oder gar am Ende

Digitized by Google

von Berlin. Der Baron aber meinte: „„Das ſind meine Gerechtſame, auf denen Ihr Bier und Schnaps ausſchenkt, und wenn Ihr noch muckſt, ſo laß ich Euch das Schild herunternehmen, auf dem das Kreuz und die Worte: „Mit Gott für König und Vaterland!“ Der Weg nach Berlin iſt lang und des Bauern Ohr iſt noch ebenſo weit vom Ohre des Königs wie einſt von dem der pommerſchen Herzoge.““ — Der Kreuzwirth duckte ſich. Aber ſeine Roſt, ein friſches, geſundes Mädel vor damals, flechte und flechte, bis ſie die Arme von ſich ſtreckte und todt war. Die Schande und der treuloſe Geliebte hatten ihr 's Herz gebrochen. — Mädel, Kathrine!“ fuhr er nach kurzer Pauſe lebhaft fort — „wenn Du mir deßgleichen thäteſt, ich glaube, mit den Nägeln zerkratzt' ich Deinen Leib, daß er früher den Raben zur Speiſe würde!“

Die Augen des Alten blitzten und hafteten durchbohrend auf ſeiner Tochter. Dieſe, unbekümmert um die zornige Rede des Vaters, hatte eine hölzerne Schüſſel mit Waſſer gefüllt, war abermals vor dem Verwundeten niedergekniet und damit beſchäftigt, die Stirn deſſelben zu netzen. Sie entgegnete:

„Es iſt ein Menſch, Vater, der hier liegt; was Ihr redet, mag gut gemeint ſeyn, aber ich verſteh' es nicht ganz. Ihr wißt, ich habe meinen Schatz.“

„Auch ſo ein Stadtvogel,“ brummte der Alte, „von dem man nicht weiß, wie man dran iſt! Er ſchwätzt allerlei und gar Liebliches für Dein Herz; aber ob er's ehrlich meint, das iſt die Frage. Deine ſchönen Augen haben ihn wohl verblendet; ob er ſie aber nicht ebenfalls ſehr wohlfeil zu kaufen gedenkt, darüber hat er ſich noch nicht entſchieden.“

„Ihr ſeyd doch gar zu übeldenkend, Vater! Ich möchte nur wiſſen, was Euch die Menſchen gethan haben, daß Ihr gegen alle ſo abſprechet und gleich das Schlimmſte im Munde führt. — Hat Euch Rudolph nicht geſagt, daß er mich heirathen will? Nun, mir hat er es geſagt!“ verſetzte Katharina.

„Das iſt ſo der ſchöne Anfang zu einem böſen Ende!“ ſprach der Alte, indem er ſich eine Pfeife anzündete. „Sehen muß ich's, wenn ich's glauben ſoll! — Der Herr Rudolph wird ſich Deiner und meiner ſchämen, wenn wir in der Stadt ſind — wenn wir überhaupt dahin kommen. — Was mir die Menſchen gethan haben? Gerade ſo viel, als nöthig, um ihnen zu grollen. Der Arme iſt ihnen noch zu reich, wenn er nicht gerade betteln geht; ſie können ſich nicht denken, daß man bei trockenem Brode und einem letzten Vorrath von Ehre nicht an den Straßenecken ſtehen will. Ich war Soldat, habe ſo und ſo viel Jahre ehrlich und rechtſchaffen gedient; man hing mir eine Medaille in's Knopfloch, gab mir monatlich einen Thaler zwanzig Groſchen, nachdem man mich mit den Worten verabſchiedet: „„Wir können Dich nun nicht länger mehr gebrauchen; ſey zufrieden mit Deinen vier Wunden am Leibe!““ Das mochte noch gehen, ich will nichts einwenden; aber daß uns armen Teufeln die Luft, die wir ſchnappen, noch verkürzt wird, das iſt zum Würgen! Sieh' dort den Junker an! — Als ich hierher zog in meine rechte Heimath, da machte mir der Gutsherr allerhand Scheererein: ich mußte Papiere herbeiſchaffen, um die ich mich nie bekümmert, damit ich nur ein Fleckchen Erde gewönne, wo ich ausruhen könnte. Wetter! mein Weib, Deine Mutter, war eine Franzöſin, die ich einmal auf der Flucht gerettet, die wollten ſie gar wieder heimſchicken. Was für Laufereien und Plackereien, bis ich ſie behalten durfte! Und nun? Ich darf mich nicht rühren und nichts handthieren nur zwei Minuten in der Runde. Ueberall ſteht ein Pfahl, hier einer, dort einer, und darauf: „„Bei Strafe verbotener Weg!““ Will ich mir eine Handvoll Reiſig aus dem Walde holen, ſo muß es bei Nacht geſchehen, am Tage wittert die Naſe des Schloßherrn von weitem den Uebertreter des Gebots. Und ſo in Allem auf dieſer Gutsmark. Mich wundert's nur, daß ſie das Meer nicht abtheilen und Pfähle einrammen; daß man nicht von jedem Fiſch nur den Kopf und den Schwanz behalten darf und das Uebrige auf's Schloß abliefern muß. Für dieſes elende Hundeloch, das man mir zu bauen geſtattete, muß ich zwei Tage in der Woche auf den Feldern des Herrn von Riedd arbeiten; dabei mich aber ſelbſt beköſtigen. Nun ſage mir Einer noch, ich führe ein gutes Leben! Der Teufel komme damit aus!“

Katharina hatte ſolche und ähnliche Zornausbrüche ihres Vaters ſchon oft gehört und war daran gewöhnt. Sie verhielt ſich dabei meiſtens ſtill und wartete ab, bis er ſich beſänftigte, was jedesmal geſchah, wenn er eine lange Rede gehalten. Auch jetzt glättete ſich ſeine Stirn und ſein Auge blickte minder finſter auf den Verwundeten, der noch immer kein Zeichen ſeines wiederkehrenden Bewußtſeyns von ſich gab. Er trat näher und unterſuchte mit den Augen eines

Digitized by Google

Kundigen den Körper des jungen Mannes. Als ehemaliger Soldat, der manche Schlacht mitgemacht, verstand er sich etwas auf die Wundarznei.

„Nicht gefährlich!“ murmelte er zwischen den Zähnen, als er den Junker längere Zeit betrachtet — „einem Stärkeren würde der einfältige Schuß nichts gethan haben. Wahrscheinlich ist der junge Herr in der Residenz und zu Hause mit Zucker aufgefüttert worden. Zeit ist's aber doch, daß der Wagen kommt!“

Während er sich niedergebückt hielt, bemerkte Katharina an dem Leinwandkittel ihres Vaters mehrere Blutflecken. Sie machte ihn darauf aufmerksam.

„Ei was!“ brummte der Alte, indeß nicht ohne einen leisen Anflug von Verlegenheit — „von dem Junker da! Was halt' ich die Nase so dicht an seinen Körper! — Doch horch! ist das nicht der Wagen?“

Er eilte hinaus und kam bald mit mehreren Männern zurück, unter denen sich der alte Freiherr von Riedd befand. Mit besorgtem Antlitz ging dieser sogleich auf seinen Sohn zu. Der Hausarzt, welcher auf dem Schlosse wohnte und gleichfalls mitgekommen war, untersuchte sofort die Wunde und erkannte sie nicht für tödtlich. Beim Verbinden wachte Kasimir, der Junker, auf und blickte verwundert um sich. Er wurde mit Sorgfalt in den Wagen getragen.

Der alte Freiherr dankte dem alten Fischer und seiner Tochter mit den Worten:

„Ich hörte von einer Verlobung, Katharina, die im Anzug ist. Der junge Maler Rudolph Elmer freit um Dich? Nun gut, wenn Gott meinen Sohn erhält und der Thäter des schändlichen Mordanfalls entdeckt ist, so komm zu mir hinauf auf's Schloß — ich werde zu Deiner Ausstattung beitragen. Was Dich betrifft, Claus Schilder, so erlaß ich Dir für diese Woche die zwei Arbeitstage auf dem Felde, die Du verbunden bist mir zu leisten. Gehabt Euch wohl!“

Er verließ die Hütte, von den Danksagungen Beider begleitet, stieg zu Pferde und ritt an der Seite des Wagens, in den sein Sohn gebracht worden war und der langsam davonfuhr.

„Ist der Freiherr so schlimm, Vater?“ rief Katharina, als sie mit ihrem Vater wieder allein war. „Ein stattlicher Mann und gar nicht so böse, wie Ihr ihn immer ausschreit. Es ist dies das erste Mal, daß ich ihn gesprochen.“

„Eben weil es das erste Mal ist,“ erwiederte dieser mürrisch, „kennst Du ihn nicht. Laß Dir nur einfallen, öfter auf's Schloß zu gehen, dann wirst Du schon andere Glocken läuten hören. Du bist eine unwissende Dirne, damit fertig!“

Er legte sich auf eine Bank, streckte sich aus und that, als ob er schliefe.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

Ulrich war nachdenkend geworden; dann fragte er:

„Du glaubst also wirklich, daß Dir Hans gut ist, Vreneli?“

„Hm,“ meinte das Mädchen mit einiger Bitterkeit, „das heißt, er liebt mich, wie er die Gemse liebt, die er von Zacke zu Zacke, von Wand zu Wand verfolgt. Meinst Du denn, er rede mit der Gemse oder kümmere sich darum, ob sie ihm gut sey? Er schießt sie, wo er sie zum Schuß bringen kann, und freut sich wild über seine Beute. Siehst Du, so macht er es gerade auch mit mir. Auch ich bin in seinen Augen nur eine Beute; er hat sich in den Kopf gesetzt, mich zu bekommen, und wehe Dem, der ihm diese Beute streitig machen oder ihm auf den Wechsel stehen wollte!“

Ulrich rang schmerzlich die Hände, indem er sagte:

„Ich sehe wohl ein, es sind hier Alle gegen mich!“

„Nein, nicht Alle!“ gab ihm Veronika zur Antwort — „Du hast noch einen Freund hier, den alten Vetter Hiob. Der hängt zwar auch mit Leib und Seele an den Bergen und hat es nicht gern gesehen, daß Du den Stutzen und das Waidwerk an den Nagel gehängt hast, aber er spricht stets nur liebreich und freundlich von Dir.“

„Aber der Vetter gilt nicht viel bei der Ahne Trine,“ wandte Ulrich ein, „und ist überdies nicht hier.“

„Er ist droben in den Bergen, um Pflanzen, Steine und Krystalle zu suchen; aber vielleicht kommt er heute Abend wieder zurück.“

„Nun denn, Gott gebe zu! ich gehe erst morgen wieder nach Meyringen zurück und will sehen, ob ich durch den Vetter etwas ausrichten kann. Aber Du, Vreneli,“ fuhr Ulrich fort, schlang seinen Arm um das Mädchen und neigte sich zu ihr herab, bis seine Lippen beinahe ihre weiße Stirn berührten, „sag' mir, Kind, bist Du mir

Digitized by Google

wirklich denn so wenig gut, daß Du mit dem Vetter Hans glücklich und zufrieden leben könntest?"

„O quäl' mich nicht so, Uli, Du weißt ja allzu gut das Gegentheil!" erwiederte Veronika und suchte sich ihm leise zu entwinden.

„Willst Du mir also helfen, Vreneli?"

„Freilich, ich will Alles thun, was ich armes Mädchen thun kann."

„Wenn aber die Großmutter und Hans nicht nachgeben?"

„Dann — dann werden wir eben zwei unglückliche Menschen!" versetzte das Mädchen mit Schluchzen.

Ulrich schlug sich vor Verzweiflung mit der Faust vor die Stirn. Gleichwohl dachten weder er noch Verene in diesem Augenblick an die Möglichkeit, gegen den Willen der Großmutter ungehorsam zu seyn.

In jenen einsamen, stillen Alpenthälern herrscht noch, genährt vom Herkommen und dem frommen Glauben, eine wahrhaft patriarchalische Sitte; die Kinder kennen kein höheres Gebot, als den Gehorsam gegen den Willen der Eltern; das Grübeln und Nachdenken ist der Leidenschaft noch nicht zu Hilfe gekommen, um dem Familienhaupt sein Ansehen streitig zu machen, und noch heutzutage gilt des Hausvaters Wille in derartigen Dingen als Gesetz; er könnte nöthigenfalls, wie Abraham, seinen Sohn zur Opferbank führen und ihn noch das Holz zum Opferfeuer tragen lassen.

Veronika's Großmutter war nun das Haupt der Familie, welchem diese unumschränkte Gewalt zustand, auf die sie nicht verzichtete. Sie war zwar Wittwe, aber eine Frau von vielem Verstand und starkem Willen, rührig und erfahren. Ihre beiden Großneffen, Hans und Ulrich, waren in ihrem Hause erzogen worden und hatten nie ihrem Willen sich widersetzen dürfen, bis zu dem Alter, wo Beide selber Gemsenjäger geworden waren und die ungebundene, freie Lebensweise dieses Berufes angenommen hatten. Ulrich hatte dieses Gewerbe bald wieder aufgegeben, weil er ihm keinen Geschmack hatte abgewinnen können; es trieb ihn kein innerer Drang zu jenem Kampf mit der Gefahr, er bedurfte nicht der fieberischen Aufregungen, welche für jenen rauhen, wilden Beruf einnehmen; er strebte nach etwas Anderem. So oft er hinüberkam ins Lauterbrunnen- oder Hasli-Thal, blieb er unwillkürlich Stunden lang vor den Schwellen der Häuschen stehen, wo die Hirten in Buchs-, Ahorn- oder Zirbelkieferholz schnitzten; er bewunderte jene kleinen Meisterstücke der Geschicklichkeit, die oft nur einen frischeren Erfindungsgeist wünschen lassen; er träumte von allerlei neuen Bildern und Gestalten, die er diesen Schnitzarbeiten geben würde, und wenn er dann einsam Stunden lang droben im Hochgebirge auf dem Anstand stand und der Gemsen harrte, legte er manchmal unwillkürlich seinen Stutzen auf die Erde und schnitzelte ein Spitzenstück oder etwas Aehnliches aus einer Schindel oder einem Span, die er vom Dach einer Sennhütte abgerissen. Je länger und häufiger diese Versuche wurden, desto mehr vervollkommneten sie sich und machten von sich reden. Je tiefer sein Ruf als Gemsjäger sank, desto höher stieg der Ruhm seiner Geschicklichkeit als Bildschnitzer. Endlich kam ein Mann aus Meyringen, welcher viele Holzschnitzer beschäftigte, und erbot sich, ihn in seine Werkstätte zu nehmen; Ulrich sollte dort nicht nur sich vollkommen in der Kunst ausbilden, für welche er eine so innige Vorliebe hatte, sondern auch ein schönes Stück Geld verdienen und hierdurch in den Stand gesetzt werden, Vreneli eine sorgenfreie Zukunft und ein bescheidenes Auskommen zu verschaffen, was ihm bei der Gemsjagd nicht möglich war. Der letztere Beweggrund entschied seine Wahl: er hing seinen Stutzen an Vetter Hiob's Bette auf und ging nach Meyringen. Zwei Jahre vergingen — zwei Jahre des emsigsten Fleißes, während deren er sich zum geschicktesten Holzschnitzer des Berner Oberlandes hinaufarbeitete und ein kleines Kapital ersparte, mit welchem er für sich und Verene einen eigenen Herd gründen konnte. Wir haben gesehen auf welche Weise er die Absichten der Großmutter wegen des Mädchens gerade in dem Augenblick erfuhr, wo er sein Ziel schon erreicht zu haben glaubte.

Noch suchte er von Vreneli zu erfahren, durch was für Anzeichen die Großmutter ihre Absichten wegen der Verbindung ihrer Enkelin mit Hans kund gegeben habe, als die Ahne Trine selber in die Stube trat.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Sylben-Räthsels in № 1:

Zugbrücke.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 3. Sonntag, 7. Januar 1855.

Das Haus am Meeresstrande.

(Fortsetzung.)

2.

Es war Abend geworden. Wie der Sturm, so hatte auch der Regen aufgehört; die schwarzen Wolken waren verflogen. Klar und heiter blickte der Himmel herab, ein Purpurstreif umsäumte den Horizont, die letzten Strahlen der glührothen Sonne zitterten über das Meer. Dieses lag ruhig, in Spiegelglätte, still, als lausche es der kommenden Nacht. Hie und da nur zitterte es auf, von dem leisen Schlag eines Fisches getroffen. Die hohen Tannen am Ufer regten sich nicht; sie hatten die Schauer des Sturmes abgeschüttelt und harrten ermüdet des Schlummers. Es war wie eine Feier in der Natur, lebendig Alles und doch ohne Leben. Der laute Hall der Luft, des Waldes und des Wassers war verstummt, wie verzaubert durch Verklärung lag Alles in träumerischer Stille.

Katharina trat hinaus vor die Hütte. Ihr Blick schweifte durch das Dunkel des Waldes, über das Meer, sie suchte den Horizont. Es sehnte sie nach etwas Unnennbarem, nach Etwas, wofür sie keine Worte finden konnte. — Lange stand sie so in sinnender Betrachtung, ohne auch nur eine Auflösung zu finden für die vielen Räthsel, die sich in ihrer Seele drängten.

Sie war in diesem Augenblick vollendet schön. Die frische Seeluft färbte ihre Wangen mit einem höheren Roth, das Auge glänzte, als faßte es all die Verklärung auf, die sich über die Natur ausgebreitet hatte.

Ein junger, schwarzgekleideter Mann, der von dem Walde herüberkam, bemerkte sie und blieb am Saume desselben stehen. So schön hatte er sie nie gefunden. Langsam, immer das Auge auf sie geheftet, kam er näher. Sie hörte ihn nicht, ganz im Anschauen des Meeres versunken, bis er sie anredete:

„Woran denkst Du, Katharina?"

Sie wandte sich rasch um.

„An Dich dachte ich, Rudolph," sprach sie, „überall sah ich Deinen Namen. Tausendfach auf dem Meere, an dem Himmel und aus den Sternen strahlte er. Ich weiß mir das nicht zu erklären. Es ist traurig, daß ich so wenig gelernt habe, nur eine einfache Dirne bin, eines armen Soldaten Tochter, der auf seine alten Tage Fischer geworden ist; ich würde Dir dann in andern Worten sagen können, was ich Alles gedacht habe. Mein bischen Wissen ist doch auch gar zu armselig; ich dürfte Dir nicht einmal einen Brief schreiben, ich habe das Schreiben nur eben gelernt, wie es der Schulmeister im Dorfe wußte und der Vater es nachgeholfen. Meine Mutter hat es besser verstanden; das soll eine kluge Frau gewesen seyn. Nun, ich meine immer," — sie sah ihm dabei mit treuherziger Besorgniß in die Augen — „wenn Du in der Stadt bist, dann hast Du auch die arme Katharina vergessen, und es ist unnütz, daß ich mich mit Gedanken abquäle, die einer Bauerndirne nicht ziemen."

„Aber, Käthchen," entgegnete der junge Mann, indem er ihre Hand erfaßte, „hab' ich Dir denn nicht oft genug gesagt, daß Du ein thörichtes Kind bist mit Deinen Befürchtungen? In Dir steckt gerade so viel Verstand, als Du brauchst, um in einem Jahre alle Frauen der Residenz in der Bildung zu erreichen. Dir Fleiß einzupredigen, werde ich nie nöthig haben, das weiß ich bestimmt."

„Ist es denn wirklich Dein Wille, Rudolph, mich nach Berlin mitzunehmen? Ich kann es immer noch nicht recht glauben. Wenn ich so manchmal an die Möglichkeit dieses Glückes denke,

Digitized by Google

dann ist mir immer, als empfände ich einen Druck auf das Herz, der mir alles Blut stocken macht, als käme irgend etwas dazwischen, daß es nicht werde. Ich bin deßhalb auch so still und sonst war ich wild und ausgelassen, so wild zuweilen, Rudolph, daß der Vater lachte und ausrief: Das Mädel ist ein Junge! Jetzt ärgert mich das fast, wie ich mich mit mir überhaupt nicht zurechtfinden kann. Sieh, Rudolph, ich will Dir nichts verhehlen. Komm, dort auf die Bank wollen wir uns setzen. So. Ja, sieh, Rudolph, manchmal hab' ich Dich so lieb, ach! daß ich es gar nicht sagen kann. Ich möchte durch den Wald jagen, hinein ins Dorf, bis ich Dich finde. Das andere Mal — Du mußt aber nicht böse seyn, Rudolph! — das andere Mal, da fürcht' ich mich vor Dir; da möcht' ich nicht gern haben, daß Du mir begegnest. Ich habe darüber schon manche Nacht gewacht und mir den Kopf zerbrochen, wie das wohl kommen mag. Ich find's nicht heraus. Mag's nun wohl seyn, daß Du ein Stadtherr bist und ich eine ungelehrige Dirne, ich weiß es halt nicht und nimmer werd' ich's wissen!"

Sie hatte die rechte Hand auf seine Schulter gelegt und blickte ihm fragend ins Auge. Er war während ihrer Rede ernster geworden; um seinen Mund zuckte es und fast schmerzlich erwiederte er:

„Du liebst mich nicht recht, Kathi. Sieh, wenn Du es thätest, so würdest Du darüber Alles vergessen, Dich nicht so viel mit Zweifeln beschäftigen; Du würdest die Zeit kaum erwarten können, wann ich kommen sollte, kurz, Du würdest nur an mich denken."

„Das thu' ich, Rudolph, gewiß und wahrhaftig!" fiel sie rasch ein, indem sie ihre Hand betheuernd auf's Herz legte.

„Ja, aber nicht auf die rechte Art!" versetzte er kopfschüttelnd. „Das läßt sich so eigentlich gar nicht erklären, das muß man fühlen. Du redest Dir ein, Du liebst mich, und wenn ich da bin, da magst Du's auch gern bestätigen, um mich nicht zu kränken, denn Du hast ein gutes Herz, Kathi, aber innerlich wahr ist es nicht. Mit mir ist das ganz anders. Sieh, ich kam hierher, weil ich gern das Pommerland und die Küsten der Ostsee kennen lernen wollte. Bei Deinem ersten Anblick zuckte es mir im Herzen, ich liebte Dich, und das ist so geblieben. Ich bin nicht reich, Kathi, auch nicht von vornehmen Eltern; mein Talent ist auch kein so bedeutendes, daß ich mich zu den Künstlern erster Größe zählen könnte; aber ich habe zu leben, kann eine Frau ernähren und habe nicht zu fürchten, daß ich darüber mit meiner Familie zerfalle, wenn ich Dich dazu mache. Muß ich Dir denn das immer wiederholen? Was Du zu lernen nothwendig hast, um mit den Städterinnen umgehen zu können, das wirst Du schon lernen; dafür hab' ich keine Sorge; meine Besorgniß ist nur, daß Du mich nicht liebst."

Es drängte sie, ihm um den Hals zu fallen, so aufrichtig sprach er; aber wieder hielt sie etwas zurück und sie drückte ihm nur herzlich die Hand, während sie sagte:

„Nun, hab' nur Geduld mit mir, Rudolph, ich werde mir Mühe geben, nur an Dich zu denken, und wenn es wieder geschieht, daß mich etwas abhalten will, dann ruf' ich Deinen Namen in Einem fort laut aus, hinter einander, bis Du wieder da bist. Blick' nicht so böse; sey gut, schilt mich, aber sey nicht so häklich!"

„Wie kann ich das, Kathi?" sagte er, indem er ihre Hand leise von der Stirne nahm, als sie ihn mit derselben streicheln wollte. „Wenn Du Dich erst zwingen mußt, mir anzugehören, so hast Du auch bald damit geendigt. Dein Vater ist ebenso; der ist aber alt und besorgt um sein einziges Kind, da kann ich ihm nur Recht geben. Mit Dir ist das was Anderes. Eine Geliebte weiß sehr schnell, was sie zu glauben hat oder nicht. Ich will, damit Du siehst, wie ich es meine, noch heute mit Deinem Vater reden, und gibt er sein Jawort, so kann der Pfarrer schon nächsten Sonntag das Aufgebot halten. Sag', Kathi, willst Du das?"

„Nein, Rudolph, entgegnete sie zögernd und mit gesenktem Blick, laß das heute. Der Vater ist übel gelaunt und hat sich schlafen gelegt. — Morgen sprechen wir zusammen mit ihm; dann wissen wir gleich alle Drei, wie's steht. Keins soll ein Hehl vor dem Andern haben. Willst Du, Rudolph?"

„Nun ja," erwiederte er, „ich mag Dir nicht widersprechen. Es mag auch gut seyn, daß eine Nacht dazwischen liegt. Ueberleg' es Dir nur recht, Käthchen!" fügte er hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

Die angekommene Alte war eine Frau von mehr als siebenzig Jahren, klein, hager und

Digitized by Google

von Alter und Mühseligkeiten gebeugt. Aber dennoch lag in ihrem langsamen aber festen Gange Etwas, das auf einen eisernen Willen deutete, und aus dem runzelvollen, verwitterten Gesichte leuchtete ein Paar grauer Augen, deren Blick etwas von dem Stechenden, Durchdringenden eines Raubvogels hatte. Auf den Schultern trug sie jene weidengeflochtene Butte, welche die Leute im Gebirg fast niemals ablegen und aus Gewohnheit tragen, wie der Soldat den Säbel. Kaum war sie über die Schwelle getreten, so suchte ihr Blick im Halbdunkel der Stube Verene und Uli, welche der Eintritt der Alten mitten in ihren vertraulichen Mittheilungen unterbrochen und sehr verlegen gemacht hatte. Sie zog langsam den einen Arm aus dem Weidenstrang, der an dieser Butte statt des Tragriemens diente, und sagte dann mit einem gewissen Spotte:

„Ei seht doch, da ist ja Gesellschaft! Also Du bist hier, Uli?"

„Grüß Euch Gott, Base!" versetzte der junge Mann vortretend und bot der Alten die Hand. „Ja, ich bin von Meyringen heraufgekommen und wollte 'mal sehen, wie es Euch geht."

„Ja, ja, und da hast Du Dich bei Vreneli in aller Heimlichkeit darnach erkundigt, nicht wahr?" rief die Alte. „Aha, hab' schon so was gemerkt! Aber ich will meine Gäste doch auch von Angesicht sehen — zünde einen Lichtspan an, Vreneli!"

Während das Mädchen gehorchte, nahm Mutter Trine ihre Butte vollends ab und stellte sie in einen Winkel; dann trat sie in den erhellten Theil der Stube hervor und warf einen raschen Blick auf Ulrich und ihre Enkelin.

„Wo ist denn der Hans? Ist er noch nicht zurück?" fragte sie.

Veronika verneinte und die Ahne wandte sich zu Ulrich mit den Worten:

„Ja, der Hans ist ein ganzer Junge; der Bursch hat nicht Rast noch Ruhe. Das Brod, das wir hier im Hause essen, verdient er droben hoch über den Gletschern. Du hast wohl daran gethan, Junge, ein anderes Handwerk zu wählen; die Gemsen laufen zu flink für Einen, der lieber die Füße auf den warmen Herd streckt."

„Ich hab' auch allen Grund, mich jeden Tag darüber zu freuen, daß ich umgesattelt habe," erwiederte Ulrich und bemerkte den Hohn nicht, der in den Worten der Ahne lag.

„Seht her, Großmutter! Uli hat uns hier Proben von seiner Arbeit und Geschicklichkeit gebracht!" rief Verene, welche sich ins Mittel legen wollte — „seht nur her, Ahne, was für ein Tausendkünstler er geworden ist!"

Damit leuchtete sie mit dem Kienspan über einen schön geschnitzten Becher in Form einer Tulpe, wie ihn seither alle Holzschnitzer nachahmen, wozu aber Ulrich zuerst die Idee gegeben.

Mutter Trine würdigte indeß die Arbeit kaum eines Blickes und fragte mit einem gewissen Staunen:

„Gibt es denn Leute, die solch geschnitztes Holz hier kaufen?"

„Liebhaber genug, die es theuer bezahlen!" versetzte Ulrich mit Selbstgefühl. „Ich sag' Euch, Ahne, die Nachfrage nach solchen Waaren ist so groß, daß ich mit meinem Messer und Stichel in einer einzigen Woche mehr Geld verdiene, als Hans mit seinem Stutzen in einem ganzen Monat; und um eine Handvoll blanker Silberthaler ist's doch gewiß ein hübsches Ding. Und seht, Ahne," fuhr Ulrich fort und ließ seinen Gedanken freien Lauf, „wenn ich so daheim sitze und die Hände rühre, so verdiene ich nicht nur mein schönes Stück Geld, sondern ich bin auch nicht immer in Todesgefahr, wie die Gemsjäger droben in den Bergen. Wenn ich mir also dereinst ein Weib nehme, so braucht es nicht jedesmal zu zittern und für meinen Kopf zu fürchten, wenn das Brüllen einer Lawine von den Schreckhörnern oder vom Wetterhorn herunter donnert."

Die Ahne warf ihm einen Blick zu, vor welchem er die Augen niederschlug.

„Richtig, ich merke es nun!" sagte sie finster. „Das ist's, was Du Vreneli in aller Heimlichkeit begreiflich machen wolltest!"

Das Mädchen wollte mit einer Geberde den Ulrich am Antworten hindern, allein dieser ergriff mit wahrhaft verzweiflungsvoller Begierde die Gelegenheit, sein Schicksal ganz kennen zu lernen.

„Ja," sagte er mit einiger Aufregung, „ich leugne es gar nicht, daß ich mit Vreneli davon gesprochen habe, und da Ihr's errathen habt, Base, so brauche ich ja vor Euch auch kein Geheimniß mehr daraus zu machen. Ich habe mir von jeher Vreneli zum Weibe gewünscht — und seit zwei Jahren denken wir unser Zwei daran, einmal Hochzeit zu machen — nicht wahr, Vreneli?"

Die Alte wandte sich rasch zu ihrer Enkelin um, die verlegen und erröthend dastand.

„Ihr kennt mich von der Wiege an, Base," fuhr Ulrich fort, „ich bin ja hier aufgewachsen wie Euer eigenes Kind; Ihr wißt, daß ich kein

Digitized by Google

heimtückischer, böser, schlechter Mensch bin und daß die Frau, die ich bekommen soll, mit mir gut auskommen wird. Meiner Treu! ich will ihr niemals eine Thräne verursachen. Darum laßt Vreneli und mich ein Paar werden, Vase, ein glückliches Paar, und wir werden es Euch kniefällig danken und Euch dafür auf den Händen tragen. Seht, Vreneli bittet ja mit mir! Sagt Ja und raubt uns nicht alle Freude und Luft und Leben!"

Damit hatte er mit einer Hand Veronika's Arm erfaßt und sie zur Ahne hingezogen und die andere bittend zu der Alten erhoben, vor welcher das junge Paar in schüchterner Erwartung stand.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Lord Ward und einige seiner Freunde haben jüngster Tage dem edlen Waidwerk zum Besten der Soldaten auf der Krim obgelegen. Die Zahl der Schützen belief sich auf acht, und als der Feldzug des Tages sein Ende erreicht hatte, waren 386 Hasen, 140 Kaninchen, 78 Fasanen, 3 Feldhüner und 1 Auerhahn, im Ganzen 588 Stück Wild erlegt worden. Am darauffolgenden Tage fand eine zweite Jagdpartie zu demselben Zweck statt, an welcher neun Personen Theil nahmen. Erlegt wurden 188 Hasen, 123 Kaninchen und 103 Fasanen, im Ganzen 414 Stück Wild. Bei beiden Jagdpartieen wurden also für die englischen Krim-Soldaten 1002 Stück Wild erzielt.

Ein Reisender schreibt aus Südamerika über das, was man dort ißt: „Ein Frühstück von Alligatorschwanz mag noch angehen, wenn man sehr großen Hunger hat; auch gewöhnt man sich an rohe Schildkröte, die gebraten so vortrefflich ist; aber der Himmel behüte einen Jeden vor Affencoteletten und Salat von Nußöl und Flußschwein. Affenfleisch ist zäh wie Leder und nur Affenleber gilt, wie Gänseleber, für eine Delikatesse, aber nach dem Genusse bekommt man sicherlich in der Nacht das fürchterlichste Alpdrücken. Und während man ißt, fliegen Einem Mücken und dergleichen in die Augen und in den Mund, und eine Unzahl kleiner Insekten sticht, beißt und kneipt den armen Menschen jämmerlich."

Aus Bern wird der „Allg. Ztg." von einem originellen Testamente geschrieben, welches der dort verstorbene Turnlehrer Clias hinterlassen. Er vermachte nämlich der Stadt mehrere nicht unbedeutende Summen für gemeinnützige Zwecke unter der Bedingung, daß sein Skelett, als offenbarer Beweis für die wohlthätige Wirkung des Turnens auf den menschlichen Körper, im städtischen naturgeschichtlichen Museum zu Bern aufgestellt werde.

Im Spitale zu Freiburg i. B. liegt gegenwärtig ein interessanter Fall zur ärztlichen Behandlung vor. Ein Mann, der bei einem Baue herabfiel, verletzte sich den Schädel, in Folge davon derselbe beinahe alle Wörter, welche Dinge bezeichnen, vergessen hat und die verschiedensten Sachen blos mit zwei Namen nennt. Alle Dinge sind ihm entweder ein Messer oder ein Glas. Wenn man ihm nun den wahren Namen sagt, so wundert er sich darüber, es nicht gewußt zu haben.

Die französischen Photographen, welche die Armee nach der Krim begleiteten, haben bereits 400 Photographieen über einzelne Vorfälle des Krieges auf jener Halbinsel an den Kriegsminister geschickt.

In Böhmen soll bei Wunsiedel, im Fichtelgebirge, ein Klumpen gediegenes Gold im Werthe von 2000 fl. gefunden worden seyn.

Sylben-Räthsel.

Erzürnet hatte jüngst sich stracks
Mit ihrem Manne Madam' Star.
Sie sprach: „Die Zweite hab' ich immer,
Und sicher, in der Ersten schlimmer
Stünd' es schon längst, wär' ich nicht da."
Da sprach Herr Star in seiner Ruh':
„Die Erste höret doch mir zu,
Mein lieber Schatz, das weißt Du ja;
Drum wirst Du, was leicht einzuseh'n,
Mir gern das Ganze zugeseh'n."

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 4. Dienstag, 9. Januar **1855.**

Das Haus am Meeresstrande.

(Fortsetzung.)

Katharina, erfreut über des Geliebten Zustimmung, war nicht fähig, ihre Gefühle zu verbergen. Lachend rief sie:

„O, ich weiß schon, wie die Sache ausfallen wird! Da wird der Vater von Hochzeit sprechen, von Kuchen und Wein und einer großen Gesellschaft. Da wird nichts fehlen dürfen, was zu einem großen Staat gehört. Und weißt Du wohl, Rudolph, daß der alte Freiherr von Riedd mir auch schon eine Aussteuer versprochen hat? Er war heute Nachmittag hier, um seinen Sohn abzuholen, den man im Walde von einer Kugel durchbohrt gefunden."

„Was?" fiel Rudolph erschrocken ein — „erschossen? den Junker von Riedd?"

„Nein, nicht erschossen, nur verwundet. Man hatte ihn in unser Haus, oder in unsere Barake, wie der Vater zu sagen pflegt, gebracht. Wie's zugegangen, weiß noch Niemand. Der alte Freiherr wird aber gewiß schwere Strafe für den Thäter verlangen und nicht ruhen, bis er ihn entdeckt. Du kennst ihn ja, Rudolph, den Freiherrn?"

„Gewiß, bin ja schon oben auf dem Schlosse gewesen; er hat mir auch zwei Bilder abgekauft," erwiederte der Maler sinnend und wie mit einem Gedanken kämpfend. „Aber, Kathi, das ist ein großes Verbrechen, das Du da erzählst. Ich habe davon noch nichts im Klosterdorfe Riedd gehört. Wie ich jedoch durch den Wald gehe — ich wäre schon früher gekommen, aber das abscheuliche Wetter hielt mich ab —, ja, im Walde, unter einem Eichbaum, da fand ich den großen Hund des jungen Freiherrn erschlagen. Ich wußte gar nicht, was ich davon denken sollte. Und nun höre ich ein Gleiches von dem Junker selbst. Sind denn hier vielleicht Wilddiebe?"

„Ei, wo denkst Du hin, Rudolph? Ueberall sind Wächter aufgestellt und nur bei dem Unwetter mögen sie zu Hause geblieben seyn. Seit Jahr und Tag, ja, seit ich denken mag, sind keine hier gewesen. Nein, nein, da ist etwas geschehen, was nicht seyn sollte. Hätte der junge gnädige Herr doch auch nur ein Wörtchen reden können, dann hätten wir vielleicht was erfahren. Aber behüte, daß er sprach! Nur einmal schlug er die Augen auf, das war Alles. Er wird doch gewiß wissen, wie es zugegangen."

„Sicher, Katharina, wird er das wissen; aber ob er auch nur mit dem Leben davonkommt? Was hat denn der Doktor gesagt?"

„Die Wunde sey nicht gefährlich, meinte er. Nun laß aber die Geschichte, Rudolph, und sag' mir, was Du heute gemacht bei dem gräulichen Unwetter. Das war ja, als ob der Gottseybeiuns durch die Lüfte gefahren wäre!"

„Hast Du Dich gefürchtet, Kathi?" lächelte der Maler.

„I behüte! Ich und fürchten? Da muß es anders kommen. Nun sag' schnell, was Du gemacht! Ich muß bald wieder hinein ins Haus. Wenn der Vater aufwacht und mich nicht find't, so poltert er eine ganze Stunde lang. Ich möcht' auch nicht, daß er uns beisammen sieht, bis wir nicht morgen ordentlich mit ihm gered't haben. Er traut einmal den Stadtleuten nicht."

„Mißtrauische Leute Ihr!" lächelte Rudolph. „Was ich heute gemacht habe? In meiner Stube habe ich gesessen und habe den Sturm abgemalt, den Blitz und die Wolken. Schade, daß ich den Donner nicht auch habe abmalen können. Und gedacht habe ich an Dich!"

„Das ist recht schön von Dir! Wohnst Du noch bei dem schwarzen Kreuzwirth?"

Digitized by Google

„Ja wohl, Kathi, in demselben Zimmer, in welchem Rost gestorben ist, des Kreuzwirths Tochter. Der Vater hat mir einmal die Geschichte erzählt."

„Und Du fürcht'st Dich nicht, Rudolph?"

„Vor was denn?" lachte der Maler.

„Nun, es ist doch ein eigen Ding, in einem Zimmer zu wohnen und zu schlafen, wo Jemand gestorben ist. Da finden sich gar wunderliche Gedanken ein. Ich war einmal da oben in der Stub', da war mir's immer, als ob aus jeder Eck', aus jedem Winkel das blasse Gesicht der Rost guckte. Ich konnte gar nirgends hinseh'n, da stand sie vor mir. Es war recht graulich; ich hätt' nicht geglaubt, daß die Gespenster so nah zu den Menschen kommen. Nimm Dich in Acht, thu' mir die Lieb' und sey behutsam! — Wenn man g'rade denkt, es passirt Einem nichts, da geschieht es just."

Der Maler umschlang sie und flüsterte:

„Wenn Du mir nur gut bleibst, Kathi, dann hab' ich von Niemanden was zu fürchten, auch von Gespenstern nicht. Diese sind die Bilder unserer Unruhe, wenn wir gepeinigt werden von irgend einem trüben Gedanken. Mach' mir nie solche, hörst Du, Kathi? Das wäre mein Tod! Und nun gute Nacht, mein Schatz! es ist spät geworden, der Mond blickt durch die Tannen und ich habe noch einen ziemlich weiten Weg vor mir."

„Gute Nacht, Rudolph!" gab sie zurück und duldete es still, doch ohne Erwiederung, daß er ihr einen Kuß zum Abschied auf den Mund drückte.

Sie verweilte noch einige Minuten auf dem Platze und blickte dem Geliebten nach, bis er im Waldesdunkel verschwunden war. Ein leiser Seufzer begleitete sein Verschwinden, dann stand sie auf, warf noch einmal einen Blick dahin und ging langsam in die Hütte.

Rudolph hatte am Waldessaum gleichfalls noch einmal nach der Geliebten umgeschaut — in der Dämmerung verschwamm ihre Gestalt, aber er winkte doch hinüber mit der Hand; es war ihm, als begegnete er ihrem Auge, dem schönen, träumerischen. — In Gedanken versunken, von der Pracht der milden Nacht angezogen, schritt er durch den Wald, anfangs am Meere hin, das in Spiegelklarheit sein weites Becken öffnete, um die tausend, tausend Sterne in seinem Schooße aufzufangen, die vom Himmel herabschimmerten. In seiner Tiefe schlummerte manche Blume mit sehnsüchtigem Verlangen ... magisch zog es die Sterne herab; es suchten einander Blumen und Sterne ... im Traume der einen lebten die andern. Der Mond übergoß mit seinem vollen Licht den Wald. Ruhig standen die Tannen; von den Zweigen nur fiel hin und wieder ein glänzender Tropfen, eine traumhafte Thräne des schlummernden Baumes. Still war es, einsam still in dem Walde. Von fern her nur erschallte der Gesang eines Vogels, in klagenden Tönen, wie ein Lied der Wehmuth, die, eine Tochter des Abends, den hellen Tag flieht und mit der Nacht verhaucht. —

Es war schon spät, als Rudolph in das „schwarze Kreuz" kam, die Dorfuhr schlug elf. In den Häusern schimmerte nur vereinzelt ein Licht; die meisten Bewohner hatten sich schlafen gelegt. Er ging an dem Kloster vorüber, das an einem freien Platze inmitten des Ortes liegt und jetzt unbewohnt, theilweise in Ruinen zerfallen, in dem Scheine des Mondes riesenhaft emporragte. Rudolph war es, als schimmerte ein Licht in diesen Räumen — es flackerte hin und her, kaum merklich, in weiter Ferne. Er meinte, es sey eine Täuschung und vielleicht ein Stern, der durch's Gemäuer blinkte; er ging vorbei und mit beflügeltem Schritt nach Hause. Niemand war mehr wach; er stieg die Treppe hinauf und legte sich zur Ruhe.

Er konnte lange nicht schlafen; er dachte an so mancherlei — an Katharina, an den Junker, an die Fügungen des Zufalls, die ihn hierher geworfen, wo er seine Herzensruhe verlieren sollte. Mitunter durchliefen seine Gedanken gewaltige Mißtöne, er schwankte in seinem Vertrauen zu seiner Geliebten und sah sich, mit einem großen Weh belastet, nach der Residenz zurückkehren. Aber wie denn der Liebende tausendfach erfinderisch ist an Gegenvorstellungen, so verscheuchte er auch seine Sorgen und seine Augen schlossen sich.

Im Halbschlummer war es ihm, als höre er Jemand auf der bis dahin stillen Straße näher kommen, als würde die Hausthür geöffnet, die er vorhin verschlossen, als träte Jemand in die Stube unter ihm und als ginge es noch einige Mal auf und nieder, wie der Fußtritt eines Mannes — bis es endlich stille ward.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

Mutter Trine ließ die beiden jungen Leute eine Zeitlang unter ihrem Blicke harren, wie

Digitized by Google

zwei Holztauben unter dem Auge des Geiers; dann versetzte sie kopfschüttelnd:

„Kennst Du Vreneli's Mitgift, Uli?"

„Ihre Mitgift?" wiederholte der Bursche, der diese Frage nicht zu verstehen schien — „ich habe mir niemals träumen lassen, daß sie ein Heirathsgut bekommen werde, und ich sehe auch nicht darauf — es liegt mir nichts daran."

„Aber mir liegt daran!" rief die Alte lebhaft aus — „denn es ist kein Heirathsgut, das reich macht, sondern eins, das eher Schulden auflegt. Sieh, dort ist es, in jenem Kasten, den noch Keins von Euch offen gesehen und der Euch in Euern Kinderjahren stets Schreck eingeflößt hat. Kommt her, ich will es Euch zeigen."

Damit schritt die Alte zu dem wurmstichigen, altväterlichen Schranke, steckte einen verrosteten Schlüssel ins Schloß, das sich nur mit Mühe drehen ließ, und öffnete rasch beide Flügelthüren. Die düstere Tiefe des Schrankes ließ mehrere Gemsenschädel mit großen, starken Krikeln oder Hörnern sehen, und die gebleichten Schädelknochen stachen in der flackernden Beleuchtung des Kienspans so seltsam von dem dunklen Hintergrunde ab, daß Vreneli einen Ausruf des Schreckens nicht unterdrücken konnte.

„Na, na, thöricht Mädel! hast Du so wenig Muth, daß ein solcher Anblick Dich erschreckt?" rief die Alte barsch.

„Wenigstens überraschen muß es!" versetzte Ulrich. „Was soll denn das heißen, Ahne? und woher kann denn ein solches Heirathsgut für Vreneli rühren?"

„Es kommt von ihren Vätern und Vorvätern," erwiederte Jene nachdrücklich; „Du bist zwar kein großer Jäger, Uli, aber Du mußt doch erkennen, daß jeder dieser Schädel von einem „Gemsenkaiser" herrührt!"

„Meiner Treu, so ist es!" sprach Ulrich, der wußte, daß der Sage und allgemeinen Annahme nach diese hohen, starken Gehörne von Gemsen herrührten, die so alt waren, daß ihre Nachkommenschaft eine Art Stamm bildete, als dessen Haupt man sie betrachtete.

„Du mußt noch weiter wissen, wie schwer es ist, ein solches Wild zu Schuß zu bekommen," fuhr Mutter Trine fort; „und man wird Dir vermuthlich auch gesagt haben, daß derjenige, der einen solchen Kaiserschuß thut, im Waidwerk so erfahren und geschickt ist, daß er nur den Erzengel Michael oder den wilden Jäger über sich hat."

„So sagt man," versetzte Ulrich.

„Wohlan denn!" sagte die Großmutter mit Nachdruck — „seit vielen, vielen Menschenaltern haben alle Diejenigen, welche um Töchter unseres Hauses gefreit, ihren Liebsten einen Gemsenkaiser zum Brautgeschenk gemacht. Schau' hierher — unter jedem von diesen Gehörnen kannst Du den Namen eines unserer Vorfahren lesen. Der letzte dort, der etwas höher hängt als die andern, ist von meinem Schwiegersohn, Gott hab' ihn selig! Als er zu mir kam und um sein Bäschen freite, um Vreneli's Mutter, zeigte ich ihm, was ich Dir gezeigt habe."

„Und was hat er Euch geantwortet, Ahne?" fragte Ulrich.

„Gar nichts; aber zwei Monate später legte er mir jenes Gehörne dort auf den Tisch. Hätt' er's nicht bringen können, so hätten das Mädel und ich auf einen geschickteren Jäger gewartet."

Die beiden Liebenden wechselten einen trostlosen Blick.

„Aber, Base Trine, es ist ja kaum glaublich, daß Ihr einen solchen eitlen Ruhm höher stellen solltet, als alles Andere!" entgegnete Ulrich. „Hättet Ihr wirklich unter keiner andern Bedingung eingewilligt aus Rücksicht für die Freundschaft, die Eure Tochter für den Vater Vreneli's hatte?"

Die Alte schüttelte mit verächtlichem Lächeln verneinend den Kopf.

„Gilt Euch denn der Wille des armen Mädchens, das Ihr verheirathet, gar nichts?" fuhr Ulrich fort. „Wollt Ihr denn nicht Eurer Tochter Glück, sondern nur den Ruhm, daß Ihr den besten Bergjäger in der Familie habt?"

„Ja, den will ich — wir hatten ihn von jeher!" versetzte die Alte stolz.

„Aber was hat es Euch anders eingetragen, als Armuth, Angst und frühe Wittwenschaft?" rief Ulrich, immer lebhafter und heftiger werdend. „Wo sind jetzt die Leiber aller Derer, welche jene Waidmannstrophäen, mit denen Ihr Euch so brüstet, hier aufgehängt haben? Keiner von ihnen ist in geweihter Erde begraben bei andern Christenmenschen, sondern Allen ist der Abgrund das Grab und die Lawine das Leichentuch geworden!"

„Wer bestreitet denn das?" rief die Ahne mit stolzer Kälte — „hab' ich Dir denn Reichthümer oder Ruhe oder langes Leben versprochen? Weißt Du nicht aus den alten Geschichten und Sagen, welche die Kinder uns an den Winterabenden vorlesen, daß von manchen edlen Geschlechtern alle Männer im Krieg umgekommen sind? Nun denn,

Digitized by Google

die Unsrigen sind droben im Gebirg umgekommen — das ist ihr Schlachtfeld! — und Schmach über denjenigen von unsern Männern, der zuerst im Bette stirbt!"

Veronika rang die Hände und stieß einen Ruf des Schreckens aus, welcher gegen die Aeußerung der Matrone Widerspruch einzulegen schien; aber diese herrschte ihr mit bitterem Unmuthe zu:

„Still, Du thörichtes Ding! man hat Dich nicht um Deine Meinung gefragt! Du hast gottlob hier noch nichts zu befehlen, sondern mußt nur zuhören und schweigen. Ich rede jetzt mit Dem, welcher erfahren wollte, wie man in unserem Hause um die Töchter freit. Nun weiß er's und hat gesehen, was jeder Tochtermann unseres Hauses zu dem Ehrenschatze der Familie beibringen muß."

„Und es wird also hier Keiner als Schwiegersohn angenommen, wenn er nicht diese Bedingung erfüllen kann?" fragte Ulrich — „selbst Hans nicht?"

„Hans hat noch gar nicht darnach gefragt," entgegnete die Großmutter; „er ist auf seinem Posten und thut seine Schuldigkeit! Die günstige Gelegenheit wird sich schon für ihn finden und seine Kugel wird dann ihr Ziel sicher zu treffen wissen. Einstweilen läßt er sich's angelegen seyn, für unsern Unterhalt zu sorgen."

„Ihr solltet auch hinzufügen, Ahne, daß Ihr ihm dieses Vorrecht als eine besondere Begünstigung einräumt und gegen alles Recht und Billigkeit!" versetzte Ulrich lebhaft. „Hab ich Euch nicht schon oft Geld angeboten? Denn ich habe doch auch ein Recht, Etwas zu Euerm Unterhalt —"

„Nein, Du hast kein Recht — gar keins!" rief die alte Frau. „Wir brauchen und wollen Dein Geld nicht! Die Hauser'schen haben von jeher vom Gebirg gelebt. Dein Vetter Hans und der alte Vetter Hiob holen droben, was für unsern Unterhalt nöthig ist, und was sie bringen, das reicht für uns hin!"

Bei diesen Worten der Alten hörte man auf dem schmalen Pfade, welcher durch die Schlucht herab zu dem Häuschen führte, das Rasseln von Kieseln, die unter einem eiligen Schritt herunter rollten. Vreneli richtete sich rasch auf, horchte nach dem Fenster hin und sagte:

„Er kommt!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das Civil-Tribunal der Seine hat in einem Urtheile erkannt, daß der letzte Betrüger, der sich für Ludwig XVII. ausgab und seine Rolle unter dem Namen eines Barons Richemont spielte, ein Glashändler Namens Hebert aus Rouen war, der 1830 fallirte; er spielte seine Rolle in der Gesellschaft unter den Namen: Obrist Julien, Obrist Lemaitre, Pieted, Legros, Berard, Heinrich von Transtamarre, Prinz Gustav und Baron Richemont. Im Jahre 1831 zu zwölfjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, wußte er aus St. Pelagie zu entkommen und starb im vorigen Jahre. Das Gericht erkannte seine Hinterlassenschaft, nicht unbedeutende Summen, die er leichtgläubigen Royalisten abgeschwindelt hatte, seinen Gläubigern zu.

Während der großen Ausstellung in Paris 1855 wird, auf Veranlassung des Londoner Schachklubbs, ein großer Schach-Wettkampf stattfinden, der voraussichtlich viele der ersten Koryphäen dieses edlen Spiels in der franz. Hauptstadt vereinigen wird.

Aus der alten Universitätsstadt Upsala meldet „Aftonblad": „Ulfila's Bibelübersetzung, die einzige auf die Nachwelt gelangte ausführliche Probe der mösogothischen Sprache und als einer der köstlichsten Schätze der Universität Upsala angesehen, ist neuerdings von dem Dozenten Uppström vollständig in der Originalsprache und mit mösogothischen Typen, die besonders angefertigt wurden, herausgegeben worden.

Alexander Soyer, der berühmte Londoner Kochkünstler, hat auch seinen Beitrag für die Tapfern in der Krim geliefert. Es ist ein von ihm erfundener Kochapparat, der mit Hilfe von nur vier Köchen binnen zwei Stunden für 1000 Mann ein vortreffliches Mahl kocht.

Die Gesammtzahl der im Jahre 1854 über Mannheim Ausgewanderten beträgt 30,799 Personen.

Auflösung des Sylben-Räthsels in № 3:

Hausrecht.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 5. Freitag, 12. Januar 1833.

Das Haus am Meeresstrande.

(Fortsetzung.)

3.

Die seltsamsten Gerüchte verbreiteten sich in der Umgegend über den Vorfall mit dem jungen Freiherrn, oder, wie er von den Bauern allgemein genannt wurde, dem Junker von Riedd. Da und dort wollte man einen Mann gesehen haben, den Niemand kannte, aber der seines verwilderten Aussehens wegen der That wohl fähig seyn konnte; Niemand wußte jedoch zu sagen, wo er hingekommen. Ein Anderer meinte, aus dem Dorfe Waldegg müßte es Jemand gewesen seyn, denn die dortigen Bauern seyen dem Schloßherrn von Riedd nichts weniger als hold. Ein Anderer endlich, und dieser erhielt den meisten Beifall, da sich während mehreren Tagen nichts ereignete, um einen bestimmten Verdacht zu äussern — dieser nämlich meinte, der Junker wäre wohl selbst ungeschickt mit dem Gewehre umgegangen und habe, anstatt ein Wild, sich selber getroffen. Bei diesen Leuten kam aber gar nicht in Betracht, daß das Gewehr des Junkers nirgends aufgefunden werden konnte und daß dessen Hund sichtlich erschlagen worden war.

Was den jungen Freiherrn selbst betraf, der sich über Erwarten schnell erholte, so schwieg er über den Vorfall gänzlich, und sogar die ernstesten Ermahnungen seines Vaters konnten ihn nicht zum Sprechen bewegen. Er suchte Ausflüchte, erging sich in Muthmaßungen und blieb endlich bei dem Ausspruche stehen, der Schuß habe ihn aus der Entfernung getroffen, plötzlich, ohne daß er selbst wisse, wie es geschehen. Bei der vorherrschenden Dunkelheit, dem Wüthen des Sturmes und da er gleich niedergesunken sey, habe er Niemanden gewahren können.

Gegen das Einschreiten der Gerichte hatte der Verwundete nichts einzuwenden; doch mochte er diese Zustimmung wohl mehr aus Nachgiebigkeit gegen seinen Vater, als aus eigener Billigung dieses Schrittes geben.

Daß dem Junker indeß, trotz seiner Schweigsamkeit über den Vorfall, Etwas auf der Seele brannte, verrieth nur gar zu leicht seine Ungeduld; er wollte durchaus jetzt schon aufstehen. Vergebens ermahnte ihn der Hausarzt, sich ruhig zu verhalten, vergebens waren dessen Vorstellungen, daß er durch die Unruhe die Heilung selbst verzögern, daß die Wunde dadurch nur schlimmer werden würde; er ließ sich nichts einreden und sorgte und strebte, sobald wie möglich aus dem Bette zu kommen. Ein jedesmaliger Zornausbruch seines Vaters allein konnte ihn zur Vernunft zurückbringen.

Seine Jugendkraft überwand aber seinen mißlichen Zustand über Erwarten schnell. Noch nicht drei Wochen waren vergangen und er durfte in seinem Zimmer umhergehen. Seine erste Frage, mit der er bis dahin zurückgehalten, war jetzt, wo er sich denn eigentlich befunden habe, bevor man ihn in den Wagen gebracht. Als man ihm den alten Soldaten Claus Schilder und dessen Tochter Katharina nannte, entgegnete er nichts; ein Lied summend, trat er an's Fenster. — Ueber den Vorfall selbst fing er zu scherzen an, lachte, wenn davon die Rede war, und meinte, ein Schiff sey von Schweden herüber gekommen, darauf habe der Mörder gesessen; man solle ihn auf der Ostsee suchen. Dann fragte er doch auch wieder und nicht ohne Besorgniß, ob man nichts gefunden, was auf das Ereigniß Bezug habe, ob man schon eine Spur entdeckt. — So sehr aber die betreffende Behörde sich auch bemühte, über das Dunkel der auffallenden Begebenheit einiges Licht zu erhalten, es wollte ihr durchaus

Digitized by Google

nicht gelingen, und fast drohte der ganzen Sache Vergessenheit, da überdies dem Junker selbst nicht viel an der Entdeckung des Thäters zu liegen schien. Sein Vater nahm ihn wohl wiederholt in ein scharfes Verhör, aber er sagte nicht mehr aus, als er bis dahin gethan.

Den ersten schönen Tag, der es erlaubte, benützte der Junker zu einem Ausflug. Von allen Seiten grüßten ihn die Bauern respektvoll, als er durch das Dorf schritt, aber keiner nahte sich ihm herzlich. Hatte er es doch nie verstanden, sich ihre Liebe zu erwerben, ebensowenig wie sein Vater, der im Grunde von keinem schlimmen Charakter war, doch zu sehr den aristokratischen Gesinnungen unterlag, von der allgemeinen Berechtigung der Menschen nichts wissen wollte und diese Gesinnungen auf seinen Sohn übertragen hatte.

Es nahte bereits der Herbst; die Blätter der Bäume färbten sich roth und gelb, der Wind schüttelte stark und machte sie ärmer an ihrem schönen Schmuck. Die Vögel rüsteten sich im Walde zum Abzuge; in großen Schaaren versammelt, stimmten sie ein Geschrei an, erhoben sich in die Luft, senkten sich nochmals herab, als glaubten sie nicht recht, daß sie wandern müßten und als käme noch einmal der Frühling, um sie zurückzuhalten; sie hatten das Stückchen Erde lieb gewonnen, es war ihnen eine Heimath geworden, und wer verläßt diese gerne?

Das Meer brauste auch wieder stärker auf. Die Wellen hoben und senkten sich; sie schienen keine rechte Freude mehr an der Sonne zu haben, diese war kalt und schied rascher als sonst; kaum hatten sie die Strahlen aufgefangen, die heißsüchtigen Wellen, da verschwand sie auch schon wieder, es zeigte sich keine rechte Liebe mehr in ihr. Im Frühling und Sommer war das so ganz anders, da waren sie verwöhnt worden, und jetzt sollten sie auf einmal entsagen. Das Meer hatte da wohl rechten Grund zum Grollen; es ist gar so trüb, Dem entsagen zu müssen, was man einmal liebgewonnen.

Der Junker von Riedd, das Gewehr auf der Schulter, ganz wie sonst, ein Liedchen trällernd, dankte den vorübergehenden, ihn tief grüßenden Bauern kaum; empfand auch nichts von der wehmüthigen Klage in der Natur, die ahnungsvoll die Schauer des kommenden Winters verkündete. Er dachte eben: die Blätter fallen von den Bäumen; gut, das Jagen geht an, wir kriegen Gesellschaft ins Haus. Der Herbst ist so übel nicht und der Winter wird sich auch ertragen lassen. Ueberdies, wenn man reich ist und Geld hat, kann man allezeit das Vergnügen erkaufen. — So waren des Junkers Gedanken.

Er ging auf die Hütte des alten Claus zu. Er sah Niemand vor der Thüre und lugte durch's Fenster. Die blinden Scheiben gewährten zwar einen schlechten Einblick, doch fuhr er mit verfinsterter Miene zurück. Holla! steht es so? dachte er. Das ist ja eine saubere Entdeckung — wir wollen der Sache gleich auf den Grund kommen!

Er hatte keine Lust, in die gemeine Wohnung einzutreten, und pochte an die Thür. Katharina trat auf die Schwelle. Beim Anblick des Junkers wechselte sie die Farbe. Dieser beobachtete sie scharf und kniff die Lippen zusammen — ein Ausruf der Bewunderung hatte ihm entschlüpfen wollen.

„Wo ist der Vater, Katharina?" fragte er mit unverwandtem Blick.

„Auf die See hinaus zum Fischen, gnädiger Herr."

„Und was machst Du während dieser Zeit? Du setzest Dich einem Manne auf den Schooß! Ich habe es durch das Fenster gesehen. Ist das wohl schön? Was wird der Vater sagen, wenn ich es ihm verrathe? Ich hätte das nicht von Dir gedacht, Katharina. Du giltst für eine sittsame Dirne, die Leute im Dorfe sagten's mir, und nun erfahre ich das Gegentheil."

„Ich thu' nichts Unrechtes, Herr Junker, es müßte denn überhaupt die Liebe verboten seyn. Der Mann, den Ihr gesehen habt, ist mein Verlobter."

Sie hatte sich von ihrer Verwirrung erholt und blickte ihm jetzt fest in die Augen.

„Dein Verlobter?" Der Junker schlug mit dem Gewehre auf, daß es dröhnte. „Da hat sich ja Vieles ereignet während meiner Krankheit. Ich wollte, ich wäre krank geblieben — denn das sag' ich Dir unverhohlen, Katharina, daß ich in diesem Augenblick ein größeres Weh empfinde, als während der drei Wochen, die ich im Bette verzetteln mußte. Ich habe inzwischen gar oft an Dich gedacht und freute mich sehr darauf, Dich wieder zu sehen. Mein erster Gang geschah zu Dir und ich muß diese Dinge erfahren. Das schneidet mir ins Herz, Katharina."

„Es ist nicht zu ändern, gnädiger Herr!" erwiederte sie zitternd und mit einem ganz eigenthümlichen Blicke.

Er verstand diesen Blick, es lag in demselben eine Unsicherheit des Gefühls, von der sie selbst vielleicht nichts wissen mochte.

Digitized by Google

„Und wer ist Dein Verlobter?" fragte er nach einer kurzen Pause.

„Ihr kennt ihn, gnädiger Herr. Doch da ist er selber!" — In der That trat der Maler Rudolph Eluer aus dem Hause. Das lange Ausbleiben Katharinens veranlaßte ihn dazu und er hatte überdies den Junker durch das Fenster gesehen. Er grüßte denselben höflich, aber mit Zurückhaltung.

Herr von Riedd that, als ob er ihn gar nicht bemerkte, und wandte sich wieder an Katharina:

„Du willst Dich also verheirathen? schade! Du hättest wohl eine bessere Partie gemacht. Daß doch die jungen Mädchen nicht hitzig genug ins Ehebett gelangen können! Adieu!"

Er kehrte sich gegen den Wald und war im Begriff zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

Rasch ward die Thür aufgestoßen und Hans trat über die Schwelle. Er trug die volle Tracht der Gemsjäger: Wamms und Beinkleid von Tuch, welche starke Spuren des Gebrauches trugen, derbe, nägelbeschlagene Schuhe mit Kamaschen von Leder darüber, in welche die Eiszacken der Gletscher lange Fransen eingerissen hatten, und einen vom Wetter fuchsig gewordenen Filzhut. An seiner Hüfte hing das Handbeil, womit er sich auf dem Gletschereis in den beschneiten Gehängen Stufen einzuhauen pflegte, der Kugelhammer von Buchsbaumholz, den er zum Laden nöthig hatte, und die lederne Waidtasche mit dem Schießbedarf. Einen zusammengerollten langen Sack von derber, ungebleichter Leinwand hatte er von der linken Schulter zur rechten Hüfte herüber gebunden.

Er war rasch und heftig eingetreten, blieb mitten in der Stube stehen und ließ den schweren Kolben seines Stutzen dröhnend auf den Boden fallen. Mutter Trine bemerkte augenblicklich, daß er kein Jagdglück gehabt hatte. Ohne darüber ein Wort zu verlieren, winkte sie Vreneli, das Feuer wieder aufzuschüren, und ging nach einem Speiseschränkchen, um das Nöthige zu dem Gedeck und Abendbrod für den Ankömmling zu holen. Erst jetzt ward der Jäger Ulrichs Anwesenheit gewahr.

„Grüß Dich Gott, Hans!" bewillkommnete Ulrich seinen Vetter und trat auf ihn zu.

Dieser gab keine Antwort, sondern sah schnell nach Vreneli um, deren Augen gar nicht von dem Holzschnitzer ließen. Ohne ein Wort zu erwiedern, trat er an den Herd, hing seine Büchse an die Wand, setzte sich auf den Holzklotz, der neben dem Herde stand, und streckte seine froststarren und beeisten Füße vor der Flamme aus.

Ulrich war zwar an das wortkarge, mürrische Wesen seines Vetters gewöhnt, allein diesmal schien er doch etwas betroffen darüber, nahm an der andern Seite des Herdes Platz, lehnte den Rücken an die Wand, verschränkte die Arme und schaute den Vetter an.

„Die Gemsen scheinen nicht mehr zahlreich zu seyn auf den Almen da droben," sagte er mit einem leichten Anflug von Hohn, „wenn der Vetter Hans gerade so wieder heimkommt, wie er ausgezogen ist."

Hans zuckte die Achseln und versetzte geringschätzend:

„Wer hat denn Dir jemals gesagt, daß es viele Gemsen auf den Almen gibt, wenn ihnen das Thauwetter erlaubt, ihre Aesung auf den steilsten Hörnern und Zacken zu finden?"

„Aha, der Vetter hat sie dort droben auf den Zacken nicht aufsuchen wollen?" forschte der Holzschnitzer weiter.

Hans warf ihm einen grimmigen Blick zu, wandte sich ab und versetzte mit einem gewissen Stolze:

„Ich komme soeben von den Schreckhörnern herunter!"

Bei diesen Worten wandten sich die Frauen erschrocken nach ihm um und selbst Ulrich konnte eine gewisse Betroffenheit nicht bemeistern, denn die Schreckhörner sind in der That die höchsten Zacken und Zinken, welche den Wettenberg überragen, und ihr Name bekundet genugsam, wie gefürchtet sie von jeher waren; selbst die Jäger wagen sich nur selten dort hinauf und es gibt ihrer nur Wenige, welche die scheue Gemse bis in diesen ihren letzten Zufluchtsort zu verfolgen wagen.

Mutter Trine, welche ihrem Großneffen Hans soeben den Tisch gedeckt hatte, kam herzu und fragte mit merklicher Angst im Tone:

„Ist es wahr, Hans, kommst Du wirklich vom Schreckhorn herunter?"

„Warum soll es denn nicht wahr seyn?" entgegnete Hans und blickte sie verwundert an.

„Dort droben sind sie alle geblieben!" murmelte die Alte halblaut und mit einem Schauder vor sich hin — „Vreneli's Vater, der Vater ihrer

Digitized by Google

Mutter, der Vater des Aehni — alle, alle!... Es besteht ein alter Haß zwischen unserer Familie und den Schreckhörnern!"

„Und selbst auf jenen hohen Zinken hast Du Nichts gefunden, Vetter?" fragte Ulrich, unwillkürlich ergriffen von der Kühnheit seines Nebenbuhlers.

„Und wer sagt Dir das?" rief Hans.

„Du hast wohl Fährten gesehen?"

„Nein, nicht Fährten allein, sondern noch mehr! Ein ganzes Rudel Gemsen sammt ihrem Kaiser hab' ich gesehen!"

Den drei Zuhörern entfuhr unwillkürlich ein Schrei der Ueberraschung. In jenen wilden Thälern ist die Gemsjagd die romantische und ergreifende Seite des Lebens, an welche sich alle wunderbaren Abenteuer anknüpfen, um welche sich alle Sagen und Traditionen des häuslichen Herdes drehen; sie ist der Born, aus welcher die Volksmuse ihre schönsten Mährchen und Sagen schöpft, und sie übt auf die Einbildungskraft eine unwiderstehliche Gewalt aus. Bei dieser Kunde von dem seltenen Begegniß, das dem Jäger zugestoßen war, traten daher Mutter Trine, Vreneli und Ulrich mit stürmischer Neugier zu Hans heran, aus dessen Zügen ein wilder Triumph leuchtete.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Nürnberger Chronist meldet von einer sonderbaren Reichstags-Uhr. Es geschah nämlich im Jahre 1487. Als Kaiser Friedrich der Dritte zum Reichstag nach Nürnberg gekommen, ließ er daselbst auf dem hohen, runden Thurm der Veste, genannt „Luginsland", ein großes zinnernes Horn machen, welches mit einem Blasbalge getreten wurde, also, daß es sehr laut über die Stadt hinbrummte. Mit diesem Horn mußten die Wächter bei Tag und Nacht, so lange der Reichstag währte, die Stunden abblasen, auf daß die Herren erinnert würden, sich in ihren Reden kurz zu fassen.

Der Werth der Edelsteine der englischen Krone wird nach dem „Morning Advertiser" wie folgt geschätzt: 20 Diamanten an dem Reife 30,000 Pfund, 2 starke Diamanten im Mittelpunkt 4000 Pfd., 54 kleine zwischen den größeren des Reifes 1000 Pfd., 4 Kreuze, wovon jedes aus 25 Steinen zusammengesetzt ist, 12,000 Pfd., 4 starke Diamanten auf der Höhe der Kreuze 4000 Pfd. die Lilie, aus 12 größeren und 18 kleineren Diamanten bestehend, 12,000 Pfd., Perlen und Diamanten auf dem Kreuze 10,000 Pfd., 141 Stück verschiedene kleine Brillanten 5000 Pfd., 2 Reife mit Perlen 3000 Pfd. u. s. w., zusammen — ohne den Goldwerth — 111,900 Pfd. Sterl. oder 1,342,800 fl.

Zwei englische Gentlemen, Hr. Stafford, Mitglied des Parlaments, und Hr. Osborne, bekleiden in den engl. Lazarethen des Orients aus freien Stücken die Stellen als öffentliche Schreiber; sie führen nämlich mit unermüdlichem Eifer die Correspondenz der Soldaten und Verwundeten nach England.

Am Belpberg, 2 Stunden südl. von Bern, sind keltische und römische Münzen ausgegraben worden, die aus der Zeit herrühren sollen, wo Julius Cäsar die helvetische Völkerwanderung (50 v. Chr.) aufhielt und zurückschlug.

Räthsel.

1.

Es wohnet in der Stadt, nicht auf dem Lande,
Und stehet mancher milden Stiftung vor,
Und huldreich hohem so wie niederm Stande
Leiht es in jeder Stunde dir sein Ohr.

Dem Fürsten und dem Priester zugetheilet,
Wird es vom schlichten Bürgersmann entbehrt;
Doch ob es auch wohl bei den Ersten weilet,
Ist es auch dem Geringsten zubescheert.

Es folgt der Lust, doch nicht vermischt mit Reue,
Es schwellet in Begeisterung die Brust.
Wer das Geheimniß nun errathen, freue
Sich deß und werd's im eig'nen Selbst bewußt.

2.

Bald macht's mit Klingeln kurz und klein,
Bald donnert's unter Flammenspei'n
Das Ding, das mit verschied'ner Kraft
Vernichtet Pulver, Pulver schafft.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 6. Sonntag, 14. Januar **1855.**

Das Haus am Meeresstrande.

(Fortsetzung.)

Eine Zornader trat auf die Stirn des Malers, eine dunkle Röthe stieg ihm ins Gesicht. Rasch hielt er den Junker auf mit den Worten:

„Eine gemeine Denkungsart, Herr von Riedd, kann ich Jedem verzeihen, wenn er sie unter Seinesgleichen anwendet; hier aber dulde ich die Ihrige nicht!"

Der Junker biß sich auf die Lippen und wurde bleich.

„Was meinen Sie damit?" stotterte er — „Sie vergessen sich!"

„O nein! Ich würde mich vergessen, zögerte ich auch nur einen Augenblick, mit jenen Worten zurückzuhalten. Nehmen Sie dieselben in der schlimmsten Bedeutung. Nicht Ihr Benehmen gegen mich hat mich beleidigt, Ihre Art kann ich ertragen; aber Ihre Rohheit gegen ein Mädchen, wenn es auch dem niedrigsten Stande entsprossen, hat mich empört. Was würden Sie sagen, wenn ich ein Gleiches gegen Ihre Verlobte wagte?"

„Das ist, dem Himmel sey Dank, unmöglich!" warf sich Herr von Riedd in die Brust. „Ich habe ein Vorzimmer und in diesem Bediente, die den Auftrag haben, Jeden, der nicht ins Haus gehört, zurückzuweisen. Sie kamen auf's Schloß meines Vaters, um Bilder zu verhandeln — wen ich bezahle, kann ich nicht in meinem Umgang dulden, geschweige ihn zu meinem Freunde erheben. Sie würden vergeblich den Zeitpunkt erwarten, der Ihnen gestattete, mit meiner Braut zu sprechen."

„Herr von Riedd," suchte sich der Maler zu fassen, „ich sehe, daß es eine Thorheit war, Ihretwegen in Zorn zu gerathen. Es ist eine Schwäche im Menschen, die oft unwillkürlich ausbricht. Was kann ich Ihnen erwiedern, da Sie nur zu beleidigen verstehen? Wer die Kunst nicht achtet, der steht auf einer Stufe der Bildung, die nur das tiefste Mitleid erwecken kann; wer gar die Armuth schmäht, ist entweder verwahrlost an Geist und Herz oder ein verwöhntes Kind ohne Begriffe. Ich würde Genugthuung von Ihnen fordern, wenn mir nicht die Art und Weise einer gewissen mittelalterlichen Sitte, die eine Standesklasse als überliefertes Vorrecht betrachtet, bekannt wäre; da Sie aber selbst Genugthuung von mir hätten verlangen müssen, indem ich Sie dazu aufforderte, Sie es jedoch unterließen, so will ich mich nicht einer neuen Beleidigung aussetzen und Ihnen nur zeigen, daß Sie keinen Feigling vor sich haben. Ihr Freund zu seyn, erfordert zu viel Eigenschaften, die ich, der einfache Sohn einer gesunden Sphäre, nicht genug zu würdigen verstehe, als daß ich je mit meinen Gedanken so weit hätte ausschweifen sollen."

„Impertinenter, brodloser Landstreicher!" fuhr der Junker wüthend heraus — „ich werde Dich von dem Gute mit Hunden hetzen lassen, wenn Du nicht freiwillig gehst. Hier ist mein Grund und Boden! Der Güte meines Vaters danken Sie's, daß Sie hier frei schalten und walten können, daß für Sie das allgemeine Verbot umgangen ist; aber es hat ein Ende. Treff' ich Sie noch einmal auf einem verbotenen Wege, so werde ich Sie bedienen, wie es Vagabunden geziemt. Genugthuung fordern — ich von Ihnen? Wäre es nicht gar so lächerlich, es könnte frech seyn! Die Zeit hat Vieles vernichtet, schon oft am Standesunterschiede gerüttelt, aber noch Nichts hat es vermocht, eine ächte, durch Jahrhunderte geadelte Gesinnung zu untergraben. Brüstet Euch, so viel Ihr wollt, mit Gleichheit, was festgewurzelt,

Digitized by Google

besteht. Nie kann ich mich herabsetzen, um mich mit Einem Ihres ehrsamen Standes zu schlagen. Schon der Gedanke, mit Ihnen herablassend gewesen zu seyn, erfüllt mich mit Abscheu gegen mich selbst, jetzt, nachdem ich weiß, daß Sie einer Handwerksgesellen-Herberge angehören!"

„Und doch haben Sie Ihre edlen Gesinnungen noch tiefer herablassen wollen," entgegnete Rudolph vollkommen ruhig. „Ich war ein unfreiwilliger Zeuge Ihrer Anträge gegen meine Verlobte, die nur die Tochter eines ehemaligen Unteroffiziers, die Enkelin eines Bauernist."

Der Junker wurde sichtlich verwirrt und wagte nur von der Seite nach Katharinen zu blicken. Er suchte sich zu verbessern:

„Die Schönheit ist überall von Adel; ich sprach von den Männern."

„Wie gut Sie aber immer zu unterscheiden wissen," bemerkte Rudolph, „haben Sie an der Tochter des Kreuzwirths gezeigt. Sie war sein einziges Kind und starb in der Blüthe ihrer Jahre."

Feuerroth überfloß es das Gesicht des Junkers, er erhob die rechte Hand zum Schlage. Ruhig stand ihm der Maler gegenüber. Das Auge des Mädchens blitzte und rasch trat sie zwischen die Beiden. Sie sprach nicht, aber sie schien größer zu werden; wie gebietend streckte sie den Arm gegen den Edelmann aus.

„Was mengst Du Dich in unsern Streit?" rief ihr derselbe zu. „Sey nicht vorwitzig, Katharina, es könnte auch Dich gereuen!"

Sie ließ den erhobenen Arm langsam sinken und sprach:

„Kann ich ruhig zusehen, gnädiger Herr, wenn Ihr meinen Bräutigam entehren wollt? Ich habe von meinem Vater immer sagen hören, daß ein Schlag die größte Entwürdigung ist. Ich versteh's nicht recht, denn ich bin ein Weib und mich wird Niemand schlagen; aber ich glaube, mein Vater hat Recht. Ihr sagt, Ihr wolltet mich nicht beleidigen — ich will's Euch gern glauben; aber daß Ihr meinen Verlobten beleidigt habt, das ist doch wahr. Rudolph ist gut, er hat es nicht verdient, was Ihr ihm gesagt. Habt Ihr ihm doch nicht einmal seinen Gruß erwiedert, als er aus dem Hause kam. Euer Vater selbst, der auch ein stolzer Mann ist, hätte das nicht einmal gethan. Es zeigt von wenig gutem Herzen gegen Leute, die niedriger stehen als Ihr."

Der Junker neigte sich zu ihrem Ohre und flüsterte ihr zu:

„Schilt nicht, Katharina, ich war eifersüchtig auf den Maler."

Sie erröthete, antwortete aber nicht.

Rudolph sah zweifelhaft bald sie, bald Herrn von Riedd an und wußte nicht recht, ob er sich über seine Braut freuen sollte oder nicht. In ihren Worten lag allerdings das unverhohlene Eingeständniß eines beiderseitigen Verhältnisses, aber im Ganzen dünkten sie ihm ohne Wärme; die Leidenschaft der Liebe hätte seiner Ansicht nach erregter gesprochen. Es war ihm, als fürchte sie, den Junker zu kränken. Ach, jetzt, wo sie es ruhig duldete, daß Herr von Riedd in seiner Gegenwart ihr heimlich etwas zuflüsterte, beschlich ihn ein neuer Argwohn und sein Auge suchte halb verlangend, halb schmerzlich das ihrige. — Sie blickte ihn ruhig und klar an; er konnte nicht die Bestätigung seiner Befürchtungen in ihrem Blicke wahrnehmen.

In der Erwartung, daß sich Herr von Riedd entfernen würde, nahm Rudolph Katharina, die es ohne Weigern geschehen ließ, bei der Hand und sagte:

„Wir wollen dem Vater entgegengehen, Katharina; Du weißt, er hat es um diese Stunde verlangt."

Der Junker pfiff seinem Hunde, nickte dem Mädchen vertraulich zu und entfernte sich, ohne den Maler auch nur eines Blicks zu würdigen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

Stolz hatte sich Hans emporgerichtet und indem er die Hand reckte, als wollte er eine merkwürdige Jagdbeute zeigen, rief er aus:

„Ja, ich habe sie gesehen! Es war droben in einer der Schluchten, die sich am Fuße des kleinen Zinken öffnen, da hab' ich sie mir mit meinem Fernglase genau beschaut und dann neues Zündkraut aufgeschüttet, um meiner beiden Schüsse sicher zu seyn, und dann mich nieder gethan, sie zu beschleichen, bis sie mir schußgerecht wären. Schon war ich bis auf Büchsenschußweite zu der Gemse herangeschlichen, welche Wache hielt, und ich konnte schon ihre Krikeln unterscheiden — da sprang sie zur Seite, um die andern zu verwarnen, und im Nu waren sie alle auf und davon, den Kaiser an der Spitze. Es waren ihrer neun."

Digitized by Google

Mutter Trine erschrack unwillkürlich über diese Einzelheiten.

„Weißt Du wirklich, daß es neun waren?" fragte sie mit großer Hast — „hast Du sie auch recht gezählt?"

„Ich bin meiner Sache so gewiß, wie meiner Finger hier an der Hand."

„Und sie waren von einem Kaiser angeführt, sagst Du — hast Du Dich wirklich nicht getäuscht?"

„Was denkt Ihr denn, Base? Haltet Ihr mich etwa für einen Sonntagsjäger?"

Die Ahne ward nachdenklich, aber Hans fuhr mit Lebhaftigkeit fort:

„Drei ganze Stunden verfolgte ich sie unter den Zinken und längs der Abgründe. Zuerst wandten sie sich über den Gletscher nach dem Vieścherhorn hinüber, dann kehrten sie wieder um. Viermal hatte ich ihnen den Weg abgeschnitten und war ihnen schon so nahe, daß ich das Pfeifen des Kaisers hören konnte, womit er das Rudel zu leiten fortfuhr; aber immer hat mich eine Spalte oder eine Zacke von ihnen abgeschnitten."

„Und wo hast Du sie verloren?" forschte Mutter Trine.

„Da wo es zum Eiger hinüberführt," versetzte Hans; „bis ich um einen Felsenvorsprung umbog, waren sie verschwunden."

„Dacht' ich's doch ... ganz so wie damals!" murmelte die Alte gedankenvoll vor sich hin — „neun Gemsen mit einem Kaiser an der Spitze; nicht zum Schuß gekommen ... wie er ihnen nahe genug war, Alles verschwunden!... Gerade so ist es Vreneli's Vater ergangen; er hat sie auch gesehen, einen Monat vor seinem Tode."

Hans bebte unwillkürlich zusammen und fragte nach einer kurzen Pause mit ungläubigem Achselzucken:

„Glaubt Ihr denn, Großbase, es sey ein Rudel Irrgemsen gewesen?"

Diese hält man für gespenstische Gemsen, denen man vergebens nachsetzt und die den Schützen in den Abgrund führen.

„Wer weiß!" sagte Mutter Trine und blickte starr vor sich hin — „der böse Geist ist da droben in seinem Reiche!"

„Sag' ich denn das Gegentheil?" versetzte Hans. „Jäger, die droben am Fuß der Jungfrau übernachtet, haben ihn mehr als einmal unter dem Gletscher heulen hören. Aber was kümmert das mich? Seit elf Jahren trotze ich ihm in seiner Behausung, und so lange ich noch mein Handbeil und meine Büchse habe, brauch' ich sonst Niemanden, um mich vor ihm zu beschützen. Gott verd—! wenn das Rudel Gemsen, das ich heute gesehen habe, auch dem Gottseybeiuns selber gehörte, so soll es doch mit meinen Kugeln Bekanntschaft machen!"

Veronika und Ulrich blickten sich ängstlich an. Aufgesäugt und erzogen im Glauben der Thäler, betrachteten sie beide die Region des ewigen Schnees für das Gebiet furchtbarer Wunder und Schrecken, das der Mensch nur mit zager Bangigkeit und unter Gottes besonderem Beistand zu betreten wagen könne. Hans erschien ihnen daher als ein Muster von Frechheit und sein Benehmen als eine wahre Ruchlosigkeit. Die alte Frau mochte diese Ansicht und dieses Gefühl theilen, denn sie flüsterte kopfschüttelnd:

„Hans, Hans! man muß den unsichtbaren Feind nicht erzürnen oder herausfordern!"

Dem Gemsjäger aber war bei seinem trotzigen Prahlen der Kopf warm geworden; er trat zum Tische, schlug mit der Faust auf denselben und rief:

„Bei meinem Kopf, Base! ich kümmere mich um Den, von dem Ihr soeben gesprochen, gerade so wenig, als um das erste beste Murmelthierchen, das in den Felsenspalten der Scheideck pfeift!... D'rum höret, was ich Euch verspreche, und Ihr Beide da sollt Zeugen davon seyn! Ehe acht Tage um sind, lege ich hier auf diesen Tisch ein Viertel und den Kopf von dem Gemsenkaiser, den ich aufgegangen habe!"

Diesen Schwur begleitete Hans mit einer derben Verwünschung und mit einem Blick auf das junge Mädchen, ob welchem Ulrich erbebte. Er wußte, daß sein Vetter niemals unnöthige Worte machte oder mit Versprechungen spielte; was dieser einmal gesagt hatte, war immer so gut als ein unterschriebener Vertrag und er erfüllte es um jeden Preis; seine vermessene Zusage hatte daher ein tiefes Schweigen unter den Zuhörern verursacht.

Mittlerweile hatte Hans sich einen Stuhl zum Tische gerückt und sich über die ärmliche Mahlzeit hergemacht, welche die Großmutter vorgesetzt und die aus einem Stück harten Schwarzbrods mit magerem Käse bestand.

„Der Vetter wird wohl keinen Appetit zu einem solchen Jägerabendbrod haben, nicht wahr?" sagte Hans spöttisch zu Ulrich — „er wird Besseres gewöhnt seyn, so daß man gar nicht wagen darf, ihm eine so ärmliche Kost anzubieten!"

„Oho! wer spricht doch von ärmlicher Kost?"

Digitized by Google

rief eine tiefe Baßstimme von der Schwelle her und unter der Thür erschien der Onkel Hiob, den eisenbeschlagenen Stock in der Hand, den gewichtigen Hammer der Krystallsucher im Gürtel, eine Blechkapsel am Riemen auf dem Rücken.

Verene und Ulrich eilten ihm entgegen, der Eine, um ihm zum Gruß die Hand zu drücken, die Andere, um ihm das abzunehmen, was er mitbrachte.

Der Alte aber wollte nichts ablassen als ein leichtes Körbchen, das er am Arme getragen.

„Nimm Dich in Acht, Vreneli, mein Schätzchen!“ sagte er lustig — „geh' behutsam mit dem Körbchen um! Es sind weder Pflanzen drin noch Steine und auch keine Schmetterlinge, sondern meine Antwort für den Hans. Hat er nicht eben, als ich in die Stube trat, von ärmlicher Kost gesprochen? Nun lüfte 'mal den Deckel, Vreneli, und zeig' ihm, was ich mitbringe!“

Das Mädchen öffnete den Hängekorb und nahm daraus nach einander ein Dutzend Eier, ein Stück geräucherten Speck, ein paar Weißbrode und ein Fläschchen Kirschenwasser.

Dem Jäger, welcher die ersteren Eßwaaren ziemlich gleichgiltig betrachtet hatte, entlockte der Anblick des Kirschengeistes einen Ausruf behaglicher Ueberraschung.

„Aha, Bursche! gelt, das freut Dich auch? rief Vetter Hiob dem Jäger zu und klopfte ihm auf die Schulter. „Meiner Seel'! es ist mir lieb, daß ich endlich einmal eine Spalte in diesem Herzen finde, um einen Sonnenstrahl hineinzuschicken.... Guten Abend, Base Trine! Du bist seit vorgestern gottlob nur um zwei Tage älter geworden, wie ich sehe. Und Du, Vreneli, mußt Dich nun tummeln und uns ein tüchtiges Abendessen von diesen Sachen da machen.... Uli, mein Sohn, komm, setz' Dich zu uns her, wir speisen heute zusammen.“

Während er so alle Anwesenden nach einander in seiner heitern, herzlichen Weise angeredet, hatte der Alte sich seiner Last und Ausrüstung entledigt und seinen Neffen gegenüber am Tische Platz genommen. Er öffnete nun behutsam das Fläschchen mit dem Kirschenwasser, goß Jedem ein kleines Glas zum dritten Theile voll und schenkte sich dann selber ein. Sofort erkundigte er sich mit gutmüthiger, liebevoller Neugier, ob Hans eine Jagdbeute mitgebracht habe, was dieser mit mürrischem Kopfschütteln verneinte, und befragte Uli über seine Stellung in Meyringen. Der junge Bildschnitzer wiederholte ihm, was er der Großmutter bereits erzählt hatte, aber in einem so zerstreuten und niedergeschlagenen Tone, daß er mit dem geschilderten Erfolg in seinem Berufe gar nicht im Einklang zu stehen schien. Vetter Hiob schloß daraus, daß die Vortheile seines neuen Gewerbes theuer erkauft werden mußten, erinnerte sich dadurch wieder der Bemühungen, mit welchen er dem jungen Mann damals die Aenderung des Berufs auszureden versucht hatte, und hielt ihm wider Willen vor, wie unabhängig und zufrieden er dagegen in den Bergen hätte leben können.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Geizhalz der schönsten Sorte, Namens William Field, ist vor einiger Zeit in Storrington in England gestorben. Derselbe stellte sich immer außerordentlich arm, um seine wenigen Schulden nicht bezahlen zu brauchen, trotzdem er wöchentlich nicht mehr als sechs Franken ausgab. Er sammelte das abgefallene Holz, um sich zu wärmen, und als ihm einmal eine mitleidige Seele ein Stück Wildpret schickte, verkaufte er es sogleich. In einem Zimmer, dessen einziges Fenster zugemauert war, um die Fenstersteuer zu ersparen, fand man 23,175 Fr. in Gold, 38,625 Fr. in Billeten, eine Hypotheke von 10,000 Fr. und 4000 Fr. an Silbergeld, außerdem noch Besitztitel über verschiedenes Eigenthum zu Thakeham im Werthe von 150,000 Fr.

Die „Schles. Ztg.“ berichtet unterm 2. Januar Folgendes aus Görlitz: „Bei dem gestrigen Gewitter traf ein Blitzstrahl die Kirche zu Linda, einem Dorfe etwa 3 Stunden in südöstl. Richtung von Görlitz gelegen, zündete und legte das Gotteshaus in Asche.

Auflösung der Räthsel in № 5:

1. Die Buchstaben: St, st.
2. Mörser.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 7. Dienstag, 16. Januar 1855.

Das Haus am Meeresstrande.

(Fortsetzung.)

Nachdem sich der Junker entfernt hatte, ließ Rudolph des Mädchens Hand sogleich wieder fahren und meinte:

„Ich habe nur eine Ausrede gebraucht, Du bist doch nicht böse?"

„Nein, Rudolph, mir war es lieb, daß der Junker ging; es hätte noch größeres Aergerniß geben können."

„Und Du sagst nicht, daß ich im Recht gewesen bin? Katharina, Du sagst das nicht?"

„Weiß ich es denn?" versetzte sie, indem sie ihn auf die Bank vor dem Hause zog. „Ihr habt so schnell und so hoch gesprochen, daß ich nicht Alles verstanden habe."

„Und sagte Dir Dein Gefühl nichts? Sahst Du's in meinem Gesicht nicht, daß ich um Dich litt, daß Du es warst, um die ich mich in den Streit einließ? Es wäre recht weh für mich, wenn Du das nicht wüßtest. Du bist klug genug, um uns verstanden zu haben."

„Was Du aber gleich ernst bist, Rudolph! Ich weiß, daß Du es gut mit mir meinst, und Deine Frau will ich werden und keines Andern. Ich sehe Dir's an, Du denkst, ich halte etwas zu dem Junker. Denke, was Du willst, Rudolph, aber nicht schlimm von mir. Meine Mutter hatte ich viel zu lieb, als daß ich je ihre Worte vergessen sollte, die mich immer zum Besten ermahnten. Auch mein Vater, so rauh und heftig er mitunter ist, hält viel zu viel auf Ehre, als daß ich aus der Art schlagen und ihm Kummer machen sollte. Laß mich gewähren, Schatz, mit dem Junker; Dir schadet's nichts und mir auch nicht, keiner Seele im Dorf!" fügte sie mit sonderbarem Tone hinzu.

Rudolph wurde zwar keineswegs durch ihre unverständliche Rede beruhigt, sie verstand es aber, durch Liebkosungen recht bald die letzte ernste Wolke von seiner Stirn zu verscheuchen. Nur einmal noch fragte er:

„Und soll ich nicht auch wissen, was Dir der Junker zugeflüstert hat?"

„Warum nicht?" sprach sie ohne Zögern und theilte ihm die Worte desselben mit.

Diese Offenheit stimmte den jungen Mann vollkommen heiter; er vergaß im Anschauen seiner Braut bald den Junker, den vorigen Auftritt und scherzte mit ihr, die ihm willig die tausend kleinen Zärtlichkeiten Liebender zurückgab. —

Wie es aber stets zu geschehen pflegt, daß ein einmal angeregter Argwohn sich nicht wieder so leicht verscheuchen läßt, so geschah es auch bei Rudolph Elmer, der, nach Hause gekommen, immer wieder auf den Zwiespalt zurückkam, der in dem Wesen Katharinens lag, als sie zwischen ihn und den Junker getreten war. Ist sie denn nicht treu? ist sie falsch? fragte er sich wiederholt, um es heftig zu verneinen, gleich darauf, um es ebenso heftig zu bejahen.

Die Drohungen des Herrn von Riedd beunruhigten ihn nicht einen Augenblick. Für sich fürchtete er nichts und wenn es nur mit seiner Braut anders gewesen wäre, so würde er den ganzen Vorfall gern vergessen haben. Er vermied es sorgfältig, ein Verbot der Feldmark zu überschreiten, er ging nicht wieder auf's Schloß, trotzdem ihn der alte Freiherr eingeladen, so oft zu kommen, als er wollte; auf Umwegen suchte er den Meeresstrand und die Hütte Katharinens auf.

Wohl dachte er auch manchmal daran, diese Gegend zu verlassen, denn die Zeit war längst verstrichen, die er sich für den Aufenthalt allhier

Digitized by Google

festgesetzt hatte, aber er gab immer wieder einen Tag zu und wiederholte das bereits vier Wochen hindurch. Seinen Eltern hatte er von seinem Verhältniß zu der Tochter eines armen Fischers mit offener Wahrheit geschrieben; sie hatten ihm geantwortet, daß sie ihm stets freie Wahl gelassen und nicht dagegen seyn würden. Mit dem Vater Katharinens war er ebenfalls einverstanden, es war bereits Alles berathen worden, was zur Uebersiedelung nach Berlin nothwendig erschien; es lag nur an seiner Verlobten selbst, daß nicht schon das erste Aufgebot ihrer bevorstehenden Verbindung stattgefunden hatte. So oft er deßhalb in sie drang, ertheilte sie ausweichende Antworten und suchte ihn zu vertrösten.

Er war daher nicht wenig überrascht, als einige Tage nach dem Zusammentreffen mit dem jungen Freiherrn von Riedd Katharina ihn bat, die nöthigen Schritte bei dem Geistlichen des Ortes einzuleiten. Daß er es mit dem freudigsten Herzen that, bedarf kaum der Erwähnung und mit diesem wichtigen Schritte verschwand jeder Argwohn gegen die ungetheilte Liebe seiner Braut zu ihm. Ein so wichtiger Akt konnte indeß selbst auf die Gesinnungen des Junkers nicht ohne Einfluß bleiben.

Am nächsten Sonntag geschah das Aufgebot. Rudolph war mit seiner Braut, der er neue Kleider mit halbstädtischem Zuschnitt aus Berlin hatte kommen lassen, und ihrem Vater, der seinen Rock in den besten Zustand zu versetzen sich Mühe gegeben hatte, der dortigen Sitte gemäß in der gedrängt vollen Kirche. Wie es kam, wußte er selbst nicht, aber er war voller Unruhe, nicht so selig, wie man etwa erwarten sollte; sein Auge irrte durch die Versammlung und suchte Etwas, ohne daß er es selbst bezeichnen konnte. Er schaute nach der Emporkirche: über der Brüstung lehnte der junge Freiherr, das Auge unverwandt auf Katharina gerichtet. Die schlummernde Eifersucht in Rudolph erwachte von Neuem, er konnte seinen Blick von der Gestalt des Junkers nicht trennen, der seinerseits die Braut mit seinen Augen zu verzehren schien. — Katharina selbst war voller Andacht, sie sah nur den Prediger, der eindringlich zu reden verstand und mehrmals hervorhob, daß vor Gottes Richterstuhle die Menschen alle gleich wären und die Hoffart verdammt würde.

Nach der Kirche begleitete Rudolph seine Angehörigen nach Hause, verließ sie aber bald wieder, da es ihm unmöglich war, zu bleiben — es drängte ihn, allein zu seyn. Katharina indeß machte keinen Einwand dagegen, was sein ohnehin bewegtes Gemüth nur noch peinlicher stimmte. So kam er in seine Wohnung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

Vetter Hiob hatte seit vierzig Jahren schon sich den vielen Strapazen und all den Gefahren jener rauhen und einsamen Regionen des Hochgebirges ausgesetzt; allein er hatte an jenen Oertlichkeiten seither nur Dasjenige herauszufinden gewußt, was sie Erhabenes und Gewinnendes hatten. Während die unbezähmbare Kühnheit des Gemsjägers Hans dort nur den Dämon zu finden glaubte, so suchte Hiob in seiner sanften, ergebungsvollen Weise dort nur Gott. Den finstern Hans trieb eine unerklärliche, wilde Leidenschaft dort hinauf und über die Abgründe und Lawinenstürze hin, ohne daß er für etwas Anderes ein Auge hatte, als für seine Beute. Hiob dagegen schlenderte gemächlich an jenen Schrecken der Natur vorüber und betrachtete sich ein jedes Blümchen, einen jeden Schmetterling und die interessanten Steine in den Schluchten. Hans vergegenwärtigte die trotzige Kraft, die vorwärts stürmt, Hiob den schlichten Sinn, der bewundert. Auch hatte nichts seine heitere Gemüthsruhe je zu trüben vermocht. Als ihn die Jugend verließ, hatte sie ihm noch einen Strahl von ihrem Frohsinn im Herzen zurückgelassen, wie die bereits untergegangene Sonne noch einen Wiederschein ihrer Gluth auf den beschneiten Bergesspitzen hinterläßt.

Als das Abendbrod aufgetragen ward, nöthigte Hiob auch Mutter Trine und Vreneli, mit zu Tische zu sitzen und am Essen Theil zu nehmen, und sein Frohsinn wußte allmälig fast Aller Stirne aufzuheitern; nur Hans blieb finster und ernst wie gewöhnlich. Als aber hernach die beiden Frauen vom Tische aufgestanden waren, machte Hiob noch einen letzten Versuch, auch Hans aufzuheitern. Er goß ihm sein Glas voll, klopfte ihm freundlich auf die Schultern und sagte lächelnd:

„So trink' doch, Du Kapitalschütze! heute darf das Kirschenwasser reichlich fließen; man kennt nun die Quelle und morgen wird die Feldflasche wieder von Neuem gefüllt werden!"

Digitized by Google

„Helf' uns Gott!" rief Ulrich — „wo habt Ihr denn diese wunderbare Quelle entdeckt, Vetter Hiob?"

„Im Gasthaus zu Lauterbrunnen!" erwiederte der Alte. „Heute früh hat mir der Säumer Alles abgekauft, was ich von Steinen und Handstücken droben am Rosenlauwi gefunden; ich habe siebzehn Batzen gelöst, mit denen ich Euch dieses Festmahl habe geben können, und es sind immer noch ein paar Batzen übrig geblieben!" setzte er lächelnd hinzu und klopfte auf seine Tasche, worin noch Geld klingelte. — „Bah! das ist noch nichts, mein Junge!" fuhr er fort, als ihm der junge Bildschnitzer seine Verwunderung darüber ausgedrückt hatte — „wenn Du erst wüßtest, was ich gestern entdeckt habe, hoch oben auf dem Grat eines Felsens, den das Schmelzen des Schnees bloßgelegt hatte; denke Dir nur, ein ganzes Nest vom schönsten Krystall! Ich hab's sogleich vermuthet, als ich sah, wie sich die Felswand ausgebaucht hatte und das Gestein sich in Blättern ablöste. Als ich nun mit einem Stein dawider schlug, klang es dahinter beinahe so hell wie eine Glocke unter ihrem Schlägel!"

„Und Ihr habt Euch diesen Schatz zueignen können?" fragte Uli.

„Noch nicht," war die Antwort; „glaubst Du denn, das sey so leicht gethan? Nein, nein, es kostet schon große Mühe, nur dazuzukommen; das Nest ist ganz versteckt am Gehäng des Felsens, hart über dem Abgrund! Aber mit einem Seile kann der Mensch überall hinkommen, wohin ein Vogel fliegen kann, und morgen suche ich meinen Schatz wieder auf. — Beiläufig gesagt, Hans, als ich über die Wengeralp kam, hab' ich Gemsenfährten ob dem Upigel gesehen; ich könnte Dir den Wechsel zeigen."

„Ich danke, ich weiß noch andere!" versetzte Hans.

„Die Fährten sind sehr zahlreich," fuhr Hiob fort; „auch weißt Du, daß die Wengeralp ein sehr vortheilhaftes Terrain ist für die Gemsenjagd."

„Das gilt mir gleich, ich suche keinen günstigen Boden für meine Jagd!" versetzte der Jäger trocken. „Wendet Euch an Ulrich, Vetter," fügte er spöttisch hinzu, „vielleicht könnte ihm die Gelegenheit Lust machen, einmal sein Heil auf der Jagd zu versuchen!"

„Du hast es errathen, Hans!" erwiederte Uli. „Die Gelegenheit lockt mich sogar heute noch. Gebt mir nur die nöthige Auskunft und ich gehe schon morgen früh auf die Pürsche!"

„Du?" rief Hans aufspringend — „Wetter! ist das Dein Ernst?"

„Mein voller Ernst! ich erbitte mir vom Onkel Hiob meinen Stutzen und mein Jagdgeräthe zurück, was ich ihm zum Aufbewahren überlassen habe."

„Ist es wirklich wahr?" rief der Greis freudigen Gesichtes — „Du willst also auf Deine Holzschnitzerei verzichten und wieder zum Jägerleben zurückkehren?"

„Ich will es wenigstens versuchen," erwiederte Ulrich bescheiden, aber mit festem Entschluß; „ich kehre heute nicht mehr nach Meyringen zurück, sondern schlafe hier im Hause, wenn Ihr nichts dagegen habt und mir ein Plätzchen gönnen wollt. Morgen früh gebt Ihr mir dann meinen Stutzen und zeigt mir die Fährten, die Ihr auf der Wengeralp gesehen habt."

Der Alte sprang vergnügt vom Tische auf und rief:

„So ist's recht! gottlob, daß es so gekommen ist! der verlorene Sohn kehrt wieder zurück! — „Hast Du's gehört, Base Trine, was er vorhat?"

„Die Worte verrauschen im Winde," versetzte die Großmutter kalt; „wir wollen erst die That sehen!"

„Wir werden sie sehen!" rief der Krystallsucher — „meiner Treu! Uli wird sein Wort halten und bald wieder Geschmack an dem freien Leben in den Bergen finden. Ich will heute Abend noch den himmlischen Vater bitten, daß er ihm Muth einflöße und ihm den schönsten Gemsenkaiser schußrecht zuführe!"

„Ja, thut das, Onkel Hiob!" rief Ulrich lebhaft und faßte den Alten am Arm. „Meiner Seel'! für ein solches Glück gäb' ich gern die Hälfte meines Lebens hin!" setzte er mit einem bedeutsamen Blick auf Vreneli hinzu, der dem Vetter Hans nicht entging, denn dieser runzelte die Stirn und biß sich finster auf die Lippen, schwieg jedoch beharrlich.

Ulrich bot den Anwesenden gute Nacht und entfernte sich mit dem alten Oheim. Alsdann erst heftete Hans einen forschenden Blick auf Vreneli, welche davor erröthend die Augen nieder schlug, nickte dann bezeichnend mit dem Kopfe, wie ein Mensch, dessen Zweifel nun gelöst sind, nahm seinen Stutzen und verließ schweigend die Stube.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

In einem Aufsatze über russische Sprichwörter führt das „Ostdeutsche Athenäum" die folgenden an, welche die Verhältnisse der innern Verwaltung charakterisiren:

„Des Staroſten (Schulzen) Buckel drückt auf die ganze Gemeinde."

„Wenn der Ziegelbrenner zu nah' dem Herrenhause wohnt, hat er dem Gutsherrn Ziegel zu liefern, noch ehe das Dach schadhaft ist."

„Wenn der Gutsherr dein reines Korn rühmt, so schütte schnell Wicken darunter, damit du es noch als Viehfutter gebrauchen kannst."

Auch der Herrenhunde gedenken die russischen Sprichwörter:

„Auch in den Pelz des Herrenhundes kommen Flöhe."

„Wenn die Flöhe in das Fell des Herrenhundes kommen, so bleiben sie allda."

Die Brodfrage lösen die Russen ebenso einfach als gründlich durch den Satz:

„Wer des Brodes nicht hat, braucht nur hungern zu wollen, dann muß er nicht hungern."

Manche Sprichwörter handeln von der natürlichen Disziplin und im Allgemeinen von der Behandlung des Volks, wenn sie sagen:

„Wenn man dem Bock die Wolle scheert, geschieht es nicht, um ihm einen Rock daraus zu machen."

„Die Knute tanzt wohl auf des Diebes Rücken, aber der Dieb pfeift nicht dazu."

„Das Feuer brennt den Ruß und der Ruß die Pfanne."

„Die Blätter, welche die Raupen verschonen, schlägt der Hagel ab."

„Ist man Fisch, so wird man geschuppt; ist man Vogel, so wird man gerupft."

„Der Weg von Petersburg nach Sibirien ist kürzer, als der von Sibirien nach Moskau."

„Die neunte Haut gehört auch noch zur Zwiebel."

Das russische Sprichwort kennt sehr genau die Wirkungen des Geldes:

„Wer mit einer silbernen Sichel mäht, mäht doppelte Garben."

„Mit einer silbernen Harpune trifft man die fetteste Robbe und mit einer goldenen den feistesten Wallfisch."

„Die Saiten einer silbernen Harfe sind nie verstimmt."

„Mit einer goldenen Stange springt man über das Meer."

„Wer mit goldenen Stiefeln geht, der kann Werftschutte machen."

Was die russische Seelsorge betrifft, so meint das Sprichwort:

„Von dem Fasten redet des Popen Mund, von einem guten Tisch des Popen Bauch."

Die Pariser Ausstellung im Mai dieses Jahres wird außer den ausgewählten Gegenständen der Kunst und des Gewerbfleißes auch manche bizarre Seltenheit erhalten, so z. B. schickt man dahin aus Australien den Theil vom Stamme eines Gummibaumes aus der Botanybay, in welchen der berühmte Seefahrer La Peyrouse bei einer Landung an jener Küste seinen Namen gravirt hatte.

Der Baron J. Maxwell von Pollock hat der englischen Regierung angeboten, 500 Tonnen (10,000 Ztr.) Kohlen für die Armee in der Krim gratis zu liefern und bereits 50 Tonnen auf seine Kosten durch den „Cicero" an die von Sir Colin Campbell befehligte Brigade Hochländer abgeschickt.

Charade.

(Dreisylbig.)

Die Erste wird jetzt nicht mehr so genannt,
Als ehemals in ihrem Hoffnungskleide;
Dem Teppich glich sie, war, wie dir bekannt,
Auch deinem Auge Trost und eine Freude.
Doch jetzt nicht mehr, nachdem man sie zerstört;
Erloschen ist ihr frisches Jugendleben
Mit ihrem Namen, den du einst gehört,
Und einen andern hat man ihr gegeben. —
Die beiden Letzten wirst du stets empfinden,
Wenn deine Hand das schwarze Siegel bricht,
Das eine Todesbotschaft soll verkünden:
Dann sieht man sie auf deinem Angesicht.
In dunkler Nacht, wenn eine Räuberschaar
Dich überfällt, ja selbst beim Kartenspielen,
Wenn Unglück dich ereilt und nah kommt die Gefahr,
Wirst plötzlich du sie unerwartet fühlen.
Sie fühlt der Landmann, der das Ganze kennt,
Gewahrt er draußen es in ganzen Schaaren;
Dem Teppich, den die erste Sylbe nennt,
— Sein Tummelplatz —, ihm bringet es Gefahren.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 8. Freitag, 19. Januar 1835.

Das Haus am Meeresstrande.

(Fortsetzung.)

4.

Rudolph hatte zu Hause keine Ruhe. Unter den widerwärtigsten Empfindungen mochte er hier etwa eine Stunde zugebracht haben, als an seine Thüre gepocht wurde und sein Wirth, gemeinhin der Kreuzwirth genannt, ins Zimmer trat. Er war ein Mann in vorgeschrittenen Jahren. Sein Haar war fast weiß, die Gestalt, obwohl kräftig und gedrungen, gebückt, wahrscheinlich mehr in Folge eines tiefen Kummers, als aus Altersschwäche. Dieser Kummer sprach auch aus seinen stark durchfurchten Zügen und nur das Auge deutete zuweilen auf ein erhöhtes Leben. Der Blick aber war seltsam, fast unheimlich, unruhig irrte er umher. Er trug einen gewöhnlichen Bauernrock von dunklem Tuch mit Metallknöpfen, Kniehosen von gleichem Stoff und hohe Stiefel von Rindsleder.

Rudolph war von dem Besuche überrascht; es war das erste Mal, daß ihn sein Wirth besuchte. Er bot ihm einen Platz neben sich auf dem Sopha an, den dieser auch einnahm, und fragte sodann:

„Nun, Meister Walther, was bringt Sie zu mir?"

Der Kreuzwirth, der einige Bildung genossen zu haben schien, entgegnete:

„Sie wohnen nun über zehn Wochen in meinem Hause, Herr Elmer, und ich habe Sie lieb gewonnen; Sie sind ein pünktlicher Zahler, still und immer zufrieden mit dem, was ich Ihnen geben kann."

Er schwieg und sah vor sich nieder, als besinne er sich auf Etwas.

Der junge Maler versetzte lächelnd:

„Sie kommen doch aber gewiß nicht, um mir eine Lobrede zu halten; deßhalb steigen Sie doch wohl die Treppe nicht herauf?"

„Nein, Herr Elmer, ich bin besorgt um Sie. Es ist aber nur die Frage, ob Sie auch Alles werden hören können. In gewissen Dingen erträgt nicht Jeder einen Stoß, der ihm plötzlich versetzt wird."

„Sie machen mich neugierig, Herr Wirth."

Rudolph wurde beklommen.

„Lassen Sie das mit dem „Herrn", ich bin der Kreuzwirth schlechtweg und mag mich nicht gern anders nennen lassen. Nun wissen Sie, ich habe Ihnen nicht gerade das Angenehmste mitzutheilen. Was ist Ihnen wohl gegenwärtig das Liebste?"

„Machen Sie keine lange Vorrede, Kreuzwirth, und sagen Sie, was Sie zu sagen haben. Ich bin erwachsen genug, um Ihnen mit Ruhe zuzuhören."

Der Maler gab sich alle Mühe, auch im Ton seine Worte zu bekräftigen.

„Ich komme aus dem Walde, Herr Elmer. Dort ist ein schönes Plätzchen von Buchen und Eichen. Wir haben uns oft schon gewundert, daß sie so inmitten der Tannen und Lärchen wachsen. Es ist ein Wiesfleck, der dem gnädigen Schloßherrn gehört. Nahe daran hab' ich aber auch ein Stückchen, das mir seit lange her zu eigen. Ich wollte mich da eben ein wenig ergehen und sah dann etwas, was ich nicht vermuthet. Ich verhielt mich ganz stille, so daß man mich nicht gewahr werden konnte. . . ."

„Und was sahen Sie denn, mein umständlicher Kreuzwirth?"

„Ihre Braut sah ich, Schilder's Kathrine, mit dem Junker von Riedd zusammenstehen."

„Das ist nicht wahr!" rief der junge Mann erbleichend.

Digitized by Goog

Ruhig erwiederte Walther:

„Es ist wahr! Gern wär' ich näher gegangen, aber sie standen auf dem Wiesfleck und den kann ich nicht leiden, denn ich gehe immer vorbei. Dort war es auch, wo meine Rosi, mein einziges Kind, mit dem Junker zusammenkam. Sie hat mir das später erzählt. Ja, ja, Herr Elmer, es ist ein eigen Ding mit den Mädchen. Wenn sie den Rockzipfel eines adeligen Herrn erfassen können, lassen sie den ehrlichsten Kerl aus niedrigerem Stande laufen. Ich hoffe das jedoch nicht von der Kathrine; Sie sind eine Partie für so eine Dirne, wie sie sich's gar nicht träumen lassen dürfte. Und dann! sie weiß recht gut, wie es meiner Rosi ergangen ist. Sie waren Freundinnen; freilich, während der Liebschaft mit dem Junker und meinem Kinde, hinter die ich erst gekommen bin, wie das Unglück passirt war, da hatte die Freundschaft wohl ein Ende, denn die Schande mögen die Dirnen doch Niemanden mittheilen. Aber am Sterbebette meiner Rosi saß die Kathrine; sie hatten sich Vieles erzählt, sie mußte das wissen, was mit dem Junker vorgekommen. Hat sie das vergessen oder hat es sie nur noch mehr gereizt, mit dem Freiherrn sich zu schaffen zu machen — sey dem, wie ihm wolle, ich habe sie im Walde zusammen gesehen. Sie thun mir herzlich leid, Herr Maler, auch der alte Schilder würde mir leid thun, wenn er an seinem einzigen Kinde erleben sollte, was ich an dem meinigen erlebt habe; denn mein Rücken ist davon krumm geworden und meine Haare fangen an schneeweiß zu werden. Das Alles vor der Zeit; aber der Kummer scheert sich nicht viel um die Jahre, er kehrt ein und macht sich breit, ohne daß man ihm einen Widerstand entgegensetzen kann."

Rudolph war wie vernichtet. Sein Argwohn war also gerechtfertigt, gerechtfertigt auf eine so grausame, unerwartete Weise! Es bedurfte längerer Zeit, bevor er sich von diesem Schlage erholen konnte. Es geschah aber doch, denn sein Stolz rief ihm zu, daß er seinem Schmerze nicht unterliegen dürfe, daß ein Mädchen, welches die redlichsten Absichten so von sich stoße, nicht mehr als seine Verachtung verdiene. Aber er liebte sie unendlich! mit ganzer Gewalt mußte er sich an jenen Gedanken gewöhnen, um ihr Bild, das sich immer wieder schmeichelnd dazwischen drängte, zu verscheuchen. Er überlegte hin und her, was er thun sollte. Von einer augenblicklichen Abreise hielt ihn stets Etwas zurück; zu einem plötzlichen Bruch, der Allen in der Umgegend Stoff zum Reden gegeben, konnte er sich auch nicht entschließen — er war in der allerübelsten Stimmung.... Er warf einen Blick auf den Kreuzwirth, der noch immer auf seinem Platze saß, und der Gedanke stieg in ihm auf: ob er wohl auch die Wahrheit gesagt; vielleicht nicht aus Rachsucht gegen den Urheber des Geschickes seiner Tochter so handle?

Rasch wandte er sich an diesen:

„Können Sie mir auch beschwören, Kreuzwirth, was sie gesagt haben?"

Der Kreuzwirth stand auf und erwiederte:

„Vor Gott und den Menschen! Ich strebe nicht, Jemanden wehe zu thun, Einen ausgenommen."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Rudolph stand eine Weile tief erschüttert inmitten des Zimmers, dann zuckte er auf, warf sich in einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. —

Den folgenden Morgen durchlief ein seltsames Gerücht die Bewohner des Dorfes Kloster-Riedh und bewirkte, daß eine fast vergessene Geschichte wieder hervorgerufen wurde. Das Gerücht bestätigte sich bald. Der alte Freiherr hatte plötzlich den Einfall bekommen, das Kloster wiederherzustellen und das alte Gemäuer untersuchen lassen. In einem tiefen Keller, unter Schutt und Kalk versteckt, hatte man ein halbverrostetes Gewehr aufgefunden, das, auf das Schloß gebracht, von dem Freiherrn sogleich als sein Eigenthum und als dasjenige erkannt wurde, welches sein Sohn getragen, als er von jenem Unfall betroffen worden war. Vergeblich hatte man seit dieser Zeit nach der Flinte geforscht. Als der Junker von seinem Vater gefragt wurde, ob es auch wirklich dasselbe Gewehr sey, bejahte er es mit einfachen Worten, ließ sich aber noch immer nicht auf weitere Auseinandersetzungen ein. Was war auch mit dem Funde Großes erzielt? Der Name des Thäters stand nicht darauf geschrieben, und da der Junker hartnäckig schwieg, so konnte es nicht viel nützen. Aber wer konnte das Gewehr in die Klosterruinen gebracht haben? Dieser Gedanke beschäftigte doch das ganze Dorf, am allermeisten aber den Schloßherrn, in dem von Neuem die Lust erwachte, das räthselhafte Dunkel über den Vorfall zu erhellen. Ungeachtet des steten Widersprechens seines Sohnes ließ er einen Preis auf die Entdeckung Desjenigen, der die Flinte im Kloster verborgen, ausschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

2.

Ulrich und der alte Krystallsucher waren beim ersten Grauen des Morgens bereits auf den Beinen und rüsteten sich zu einem Ausflug ins Hochgebirge.

Onkel Hiob bewohnte noch ein kleineres und weit armseligeres Häuschen, als das der Base Trine war. Die gesammte Räumlichkeit desselben beschränkte sich auf eine Stube nebst Küche und sein ganzes Geräthe bestand aus einem Bett, einem Tisch und einigen Schemeln. Dagegen waren die vier Wände der Stube mit Sammlungen von allen möglichen Naturalien verziert, welche der Alte aus dem Gebirge mitgebracht hatte. Die glänzenden Steine, die getrockneten Alpenpflanzen, die sonderbar gestalteten Käfer und die Schmetterlinge mit ihren bunten Flügeln, welche die Wände des Gemaches ausschmückten, gaben demselben einen gewissen fremdartigen Anstrich, welchen die Erscheinung des Alten in seinem altmodischen Anzuge, dem langen grauen Barte und den langen weißen Haaren, die in Locken bis über die Schultern herabwallten, noch erhöhte.

Onkel Hiob warf noch einen letzten zärtlichen Blick auf seine Schätze, während er das starke Tau mit Knoten, mittelst dessen er das gestern entdeckte Nest von Bergkrystall erreichen wollte, um sich herumschlang und in seinen Reisesack alle jene Werkzeuge und Hilfsmittel einpackte, deren er zu seiner Bergtour bedurfte, als da waren eiserne Haken, Klammern und dergleichen.

Mittlerweile hatte auch Ulrich sich mit der erforderlichen Ausrüstung versehen und untersuchte sorgfältig seinen Stutzen, ein altes Gemsjägergewehr, dessen einziger Lauf zwei Schüsse aufnahm, welche mittelst zweier hinter einander liegender Schlösser abgefeuert wurden. Nachdem er beide Schlösser eingeölt, die Büchse sorgsamst geladen, beide Pfannen mit Zündkraut und die Hahnen mit frischen, scharfen Steinen versehen hatte, zog er die ledernen Futterale über die Schlösser und folgte dem Alten, der ihn bereits auf der Schwelle des Hauses erwartete.

Es hatte der ganzen innigen Liebe des jungen Mannes zu Vreneli und der Gewißheit bedurft, daß Mutter Trine nur Demjenigen die Hand ihrer Enkelin geben werde, welcher die von ihr gestellte sonderbare Bedingung erfülle, um ihn zu vermögen, daß er wieder zu einer Beschäftigung zurückkehre, die er nur zu gut kannte. Er wußte nur allzu gut, daß kein anderes Gewerbe, außer dem des Seemannes, so viel Strapazen, Entbehrungen und Gefahren bietet, als das des Gemsjägers, welcher gewöhnlich schon am Abend aus dem Thal aufbrechen muß, damit er sich beim Anbruche des Tages schon auf den hohen Alpengehängen oder Berggipfeln befindet. Findet er hier keine Fährten und Wechsel, so steigt er höher und immer höher und ruht nicht eher, als bis er eine Spur ausfindig gemacht hat, die ihn zu seiner Beute hinführt. Dann rückt er behutsam vorwärts, bald knieend, bald auf dem Bauche oder auf Händen und Füßen kriechend, bis er das Gehörn der Gemsen unterscheiden kann, denn erst alsdann ist er in der richtigen Schußweite. Ist er von der wachehaltenden Gemse nicht bemerkt worden — denn bekanntlich stellen diese Thiere immer Schildwachen aus —, so sucht der Schütze einen Stützpunkt, um seine Büchse aufzulegen, und zielt auf den Kopf oder das Blatt — hinter der Schulter —, denn schlägt die Kugel anderswo ein, so wird das Thier nur „waidwund" geschossen und flüchtet sich in irgend eine Zerklüftung des Gesteins, um dort zu verenden, wo es nur dem Lämmergeier zur Aesung dient. Bleibt es übrigens hinter dem entfliehenden Rudel zurück, weil es angeschossen ist, so setzt ihm der Schütze nach, sucht es auf dem „Schweiße" ab und schneidet ihm die Kniekehlen durch, wenn er es einholen kann. Er ladet die Beute alsdann auf seine Schultern, um sie nach Hause zu tragen durch Dick und Dünn, über Stock und Stein, Schneewehen, Gießbäche und Abgründe. Ueberfällt ihn die Nacht auf dem gefährlichen Heimwege, so sucht er eine Felsspalte auf, zieht aus seiner Jagdtasche ein Stück steinhartes Schwarzbrod, trinkt etwas Schneewasser, legt dann einen Stein anstatt des Kopfkissens unter den Kopf und schläft ein, die Füße über dem Abgrunde, die Stirn unter den Lawinen. Am folgenden Tage besteht er neue Prüfungen, neue Gefahren, und dies zieht sich vielleicht mehrere Tage lang hin, während deren er kein Dach findet und vielleicht auch keinem menschlichen Wesen begegnet. Früher konnte der Schütze hoffen, irgend einem Krystallsucher oder einem Waidgesellen zu begegnen; allein die Ersteren sind beinahe ganz verschwunden und die Letzteren werden von Tag zu Tag seltener. Was der Familie Hauser begegnet war, das war so zu sagen die sinnbildliche Darstellung der Umwandlung, welche mit der ganzen

Bevölkerung vor sich gegangen war; der alte Hiob vergegenwärtigte eine bereits erloschene, Hans eine dem Erlöschen nahe Generation, und in Ulrich zeigte sich der Stand der Zukunft. —

Der Greis und sein Neffe hatten sich auf den Weg gemacht. Der Tag graute kaum und die schneebedeckten Spitzen zeichneten sich von einem bleichen Horizont ab. Die Lütschine toste tief unten im Thale, ein starker Wind machte die schneebedeckten Föhren ächzen und auf Augenblicke ertönten die Schläge einer Axt an den unteren Abhängen.

Hiob wandte sich nach seinem Begleiter um und sagte:

„Dieser Morgen gefällt mir nicht: das Faulhorn hat eine Nebelhaube aufgesetzt und gestern Abend beim Sonnenuntergang ist die Röthe lange auf den Bergspitzen gelegen und der Mond ist in einem ganz blutrothen Hofe aufgegangen. Ich fürchte, es zieht von Süden her ein Unwetter herauf."

„Bah! wir haben ja erst Anfang März," wandte Ulrich ein, „und der Föhn kommt gewöhnlich viel später."

„Das hab' ich mir auch gesagt," versetzte der Alte; „doch das Wetter sieht sehr bös' aus und wenn Du droben in den Bergen bist, so acht' einmal genau auf den Horizont."

Während dieses Gesprächs hatten sie sich angeschickt, den Abhang hinanzuklettern.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Wohnzimmer des Sultans Abdul-Medschid in seinen Bosporus-Palästen sind ziemlich einfach eingerichtet. Vordem lag im Winter einer jener köstlichen Smyrnaer Teppiche durch das ganze Gemach hin, die man im Orient mit enormen Summen bezahlt und deren unverwüstliches, in den hellsten Farben schimmerndes Gewebe die Dicke eines Daumens hat. Aber im Sommer war ein solcher Fußboden zu warm und wurde dann durch Matten aus Syrien von der feinsten Arbeit ersetzt. Nunmehr ist dies abgeändert und der Großherr schreitet auf Parquets einher und hat über diese hin im Winter englische Teppiche gebreitet. Die Möbel bestehen aus zwölf Lehnstühlen und einigen modernen Sophas. Auf dem Kaminsims und in der Mitte eines den Hintergrund des Zimmers einnehmenden Tisches stehen Spieluhren und sonstiges Geräthe, mit dem man sonst auf Titelvignetten den Inhalt eines Gelehrtenbuches anzudeuten pflegte und durch das man hier den Culturfortschritt darzustellen beabsichtigt.

In England ist es bekanntlich gebräuchlich, den Kindern als Vornamen die Familiennamen von Freunden und dergleichen beizulegen, und so hat auch die Frau eines in der Krim befindlichen einfachen Soldaten am Sylvestertage dem Militärprediger zu Liverpool zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, von denen sie kürzlich genas, selbst zur Taufe präsentirt; der Pathe verlangte für den Knaben den Vornamen Inkerman und für das Mädchen den Namen Alma, da die Mutter, als ächtes Soldatenweib, ihren Kindern die Namen der Schlachten geben wollte, in denen ihr Mann so tapfer mitgefochten habe.

Industrie, Hauswirthschaft u. Handel.

(Das Einsalzen und Räuchern der Schinken.) Eine Hausfrau, die gute Schinken machen will, muß dabei in folgender Weise verfahren: die Keulen werden acht Tage nach dem Schlachten liegen gelassen, so daß sie mürbe werden; hierauf werden sie eingesalzen, indem man sie mit Salz und Salpeter einreibt, in dem Maße, daß ungefähr 2 Lth. Salz und ½ Lth. Salpeter auf 1 Pfd. frischen Schinken kommen, und legt sie dann in ein Faß oder eine Bütte und läßt sie acht Tage in dieser Sulze liegen. Sobald man sie herausnimmt, schwellt oder preßt man sie gut, salzt sie auf der Fleischseite noch einmal und hängt sie dann in den Rauchfang. In Westphalen, von woher die besten Schinken kommen, räuchert man dieselben auf folgende Art: man läßt sie acht bis zehn Tage nach dem Schlachten an der Luft hängen, wodurch ein großer Theil der wässerigen Flüssigkeit verdunstet, läßt sie dann ebenso lang in der Sulze liegen und taucht sie hierauf in starken Branntwein, in welchem zerquetschte Wachholderbeeren eingeweicht worden sind. Nach einer Weile nimmt man sie heraus und hängt sie in die Rauchkammer, wo namentlich mit Wachholdergesträuch Rauch gemacht, aber mehr kalter als warmer Rauch angewendet wird.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 9. Sonntag, 21. Januar 1855.

Das Haus am Meeresstrande.

(Fortsetzung.)

Das bestätigte Gerücht war auch bis zu Claus Schilder gedrungen. Er saß, eine Pfeife schmauchend, mit seiner Tochter vor der Thüre und unterhielt sich mit ihr darüber.

Katharina sagte:

„Wissen möcht' ich doch, wie die Geschichte zusammenhängt. Daß der Junker auch gar nicht davon spricht; er müßte doch eigentlich der Erste seyn."

„Wird wohl seine guten Gründe haben," meinte der alte Soldat, indem er die Asche aus seiner Pfeife schüttete. „Manchmal ist's besser, etwas zu verschweigen, als auszuplaudern. Der Junker wird wohl keine gute Rolle bei der Geschichte gespielt haben. Dann ist's auch ein übel Ding mit dem Schwätzen. Seinen Denkzettel hat er weg und wenn er klug ist, wird er sich damit begnügen."

„Was wißt Ihr denn davon, Vater?"

„Ja so! ich habe da selber geschwätzt, als wüßt' ich was davon. Den Henker auch! es war so meine Meinung, weiter nichts. Ueberhaupt, Dirne, thu' mir den Gefallen und sprich nicht mehr von der Geschichte. So lange ich hier wohne, ist so was Arges in dieser Gegend nicht passirt. Nie wär' es auch wohl geschehen, wenn die Herrschaften auf dem Schlosse anders wären. Mit dem Alten mag's noch gehen, der jagt wenigstens den Dirnen nicht nach; aber der Junker — daß Dich der Henker, Kathi! ich hab' da etwas im Dorf munkeln hören — Du hältst Zusammenkünfte mit ihm! Ich sag' Dir, Dirne, treff' ich Dich so, ich dreh' Dir ohne Weiteres den Hals um. Du hast einen Schatz, einen braven, respektablen jungen Mann, mach' mir keine Flausen und setz' die Schande oben an, wie Kreuzwirths Rost. Der arme Kerl, der Vater, duckt den Rücken, als müßt' er Grünes lesen, und schaut immer vor sich, als sucht' er einen Winkel, wo er sich niederlegen soll. Rudolph nimmt uns mit in die Stadt; das kann ich für mein Alter brauchen. Geht's quer, jag' ich Dich aus dem Hause; dann magst Du sehen, wo Du ein Unterkommen find'st."

Der Alte war besonders guter Laune und lachte, als ihm Katharina entgegnete:

„Ich denke, Vater, Ihr wollt mir den Hals umdrehen?"

„Das ist für das Schlimmste, für das Schlimme jag' ich Dich aus dem Hause," sagte Claus.

Während dessen sah man den Junker durch den Wald kommen.

„Wie der Bursche hinkt," fuhr der alte Soldat fort; „sieht's doch aus, als hätt' ihm der Schuß übler gethan, als man glaubt. Hätt' er sich nur die Sache hinter die Ohren geschrieben, aber daran denkt er nicht; die Hoffart sitzt ihm eisenfest im Genick. Was will er nur wieder hier? Mich kommt er doch wahrhaftig nicht besuchen! Das Ding passirt mir schon zu oft, ich kann das nicht ruhig zusehen, ich muß da einen Damm setzen. Wenn der Maler dahinter kommt, dürft' es aus seyn mit der Herrlichkeit in der Residenz, die ich so viele Jahre nicht gesehen und immer nur als Soldat, das Gewehr auf der Schulter, den Tornister auf dem Buckel. Jetzt möcht' ich sie sehen, die große Stadt; haben sie doch dem alten Fritz ein prächtiges Denkmal gesetzt, das so groß seyn soll, wie das Schloß des alten Herrn oben sammt dem Garten und den Kuhställen. Mädel, bring' mich nicht darum, ich sag' Dir's!"

Er wandte sich nach ihr um — sie war ins Haus getreten.

Digitized by Google

„Ja so, sie ist verschwunden!“ brummte der Vater — „da kann ich lange auf eine Antwort warten.“

Der Junker war inzwischen ganz nahe herangekommen, sagte dem Alten „Guten Tag“ und setzte sich ohne Umstände auf die Bank.

Claus erwiederte den Gruß und rückte zurecht. „Auf der Jagd, gnädiger Herr?“ fragte er, indem er fortfuhr zu rauchen.

„Nicht auf Hirsche und Rehe!“ gab Herr von Riedd lachend zur Antwort, pfiff dann seinem Hunde und streichelte ihm den Rücken. „Warum ist Katharina ins Haus gegangen? fürchtet sie sich vor mir?“

„Wo denken Sie hin, Herr Junker? Sie hat etwas für die Wirthschaft zu besorgen und wird wohl wieder herauskommen.“

„Ein schönes Mädel, die Katharina! Man sollte fast glauben, sie müßte andere Eltern gehabt haben, denn sie ist weiß wie Milch und roth wie Blut — eine Gestalt, wie ich sie nicht schöner in der Residenz gesehen habe. Dabei hat sie auch etwas Apartes in ihrem Wesen, nicht so wie die andern Bauerndirnen, die immer einhergehen, als wateten sie in einem Haufen Mist. Klug ist sie auch, gar sehr verständig, ich habe das manchmal erfahren.“

„Ei,“ entgegnete Claus, halb geärgert, halb geschmeichelt, „das ist kein Wunder, daß das Mädel apart ist. Sie hat keine andern Eltern, als mich und ihre Mutter, die aber schon lange gestorben ist. Nun, das war auch eine seltene Frau, fast noch schöner, möcht' ich sagen, wie Katharina; doch das will ich just nicht behaupten, denn Clemence, meine Frau, sah ich immer mit den Augen eines Liebhabers an. Ja, es war ein seltener Fund, den ich an dem Weibe gemacht. Der Krieg hatte ihr Alles genommen, Vater und Mutter, die im Elsaß wohnten, und auch das Vermögen, Haus und Hof. Die Eltern waren Bürgersleute, sie trieben einen Kleinhandel, kamen aber durch den Krieg zurück. Clemence war demnach guter Leute Kind und es darf Euch nicht wundern, Herr Junker, daß Katharina darnach geworden, ganz wie die Mutter. Ich sag' Euch, alle meine Kameraden waren nach ihr lüstern, aber den Kopf hätt' ich Jedem abgeschlagen, der sich mehr als das Anschauen von weitem erlaubt hätte. Na, Gott sey's gedankt! sie machte es nicht nöthig — sie war mir ein getreues Weib bis an ihr seliges Ende.“

„So, so! Ich habe schon gehört von Eurem besondern Glücke, 's ist wahr, und Katharina ist nun auch ein apartes Mädel. Aber da sie das ist, solltet Ihr auch ein sorgsames Auge auf sie haben, Alter, und sie nicht dem Ersten Besten an den Hals werfen. Was ist das für ein Treiben mit dem Maler, dem Rudolph Elmer? einem hergelaufenen Burschen, der oft das trockene Brod nicht im Hause haben mag! Ihr solltet Euch vorsehen, Claus. Wer bürgt Euch für seine Gesinnung? Niemand ist da, der ihn kennt, der von ihm aussagen kann. Er thut es selber mit argen Posaunenstößen, rühmt sich des Guten, geberdet sich absonderlich und thut, als wär' er Unsersgleichen. Das ist er nicht und ich wette, daß er ein ganz verdorbenes Herz hat und nur seine Residenz-Künste hier aufführen will. Er drückt sich viel zu lange hier im Dorfe herum. Wär' es ihm Ernst um Eure Tochter, er müßte doch heim eilen, um Alles zu Eurem Empfange vorzubereiten. Er lungert aber statt dessen hier herum und macht gar keine Anstalten, fortzukommen. Ihr solltet dafür sorgen, Claus, da er's nicht freiwillig thut. Es ist das eine Pflicht, die Ihr dem guten Rufe Eurer Tochter schuldig seyd.“

„Mit Verlaub, Herr Junker! was Ihr da gesagt, ist Alles nicht wahr und unnütz. Der Herr Elmer hat es nicht nöthig, Zeugnisse für seine Bravheit aufzuweisen; das Herz sitzt ihm in seinen offenen Augen. Er ist zu mir gekommen und hat um mein Kind angehalten, wie's Brauch und Sitte ist. Das erste Aufgebot ist gewesen, er wird mein Schwiegersohn und einen bessern wünsch' ich mir gar nicht. Es fällt ihm nicht ein, sich wie Euresgleichen zu geberden, denn er ist zu bescheiden dazu. Er lungert und tagdiebt auch nicht herum, dazu hat er keine Zeit. Dann hat er mir schriftlich bewiesen, daß er sich ein kleines Vermögen zusammengespart und ein gutes Auskommen hat. Seine Eltern sind gleichfalls von der Heirath unterrichtet, sie wollen, wenn's so weit ist, hierher reisen, sind demnach brave Leute. Kurz, gegen die Partie mit dem Maler ist nichts einzuwenden. Den Henker! ich möcht' es Keinem aus dem Dorfe rathen, so mit mir zu reden, wie Ihr es eben gethan. Wenn ich aber nun um etwas bitten darf, Herr Junker, so schwänzelt mir nicht so viel um mein Mädel herum. Ich hab' es wohl bemerkt und kenn' Euch zu gut, um nicht zu wissen, woher der Wind bläst. Nehmt Euch in Acht, ich dulde nicht, daß man mein Kind hintergehen will. Meinetwegen könnt Ihr mit Euern glatten Worten bereden, wen Ihr wollt, nur verschont mir mein

Haus. Katharina ist dem Jungen, dem Rudolph, gut, legt keine Zwietracht dazwischen, sonst regnet's derbe Unannehmlichkeiten. Ich bin kein Freund von vielem Federlesen, ich packe zu, wo mir was ungelegen ist. Das Alles sey Euch mit dem gehörigen Respekt gesagt."

„Hm! so weit ist es also schon gekommen?" murmelte der Junker, indem er mit dem Fuße im Sande scharrte, die Arme kreuzte und sich gegen die Wand zurücklehnte.

„Ja, Herr Junker, gerade so weit als nöthig war, ehrliche Kerle zu bleiben. Der Maler heirathet meine Tochter, damit basta!"

Der Alte blies im Zorn gewaltige Rauchwolken von sich und blieb sehr gleichgiltig, als sich diese um das Gesicht des Junkers schlängelten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

Die Beiden zogen mit jenem sicheren, gleichförmigen Schritte aus, der den Bergbewohnern eigen ist. Zwar schritt Ulrich mehr mechanisch und in Gedanken versunken dahin, während der Krystallsucher stets rühriger und munterer ward. Je höher sie an dem Grat hinaufstiegen, der die Wengeralp von dem Eiger scheidet, desto aufmerksamer und vertrauter schien der Alte jeden Fels, jeden Strauch, jeden Grasbüschel zu beschauen. Man hätte ihn einem Verbannten vergleichen mögen, welcher nun die Grenzmarken seiner Heimath erreicht hat. Mit forschendem, scharfblickendem Auge durchmusterte er in der zunehmenden Helle der Morgendämmerung alle Spalten und Unebenheiten, welche der Schnee noch nicht ausgefüllt hatte, und entdeckte hier irgend ein Alpenpflänzchen, dort ein erstarrtes Insekt, weiterhin einen Kiesel, was er alles laut benannte.

Als sie endlich die erste Leiste des Gebirgsstockes erklommen hatten, überfluthete der Wiederschein der Morgenröthe, die auf den Berggipfeln glühte, sie mit purpurnem Lichte und zeigte ihnen in verworrener Beleuchtung all die Felswände des Eigers und der Schreckhörner, während das Grindelwaldthal drunten noch in ein tiefes Dunkel gebettet lag.

Vetter Hiob blieb stehen und sagte:

„Hier müssen wir uns trennen, lieber Junge, Du mußt rechts gehen, ich linke. Hast Du meine Erklärungen auch recht begriffen und kannst Du den Heimweg wieder finden?"

„Ich hoffe es!" erwiederte Ulrich und sah sich um, als wollte er die Berghäupter wieder erkennen, die er seit mehreren Jahren nicht mehr besucht hatte.

„Du mußt anfangs jene Lehne hinansteigen, gerade dort an jenen Föhren- und Birkenbüschen entlang," fuhr Hiob fort; „hast Du sie dann hinter Dir, so wirst Du einen Felsgrat finden, den Du zu anderer Jahreszeit leicht an den blauen Enzianstrunken und an den Wolfsmilchbüscheln mit den rothgelben Blüthendolden erkennen könntest, welche aber jetzt ganz unter dem Schnee begraben liegen. Bringe dann den Felsen, den Du zur Rechten hast, in gerade Linie mit dem Eiger und steige immer bis zu dem Steingerölle hinan, wo noch jetzt die mageren Bärlappypflanzen zwischen den Steinen hervorlugen, dann kommst Du auf die große Hochfläche, wo Du Dich nur umzusehen brauchst, um Dich zurechtzufinden. Und nun laß uns scheiden, wir wollen uns beide dem lieben Gott in seine treue Obhut befehlen, der unsern Fuß am besten führen kann."

Mit diesen Worten nahm der Vetter Hiob die Mütze ab und faltete die Hände zu einem Gebet, das er nach der frommen Weise dieser Gebirgsbewohner laut und in brünstiger Andacht sprach. Ulrich war seinem Beispiele gefolgt und hörte ihm aufmerksam zu, die Hände auf seinen eisenbeschlagenen Stock gestützt. Die Sonne stieg gerade in diesem Augenblick vollends über die Berge und überstrahlte das Gebirge mit gluthrothen Lichtwogen, welche rasch wie eine Feuerlawine von Gipfel zu Gipfel sich herabsenkten. Ein Horn um das andere, eine Wand um die andere tauchte allmälig aus der Finsterniß auf und nahm gewissermaßen ihre Stelle in dem prachtvollen, gewaltigen Panorama ein. In dem Augenblicke, wo der Krystallsucher sein Gebet mit einem andächtigen Amen schloß, reichte die Morgenhelle bis zu ihm herab, umspielte die Felsenspitze, auf welcher er mit seinem Begleiter stand, und umgab ihn so zu sagen mit einem blendenden Scheine. Hiob kehrte sich mit einer Miene und Geberde heiteren Dankes gegen Morgen und sagte lächelnd:

„Die liebe Sonne kommt ganz gelegen, um uns die Abgründe und das Wildpret zu zeigen. Alles Weitere hängt nun von unserer Klugheit und Vorsicht ab, darum merke Dir wohl das alte Sprichwort, daß ein Gemsjäger ein Herz von Stahl und zwei Augen an jedem Finger haben muß."

Digitized by Google

„Ich will es nicht vergessen, Vetter!“ versetzte Ulrich.

„Und nun geh' mit Gott, mein Sohn!“

„Behüt' Euch Gott, Vetter Hiob!“ erwiederte Ulrich und sie schieden mit einem warmen Händedruck.

Der junge Mann trat seine Wanderung an und sah bald den Alten in einer der Schluchten verschwinden, welche den Abhang des Berges durchfurchten; er verlor ihn zwar aus dem Gesicht, aber noch aus weiter Ferne tönte die Stimme des Greises klar zu ihm herüber durch die hehre Stille des Gebirges und er vernahm deutlich, daß Hiob einen der herrlichen alten Choräle sang: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein im englischen Lager bei Sebastopol befindlicher Deutscher schreibt:

„Die Hoffnung, das Weihnachtsfest in Sebastopol zu feiern, ist zu unserm allgemeinen Verdruß nicht in Erfüllung gegangen. Uns einigermaßen dafür zu entschädigen und dem heimischen Weihnachtsfeste, wenn auch nur in der Idee, anzunähern, beschlossen wir unter den verschiedenen Regimentern verstreute Handvoll Deutsche, uns die Gemüthlichkeit des deutschen Christabends in die Laufgräben hinein zu zaubern. Leider konnte nur etwa die Hälfte an diesem Vergnügen Theil nehmen; die Andern hatten entfernten Wachtdienst und konnten keinen Urlaub erhalten. Hinter einer hohen Verschanzung fanden wir uns zusammen und sobald es völlig dunkel geworden, wurde der Christbaum, ein halbverdorrtes Tannenbäumchen, aufgerichtet und in Ermangelung von Wachskerzen mit kleinen selbstgerollten Pechlichtern und einigen farbigen Papierlaternen ausgeschmückt. Dicht unter ihn legte Jeder, was er in den letzten Tagen von der oft kärglich genug ausgetheilten Ration am Munde abgespart hatte — meist Zwieback und abgekochtes Pökelfleisch. Den Baum selbst hatten wir mit feinerem Zwieback behangen; die Hauptzierde waren zwei Aepfel und eine geräucherte Gänsebrust, welche nicht weniger als 3 fl. C.-M. kostete. Von den unteren, stärksten Zweigen schwankten unsere mit kaltem Grog und Whiskey angefüllten Feldflaschen nieder und rings im Kreise um den Baum saßen wir, die von dem Schicksal Verschlagenen, inmitten des kriegerischen Lagerlebens das Symbol ewigen Friedens aufrichtend. Auf ein gegebenes Commandowort war die Beleuchtung in weniger als einer Minute hergestellt. Wir freuten uns wie die Kinder. Dieser Jubel hielt jedoch nicht lange an, wir wurden ernst, sehr ernst. Weg von der äußern Erscheinung wendete sich unser Geist nach der Heimath, nach dem trauten Kreise unserer Lieben. Der ergreifenden Stimmung einen Ausdruck zu geben, trat plötzlich Sergeant Neumann als improvisirter Redner auf. Er sprach wenige ungekünstelte, aber tief zum Herzen dringende Worte, bei welcher Gelegenheit er uns mit jenen Hirtenschaaren verglich, denen die Jubelkunde auch auf offenem Felde, unter Gottes freiem Himmel, ward. Noch nie hat eine Predigt uns so tief bewegt, als diese durch die Nacht hin tönenden ernsten und kurzen Worte, und so manche Thräne inniger Rührung floß ungesehen im Dunkeln nieder über die gebräunten Wangen. Rang- und Confessions-Unterschiede existirten in diesem Augenblicke nicht. Zwei Kolasse (türkische Adjutanten) kamen vorüber. „Beiram!“ riefen sie, auf unsern Baum deutend. Diese Profanirung wirkte insofern wohlthätig auf uns ein, als sie uns der überhandnehmenden Sentimentalität entriß. Als die Weihnachtslichter verglimmt waren, da loderte die Flamme des Holzstoßes, zu welchem wegen großen Mangels an Brennholz die ganze Christwoche gespart worden war, mächtig leuchtend und wärmend empor und die Mahlzeit begann. „Der Heimath und unsern Lieben!“ dies war der erste Toast; „Treue Landsmannschaft!“ lautete der zweite und „Baldiger Sieg!“ der dritte. Die Feldflaschen kreisten in der Runde und halblaut sangen wir die Lieder: „Morgenroth“ und „Steh' ich in finst'rer Mitternacht.“ Nachdem wir den Christbaum „geschüttelt“ hatten und die letzten Scheite unseres Holzstoßes verglüht waren, kehrten wir auf verschiedenen Wegen in unsere Baracken-Quartiere zurück, bei welchem Gange einer der Kameraden durch eine Bombe tödtlich verwundet ward. So wechseln die Contraste im Kriegerleben!“

Auflösung der Charade in № 7:

Heuschrecken.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 10. Dienstag, 23. Januar **1855.**

Das Haus am Meeresstrande.

(Fortsetzung.)

Herr von Riedd gab sich Mühe, seine Wuth, die in ihm kochte, zu bemeistern. Mit ziemlicher Ruhe bemerkte er dem Alten:

„Ehrliche Kerle! habt Ihr gesagt? Ist das so gar gewiß? Ihr werdet gehört haben, daß man ein Gewehr in den Klosterruinen gefunden hat? Es ist dasselbe, welches ich an dem Tage trug, an dem ich eine meuchelmörderische Kugel in den Leib bekam. Wenn ich nun sagte, Ihr hättet das Gewehr in die Ruinen gebracht?"

Die Pfeife fiel dem alten Soldaten aus dem Munde, voller Verwunderung starrte er den Junker an. Endlich sagte er gefaßt, aber mit steigender Röthe im Gesicht:

„Dann würdet Ihr lügen, Herr Junker. Ich sag' Euch das gerad' heraus, mögt Ihr's gut oder übel nehmen. Was treibt Euch zu einem so bösen Ausspruch? Euer Gelüste! denn weiter ist es doch nichts, was Euch zu meiner Tochter zieht. Ich dächte, Ihr hättet des Denkzettels genug, um Euch dergleichen für immer vergehen zu lassen. Himmelsakrement! muß ich so was noch auf meine alten Tage erleben! Muß ich mich doch quälen und winden, um nur durch das elende Leben zu kommen, und dazu noch Schande! Es ist zum Bersten! — Doch was, ich toll' umsonst, denn nimmer kann es Euch Ernst seyn um eine falsche Anklage, die einen alten Mann früher ins Grab brächte, als sich gebührt. Seyd offen, Junker!"

„Was ist da offen zu seyn?" entgegnete der Junker nur noch dreister. „Ich werde thun, wie ich gesagt, wenn Ihr Euch nicht besser wegen Katharina besinnt. Nur ihretwegen hab' ich bis jetzt geschwiegen. Als man mich hierher gebracht, verwundet, in Eure elende Baracke, da gefiel sie mir beim Erwachen aus meiner Ohnmacht, und später, als wir öfter zusammengekommen, fing ich an, sie zu lieben. Jetzt kann ich nicht mehr von ihr lassen und ich glaube, daß auch sie es nicht mehr kann. Mit dem Maler ist das nur Narrethei; aber ich bin dem Burschen gram, er ist jetzt gerade genug verliebt, um mit wundem Herzen durchzugehen, und so mag's geschehen. Katharina wird mein, Ihr habt ein gutes Leben und die Sache ist abgethan. Wo nicht, so sprech' ich, was ich Euch gesagt. Ich bin kein Lügner, denn, Claus, wie steht es denn um den Blutfleck, den Ihr an Euerm Kittel hattet? Es war an demselben Tage, an dem man mich zu Euch getragen."

Der Alte hielt sich den Kopf mit beiden Händen, es tanzte Alles um ihn herum. Halb stotternd rief er:

„Herr des Himmels, auch davon wißt Ihr? von dem Blutfleck an meinem Kleid? Wer hat Euch das gesagt?"

„Katharina!"

„Meine Tochter?"

„Keine Andere!"

Der Alte stand auf, seine Kniee zitterten, aber mit Riesenkraft nahm er sich zusammen, stürzte an die Thür und schrie hinein:

„Kathrine, Dirne! heraus vor Deinen Vater!"

Sie erschien, ruhig und arglos.

„Ist's wahr," rief ihr der Vater zu, indem er sie an beiden Händen faßte und vorzog — „ist's wahr, daß Du dem Junker von dem Blutfleck gesagt, den Du an meinem Kittel gesehen? Sprich! es war an dem Tage, wo man ihn hierhergeschleppt, damals, wo das Unwetter tobte — sprich, sprich!"

„Ich hab's gesagt, Vater."

„Du hast's gesagt?..."

Digitized by Google

Der alte Mann schwankte und drohte rückwärts hinzusinken. Katharina unterstützte ihn rasch. Keinen Blick warf sie indeß auf den Junker, der ein triumphirendes Lächeln nicht verbergen konnte. Mit Mühe nur konnte sie verhindern, daß der Vater, als er sich etwas erholt, sie nicht von sich stieß. Sie sah ihn ernst und offen an, indem sie sprach:

„Du mußt aber auch hören, Vater, wie ich's gesagt habe. Es war zwischen mir und dem gnädigen jungen Herrn die Rede von der traurigen Geschichte. Ich sagt' ihm, daß Euch an jenem Tag auch was Absonderliches zugestoßen seyn müßte, denn Ihr wäret blutbefleckt heimgekommen; was, wüßt' ich freilich nicht. Ihr habt mir ein- für allemal verboten, nach Dingen zu fragen, die mich nichts angingen, wie Ihr Euch ausdrückt. Nun aber hattet Ihr den Fleck gar nicht ausgewaschen, ich sah nichts Schlimmes darin und konnt' es wohl erzählen. Der gnädige Herr wandte auch nichts gegen diese Rede ein und er muß doch gewiß am besten wissen, wie es sich zugetragen; für nichts und wieder nichts kriegt man keinen Schuß in den Leib. Wenn Ihr nun aber die Geschichte durcheinander bringt, Vater, so ist das nicht meine Schuld und von Eurer Seite eine Uebereilung."

„Eine Uebereilung? wie klug die Dirne zu reden weiß! Aber das ist nichts, der ganze Handel kommt an den Tag. Ich habe ein ungerathenes Kind aufgezogen, eine verleumderische Dirne, die sich nicht schaut, gegen den Vater zu zeugen. Muß ich das noch in meinen alten Tagen erleben? Sieh, ich könnte Dich erwürgen, wenn diese Strafe nicht zu gering für Dein entartetes Betragen! — Sie ist schön, hat von ihrer Mutter gar manche Tugend geerbt, aber die Entartung lauerte darunter, die Tollsucht der Leidenschaft. Soll ich's anders nennen, he? Du hast einen braven Kerl zum Liebsten, der gegen diesen Junker aussieht wie ein blühender Baum gegen einen giftigen Pilz; Du hast eine schöne Zukunft, aber Dir geht das Gelüst über Alles! — Sieh, Kathrine, mein Haar ist grau, willst Du, daß es vor der Zeit weiß werden soll? Ich habe Dich gehegt und gepflegt, als Deine Mutter starb, ihre Stelle ganz vertreten. Ich habe gehungert, das kann ich wohl sagen, um Dich nicht darben zu lassen. Du solltest die Freude meines Alters werden, das ist nun aus. Es sitzt mir hier," — er schlug sich auf die Brust — „da wird es sitzen bleiben und um sich fressen, bis ich zu Grabe fahre. Möge es der Himmel fügen, daß es zeitig geschehe! — Was wird Rudolph sagen? Ich höre ihn Dich verwünschen und sehe ihn die Hände ringen. Geh' wohin Du willst, ich halte Dich nicht, ich warne Dich auch nicht mehr. Wer den Vater und den Geliebten zugleich betrügen kann, dem kann man nur den Fluch zum Geleit geben, oder, wenn man ihn zu sehr geliebt, für ihn beten: Herr, laß ihn sterben in dieser Stunde!"

Der alte Soldat weinte fast und ballte krampfhaft die Hände; so schwankte er gegen das Haus. Die Pause, die eintrat, benutzte der Junker, indem er rasch auf die regungslose Katharina zuschritt und ihr zuflüsterte:

„Ich gehe, denn ich bin kein Freund von väterlichen Predigten. Ich erwarte Dich auf dem gewohnten Platze — Du kommst?"

Mechanisch nickte Katharina mit dem Kopfe.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

Nachdem Ulrich eine Weile dem frommen Liede Onkel Hiob's gelauscht, schickte er sich an, den zackigen Abhang zu ersteigen, und bald hatte er die letzten Föhren hinter sich. Je höher er stieg, desto großartiger und gewaltiger schienen sich die Bergspitzen vor ihm zu erheben. Die majestätische Sonne begann wie ein siegreicher Eroberer die unzugänglichsten Zinnen des Gebirgs zu erklimmen und ihr leuchtendes Banner auf ihnen aufzupflanzen. Die Nebel, die um die inneren Bergesleisten hingen, zerrissen allmälig und wurden in Streifen vom Morgenwinde davongetragen wie Fetzen eines prachtvollen Schleiers, und durch die geöffneten Lücken drangen einzelne Streiflichter bis hinab in den Schooß der Thäler. Ulrich ward dadurch unwillkürlich aus seiner Träumerei aufgerüttelt und begann sich in seiner Umgebung umzusehen.

Es liegt in der Gebirgsluft, in den tausenderlei Herausforderungen, welche diese großartige Natur unserer Neugier entgegenstellt, in der stolzen Wildheit, womit unserem Auge Alles entgegentritt, ein geheimnißvoller Reiz, der uns abhärtet und stark macht. Der Körper fühlt neue Spannkraft, der Geist wird freier und kühner. Angesichts dieses Schnees, der uns den Zutritt wehrt, dieser Abgründe, die uns überall den Weg verlegen, fühlt man sich von einem fieberischen Trotz

Digitized by Google

ergriffen, als gälte es, einen Feind anzugreifen; man hört in sich alle kriegerischen Klänge des Lebensmuthes ertönen und tausend innere Stimmen rufen Einem zu: Nur vorwärts!

Von diesem trunkenen Gefühle erfüllt, beschleunigte der junge Jäger seine Schritte und wagte sich auf die gefährlichen Pfade, welche an der ersten Lehne des Gebirgsstocks hinaufführten. Die Sennhütten der Hirten, die auf den unteren Vorbergen zerstreut lagen, waren noch alle unter dem Schnee begraben, wie unter einem Leichentuche, und bildeten da und dort kaum bemerkbare Erhöhungen in der Schneedecke. Nur spärliche Büsche und Sträucher erhoben sich stellenweise aus dem Boden, aber bald verschwanden auch diese und man hatte nur noch das nackte, mit einzelnen Streifen von Reif überzogene Gestein vor sich. Ulrich erreichte endlich den Engpaß, welchen ihm Vetter Hiob bezeichnet hatte. Es war eine tiefe, enge Schlucht, wie eine Bresche, die in den Fels gebrochen, auf deren Sohle die Sonne niemals niederreichte. Er wollte sie eben betreten, als sich plötzlich an dem dunkeln Ausgang derselben ein Schatten zeigte, in welchem er seinen Vetter Hans erkannte.

Der Gemsjäger trug dieselbe Kleidung wie am vergangenen Abend; am Lederriemen hing der Stutzen über seine Schulter und seine beiden Hände stützten sich auf den eisenbeschlagenen Bergstock. Seine Züge waren noch düsterer als sonst und er schien die Schlucht zu hüten, durch welche Ulrich emporklimmen mußte. Bei seinem Anblick war dieser stehen geblieben, stieß einen Schrei der Ueberraschung aus und rief:

„Du hier, Hans? Gott steh' uns bei! wie bist Du denn hier herauf gekommen?"

„Gibt es denn nur einen einzigen Weg auf die Wengeralp?" entgegnete der Gemsjäger kalt.

„Und was machst Du denn hier?"

„Ich hab' Dich heraufkommen sehen und wollte Dich erwarten."

„Wolltest Du mir etwas sagen, Hans?"

„Willst Du nicht auf die Gemsen anstehen, die Vetter Hiob gestern Abend gesehen hat?"

„Allerdings."

„Du wirst sie nicht mehr finden, ich komme eben von ihrem Wechsel her; sie sind fort und haben sich nach den Gletschern gewendet."

„Gut, so verfolge ich sie in dieser Richtung."

„Ist das Dein Ernst, Uli?"

„Und warum denn nicht?"

„Dann wollen wir zusammen jagen!" versetzte Hans, indem er wieder nach seinem Bergstock griff, als wollte er gleich die Weiterreise antreten.

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß Hans seinem Vetter einen derartigen Vorschlag machte, und Ulrich schaute daher den Gemsjäger betroffen an, auf eine Weise, welche dieser sogleich verstand.

„Fürchtest Du vielleicht meine Gesellschaft?" fragte er den Holzschnitzer barsch.

„Warum sollte ich sie denn fürchten?" versetzte dieser.

„Wer weiß!" meinte Hans — „vielleicht ist Dir bange, Du müssest Dich mit mir allzu hoch versteigen oder zu weit gehen?"

„So wahr ich lebe, daran hab' ich gar nicht gedacht!" erwiederte Ulrich mit Selbstgefühl. „Du bist zwar ein weit besserer Jäger als ich, aber ich habe mein altes Handwerk auch nicht so sehr verlernt, daß ich nicht hingehen könnte, wo Du hingehst."

„So laß uns aufbrechen!" fiel Hans ein und begann den Ausweg der engen Schlucht zu ersteigen. Ulrich folgte ihm und Beide erreichten kurz darauf die freie Platte, wo die Pfade sich scheiden und nach verschiedenen Seiten hin sich durch's Gebirg schlängeln. Der Gemsjäger zeigte seinem Begleiter die Fährten, deren er erwähnt hatte und welche in der That nachwiesen, daß hier erst vor Kurzem ein Rudel Gemsen den Weg nach den höheren Felsenspitzen des Gebirgsstocks eingeschlagen hatte. Die beiden Jäger ließen daher den Upigel zur Rechten und kletterten entschlossen an den Abhängen empor, welche den Eiger von der Wengeralp scheiden. Bald erreichten sie den Schnee, der die erste Lehne bedeckte, und schritten quer über denselben hin, stets den Fährten der Gemsen folgend. Plötzlich aber verloren sie diese auf den Feldern von krystallisirtem Schnee, mit welchem der ganze Abhang überzogen war. So weit ihr Blick reichte, sah man nichts als himmelhohe Felsenzacken, zwischen denen lange Eis- und Schneefelder, an den Enden mit grauen Steinwällen und Gletscherwänden besäumt, sich herniedersenkten. Sie befanden sich jetzt am Eingang jenes wunderbaren Gletscherdamms, welcher dem Menschen den Uebergang über die Alpen zu wehren scheint. Wo sich das Auge hinwendet, gewahrt es nur Gletscher, Eis- und Schneewüsten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus dem Gouvernement Saratow ist, nach der „Nord. Biene", unlängst ein Bauernmädchen in St. Petersburg angekommen, das ohne Hände geboren ist. Das Mädchen heißt Tatjana Grigorjewa und ist 26 Jahre alt. Den Mangel der Hände ersetzt sie durch einen wunderbaren, nach allen Seiten hin ausgebildeten Gebrauch der Füße. Mit denselben schreibt sie, zupft Charpie, spitzt einen Bleistift, schneidet zu, näht, trennt auf, strickt, wickelt Wolle auf, kämmt ihren Kopf, wäscht und trocknet sich, zieht sich an, öffnet verschlossene Thüren und Möbel, schneidet Blumen aus Papier aus und geht mit Löffel, Messer und Gabel um, wie jeder Andere; sie gießt Wasser in den Theetopf und Thee in die Tasse, die sie selbst mit den Füßen an den Mund führt; auf dem Rollholz rollt sie Wäsche und glättet diese; ein Kind nimmt sie mit den Zähnen aus der Wiege und wickelt es mit den Füßen; sie lenkt ein Pferd im Schlitten und kann sogar die Hufe eines Pferdes beschlagen; sie spielt Karten, fädelt Zwirn oder Seide in eine Nadel u. s. w. Diese Bäuerin hat ihre Schwester von deren achtem Lebensjahre zu sich genommen und durch ihre eigene Arbeit aufgezogen.

Lord Lindsay fand während seiner Excursionen bei den ägyptischen Pyramiden einmal eine Mumie, die er aus der Masse Bänder loswickelte und dabei unter andern Kleinigkeiten auch in einer der Hände eine knollenartige Wurzel wahrnahm. Er pflanzte solche in einem der Sonne und Regen ausgesetzten Orte und hatte das Vergnügen, eine schöne Georgine (Dahlie) zu erhalten. Die auf den Bandstreifen befindlichen Hieroglyphen bezeugten, daß die Mumie wenigstens zweitausend Jahre alt war, und diese lange Zeit vermochte nicht die Keimkraft der Dahlienzwiebel zu zerstören.

Das seit fünf Jahren in der Menagerie des naturhistorischen Museums zu Paris befindliche Rhinozeros ist dieser Tage verendet, trotzdem man alle nur erdenkliche Mühe anwandte, es zu erhalten. Dasselbe war ungefähr zwei Monate krank.

Vor wenigen Tagen starb im Städtchen Königshofen a. d. Tauber (Baden) der größte Mann, der vielleicht je am Ufer der Tauber lebte. Er hatte die Größe von $7^1/_2$ Schuh. Sein Leben war nicht ohne Bedeutung gewesen. Er marschirte mit nach Rußland und war einer von den Wenigen, die wieder heimkehrten. Sodann machte er alle Feldzüge im Befreiungskriege mit. Später ward er, vielleicht seiner Körpergröße wegen, in die Dienste des Königs von Schweden gezogen, bei dem er einer der ersten Leibdiener war. In dieser Eigenschaft hatte er das Glück, alle Reisen, auch nach Aegypten und Palästina, mit seinem Herrn zu machen. Indeß, jede Versorgung, auf die er hätte Anspruch machen können und die ihm auch angeboten wurde, verschmähend, zog der große und großmüthige Mann es vor, in einem geringen Städtchen sein Leben voll wichtiger Erinnerungen zu beschließen, unbekannt in der großen Welt, doch geachtet von seinen Mitbürgern, denen er mit Erzählung seiner Erlebnisse oft das Schöpplein würzte, das er ihnen als Wirth einschenkte.

Charade.

(Zweisylbig.)

Wohl Mancher dient als erste in der zweiten
Und wird, als er geholfen, zu dem Ziel,
Das man sich vorgesteckt, mit Glück zu schreiten,
Verlassen wie die Karten nach dem Spiel.

Wohl traurig ist's, sieht Menschen so man dienen
Als todtes Werkzeug, darum freut's mich mehr,
Seh' ich, um frohe Jugendlust zu sühnen,
Die erste munter fliegen hin und her.

Ja, seh' ich Jüngling oder Mädchen fliegen
Froh auf die erste, voll der reinsten Lust,
Dann reißt's mich hin, zu theilen ihr Vergnügen,
Harmloser Freude bin ich mir bewußt.

Wie in der zweiten dienet als die erste
So Mancher, ebenso ist's umgekehrt:
Die zweite auf der ersten hat das Erste
Schon oft erreicht, was Mädchenwunsch begehrt.

Drum lieben auch die Mädchen unverdrossen
Das Ganze, das so schön sich an sie schmiegt,
Und wird es auch mitunter 'mal begossen,
Wenn's einen Mann vom zweiten nur besiegt.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 11. Freitag, 26. Januar 1855.

Das Haus am Meeresstrande.

(Fortsetzung.)

Als der Junker fort war, zuckte Katharina auf, ihr Blick folgte ihm, bis er im Walde verschwand, dann stürzte sie zu ihrem Vater, der sich bebend an die Thürpfosten lehnte, und vor ihm nieder auf die Kniee.

„Vater, vergib mir!" rief sie dabei athemlos. „Nichts Böses hab' ich im Sinne gehabt, als ich's dem Junker erzählte. Ich war weit entfernt davon, zu glauben, es könnte Dir Schlimmes begegnet seyn. Gewiß, Vater, ich rede wahr! Auch sagte der Junker damals nicht, daß Du bei dem Handel gewesen. Er hätt's gewiß gethan, wenn Du ihn angefallen — zu mir hätt' er's ganz gewiß gesagt."

„Zu Dir?... Also Du gestehst ein, daß Du ein Verhältniß mit ihm hast? Kathrine, Kathrine! ich wollt', ich läg' neben Deiner Mutter, tief unter der Erde. Ein alter Soldat hat nichts als seine Ehre, Du nimmst sie mir und häufst Schande auf mich — Du hast aufgehört, mein Kind zu seyn. Noch einmal sag' ich Dir's, geh' von meiner Schwelle, ich dulde Dich nicht mehr, wo ich weile!"

Er nahm seine ganze Kraft zusammen, um die Worte mit Nachdruck zu sprechen, aber die Vaterliebe schwächte den Willen.

Katharina stand auf und entgegnete:

„Vater, ich habe nichts einzugestehen, was ich nicht vor Gott verantworten könnte."

„Und Deine Zusammenkünfte, Dein Heimlichthun mit dem Junker?"

„Ich liebe ihn nicht, ich liebe nur Rudolph."

„Und wirst Du noch ferner mit dem Junker zusammenkommen? Es schwamm mir vor den Augen, aber doch glaubt' ich zu sehen, daß er Dir etwas ins Ohr flüsterte, daß Du ihm zunicktest — war's nicht so, sprich?"

Er hing an ihren Lippen, als schwebe auf ihnen eine Entscheidung von Leben und Tod.

Katharina sprach ruhig:

„Du hast recht gesehen, Vater; ich werde dem Junker folgen und ihn sprechen."

„Fluch Dir, verworfene Heuchlerin! Mit Lügen und Ränken willst Du noch meinen Verstand umstricken, nachdem Du mir das Herz mit Deinem Thun zerschnitten? Ich hätte beinah' geweint, ich, ein alter Soldat, als ich Dich verlieren sollte; schämen muß ich mich, mir ins Gesicht schlagen, daß ich so schwach seyn konnte. Nun bist Du entlarvt; ich werde nicht mehr weinen. Aber ich schwör' es zu Gott, betrittst Du noch einmal meine Schwelle und hast mit dem Junker gesprochen, so hast Du den Himmel zum letzten Mal gesehen! — Dein Junker mag machen mit mir, was er will; ich habe nichts mit ihm zu thun gehabt und bin nicht schuld an seiner Wunde. Was auch seine Bosheit mir noch bringen kann, ich fürchte es nicht mehr. Das Elend ist nun einmal über mich gekommen. Recht geschieht mir, hab' ich doch immer gemurrt und geklagt. — Geh', geh' fort, ich mein's gut; der Zorn könnte mich noch verleiten, Dir den Garaus zu machen. Grüß' mir Deinen Junker! Vielleicht, wenn Du recht gefällig gegen ihn bist, scheert er sich nicht mehr um den grauköpfigen Thoren, dem Du das Leben verdankst!"

Nach dieser Hohnrede wandte der Alte sich um und ging ins Haus.

„Vater! Vater!" rief sie flehend und wollte ihm nacheilen. Schnell war er aber in die Stube getreten, hatte die Thüre zugeschlagen und den Riegel vorgeschoben.

Sie ließ die erhobenen Arme sinken, blickte starr nach der Thüre, dann vor sich hin und

wie verzweiflungsvoll stürzte sie vor der Bank des Hauses nieder. Die Arme aufgelehnt, darauf das Haupt, so lag sie in die Kniee gesunken lange, lange Zeit. Sie regte sich nicht, aber ihr Athem ging tief und schwer; zuweilen nur zitterte ihr Körper. Es schien, als wolle sie aufhören zu leben.

Eine geraume Zeit war vergangen und noch immer verharrte sie in ihrer Stellung. Sie bemerkte nicht, daß sich der bis dahin klare Tag verwandelte. Die Sonne verhüllte sich hinter einer schwarzen Wolke, graue Nebelschleier wallten über das Meer, die Luft wurde feucht und kalt, es rieselte herab wie feine Nadeln. Dumpf und hohl brauste die See, die Wellen erhoben sich und zogen schäumend an's Land und wieder zurück, weiter dahin, nach Schwedens Küste. Der Sturmvogel ließ sein Geschrei ertönen, die Möven flatterten ängstlich hin und her. Durch die Föhren zog es wie ein banges Gestöhne, das sich nach und nach zu einem tiefen, heftigen Brausen schwellte; die Aeste schwankten und eine Schaar Dohlen flog krächzend über den Wald und suchte den Thurm des Dorfes Kloster-Riedd.

Die Schauer des Nebels erweckten Katharina endlich aus ihrem Hinbrüten. Sie stand langsam auf, sah sich um, als wüßte sie nicht recht, wo sie sich befinde, und schüttelte sich, als empfinde sie Frost. Sie schien nicht mehr zu wissen, wie lange sie wohl hier gelegen, und leise sprach sie vor sich hin: „Ob er wohl noch warten mag? Ich muß ihn sprechen!"

Sie ging langsam erst, dann immer schneller durch den Wald. Bald war sie an dem Plätzchen, dem Wiesfleck, wo die Buchen und Eichen standen, die einzigen in dieser Gegend. Sie warf scheue Blicke um sich — es war ihr, als wäre ihr Jemand begegnet, den sie zu fürchten habe. Es mochte wohl die Stimme ihres Gewissens gewesen seyn, denn immer rief es ihr heimlich und warnend zu: „Gehe nicht, bleib' zurück bei dem Vater!" — — Sie stand hier eine kurze Weile, da rauschte es wie ein Fußtritt in dem herabgefallenen Laube. Bald stand der Junker von Riedd vor ihr.

Kaum daß er sie sah, so verklärte sich auch sein Gesicht; er kam schnell auf sie zu, erfaßte ihre Hand und sagte:

„Du hast mich lange warten lassen, Katharin! Schon dreimal bin ich hier gewesen und wieder weggegangen. Was hast Du so lange gezögert? Es ist inzwischen schlechtes Wetter geworden; Du mußt jetzt doppelt freundlich seyn, daß ich Beides vergesse, mein langes Warten und das verteufelte Wetter. Sey nicht wieder so kurz angebunden, wie Du es gewöhnlich bist; ich bin ohnehin nicht ganz guter Laune, durchfroren bis an's Herz. Sey heiß, Katharina, ruf' einmal Deine Leidenschaft an und erwärme mich!"

„Es ist jetzt nicht Zeit zu scherzen, Herr Junker!" erwiederte sie.

„Scherzen? Beim Henker, das ist ein toller Ausdruck! Es ist mir so ernst mit meinem Verlangen, wie mir nur je etwas gewesen ist. Was braucht's da langer Erklärungen und Vorbereitungen? Ich habe Dir nun alle Tage, die wir zusammen waren, erklärt, daß ich Dich liebe, daß ich Dich dem tölpischen Maler nicht lassen kann. Anfangs war es Spielerei, die ich mit Dir trieb, ich will Dir's nicht verhehlen; aber nun ist es so furchtbarer Ernst mit meiner Liebe zu Dir geworden, daß ich nirgends mehr Ruhe finde, daß ich nur Dich sehe, allüberall, bei Tag und bei Nacht. Du kannst von mir verlangen, was Du willst, Katharina, aber gewähren mußt Du. Rede ein Wort, was ich thun soll, es geschieht. Ich gehe fort mit Dir, weit weg von Allen, wenn es Dir im Sinne liegt. Du sollst mir befehlen, ich will Dir gehorchen. Du mußt das, Katharina, denn Du hast Theil und Schuld an meiner hirnverrückenden Liebe. Du kamst hierher, wenn ich darum bat, ja, Du kamst freiwillig, und obwohl Du mir nie gesagt, daß Du mich liebst, so hast mir es doch gezeigt."

Sie erglühte.

„Wie hab' ich Euch das gezeigt, Herr Junker? Daß ich kam? daß ich mit Euch hier zusammentraf? Der Weg führt für Jeden. Ich kam wohl auch, weil Unsereins, eine einfache Bauerndirne, wohl gern mit einem vornehmen Herrn plaudern mag."

Der Junker sah sie starr an, als zweifle er, ob er recht gehört. Sein aufgeregtes Blut rollte heißer durch seine Adern; ihr fortwährender Widerstand nahm ihm fast die Besinnung. Er wäre im Stande gewesen, vor ihr niederzusinken, um sie so zu beschwören, denn wirklich liebte er Katharina; seine Leidenschaft war zu einer gefährlichen Größe angewachsen.

„Deßhalb kamst Du nur, Katharina? deßhalb?" versetzte er mit Beben, während alle Röthe aus seinem Antlitz für einen Augenblick entwich. „Du sagtest — ich habe doch recht gehört, ich bin doch nicht taub —, daß es möglich wäre, daß Du mich lieben könntest, einst, wenn ich es Dir bewiese, daß ich Dich liebe.

Digitized by Google

That ich das nicht? Ich bin fast hirnverrückt, alle Pulse wollen mir reißen; ich sage, wiederhole es Dir: ich liebe Dich! Fordere, was ich thun kann — gewähre und es geschieht. Sprich, sprich! steh' nicht so kalt da, so eisig, wie Marmor, der sich nicht erweichen läßt. Hast Du denn kein Herz? Ich könnte Dich hassen, wenn ich Dich nicht so unglückselig liebte!"

„Ihr liebt mich?" rief Katharina mit erhöhter Stimme und flammender Röthe im Gesicht. „Ihr wagt mir das zu sagen, auch jetzt noch, da Ihr meinem Vater eine Kränkung bereitet, die ihn verzweifeln läßt? Hab' ich es denn nicht auch gehört, Herr Junker, daß Ihr ihn anklagen wollt als Mörder? Ist seine Beschimpfung nicht die meine? Dürft Ihr die Tochter eines entehrten Mannes lieben? Er hat nichts als seine Ehre, mein Vater. Ich müßte die schlechteste Dirne von der Welt seyn, wenn ich mich Euch anwerfen wollte, nachdem Ihr dies gethan. Mit Fingern würden die Leute auf mich weisen, mir ins Gesicht spucken und mir bliebe nichts anders übrig, als ins Meer zu laufen. Das ist eine schöne Liebe von Euch, aber bei mir müßt Ihr sie nicht anwenden."

„Weib!" — Der Junker wußte gar nicht, wie ihm geschah, es flimmerte vor seinen Augen; so hatte das Mädchen nie mit ihm gesprochen. „Was für ein Teufel ist in Dich gefahren, Katharina? Bist Du es denn wirklich? Ich muß mich an den Kopf fassen, um nur zu glauben, daß ich nicht träume. Ruhig, demüthig standst Du immer vor mir — und jetzt? Eine Schlange entringelst Du Deine Tücke und Falschheit. Ich rathe Dir, bring' mich nicht zum Rasen; ich kann Dich zertreten."

„Ihr droht mir? Ich fürchte mich nicht. Ich bin auch keine Schlange, bin nicht falsch und tückisch. Glauben mögt Ihr's. Habt Ihr aber nicht selbst gesagt, daß ich nie zu Euch von Liebe gesprochen? — Und daß ich bis jetzt immer ruhig gewesen, demüthig? Ich hab' Euch als meinen Herrn betrachtet, darum gehorcht; wenn Ihr aber was anders wollt, so hört die Demuth von selbst auf."

„Katharina!" — Der Junker ward durch ihre Ruhe nur noch verwirrter, doch aber sah er so viel ein, daß er es mit einem Wesen zu thun hatte, das sich durch Drohungen nicht einschüchtern ließ. „Katharina, ich werde wahnsinnig, wenn Du mich nicht liebst! Was kann ich thun, um Dein Herz zu gewinnen?"

Nachdenkend erwiederte sie:

„Ob das geschehen kann, weiß ich nicht zu sagen. Macht Euch keine große Hoffnung." — Sie machte eine kurze Pause und fragte dann: „Ihr liebt mich also wirklich, Herr Junker?"

„Wie mein Leben!" betheuerte er, indem er die Hand auf die Brust legte.

„So geht zu meinem Vater und bittet ihm ab, was Ihr ihm Leids zugefügt."

„Katharina!" — Alles Blut stockte ihm in den Adern.

„Wenn Ihr nicht wollt, ich quäl' Euch nicht. Aber das sag' ich Euch, wir haben heute zum letzten Male mit einander geredet."

Sie wandte sich nach der Gegend, von der sie gekommen. Vor den Augen des Junkers schwamm es wie ein Feuermeer, sie gingen über vor Gluth, es drängte ihn zur Gewalt. Er griff nach seinem Gewehr, trat auf sie zu und umfaßte sie mit starker Hand. Eine andere schleuderte ihn zurück — — der Maler Rudolph Elmer stand vor ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

Hans musterte einen Augenblick die verschiedenen Richtungen und wandte sich dann, ohne ein Wort zu reden, nach Süden. Sein Gang verrieth zwar fieberische Eile, aber auch eine herausfordernde Zuversicht. Je schwieriger der Weg wurde, desto mehr beschleunigte er seinen Gang, setzte über Risse und Spalten und sprang in einem geringschätzigen Zorn an den Berglehnen hinauf oder in die eisbedeckten Schluchten hinab. Seit er diese Höhen betreten hatte, war eine merkwürdige Veränderung mit ihm vorgegangen; sein Auge glühte von einer brennenden Begierde, seine weit geöffneten Nasenflügel schienen die rauhere Luft dieser Höhen gieriger einzuathmen, seine Lippen zitterten auf Augenblicke, als ob er einige geheime Verwünschungen oder Beschwörungen murmelte. Bei jedem Hinderniß, das ihm aufstieß, ließ er einen halblauten Ausruf des Unwillens hören und übersprang es mit einem Anlauf. — Wer diese grimmige Hast gesehen hätte, würde ihn für einen erobernden Barbaren gehalten haben, der soeben den feindlichen Boden betrat und sich mit jedem Schritte seines Sieges freute. Diese Art von Exaltation steigerte sich eher noch mit den Schwierigkeiten. Man fühlte, daß er hier

Digitized by Google

auf seinem rechten Kampfplatz, in seinem eigentlichen Wirkungskreise sich befand und die Atmosphäre dieser öden Region schien ihn zu berauschen, wie den Soldaten der Pulverdampf.

Ulrich war ihm anfangs schweigend gefolgt, hatte sich im Stillen über dieses tolle Rennen und Hetzen gewundert und gefragt, was denn der Gemsjäger auf diesem Ozean von Eis und Schnee erwarten könne, welcher sie von allen Seiten umstarrte. Er richtete deßhalb eine Frage an ihn, aber Hans begnügte sich damit, auf den Horizont zu deuten mit der einsilbigen Mahnung: „Immer weiter!" — Andere Felder wurden überschritten, andere Gletscher überstiegen und bei jeder neuen Frage erwiederte der zornige Jäger ungestüm: „Nur weiter! immer weiter!"

Inzwischen hatte sich der ganze Himmel mit Wolken überlaufen, dumpfes Sausen und Brausen ließ sich aus der Entfernung vernehmen und stoßweises Wehen eines heißen Windes strich durch die eisige Wüste. Ulrich machte seinen Gefährten darauf aufmerksam, allein dieser schien so tief in irgend einen düstern Gedankenzug versenkt, daß er auf nichts mehr um sich zu achten schien. In Folge dessen sah sich Ulrich aufmerksam und forschend nach allen Seiten um, ohne den Ort erkennen zu können, wo sie sich befanden. Es war eine Art Terrasse, die sich auf halber Höhe eines Gletschers gebildet hatte und von gähnenden Abgründen umgeben war. Er blieb stehen und fuhr mit der Hand an seine schweißtriefende Stirn. Hans wandte sich um; er schien noch nicht die geringste Ahnung von den Schwierigkeiten und Strapazen zu haben, welche diese Wanderung bergan und über so viele Abgründe hinweg verursacht hatte; seine Gesichtsfarbe war noch dieselbe, sein Schritt so leicht, sein Athem so frei wie zuvor.

Hätte die Beiden Jemand in dieser Region gesehen und beobachtet, er würde in ihnen die Verkörperung zweier Epochen bemerkt haben.

Der Eine schien der Repräsentant jenes Jägergeschlechts, unter dessen Schüssen und Verfolgungen nach und nach der gewaltige Auerochs, der wilde Eber, der Hirsch und der Steinbock aus diesen Gebirgen verschwunden waren. Er war einer der Letzten jener Wilden der Alpen, die, wie die Rothhäute Amerika's, gewohnt gewesen, unter freiem Himmel zu schlafen, den Fährten des Wildes tagelang zu folgen, tagelang auf dem Anstand zu liegen, gegen alle Gefahren einer feindlichen Natur anzukämpfen und Alles durch Geduld oder Gewalt zu besiegen; jener furchtbaren Menschen, die außerhalb dem beschränkenden und zügelnden Kreise der Gesetze leben und deren Leidenschaften, durch die Einsamkeit noch gesteigert, mit dem Ungestüm eines Sturmes losbrechen. — Daß hierin nichts übertrieben ist, dafür kann Jeder Beweise genug an Ort und Stelle aus dem Volksmund schöpfen und noch heutzutage Beispiele sattsam in den Wilddieben des bayerischen Oberlands auf der Grenze gegen Tyrol hin finden.

Der Andere dagegen schien, wie bereits früher erwähnt, die Jetztzeit zu vergegenwärtigen und den neuen Menschenschlag, welchen die Civilisation, wie ehedem die Orpheusleier, zu sanfteren Sitten einlädt, der, an wilder Kraft besänftigt, aber in seinem Gemüth und Wesen erhoben, die gesellige Fügsamkeit mit der starren Gewalt, die Gerechtigkeit mit der Rache vertauscht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Amerika wird berichtet, daß am 21. Dezember v. J. ein Hirte am Strande von Ballooghair ein Stück von einem Schiffsbug auffing, das nach verschiedenen daran befindlichen Zeichen dem verunglückten Dampfer „Stadt Glasgow" angehört zu haben scheint. In großen vergoldeten Buchstaben, die nur wenig beschädigt sind, befinden sich daran die Worte: City of Glasgow und in einer Ecke: Let Glasgow flourish (Glasgow möge gedeihen). Dieser Fund, vielleicht wohl der einzige Gegenstand, der von dem schönen Schiffe noch zum Vorschein gekommen seyn dürfte, wurde sofort, behufs der Herstellung der Identität, an die HH. Todd und M'Gregor in Glasgow übermacht.

Die diesen Winter so strenge Kälte und der Schnee in Algerien treiben die wilden Thiere aus den Gebirgen in die Thäler und man hat in Philippeville schon mehrmals das Vergnügen gehabt, die Bestien in der Nähe zu sehen. Vor Kurzem begleiteten zwei Löwen den von Constantine kommenden Eilwagen über 3000 Fuß weit, aber ohne einen Angriff zu machen, gewiß keine angenehme Eskorte für die Passagiere!

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 12. Sonntag, 28. Januar 1855.

Der Eislauf.

Schön ist, reizender See! deine krystallene Fluth,
Wenn im werdenden Lenz sanfter des Zephyrs Hauch
An dein grünendes Ufer
Lieblichplätschernde Wellen treibt;

Schöner lockest du mich einsamen Waller oft
An dein felsig Gestad', wo mich der Nachtigall
Süße Lieder umtönten,
Wenn am Abend des Sommertags

Hinter Wipfeln der sanftsäuselnden Buchen sich
Luna traulich erhob, schöner im Perlenquell
Wiederstrahlte, bekränzt vom
Rothwild bergenden Uferhain.

Aber nimmer, o See! bist du mir reizender,
Nimmer lockest du mich zaubernder hin zu dir,
Als wenn Kälte des Jänners
Dich mit glänzendem Marmor deckt.

Jetzt begrüßen dich froh muthiger Jünglinge
Bunte Schaaren; jetzt tönt, sanft, wie Blandusiens
Ewigrieselnder Quell, dein
Weitverbreitetes Lob, o See!

Unentweiht von trübdämmerndem Schneegewölk
Sichert heitere Luft deinen Krystall, und doch
Ward dem beginnenden Jahre
Kaum geboren sein erster Sohn.

Sey uns freundlich gegrüßt, schweigendes Nordlands-Kind,
Das den Bäumen das Kleid welkender Blätter nimmt
Und mit Lilienschimmer
Ihre traurige Blöße deckt.

Du bereitest uns Lust, wie sie dem Frühling nicht
Blüht, wenn Alles umher Freud' und Entzücken ist,
Wie aus reichlichem Füllhorn
Weder Sommer noch Herbst sie beut.

Silber streuet der Frost über die steigenden
Wipfel, hüllend umher starrend die Landschaft ein;
Durch den glänzenden Teppich
Blickt nur sparsames Immergrün.

Und der freudige Kreis tanzender Jünglinge
Schmückt die Fläche des See's; unter dem schnellen Stahl,
Nach dem Takte gestoßen,
Tönt melodisch der Fluthkrystall.

Welches treffende Bild beut uns des Eiskothurns
Unaufhaltsamer Flug gegen das fernste Ziel
Von der Eile des Lebens,
Wenn sie Blumen des Glücks entschlüpft!

Jeder Busen erhebt, schwellend vor Ehrbegier,
Wer, als Erster des Kampfs, schneller das Ziel umflieg',
Und an Locken des Siegers
Keucht der Athem des Nächsten schon.

Freunde männlicher Lust! schöner als Ball und Spiel
Im erleuchteten Saal; schöner als stürmender
Lauf des muthigen Rosses
Ueber Thäler und Wiesenflur,

Oder wenn es im Wald fliehendes Wild ereilt;
Schöner noch, als das Bad in dem Forellenbach,
Wenn der blühende Morgen
Purpur über die Wellen streut;

Schöner selbst als Genuß denkender Einsamkeit
In der Laube, die süßduftend der Lenz umhaucht,
Ist auf strahlendem Eise
Flügelschneller Kothurne Tanz.

Sing', o Muse, die Lust, die uns der Winter beut,
Fernen Freunden, wie uns Tage, den Stunden gleich,
Scherzbeflügelt enteilen,
Bis längst Hesper am Himmel glimmt.

Dann entschnallen wir spät, unter erschallenden
Eisgesängen, nicht gern unser dädalisches
Stahlgefieder, — es kröne
Klopstock's Muse, wer dies erfand!

Waldfischbach, im Januar 1855. A.

Das Haus am Meeresstrande.

(Fortsetzung.)

5.

Rudolph und Katharina hatten sich schon eine geraume Zeit entfernt und noch immer verweilte der Junker regungslos auf dem Platze im Walde. Er wußte nicht, wie ihm geschehen war, festgebannt stand er durch die Ueberraschung. Er gab sich unsägliche Mühe, alles Geschehene zusammenzufassen, aber er bedurfte langer Zeit, bis es ihm klar wurde. Er fühlte und beachtete den Nebel nicht, der nach und nach in feinen Regen übergegangen war; er hörte kaum das Brausen des Meeres, das sich immer stärker erhob, nicht das Aechzen und Stöhnen der vom Wind gejagten Bäume. Langsam kam er zu sich, langsam hob er das gefallene Gewehr auf und ebenso langsam schlug er den Weg nach dem Schlosse ein.

Beim Nachhausekommen begab er sich sogleich in sein Zimmer, ohne vorher zu seinem Vater zu gehen, wie er sonst zu thun pflegte. Es war ihm nicht möglich, Jemanden zu sehen und zu sprechen; die widerstrebendsten Gefühle wogten in seiner Brust. Seine ersten Gedanken waren Rache, aber Katharinens reizendes Bild verdrängte bald diesen Vorsatz. Dasselbe schien ihm eben nie verlockender, als jetzt, da er sie aufgeben sollte. Ihr hartnäckiger Widerstand verstärkte vollends seine Leidenschaft, die, er fühlte es wohl, er kaum mehr im Stande war, zu bewältigen. Aber der schwere Preis, seine Ehre, und ohne daran eine gewisse, sichere Hoffnung knüpfen zu dürfen! Er sollte ihrem Vater Abbitte leisten, er, der Sohn eines reichen Freiherrn aus dem ältesten Geschlechte Pommerns, einem ehemaligen Soldaten, einem armen Fischer, der von Bauern stammte und nicht besser war, wie der gemeinste Arbeiter auf Schloß Riedd. Der Gedanke empörte ihn, sein ganzer Stolz erhob sich dagegen, aber er hatte mit seiner Leidenschaft zu kämpfen und die überwog Beides. Der Charakter Katharinens war ihm unerklärlich; sie hatte ihm eine Seite desselben gezeigt, die er nie erwartet hatte, in einer so scharfen Weise, daß sich seiner Leidenschaft etwas wie Furcht beimischte. Allein da er nicht im Stande war, sich derselben vernunftgemäß zu entledigen, so wurde es noch ein Reiz mehr, der ihn an das Mädchen fesselte. Es war dies die natürliche Folge seiner verderbten Gesinnung. Sein Stolz, sein Uebermuth wurzelten in seiner Erziehung, in Standesvorurtheilen, er war voll der wichtigsten Grundsätze, wurde aber, nach Art tyrannischer Naturen, immer schwach da, wo er energischen Widerstand fand. Dem wahren Stolze, der geistigen Ueberlegenheit, wußte er nichts entgegen zu setzen, als sein Wappen und seine Geburt. Kam es gar arg, so reichte er mit seinem Dünkel nicht aus; fühlte er, daß er nicht weiter könne, so zog er sich zurück. Im Streite mit dem Maler hatte er dies deutlich gezeigt; seine Drohungen waren an dessen grundsatzvoller Festigkeit gescheitert, er unterlag einer moralischen Kraft, die er nicht schätzte, weil er sie nicht kannte, die aber durch ihren natürlichen hohen Werth überall siegen muß, auch wenn sie nicht verstanden wird. Er war davon gegangen mit der Absicht, den Maler durch kleinliche Beschränkungen auf dem gutsherrlichen Gebiet sein Uebergewicht fühlen zu lassen, zu lauern, bis sich ihm eine günstigere Gelegenheit zu einer vollkommenen Genugthuung bieten würde; indeß er unterließ dies, weil er befürchtete, Jener könne bei seinem Vater klagbar gegen ihn auftreten. War dieser auch voll Vorurtheile, wie sein Sohn, so war doch ein Gefühl von Gerechtigkeit in ihm, eine gewisse biedere Geradheit, die er unter keinen Umständen verleugnete und die ihn zuweilen auch seinen Sohn nicht schonen ließ.

Rudolph Elmer war nun freilich weit entfernt davon, einer Unerheblichkeit wegen, die er längst vergessen haben würde, wäre der Junker nicht in anderer Weise zum Gegenstande seines Nachdenkens geworden, gegen denselben klagbar zu werden. Durch den letzten Vorfall indeß waren seine Gedanken mit Katharina nicht minder wie die des Junkers, freilich in anderer Weise, beschäftigt.

Von Unruhe getrieben, von Eifersucht gepeinigt, war er nach dem Gespräche mit dem Kreuzwirth, den Tag darauf, in den Wald hinaus gegangen. Er hatte sich vorgenommen, Katharina heute nicht zu besuchen; aber wie das bei Liebenden gewöhnlich ist, der Vorsatz ward nicht zur Erfüllung. Als er eine Zeitlang auf dem bewußten Wiesenfleck gewartet hatte und Niemanden kommen sah, so war er, ungeachtet des veränderten Wetters, auf dem Wege nach Katharinens Wohnung im Begriff, als er sie selbst, in Nachdenken versunken, durch den Wald daherkommen sah. Rasch trat er hinter einen Baum, ließ sie vorübergehen und folgte ihr dann mit heftig pochendem Herzen in einiger Entfernung. So wurde er Zeuge ihres Gespräches mit dem Erben von Riedd.

Digitized by Google

Wer vermöchte es, seine Gefühle zu beschreiben! Sie überflutheten sich im wahrsten Sinne des Wortes. Bald wurde ihm siedendheiß, bald überlief es ihn wie Fieberfrost. Er führte die Katastrophe herbei.

Schweigend geleitete er Katharina nach Hause. Auch sie sprach nicht; nur eine seltene Befriedigung leuchtete aus ihren Augen, sie schmiegte sich dichter an den Arm Rudolphs und schien zu erwarten, daß er ihr ein liebes Wort, irgend eine Zärtlichkeit sagen würde, denn sie schmeichelte sich im Stillen mit dem Bewußtseyn, daß sie es um ihn verdient habe. In ihrer Voraussetzung wurde sie jedoch getäuscht. Keine Sylbe entfuhr dem Maler während des ganzen Weges; er war still und in sich gekehrt. Und Katharina schwieg nun ihrerseits aus Trotz, in den ihre Selbstbefriedigung überging. Sie sey ja im Recht! sagte sie sich mit echt weiblicher Empfindsamkeit, und wie sie gegangen und gekommen waren, wollten sie auch wieder scheiden, wenn nicht eben jetzt Katharinen das harte Zerwürfniß mit ihrem Vater eingefallen wäre. Mit Zögern setzte sie ihren Verlobten davon in Kenntniß. Statt aller Antwort trat er an's Fenster von Schilder's Wohnung, da die Thüre derselben verschlossen war, pochte so lange, bis er gehört wurde, und sprach dann zu Katharinens Vater Worte der Versöhnung, die denn der Alte auch beherzigte.

Hierauf aber begab er sich hinweg ohne einen Händedruck, ohne ein zärtliches Wort an Katharina.

Jetzt wurde sie nun ihrerseits unruhig und es drängte sich ihr zum ersten Male die Frage auf: ob sie auch an Rudolph recht gehandelt, ob sie auch gegen *ihn* verschwiegen seyn durfte, wie sie es bis jetzt gegen Jedermann gewesen? — Er war ihr als ein zu edler Mann bekannt, als daß sie nicht hätte prüfen müssen, ob er nicht ohne Grund in dieser kränkenden Weise von ihr fortgehe.

Und wohl hatte Rudolph dazu vollkommen Grund und Ursache. Der Junker hatte Katharinen Falschheit und Tücke vorgeworfen — war das so ganz aus der Luft gegriffen? Lag nicht etwas davon in ihrer Handlungsweise? — Sie liebte Rudolph, sie wußte, daß sie ihm allein und keinem Andern angehören sollte, und *er* hatte das ausschließliche Recht auf ihre volle Hingebung und auf ihr Vertrauen; — sie aber kam mit einem Nebenbuhler Rudolphs, dem Junker von Riedd, zusammen, auch dann noch, als zwischen Beiden ein Streit vorgefallen war, der sie feindselig gegen einander zu stimmen geeignet war und ihrem Verlobten sogar Unannehmlichkeiten zuziehen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

Während Ulrich zum Ausruhen einen jener Wanderblöcke suchte, wie sie die Gletscher auf ihren festen Wogen dahertragen, maß ihn Hans mit höhnischem Blicke und rief:

„Nun, Du kühner Jäger, bist Du schon mit Deiner Kraft zu Ende?"

„Nein, noch nicht," versetzte Jener, „obschon Du kein anderes Ziel zu haben scheinst, als zu wissen, wie weit meine Kräfte reichen!"

„Hast Du Dich nicht wiederum ins Hochgebirge wagen und Gemsen auf der Fährte jagen wollen?"

„Das will ich auch jetzt noch!" erwiederte Ulrich.

„Nicht wahr, das ist kein Spaß, hier oben in den Gletschern herumzusteigen?" fuhr Hans spöttisch fort. „Oder bist Du es satt geworden, länger in Meyringen sitzen zu bleiben und Eiben- oder Ahorn- und Zirbelnußholz zu schnitzeln? Willst wohl wieder Jäger werden?"

„Ich?" rief der Andere mit unwillkürlicher Wärme — „glaube das ja nicht, Vetter! Es fällt mir gar nicht ein, mein Gewerbe aufzugeben. Wenn ich daheim an meinem Werktisch sitze, Messer und Hohleisen in der Hand, und an meinem Holze arbeite, so ist mir, als könne ich weit leichter athmen. Wie Dir hier oben auf den Gletschern zu Muthe ist, so ist es mir zu Hause bei meiner Arbeit; mein Auge sieht dann klarer, mein Blut kreist rascher. Sieh, noch eben als wir die letzten Abhänge heraufstiegen und Du mir die Fährten der Gemsen zeigtest, da forschte mein Auge nach etwas ganz Anderem — und rath' einmal, nach was? Auf einem schönen kleinen Busche von Cyclamen, der seine Blätter in einer Felsenspalte ausbreitete und den ich gern mit dem Messer und Stichel nachgebildet hätte."

„Aber warum hast Du denn wieder zum Stutzen gegriffen?"

Ulrich schien durch diese Frage etwas verlegen. Dann erwiederte er:

Digitized by

„Ich mußte wohl und zwar aus einem Grund, den ich Dir später mittheilen werde. Laß uns jetzt gehen!"

„Nein, noch nicht!" rief Hans und bedeutete ihm mit gebieterischer Geberde, stehen zu bleiben. „Es gehört nicht viel dazu, um zu durchschauen, was Du mir nicht sagen willst. Ich weiß schon Alles. Du bist wieder Jäger geworden, weil es das einzige Mittel ist, Vreneli zu gewinnen, die Du liebst."

„Das ist die ganze Wahrheit!" erwiederte Ulrich ohne Zögern. „Hast Du mich deßhalb in der Schlucht der Wengeralp erwartet und mich dann so weit hier herauf geführt, um mich darum zu befragen?"

Hans stützte beide Hände auf seinen Eisstock und sah ihm forschend in die Augen.

„Du gestehst es also ein?" fragte er ihn mit zitternden Lippen. „Und doch weißt Du, daß auch ich mir Vreneli zu meinem Weib erwählt habe?"

„Ja wohl, das weiß ich!" versetzte der Bildschnitzer, der diese Gegenerklärung seines Vetters erwartet hatte. „Aber Vreneli ist noch frei — unser Wille gilt nichts — sie allein hat zu wählen!"

„Und Du weißt wohl, daß das schon geschehen ist?" frug der Jäger weiter und in seinen Augen glühte ein düsteres Feuer. „Du hast Dich allerlei Vortheile bedient, um sie für Dich einzunehmen und ihr Herz nach Deiner Seite hinzuziehen. Ich habe von jeher nichts gekannt, als in meiner innersten Seele zu leiden und zu schweigen, während Du zu reden und zu schmeicheln wußtest. Ich lag Tag und Nacht in den Bergen und konnte nichts als ein Stück schwarzen Brodes ins Haus schaffen, während Du mit deinen Geschenken, den geschnitzten Bechern und dergleichen, daher kamst. Hab' ich's doch gestern Abend mit eigenen Augen gesehen! Aber Du wirst doch nicht etwa glauben, daß ich mir mein Glück so stehlen lasse?"

„Was willst Du damit sagen?" rief Ulrich erbebend und sprang auf.

Hans aber faßte ihn am Arm und drückte ihn wieder auf seinen Stein nieder.

„Horch," sagte er, „ich habe mit Dir an einem Orte reden wollen, wo uns Niemand stören könnte, deßhalb hab' ich Dich hier herauf geführt. Nun merke Dir aber wohl, was ich Dir jetzt sagen werde: Vreneli muß mein werden — muß, hörst Du wohl? — sie muß mein Weib werden, komme auch, was da wolle! Ich muß sie haben um jeden Preis, und wenn Einer sie mir nehmen wollte — so wahr ich meiner Mutter Sohn bin, ich würde ihn umbringen, und wär' er mein Freund oder sogar mein Bruder! — Seit sechs Jahren bin ich dem Vreneli im Stillen gut und hab' mir's heilig und theuer gelobt, daß ich es zu meinem Weibe machen will, und ich nehme diesen Gedanken mit herauf ins Gebirge, und er leistet mir Gesellschaft, und hier oben plaudere ich in Gedanken mit dem Mädel, und es ist meine einzige Freude und mein Glück! — Uli, ich warne Dich, komm' mir nicht ins Gehege, zerstöre meine Hoffnungen nicht — bei Gott, es gibt ein Unglück!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein unheilvolles Verhängniß lastet seit einiger Zeit über der Kreuzberg'schen Menagerie in Wien, denn die schönsten Thiere werden eine Beute des Todes. So verendete erst vor Kurzem ein Tiger im Werthe von 5000 fl., diesem folgte ein Eisbär und zwei Panther. Ein Adler riß sich los, flog in der Menagerie herum und als er in die Nähe der Hyänen kam, wurde er von einer derselben erfaßt und erdrosselt. Zwei Papageien der seltensten Art erlagen ebenfalls kürzlich. Trotz dieser zahlreichen Opfer scheint der Würgengel noch nicht müde zu seyn, denn nach den neuesten Berichten verschied schon wieder ein Löwe im Werthe von 6000 fl., und wie es ferner heißt, sind die meisten Affen, wie auch zwei Giraffen krank. Die Section zeigt, daß bei fast allen Lungenentzündung die Todesursache sey. Wenn dem so ist, scheint die Gasbeleuchtung in der Menagerie höchst nachtheilig auf die Thiere einzuwirken.

Marschall Vaillant machte der zoologischen Gesellschaft in Paris 16 Stück Angora-Schafe zum Geschenk, welche zur Fortpflanzung in Frankreich benutzt werden sollen.

Auflösung der Charade in № 10:

Wallstaat.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 13. Dienstag, 30. Januar 1855.

Das Haus am Meeresstrande.

(Fortsetzung.)

Katharina schwieg gegenüber ihrem Vater; sie hatte gehört und gesehen, in welcher beleidigenden Weise der Junker sich gegen denselben benommen, und dennoch war sie den Augenblick darauf zu einem Stelldichein mit ihres Vaters wie ihres Verlobten Feinde gegangen. War nun auch die Unterredung bei dieser Zusammenkunft anderer Art, als wohl der Junker erwartete, immerhin lag ein Grad von auffälliger Sonderbarkeit in diesem Schritte. Konnte man geneigt seyn, diesen Schritt zum Guten zu deuten? Sie spielte ein erwiesenes Spiel, doch wozu? Wenn auch die Wahrscheinlichkeit vorlag, daß sie ein bloßes Spiel mit dem Junker trieb, so mußte es dennoch jedem Geradsinnigen um so mehr auffallen, als die Verschlagenheit und Tücke, einmal angewandt und erkannt, zu der Voraussetzung berechtigten, daß sie vorkommenden Falles Niemanden verschonen würden. Es heißt die Liebe entwürdigen, wenn man wahrhaft zu lieben glaubt und doch die schmeichelnden Betheuerungen eines Dritten ruhig anhört, und es zeigt von wenig Selbstgefühl, wenn man eine große Rücksicht einer kleinen zu opfern vermag. Die Liebe soll veredeln und erheben, nicht anreizen und verlocken zu Nebendingen, die eine Untreue gegen den Adel der Seele bilden. Wer sich selbst untreu ist, der ist es auch gegen Andere, und das Mißtrauen ist der Tod aller Ruhe und allen Friedens. —

Rudolph durchwachte mit dem bittersten Gefühl, das er je im Leben empfunden, eine lange Nacht. Was konnte er für die Zukunft in der Ehe erwarten, wenn er jetzt schon Befürchtungen gegen die aufrichtige Gesinnung seiner Verlobten hegen mußte? Handelt so ein liebendes Weib, das nur den Geliebten im Herzen hat? Gewiß nicht! Er wiederholte sich das immer, so oft er in seinem gefaßten Entschlusse, der Vernunft und seiner beleidigten Ehre gemäß zu handeln, schwankend wurde. Eines war ihm unerklärlich, und er verschwendete vergeblich alle seine Gedanken und Meinungen, um dahinter zu kommen. Warum, aus welchem Grunde nur hielt Katharina diese Zusammenkünfte mit dem Junker, da er doch Zeuge des Gespräches war, bei welchem sie ihm geradezu erklärte, daß sie ihn nicht liebe, nachdem sie doch vorher lange Zeit hindurch stillschweigend seine Liebeserklärungen erduldet hatte? — War sie auch nun und nimmer zu entschuldigen, es reizte ihn doch, den Grund ihrer Handlungsweise zu wissen. Daß dieser kein gewöhnlicher seyn konnte, das sagte ihm Katharinens übriger Charakter, der sich nicht zum Kleinlichen hinneigte.

Mit ihrem Vater hatte sie Rudolph wieder ausgesöhnt, was ihm schwer genug geworden, denn der alte Soldat war der festen Meinung, daß seine Tochter nicht redlich gehandelt. Durch die Mittheilung des Ereignisses im Walde, wobei Katharina eine ganz andere Rolle spielte, als er vermuthet, hatte er sich endlich beschwichtigen lassen.

Diese Aussöhnung sollte, das sagte sich der Maler, der letzte Schritt seyn, den er in ihrem Interesse unternommen. Aber unter diesem Vorsatze litt er furchtbar und es blutete ihm dabei das Herz. —

Der Junker von Riedd schlief diese Nacht auch nicht. Schon mit dem frühesten Morgen stand er auf, aber mit so veränderten Zügen, daß, als er später beim Frühstück erschien, sein Zustand dem alten Freiherrn sogleich auffiel. Er fragte seinen Sohn nicht ohne Besorgniß, was ihm fehle; allein dieser antwortete nur einsylbig und gab auf

wiederholtes Andringen die Versicherung, daß er sich wohl befinde. Sobald es ihm schicklich schien, verließ er das Zimmer. Er hatte eigentlich keinen rechten Willen, er wußte selbst nicht, was er beginnen sollte, doch zog es ihn unwiderstehlich aus den beengenden Räumen des Schlosses. Er durchstrich mehrere Stunden lang Feld und Wald, ohne zu einem festen Entschlusse zu kommen, aber, wie es nun auch geschah, plötzlich war er auf dem Wege zu der Hütte am Meeresstrande. Es schien so unbewußt geschehen zu seyn daß er selbst am Saume des Waldes stehen blieb, als ihm das Haus entgegenschaute. Er zögerte, vorwärts zu gehen, und doch drängte es ihn mit unbesiegbarer Gewalt dahin, wo sie verweilte, die alle seine Gedanken beschäftigte. Lange stand er so unentschlossen und blickte unverwandt nach dem Hause hinüber, das still dalag und in seiner Armseligkeit nur durch den Rauch, der leise aus dem Schornstein emporstieg, verrieth, daß es bewohnt sey.

Ein Geräusch hinter ihm, den Weg entlang, den er gekommen war, schreckte ihn auf. Er blickte zurück und eine dunkle Röthe stieg ihm ins Gesicht, unwillkürlich ging er weiter. Der Mann, der das Geräusch verursacht hatte, war der schwarze Kreuzwirth. Er blieb stehen, verfolgte den Junker mit seinen Blicken, bis dieser in die Wohnung Schilder's trat, dann kehrte er um, den Weg nach dem Dorfe zurück.

Beklommenen Herzens öffnete der Junker die Thüre des Hauses, aber er wagte nicht umzukehren, denn er fürchtete, dem Kreuzwirth zu begegnen.

Bei seinem Eintritt blickte der alte Soldat verwundert auf. Er saß am Herde, blies dicke Rauchwolken aus seiner irdenen Pfeife und erhob sich diesmal, gegen seine Gewohnheit, nicht von seinem Sitze.

Neben ihm stand Katharina und rüttelte mit einem Stück Holze im Feuer, über welchem ein Topf mit Kartoffeln sich befand. Einige Fische, das gewöhnliche Mittagsmahl, hatte sie soeben in einer hölzernen Schüssel zurecht gemacht. Sie sah, obwohl etwas bleich und angegriffen, ruhig wie immer aus und zeigte auch jetzt keine Ueberraschung, als der Junker in die Stube trat und „Guten Morgen" stammelte.

Mürrisch erwiederte der Alte den Gruß; Katharina dankte gar nicht.

Dem Junker schoß das Blut zu Kopfe.

„Nun," rief er, gegen Katharina gewandt, in seiner früheren trotzigen Weise, „steht es der Jungfer nicht an, zu danken, wenn man beim Eintritt grüßt?"

Er erhielt keine Antwort.

Es kochte in ihm, er vergaß Alles, wodurch er, der Hindernisse ungeachtet, noch gedacht hatte, ihre Liebe zu erwerben, und fuhr äußerst zornig fort:

„Dirne, wenn Du nicht gutwillig antworten willst, so werd' ich es Dir befehlen!"

„Halt, Herr!" — Der alte Soldat stand auf, legte die Pfeife auf den Tisch und wandte sich gegen den Junker: „Mit Verlaub, das ist mein Zimmer. Ich habe nicht viel Lust, mit Ihnen zu reden, ich fürchte die Galle und weiß auch, daß es sich am Ende der Mühe nicht lohnt. Sind Sie auf's Neue nur hergekommen, um uns zu berücken, mich und meine Tochter, so möcht' ich Ihnen rathen, sich so bald wie möglich hinaus zu scheeren, wenn Sie nicht wollen, daß ich von meinem Hausrecht Gebrauch machen soll!"

„Alter Graukopf!" schäumte der Junker — „ein Mensch, nicht besser wie ein Bettler, der im Straßenkoth die Lumpen aufsucht, der froh seyn muß, daß man ein Auge zudrückt und ihn irgendwo duldet, erfrecht sich eines solchen Tons gegen den Sohn seines Herrn und Gebieters! Sieh, gebrauche noch ein solches Wort, und ich schlage Dir, so wahr Gott lebt, Eins ins Gesicht!"

„Ihr?" — Dem Alten schwoll die Stirnader, rasch warf er seinen Kittel aus und streifte die Hemdärmel auf. „Ihr, Junkerlein, Ihr? Ich habe nach Gott keinen andern Herrn, als den König. Diesem habe ich treu gedient durch viele Jahre, habe manche Schlacht mit geschlagen und manchen Sieg mit erringen helfen, während Ihr noch in der Wiege pfiffet, und bin in Ehren grau geworden. Herr, so etwas sagte mir noch Keiner ungestraft."

Er wollte sich auf den Junker werfen, der seinerseits, blind vor Wuth, das Gewehr erhob und mit dem Kolben ausholte.

Katharina sprang zwischen Beide. Geschickt erfaßte sie den Junker am Arm und mit behender Kraft entrang sie ihm das Gewehr.

„Doppelter Mörder!" rief sie ihm dabei zu — „hinaus, augenblicklich! oder, ich schwöre es, wenn Ihr noch zaudert, schieß' ich Euch über'n Haufen!"

Und sie hielt ihm die Mündung der geladenen Waffe entgegen.

Das hatte der Junker gewiß nicht erwartet.

Digitized by Google

Wie bei allen Gelegenheiten, wo ihm muthig und mit Nachdruck begegnet wurde, benahm sich der junge Freiherr auch hier. Er zitterte und bebte am ganzen Körper, seine Lippen wurden blau, sein Gesicht fahl und bleifarben, angstvoll irrte sein Blick umher und rückwärts, mit wie zum Schutze vorgestreckter Hand, bewegte er sich zur Thüre hinaus.

Katharina kam ihm nach und warf ihm das Gewehr wieder zu.

Mit eiliger Hast raffte er es auf, gleichsam als fürchte er eine Erneuerung des eben erlebten Auftritts, unterließ aber dabei nicht, seinem Hunde, der während desselben draußen geblieben war und jetzt herzugesprungen kam, einen derben Fußtritt zu geben, daß dieser heulend und winselnd sich am Boden krümmte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

Nicht ohne Gemüthsbewegung, doch energisch entgegnete Ulrich seinem Vetter:

„Was Du da gesagt, Hans, das kam nicht aus Dir selber; das sprach vielmehr der Teufel aus Dir, der Dich in Versuchung führen und ins Verderben locken will. Laß den lieben Gott gewähren, der wird Alles auf's Beste lenken; wer weiß, ob er nicht in Kürze Deine Wünsche in Erfüllung gehen läßt. Du kennst ja den Preis, der auf Vreneli's Hand gesetzt ist — wer einen Gemsenkaiser nach Hause bringt, der bekommt sie zum Weibe. Wenn nun Jeder von uns von seiner Seite sich bemüht, diesen Preis zu erlangen, wie leicht ist es da möglich, daß den Einen von uns das Geschick erreicht, das die Hauser alle hier oben ereilt hat, und dann hat ja der Andere das Feld für sich allein!"

Hans blickte Ulrich mit funkelnden Augen an und rief:

„Aha, ich verstehe Dich! Du hoffst, der Andere werdest Du seyn?"

Ulrich schüttelte wehmüthig den Kopf und sagte fast bitter:

„Du weißt recht wohl, Hans, daß ich in allen Stücken Aussicht habe, bei diesem Wettkampf den Kürzeren zu ziehen. Du bist mir in Allem überlegen und es wäre eigentlich an mir, mich zu beklagen, wenn ich nicht mein Vertrauen auf Den gesetzt hätte, der da droben über uns waltet!"

„Und wann wird es sich zwischen uns entscheiden?"

„Vielleicht noch in dieser Stunde!"

Den Bildschnitzer schien seit einer Weile das immer näher kommende Rollen und Brausen und die wachsende Dunkelheit der Wolkenschatten im Hochgebirge zu beunruhigen und er fuhr nach einer kleinen Pause fort:

„Vor lauter Zorn und Ingrimm bist Du seither ganz blind und taub gewesen; aber schau' Dich doch jetzt einmal um und horche!"

Dabei deutete er nach Süden.

Hans folgte mechanisch diesem Fingerzeig und erbebte. Man sah große dunkelgraue Wolken, die ein heftiger Wind zu treiben schien, über die höchsten Hörner und Spitzen daher ziehen, die kalte Gletscherluft war lind und lau geworden und aus den Tiefen und Spalten tönte dumpfes Rollen, unheimliches Krachen herauf.

Nachdem der Gemsjäger rasch alle diese Anzeichen erforscht hatte, schoß ein Blitz der Schadenfreude über seine Züge und er versetzte:

„Meiner Treu, Vetter, Du hast prophetisch gesprochen! Deine Weissagung wird alsbald in Erfüllung gehen!"

„Ich glaube in der That, daß wir ein heftiges Unwetter bekommen werden," bemerkte Ulrich einfach.

„Der Föhn kommt, der Föhn!" rief plötzlich Hans, den Blick noch immer gegen den südlichen Horizont gerichtet. „Fühlst Du den heißen Wind, Uli? siehst Du die Wolken dort drüben im Wirbel treiben?"

Ulrich gedachte jetzt der Befürchtung, welche der alte Hiob im Augenblick ihres Scheidens ausgesprochen hatte. Wie alle Bergbewohner, so kannte auch er jenen heißen Südwind, welcher, aus den Wüsten Afrika's kommend, sich an den Felsenwällen der Alpen bricht und Alles zerstört, was ihm auf seinem Wege begegnet. Unter all den furchtbaren Naturerscheinungen, gegen welche der Fleiß und der Muth des Menschen machtlos bleiben, läßt sich keine derjenigen vergleichen, von welcher wir soeben gesprochen haben.

Der Föhn ist der Frühlingsbote und deßhalb ein willkommener Gast in den Hochgebirgen der Schweiz; aber er ist auch von mancherlei Schrecken der Natur begleitet. Sogar im Schooße der Thäler treibt man bei der Annäherung des Föhns das Vieh alsbald nach Hause, löscht die Feuer aus und verläßt wo möglich die Wohnungen nicht.

Digitized by Google

Die Lawinen donnern von den Schneegebirgen hernieder und die gewaltigsten Bäume widerstehen der Gewalt des Windes nicht.

Der Holzschnitzer fragte seinen Gefährten, ob er gewiß wisse, daß dies der Föhn sey.

„Zuverlässig ist er es," erwiederte Hans, der den benetzten Zeigefinger in die Luft gestreckt hatte, um den Wind zu erproben, „in einer kleinen Weile kann er hier seyn. Du hast gewollt, Uli, daß Gott sich ausspreche, und er hat Dich erhört. Jetzt entscheidet er zwischen uns. Wer von uns Beiden wieder den Heimweg nach der Enge findet, der soll Vreneli haben. Nimm Du also Dein Leben in Acht, ich will für das meinige sorgen. Adieu!"

Und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte Hans nach der Stelle, wo die Eisspalte, über die sie zuletzt nur mit Mühe gelangt waren, ihre kleinste Breite hatte, stützte seinen Eisstock auf ihren Rand und schwang sich mit einem Satze glücklich hinüber.

Vergebens rief ihn Ulrich zurück; der Jäger eilte unausgesetzt vorwärts und war bald in dem dichten Gewölk verschwunden, das langsam am Gehäng der Felsenkegel hinzog.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die französischen Polizeigerichte bestrafen außerordentlich strenge die Uebervortheilungen im Kleinverkaufe an Gewicht und Maß bei den Bäckern, Metzgern, Wirthen und Händlern, was für die Consumenten von nicht zu berechnendem Vortheil ist, da auch immer die Namen der Bestraften mit den näheren Umständen veröffentlicht werden. So hat das Correctionstribunal zu Paris kürzlich auf die Klage eines armen Arbeiters, der von der Frau eines Kohlenhändlers statt 10 nur 6 Kilo Steinkohlen erhielt, diese zu 14 Tagen Gefängniß und 50 Fr. Strafe, deren Mann noch obendrein zu 10 Fr. und 6 Tagen verurtheilt — letzteres wohl nur, damit er den Verkauf seiner Ehehälfte in Zukunft besser überwache. Zwei Weinwirthe, die am Litre je 12 und 10 Centilitres zu wenig gaben, erhielten je 3 Tage Gefängniß und 50 Fr. Strafe; ein anderer, der bei 7 Litres 70 Centilitres sparen wollte, bekam die gleiche Strafe. Durch das einfache Polizeigericht wurden am nämlichen Tage eine ganze Reihe von Bäckern, Weinhändlern, Spezereikrämern ꝛc. mit 6 bis 18 Fr. Strafe gebüßt, weil sie theils die Wecke zu klein und das Brod nicht groß genug gemacht, verfälschten Wein verkauft oder dergleichen sonst getrieben hatten.

In der schottischen Stadt Dunde wurde vor Kurzem ein herumziehender Bettler, der daselbst starb, auf Kosten der Parochie begraben. Als man darauf seine armselige Habe aufnahm, fanden sich in einem ledernen Portefeuille Scheine über Depositen bei der Bank im Belaufe von 700 Pfund Sterling (8400 fl.) vor.

Zu Upperville, Grafschaft Fauquier in den Vereinigten Staaten, starb vor einiger Zeit eine Negerin in dem wahrhaft patriarchalischen Alter von 140 Jahren.

Das verloren gegangene Mittel, den Porphyr zu behauen, hat ein Florentiner Bildhauer wieder gefunden. Bei der Bearbeitung wird der Meisel nämlich in eine Composition getaucht, die noch Geheimniß des Erfinders ist. Für die Sculptur ist diese Entdeckung von großem Nutzen. Der Erfinder heißt Pietro Focardi.

Ein der Stadt Paris gehöriges Grundstück in der neuen Rivolistraße, Ecke der Rue des Lavandières, kam dieser Tage in öffentliche Versteigerung und wurde für das Ganze, 352 Metres, 176,100 Fr. erlöst, so daß der Quadratmetre auf 500 Fr. zu stehen kommt. Das gibt gewiß theures Pflaster!

Räthsel.

Zwei Sylben enthalt' ich. Die letzte betont,
Und ich strecke mich weit in die Länge,
Bin von Menschen und Thieren gar zahlreich bewohnt
Und darum für Manche zu enge.

Betont ihr die erste, so bin ich ein Mann,
Der das Schönste erblickte vor Zeiten;
Doch eben weil er das Schönste gewann,
Zuletzt den Tod mußte leiden.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 14. Freitag, 2. Februar 1855.

An der Donau und am Rheine.

Von Leonhart Wohlmuth.

Wo durch Bayerns reichste Gauen
Zieh'n der Donau breite Wogen
Und aus ihrem blauen Spiegel
Strahlt der blaue Himmelsbogen,
Steigt am kühngeschwellten Hügel,
Bei dem alten Donaustauf,
Majestätisch die Walhalla
Wie ein Feentempel auf.

In der ersten Nacht des Jahres,
Um die mitternächt'ge Stunde,
Geht ein lautbewegtes Leben
Plötzlich durch die stille Runde;
Athem zuckt durch die Gestalten,
Die da steh'n von Stein und Erz,
Jeden kalten Marmorbusen
Füllt ein warmes Heldenherz.

Die Heroenbilder steigen
Nieder von den schlanken Wänden,
Schlachtenschwert und Sängerlorbeer
Hoch in den erhob'nen Händen;
Mit begeisterter Geberde
Und mit weihevollem Ton
Spricht der größte Hohenstaufe,
Der geschmückt den deutschen Thron:

„Freu't euch, ihr, der deutschen Siege
Und des deutschen Ruhmes Erben,
Der erhabene Erbauer
Dieser Hallen liegt im Sterben;
Glänzend hat er bald vollendet
Seines reichen Lebens Lauf
Und vielleicht in wenig Stunden
Nimmt ihn die Walhalla auf!"

Ha! wie schallt es da im Kreise
Von dem Klange lauter Lieder!
Brausend steigt er auf zum Himmel,
Brausend zu dem Strome nieder;
Lanzen schlagen an die Schilde,
Klirrend rauschen Schwert und Speer,
Und die Donau trägt den Jubel
Fort bis zu dem fernen Meer.

In derselben Nacht begibt sich
Eine gleiche Geisterfeier
An dem schönen Rheingestade,
In dem hehren Dom zu Speyer:
In dem Schooß der Kaisergräber
Regt sich's ernst und regt sich's laut —
Holt zum neuen Kaiserzuge
Barbarossa sich die Braut?

Nein, das ist kein Fest der Freude,
Das die Schläfer weckt zur Stunde,
Deren Haupt von Deutschlands Krone
Noch im Tode trägt die Wunde;
Tiefe Trauer liegt auf jedem
Bleichen Todtenangesicht,
Betend falten sich die Hände
Und der große Habsburg spricht:

„Herr der Völker ob den Sternen,
Der da wägt die Erdenloose,
Hör' das Flehen deiner Kaiser
Aus dem tiefen Grabesschooße:
Prüfend hast du deine Rechte
Auf des Königs Haupt gelegt,
Der in unser Mausoleum
Der Verjüngung Zauber trägt;

„Laß ihn erst den Bau vollenden,
Den so glorreich er begonnen,
Laß in seinem vollen Glanze
Lange noch sein Haupt sich sonnen;

Digitized by Google

Wenn sein ganzes, großes Streben
Er erfüllt, ruf' ihn zur Ruh',
Dann erst schließ' das Künstlerauge
Des geliebten Herrschers zu!" —

Stille ist's am Rheingestade,
Stille ist's am Donaustrande,
Aber Deutschlands Genius wallet
Leisen Fluges durch die Lande;
Vom Verklärungsstrahl umflossen,
Von dem Friedenskranz umlaubt,
Küßt er der Genesung Segen
Auf das edle Königshaupt.

Das Haus am Meeresstrande.

(Fortsetzung.)

Ohne zurückzusehen, schlug der Junker den Weg nach dem Schlosse ein. Sein einziger Gedanke war fortan nur Rache.

An einer Biegung begegnete er Rudolph Elmer. Höhnisch rief er diesem zu:

„Ei, wohin, Herr Maler? Und so nachdenkend, daß Sie Einen fast überlaufen! Vermuthlich zu der schönen Verlobten? Nun, ich wünsche Ihnen Glück, wenn davon die Rede seyn kann. Ich meinerseits würde mich bedenken, da anzubeten, wo mir ein Anderer zuvorgekommen ist. Freilich, über Geschmacksachen läßt sich nicht streiten — Manche lieben die schon betretenen Wege!"

Rudolph antwortete nicht, kaum daß er ein wenig aufblickte. Er befand sich in einem Zustande von Versunkenheit, sein Herz war so bedrückt, daß er selbst gegen diese grobe Beleidigung gleichgiltig blieb; kam sie doch überdies aus einem Munde, den er verachtete. Er ging weiter und trat bald darauf über die Schwelle des Hauses am Meeresstrande.

Wenn er Katharina mit größerer Aufmerksamkeit betrachtet hätte, so würde er bemerkt haben, wie sie bei seinem Eintreten die Farbe wechselte. Er ergriff aber, nach einer ruhigen und gewöhnlichen Begrüßung gegen sie, mit Herzlichkeit die dargebotene Rechte des alten Soldaten und schüttelte sie, wie es recht warme Freunde thun.

Auf das Gesicht des Alten kam beim Anblick des Malers förmlich Sonnenschein, er rückte zurecht und machte ihm neben sich Platz. Rudolph nahm denselben auch ohne Weiteres ein.

Katharinens Herz pochte ungewohnt, alles Blut schien sich dahin zu drängen; sie wagte kaum den Verlobten anzusehen und beschäftigte sich mehr denn vorher mit dem Feuer.

„Ich komme," begann Rudolph mit anfangs etwas bebender Stimme, die aber bald die volle Festigkeit gewann — „ich komme, um nun von dieser Gegend und auch von Euch, Vater Claus, Abschied zu nehmen. . . ."

„Abschied?" — Die Sonne auf dem Gesichte des Veteranen verschwand und machte einer finstern Wolke Platz.

Katharinens Herz stockte einen Augenblick, um darauf nur um so heftiger zu schlagen.

„Ja, lieber Vater," fuhr Rudolph fort, „es duldet mich nicht länger hier. Ich kann Euch wohl sagen, mir ist gewaltig schwer um's Herz; aber es hilft nichts, gehen muß ich, um nimmer wieder zu kommen. Seht mich nicht so verwundert an, Vater Claus, ich trag' nicht die größte Schuld davon. Ich hätte mir gestern und heute die Augen ausweinen mögen, als ich den Entschluß gefaßt; ich habe die Sache nach allen Seiten hin erwogen und daraus gefunden, daß es nicht mehr gut thun würde, wenn ich ferner bliebe."

„Und das Aufgebot und die Kathrine dort, meine Tochter — was ist's damit?" fragte der Alte stockend.

„Eben weil das Erstere bereits geschehen, muß ich fort. Was Eure Tochter betrifft, Vater, so hab' ich Euch um deren Hand gebeten und wahrlich, ich hatte die Absicht, sie zu behandeln, wie es nur ein guter Ehemann zu thun vermag. Ich habe das auch Katharinen gesagt, sie weiß, daß ich sie unsäglich geliebt habe, ja, ich liebe sie noch und werde nimmer aufhören, sie zu lieben. Aber daß wir uns ehelichen, davon kann nimmer die Rede seyn. . . . Ausgesöhnt seyd Ihr wieder mit Eurem Kinde, Vater Claus, und das läßt mich nun leichter scheiden; nun möchte ich Euch, guter Vater, noch darum bitten, mich nicht zu hassen und zuweilen des armen Malers freundlich zu gedenken."

Hiermit reichte er dem Veteranen die Hand.

Dieser erfaßte sie, drückte sie herzhaft und sagte:

„Nimmer vergeff' ich Euch, Herr Rudolph, und Eurer denken werd' ich ohne Groll. Ihr habt recht gehandelt. Ich hab' so etwas erwartet und hab's auch meinem Mädel dort gesagt. Sie hat nun den Lohn für ihr doppelzüngiges Wesen, das jedem geraden Manne nicht gefallen kann.

Digitized by Google

Wenn ihr das nun nicht an's Herz geht, der Skandal, den es geben muß, nach einem Aufgebot bereits, der Spott im Dorfe und das Frohlocken des elenden Junkers, dann weiß ich nicht, ob sie überhaupt eins hat. Diese Schande in meinen alten Tagen, über mein Mädel, das ich so sehr geliebt! Nun, ich werd's wohl nicht lange mehr überleben und recht fleißig will ich zu Gott beten, daß er kurzen Prozeß mit mir macht!"

„Vater!" rief Katharina vom Herd herüber mit leisem Vorwurf und einer Stimme, die es nicht ganz verbergen konnte, daß sie unter Thränen sprach.

„Ihr zürnt mir also nicht, Vater Claus?" fragte Rudolph.

„Nein, gewiß nicht! Ich muß es gerad' heraus sagen, leid thut mir's, recht leid."

Und der Alte zerdrückte eine Thräne, die in seinem Auge aufstieg.

Der junge Maler erhob sich jetzt und trat gegen den Herd.

„Katharina!" sprach er leise.

Sie wandte sich nicht um und versetzte kaum hörbar:

„Rudolph?"

„Ich habe Dich unsäglich lieb; wenn Du mich nur einen kleinen Theil so liebst, wirst Du fühlen, wie wehe mir seyn muß, daß wir uns auf diese Weise gegenüberstehen. Ich habe eine Nacht durchkämpft voll Leiden; Worte reichen nicht hin, sie auszudrücken. Mein Glück ist mir zerschlagen. Doch, Katharina, ich möchte im Guten von Dir scheiden, wie ein Freund von der Freundin. Sag' mir ein leises Wörtchen, daß Du mir nicht nachtragen willst, was unvermeidlich ist. Ich kenne Dich, ich weiß, Du hast ein großes Herz, wenn es Dir auch nicht erlaubt, in Allem wahr zu seyn. Ich will nicht reden von Dem, was werden sollte; ich wollte Dein Glück, Dein Bestes, so weit ich's Dir bieten konnte. Du hast es von Dir gewiesen, wir müssen scheiden."

„Wenn Du gehen kannst, ohne daß Dir das Herz bricht, nun, so mag's seyn!"

„Mir bricht es und dennoch gehe ich."

Es war ihm, als sollte er sie noch um den Grund befragen, der sie veranlaßt hatte, ein so zweideutiges Wesen an den Tag zu legen; da es aber schwerlich einen geben konnte, der stark genug, seinen harten Vorsatz zu ändern, sie überdies auch jetzt nicht von selbst davon reden wollte, so unterließ er es. Von dem Junker hatte er aus Absicht gänzlich geschwiegen; es war ihm peinlich, das Geschehene noch einmal erörtern zu sollen.

Nochmals drückte er dem Veteranen die Hand, warf noch einen langen Blick auf Katharina, dann ging er schweigend von dannen.

Der alte Soldat schaute ihm wehmüthigen Blickes einige Sekunden nach, dann schlich er in die Kammer.

Katharina schien stumm zu seyn, kein Laut entfuhr ihren Lippen. Aber ihr Herz sprang und mit krampfhaften, plötzlich stromweis ausbrechenden Thränen sank sie zusammen.

Rudolph bemerkte kaum, daß ihm weiterhin der Ortsschulze in Begleitung eines Gendarmen begegnete. Er schenkte ihnen keine Aufmerksamkeit und eilte nach Hause. Alles war bereits gepackt und geordnet; eine Viertelstunde darauf verließ er den Ort.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

Ulrich war unschlüssig, was er beginnen sollte. Schon spielten die leichteren Winde um ihn, die dem Föhn vorangehen, und mahnten ihn an sein Heil. Rasch fing er an, über die Gletscher zurückzulaufen; aber anstatt, wie Hans, sich auf den Höhen zu halten, wo sich die Wirkung des Föhns minder bemerklich macht, als in den Tiefgängen, stieg Ulrich so rasch wie möglich die Wengeralp hinab. Die weichgewordenen Schneedecken begannen sich schon da und dort zu spalten und zu schieben, rings herum krachte und knallte es wie Tirailleurfeuer, heiße Windstöße zogen in kurzen Zwischenräumen daher und verloren sich mit unheimlichem Pfeifen unter den Eisnadeln. Die Raubvögel, die der heiße Wind hoch in den Lüften überraschte, flogen mit Aufbietung aller Kraft ihren Horsten zu, ein unheimliches Geschrei ausstoßend, und drunten aus den untern Gebirgsstöcken tönte das Alpenhorn herauf, dessen wehmüthige Weise sich von Abgrund zu Abgrund fortpflanzte und tausend Echos weckte, als ob sich unsichtbare Schildwachen des Gebirges die Parole zurufen wollten.

Ulrich beobachtete mit banger Unruhe den Horizont. Die Wolken rückten immer schneller heran. Schon waren die nahen Bergeshäupter verschwunden und er fand sich gleichsam von einem Nebelwalle ein-

Digitized by Google

geschlossen, der sich unter dem Drucke des Föhns zusammenzog.

Endlich brach der Föhn selber in seiner ganzen Wuth los. Der junge Mann ward von der Gewalt des Windes fortgedrängt und stieg in schiefer Richtung weiter über die Eis- und Schneefelder hinab, wobei er einzig damit beschäftigt war, die gefährlichen Spalten zu vermeiden, in welche er hätte versinken können. So erreichte er eine Biegung, wo der Wind durch eine wallförmige Anschwellung des Berges gebrochen wurde und er stillhalten konnte. Ganz betäubt und außer Athem ließ er sich zu Boden sinken und verharrte längere Zeit in dieser Lage, ohne sich rühren zu können.

Als er sich endlich umzuschauen vermochte, da hatte die ganze Natur ein anderes Ansehen gewonnen. Die Macht des Föhns hatte die Wolken davon getrieben, die nun in der Ferne hinzogen, und das ganz abgeklärte Gebirge ließ sich bis zu seinen höchsten Spitzen überschauen; aber der afrikanische Gluthhauch wirbelte nur um so stärker um die Hörner, fuhr verderbenbringend über die Abhänge, toste pfeifend durch die engen Schluchten und schien unter seiner heißen Berührung all diese starren Massen von Eis und Schnee zu erweichen. Man sah unter dem geschmolzenen und zusammengesunkenen Schnee Bächlein hervorrieseln, die sich bereits in schäumenden Wasserfällen in die Abgründe zu stürzen begannen.

Der Bildschnitzer erhob sich wieder und setzte mühsam seine Wanderung zu Thal fort, wobei er stets Sorge trug, sich hinter den hohen Steinwällen oder in den Gletscherfurchen gegen das Ungestüm des Sturmwindes zu schützen. Er war seither dem Föhn nur in den Thälern begegnet, wohin dieser, durch seine Berührung mit dem Eisgebirge, mehr abgekühlt gelangt; er hatte keine Ahnung davon gehabt, was der Föhn auf diesen Höhen leistete, die sich unter seinem Hauche auf einmal aufzulösen schienen. Je weiter er sich mit Mühe fortschleppte, desto rascher ging es mit dem Schmelzen und Aufthauen auf allen Seiten; zu Gießbächen angeschwellt, stürzte das Schneewasser von dem Rücken des Gebirges hernieder; jene vereinigten sich auf der Sohle der Vertiefungen und wälzten ihre tosenden Fluthen den Thälern zu. Felsblöcke, welche der Frost bisher festgehalten, rollten anfangs über den glatten Abhang herab, stießen dann am ersten besten Hinderniß an, um es in ungeheuren Sätzen zu überspringen, bis sie furchtbar polternd in die Abgründe gelangten, an deren tönende Wände man sie noch lange anschlagen hörte. Die auf den Lehnen des Gebirges angehäuften Schneemassen fanden sich jetzt plötzlich von ihrer Unterlage losgerissen, begannen erst zu rutschen und stürzten sich dann mit einem wahren Donnerkrachen herab; dabei rafften sie in ihrem Laufe Alles auf, was sich vor ihnen befand, wälzten sich dumpf rollend nach den Thälern zu, wo sie bei ihrem Anlangen schmetternd zerschellten und wie in Staub zerfuhren. Von einem Augenblick zum andern schienen die vom Winter aufgebauten Alpen in Trümmer sinken zu wollen und ihr gewaltiges Einstürzen sperrte einen Pfad um den andern.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine große Noth bedroht uns — der Papiermangel —, denn es fehlt allenthalben an Lumpen, und trotz der Baumwolle, der alten Taue und was man sonst als Papierstoff-Surrogat benutzt hat, werden in Frankreich, England, Belgien und Deutschland die Lumpen von Tag zu Tage rarer. Der Papierverbrauch steht in keinem Verhältniß zu der Lumpen-Produktion. In England und Frankreich haben die Journale wegen der Preiserhöhung des Papiers ihre Preise erhöhen müssen. Hr. Jobard, Direktor des belgischen Museums der Industrie, will einen Preis von 50,000 Fr. gesetzt wissen auf die Erfindung eines neuen Papierstoffes, oder auf die Erfindung einer Dinte oder Druckerschwärze, die sich fortwaschen läßt, wie die Chinesen ihre bedruckten Papiere waschen und bleichen, so daß alles beschriebene oder bedruckte Papier wieder zu gebrauchen ist.

Die polnische Nation zählt gegenwärtig ungefähr 24 Millionen Köpfe, wovon auf die russischen Besitzungen beiläufig 16, die österreichischen 5 und die preußischen 3 Millionen kommen.

Auflösung des Räthsels in № 13:
P a r i s.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 15. Sonntag, 4. Februar 1855.

Das Haus am Meeresstrande.

(Fortsetzung.)

6.

Eine Stunde nach der Abreise des Malers durchlief die ganze Gegend das Gerücht, daß man den alten Claus Schilder verhaftet, daß er es gewesen, der das Gewehr des Junkers von Riedd in den Klosterruinen verborgen, und daß noch andere Anzeichen vorlägen, daß er denselben verwundet habe.

In der That war der alte Soldat einstweilen auf das Schloß des Freiherrn gebracht worden; von da sollte er nach Kolberg vor die ordentlichen Gerichte gebracht werden. Er ergab sich in sein Schicksal ohne Murren, gefaßt, betheuerte aber fortwährend seine Unschuld und verhehlte es nicht, als er vor dem alten Freiherrn stand, daß sein Sohn nur aus Rache handle. Auf die weiteren Fragen desselben erzählte er der Wahrheit gemäß alle die Vorgänge, die sich seit Kurzem mit seiner Tochter zugetragen. War nun auch der Freiherr geneigt, ihm Glauben zu schenken, da er sehr wohl die bösen Neigungen seines Sohnes kannte und ihm damals bei der Angelegenheit mit des Kreuzwirths Tochter nur nach langem Bitten verziehen hatte, so veranlaßte ihn doch ein Umstand, wiederum mit diesem Glauben zu zögern. Casimir, sein Sohn, hatte ihm von dem blutbefleckten Kittel erzählt, den an jenem verhängnißvollen Tage der alte Claus getragen haben sollte. Als er ihn nun darüber befragte, so gestand der alte Soldat diesen Umstand unumwunden ein; jedoch auf eine weitere Erklärung wollte er sich nicht einlassen, alle Ermahnungen des Freiherrn blieben fruchtlos.

„Ihr sprecht immer von Eurer Unschuld," sagte der Freiherr zornig, „und was Euch anklagt, wollt Ihr nicht erklären. Allerdings mag die ganze Geschichte aus unlauterer Absicht angezettelt seyn — weßhalb soll ich meinen Sohn besser machen, als er ist? sein ganzes seitheriges Schweigen war verdächtig; — aber an Euch ist es, Eure Unschuld darzulegen. Könnt Ihr das, so redet ohne Zaudern, damit die Sache im Guten beigelegt werden kann. Ganz unbetheiligt seyd Ihr dabei nicht, so viel ist mir mindestens klar geworden. Das aufgefundene Gewehr beweist wenig oder nichts, man kann ihm nicht ablesen, wer damals geschossen hat; allein der Umstand wegen der Blutflecken, der Euch hauptsächlich verdächtigt und den Ihr nicht auseinandersetzen wollt, rechtfertigt die Anklage, was zu berücksichtigen ich Euch rathen möchte. Ich sag' Euch wiederholt, daß auch mir die Geschichte fatal ist, mein Sohn macht mir das Leben herzlich sauer, aber es ist mein Einziger, der Stammhalter meiner Familie, deßhalb hab' ich ihm Vieles durch die Finger gesehen; kommt es mir jedoch zu bunt, so weiß ich nicht, was geschehen wird. Ich will Gerechtigkeit für Jeden, mögt Ihr mich auch für streng, hart und Gott weiß für was noch halten. Nehmt Euch also zusammen, ich sag's Euch zum letzten Male."

Diese Rede blieb ohne allen Eindruck auf den Alten. Er gab die wiederholte Versicherung ab, daß der Blutfleck nur durch Zufall an sein Kleid gekommen, vielleicht durch das Berühren mit dem Verwundeten, vor dem er niedergekniet gewesen, daß er nicht im Mindesten bei dem Vorfall betheiligt sey und den Junker nie gefährdet habe.

„Potz Henker! Eure Tochter wird doch nicht aus Schadenlust dem eigenen Vater Fatalitäten bereiten und ihn ins Gefängniß bringen wollen? Sie hat's meinem Sohne verrathen und es wird ausdrücklich gesagt, das Blut habe sich schon an Eurem Kleid befunden, als mein Sohn in Eure

Digitized by Google

Hütte gebracht worden. Wo ist die Dirne? sie soll Auskunft geben!"

„Sie ist auf mein Geheiß zu Hause geblieben. Sie wollte mit Gewalt mit und ich mußte scharf reden, bis sie es unterließ."

„Nun, ich will sie holen lassen!" — Der Freiherr gab sogleich den Befehl und fuhr dann fort: „Wie ist es gekommen, daß Euer Mädel erst so spät von der Geschichte anfing und meinem Sohne erzählte, Euch müßte damals auch etwas Uebles begegnet seyn? So etwas erzählt man entweder gar nicht, oder, wenn es die Dummheit will, gleich am nämlichen Tage. Ich begreife das Benehmen Eurer Tochter nicht."

„Ja, gnädiger Herr," versetzte der alte Soldat betrübt, „das ist eben mein Unglück. Dem eigenen Vater geht es nicht besser, wie Euch, dem Fremden. Was hab' ich nicht Alles in sie geredet, daß sie sich ändern möchte, aber Gott bewahre, daß es half! Sie ist ganz anders, wie die Dirnen in ihren Jahren zu seyn pflegen; sie spricht wenig, geht immer sinnend vor sich hin, hat kein Vergnügen an Tanz und Spiel und kein Mensch kann recht in ihr Herz gucken. Sie hat mir heute ein großes Leid zugefügt, außerdem, und einem braven jungen Manne auch. Ihr kennt ja, gnädiger Herr, den Maler Rudolph Elmer und wißt, was an ihm war; ich hätt' ihn gar gern zum Schwiegersohn gehabt und wetten möcht' ich, daß auch sie ihn bis zum Sterben lieb hat. Seht, wie ich da von dem Schulzen abgeholt wurde, da lag sie am Boden und rief in Einem fort: „Rudolph! Rudolph!" und dabei schluchzte sie, daß es ein Erbarmen war. Wie nun das neue Leid kam, da hörte sie gleich auf zu weinen — ich merkt's, sie schämte sich der Thränen vor den Leuten und auch vor mir. Sie sprach mit dem Schulzen gar verständig, meinte, das sey nur ein Irrthum, eine Bosheit des Junkers — verzeiht, gnädiger Herr! — und es würde sich bald zeigen, daß ich unschuldig sey."

Die Stirn des alten Freiherrn verfinsterte sich immer mehr, mit großen Schritten ging er im Zimmer auf und ab und konnte die Zeit kaum erwarten, wo Katharina eintreten würde. Als es endlich geschah, überflog er mit seinen lebhaften Augen ihre Gestalt und er sagte sich heimlich, daß er in ihrem Stande noch nie ein so vollkommenes Weib gesehen habe. Er kannte sie wohl schon, aber nie hatte er sie einer so großen Aufmerksamkeit gewürdigt, wie jetzt, wo er dazu veranlaßt wurde. — Er ließ auch nach einigen Minuten der Ueberlegung seinen Sohn herüberrufen. — Es dauerte indeß lange, bis dieser kam; er schien nicht sonderlich geneigt zu einer Confrontation mit Bauern zu seyn.

Er sagte es auch mit trotzigen Worten seinem Vater, wobei er aber nicht wagte, Katharina anzusehen.

Der alte Freiherr donnerte auf:

„Bube, ich rathe Dir ein anderes Betragen! Noch ist's nicht erwiesen, ob Du nicht Unschuldige verleumdet hast. Ich kenne Deine Gelüste nur allzu gut und sage Dir, wenn Du nicht rein aus dieser Geschichte hervorgehst, so kriegst Du ein Denkzeichen, das Dir auf Jahre zu schaffen machen soll!"

„Vor Diesen sagst Du mir das, Vater?"

„Vor Diesen, ganz recht! Vor der Dirne, der Du nachgelaufen bist, vor dem alten Graukopf, den Du um sein Kind betrügen wolltest! Schäm' Dich mit Deinen hocharistokratischen Neigungen, wenn Du keinen Adel in der Seele trägst! So tief hinabzusteigen, nur um seinen tollen Leidenschaften zu fröhnen! — Schon einmal hab' ich Dir eine ähnliche Geschichte kaum verzeihen können; es hat damals der Dirne das Herz gebrochen und alle Leute schimpften auf mein Haus und auf mein Wappen, und dennoch willst Du diesen Vorfall erneuern? Trotzest Du darauf hin, daß Du mein Einziger bist? Friedrich Wilhelm der Erste hat seinem widerspenstigen Sohne den Kopf vor die Füße legen lassen wollen, und dieser Sohn wurde Friedrich der Große. Ich habe nun die Hoffnung nicht, mit Dir eine ähnliche Ehre einzulegen; ich kann Dir auch den Kopf nicht abschlagen lassen, aber — enterben kann ich Dich, aus meinem Hause jagen, wie den letzten meiner Diener!"

Casimir wurde leichenblaß, seine Lippen bebten vor Ingrimm und Scham, aber er wagte nicht, seinem Vater etwas zu entgegnen; er wußte, daß man ihm im Zorne nicht widersprechen durfte.

Der Freiherr wandte sich an Katharina:

„Wann hast Du mit meinem Sohne von der Geschichte gesprochen, wann ihm gesagt, daß Du an dem Kittel Deines Vaters Blutflecken gesehen? War das heute oder längst?"

„Längst, gnädiger Herr. Es geschah ganz im Guten und der Junker nahm das auch so auf. Heute geschah nur Schlimmes, denn ich wollt' es nicht mehr dulden, daß er mir überall nachging und von seiner falschen Liebe redete. Ich hatte meinen Schatz, dem zu Lieb' mußte die Sache aufhören und auch meinem Vater zu Lieb', der

Digitized by Google

ein Aergerniß daran nahm. Die Leute munkelten auch schon davon und es war hohe Zeit, daß ich die Zusammenkünfte aufgab."

„Aber warum bist Du überhaupt mit meinem Sohne zusammen gekommen? Wenn Du heute so gescheidt zu denken weißt, so wirst Du es auch schon früher gethan haben. Du sagst da von falscher Lieb', ich sollte meinen, Du hättest meinem Sohne eben nichts vorzuwerfen. Wenn Dich Dein Geliebter verlassen hat, so find' ich das nach Deinem Betragen ganz in der Ordnung und es beweist nur, daß er das Herz auf dem rechten Flecke hat. Was hätte das für eine Ehe werden sollen, wenn er Dich fortwährend hätte bewachen, mit Mißtrauen Dich beobachten müssen? Zwischen Liebenden und Gatten muß Offenheit herrschen, die Zwietracht im Hause vernichtet alles Glück und allen Frieden. Das hast Du nun gebüßt und im Uebrigen kümmert es mich auch weiter nicht. Aber wissen möcht' ich doch, warum Du mit Castmir zusammen gekommen, wenn Du ihm nicht mehr als Deine Gesellschaft schenken wolltest. Ich kenn' ihn zu gut, als daß ich nicht wissen sollte, daß ihm damit wenig gedient gewesen wäre. Hat er Dir vielleicht was gegeben, reiche Geschenke gemacht? Ein Grund muß doch vorhanden seyn."

„Es ist ein Grund vorhanden, gnädiger Herr, aber ich sag' ihn nicht."

„Dann werde ich Dich zwingen. Was glaubst Du denn, Dirne, vor wem Du stehst? Ich rathe Dir im Guten, es wohl zu überlegen, bevor Du antwortest. Ich frage Dich noch einmal, was hat Dich veranlaßt, meinen Sohn so weit zu verlocken, daß er wie toll und närrisch vor Liebe sich geberdete? Du hast im Anfang nicht Ja und nicht Nein gesagt zu dem, was er Dir von seiner Leidenschaft auskramte, und nun endlich hast Du ihn zurückgewiesen und in einer Weise, die sehr auffällig ist. Du siehst, ich weiß Alles, bin von Allem unterrichtet. Jetzt antworte! Was hat Dich zur Falschheit, zu einem bösen Spiel getrieben?"

„Das weiß nur Gott und ich und so wird es bleiben. Ihr bekommt nichts aus mir heraus, gnädiger Herr!"

Sie legte wie betheuernd die Hand auf die Brust und blickte nach oben.

„Dirne!" — Der Freiherr ging mit erhobenem Arm auf sie zu. Sie sah ihn fest und unerschrocken an. Entwaffnet ließ er unwillkürlich den Arm wieder sinken. Etwas wie eine Verwünschung zwischen den Zähnen murmelnd, ging er mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab, hie und da einen Seitenblick bald auf Castmir, der sich so viel wie möglich von der Gruppe entfernt zu halten suchte, bald auf Katharina und ihren Vater werfend.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

Vergebens suchte Ulrich einen Ausweg. Hier überströmte ein Gießbach, der vom Hochgebirge herunterstürzte, das schmale Gesims am Rande des Abgrundes und war nicht mehr zu passiren; dort hatte eine Lawine den Paß verschüttet; zur Rechten war ein Fels über die Kluft geworfen worden, deren Wände schon unter seinem gewaltigen Druck sich loszubröckeln und zu bersten begannen; zur Linken hatte sich plötzlich eine gähnende Schlucht geöffnet; auf allen Seiten krachte das berstende Eis, sausend durchschnob der Wind die ganze Region, dabei donnerten die Lawinen stets furchtbarer, rauschten die Bergwasser immer stärker, und über dieses schreckliche Chaos senkte sich jetzt rasch die Nacht hernieder, um dem verstiegenen Jäger auch die letzte Hoffnung zu benehmen.

Inzwischen fuhr Ulrich fort, wacker gegen all diese stets wachsenden Gefahren anzukämpfen. Aus dem Gewirr seiner vielfach unterbrochenen Gedanken und Empfindungen tauchte Vreneli's Gestalt und die Erinnerung an sie empor und verlieh ihm eine zähe Kraft des Willens und verstärkte den Drang zum Leben in ihm auf eine Weise, die ihn noch bei vollen Kräften erhielt. Leider aber war ihm der Ort, wo er sich eben befand, gänzlich unbekannt. Betäubt durch den Lärmen rings umher, geblendet von dem Schnee, irre geworden durch die vielen Umwege, die ihn die verschiedenen Hindernisse zu nehmen genöthigt hatten, konnte er sich nicht einmal mehr in der Richtung zurechtfinden. Allein um jeden Preis mußte er sich über die Stelle orientiren, wo er war, bevor der Einbruch der Nacht ihm die Mittel dazu raubte. Er hielt daher von Neuem stille und bemühte sich, nach der Lage der Bergspitzen und ihrer Formen, die ihm die letzte Abendhelle noch zeigte, sich zurecht zu finden. Schon war es ihm gelungen, die höchsten Hörner zu erkennen und von ihnen aus sich allmälig auch über die niedrigeren, ihm näher gelegenen zu orientiren, als

plötzlich ein dumpfes Getöse aus dem Eisberge, auf dem er sich eben befand, hervordrang. Im selben Augenblick schwankte auch Ulrich — der Gletscher bebte unter seinen Füßen. Ein zweiter Stoß brachte ihn beinahe um das Gleichgewicht; andere folgten sich rasch und der Bildschnitzer konnte sich nicht mehr täuschen: die ganze Masse war im Gleiten begriffen und senkte sich gegen das Thal hinab.

Ulrich fühlte nun wohl, daß von längerem Verweilen Leben oder Tod abhing, und er lief aus Leibeskräften dem ersten besten Felsenzacken von feststehendem Gestein zu. Der Weg dorthin war zwar nicht weit, aber mit gewaltigen Schwierigkeiten verbunden. Außer den hemmenden Wassern, die von den Höhen stürzten, waren namentlich die Schnee- und Firnbrücken schwer zu passiren, welche da und dort über den Spalten und Rissen lagen, nun aber, durch die Macht des Föhns aufgethaut und erweicht, eine um die andere einsanken und furchtbar gähnende Abgründe zeigten. Die Bewegung des Gletschers, sein Vorwärtsrutschen, glich der eines Stromes von zähflüssiger Masse und langsamem Lauf. Wann ihn hie und da eine Unebenheit seines Bettes in seinem Laufe aufhalten wollte, schien er stellenweise zu strudeln und zu wirbeln. Der junge Mann schwankte zwar bei jedem Schritt auf diesem bewegten Boden, aber es gelang ihm dennoch, aus dem Strome heraus zu kommen. Schon war er dem Saume des festen Terrains nahe, hatte bereits glücklich mehrere jener Schneebrücken überschritten und erkannte schon an der grauen Felsmasse eines der Widerlager des Gletschers; mächtig regte sich in ihm der Muth und der Drang zum Leben, er sammelte all seine Kraft zum Laufen, um den Steinwall zu erreichen — — da wich auf einmal der Boden unter seinen Füßen, er hatte kaum mehr Zeit, beide Arme auszubreiten, um sich anzustemmen, und blieb auf diese Weise bis an den Gürtel in die Schneemasse versenkt. Ein Augenblick fürchterlicher Angst und Spannung schien ihm das Herz zu erdrücken und er war nahe daran, das Bewußtseyn zu verlieren, als ihn eine Leere unter seinen Füßen und ein eisiger Luftzug, der aus dem Abgrund unter ihm heraufdrang, diesem Zustand entrissen und ihn wieder an's Leben ermahnten. Unbeweglich verharrte er einige Sekunden in derselben Stellung, bemüht, die ungefähre Breite der Spalte zu schätzen; — dann bewegte er den einen Arm, um seine Büchse mit dem Tragriemen von der Schulter zu ziehen, in der Hoffnung, er könne sich mit derselben eine Stütze machen, wenn er sie zwischen beiden Wänden der Spalte einklemme; aber bei dieser Bewegung wich die erweichte Decke vollends, ein leichtes Krachen längs des ganzen Risses hin erfolgte, die Schneemasse rutschte und zur Lawine sich bildend rollte sie mit ihm in den tiefen Abgrund hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das wird eine wahre Sprachverwirrung in der Krim absetzen! Ende dieses Monats sollen auch 15,000 Piemontesen dahin marschiren und schwimmen. Dann schwirrt's russisch und polnisch, tartarisch, englisch, französisch, italienisch, griechisch, türkisch und arabisch durch einander, und am Ende wird's dort so wenig fertig, als in Babylon beim Thurmbau.

Wie vielfach die Wege sind, welche die Spekulation geht, zeigt die Annonce eines Mr. W. Whaling in der zu San Franzisco (Californien) erscheinenden Abendzeitung, der neben der Empfehlung seiner eleganten Leichenwagen sich erbietet, Todte „zur weitesten Versendung auf das Solideste und Prompteste" herzurichten.

Der Gemeinderath von Flühli (Kanton Luzern) hat im Kantonsblatte dreiundfünfzig „junge und gesunde" aber „arbeitsscheue" Bursche namentlich bekannt gemacht, die sich einem „liederlichen und unsittlichen" Lebenswandel ergeben und denen daher der Besuch der Wirthshäuser verboten und die Betheiligung an den Wahlen untersagt ist. Die Gemeinde Flühli zählt nicht 1500 Seelen.

Wort-Räthsel.

Drei Zeichen deuten dir ein Wesen an,
Das Schuld trägt an der Menschheit Plagen,
Und lieset du sie rückwärts dann,
So werden einen Gruß sie sagen.

Buchstaben-Räthsel.

Spielzeug, Spiel und eine Welt,
Und ohne Kopf die ganze Welt.

Redaktion, Druck und Verlag von Auguß Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 16. Dienstag, 6. Februar 1855.

Das Haus am Meeresstrande.

(Fortsetzung.)

Katharina ergriff auf's Neue das Wort:

„Ich weiß nicht so ganz recht, ob ich gegen Euern Herrn Sohn falsch gehandelt oder nicht; hat er doch falscher gegen Andere und mich gehandelt. Was wollte er von mir? Doch nimmer, was ein rechtschaffenes Mädchen gewähren kann. Toll ist er geworden, ja, das ist wahr, denn er geberdete sich wild und unnatürlich, als ich mich nicht fügen wollte. Dann trieb er es so weit, daß er meinen Vater anklagte, und der ist unschuldig; der Junker ist kein guter Herr. Ich hab' nicht gegen ihn gefehlt; wenn ich gefehlt hab', und es geht mir seit heute so im Kopf herum, so hab' ich es nur gegen den Maler, den Rudolph, den ich im Herzen getragen und immer tragen werde, wie's auch kommen mag. Meinen Vater aber nach Kolberg oder Stettin abführen laff' ich nicht, das schwör' ich Euch, gnädiger Herr, und ich sag's noch einmal, er ist nicht schuldig. Was hat Euer Sohn so lange geschwiegen und auf alle Fragen nicht geantwortet? Da steckt etwas dahinter. Fangt nur die Untersuchung bei ihm an, da wird sich's zeigen, wo das Unrecht ist. Es war nicht klug, daß er die Geschichte aufgerüttelt hat; nun mag er zeigen, ob er auch der Mann ist, sich herauszureden. Mit meinem Vater soll er aber ja nicht den Anfang machen, ich erhebe ein Geschrei, das bis nach Berlin zum König geht. Der Vater ist ein armer Fischer, der sich redlich nährt, dabei ein alter Mann, dem man keinen Tag nehmen darf; das sollt Ihr wohl bedenken."

Der Freiherr blickte mit halbem Auge nach dem Mädchen und wandte sich dann an seinen Sohn, der an's Fenster getreten war:

„Hierher gesehen, Gesicht gegen Gesicht!"

Casimir gehorchte knirschend.

„Hast Du gehört, was das Mädchen ausgesagt? Ich meine, sie hat nicht ganz Unrecht und ich war wieder der zärtliche Vater eines ungezogenen Knaben."

„Nun hat es ein Ende!" fuhr wüthend der Junker heraus, nicht mehr fähig, sich länger zu mäßigen — „ich dulde diese Beschimpfungen nicht ferner! Ich bin Edelmann wie Sie, Vater, und wenn Sie es noch weiter treiben, so kann es geschehen, daß auch ich mich vergesse."

Der alte Freiherr zitterte am ganzen Körper, eine Marmorblässe überzog sein Gesicht, er rang vergeblich nach Worten. Er faßte die Lehne eines Stuhles, hielt sich daran fest und murmelte etwas vor sich hin. — Nach einer Pause sagte er äußerlich vollkommen ruhig:

„Ich weiß, wohin Du arbeitest: Du möchtest wohl, daß Dein Vater vor der Zeit zum Ewigen ginge? Ich habe jedoch nicht Lust und Neigung, Dir diesen Gefallen zu thun. — Du nennst Dich einen Edelmann? Nun, in Auseinandersetzungen, durch wen oder durch was Du es bist, will ich mich hier nicht einlassen; nur so viel sey gesagt, daß man nicht allein durch die Geburt Edelmann ist. Im Uebrigen stehst Du unter Deinem Vater und hast eben nichts, als was er Dir gibt und durch ihn Deine Ahnen gegeben haben. — Jetzt höre weiter! Du wirst Dich, und das heute noch, bequemen, nach Berlin abzureisen. Dort stellst Du Dich bei der Rekrutirungs-Commission. Du wirst Soldat, gemeiner Soldat bei der Linie. Subordination sollst Du lernen, drei volle Jahre hindurch, von denen ich auch nicht eine Stunde abmäkeln lasse. In dem ersten Jahre erhältst Du nicht einen Groschen von Hause, in den folgenden wird es von Deinem Betragen abhängen, ob Du was bekömmst.

Digitized by Google

Das Reisegeld und die nöthige Zehrung werde ich Dir geben, sowie einen Brief an einen meiner Freunde in der Residenz. Diesen gibst Du gleich bei Deiner Ankunft ab, thust, was ich befohlen, oder, so wahr Gott im Himmel lebt, Du bist von der Stunde an nicht mehr mein Sohn!"

Das hatte Casimir nicht erwartet. Wie vernichtet starrte er seinen Vater an; dann wollte er reden, aber aus den Zügen des Vaters sprach der vernommene Entschluß so entschieden, daß er mit jedem Einwand verstummte. Und als sollte nun mit Einemmale das Verderben über ihn hereinbrechen, es wurde die Thür geöffnet und ein Diener trat mit der Meldung ins Zimmer, daß den gnädigen Herrn der schwarze Kreuzwirth dringend zu sprechen begehre.

Der Freiherr befahl, ihn eintreten zu lassen.

„Was habt Ihr mir zu sagen?" rief er ihm zu. „Ist es nöthig, daß wir allein sind, oder kann es hier geschehen? Ich bin jetzt mit diesen Leuten beschäftigt."

Der Kreuzwirth, nachdem er sich tief verbeugt hatte, sah sich im Zimmer rund um und zwickte seltsam mit den kleinen grauen Augen, die am längsten auf dem Junker verweilten. Er hustete dabei stark und hohl, was auf eine Kränklichkeit deutete. Endlich sprach er mit gedämpfter, anscheinend heiserer Stimme:

„Verzeiht, gnädiger Herr, wenn ich — nicht schnell genug — das sagen werde, was ich — zu sagen habe. Ich bin krank — und bin eben aufgestanden vom Lager — gegen den Willen des Doktors."

Man hörte es ihm an, wie schwer ihm das Sprechen fiel; die Worte wurden oft vom Husten unterbrochen.

Der Freiherr schob ihm einen Stuhl in die Mitte des Zimmers und hieß ihn sich setzen.

Dankend nahm es der Kreuzwirth an, dann fuhr er fort:

„Für Diese da — ist es kein Geheimniß. Sie mögen hier bleiben — das heißt mit Eurer — gnädigen Erlaubniß."

„Ganz gut, Kreuzwirth; aber ich sollte meinen, Ihr hättet dem Arzt folgen und im Bette bleiben sollen," sprach der Freiherr, halb unmuthig, halb mitleidig gestimmt gegen ihn, dessen ganze Gestalt in hohem Grade angegriffen aussah.

„Das bleibt — sich gleich, es geht nun — zu End'; bischen früher — oder später, was thut das? Hab's schon in den Mienen — des Doktors gelesen, es ist mir nicht mehr — zu helfen. Deßhalb mußt' ich — hierher kommen und Euch — etwas berichten, was gar schwer auf meinem — Herzen lastet. . . . Doch halt!" Er erhob sich rasch, streckte die Hand aus und schoß einen Blitz aus seinem ermatteten Auge. „Laßt den Junker — nicht fort, gnädiger Herr! Er muß es — auch hören."

Der alte Herr ging an die Thüre und rief hinaus, man solle Jedermann abweisen, er sey nicht zu sprechen; dann schloß er die Thüre ab.

Finster trat Casimir an den verlassenen Platz zurück.

„Nun redet!" befahl der Freiherr dem Kreuzwirth. Dieser begann:

„Es wird wohl — kein Hehl nöthig seyn, Alles zu sagen. Es ist ja — in der ganzen Umgegend bekannt, daß ich — eine Tochter gehabt habe — Rosi — das schönste Mädchen, und welch traurig Ende — es mit ihr nahm. Bevor es so weit gekommen, redete ich auch — mit Euch, gnädiger Herr; aber — Ihr sagtet, das wär' Vaters Sache, der müßt' aufpassen — über die Kinder. Du lieber Himmel, aufpassen — in der Liebe, das kriegen die Eltern nicht fertig. — Dann sagtet Ihr auch, der Bauer — erreiche nicht — das Ohr des Königs. Ich sah das wohl ein. Doch der Junker hatte meiner Tochter — die Ehe versprochen, ich war in meinem Recht und hätt's vielleicht in Berlin versucht, aber Gott sprach dazwischen — meine Rosi kam zum Sterben. An ihrem Bette da wachte ich und auch dort — Schilder's Kathrine. Sie war die Freundin meiner Tochter. — Man brachte Rosi auf den Kirchhof. Da war aber das Kind — das kleine Wesen, das ja nicht umkommen durfte. — Ich konnt' es nicht warten und pflegen — wohin nun damit? Ich sprach mit der Kathrine, die ist in Allem gar verschwiegen. — Wir riethen hin und her, endlich — wurde beschlossen, das Kind — einem Weibe zu übergeben — fünf Meilen von hier, das ich kannte und dem die Sache auch willkommen war. Arm, wie das Weib ist, konnt' ihm die Uebernahme des Kindes — nur Nutzen bringen; ich setzte etwas Gewisses für den Monat aus. — Später da ging's mit meinem Ausschank schlecht — die Bauern sprachen nicht mehr bei mir ein. Dazu kam noch, daß letzten Sommer meine Felder gar sehr durch den Hagel gelitten. So kehrte die Noth bei mir ein — ich wußte nicht mehr, wo was hernehmen zum Leben — Haus und Hof waren verschuldet — und das Weib drüben wollte Kost-

Digitized by Google

geld für das Kind. Die Geschichte ging mir im Kopf herum, mehr und mehr, und mein Sinn wurde rachsüchtig gegen den Junker — den Urheber meines Unglücks....

(Fortsetzung folgt.)

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

3.

Am andern Morgen mit Tagesanbruch hatte der Föhn aufgehört, allein die Bahn, die er verfolgt hatte, war leicht zu erkennen an den Lücken und ausgefüllten Vertiefungen, an den vom Schnee entblößten Berggipfeln und den angeschwollenen Gießbächen, welche durch die Hohlwege nach den Thälern hinab rauschten. Der Himmel hatte wieder seinen winterlichen Farbenton von Hellgrau ohne alle Spur von Wolken angenommen, wodurch er so viele Aehnlichkeit mit einem über die Alpen hingebreiteten Schleier hat. Die Temperatur war bedeutend milder geworden, es lag eine linde, laue Wärme in der Luft, ein Vorzeichen des Frühlings, das sich sogar auf diesen rauhen Höhen fühlbar machte. Die Gletscher hatten wieder ihre stumme, starre Unbeweglichkeit angenommen und von Neuem herrschte tiefes Schweigen in dieser öden Region.

Hiob, der alte Onkel, hatte sich auf eine der höchsten Firnen geflüchtet und hier in Sicherheit das Ende des Föhns abgewartet. Allein der sich noch immer von den Abhängen lösende Schnee zwang ihn, die Ausbeutung seines Fundorts von Bergkrystall zu vertagen, und sobald daher der Tag angebrochen war, lenkte der Greis seine Schritte gemächlich wieder den niedriger gelegenen Theilen des Gebirgsstocks zu, wo er in Folge des Thauwetters wenigstens einige Pflanzen zu finden hoffte. Er hatte bald die Spitze der Moräne, eines jener grauen Steinwälle, erreicht, in deren Nähe Ulrich von dem Bersten des Gletschers überrascht worden war; da aber keiner der Züge dieser Eis- und Schneewüste mehr zu den Kennzeichen und Weispunkten gehörte, mittelst welcher er sich früher orientirt hatte, so erwachte in dem alten Krystallsucher die Neugier wieder und er stieg auf den Gletscher herab, um sich die hier stattgefundene Revolution genauer zu betrachten. Anfangs kletterte er vorsichtig nur auf der Moräne herum, wagte sich dann erst auf die Eisfläche und blieb von Zeit zu Zeit stehen, um sich zu versichern, ob nichts unter ihm rutsche oder einsinke. Allein der Gletscher hatte keine fühlbare Bewegung mehr und mußte durch irgend ein inneres Hinderniß in seinem Rutschen aufgehalten worden seyn. Trotzdem aber traf man bei jedem Schritte Spuren von dem stattgefundenen Herabsinken an den verschiedenen Rissen und Spalten, von welchen sich die einen, früher vorhandenen, geschlossen und andere neue geöffnet hatten, sowie an den allenthalben eingebrochenen Schneeschichten und Firnbrücken.

Hiob gelangte auf diese Weise zu einer derartigen Brücke, von welcher wundersamer Weise nur noch ein einziger kleiner Bogen stehen geblieben war. Neugierig wollte er sich eben nach der Ursache davon umsehen, als er halb im Schnee versteckt einen Gegenstand erblickte, welchen er anfangs nicht genau zu unterscheiden vermochte; als er jedoch näher kam und ihn hervorzog, stieß er unwillkürlich einen Schreckensruf aus, denn es war ein Gewehr, das er bei näherer Betrachtung für Ulrich's Gemsstutzen erkannte. Von Entsetzen ergriffen, wandte er sich nach der gähnenden Spalte, an deren Rande man noch die Fußspur des jungen Mannes gewahrte. Der Greis wollte in den Riß hinunterblicken, allein die Höhlung der Spalte bog in einer Tiefe von ungefähr zwölf Fuß schief ab und verwehrte auf diese Weise das Durchschauen derselben gänzlich. Gleichwohl kniete der alte Hiob am Rande nieder, bog den Kopf hinab und schrie einen lauten Anruf in die Spalte. Der Ton rollte dumpf durch die Höhlung hinunter, aber Hiob konnte trotz aller Aufmerksamkeit, trotz des gespanntesten Lauschens keine Antwort vernehmen. Er bog sich noch weiter hinab und stieß einen zweiten, endlich noch einen dritten Ruf aus, und nun war es ihm, als hätte er einen Ton aus der Tiefe vernommen, aber so schwach und ungewiß, daß er noch zweifelte, ob es nicht das ferne Echo seiner eigenen Stimme sey. Bei weiterem Anrufen kam jedoch die Antwort weniger unbestimmt herauf und der Krystallsucher unterschied, wenn auch nicht die ausgesprochenen Worte, doch eine menschliche Stimme.

Lebhaft sprang er auf, warf rasch das Seil ab, das er um Brust und Schulter geschlungen trug, entrollte es ebenso rasch, schlang das eine Ende um seinen dicken, eisenbeschlagenen, mit starkem Stachel versehenen Stock, den er in das Eis getrieben hatte, befestigte an dem andern Ende eine Kugel und ließ es in die Tiefe der Schlucht hinab. Ueber die Spalte gebeugt, setzte

Digitized by Google

Onkel Hiob sein Rufen fort und endlich glaubte er zu bemerken, daß das Seil sich straff anspanne, ja es begann schon in den Rand der Spalte einzuschneiden; dabei bewegte es sich gegen die Tiefe zu heftig. Plötzlich hörte jedoch dieses Schwanken des Seiles auf — derjenige, welcher daran herauf kletterte, schien inne zu halten.

„Nur Muth!" rief der alte Mann — „laß nicht nach! Tüchtig die Handgelenke gerührt!" Das Seil blieb aber unbeweglich hängen. Hiob beugte sich voll Seelenangst in die Schlucht hinab. „Frisch daran, Uli!" rief er mit stets lauterer Stimme — „ich bin's, der alte Vetter Hiob! Der liebe Gott hat mich Dir zu Hilfe geschickt; er will Dich retten. Greif' an, wenn Du ein Mann bist und die Mutter und 's Vreneli wieder sehen willst!"

Bei diesem letzten Namen zuckte das Seil — der Versunkene hatte wieder zu klettern begonnen. Der Greis fuhr fort mit ermuthigendem Zuspruch, das Auge immer fest in die Spalte gerichtet. Da sah er endlich einen unbedeckten, halb erstarrten Kopf aus der Finsterniß der Höhlung tauchen; an jeder Haarlocke hing ein Eiszapfen und das Gesicht erschien im bläulichen Wiederschein der Eiswände wie versteinert. Wer die automatenhafte Langsamkeit der Bewegungen gesehen hätte, der wäre versucht gewesen, zu glauben, er habe eine Leiche vor sich, die, durch galvanische Einwirkung herauf beschworen, den Eingeweiden der Erde entsteige. In dem Augenblick, wo dieser Kopf sich zeigte, zog Vetter Hiob mit einer gewaltigen Anstrengung das Seil gegen sich, und Ulrich lag ausgestreckt auf dem Rande der Eisspalte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In den verlassenen Minen des Elsasses hat ein belgischer Ingenieur Nachgrabungen veranstaltet, wobei derselbe in dem oberen Theile des kleinen Steinbacher Thales, bei Gernay, eine silberhaltige Bleigrube entdeckte, die noch lange nicht erschöpft ist. Er hat die Gallerien durchsucht und ist bereits bis zu den untersten Schachten, die 200 Metres tief liegen, vorgedrungen; am Ende der letztern fanden sich gemauerte Theile vor und aus den hie und da gelegenen Werkzeugen schließt man, daß die Grube zur Zeit des Einfalls der Schweden (1632) verlassen worden.

Aus dem Staate Louisiana wird von einem Nimrod berichtet, der zu den unternehmendsten und unermüdlichsten Jägern gezählt werden muß. Mr. Keep, das ist sein Name, hat im Laufe einer Woche fünf Bären, die zusammen 15 Ztr. wogen, außerdem einen Panther, welcher von der Schnauze bis zum Schwanze 9 Fuß Länge und 300 Pfd. Gewicht hatte, erlegt.

Zu Nismes (Süd-Frankreich) lag der Schnee am 20. Januar Morgens 3 Fuß hoch, so daß sich die ältesten Leute dieser Gegend keines solchen Schneefalles erinnerten. Auch zu Marseille, das seit zehn Jahren keinen Schnee sah, und zu Avignon hat derselbe sich, wie überhaupt im südlichen Frankreich, reichlich eingestellt.

Oesterreich hat einen seiner bedeutendsten Industriellen durch den Tod verloren, Felix Sorlet (ein Belgier von Geburt), der in Brünn eine Wollspinnerei besaß, die über 2000 Menschen beschäftigte. Der Verstorbene verdankte sein Vermögen seiner Thatkraft und Intelligenz.

Im Auftrage des Königs von Preußen werden in Paris alle Autographen Friedrichs des Großen angekauft. Der größte Autographen-Sammler Frankreichs, Feuillet de Conche, soll Sr. Maj. schon eine Menge derselben verschafft haben.

Am 26. Januar Abends hat zu Naumburg ein junger Barbier, Namens Taubert, seine Geliebte erstochen, weil dieselbe Tags vorher mit einem andern jungen Manne zum Tanzen gegangen. Der Mörder ist noch nicht 18 Jahre alt.

Durch das Zerspringen des Kessels in dem zur Willmer'schen Wagenfabrik in Hannover gehörenden Dampfkesselhause verloren am 27. Januar sechs Arbeiter das Leben. Außerdem zog man mehrere Schwerverwundete aus den Trümmern des Gebäudes.

Auflösung der Räthsel in № 15:

Wort-Räthsel: Eva — Ave.

Buchstaben-Räthsel: Ball — All.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 17. Freitag, 9. Februar 1855.

Das Haus am Meeresstrande.

(Fortsetzung.)

Der Kreuzwirth, welcher im Sprechen durch seinen Husten öfters gestört wurde, holte etwas aus, dann fuhr er fort:

„Wir trafen uns mehrmals — der Junker und ich. Es trieb mich immer, mit ihm zu reden — ihm das Elend vorzuhalten, das über mich durch ihn gekommen war. Denn er war daran schuld — gewiß und wahrhaftig. Die Bauern meinten, ich sey hoffärtig gewesen — hätte den Junker angespornt, mit meiner Rosi zu verkehren. Dem ist nicht so. Doch sie blieben aus meiner Schenke. — Eines Tages, da hatte ich keine Ruhe im Haus — das Weib hatte mich wieder um's Pfleggeld bestürmt. Ich lief von Haus fort — hinaus in den Wald. Ein fürchterlich Wetter war im Anzuge — das kümmerte mich nicht. Nicht lange, da sah ich den Junker daherkommen — das Gewehr auf der Schulter, den Hund hinterher. Ich trat ihm, die Mütze in der Hand, entgegen mit den Worten: „„Guten Tag, Herr Junker! ich hätt' Euch was zu sagen.““ — „„Nun so sprecht, aber rasch! es wird gleich gießen vom Himmel, und ich will nach Hause.““ — Ich schilderte ihm nun meine Noth und bat, daß er etwas thun sollte. — „„Seyd Ihr verrückt, Kreuzwirth?““ fuhr er mich an — „„mein Vater hält mich so knapp, daß ich kaum Pulver genug für die Jagd auftreiben kann — ich kann Euch nichts geben.““

„Ich trat ihm in den Weg: „„Aber Ihr seyd verpflichtet, was zu thun.““ — „„Verpflichtet, ich? Ihr seyd wahrhaftig reif für's Tollhaus! Ist's ausgemacht, daß ich der Vater zu dem Kinde bin? Die Dirnen hier zu Land laufen von Einem zum Andern.““ Damit wollte er gehen.

„Das Blut schoß mir in den Kopf. Ich faßte den Junker beim Rockzipfel — hielt ihn zurück und sagte: „„Meine Tochter ruht im Grabe — sie kann sich nur vertheidigen vor Gott. Aber beschimpfen laß' ich sie nicht, von Niemanden — am allerwenigsten von dem Schurken, der sie ins Grab gebracht!““

„Der Junker versetzte mir einen Streich. Herr, das war der erste in meinem Leben! Die Verzweiflung und die Wuth verliehen mir Kraft — ich riß ihm das Gewehr von der Schulter, trat mehrere Schritte zurück und — von der Kugel getroffen liegt er zu Boden.

„Der Hund, bis dahin ruhig, sprang jetzt wüthend auf mich zu — an meinen Hals, und er hätte mich erwürgt, wenn im selben Augenblick nicht Claus Schilder diesen Weg gegangen wäre. Der sah meine Gefahr und riß mit eiserner Faust den Hund von meiner Brust. Dieser wandte sich nun gegen ihn — Claus schlug ihn nieder mit einem starken Ast, der in der Nähe lag.

„Jetzt erst sah er den Junker am Boden liegen. Ich erzählte ihm Alles, wie es gekommen — wie leid es mir aber jetzt thue. Er sagte nichts als: „„Unglücklicher Mann!““ — Dann schwur er mir, von der Sache zu schweigen. — Als ich nun fortgehen wollte, da sagte er: „„Den Junker wollen wir aber doch nicht hier liegen lassen — ihm ist vielleicht noch zu helfen. Wir wollen ihn an eine Stelle tragen, wo mehr Leute vorübergehen.““ — Das geschah denn auch und wir trennten uns.

„Jetzt fiel mir ein, daß wir das Gewehr nicht aufgehoben. Ich hole es und will es dem Junker an die Seite legen. Wie ich aber zurückkomme, da sehe ich schon zwei Waldhüter damit beschäftigt, von Tannenästen eine Tragbahre her-

Digitized by Google

zurichten, um den Getroffenen fortzuschaffen. Ich verbarg mich und wartete — das Unwetter war inzwischen ausgebrochen; aber ich wagte vor Nacht nicht hervorzutreten. Das Gewehr wollt' ich nicht im Hause haben — ich trug es in das alte Kloster." —

Der schwarze Kreuzwirth hatte geendet. Der Eindruck auf die Anwesenden war verschiedenartig. Claus Schilder blieb ruhig und war nur besorgt wegen des weitern Verlaufs; Katharina aber war voller Freude, ihr Auge leuchtete und sie blickte auf den Vater, als wollte sie sagen: „Ich wußte ja, daß Du unschuldig und der bravste Mann bist!" — Der alte Freiherr durchmaß mit großen Schritten das Gemach und sprach vor sich hin: „So rächt sich die Affenliebe der Eltern, wenn man zu nachsichtig gegen die Kinder ist."

Dann trat er auf Castmir zu und fragte mit kaltem Ernst:

„Ist es so, wie der Kreuzwirth ausgesagt?"

„So ist es!" erwiederte dumpfen Tones der Junker, von dem Gewicht des Augenblicks niedergeschmettert.

„So geh' hin zu dem alten Manne, dem Du die Tochter entehrt, nimm seine Hand und bitt' ihn um Verzeihung!"

Mit scheuem Blick forschte Castmir in dem Antlitz seines Vaters — sein Trotz war gebrochen, er dachte nur an eine Milderung des harten Looses, das ihm vorher verkündet worden. Es war eine Demüthigung, die er nicht ertragen zu können glaubte, sollte er wirklich in der ausgesprochenen Weise Soldat werden müssen. — Das Gesicht des Freiherrn drückte einen eisernen Willen aus; langsam trat Castmir zu dem Kreuzwirth, nahm seine Hand und stammelte einige Worte.

„Laut und deutlich!" klang die Stimme seines Vaters herüber.

„Kreuzwirth, könnt Ihr mir vergeben?" — Er vermochte es nicht, den Blick aufzuschlagen.

„Wenn's Gott vermag, ich vergebe Euch."

„Nun zu den beiden Andern!" herrschte der Vater.

Der Junker trat zu Katharinen und Claus:

„Ich that Euch Unrecht, vergebt mir!"

Katharina antwortete nicht; der alte Claus schüttelte ihm die Hand und sprach:

„Aus vollem Herzen möcht' ich, daß dieser schwere Augenblick nicht aus Euerm Gedächtniß kommen möge. Denkt an Gott und Euern Vater, Ihr seyd noch jung, Eure Zukunft kann noch eine gute werden."

„So möge es geschehen!" versetzte der alte Freiherr, indem er dazwischen trat. „Claus und Ihr, Kreuzwirth, ich bitte Euch im Namen meines Sohnes, die Sache zu vergessen. — Mein Stamm ist morsch, Castmir mein Einziger, und es wäre mein Tod, wenn ich die öffentliche Schande auf meinem Hause sähe. Seyd Ihr zufrieden damit, wenn ich Euch sage, daß Ihr ehrenhaft gehandelt?"

„Ganz zufrieden!" erwiederten die beiden Männer und Claus fügte noch hinzu: „Beschämt uns nicht weiter, gnädiger Herr; wir erhielten mehr, als wir erwarteten. Haben wir Euch früher vielleicht für übermüthig gegen Niedrigere gehalten, so sind wir jetzt vom Gegentheil überzeugt; Ihr seyd gerecht."

„Eine harte Erfahrung hat es gelehrt," entgegnete der Freiherr bestimmt; „es wäre übrigens besser, wenn es deren nicht bedurft und ich nicht vorurtheilsvoll mein Ohr nur mehr für meinen Sohn offen gehalten hätte. — Bei meinem Ausspruche bleibt es; Castmir, Du gehst diese Stunde nach Berlin. Bessere Dich, dann findest Du auch das Vaterherz wieder. — Dir, Claus, schenke ich das Haus am Strande und wenn daran was fehlt, ich will es ausbessern, oder wenn's Noth thut, ganz neu aufbauen lassen. Nun, ich werde selbst nachsehen. — Was mach' ich aber mit Euch, Kreuzwirth, Eure Tochter kann ich Euch nicht wieder geben. Kann es Euch erfreuen, so ist fortan die Ausschenkungs-Gerechtsame Euer Eigenthum — habt also an die Gutsherrschaft nichts mehr zu entrichten. Haus und Hof mach' ich Euch schuldenfrei — vielleicht habt Ihr Verwandte, denen es zu gut kommt."

„So, Herr, mag's dem Kinde Rost's verschrieben werden," sagte der Kreuzwirth; „mit mir geht es bald zu Ende."

Der Freiherr gab seine volle Zustimmung hiezu, worauf er einem Jeden die Hand drückte und sie entließ, sie nochmals erinnernd, die ganze Geschichte ruhen zu lassen und zu schweigen, was sie auch gewissenhaft versprachen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

Der alte Krystallsucher holte jetzt schnell seine Feldflasche hervor, von welcher er sich niemals trennte, sperrte dem jungen Jäger mit Mühe die

Zähne aus einander und flößte ihm einige Tropfen Branntwein ein; dann nahm er weichen Schnee und rieb ihm damit anhaltend Hände und Gesicht, bis es ihm gelungen war, in denselben wieder Bewegung zu wecken. Endlich, nach langem Bemühen, konnte der Verschüttete die Lippen öffnen und stammelte:

„Der liebe Gott soll's Euch lohnen, Vetter Hiob! Ohne Eure Hilfe wäre ich verloren gewesen!"

„Sag' vielmehr: ohne Gottes Hilfe!" versetzte der Greis. „Er allein ist der Herr und Gebieter; wir sind nur die Knechte und Werkzeuge seines Willens."

„Nun, so danke ich denn dem lieben Gott von Herzen und wünsche Euch all seinen Segen!" stammelte Ulrich, der schon wieder in die Erschlaffung des Frostes versinken zu wollen schien.

„Ich danke Dir, mein Junge!" fiel Hiob rasch ein. „Aber komm' jetzt, raff' Dich auf! nimm Dich zusammen und steh' auf die Füße!"

„Jetzt noch nicht — nachher!" murmelte Ulrich mit halbgeschlossenen Augen und drohte wieder einzuschlafen.

„Dann ist es zu spät!" rief der Krystallsucher und rüttelte ihn empor. „Steh' auf, Uli, es muß seyn! Die Kräfte werden Dir im Gehen wieder kommen und bei der ersten Sennhütte wollen wir ausruhen. Wenn Du hier bleibst, ist es Dein sicherer Tod. Komm', mach' Dich auf; noch einmal sag' ich Dir, es hängt Dein Leben davon ab."

Der alte Mann zwang seinen Neffen, aufzustehen und zog ihn über den Gletscher hin; Ulrich ging willenlos einher, er schwankte auf den Füßen, sein Haupt sank auf die Brust herab und die Augen fielen ihm zu, gleich Einem, der halb schläft. Hiob gab sich alle Mühe, durch Zureden und Fragen ihn wieder zu beleben. — Indeß, durch die Bewegung gerieth Ulrichs Blut allmälig in rascheren Umlauf und so erholte er sich mehr und mehr und konnte dem Alten in unzusammenhängenden Sätzen erzählen, wie er am vorhergehenden Abend vor dem Föhn geflohen und in jene Spalte hinunter gestürzt war; welche Angst ihn in der Tiefe des Abgrundes befallen und wie er einen langsamen Todeskampf gegen die Erstarrung bestanden habe. Nur über das Zusammentreffen mit Hans schwieg er.

Hiob schien betroffen darüber, daß sich Ulrich mit so geringen Erfahrungen so ganz allein ins Hochgebirge hinauf gewagt hatte und kopfschüttelnd sagte er:

„Ich hätte Dich für klüger gehalten; aber es ist mit der Bergluft wie mit dem Wein: die Meisten können nicht mit Mäßigung davon trinken und werden berauscht, wodurch sie ihrer Sinne nicht mehr mächtig sind. Ich hätte mich erinnern sollen, daß auch Du das Blut der Hauser in den Adern hast und daß sie seit hundert Jahren sich durch ihre Tollkühnheit in den Tod gestürzt haben. Das Jagdfieber muß auch Deinen Vetter ergriffen haben, denn er war ebenfalls hier im Hochgebirge ob den Waiden."

„Habt Ihr ihn gesehen, Vetter Hiob?" fragte Ulrich lebhaft.

„Nicht ihn selber, aber seine Fußspuren," erwiederte der Krystallsucher; „heute früh stieß ich auf Fährten von ihm, die darauf deuten, daß er ein Rudel Gemsen verfolgt."

„Ah, das ist das Rudel, das er suchte!" rief Ulrich — „dasselbe, welches er vorgestern gesehen hat und das von einem Kaiser angeführt wird!"

„Wohl möglich," meinte der Alte, „die Fährten verliefen nach Norden."

„Nach dem Eiger zu?"

„Nein, rechts ab, weiter her gegen uns — dahin zu!" — Der Alte bezeichnete mit der Hand eines der mächtigen Felsenwiderlager des Gletschers, dem sie schon seit einigen Minuten gefolgt waren und um welchen eine schmale Lehne oder Stufe wie eine Art Gesims hinlief, das da und dort eingestürzt und ausgebrochen war. Unterhalb dieser Art Leiste fiel der Fels erst steil ab, stieß alsdann aber an eine lange geschützte Lehne, von welcher der Schnee weggeschmolzen war und einen Rasen bloßgelegt hatte, der jene eigenthümlich bläuliche Farbe der Waiden in den Hochalpen zeigte. Dieser schmale Rasenfleck lief ganz um den Fuß des öden Felsenriesen und glich einem Sammtbande, das von dem Gletscher ausgehend weiter hinten mit dem Saume eines dünnen Waldes von Föhren und Birken zusammenlief.

Der junge Bildschnitzer war stehen geblieben und sein Auge schweifte befriedigt über diesen Streifen grünen Pflanzenlebens, der hier zwischen dem ewigen Schnee und Eis wie hingezaubert lag, als er plötzlich zusammenfuhr und seinen Begleiter nöthigte, sich mit ihm hinter einen der Wanderblöcke zu flüchten, von denen sie allseitig umgeben waren.

„Was gibt es denn? was hast Du?" fragte der Alte verwundert und dämpfte instinktmäßig die Stimme.

„Seht, seht!" flüsterte Ulrich — „dort drüben! an der Ecke der Alm!"

Digitized by Google

Der Alte legte die Hand schützend über die Augen und gewahrte in der ihm bezeichneten Richtung ein Rudel von neun Gemsen, welche soeben, ihren Kaiser voran, um eine Felsenkante bogen. An der scheuen Eile ihrer Flucht erkannte man leicht, daß sie verfolgt worden seyn mußten, und Ulrich und Hiob sahen sich anfangs vergebens am Fuße jenes Felsens nach dem Jäger um. Bald aber erblickten sie Beide oben auf der schmalen Felsenleiste, die sich in halber Höhe der Felsenwand hinzog, den Vetter Hans, der, hart an das Gestein geduckt, mit hastigem, wenn auch behutsamem Schritt über seinem Wild in gleicher Richtung daher kam und sich offenbar Mühe gab, ihm auf diesem Wege zuvorzukommen, während die Gemsen drunten auf dem grünen Rasen der schmalen Alm liefen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der materielle Schaden bei dem am 21. Jan. ausgebrochenen Brande des großen Operntheaters in Brüssel wird auf mehrere Millionen Franken geschätzt, den unersetzbaren Verlust von künstlerischen Schätzen nicht mitgerechnet. Mit dem Gebäude, dessen Bau allein 1,600,000 Fr. gekostet hat, sind die reiche Garderobe, die Decorationen, das Mobiliar, die musikalische Bibliothek, welche für eine der vorzüglichsten in Europa galt, verloren gegangen. Das innere Gebäude war vor einem Jahr mit einem Aufwand von 300,000 Fr. zu einem der prachtvollsten in der Welt umgestaltet worden — Alles strotzte von Gold und Sammt. Der Kronleuchter allein hatte 50,000 Fr. gekostet. Abends sollte der „Prophet" gegeben werden, und Alles, was zu der Ausstattung des mit großem Kostenaufwande in Scene gesetzten Stückes gehörte, sowie die Decorationen und Costüme zu allen seit 40 Jahren aufgeführten Stücken, ferner die von der Stadt geschenkten Costüme zu der großen Cavalcade bei Gelegenheit der Heirath des Herzogs von Brabant, sodann das großartige Material, dessen Bewahrung einem besondern Stadtbeamten anvertraut war und zu dessen Anschaffung die Stadt und der Hof jährlich bedeutende Summen als Subsidien zugeschossen haben — Alles ist vernichtet.

In Ostindien haben zwei katholische Missionäre an der Grenze des Staates Assam den Märtyrertod gefunden. Beide waren von Frankreich ausgezogen und hatten sich daselbst niedergelassen, um den Versuch zu machen, nach Lassa zu kommen, wo vor 150 Jahren bereits eine Missionsanstalt war, die später von den Chinesen zerstört wurde. Mehrere Eingeborene vom Stamme der Michni, welche das Butangebirge bewohnen, haben die Priester in ihrer Wohnung überfallen, ermordet und im buchstäblichen Sinne in Stücke zerschnitten.

Die Direction der South-Western-Eisenbahn-Compagnie hat bei der Maschinenfabrik Mare in Blackwell einen eisernen Dampfer bestellt, der 500 Tonnen Tragfähigkeit und 225 Pferdekraft haben soll. Derselbe ist für die Linie Havre-Southampton bestimmt und wird die Ueberfahrt in acht Stunden bewerkstelligen, wozu bis jetzt die Boote der gegenwärtigen Gesellschaft zwölf Stunden brauchten. Bis April soll dessen Dienst schon beginnen und sind die Vorrichtungen getroffen, ganz bequem 4000 Ztr. Waaren und 100 Passagiere aufnehmen zu können.

In Wien starb vorigen Monat der bekannte k. k. Oberlandesgerichtsrath Dr. Joseph Edler von Würth im 38sten Jahre. Im Jahre 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments, bekleidete er die Stelle eines Unterstaatssekretärs im ehemaligen Reichsministerium.

In Großbockenheim, Kantons Grünstadt, starb neulich ein Mann (der Israelite Levino) in dem hohen Alter von 105 Jahren 2 Monaten. Derselbe war bis zu seinem Todestage körperlich und geistig gesund und hinterläßt eine Nachkommenschaft von über 100 Enkeln, Urenkeln und Ururenkeln.

Sylben-Räthsel.

Wer sich dem Ersten weihte,
Den ehrt dies Streben nicht;
Oft läuft für seine Zweite
Gefahr der Bösewicht.
Arm selbst bei reichen Schätzen
Das Ganze sich dir zeigt,
Das oft von den Gesetzen
Der Tugend frevelnd weicht.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 18. Sonntag, 11. Februar **1855.**

Das Haus am Meeresstrande.

(Fortsetzung.)

7.

Viele Tage waren nach der erzählten Begebenheit verstrichen. Der Winter war gekommen und diesmal mit unerbittlicher Strenge. Der Wald stand verödet, große Massen Schnee bedeckten die Erde und die Zweige der Tannen, die regungslos im Frost erstarrt zu sehn schienen.

Im Hause des alten Claus war eine Veränderung vorgegangen; Alles sah reinlicher und wohlhabender aus. Eines Tages war der alte Freiherr, seinem Versprechen gemäß, vom Schlosse herabgekommen und da ihn die Armuth des wackern Veteranen fast entsetzte, so mußte, so weit es in der vorgerückten Jahreszeit thunlich, schnell Vieles ausgebessert und das Hausgeräthe vermehrt werden. Im Frühjahr sollte ein ganz neues Haus hier aufgebaut werden.

Aber der Friede wohnte in dem Hause nicht.

Wohl hatte eine vollständige Versöhnung zwischen Vater und Tochter stattgefunden, allein es entging dem Erstern nicht, daß Katharina immer stiller und stiller wurde, daß ihr Etwas schwer auf dem Herzen lastete. Er traf sie oft, wie sie in einem Winkel des Zimmers saß und bitterlich weinte. Sie nahm auch sichtlich ab; ihre Züge fielen ein, das Auge verlor an Glanz. Er sagte Nichts, denn er wußte wohl, daß er ihr nicht helfen konnte; aber recht betrübt wurde er und die Pfeife, seine liebste Erholung, wollte ihm gar nicht mehr munden. Er dachte auch wohl hin und wieder an den Maler und es war ihm, als könne es nicht so bleiben, als dürfe er aus Gram und Kummer sein Liebstes auf der Welt, wenn es auch gar sehr gefehlt, nicht verlieren; als müßte Rudolph eines Tages in die Stube treten. Indeß, Tag um Tag verstrich und der Maler kam nicht; auch nicht die leiseste Botschaft kam von ihm. In seiner Betrübniß ging dann auch wohl der alte Graukopf auf's Schloß zu dem Freiherrn, der ihn immer freundlich aufnahm, ihm sogar ein Glas Wein vorsetzte; aber da hörte er auch nichts von Rudolph, obwohl der Sohn des Freiherrn aus der Residenz von Zeit zu Zeit einen Brief an den Vater schickte, wie dieser es befohlen.

So kam der Frühling heran. Die Singvögel fanden sich wieder ein, sie schmetterten und flogen lustig im Walde herum, der nun auch wieder sich in allen Zweigen schüttelte und neuen Schmuck begehrte. Gras und Blumen sprangen vorwitzig aus der Erde; sie schienen ganz zu vergessen, daß noch so mancher Sturm vernichtend lauere. Der Himmel klärte sich auf, der graue Schleier, der ihn verhüllte, verschwand allmälig, die Sonne schien warm und wärmer — überall Leben, heiteres, buntes Frühlingsleben.

Der alte Claus meinte nun, das wunderliche Ding, der Frühling, müsse nun auch das Leid seines Kindes lindern und ihm helfen, da er ja der ganzen Natur auf die Beine helfe; doch davon war keine Spur an Katharinen zu bemerken, sie wurde im Gegentheil von Tag zu Tag trauriger und blässer. —

Eines Sonntags kam sie von der Kirche im Dorfe zurück; der Vater war eines Fußübels wegen daheim geblieben. Sie sah gar sittig und nachdenkend vor sich hin, aber kein Mensch hätte in ihr das blühendste Mädchen zehn Meilen in der Runde wieder erkannt, so sehr hatte sie sich in einem Winter verändert.

„Vater," sprach sie zu dem alten Fischer, der bei ihrem Anblick kaum die Thränen unterdrücken konnte und betrübt die Pfeife bei Seite legte — „Vater, ich muß fort von hier, und das heute

Digitized by Google

noch. Sieh, ich war in der Kirche, der Pfarrer hat gar schön gepredigt; ich horchte ihm mäuschenstill zu. Da war denn auch recht eindringlich die Red' davon, so man Einem Unrecht gethan, soll man es ihm abbitten; das sey christlich und wer es versäume, habe im Tod' eine bittere Stunde mehr zu fürchten. — Nun kann ich Dir wohl sagen, Vater, daß es mir schon lange lange im Kopf' herumgeht, daß ich gefehlt hab' gegen den Rudolph. Es läßt mir Tag und Nacht keine Ruh', ich möchte sterben vor Sehnen nach ihm. Er hat mich so treu geliebt, er wird mich nicht mehr schelten, wenn ich ihm sage, wie ich gegen ihn gefehlt, und wenn er auch eine Andere im Herzen hat — Vater, bei dem Gedanken reißt mir das Herz —, so werd' ich doch zufrieden seyn, wenn ich ihm Alles sage, was mich so ängstlich quält. Ich lieb' ihn unsäglich, ich kann's gar nicht aussprechen, wie sehr, und jetzt mehr denn damals, wo ich ihn so kränkte. — Schilt mich, Vater! ich weiß es wohl, ich bin eine schlechte Tochter; aber laß mich ziehen auf acht Tage, dann komm' ich wieder — ich muß den Rudolph sehen!"

Es war das erste Mal, daß sie von Rudolph sprach, daß sie den Grund ihres tiefen Kummers enthüllte. Der alte Soldat weinte, zog sein Kind an die Brust, legte die Hände auf dessen Haupt und sagte:

„Ich bewillige Dir acht Tage, geh' zu Rudolph. Es ist keine Schande, daß Du es thun willst, und vielleicht wird es noch zum Guten enden. So kann's nicht länger dauern, Du stirbst mir noch vor Herzeleid unter den Händen."

Katharina, sonst still und schweigsam, wußte sich vor Freude gar nicht zu fassen; ihr Gesicht glänzte, sie drückte den Vater wieder und wieder an ihre Brust und verschwendete so viel Zärtlichkeiten an den grauen Schnurrbart, daß es dem Alten fast zu arg wurde. Er schob sie zurück mit den Worten:

„Nun rasch zu den Vorbereitungen. Du mußt bis Stargard ein Wägelchen miethen, dann fährst Du mit der Eisenbahn — ein neues Ding, das ich auch noch nicht kenne, das Dich aber in kurzer Zeit nach Berlin bringt. Komm, wir wollen einmal nachsehen, was in der Truhe ist."

Schnell packte sie einige Kleidungsstücke zusammen, während der Vater in der Truhe nachsah, ein Beutelchen daraus hervorholte, ein Geschenk des Freiherrn für etwa kommende Tage der Noth, und langsam und prüfend zehn blanke Thaler hinzählte.

„So," sprach er, „hier hast Du für acht Tage zehn Thaler, Du kannst nun wie eine Gräfin leben; aber mach' mir keine Geschichten und bleib' etwa einen Monat aus. In acht Tagen mußt Du zurück seyn; laß' Dich keine Stunde länger in der Residenz verlocken. Kauf' auch nicht zu viel ein, etwa Sammethüte und Seidenkleider. Leb' anständig, aber was Du erübrigen kannst, bring' zurück; das Leben ist lang und der alte Freiherr nicht immer guter Laune; auch mag ich nicht immer nur nehmen."

Katharina kramte unterdessen hier und dort, bis sie alles Rechte zusammen gefunden. Endlich stand sie mit hochrothem Gesichte vor dem Vater. Sie reichte ihm die Hand und sagte:

„Nun gehab Dich wohl, Vater! in acht Tagen bin ich zurück. Wie's Gott gefällt, mag's ausfallen!"

Dem alten Soldaten wurde jetzt doch etwas bange um's Herz, als er ihr einen derben Kuß aufgedrückt und sie nun mehr springend als gehend im Walde verschwand.

Sie kam athemlos im Dorfe an, fand auch glücklicher Weise einen Fuhrmann, der sie nach Stargard brachte. Auf der Eisenbahn, die ihr nicht geringe Verwunderung erregte, ging es nun erst nach Stettin und von da nach Berlin. Je näher sie indeß nach Berlin kam, desto ängstlicher ward ihr zu Muthe; alle Qualen der Besorgniß, der Liebe und der Eifersucht überflutheten sie auf einmal. Allein sie besaß auch eine große Energie der Seele und sie sagte sich, als sie nach einer für ihre Ungeduld langen Fahrt endlich in Berlin angekommen war: Ich habe nicht mehr zu begehren, als seine Verzeihung; diese will ich mir holen. Mag auch sein Herz einer Andern angehören, ich werde ihm nicht zürnen. Liebt er mich aber noch, so kehr' ich zufrieden zu meinem Vater zurück und sein gedenken werd' ich alle Tag' und aller Orte. —

In Berlin angelangt, dachte Katharina zum ersten Male daran, daß sie gar nicht wisse, wohin sie sich wenden sollte und wo Rudolph wohne. Bis hierher war sie ganz gut gekommen, aber die Residenz war so groß und so weit, da standen die gewaltigen, riesigen Häusermassen, da hatte sie die langen, prächtigen Straßen vor sich, mit dem Gewimmel der Menschen, doch Alles war ihr fremd und die Leute gingen ihren Geschäften nach, ohne sich im Geringsten um sie zu kümmern. — Es war ihr recht, recht bange um's Herz und lange stand sie rathlos vor dem Portal des Stettiner Bahnhofs.

Digitized by Google

Nachdem sie sich überall umgesehen, wen sie wohl fragen sollte, wandte sie sich endlich an einen ältlichen Herrn, der ihr ein Beamter zu sein schien und etwas Gutmüthiges in seinen Zügen hatte. Dieser gab ihr auch bereitwillig Auskunft, verwies sie in einen kleinen Gasthof und rieth ihr, sich wegen der Wohnung des Malers, nach der sie sich gleichfalls erkundigen wollte, bei der Polizeibehörde zu befragen. — Das war nun freilich ein Wort, welches ihr einen wahren Schauder verursachte, denn sie dachte sich die Polizeibeamten als wahre Ungeheuer; sprach man doch im Dorfe nicht sonderlich erfreut über sie!

Ganz so schlimm war es nun nicht; indeß wollten ihr die Herren mit den trockenen Amtsgesichtern nicht sonderlich höflich erscheinen und sie kamen ihr auch recht naseweis vor. Alles begehrten sie zu wissen und es wäre beinah' so weit gekommen, daß das allerunschuldigste Geschöpf auf der Welt arretirt und eingesteckt worden wäre, da es nicht ein Stückchen Papier aufzuweisen hatte, worauf seine Beschreibung stand. Ein Herr legte sich endlich ins Mittel und hieß sie gehen, nachdem ihr der gehörige Bescheid in ihrem Anliegen ertheilt worden war.

(Schluß folgt.)

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung u. Schluß.)

Ein Schauder überlief die Beiden, als sie den Hans auf dem schmalen Gesims der thurmhohen Felsenwand hineilen sahen, bald mit einem Satze über dessen größte Lücken springend, bald an einem vorspringenden Zacken hängend und diesen übersteigend, bald auf Händen und Füßen an der glatten Wand hinkriechend. Es lag in solch kühnem Gebahren eine gewisse stolze Verachtung des unmöglich Scheinenden, indem er einen Weg betrat, der dem fernen Zuschauer schon Schwindel verursachte. Es war ein Delirium, das ihn vorwärts trieb, gleich als ob er unumschränkter Gebieter dieses Raumes wäre; er sah und hörte nichts mehr, als nur die Beute unten, von der er kein Auge verwandte. Es war ihm gelungen, dem Gemsenrudel einen Vorsprung abzugewinnen, und um desto sicherer auf den flüchtig vorübereilenden Gemsenkaiser zielen zu können, der das Rudel anführte, schwang er sich auf eine äußerste Felsenzacke, die ganz von der schmalen Leiste des übrigen Gesteins getrennt war. Der alte Hiob erfaßte bei diesem Anblick seinen Nachbar Ulrich entsetzt am Arme, konnte kaum einen Schreckensruf unterdrücken und wagte sich nicht zu rühren. Hans hatte sich auf dem schmalen Sockel, der ihn trug, zusammengeduckt und den Kolben seiner Büchse zum Zielen an die Wange gelegt. In diesem Augenblick trabten die Gemsen langsam unter seinen Füßen vorüber — der Schuß knallte und der Gemsenkaiser stürzte zusammen; Hans stieß einen Freudenschrei aus, welcher trotz der großen Entfernung doch noch bis zu dem Krystallsucher und seinem Gefährten herüberdrang. Als aber der Jäger, die noch rauchende Büchse in der Hand, sich wieder erhob, wich das schmale Felsstück, auf welches er den Fuß gestützt hatte, plötzlich — er streckte die Arme aus, um sich zu halten — es war zu spät — seine Hände glitten an der aufgethauten und schlüpferig gewordenen Felsenwand ab und — von Vorsprung zu Vorsprung geschleudert, stürzte der Tollkühne mit zerschmetterten Gliedern in die Tiefe und fiel auf dem schmalen Rasengelände nieder, kaum zehn Schritte von dem Gemsenkaiser entfernt, den sein Schuß so waidgerecht niedergestreckt hatte.

* * *

Einige Stunden später trug man den entstellten Leichnam des unglücklichen Hans auf einer Bahre in das Häuschen in der Enge. Mutter Trine, welche durch den Vetter Hiob schon auf diese Trauerkunde vorbereitet worden war, empfing den Leichenzug an der Schwelle des Häuschens; sie stierte den Todten eine Weile an und ihre Züge verzerrte ein wilder Schmerz, indem sie murmelte:

„Wieder Einer von den Hausern! — Aber es mußte so kommen — er hatte die „Irrgemsen" gesehen, wie Vreneli's Vater. Es war eine Ahnung, eine Warnung! — Der Berggeist ist stärker als wir und der letzte Hauser wird nun in die kühle Erde gebettet!"

Und ohne ein weiteres Wort über diesen Unfall zu verlieren, setzte sie sich auf einen Stein und barg ihr Gesicht in beide Hände. Vreneli und Ulrich wollten zu ihr treten, um sie zu trösten — sie winkte ihnen, wegzubleiben. Erst als man Anstalten machte, die Leiche in einen rasch zusammengenagelten Sarg zu legen, erhob sie sich langsam und kehrte ins Haus zurück, um selber alles zur Beerdigung Nöthige zu besorgen. Dann setzte sie sich an den Sarg des Verunglückten und wich nicht von demselben bis zur Stunde des Begräbnisses. Zu diesem waren die

by Google

Bewohner der Thäler und der benachbarten Höhen auf die Kunde von dem Vorfall herbeigekommen, um den irdischen Ueberresten des geachteten Jägers die letzte Ehre zu erweisen. Auf den rohen Sarg legte man ihm als Trophäe das Haupt des Gemsenkaisers, der ihn das Leben gekostet hatte. Hinter demselben gingen als Leidtragende die alte Großmutter mit ihrem blassen, eisigen Gesicht, Onkel Hiob, mit stillem Beileid in den Zügen, dann der tiefbetrübte Ulrich und Breneli, das seine Thränen nicht zurückhalten konnte. —

Der Verlust ihres Lieblings Hans war für Mutter Trine ein Schlag, von dem sie sich nicht wieder erholte. Von Stund' an ward sie immer hinfälliger und gekrümmter, verschlossener und scheuer, bis zu ihrem letzten Stündlein, das sie schon nach wenigen Monaten von der Bürde des Lebens erlöste. Ihr brechendes Auge haftete noch mit einem gewissen Stolz auf dem alten, düstern Schranke, den sie sich beim Herannahen ihres Todes noch hatte öffnen lassen und in welchen die schwer errungene Beute des Verstorbenen zu den andern gesetzt worden war.

Veronika stand nun allein und war Herrin ihrer Hand und ihrer Zukunft. Sie willigte nun ohne Bedenken ein, Ulrich zu heirathen, und zog mit ihm nach Meyringen, wohin ihnen Vetter Hiob ebenfalls bald nachfolgte.

Wer das Haslithal besucht und die Höhen des Brünigpasses und der großen Scheideck passirt, oder in den Bergen des Grimselstocks sich umsieht, der darf beinahe mit Zuversicht darauf rechnen, daß er dem unermüdlichen Krystallsucher begegnet, welcher auf den abgelegensten Pfaden seinem Berufe nachgeht und mit seinen schönen alten geistlichen Liedern das Echo der Thäler und Schluchten weckt, wobei ihn das Tosen der Gießbäche und das Rollen der Lawinen wie ein wunderbares Echo begleiten.

Mannigfaltiges.

Fräulein Rachel soll ein wahrhaft unglaubliches Engagement für die Vereinigten Staaten angenommen haben. Was man darüber hört, grenzt an's Fabelhafte. Sie verpflichtet sich, 200 Vorstellungen zu geben, wofür sie 1,600,000 Fr. erhält, das heißt, 6000 Fr. für jede Vorstellung. Hiervon soll die Hälfte schon vor ihrer Abfahrt bei einem Bankier in Paris hinterlegt werden, und ist diese Summe dann gleich ihr Eigenthum, so daß, würde sie auf der Hinfahrt sterben, ihren Erben die Summe zufallen würde. Das Unglaublichste kommt aber noch: stirbt Fräulein Rachel während der 200 Vorstellungen, so haben die Unternehmer das Recht, sie einbalsamiren und in allen Städten der Vereinigten Staaten für Geld sehen zu lassen. Ihre irdischen Reste würden der Familie erst überliefert, wenn die Unternehmer ihre Million zusammengebracht!?

Amerikanische Spekulanten sind auf den wunderlichen Einfall gekommen, eine ganz neue Stadt zu gründen, deren Straßen unterirdisch geheizt werden sollen, so daß der Schnee gleich schmelzen muß und der Regen gleich verdunstet, mithin die Straßen immer trocken bleiben und man selbst mitten im Winter warme Füße auf den Straßen behält. Wahrscheinlich ist es wieder einer jener Puffs, an denen Nordamerika so erfinderisch ist.

Gemeinnütziges.

(Immer frische Butter.) Das polytechnische Centralblatt theilt nachstehendes Verfahren mit: Nachdem man die eben dem Butterfasse entnommene Butter völlig rein gewaschen und hergerichtet, auch in den Leinen gut abgetrocknet hat, vertheilt man sie in kleine Brocken und häuft diese in Töpfen dergestalt, daß alle leeren Räume verschwinden. Diese Töpfe stellt man in einen großen, halb mit Wasser angefüllten Kessel. Hat man hierauf das Wasser bis zum Kochen erhitzt, so läßt man es abkühlen und nimmt alsdann die Töpfe heraus. So bereitete Butter soll nach Verlauf von sechs Monaten noch ganz so frisch seyn, als wenn sie eben erst aus dem Butterfasse gekommen. Durch das Schmelzen der Butter im heißen Bade werden alle in ihr noch enthaltenen Käsetheilchen so vollkommen auf den Boden des Gefäßes niedergeschlagen, daß man eine äußerst gereinigte Butter erhält, gut auf Brod zu genießen und vortrefflich für alle Erzeugnisse der Kochkunst.

Auflösung des Sylben-Räthsels in № 17:

Geizhals.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 19. Dienstag, 13. Februar 1855.

Regeln der Zucht.

Von Walther von der Vogelweide. In's Hochdeutsche übertragen von Theodor Creizenach.

Niemals kommt die Ruthe
Deinem Kind zu Gute;
Wo noch Ehre wirken mag,
Da ist Wort so viel als Schlag.
Da ist Wort so viel als Schlag,
Wo noch Ehre wirken mag;
Deinem Kind zu Gute
Niemals kommt die Ruthe.

Hütet wohl die Zungen
Bei dem Kind, dem jungen;
Schiebt den Riegel vor das Thor,
Laſſ't kein loſes Wort hervor.
Laſſ't kein loſes Wort hervor,
Schiebt den Riegel vor das Thor;
Bei dem Kind, dem jungen,
Hütet wohl die Zungen.

Hütet wohl die Augen,
Nicht kann Alles taugen:
Gute Sitte laſſ't ſie ſeh'n,
Ja das Böſe nicht verſteh'n!
Ja das Böſe nicht verſteh'n,
Gute Sitte laſſ't ſie ſeh'n;
Nicht kann Alles taugen:
Hütet wohl die Augen.

Hütet Kindes Ohren,
Oder ihr ſeyd Thoren;
Laſſ't kein ſchlimmes Wort hinein,
Das hält Sinn und Ehre rein.
Das hält Sinn und Ehre rein:
Laſſ't kein ſchlimmes Wort hinein,
Oder ihr ſeyd Thoren;
Hütet wohl die Ohren.

Hütet wohl die dreie,
Laſſ't ſie nicht zu freie!
Zunge, Aug' und Ohren ſind
Oft für Zucht und Ehre blind.
Oft für Zucht und Ehre blind
Zunge, Aug' und Ohren ſind;
Laſſ't ſie nicht zu freie!
Hütet wohl die dreie.

Das Haus am Meeresſtrande.

(Schluß.)

Katharina wußte nun, wo Rudolph wohnte. Sie aß und trank nicht, bis ſie das Haus aufgefunden. Es lag in keiner vornehmen Straße, zwei Treppen hoch war ſein Zimmer, aber nicht bei ſeinen Eltern, wie ſie geglaubt hatte. Lange Zeit mußte ſie bei ſeinen Wirthsleuten warten, bis er kam; ſie hatten es ihr angeboten, und erſchöpft, ermüdet, wie ſie war, hatte ſie es auch angenommen.

Endlich hörte ſie ihn auf der Treppe; ſie kannte ſeinen Fußtritt noch — er mußte es ſeyn. Raſch eilte ſie hinaus; aber wie ſie vor der Thüre war, da klopfte ihr gar ſehr das Herz, und die Kniee wollten ihr einſinken, ſo daß ſie ſich anhalten mußte, damit ſie nicht fiel.

Die Dunkelheit in dem Winkel, wo ſie ſtand, verbarg ihre Geſtalt, aber ihn konnte ſie recht gut erkennen — er ſah bleich aus. Bei ſeinem Zimmer angekommen, ſchloß er die Thüre deſſelben auf.

„Rudolph!“ rief ſie jetzt und ſank vor ihm nieder.

Raſch riß er die Thüre auf — das Licht des Zimmers drang heraus — er erkannte ſie.

„Katharina, um Gotteswillen, Du biſt es?“

Digitized by Google

Er hob ſie mit ſtarken Armen empor und trug ſie mehr, als daß ſie ging, zu dem Sopha in ſein Zimmer.

„Du? wahrhaftig Du!“ rief er aus. — Er konnte es kaum faſſen und über ſein bleiches Geſicht flog ein Strahl der Freude.

„Biſt Du mir denn noch gut, Rudolph?“ ſagte ſie ſtammelnd, nachdem ſie ſich etwas erholt, und dabei ſah ſie ihn mit ihren wunderbaren Augen ſo durchdringend an, ſo klar und bittend, daß es ihm gar ſeltſam um's Herz ward. Auch ihre Veränderung bemerkte er wohl und es ergriff ihn tief, daß ſie ſo bleich und leidend ausſehe.

„Dir gut, Katharina? Wie! nur gut? Ich liebe Dich mehr als Alles, was auf Erden iſt! Ich habe nie aufgehört, Dich zu lieben! Jede Minute hab' ich an Dich gedacht und tropfenweiſe verlor ich meinen Muth, meine Seele, da Du Beides biſt und nicht bei mir warſt!“

Er kniete vor ihr nieder, ergriff ihre Hände und drückte ſie wieder und wieder an ſein vor Freude klopfendes Herz.

„Und haſt Du mir verziehen, Rudolph?“ — Sie bebte bei der Frage.

„Längſt, längſt, Katharina! Aber wäreſt Du nicht gekommen, ich hätte Dich vielleicht nicht wieder geſehen. Du weißt, was geſchehen, daß es ſo gekommen.“

„Ich weiß es, Rudolph, und Du biſt im Recht. Ich bin da, um Dir abzubitten. Sieh, ich war Roſt's, des ſchwarzen Kreuzwirths Tochter, einzige Freundin. Ach! ſie war ſo elend und ſo voll Jammer auf ihrem Krankenbette, und wir redeten da mancherlei mitſammen. Ich lernte den Junker haſſen und es lag mir im Sinn, daß ich wohl die arme Roſt rächen möchte. Sie fing ſelbſt davon an, in einer Stunde an ihrem Todestage. Sie ſagte da: „„Kathi, Du biſt ſchön““ — Rudolph, es ſind ihre Worte — „„und wenn Dich der Junker ſieht, da wird er Dir nachgehen. Verſprich mir, daß Du es leideſt, wenn's geſchehen ſollte, und ſo lange, bis er recht voll Liebe iſt, dann ſchick' ihn fort wie einen räudigen Hund.““ Und mehr dergleichen ſprach ſie noch. Sie lag im Sterben, die arme Roſt, ſie bat ſo dringend, und ich hab's ihr zugeſchworen, aber auch, daß ich zu keinem Menſchen ein Wörtchen davon reden wollt'. Und die Arme kam gleich darauf zum Sterben. — Nun ſieh, Rudolph, deßhalb hatt' ich den Junker an mich gelockt und ihm nichts entgegnet, wenn er mir von ſeiner Lieb' vorgeplaudert, damit er nur ſtärker in ſeinen Glauben hineinliefe.... Ach, das war ſehr ſchlecht von mir, das ſah ich wohl ein und gequält hat's mich auch, das kann ich Dir wohl ſagen. Auch dacht' ich ſtark daran, es ſeyn zu laſſen, es möcht' nimmer gut thun. Darauf ſpürt' ich aber ein friſch Verlangen, mit dem Junker zu reden; es packt' mich eine ſolche Luſt, daß ich dacht': du machſt ihn recht närriſch vor Lieb', damit er dann rechtes Weh leidet, wenn's zum Austauſch kommt und ich ihn fortſchick' — hat er's doch um die arme Roſt verdient. Ich weiß ſelbſt nicht, was das für ein abſonderlich Verlangen war, aber heiß war's und immer trieb's mich an. Da kamſt Du dazwiſchen; ach, Rudolph, wie hatt' ich Dich ſo lieb und wie kämpft' ich mit mir, ob ich weiter mit dem Junker gehen ſollt'; ich wollt' und auch nicht, und ſo iſt's am End' geſchehen. Es iſt nimmer gut, wenn im Weib was Verſtocktes liegt; aber zu ſchweigen hatt' ich einmal gelobt. — Du gingſt nun, und wie Du das zu ſagen kamſt, da hat ſich mir das Herz umgedreht, ich hätt' Dir zu Füßen liegen mögen und bitten und bitten, aber ich war recht verkehrt in meinem Sinn und dacht' ſo gar mancherlei von Stolz, das mich wieder zurückhielt. Erſt wie Du den Winter, den ganzen langen Winter fortbliebſt, kein leiſes Wort von Dir kam, da ward ich krank in Sinn und Herz, Rudolph, recht krank. Es litt mich nicht länger daheim, es peitſchte mich immer an, ich mußt' kommen, um Dir zu ſagen, daß ich nicht recht gehandelt und Dich arg gekränkt hab'. Und jetzt bin ich da, hab' Dir's nun geſagt und mir iſt viel leichter zu Muth, und wenn Du mir vergeben, ſo will ich fort nach Haus zu meinem alten Vater und werd' dann glücklich ſeyn, denn einer großen Sünde bin ich leichter, und ich kann Dein gedenken mit Freud', ohne Trauer und ohne zu glauben, Du würdeſt mich eine ſchlechte Dirne ſchelten und ſonſt noch allerlei Uebles von mir denken.“

„Alſo gehen willſt Du, Katharina? Kaum gekommen und wieder gehen? — Nein, Katharina, das darfſt Du nicht! Ich liebe Dich noch, wie früher, und wäreſt Du weggeblieben nur noch eine kurze Zeit, mein Herz wäre gebrochen vor lauter Sehnen. Jetzt bleibſt Du da, ich führe Dich zu meinen Eltern, hernach zurück zu Deinem Vater, und mein Weib mußt Du dann werden, bald, recht bald. Ich habe nun nichts mehr zu fürchten, Du haſt Deinen Fehler erkannt und gebüßt; Du wirſt keiner Verſuchung mehr unterliegen, nicht mehr der Schwachheit des

Digitized by Google

Weibes, der eitlen Gefallsucht; Du hast gesehen, welche Gefahr darin liegt — die Gefahr, das Theuerste auf Erden, Ruhe und Frieden, zu verlieren. So wie Du bist, jetzt geworden bist, wird das Glück mit uns seyn!"

Er überhäufte sie mit hundert Zärtlichkeiten, die sie anfangs unter Thränen duldete, dann aber mit dem seligsten Gefühl erwiederte.

Noch denselben Abend führte der Maler die glückliche Katharina zu seinen Eltern, sie ihnen als seine Braut vorstellend, den andern Morgen jedoch schon fuhr er mit ihr nach Kloster-Riedd zurück.

Auf dem Wege nach dem Stettiner Bahnhofe wurden sie an die vergangene trübe Zeit durch den unerwarteten Anblick des Junkers erinnert, der in der Jacke eines gemeinen Soldaten vor seiner Kaserne stand. Auch er schien sie zu bemerken; eine dunkle Röthe stieg ihm ins Gesicht und er wandte sich schnell ab.

* * *

Was stimmte der alte Claus Schilder, der so bald seine Tochter nicht zurück erwartet hatte, für ein Jubelgeschrei an, als er sie mit Rudolph kommen sah! Der greise Veteran geberdete sich wie unsinnig, lief aus einer Umarmung in die andere, pfiff und sang, daß alle Vögel des Waldes voll Verwunderung darob einhielten und nach dem neuen Sänger blickten und eine Schaar finsterer Dohlen stutzig aufflog.

Ein Schmerz wartete ihrer noch: der schwarze Kreuzwirth starb wenige Tage nach der Wiederkehr des Malers. Alle folgten seinem Sarge, auch der alte Freiherr fehlte nicht, und sie beteten für ihn und sprachen ins Grab hinab: „Friede seiner Asche!" —

Drei Wochen darauf feierten Rudolph und Katharina, im Beisein vieler Menschen, ihrer Angehörigen und des Schloßherrn, der eine gar wackere Aussteuer brachte, ihre Hochzeit, nachdem zuvor ausgemacht worden war, daß sie zwei oder drei Tage darauf mit dem Vater nach Berlin übersiedeln würden.

Das Haus am Meeresstrande war da gar schön ausgeschmückt mit Kränzen und Blumen, die der Frühling spendete, und Bier und Wein flossen zur Genüge. Vor dem Hause, auf dem Rasenplatz, da spielten die Geiger auf zum Tanze, und der Himmel hatte die Einsicht, daß die Gäste, die vielen und frohen Gäste, im Innern des kleinen Hauses unmöglich alle Platz finden würden: er schien deßhalb den ganzen Tag bis tief in die Nacht hinein in voller Klarheit, kein Wölkchen verhüllte sein schönes Blau.

Mannigfaltiges.

(Interessante Erfindung im Gebiete der Kunst.) Dem Glasmaler Pfort in Reutlingen, dessen vorzügliche Leistungen in seinem Fache sich in verschiedenen größeren Ausführungen zur Genüge bewährt haben, ist es nach mehrjährigem Studium und vielfachen Versuchen gelungen, Glasgemälde auf mechanischem Wege zu vervielfältigen. Die so reproduzirten Bilder lassen in Hinsicht der Farbenpracht nichts zu wünschen übrig und unterscheiden sich kaum merklich von dem Musterbild. Der Erfinder will nach seiner Methode von jedem Original einige Tausend Copieen machen, die in Farbenausdruck und Bestimmtheit der Conturen sich völlig gleichen. Bewährt sich dieses, so dürften die Erzeugnisse der Glasmalerei, die aus leicht begreiflichen Gründen bisher nur fast in den Händen der höchsten Klassen sich befanden, eine allgemeinere Verbreitung finden, und so der Kunstgenuß, den dieselbe bietet, mehr zu einem Gemeingut werden. Die Centralstelle für Handel und Gewerbe, welche von diesem neuen Verfahren bereits Kenntniß hat, soll sich darüber äußerst günstig ausgesprochen und dem Erfinder, für welchen außer den schon gebrachten Opfern aus der neuen Einrichtung bedeutende Kosten erwachsen, eine Unterstützung zugesichert haben.

(Der bayerische Bierverbrauch.) Die Ausgabe der Biertrinker Bayerns für ihr Lieblingsgetränk beträgt — nach den Nachweisungen des Statistikers Frhrn. v. Reden — für 7 Mill. 750,000 Eimer zu 6 fl. (ohne Nachbier, Weizenbier ꝛc.) jährlich mindestens 46 Mill. 500,000 fl. oder per Kopf 10 fl. 12 kr., mehr als das 6fache des Kopfbeitrages zu allen direkten Steuern. — Der Gewinn der Bierbrauer beträgt im großen Durchschnitt, ohne den Gewinn durch Einzelverschleiß, 10 pCt. des Anlagekapitals. Die fünf großen Brauereien in München bezahlen jährlich über 50,000 fl. an Staatsabgaben. Für Hopfen und Gerste zahlen die bayerischen Bierbrauer der Landwirthschaft jährlich nahezu an 10 Millionen und lassen ihr für Abschöpfgerste, Träber, Malzkeime ꝛc. wieder mehr als 1 Million ab. Der Löwenbräu in München hat im Jahre 1853 11,856 Scheffel Malz versotten, der Maderbräu,

Digitized by Google

die kleinste unter den fünf größten Brauereien, 5059 Scheffel.

In der Nacht vom 28. auf den 29. Januar ist die schöne Abtei Laach am Laacher See (Rheinpreußen) ein Raub der Flammen geworden. Der Brand, welcher die Zerstörung der bis auf die Mauern ausgebrannten Klostergebäude zur Folge hatte, scheint, nach allen Ermittelungen, das Werk boshafter Brandstiftung. Das Feuer brach gleichzeitig auf den entgegengesetzten Punkten der weitschichtigen Speicher aus und war im Beginn von Explosionen begleitet. Die Gemahlin des Eigenthümers, welche sich schon zu Bette begeben hatte, hat sich nur mit Noth aus den Flammen gerettet. Zwei Personen, die Frau und der Bruder des Pächters der nahegelegenen Gastwirthschaft, welche unmittelbar vor dem Ausbruche des Feuers auf verdächtige Weise in den Klostergebäuden angetroffen wurden, sind bereits in den Händen der Gerechtigkeit, und die Untersuchung wird das Nähere, insbesondere die vorhergegangenen gefährlichen Drohungen, feststellen. Glücklicherweise ist die schöne Kirche dieser ehemals so berühmten Abtei fast ganz unversehrt geblieben; nur das Dach des südlichen Kreuzschiffes hat ein wenig gelitten.

Vor einigen Tagen hat sich aus dem Binger Wald ein Wildschwein auf die zugefrorene Nahe verlaufen, wurde dort von einem Metzger aus Bingen lebendig eingefangen und in die genannte Stadt gebracht. Nun entstand aber die Frage: wem gehört das Thier, den Pächtern der Jagd in dem betreffenden Revier oder denen der Fischerei in der Nähe? Der Jagdpächter hat das Wildschwein als sein Eigenthum in Anspruch genommen, erhielt aber von dem Metzger den Bescheid, er habe das Thier bereits an die Fischereipächter abgeliefert. Nun wird's zum interessanten Prozeß kommen.

Die 1000 Thaler Belohnung, die der Mann des wahren Stillstandes, Dr. Schöpfer, für Widerlegung seiner Behauptung, daß die Erde sich nicht bewege, ausgesetzt hat, scheint — wie der „Zuschauer" berichtet — die Potsdamer Polizei verdient zu haben. Diese hat nämlich, zum Beweise, daß Nichts auf Erden hier feststehe, den genannten Doktor selbst in Bewegung gesetzt und ihn mittelst Zwangspasses nach seiner Heimath Quedlinburg dirigirt.

Jacques Arago, der blinde Reisende, Bruder des berühmten Arago, ist in Brasilien gestorben. Der blinde Weltumsegler, der sich auch als Bühnendichter einen Namen erworben und einen ehrenvollen Platz in der französischen Reiseliteratur einnimmt, hatte, trotz seiner Blindheit, eine Reise nach Californien unternommen, um ein Werk zu vollenden, mit dem er schon seit einigen Jahren beschäftigt war.

In Californien wurde verflossenen Herbst ein Goldklumpen von 160½ Pfd. Schwere gefunden, der, mit Ausnahme von 15 Pfd. Quarz, aus reinem Golde bestehen soll. Der jetzige Eigenthümer bezahlte für denselben 40,000 Doll. und beabsichtigt, ihn zur Ausstellung nach Paris zu schicken.

Ein junger deutscher Philolog hat bei Mycene das ganze Fundament eines Tempels entdeckt und eine Masse Bruchstücke von Kunstwerken aller Art, von Statuen und Säulen aufgefunden.

Sylben-Räthsel.

Mein erstes Wörtchen willst du wissen:
Man sagt's dem Liebchen, so es zagt
Und unter Scherzen, unter Küssen
An Männertreu' zu zweifeln wagt.

Und wenn du es nun hast gefunden,
Schnell mit der Zweiten es verbunden:
Dann ist's die Tochter jener Leiden,
Wenn gute Menschen von uns scheiden.

Die Dritte kann oft Freuden geben,
Hat oft in froher Kinderzeit,
In diesem Blüthentraum vom Leben,
Dein jugendliches Herz erfreut.

Das Ganze stammt aus Dichterherzen
Und ist des Lebens treues Bild;
Es hat dich wohl mit süßen Schmerzen,
Mit edler Wehmuth schon erfüllt.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 20. Freitag, 16. Februar **1855.**

Der Baigneur von Ostende. *)

Von W. O. v. Horn.

1.

Es war im Anfang des Monats August 1853, als mich der Rath der Aerzte nach Ostende gehen hieß. Obgleich es mir schwer wurde, mich aus meinen Verhältnissen loszuwinden, so mußte es doch endlich seyn; aber ich könnte nicht sagen, daß ich in rosenfarbener Laune die Reise angetreten hätte. Dazu stimmte vollkommen das Wetter des ersten Reisetages. Der Himmel war grau und ein nicht eben feiner Regen träufelte auf die durstige Erde und auf das Zeltdach des raschen Dampfers, der mich nach Köln trug. Allmälig beliebte es diesem Zeltdache, dem feinen Regen freien Durchgang auf Hüte und Röcke zu gestatten. Die Damen flohen in die Kajüte und die nicht rauchenden Männer folgten nach.

Ich muß bekennen, daß ich zu dieser Sorte nicht gehöre und also mich in die Kajüte zu begeben Bedenken trug. Zu der Vorkajüte fühlte ich keinen Zug des Herzens. So blieb nur das Rauchzimmer übrig.

Dort fand ich einen Mann, der gemächlich in der Ecke lehnte und aus einer Türkenpfeife mit sichtbarem Behagen duftenden Tabak rauchte. Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren, kräftigem, muskulösem Körperbaue und erheblicher Länge. Sein Gesicht trug jenes eigenthümliche Gepräge, welches man wetterhart nennen konnte. Der Ausdruck desselben war ernst, doch nicht unfreundlich. Sein Anzug war gut, sein Gehaben unbeengt und frei, wie das eines Mannes, der sich seiner unabhängigen Stellung bewußt ist. Er machte den Eindruck eines Mannes auf mich, der die Welt gesehen, vielfach dem Wechsel der Witterung ausgesetzt war, aber auch in den Strudeln des Lebens immer wieder das rechte Fahrwasser zu finden weiß.

Es hat nie zu meinen Privatliebhabereien gehört, mich auf der Reise schnell mit Jemanden einzulassen. Ich ließ ihn daher ruhig auf der einen Seite des Tisches sitzen, während ich die andere einnahm und den „Voyageur en Belgique“ herauszog, um darin zu lesen.

Das Buch machte eine Scheidewand zwischen ihm und mir. Endlich war seine Türkenpfeife leer. Er stopfte frisch. Als er aber, die Pfeife anzuzünden, gegen die Ecke des Rauchzimmers schritt, stellte sich schnell die unerfreuliche Thatsache heraus, daß in der Spirituslampe der Spiritus fehlte. Das ist bei Menschenköpfen und bei Rauchzimmerlampen eine bedenkliche Sache und jedenfalls fatal.

Schweigend schüttelte mein Zimmergenosse den Kopf. Im Mitgefühl des ohnehin theilnehmenden Rauchers reichte ich ihm schweigend meine Streichfeuerbüchse. Er nahm sie mit einem verbindlichen Worte und gab sie dankend zurück.

Hatte er gesehen, daß ich Französisches las und mich für einen Franzosen gehalten, oder war er selber ein Glied der „großen Nation“ — kurz, seine Worte waren französisch, aber mit einer auffallend englischen Färbung, so daß ich über seine Nationalität auf's Neue in Zweifel gerieth. Ich nahm indessen mein Buch wieder auf und er dampfte schweigend weiter.

Durch die kleine Gefälligkeit war indessen eine Brücke gebaut, wenn auch eine sehr schwankende. Wie es aber zu gehen pflegt, so ergab sich bald wieder eine Gelegenheit zu einem gewechselten Worte

*) **Baigneur** nennt man in Ostende den Badediener, welcher den Badenden ins Meer begleitet und ihm die nöthige Handreichung thut. **Baigneuse** wird die Badedienerin für weibliche Badende genannt.

Digitized by Google

und daraus wurden mehrere, zuletzt ein Gespräch. In diesem traf es sich, daß mir ein französisches Wort desertirt war, ohne daß ich, selbst bei eifriger Verfolgung, es wieder finden konnte.

Mich besinnend, brach ich in die deutschen Worte aus:

„Es ist doch abscheulich, wie man so Alles vergessen kann!"

„Aha," rief er, „Sie sprechen Deutsch? Nun lassen Sie uns so reden, zumal wir wohl Beide Deutsche sind und — nehmen Sie's nicht quer! — Beide nicht zum Besten mit dem fremden Kalbe pflügen."

Die Folge dieser Bemerkung war, daß wir Beide laut auflachten und uns gestanden, wofür wir uns gehalten hatten. Er hatte nämlich geglaubt, ich sey ein Belgier, und wofür ich ihn gehalten, habe ich bereits angedeutet.

„Nein, nein," sagte ich lachend, „ich bin eine ehrliche deutsche Haut und will nur nach Ostende, um im Meere dort Hilfe gegen ein Leiden zu suchen."

„Das ist ja schön," erwiederte er; „ich will auch dahin und zu gleichem Zwecke. Auch ich bin Deutscher, habe aber lange unter der Sonne der Antillen gelebt, daher mein fremdländisches Aushängeschild im Gesichte."

So ergab sich denn zwischen meinem Gegenüber und mir bald ein lebhaftes Gespräch, dessen Gang hier mitzutheilen unerquicklich wäre. Was mir das Wichtigste dabei war, das bezog sich auf meinen Nachbar selbst, seine Person und seine Schicksale.

Er war ein offener und schlichter Mann, der kein Hehl über seinen Lebensweg hatte. So erfuhr ich denn bald, daß er Verhaegen heiße und daß sein Vater aus Ostende gestammt habe.

Sein Vater war der Sohn eines Matrosen gewesen. Als Knabe von zwölf Jahren war derselbe auf ein Schiff gekommen, wo er die Leidenszeit des Schiffsjungen durchmachen mußte. Als Matrose blieb er auf dem Schiffe und machte mit demselben mehrere bedeutende Reisen mit. Immer waren sie glücklich. Nur einmal faßte ein Sturm das Schiff im Kanale und warf es mit solcher Gewalt gegen die französische Küste, daß es in tausend Stücke ging. Ein großer Theil der Mannschaft und unter dieser auch der Kapitän kamen in jener schaurigen Nacht um's Leben. Verhaegen rettete sich auf einer Planke an's Ufer. Er hatte Alles verloren und nur das arme, nackte Leben gerettet.

In Brest fand er Unterstützung und ging bald darauf als Obersteuermann an Bord eines Kauffahrteischiffes, das der Rheder nach den Antillen gehen ließ, am häufigsten nach Trinidad.

Jahre vergingen ihm in diesem Dienste. Da baute der Rheder ein neues Schiff und machte den braven Verhaegen zum Kapitän desselben. In dieser Stellung blieb er eine Reihe von Jahren, erwarb sich ein ansehnliches Vermögen, vermählte sich auf Trinidad und wurde Besitzer einer reichen, schönen Pflanzung auf dieser Insel.

Dennoch vermochte er nicht, sich vom Meere zu trennen. Erst ein neues Unglück und die unablässigen Bitten seines Weibes brachten es endlich zu Wege, daß er dem Leben des Seemannes entsagte.

(Fortsetzung folgt.)

Meister Ludwig auf Gastrollen.

Devrient-Novelle von H. Schmidt.

1.

Es ist Frühling überall. Frühling in den goldenen Auen des Ebro, wie vor den Thoren Berlins. Nicht nur die blühende Ebene von Valencia ist ein Gedicht, der Thiergarten im Frühling ist auch ein Stückchen Poesie. Alles jubelt und lacht — das sprossende Laub und die Vögel, die es zwitschernd begrüßen; der lichtblaue Himmel darüber hin und die Sonne in all ihrer Pracht.

Und auch der Mann, der sich eben unter einem der Bäume vor dem Dupont'schen Zelte niedergelassen hat, sieht freundlich darein. Er wirft dem Kellner, der ihm eine Flasche Wein bringt, einen Thaler hin und verlangt die überflüssigen Groschen nicht heraus.

Der Kellner schüttelt bedenklich den Kopf, denn ein Mann, der mir nichts dir nichts ein Achtgroschenstück wegwirft, als wäre es ein falscher Pfennig, ist ihm in der Berliner Praxis noch nicht vorgekommen. Er entfernte sich rückwärts mit zahllosen Verbeugungen und blickte dabei furchtsam und neugierig zugleich auf den seltsamsten aller Käuze.

Dieser aber hat den Kellner und den Wein längst vergessen. Sein feuriges, dunkles Auge blickt glühender und die hoch gezogenen Brauen verkünden, daß ein edler Gedanke unter dieser Stirne aufblitzt. Lebhaft sprach er plötzlich vor sich hin:

Digitized by Google

„So wird es gehen! — O Maltitz, was hast du mir für eine Fratze aufgebürdet! Du wälzest mir einen garstigen Klumpen ohne Form und Gestalt in den Weg und rufst mir zu: Mache einen Menschen daraus!"

„Devrient fängt Grillen!" sagte scherzend ein Mann, der zu ihm trat.

„Daß ich ein Narr wäre!" sagte dieser und fing an zu lachen. „Es ist stets eine Sünde, auf eine so trostlose Jagd zu gehen; eine dreifache aber, wenn man einen solchen Himmel über sich und einen sechswöchentlichen Urlaub in der Tasche hat. Aber im Ernste, lieber Kaufmann, setzen Sie sich zu mir daher und shakespearisiren wir ein wenig mit einander. — He, Kellner! noch ein Glas! — Wenn Sie liebenswürdig sind, Philipp, will ich Ihnen einen Pater voragiren, der etwas fromm, etwas Jesuit, etwas Einfaltspinsel und noch manches andere Etwas, aber nichts Ganzes ist. Ein dramatisches Ungeheuer, wie es unser Grillenfänger Maltitz nur in seiner schwärzesten Laune zur Welt bringen konnte."

„Lassen Sie das gespenstische Ungeheuer in seiner Finsterniß," sagte der geistvolle Uebersetzer des „Lear". „Wenden Sie Ihr Auge gütigst einem jungen Manne zu, der sich mir unterwegs angeschlossen hat und vor Begierde brennt, sich Ihnen vorstellen zu dürfen."

Devrient ward plötzlich still und legte ein Feiertagsgesicht an, wie er stets zu thun pflegte, wenn ihm ein fremdes Gesicht entgegentrat, weil es ihn für einige Zeit genirte.

Der junge Fremde that, als merke er das nicht, verbeugte sich zwanglos und hütete sich, den Meister mit einer Fülle enthusiastischen Lobes zu überschütten. Er gab sich vielmehr so leicht und unbefangen, daß Ludwig Devrient bald jene Scheu überwand und er dem jungen Manne herzlich die Hand drückte.

„Ich danke Ihnen, Philipp, für die liebe Bekanntschaft, welche Sie da eingeleitet. Dieser Herr ist im Stande, mit mir von Kunst und Künstlern zu sprechen, ohne zu verhimmeln, und kann einem Schauspieler Verbindlichkeiten sagen, ohne zu vergessen, daß es auch noch andere Künste gibt, denen das Komödiespielen weit untergeordnet ist."

„Und doch habe ich volle Ursache, mich zu der Ihrigen ganz besonders hingezogen zu fühlen. Das wird Ihnen bald klar werden, wenn ich Ihnen erst Alles gesagt habe. Und Sie können sich auf eine reichliche Mittheilung gefaßt machen, denn daß ich es Ihnen nur aufrichtig gestehe," — das Gesicht des Sprechers zeigte ein sonderbares Lächeln hiebei — „ich führe Etwas gegen Sie im Schilde."

„Ich danke Ihnen," sagte der Meister gut gelaunt, „daß Sie mir Gelegenheit geben, mich zu dem mir bevorstehenden Kampfe zu rüsten, denn ohne Weiteres strecke ich die Waffen nicht."

„Und ich bin auch mit im Komplott!" fuhr Philipp Kaufmann dazwischen.

„Doppelte Wachsamkeit gegenüber dem zwiefachen Feind wird sonach zur dringenden Pflicht," sagte Devrient scherzend. „Aber seyd gescheidt, Kinder, und vergeudet die edle Zeit nicht mit nutzlosen Präliminarien. Gehen wir gerade auf das Ziel los!"

„So will ich denn treu und ausführlich berichten," fuhr der junge Mann fort. „Ich heiße Rudolph von Engers und bin der Sohn eines Offiziers, der mir eine gute Erziehung gab und mit seinem letzten Seufzer mich seinem Bruder vermachte. Mein Onkel ist ein reicher Fabrikherr und Hagestolz, also eine durch und durch prosaische Natur, aber ein braver, streng rechtlicher Mann. Er hat mich empfangen wie einen jüngeren Freund. Ich habe seiner Industrie Geschmack abgewonnen, bin sein Factotum und erklärter Nachkomme und Erbe."

„Vollständiges Rührstück," sagte Devrient, „aber für das Theater nicht geeignet; denn ich bemerke einen gänzlichen Mangel aller Intrigue."

„Die kommt jetzt," versetzte Rudolph von Engers. „Mein Onkel besteht darauf, daß ich mich verheirathen soll. Ich meinerseits habe keinen sehnlicheren Wunsch, als diesen."

„Erste und letzte Scene fallen zusammen," lachte Devrient.

„Dazwischen schiebe ich die Notiz, daß wir über den Gegenstand meiner Wahl nicht einig sind."

„Ich dachte mir's," sagte Devrient, sich fröhlich die Hände reibend; „jetzt kommt Leben in die Scenerie."

„Er will mir die Tochter eines verstorbenen Freundes geben, eine Waise und ein sittsam liebes Kind; begehrenswerth für Manchen, aber nicht für mich. Denn daß ich es nur heraussage: ich bin bereits anderweitig versagt. Ebenfalls eine Waise; aber nicht die eines wohlhabenden Gutsbesitzers, sondern eines armen Schauspielers."

„Nun wird das Komplott enthüllt."

„Mein Onkel ist, wie viele alte Leute, voll Vorurtheil gegen alles Theaterwesen und droht mit Fluch und Enterbung, wenn ich bei meinem Entschluß bleibe. Amalie und ich sind in Ver-

Digitized by Google

zweiflung und all unser Hoffen beruht auf Sie allein."

„Auf mich?" fragte Devrient erstaunt. — „Ja so, das Komplott! — Da wäre ich wirklich neugierig."

„Wenn irgend ein Mensch auf der Welt es vermag, meinen Onkel mit dem Schauspielerstande zu versöhnen, so sind Sie es. Ein Mann, der als Mensch wie als Künstler so erhaben dasteht ..."

„Halt da!" sagte Devrient ernst — „das sind Narrenpossen. Und wenn ich auch verpflichtet bin, Andern dergleichen vorzumachen, so muß ich doch meinerseits für jede Revange gehorsamst danken."

„Verzeihen Sie," bat Rudolph von Engers, „daß ich mich unwillkürlich fortreißen ließ. Was ich aber von unsern Hoffnungen sagte, hat seine volle Richtigkeit und wir — oder doch wenigstens meine Braut — haben außerdem ein Recht auf Ihre Hilfe."

„Der Tausend!" sagte der Meister mit wirklichem Staunen — „also ein förmliches Recht haben Wohldieselben oder vielmehr Dero höchst angenehme Braut auf mich?"

„Kein Recht, was sich im allgemeinen Landrecht auffinden ließe. Aber wer sein Herz auf der rechten Stelle hat, wird es niemals zurückweisen."

„Ich weise nichts zurück, was mit einem solchen Accept versehen ist," entgegnete Devrient rasch.

„Erinnern Sie sich eines jungen Schauspielers, mit dem Sie in Dessau engagirt waren?" fuhr Philipp Kaufmann dazwischen — „er hieß Zorn."

„Ob ich ihn kenne! Er riß mich bei den Haaren auf das Trockene, als ich nahe daran war, beim Baden in der Mulde zu ertrinken. Wenn mir recht ist, verließ er die Bühne, um sich zu verheirathen. Nun, was ist aus ihm geworden?"

„Die Familie seiner Geliebten hat es ihm zur Bedingung gemacht, dem Theater zu entsagen. Er that, was er mußte, um in den Besitz seiner Geliebten zu gelangen. Aber er war unglücklich. Seine junge Frau bewog ihn, zum Theater zurückzukehren. Bald darauf starb sie. Die Familie hielt den Unglücklichen für die Ursache ihres frühen Todes und verfolgte ihn mit ihrem Haß. Er nahm seine Tochter mit sich und ging in das Oesterreichische. Hier pilgerte er von Wanderbühne zu Wanderbühne und ist elend umgekommen."

„Der Aermste!" sagte Devrient. „Es ist mir nicht vergönnt gewesen, ihm noch einmal dafür zu danken, daß er mich mit starken Armen aus den Wellen trug, als ich die Besinnung verlor. Und es lebt eine Tochter von ihm, sagen Sie?"

„Sie ist nach dem Tode ihres Vaters nach dem nördlichen Deutschland zurückgekehrt. Um ihre Familie zu versöhnen, hat sie, trotz ihres Talentes und ihrer Neigung zum Theater, dieses verlassen und sich mit der Nadel mühsam erhalten. Vergebens; man erkennt sie nicht an. Heinrich Zorn's Tochter wendet sich nun in ihrer Noth an Sie. Ich will das liebe Kind so glücklich machen, als ich nur kann; aber ich muß erst von meinem Onkel die Erlaubniß haben, es zu dürfen."

„Die schaffe ich Ihnen!" rief Ludwig Devrient erregt. „Wir wollen mitsammen speisen und bei Tische überlegen, was zu thun ist. Mein Urlaub konnte zu keiner gelegeneren Zeit fallen. Punkt drei Uhr treffen wir uns bei Jagor. Guten Morgen, ihr Herren; ich muß einen Gang unter den Bäumen machen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus höheren Gegenden der Ostschweiz werden mehrere Unglücksfälle berichtet, die durch den ungewöhnlichen Schneefall veranlaßt wurden. Die dichte Decke, die über alle Berge ausgebreitet liegt, wie die große Kälte treiben die Raubthiere in die Nähe menschlicher Wohnstätten. So wird aus Appenzell von einem Berggeier geschrieben, der sich einem Hause näherte und dort den Hund packte, mit dem eben ein Kind spielte. Auf das Geschrei des letztern kam der Bauer herbeigesprungen, der mit einem Prügel tüchtig auf den Raubvogel losschlagen mußte, bis es ihm gelang, sich seiner zu bemächtigen und ihm die Beute zu entreißen.

Auflösung des Sylben-Räthsels in № 19:

Trauerspiel.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 21. Sonntag, 18. Februar **1835.**

Nachtwächters Frauenlob.

Wohlan, ihr Frauen, laßt euch sagen,
Es hat die Glocke Zehn geschlagen,
Und zehn Gebote gab uns Gott.
Für Männer nur sind sie gegeben;
Die Frauen üben still im Leben
Von selber jegliches Gebot.

Wohlan, ihr Frauen, laßt euch sagen,
Es hat die Glocke Elf geschlagen:
Nur elf Apostel blieben treu.
Wär' Judas eine Frau gewesen,
Wir würden mit Bewund'rung lesen:
Auch er blieb seinem Heiland treu.

Wohlan, ihr Frauen, laßt euch sagen,
Es hat die Glocke Zwölf geschlagen:
Zwölf Zeichen sind im Himmelskreis;
Allein die Jungfrau glänzt vor allen,
Auch in des Vaterhauses Hallen
Gebührt nur ihr, nur ihr der Preis.

Wohlan, ihr Frauen, laßt euch sagen,
Es hat die Glocke Eins geschlagen:
Nur Einem gibt das Weib sich hin,
Nur Einem weiht sie ihre Liebe;
Wankt' Alles auch, dem Einen bliebe
Doch treu ihr zarter Minnesinn.

Wohlan, ihr Frauen, laßt euch sagen,
Es hat die Glocke Zwei geschlagen:
Zu Zwei umgibt uns Freud' und Lust.
Das Zweite ist des Lebens Sonne,
Es fühlt der Jüngling jede Wonne
Nur an des treuen Mädchens Brust.

Wohlan, ihr Frauen, laßt euch sagen,
Es hat die Glocke drei geschlagen:
Drei ist der Huldgöttinnen Zahl;
Es lindern mit Gesang und Scherzen,
Wie sie, die Frauen alle Schmerzen,
Versüßen jedes traute Mahl.

Wohlan, ihr Frauen, laßt euch sagen,
Es hat die Glocke Vier geschlagen:
Es naht der Tag in seiner Pracht,
Und neue Freude kehrt zu Allen,
Wie seine Schimmer näher wallen
Und schnell enteilt die dunkle Nacht.

Und also gleicht der Nacht das Leben,
Das Weib vermag ihm Licht zu geben,
Wallt es die Pfade der Natur.
Drum kömmt des Nachts der Wächter wieder,
Singt euch auf's Neue frohe Lieder,
Denn alle weiht er — euch sie nur.

Der Baigneur von Ostende.

(Fortsetzung.)

Das berührte Unglück des Kapitäns Verhaegen war das Stranden seines Schiffes an der Küste von Ostende.

Dort zieht sich nämlich der ungemein flache Strand weit in das Meer hinein und bringt dadurch den Schiffen, wenn nämlich der Sturm aus Nordwest bläst, große Gefahr.

Verhaegen kam in einer stockfinstern Novembernacht auf die Höhe von Ostende. Genau bekannt mit den Gefahren bei seiner Vaterstadt, suchte er das hohe Meer zu halten; allein der Nordweststurm, welcher die schauerlichen Tiefen des Meeres aufwühlte, wurde je länger je heftiger und wilder. Ein entsetzlicher Stoß riß den Hauptmast hinweg, so daß er eiligst gekappt werden mußte. So war das Schiff schon ein halbes Wrack, das dem Toben der entzügelten Elemente

Digitized by Google

keinen Widerstand mehr leisten konnte. Die Nacht war undurchdringlich dunkel. An dem immer näher rückenden Lichte des Leuchtthurms konnte er das Wachsen der Gefahr erkennen, denn das Schiff nahte bei hoher Fluth sehr schnell der Küste und somit rettungslos seinem Untergange.

Einer Nacht wie die, in welcher Kapitän Verhaegen's Schiff zertrümmert wurde, erinnerten sich die ältesten Seeleute des Platzes nicht und selbst die Muthigsten fühlten das angstvolle Beben des Herzens, dessen sich Keiner erwehren kann, wenn er die Macht der Elemente kennt, die hier ihre Kraft vereinen, um alle Bemühungen des Menschen zunichte zu machen.

Schon mit der sinkenden Nacht hatten die ausspähenden Seeleute das Schiff am Rande des Horizontes beobachtet. Die trefflichen Sehrohre des Lootsenhauses zeigten von der Gallerie des Leuchtthurms, daß es ein tüchtiges Schiff sey und von einem Manne geleitet werde, der die Gefahren kennen mußte, weil er den Cours nach dem hohen Meere zu halten sich bestrebte. Die Sorge für dies Schiff verschwand. Allein je tiefer die Nacht herabsank, desto wilder tobte der Sturm. Die Fluth stieg zu ungewöhnlicher Höhe und erreichte fast die Höhe des Dammes. Die Brandung war so gewaltig, daß man ihre Schläge selbst am entgegengesetzten Ende der Stadt deutlich vernahm.

Jetzt hörte man die Nothschüsse des Schiffes, das sicherlich dem Sturme nicht widerstehen konnte. Die Schüsse wurden häufiger; man hörte sie deutlicher, und dies war das Zeichen, daß es sich hilflos dem gefährlichen Strande näherte. Wie beherzt aber auch die Männer waren, Keiner wagte es, das Rettungsboot zu besteigen und das eigene Leben einer so augenscheinlichen Gefahr auszusetzen. Da erschien ein Mann auf dem Damme, redete männlich feste Worte zu den Andern und mahnte sie an ihre Pflicht; aber Keiner trat vor, der es mit ihm gewagt hätte. Da springt er allein in das Boot, ergreift das Ruder und wird von den Wellen hinausgerissen in die grauenvolle Dunkelheit. Ein „Ach!" der Furcht entfährt jedem Munde. Sein Weib wirft sich auf die Kniee und ringt verzweifelnd die Hände. Die Arme war zu spät gekommen, um ihn zurückzuhalten.

Er steuert der Gegend zu, in welcher er die Schiffbrüchigen vermuthet; aber kein Hilferuf erreicht sein Ohr. Da ist es ihm, als sehe er Einen, der vergeblich die letzten verzweifelten Anstrengungen mache, gegen die Gewalt der Wellen anzukämpfen. Wenige Ruderschläge, und er ist bei ihm. Sein starker Arm erfaßt den Ertrinkenden und zieht ihn ins Boot, wo er leblos liegen bleibt.

Der wackere Mensch steuert weiter; er kann jedoch Niemanden mehr entdecken und sucht das Ufer zu gewinnen, was ihm nur dadurch gelingt, daß er ein Tau erfaßt, welches sie ihm von dort aus zuwarfen. Der Leblose wird an's Ufer gebracht; ein Arzt ist bei der Hand, der im Lootsenhause die nöthigen Versuche macht und ihn glücklich ins Leben bringt.

Jetzt aber nimmt der wackere Mann den Verunglückten auf seine Schultern und sagt: „Hab' ich ihn allein gerettet, so will ich ihn auch allein pflegen!"

Er trägt ihn nach seiner Wohnung hinter den Dünen und pflegt ihn treu, trotz seiner Armuth, in einer langen Krankheit, von der endlich der Verunglückte wieder genas.

„Und dieser Verunglückte war mein Vater," sagte mein Rauchzimmergenosse. „Er genas langsam. Der wackere Retter that Alles, was er vermochte, wies fremden Beistand beharrlich zurück und vollendete sein edles Werk.

„Mein Vater hatte nichts gerettet, als das nackte Leben und seine goldene Uhr. Diese allein konnte er dem edlen Manne geben, und dieser nahm sie erst an, als ihn mein Vater mit Thränen darum bat. Er wurde von dem Magistrate von Ostende mit Reisegeld versehen und schied endlich mit tiefer Dankbarkeit von Dem, der ihm das Leben gerettet und so unendlich viel Gutes gethan hatte, fest entschlossen, ihn reichlich zu lohnen. Er kehrte nach Brest zurück und machte nur noch die Reise nach Trinidad zu den Seinen, wo er dann bis zu seinem Tode blieb.

„Die Kriegszeiten kamen schnell. Alle Verbindung mit Frankreich, zu dem Belgien gehörte, war unterbrochen. Mein Vater konnte nicht ausführen, was er sich gelobt. Auf seinem Todesbette machte er mir es zur Pflicht, seinen Retter aufzusuchen und an seiner Statt zu thun, was er nicht gekonnt.

„Nach meines Vaters Tode und nach wiederhergestelltem Frieden verkauften wir unsere Pflanzung auf Trinidad und zogen nach Hamburg. Alle Erkundigungen, welche ich einzuziehen mich bemühte, blieben erfolglos und erst jetzt eile ich nach Ostende, um vielleicht den Kindern des Mannes zu vergelten, was er an meinem Vater gethan. — Glauben Sie mir," schloß mein Reisegefährte, „es waren Umstände, über die ich nicht

gebieten konnte, welche die Ausführung meines Planes, selbst nach Ostende zu gehen, bis jetzt verhinderten; dennoch hoffe ich zu Gott, daß ich den Mann finden werde, oder die Seinen."

„Wissen Sie denn seinen Namen?" fragte ich.

„Ich glaube, daß er Jan Cornelis geheißen," erwiederte Verhaegen; „wie dem auch sey, nicht alle Tradition von jenem Ereigniß wird ja vertilgt seyn."

„Darf ich Ihnen zu dem Werke, welches Sie vorhaben, meine Hilfe anbieten?" fragte ich.

„Die nehme ich um so dankbarer an," sagte er, „als ich wohl fremden Beistandes bedürftig seyn werde."

„So wollen wir, wenn wir erst festen Fuß in Ostende gefaßt haben, unsern Operationsplan entwerfen," erwiderte ich.

Der Dampfer landete bald in Köln. — Das Wetter hatte sich gebessert und verhieß auf morgen einen schönen Tag. — Es blieb uns noch Zeit genug, die Merkwürdigkeiten Kölns anzusehen. Hier war ich kundig und konnte Verhaegen's Führer werden, was uns noch enger verband.

(Fortsetzung folgt.)

Meister Ludwig auf Gastrollen.

(Fortsetzung.)

2.

Die Fabrikgebäude des Herrn Anselm von Engers lagen in einem belebten Thal. Die höheren Beamten des nahen Städtchens, angrenzende Gutsbesitzer und Industrielle bildeten einen angenehmen, geselligen Kreis. Der alte Herr Anselm war wie eine Sonne in diesem Kreise. Er war reich, lebenslustig und ließ bei schicklichen Gelegenheiten Vieles darauf gehen. Im Geschäft war er derb und geradezu; kurz von Wort, rasch von That; pünktlich bis zur Peinlichkeit und Sklave des einmal gegebenen Wortes; nicht schnell vertrauend, aber mit Hartnäckigkeit auf denjenigen zählend, dem er sein Vertrauen einmal geschenkt hatte.

Mit einem solchen Vertrauten saß er eben in seiner Comptoirstube beisammen. Es war der Holzhändler Märten, ein kleines, zusammengetrocknetes Männchen mit einer Kupfernase, einem mit Puder bestreuten kahlen Scheitel und stets zwinkernden Augen. Im ganzen Thale wußte man, daß Herr Märten keinen Besuch bei dem Fabrikherrn mache, ohne denselben Erkleckliches über den Löffel zu barbiren. Nur Herr Anselm glaubte es nicht und hätte einen Bekannten, der ihn davon zu überzeugen suchte, beinahe zur Thür hinaus geworfen. Seit jener Zeit ließ man ihn ungestört bei dem Glauben an die Treue und Zuverlässigkeit des Holzhändlers mit dem gepuderten Scheitel.

„Ich überlasse es Euch, Märten, dies Geschäft zu ordnen," sagte Herr Anselm; „mir bleibt keine Zeit dazu und ich vertraue Euch ganz und gar."

„Ihr könnt es auch," entgegnete dieser und zwinkerte noch heftiger mit den Augen als sonst. „Will Euch so reell bedienen, als Ihr nur verlangen könnt. Komm' freilich diesmal nicht besonders gut weg."

„Pappperlapap! ich bin kein Geizhals. Leben und leben lassen. Wenn Ihr Eure Sache gut macht, werde ich die Provision angemessen erhöhen. Und nun Lied am Ende. Ich habe zu thun."

Herr Märten ging und Herr Anselm stürzte sich in den Strudel der Geschäfte, worin er umherschwamm wie ein Goldfisch im klaren Wasser. Als er zu Tische kam, fand er die Fabrikaufseher und andere Beamte, die bei ihm wohnten, um einen ihrer Kollegen versammelt, der am Abend vorher aus der unfernen Residenz zurückgekehrt war und eifrig erzählte.

„Was gibt es denn?" fragte der Fabrikherr, sich die Hände reibend und vergnüglich darein schauend. „Ein Geschichtchen etwa? ein Späßchen? Wenn es erlaubt ist, darnach zu fragen, versteht sich, denn es gehört nicht zum Geschäft."

Die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich dem Prinzipal zu und Einer sagte:

„Herr Baum erzählt uns von dem Enthusiasmus, den er gestern Abend im Theater erlebt, wo der berühmte königlich preußische Hofschauspieler, Herr Ludwig Devrient, zuerst als Gast aufgetreten ist."

„Ja, wahrhaftig!" betheuerte der Buchhalter — „es war ein Enthusiasmus ohne Grenzen und doch nur ein gerechter."

„Der Herr Buchhalter könnten auch etwas Gescheidteres thun, als dergleichen Narrentheidinge in meinem ehrbaren Hause zu erzählen!" schnaubte Herr Anselm.

„Erlauben der Herr Prinzipal!" versetzte der Buchhalter, sichtbar verlegen — „der königlich preußische ..."

„Schon gut!" unterbrach ihn Herr Anselm — „ein Hans Narr des Königs von Preußen ist in

Digitized by Google

meinen Augen kein Haar besser, als jeder andere Hans Narr."

Er setzte sich verstimmt zu Tische und es war fast peinlich, die Eßstunde so still vorüberschleichen zu sehen. — Gegen das Ende trat der Neffe ein und der Onkel rief ihm zu:

„Habe Dich früher erwartet — schon mit der Morgenpost! Vielleicht auch bei dem berühmten Herrn Farenmacher in die Komödie gegangen?"

„Ich gehe in keine Komödie mehr, seit ich weiß, daß es Ihnen unangenehm ist," sagte der Neffe. „Komme ich später, so geschah es, weil ich Zeit brauchte, um einen neuen Lieferungsvertrag über eine doppelt so große Quantität abzuschließen, als den, welchen wir soeben erst beendeten und worüber ich vollständige Liquidation bei mir führe."

„Das ist mir eine fröhliche Botschaft," sprach der Onkel sichtlich erheitert und schüttelte dem Neffen die Hand. „Wir wollen das gleich näher besprechen. Prosit die Mahlzeit, meine Herren! Komm, Rudolph!"

* * *

Das Leben in der Fabrik verdoppelte sich. Herr Anselm zögerte nie, wenn es galt. Er wäre ganz zufrieden gewesen, wenn sein Neffe nicht versucht hätte, ihm einen Floh ins Ohr zu setzen, was der alte Herr nicht leiden konnte. Darum fuhr er auf:

„Du bist nicht gescheidt, Neffe. Ganz und gar nicht gescheidt bist Du. Das heißt, in diesem einen Punkte; sonst will ich Dir nicht zu nahe treten. Weiß nicht, was Ihr davon habt — Du und die Andern —, meine solidesten Agenten bei mir anzuschwärzen. Erst den Märten, dann den guten Dobrik, meinen beglaubigten Sensal! Aber es hilft Dir nichts."

„Das ist Ihre Sache. Aber zum Lohn für das brillante Geschäft, das ich abschloß, verlange ich nichts weiter, als eine Zeile von Ihrer Hand, des Inhalts, daß ich Sie gewarnt habe und daß Sie diese Warnung in den Wind schlugen."

„Sollst Du haben. Solche Courtage ist leicht gezahlt. — Da hast Du die Verschreibung in bester Form. Allein sie hilft Dir nichts. Denn daß Du es weißt, nun glaube ich den Leuten erst recht."

„Ihres Gefallens. Meine Schuldigkeit war, Sie zu warnen und mich zu decken. Beides ist mir geschehen; das Andere geht mich nichts an."

Hiemit ging der Neffe hinaus.

„Kurz angebunden!" sagte Herr Anselm und nickte. „Das gefällt mir an dem Jungen, wie so manches Andere auch. Aber meinen Glauben habe ich für mich." — —

Und Herr Märten hatte den seinigen, nämlich den, den Fabrikherrn für eine melkende Kuh zu halten, die nie zum Kalbe käme. Das überlegte sich derselbe eben in seinem Stübchen mit großem Behagen, als die Thür sich öffnete und ein Mann eintrat, fast ebenso dünn und schmächtig, wie er selber.

„Dobrikchen ist da!" sagte der Eintretende und nahm dem Hausherrn gegenüber Platz. „Habe ein herrliches Spekulatiönchen. Sollt Euer Theilchen auch davon bekommen."

„Ihr seyd ein feiner Kerl," sagte Herr Märten trocken; „gelt, wenn Ihr eine Kastanie im Feuer wittert, sucht Ihr gleich nach einer Hand, welche Euch dieselbe herausholt. Danke."

„Keine einzige Kastanie," entgegnete Dobrik schmunzelnd; „vielmehr Kokusnüßchen, eine ganze Mandel und darüber. Wird ein Geldchen gebraucht, ein massenhaftes, gibt neue Lieferungen und braucht viele Auslagen. Schaufelchen ein und Schaufelchen aus. Dreißig-, vierzigtausend Thälerchen will der Herr von Engers."

„Teufelskerl!"

„Sage ich auch. Alterchen! kann dabei sein Genickchen brechen. Geht uns aber nichts an. Will er's haben, soll er's kriegen; für uns fallen schon die nöthigen Prozente ab."

„Und der Anselm? was gewinnt er?"

„Nichts. Muß vielleicht bluten."

„Laßt'n bluten. Aber zu unserm Heil."

„Ihr seyd'n Kerlchen nach meinem Gusto. Haltet also mit?"

„Versteht sich. Wollen gleich Hand an's Werk legen."

Die beiden saubern Leutchen gingen mit einander fort. —

(Fortsetzung folgt.)

Buchstaben-Räthsel.

Die größten Werk' der Kunst kann ich erschaffen,
Wenn eine Meisterhand mich führt;
Doch geb' ich auch den Namen jenem Laffen,
Den nie das Schöne, Große rührt.
Nimmst aber du von mir ein einz'ges Zeichen:
Werd' aller Enden ich ins Wasser reichen.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 22. Dienstag, 20. Februar 1855.

Der Baigneur von Ostende.

(Fortsetzung.)

2.

In der Frühe des andern Morgens saßen wir in einem Coupé des ersten Bahnzuges bei einander. Um der Ermüdung einer ununterbrochenen Fahrt bis Ostende zu begegnen, hatten wir blos bis Lüttich Karten genommen. Dort wollten wir übernachten, um des andern Tages zeitig in Ostende einzutreffen.

Das schnaubende Ungeheuer flog pfeilschnell auf dem künstlichen Eisenwege dahin, bald uns durch die infernalische Dunkelheit der Tunnels führend, bald wieder uns den hellen, heißen Sonnenstrahlen hingebend.

Es ist eine bewunderungswürdige Anlage, diese Eisenbahn, die bald die Eingeweide der Berge durchschneidet, bald über hohe Viaducte, weit über den Dächern der Menschenwohnungen, bald über rauschende Gewässer, bald endlich durch liebliche Gegenden, an Städten und Dörfern vorbei, geht. Es war eine herrliche Gegend, im Schmucke frischen Grüns, durch die wir hinflogen; sie bot dem Auge die anmuthigste Abwechslung, so schnell auch das Alles an Einem vorübergeht.

Die reizende Umgebung Aachens entzückte uns und wir bedauerten es, daß wir nicht hier übernachten konnten, weil uns noch Zeit genug geblieben wäre, vom Lousberge aus den schönen Anblick der Stadt und Umgebung zu genießen.

„Aachen!" rief plötzlich der Conducteur in den Wagen. Wir stiegen aus, um eine kleine Erfrischung zu nehmen.

„Verhaegen! Du hier?" rief da plötzlich ein Fremder, und in demselben Augenblick lag mein Reisegefährte an der Brust eines Freundes, den er ganz unerwartet hier traf.

Als ich meinen Durst gelöscht, trat mir Verhaegen mit dem Fremden entgegen.

„Das unerwartete Wiederfinden eines alten, treuen Freundes hat meinen Plan für's Erste geändert," sagte er zu mir; „ich bleibe einige Tage hier und hoffe Sie dann in Ostende wieder zu finden."

Wir schüttelten uns die Hände, riefen uns ein „Auf Wiedersehen!" zu und ich stieg allein in meinen Wagen.

Dieses Getrenntwerden von dem Manne, den ich herzlich lieb zu gewinnen anfing, war mir unangenehm. Wenn auch noch einige Reisende einstiegen, so blieben sie mir fremd und ich ließ meine Blicke auf der Gegend ruhen, die an mir vorüberflog.

Ueberall lachendes Wiesengrün, das von wohlgepflegten Hecken eingefaßt war, auf dem die scheckigen Rinder weideten; dann wieder Tunnel auf Tunnel; anmuthige, reinliche Dörfer mit den kleinen, netten Backsteinhäuschen; dann das wundersame gewerbliche Treiben, die dampfenden Essen, die mächtigen Rauchfänge, die kohlenschwarzen Arbeiter der Eisenwerke — kurz, ein Bild verdrängte das andere in stetem, unterhaltendem Wechsel.

So erreichte ich noch bei hellem Tage das schöne Lüttich, besah mir die Stadt und ruhte dann behaglich in einem trefflichen Bette der „Stadt London" aus.

Ein heller, schöner Tag entführte mich der Stadt und ihrer schönen Umgebung.

Allmälig ändert das Land seine Gestalt, die Menschen ihre Art und Weise, die Städte und Dörfer ihr Aussehen. Das Niederland beginnt. Die Berge sind verschwunden, Kanäle und Windmühlen erscheinen. Kein Wald ist mehr sichtbar, aber der Anbau des Landes wird sorgfältiger. Mit Sandboden wechselt Moorgrund und Sumpf. Erlen, Pappeln und Weiden sind es, die dem

Digitized by Google

Auge begegnen, und Uhland's schönes Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ hat hier keine Berechtigung mehr. Immer fremder fühlt man sich; die französische Zunge flötet, zischelt und girrt um die Ohren. Bald nimmt das breite, gemüthliche Vlämische aber vorherrschend seine Stelle ein und der verwandte Klang thut dem deutschen Herzen wohl, denn es fühlt sich in der Mitte eines stammverwandten Volkes, das sich seines Ursprungs und seiner Bruderschaft mehr und mehr bewußt wird und die treue Brust erkennt, an der es geruht in der Zeit, da sein Wohlstand blühte, seine Städte aufwuchsen zu Glanz und Macht, seine Kunst Bewunderungswürdiges leistete und seine Volkskraft frisch und markig war.

Die Sprache heimelt an. Es sind die Klänge, die wir lieb gewannen in den alten Dichterwerken, die unser nationaler Schatz sind. Die prachtvollen Gotteshäuser mit ihren weit ausschauenden Thürmen und prächtigen Steinmetzarbeiten sind Denkmale deutscher Kunst und deutscher Frömmigkeit. Tausendfach wird das Herz gemahnt an das Vaterland, dem es die ächzende Lokomotive mehr und mehr entfremdet. An Mecheln, Gent und Brügge flog ich vorüber, als die sinkende Sonne ihre Thürme zu vergolden begann, ihre nähere Beschauung der Rückkehr versparend.

Bald erblickte das Auge die Dünenkette, die das Meer verbirgt und die wunderbare Schutzwehr bildet, die dem räuberischen Elemente verbietet, hereinzubrechen in das flache Land, wo der Mensch sich angesiedelt hat und welches der menschliche Fleiß dem Sande abrang, der alles Pflanzenleben ertödtet. Sie säumen den Horizont; aber ihr Anblick ist öde und eintönig und sie sind in ihrer gelben Farbe recht geeignet, die Sehnsucht nach den bewaldeten Hügeln und Bergen des Vaterlandes zu wecken und zum Heimweh zu steigern. Ich gab mich solchen Erinnerungen hin, weil das Auge wenige Punkte mehr fand, auf denen es weilen mochte, und meine Seele war dort im schönen rheinischen Lande.

Da rief der Wagenführer: „Ostende!“ und ich war der Wirklichkeit zurückgegeben.

Wir stiegen aus. Das Gepäck wurde abgegeben und bald befand ich mich im Gasthof zur „Krone“, der am Hafen liegt, ganz nahe der Eisenbahn, wo deutsche Kellner und Diener mir entgegen kamen, indessen wie die deutschredenden „Commissionairs“ — bei uns zu Lande Lohnbediente — gerade diejenigen, vor welchen der Fremde sich am meisten zu wahren hat, die überhaupt eine nicht empfehlenswerthe Sorte zu seyn pflegen.

Der Leib empfing seine Erquickung und dann beherrschte nur noch Eins, meine Seele — das Meer. Ich hatte es noch nie gesehen. Zu ihm zog mich eine unwiderstehliche Sehnsucht. Ich schritt die Rue de la Chapelle hinauf, um möglichst schnell den Hafendamm zu erreichen, bog, dem Strome der Menschen folgend, links ab, überschritt die Brücke des Festungsgrabens und trat neben dem Kursaale auf den von Menschen wimmelnden Damm. Welch ein Anblick!

Es war hohe Fluth. Welle auf Welle schäumte dem Damme zu und brach sich brandend an seiner steinernen Brust, mit einer Gewalt, daß die mächtigen Schläge donnerähnlich schallten. Ich hatte sie bereits schon in der Rue de la Chapelle gehört, ohne aber ihre Natur und ihren Ursprung zu kennen. Noch war es hell genug, den weiten Halbkreis wildrollender Wogen zu überblicken, auf denen dort ein Dampfer dahintanzte, der nach England ging, und einzelne Segel, gleich weißen Möven, am Rande des Horizontes auftauchten und wieder verschwanden.

Der Anblick war überwältigend, den das wildbewegte Element darbot. Der Gedanke schweift hinaus auf dieser wogenden, brausenden Welt der Gewässer in eine endlose Weite, steigt dann hinauf zu Dem, der das Meer machte und Alles, was darinnen ist, zeigt die eigene Nichtigkeit dem Sohne des Staubes und lehrt ihn, anzubeten.

Die Nacht kam schneller, als es der Jahreszeit angemessen war, denn der Himmel überzog sich dicht mit Wolken. Einzelne Blitze zischten über das Meer hin und weckten auf Augenblicke den Glanz des Wiederscheins. Der ferne Donner mischte sein Dampfesdröhnen in den Donner der Brandung. Ein frischer Wind hob mehr und mehr die Wellen und jagte die weißen Mähnen derselben, die, so weit das Auge reichte, sich aufbäumten und versanken.

Das Gewitter zog jedoch, vom Landwind getrieben, tief in das Meer hinein, entschwand dem Auge zuletzt ganz, und dann lag die Nacht dunkel und warm über der Erde und dem Meere. Nur dann und wann zuckte noch ein Blitz leuchten am Horizont auf.

Ich saß lange, sehr lange und tief in die Nacht hinein auf einer Bank des Dammes. Noch immer wogte der Menschenstrom auf und nieder. Die vier Lokale, welche auf dem Damme errichtet sind, um die Gäste zu laben, strahlten im Glanze ihrer Beleuchtung. Der Leuchtthurm drunten am

Digitized by Google

anderen Ende des Dammes warf aus seiner kunstreich eingerichteten Laterne sein strahlendes Licht meilenweit in die wogende See. Die Brandung dröhnte in die Klänge einer rauschenden Musik, die vom Kursaale her schallte. Es war eine wundersame Nacht, die ich wohl hier im Freien, einathmend die unsäglich wohlthuende Seeluft, hätte zubringen mögen, wenn nicht die Eisenbahnfahrt die Glieder gar zu sehr ermüdet gehabt hätte. Dennoch war die Mitternacht nicht ferne, als ich endlich aufstand, um die „Krone" wieder zu suchen und durch Schlaf mich zu erquicken. Voll von den wunderbaren Schauspielen, die ich geschaut hatte, konnte ich dennoch nicht einschlafen und erst als der junge Tag schon gekommen war, senkte sich der Schlummer auf meine Augen, der nach und nach in tiefen Schlaf überging.

(Fortsetzung folgt.)

Meister Ludwig auf Gastrollen.

(Fortsetzung.)

3.

Sie steckten die Köpfe zusammen, im Thale, im Städtchen und auf den umliegenden Höhen. Herr von Engers war ein guter, ein reicher, aber auch ein eigensinniger Mann. Wenn er einmal seinen Kopf auf Etwas gesetzt hatte, brachte ihn Keiner davon ab, und wem er, wie bereits erwähnt, sein Vertrauen einmal geschenkt, dem entzog er es nicht wieder, mochte geschehen, was da wollte. Darum hielt er große Stücke auf seine beiden gepriesenen Agenten, den Holzhändler und den Sensal. Der Alte hörte alle gut gemeinten Warnungen und Rathschläge halb lachend, halb ärgerlich an, bis er endlich, heftig mit den Füßen stampfend, in die Worte ausbrach:

„Ehe ich das glaube, halte ich lieber Euch alle zusammen für Räuber und Banditen! Gebt Euch also keine vergebliche Mühe. Und um Euch zu zeigen, wie gewiß ich in meiner Sache bin, verspreche ich Euch, an dem Tage, wo ich meine Gesinnungen ändere, mit dem Allerwelts Faxenmacher, der meinem ehrlichen Buchhalter den Kopf verdrehte, Brüderschaft zu trinken."

„Abgemacht!" sagte der herbeieilende Resourcewirth, in dessen Garten dies Gespräch vorfiel. „Ich liefere den Wein dazu. Einstweilen aber kommt dort Herr Roland aus Berlin, der gestern hier eingeführt wurde und ein Mann von altem Schrot und Korn ist. Er wird Euer Ohren besser zusagen, als ein solcher Hofkomödiant."

Herr Roland kam daher. Ein stattlicher Börsenherr in einer sauber gestickten seidenen Weste, unter welcher schwere goldene Petschafte hervorschauten. Er gerieth, man wußte nicht wie, mit dem Fabrikherrn in ein Gespräch über die Zeitläufe und trug eine solche Menge gediegener Kenntnisse zur Schau, sprach von dem höheren System einer Handelspolitik, von der günstigen Benutzung anscheinend ungünstiger Conjuncturen, indem man diese beherrsche und sich nicht von ihnen beherrschen lasse, daß Herr Anselm gestand, seit Jahren keinen Mann getroffen zu haben, mit dem man einen solchen vernünftigen Discurs führen könne, und ihn für den folgenden Tag zu Tische bat.

Herr Roland bedauerte es unendlich, dieser Einladung nicht folgen zu können, da er gerade morgen mit einem Geschäfte betraut sey, das keinen Aufschub dulde. Er wäre auch nur hierher gekommen, um sich mit den Herren Märten und Dobrik in dieser Sache zu besprechen, denn das wären, wie man ihn allgemein versichert, ein Paar Männer nach dem Herzen Gottes, denen er unbedingt sein ganzes Wohl und Weh anvertrauen wolle.

Nun war mit dem alten Fabrikherrn vollends kein Auskommen mehr. Er fiel dem Fremden in der Freude seines Herzens um den Hals, bat ihn gleich darauf, dieser Freiheit wegen um Verzeihung und hätte gewiß noch mehrere närrische Streiche gemacht, wenn nicht der Kellner herbeigekommen wäre und gemeldet hätte, der Sensal Dobrik sey im Vorderhause und bitte um die Erlaubniß, dem Herrn aus Berlin seine Aufwartung machen zu dürfen. — Die Einladung zur fabrikherrlichen Tafel ward beim Abschiede dringend wiederholt und für einen der nächsten Tage angenommen.

Herr von Engers ging voll Freuden nach Hause und rief seinem Neffen zu, was er Alles versäumt, weil er nicht in den Resourcegarten gekommen sey. Aber die heutige Jugend sey nie dort zu finden, wo sie von Rechts wegen zu finden seyn sollte.

Der Neffe bedauerte sehr, versprach für die Zukunft, den Garten der Resource pünktlich zu besuchen, und sagte, der Holzhändler Märten, welcher Dringendes zu melden habe, wäre unten im Gartenzimmer. Auf seine Bitte, ihm ein Glas Wasser zu geben, habe ihm die Haushälterin Wein vorgesetzt, und es sey lustig anzusehen, wie sich das Männchen in aller Gemüthlichkeit einen Haarbeutel angetrunken habe.

Digitized by Google

Der alte Herr glaubte nicht recht zu hören und ging, so schnell er konnte, nach dem Gartenzimmer, wo Herr Märten in aller Behaglichkeit, mit hochrothem Gesichte, das halbgefüllte Glas zwischen den gefalteten Händen, an dem Tische saß.

„Seyd Ihr des Teufels ganz und gar," schrie Herr Anselm dem lachenden Zecher zu, „daß Ihr Euch solche Freiheiten herausnehmt und in meinem Hause herumtollt, als wäre es eine öffentliche Schenke? Was sollen diese Narrenpossen bedeuten?"

„Sie sollen bedeuten," lallte Jener mit schwerer Zunge, „daß man sich nicht immer mit Geschäften plagen soll, sondern sich auch einmal einen heitern Tag machen muß. — Hört, werthester Herr, Eure Haushälterin das ist ein Blitzweib. Weiß nicht, was für ein Geist in dem Weine ist; aber er schmeckt gut und zum Dank dafür will ich Euch auch einen guten Wein einschenken."

„Was soll es geben?" fragte der Fabrikherr kurz.

„Unsereiner gibt nichts; er nimmt nur. Aber wenn ich Euch auch hie und da über's Ohr haue, so geschieht es doch mit Manier und nicht so plump, wie der Senfal, dieser getaufte Jud'. Und wenn Ihr nicht sonst ein so tüchtiger, respektabler Kerl wäret, so würde ich sagen, der Anselm von Engers ist ein dummer Dorfteufel, daß er sich von dem Kerl so hinter's Licht führen läßt."

„Wie? was?"

Das war Alles; dem Fabrikherrn blieb das Wort in der Kehle stecken. Eine solche Veränderung war ihm noch nicht vorgekommen. Und eine einzige Flasche Wein wirkte dieses Wunder? Er würde es nicht geglaubt haben und wenn es hundert unbescholtene Männer eidlich bekräftigt hätten.

„Könnt es mir glauben," fuhr Märten fort, „ein Gurgelabschneider ist er, der Euch bei aller scheinbaren Devotion die gröbsten Possen spielt. Und Ihr seyd gutmüthig genug, nicht zu hören noch zu sehen. Das kommt davon, wenn man solchem Gesindel blindlings vertraut."

„Nun habe ich's satt!" fuhr Herr von Engers auf. „Wie könnt Ihr Euch unterstehen, so despektirlich von einem Manne zu sprechen, von dem Ihr wißt, daß ich ihm vertraue, und von dem ich weiß, daß Ihr hundertmal mit ihm in Verbindung gestanden, was stets zu Eurem Nutzen ausschlug? Das verräth einen schlechten Charakter und macht mein Vertrauen zu Euch sehr wankend."

„Ist mir außerordentlich leid, daß ich es Euch gesagt habe," lallte Märten weiter. „Aber wenn mir ein Glas Wein im Kopfe spukt, rennt meine Zunge mit doppeltem Vorspann davon. Es ist nun einmal nicht anders und Ihr müßt es Euch nicht zu Herzen nehmen."

„Was fällt Euch denn ein," brummte der Alte, „mich so ohne alle Umstände zu Ihrzen und zu Euchzen? Ihr nehmt einen Ton gegen mich an, der sich für Euch gar nicht schickt und den ich geradezu verbieten muß."

„Der Wein macht Alles gleich," lallte der Holzhändler, „und zumal ein so guter und starker Wein! Aber der Dobrik ist ein Hallunke und bleibt es. Und damit gut! Weil wir nun aber einmal so lustig beisammen sind, dächte ich, ihr ließet noch eine Flasche heranholen."

„Geht zum Teufel!" rief Herr Anselm — „und wenn Ihr mir so wieder vor die Augen kommt, ist es für immer mit uns aus."

Er lief aus dem Gartenzimmer, ging ärgerlich in dem dicht belaubten Baumgange auf und ab und schimpfte auf den betrunkenen Holzhändler.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Antwerpen wurde vor einigen Tagen eine Frau wegen Tödtung durch Unvorsichtigkeit zu 14 Tagen Gefängniß verurtheilt. Sie hatte ihr Kind allein im Zimmer gelassen und dieses hatte sich durch Kauen von Streichhölzchen vergiftet, in Folge dessen es starb. Die Umstände bestimmten das Gericht, die geringste Strafe auszusprechen.

In New-York gab jüngst eine Mistreß Coman einen glänzenden Ball zum Besten der Armen des Viertels Cinq-Ponts. Jede Dame mußte im einfachen Calicotkleide erscheinen und dasselbe am andern Morgen zu den Direktoren der Armenverwaltung des Distrikts schicken. Ungefähr 400 Personen waren der Einladung gefolgt.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in № 21:
Pinsel — Insel.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 23. Freitag, 23. Februar 1855.

Der Baigneur von Ostende.

(Fortsetzung.)

Es war spät, als ich am andern Morgen erwachte. Mein erstes Geschäft, als ich ziemlich spät ausging, war das, mir eine Privatwohnung zu miethen. Dies Geschäft gelang zu meiner vollsten Zufriedenheit, billig und gut. Man hat zu seiner Einrichtung indessen noch mehr zu thun. Da sind die Badekarten zu lösen, wofür man den Gebrauch eines Badekabinets erhält, welches auf Rädern steht, zum Bade in die See gefahren und nach demselben wieder herausgeholt wird. Alsdann muß ein Badekleid gekauft werden, ohne welches man an dem Hauptbadeplatz nicht baden darf, und endlich ist ein Badediener zu miethen, ein sogenannter Baigneur, welcher den Badenden in das Meer begleitet und ihm die nöthige Handreichung thut. Zu allerletzt endlich muß man, um bei üblem Wetter ein Obdach und deutsche Zeitungen zu haben, sich in dem „Cercle du Phare" abonniren, mit andern Worten, gegen eine bestimmte Zahlung sich die Erlaubniß erwerben, in diesen geschmackvoll eingerichteten Räumen sich aufhalten zu dürfen, wo denn auch leibliche Erquickung zu verhältnißmäßigen Preisen gereicht wird.

Endlich waren gegen Ein Uhr alle diese Geschäfte vollendet und ich trat gegen die Brustwehr, welche hier den Rand des Dammes umgibt, wo die Holztreppe nach dem Strande führt. Ganze Reihen von Badekabinetten standen da am Strande oder im Meere. In den Fluthen wimmelte es von Badenden.

Auch mir schien es Zeit, ins Bad zu gehen, doch noch hatte ich keinen Baigneur. Als ich von dem weiten Kreise dessen, was ich betrachtend überblickt hatte, mit dem Auge zum nahen Vordergrunde zurückkehrte, wurde ich mit Unwillen gewahr, daß alle Baigneurs, welche an den hochrothen Flanellkleidern und den bloßen Füßen kenntlich sind, im Meere waren. Nur Einer lehnte stille und unthätig neben dem Badekabinet, welches die Aufschrift: „Bureau" trug und wo man die Badekarten löst. Es war ein blühend schöner Jüngling von ungefähr zwanzig Jahren; seine Gestalt war edel geformt, groß und kräftig, aber auf seinem schönen Gesichte lag der Ausdruck der Trauer und des Unmuths. — Warum nahm ihn Niemand zum Badediener an? Ich hätte das meiste Zutrauen gerade zu ihm gehabt.

Ein alter Bootsmann lehnte neben mir an der Brustwehr. Auf seinem Gesichte stand manche Seefahrt, mancher Sturm verzeichnet.

„Wie heißt der junge Baigneur dort?" fragte ich ihn.

Er grüßte höflich und sagte:

„Ivo, Mijnheer."

„Warum miethet ihn denn Niemand?"

Er zuckte die Achseln und sagte dann halblaut:

„Mijnheer, das hat auch so seine Zunfturſachen. Versteht Ihr wohl, der arme, brave Ivo ist der jüngste Baigneur. Damen nehmen Anstand, ihn zu wählen; Herren, welche schwimmen können, nehmen selten Baigneurs. Er kann sich nicht vordrängen; da sitzt er wie ein Fisch auf dem Strande. Kommen Leute, die einen Baigneur haben wollen, so schiebt Monsieur Edouard, der Commissionär dort in dem blau und weiß gestreiften Rocke, mit der Pfeife im Munde, einen der ältern Baigneurs vor, die alle seine Freunde sind und bei denen eine Hand die andere wäscht, und Ivo bleibt ohne Verdienst."

„Hat er denn böse Eigenschaften oder versteht er sein Geschäft nicht?"

Digitized by Google

„Mijnheer," entgegnete der Bootsmann, „es antwortet sich leichter für einen alten Seehund, der schon dreimal den Arm und einmal das Bein gebrochen hat, wenn er sitzt und — wenn ein Geneverchen (Wachholderbranntwein) die vom Seewind ausgetrocknete Kehle benetzt hat. Laßt uns dort am Lootsenhause Platz nehmen und ein Geneverchen trinken, so sollt Ihr Alles wissen. Aber redet Deutsch, Mijnheer; ich bin auch ein Deutscher, aus Königsberg gebürtig, liege aber hier als ein Wrack vor Anker und heiße Meyer."

Ich fand sogleich, daß die Bemerkung meines Hausherrn über die Bootsleute auf dem Damme richtig war. „Lassen Sie sich mit Ihnen nicht ein," hatte er gesagt, „sie hängen sich an Einen wie Kletten und allemal ist eine unverschämte Bettelei im Hintergrunde ihrer Höflichkeit und Freundlichkeit."

Ich trat mit ihm an das Lootsenhaus, das aus zwei kleinen, durch einen Mittelbau vereinigten Pavillons besteht und zwischen dem Cercle du Phare und dem Pavillon du Roi liegt. Bei schönem Wetter stehen da Tische und Stühle in Menge und die herumbummelnden Seeleute sitzen in großer Zahl daselbst, trinken das säuerliche, starke Bier, welches den Namen Faro trägt, oder einen Genever, rauchen und plaudern, sehen durch das Fernrohr auf die See und suchen auf alle Weise die Zeit todt zu schlagen oder einen Fremden ins Schlepptau zu bekommen, dem sie ein Glas Faro oder Genever herauslocken, indem sie ihm ihre meist wundersam genug klingende Lebensgeschichte erzählen.

Mein Bootsmann Meyer, dem man indessen von der Mundart seiner Heimath nichts mehr anhörte und der durch und durch ein Bläminge geworden war, bestellte zwei Geneverchen auf meine Rechnung, die ihm natürlich beide zufielen, und als er sich damit gelabt, hob er an:

„Nun will ich Euch antworten, Mijnheer, daß Ihr Eure Freude daran haben sollt. Mit dem Baigneur Ivo hat es seine eigene Bewandniß. Er stammt von Mariakerke, dort hinter den Dünen, und sein Vater war Matrose auf der „Mevrouw Lisetje", einem Schooner von Ostende, der dem Mijnheer van Straaten gehörte und nach Cadix fuhr, Steinsalz zu holen, das hier raffinirt wird. Die „Mevrouw Lisetje" war ein gut gekupfert und getakelt Fahrzeug, Mijnheer, Bootsmann Meyer versteht das; aber es gedachte ihm schon lange her und es ging ihm wie meinem Wamms hier, die Fugen wollten nicht mehr halten. Da ist es denn den Weg aller Schiffe gegangen, die nicht abgetakelt und verbrannt werden. Es ist nämlich untergegangen. Was kann man machen, Mijnheer? Mann, Maus und Salz verschlang das hungrige Meer. Hinterlassen hat ihm der Alte etwas weniger als nichts, denn ein Seehund kann nicht sparen wie eine Landratte. Wel, Mijnheer, der Ivo wurde Schiffsjunge auf der „Möve". Er war ein Staatsjung und konnte nicht rühmen, daß ihn ein Tauende geküßt hätte. (Schiffersprache: mit einem Stück Schiffstau geprügelt werden.) Die „Möve" holte dieselbe Fracht in Cadix und die Schiffsmannschaft hatte ihn lieb, weil er wacker, fix und gefällig war. Da nun der Junge wuchs wie ein Kabeljau in der Nordsee und riesenhafte Kräfte hatte, so wurde er bald Matrose und konnte seiner armen Mutter etwas geben, obgleich so ein Matrose nur monatlich seine fünfundzwanzig Franken hat, ein Hundegeld, wenn man die Arbeit bedenkt, die ein Matrose hat. Mijnheer, ich bin siebenmal in Rio gewesen, dreimal im schwarzen Meere, einmal in Archangel und mehr denn zehnmal in New-York; von Italien, Frankreich, England, Schweden, Norwegen und Dänemark will ich gar nicht reden, weil es eine pure Lumperei ist; aber ich sag' Euch, Mijnheer, es ist ein Blutgeld, was man verdient. Und wenn man ein Wrack geworden ist, wie ich, keine Takelage mehr hat und nicht mehr See halten kann, so setzen sie Einen auf's Trockene und lassen Einen dann zappeln. Wenn es nicht gute Deutsche gäbe, so käme kein Faro und kein Genever mehr über die Zunge. . . ."

„Aber Ihr seyd von Ivo ganz abgekommen, Bootsmann Meyer!" fiel ich ihm in die Rede, die wieder auf eine Bettelei lossteuerte.

„Wel, Ihr habt Recht, Mijnheer," sagte er sich erinnernd. „Nun, der Ivo war ein prächtiger Matrose, kletterte wie ein Eichhörnchen, ritt auf einer Raae wie ein Husar im Sattel, wickelte ein Tau auf wie eine Mevrouw ihr Strickgarn und tanzte schottisch im Mastkorb im rasendsten Sturm. Er machte mehrere Reisen und als er von einer nach Rio zurückkam, war seine Mutter todt. Nun war er frei und blieb auf der „Möve" bis — Ihr wißt, Mijnheer, es ist nichts mehr mit einem braven Kerl, wenn er sich in ein Weibsbild vernarrt. Kurz, der Ivo fing Feuer und seitdem war's ab."

„Wie so?" fragte ich.

„Zeker (Sicher), Mijnheer! es war ab mit ihm, das will ich sagen, er war kein Seehund mehr. Er knauserte wie eine Landratte, trank

Digitized by Google

kein Glas Faro, kein Geneverchen, ging nicht zum Tanz und brachte all sein Geld dem Mädchen. Als er sah, daß das nicht recht voran wollte, denn er wollte reich werden, und daß die Baigneurs ein Heidengeld verdienen, verlockte ihn das. Er verließ mir nichts dir nichts die „Möve" und wollte Baigneur werden. Wel, Mijnheer, damit hatte es seine Flausen."

„Warum, Alter? Ihr habt ja doch Gewerbefreiheit in Belgien und die Baigneurs sind ja doch keine von Euern sogenannten alten Societäten. Das Seebad ist ja ein Kind der Neuzeit."

„Zeker, Mijnheer, zeker! Aber man hat auch früher in der See gebadet; freiwillig, wenn's heiß war, und unfreiwillig, wenn eine Sturzwelle oder ein Sturmpfiff Einen über Bord warf oder ein Schiff Seewasser trank. (So viel als: in der See unterging.) Das ist wahr. Freilich bekam man dazu keinen Baigneur und es kamen keine Landratten aus der Ferne, die zitternd in das Salzwasser gehen und zähneklappernd heraus. Das ist neu und darin habt Ihr Recht. Das aber ist auch wahr, daß die Baigneurs und die Baigneusen mit den Badekabinetten und dem Herrn van Bruggen oder wie er heißt und seiner Maskopei zusammenhängen. Das ist so ein Ding wie die Zunft in Deutschland. Nun begreift Ihr, daß, je mehr Baigneurs da sind, je weniger von den Einzelnen verdient wird. Das haben die Bursche herausgefischt ohne Netz und Harpune und man braucht nicht nach Norwegen zu fahren, um diesen Kabeljau am Schwanze zu fassen. — Da ist denn nun der junge Ivo gekommen und hat gebeten, Baigneur werden zu dürfen. Er hatte gute Papiere und Jedermann kannte ihn als einen guten Jungen. Die Herren von der Badekarrensocietät haben ihn angenommen gegen den Willen der andern Baigneurs. Die setzen ihn jetzt auf den Strand, wo sie können, drängen sich vor und Ivo — ist bescheiden. So kommt's, daß er fast brodlos ist, und ich sag' Euch, es ist die bravste Seehundsseele, die jemals auf und in dem Salzwasser war. Nun, Mijnheer, wißt Ihr Alles. Vergeßt aber auch nicht den alten Bootsmann Meyer, der einen Arm hat, der dreimal gebrochen, und ein Bein, das auch schon einmal entzwei war. Ein Trinkgeld, ein Pourboire, kommt ihm allezeit gut."

Daß das kommen würde, vermuthete ich nach den Erfahrungen, die ich bereits gemacht, und nach dem, was man mir gesagt hatte. Ich gab ihm ein Zehncentimesstück und hatte nun an ihm einen Freund gewonnen, der mir jeden Morgen sagte, aus welcher Ecke der Windrose der Wind pfiff, welche Schiffe ein- und ausliefen, wann die Fluth käme und wie der Fischfang ausgefallen. Daß inzwischen fünf Centimes abfielen für ein Geneverchen, versteht sich von selbst und war so eigentlich das Band der Freundschaft zwischen dem alten Bootsmann Meyer und mir.

Für diesmal verließ ich ihn und sah, wie er seine Kaperfahrt nach einem andern Neuling auf dem Damme antrat. Ich stieg die Holztreppe hinab, fest entschlossen, keinen Andern anzunehmen, als Ivo, ihn aber auch meinen Bekannten, namentlich Verhaegen zu empfehlen, wenn dieser kommen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Meister Ludwig auf Gastrollen.

(Fortsetzung.)

Es war Feierabend. Die Maschinen klapperten nicht mehr. Die Arbeiter saßen daheim oder in der Schenke. Nichts hörte man, als das Gezwitscher der Vögel in den Zweigen, und der letzte Purpurstreifen des scheidenden Tages leuchtete dazu.

Anselm von Engers sah und hörte von dem Allen nichts und fuhr mit einem: „Herr, sperren Sie die Augen auf!" aus seinen Träumen in die Höhe, als er gegen einen Mann rannte, der ihm schon so weit aus dem Wege gegangen war, daß er sich zur Hälfte hinter einen Baum versteckt hatte.

„Bitte, es nicht ungütig zu nehmen, aber das Bäumchen läßt mich nicht weiter seitwärts gelangen!" entgegnete, sich krümmend, der Seufal Dobrik. „Erscheine hier, um Euer Hochedelgeboren gehorsamst zu vermelden, daß mir ein Gedankchen gekommen ist, das ich Wohldenenselben nicht vorenthalten darf."

„Was habt Ihr denn, kurzweg zu sagen?" fragte der Fabrikherr schon etwas gesammelter und deutete auf eine Bank. „Setzt Euch daher und sprecht wie ein gescheidter Mann, nicht aber solches verrückte Zeug, wie der Märten, der mich so in den Harnisch gebracht hat, daß ich mich vor mir selber schäme. Hole der Henker den Saufaus!"

„Haben Euer Hochedelgeboren das auch schon gemerkt?" fragte Dobrik furchtsam. „Hält's seit einiger Zeit allzu sehr mit dem Fläschchen."

Digitized by Google

„Wär eben hier der Kerl und vollständig von Wein bewältigt."

„Ach, du gutes Gottchen! war der Märten hier?" fragte der Sensal, sichtbarlich erschreckt. „Dann ist es mir lieb, daß ich nicht früher gekommen bin."

„Glaube es wohl. Nun, was habt Ihr denn auf dem Herzen, das noch zu so später Stunde herunter will?"

„Euer Hochedelgeboren sprachen von dem Märten. Das ist Gottes Fingerchen. Hätte sonst nicht so viel Courage chen gehabt, davon anzufangen. Aber wenn Wohldieselben mich auffordern, ja, gutes Herrchen, und wenn auch ein Donnerwetterchen deßhalb losbricht, ich komme ja wegen des Menschen expreß daher."

„Weßhalb? warum?"

„Ach, du Gottchen! ist ja meine Christenpflicht, Euer Hochedelgeboren zu warnen, denn ich habe seit lange schon den Verdacht, daß dieses Menschlein ein Spitzbubchen ist, wie es kein zweites gibt. Aber nun sind zum Verdachtchen auch die Beweischen gekommen und ich weiß, daß er Euer Hochwohlgeboren über den Löffel barbiert, daß es das Rathsbaderchen nicht besser kann."

„Donnerwetter!" fluchte aufspringend der Fabrikherr mit solchem Nachdruck, daß der Sensal fast hinterrücks von der Bank gefallen wäre — „das sagt Ihr mir von einem Manne, der Jahre lang Euer Freund war und mit dem Ihr gewissermaßen Ein Herz und Eine Seele gewesen seyd?"

„Preßt mir ein Thränchen aus!" sagte seufzend Dobrik und fuhr mit dem Tuche über die Augen — „ein bitteres Thränchen! Hab' ihm lange durch die Fingerchen gesehen, weil ich es nicht über mich bringen konnte, ihn zu schimpfiren. Aber nun ich es erlebe, daß er Euer Hochedelgeboren in einem Augenblicke anzapfen will, da Wohldieselben ein Sümmchen — allerdings ein erkleckliches Sümmchen — vonnöthen haben! — pfuichen! das thut kein Christenmensch! — so kann ich nicht mehr schweigen."

Es war viel zu viel für den alten Herrn Anselm. Noch ehe der Sensal ausgeredet, sprang er auf und rannte mit einem derben Fluche davon, schob an seinem Neffen, der ihn eben zum Abendessen zu rufen im Begriffe war, ohne ein Wort zu sagen, vorüber, donnerte der Haushälterin „Thee!" zu und begab sich rasch auf sein Zimmer.

Man ward nicht sonderlich stutzig über dies Gebahren des Hausherrn, da man ihn von einem jener launenhaften Anfälle behaftet glaubte, die keineswegs selten bei ihm waren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das letzte Gedicht des ungarischen Grafen v. Mailath, der bekanntlich mit seiner Tochter freiwillig den Tod im Starnberger See suchte, lautet:

Das Haus des Armen.

Der Arme schreitet durch die Nacht
Und sucht ein Haus, wo Mitleid wacht;
Er schreitet emsig für und für,
Doch ach! er kommt an keine Thür.

Und kann ich nicht bei Freunden seyn,
Kehr' ich bei meinem Vater ein;
Der hat ein Haus, das ist gar groß,
Herbergt drin mancher Leidgenoß.

Es ist gar wundersam erbaut;
Wer es mit frommem Sinn anschaut,
Dem wird zum Dulden neuer Muth
Und still wird das bewegte Blut.

Es hat des Vaters milde Hand
Ein Zelt darüber ausgespannt,
Hat's blau und goldig ausgeschmückt,
Daß es im tiefsten Leid entzückt.

Und drinnen ist ein Kämmerlein,
Das ist so kühl und still und klein;
Wer in das Kämmerlein kann zieh'n,
Den wird der Kummer ewig flieh'n.

Was draußen wandelt, hört er nicht,
Vernimmt nicht, was da draußen spricht;
Bald deckt ihn Schnee, bald Blumen zu
Und Niemand störet seine Ruh'.

Nicht Sonnen- nur und Sternenglanz,
All Anderes vergißt er ganz.
Die stille Kammer ist: das Grab —
O Vater, ruf' mich bald hinab!

Der als ausgezeichneter Schauspieler bekannte Theaterdirektor Genée aus Danzig hat seinem vielbewegten Leben durch einen Sturz aus dem Fenster ein Ende gemacht. Er war zuletzt irrsinnig geworden.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 24. Sonntag, 25. Februar 1835.

Der Bettelknabe.

Horch! Geklingel, horch! Geschelle
Hinter jenem Hügel dort!
Sieh, da beugt's mit Flugesschnelle
Um der Felswand jähes Port.
Wie die Schlitten lustig gleiten
Durch des Feldes Winterglanz;
Silberschmuck und Fähnchen streiten
Um der Mode Ehrenkranz.

Hier den Fußweg kommt geschlichen
Scheu ein Bettelknab' daher;
Büttlein ist er ausgewichen,
Ob sein Säcklein auch noch leer.
Und er rupft die wilde Schlehe
Hungrig von dem dürren Reis;
Aus den Schuhen guckt die Zehe,
Strauchelt auf dem harten Eis. —

Hörner, Geigen, Flöten dringen
Von dem Saale lustig aus;
Auf des Taktes flücht'gen Schwingen
Schwebt der Galoppade Braus.
Manche Holde muß verlusten,
Manchem wird der Athem schwer;
Hei! es dringt ein Brodeln, Duften
Von der regen Küche her.

Auf der Treppe schlotternd kauert
Wieder da der Bettelknab'
Und mit flehn'dem Blicke lauert
Er sich eine Gabe ab.
Ach! es ging kein warmer Bissen
Heute noch in seinen Mund,
Und es hat der Dorn gerissen
Ihm die blaue Zehe wund. —

Horch! es klingelt, Peitschen knallen,
Liebchen duckt sich in den Schmuck;
Zecherlieder thalwärts schallen,
Und es wechseln Kuß und Druck.
Kommt nicht schon heraufgezogen
Dämmernd dort der Morgen an?
Nacht, wie warst du bald verflogen!
Liebchen, so ist's wohl gethan! —

Doch — was stutzt der stolze Rappe?
Was liegt Dunkles da im Schnee? —
Gott! — ein Kind in dünner Lappe!
Und im Antlitz Gram und Weh!
Wieder ist's der Bettelknabe;
Als sich Niemand sein erbarmt',
Bracht' ein Engel helfend Labe,
Hat im Schlaf ihn still umarmt.

Der Baigneur von Ostende.

(Fortsetzung.)

3.

„Haben Sie schon einen Baigneur?" fragte Monsieur Edouard im blau und weiß gestreiften Röcklein, der Commissionär der Badekarren-Maskopei, der Alles hier unten am Strande dirigirt und Deutsch spricht, auch ziemlich gefällig ist.

„Ja," sagte ich kurz, gab meine Karte ab und trat zu Ivo, der traurig an dem Badekabinet lehnte, das als Büreau dient.

„Ivo," sagte ich, „willst Du mein Baigneur werden? Wie ist's, Jongetje?" (Jüngelchen.)

Dies freundliche vlämische Wort scheuchte auf der Stelle die Traurigkeit von Ivo's schönem Gesichte.

„Helas!" rief er aus — „God zij gelovd! Mijnheer, ik will!" (Ach! Gott sey gelobt! mein Herr, ich will's!) — Und mit einem Sprunge war er bei mir und nahm mir Badekleider und Linnen ab.

„Badet Ihr nur einmal, Mijnheer?"

„Nein, ich bleibe drei Wochen hier."

Digitized by Google

„Welnu!“ (Wohlan!) sagte Ivo freudig — „desto besser, Mijnheer!“

„Willst Du also die ganze Zeit mich bedienen, Ivo?“

„Dat is zeker! (Das ist sicher!) Ich werde für Alles so gewissenhaft sorgen, als wenn Ihr es selbst thätet. — Kommt jetzt,“ sagte er dann, „die Fluth ist da!“

Wir gingen in die See.

Baigneur Ivo zeigte sich sehr besorgt, schleuderte mit dem Eimer das Seewasser, das die Douche vertritt, so kräftig wider meinen Körper, daß mich die Haut brannte; dabei lachte er nicht, wie die Andern, daß die „Landratte“ sich etwas ängstlich anstellte.

Ich will's bekennen, daß ich anfangs ängstlich war, denn ich schwimme schlecht, und es ist doch etwas ganz Anderes, wenn die hohen Wellen kommen und Einen fast niederschlagen und wegschleudern, als die Wellen eines Flusses, die nur spielen.

Als ich das Bad genommen und aus dem Kabinet heraustrat, reichte mir Ivo besorgt seine Hand.

„Zachtjes vas! gemakkelijk!“ (Sachte etwas! gemächlich!) sagte er zu mir — „die Stiege ist steil.“

Als ich ihn bezahlte, dankte er herzlich und bat, wenn ich etwa Freunde hätte, ihm diese zuzuweisen.

Das versprach ich und wir schieden für diesmal. — Schon bei Tische konnte ich ihm Zwei zuweisen und ehe zwei bis drei Tage um waren, hatte er fast mehr, als irgendeiner der Andern, die ihn neidisch zu verdrängen suchten.

Jetzt war die trübe Miene verschwunden; er sang und pfiff den ganzen Tag. Aber er wußte auch, woher das kam, und bewies mir eine Liebe und Dankbarkeit, die wahrhaft rührend war.

Es gefiel mir wohl, daß ich ihn nie am Lootsenhause herumlungern und bummeln sah. Als ich den Bootsmann Meyer fragte, wo sich Ivo aufhalte, zuckte er spöttisch die Achsel und meinte, dies sey leicht zu errathen; ich sollte einmal zu Luisetje gehen, dort würde ich ihn finden.

„Aber wenn's stürmt auf dem Meere,“ fuhr er fort, „wenn das Rettungsboot am Leuchtthurme aufgefahren ist, dann ist der Ivo Verhaegen da, um im Boote einer der Ersten zu seyn, wenn es die Rettung von Verunglückten gilt.“

„Ivo heißt Verhaegen?“ rief ich aus.

Meyer sah mich betroffen an.

„Mijnheer,“ rief er aus, „seyd Ihr krank im Kopfe? (Ausdruck der Seeleute für: betrunken.) Warum soll der Ivo keinen ehrlichen Namen haben?“

„Versteht mich doch recht, Bootsmann Meyer! Ich bin so nüchtern, wie Einer, der vor dem Frühstück baden will, und mag auch dem braven Ivo seinen ehrlichen Namen nicht verkümmern; aber sagt mir, ob Ivo mit dem Seemann Verhaegen verwandt ist, dessen Schiff hier einstmals strandete und den ein Ostender Seemann rettete?“

„Wel, Mijnheer, Ihr seyd fremd hier und wißt Dinge, die Wenige hier mehr wissen, als der alte Bootsmann Meyer und noch Einer. — Woher wißt Ihr das?“

„Das ist meine Sache, Bootsmann Meyer! Antwortet mir auf meine Frage.“

„Gemakkelik, Mijnheer! Das Herz blutet mir, als säß' eine Harpune drin, wenn ich d'ran gedenke! — Aber ich weiß, Ihr wollt etwas von Ivo's Familie hören. Welnu! ich hab' Euch schon gesagt, daß er von Mariakerke stammt, das dort hinter den Dünen liegt. Ihr seht den Kirchthurm ja. Wel, Mijnheer, es gibt so viele Verhaegen in Belgien, als Müller und Schulze in Königsberg, wo ich zu Hause bin; aber mit dem Verhaegen, an den Ihr mich erinnert, mag er immer noch verwandt seyn, denn er stammte auch von Mariakerke.“

„Nun, was wißt Ihr von dem?“

„Viel, Mijnheer, denn ich kannte ihn noch. Er hatte es weit gebracht, denn er war Kapitän eines Kauffahrers von Brest.“

„Richtig!“

„Helas! meint Ihr, der Bootsmann Meyer führe mit falschem Winde?“

„Sein Schiff strandete hier?“

„Wel, Mijnheer, wenn Ihr's so gut wißt, wie ich, warum fragt Ihr mich?“

„Wenn das wirklich wäre, würde ich nicht mit Euerm Winde segeln.“

„Oho, Mijnheer! — Doch, es ist wahr! — Welnu, Mijnheer! es kommt alle Jahre etliche Male vor, daß Schiffe hier auf den Strand gerathen, wenn der Nordwest oder Nord bläst. Dann scheitern sie allemal und ist nicht zu helfen, denn der Strand von Ostende ist flach und reicht weit in die See. Ist nun so ein Fahrzeug im Sturme ein Wrack geworden und nicht mehr cursfähig, so sitzt's blitzschnell fest und geht auseinander, wie mein Wamms, — wel, Mijn-

Digitized by Google

heer, Ihr seyd so von meiner Statur und könntet mir wohl einen Rock schenken! — Da ist denn einmal Kapitän Verhaegen von Cherbourg nach Antwerpen gefahren oder von Brest — ich weiß es so genau nicht mehr — und ein Sturm überfiel ihn, daß die Möven des Abends zu Tausenden über die Stadt zogen mit kläglichem Geschrei und festen Boden für ihre Beine suchten. Das, Mijnheer, ist immer ein Zeichen, daß es auf der See arg hergeht. Die Lootsenglocke rief: Allmann auf den Damm! — Da knallt's in See; das war ein Nothschuß. Gleich wieder einer — man hörte den viel näher und das war ein Zeichen, daß das Fahrzeug, das in Noth war, dem Lande zugetrieben wurde. Alles lüstert (horcht). Puff! der dritte Nothschuß — ganz nahe tönte der und man sah den Aufblitz. Helas! mijn God! da war kein Zweifel mehr....

(Fortsetzung folgt.)

Meister Ludwig auf Gastrollen.

(Fortsetzung.)

Als Frau Blunder, die Haushälterin, bald darauf mit dem Theegeschirr erschien und den Herrn einen Augenblick mit leisem Kopfschütteln betrachtet hatte, sagte sie:

„Es ist heute ein Vierteljahr —"

„Was will Sie vom Vierteljahr?" schnob er barsch dazwischen.

„Warum lassen Sie mich nicht ausreden? Ich wollte Ihnen sagen, daß es heute ein Vierteljahr ist, seitdem die neue Jungfer ins Haus gekommen."

„Nun, was weiter?"

„Ich sollte mich nach Verlauf von drei Monaten bei Ihnen einstellen und berichten, wie sich das junge Mädchen anlasse. Die drei Monate sind nun abgelaufen und Pünktlichkeit ist die Seele aller Geschäfte! sagte mein Seliger, der Jahre lang hier Werkmeister war."

„Der Mann hatte Recht," sagte Herr Anselm mit dem Kopfe nickend. „Berichte Sie!"

„Ich bin kränklich und sehnte mich schon im vorigen Herbst nach Ruhe," fuhr die Haushälterin fort. „Sie wollten mich nicht ziehen lassen, bevor ich nicht eine Person gefunden, für die ich mich wegen ihrer Treue und Zuverlässigkeit verbürgen könnte. Ich fand eine solche, jung, gesund und voll guten Willens. Sie ward auf drei Monate zur Probe angenommen und ich habe sie während der Zeit genau beobachtet. Sie ist in allen Dingen tüchtig und mir eine wesentliche Stütze gewesen."

Herr Anselm erinnerte sich nun, einem solchen Frauenzimmer oft im Hause begegnet zu seyn, doch hatte er nicht sonderlich auf dasselbe geachtet. Jetzt sagte er kurz:

„Mir ist es ganz recht, daß die Jungfer bleibt. Aber darum darf Sie das Haus nicht verlassen, Frau Blunder. Sie kann Ihre alten Tage nun in Ruhe hinbringen und dem jungen Dinge mit Ihrem Rathe beistehen. Lasse Sie mir solche doch gelegentlich einmal über den Weg laufen, damit ich sie mir näher ansehe."

„Ganz wohl, Herr von Engers. Gott segne Sie um Ihres guten Herzens willen!" antwortete Frau Blunder gerührt. „Ich will Licht besorgen."

Herr von Engers saß nachdenklich in seinem Sorgenstuhl und trommelte mit den Fingern auf die Armlehnen, als plötzlich ein heller Schimmer in die Stube drang. Er erblickte ein junges Frauenzimmer, sauber aber häuslich gekleidet, welches die silbernen Leuchter mit den brennenden Wachskerzen, sich anmuthig verneigend, auf den Tisch stellte.

Herr Anselm hing auch in dieser Beziehung der alten Schule an. Er liebte das helle Licht der offen brennenden Kerzen und gab nichts auf das moderne, halb verdeckte, halb versteckte Lampenwesen.

„Haben Sie sonst noch etwas zu befehlen?" fragte sie mit einer lieblichen Stimme.

„Ist Sie die neue Haushälterin?"

„Wenn ich das Glück habe, diese Stelle zu erhalten, werde ich mich durch Fleiß und Ordnung für die erwiesene Gunst dankbar zu erweisen suchen."

„Wenig versprechen und viel halten!" sagte der alte Herr. „Wer diesen Wahlspruch merkt, meint es gut mit sich selbst. Frau Blunder hat Sie kennen gelernt und empfiehlt Sie; das genügt mir. Sie kann Ihr Amt antreten."

„Ich wage nicht zu danken; aber ich verspreche, Ihres Wahlspruches stets eingedenk zu seyn."

„Schon gut!" sagte Herr Anselm und brach kurz ab. — Seit das junge Mädchen vor ihm stand, hatte er noch kein Auge von ihm gewendet. Nach einer Pause fragte er: „Wie heißt Sie?"

„Amalie Zorn."

„Das ist ein fataler Name. Sie ist eigentlich viel zu artig für einen solchen Namen."

Digitized by Google

Herr Anselm biß sich in die Lippen. Hatte ihn das Frauenzimmer behext? Jahre lang war die Blunder um ihn und nie war es ihm eingefallen, sich mit ihr einen Spaß zu machen. Und diese.... Er wurde böse auf sich selbst und sagte kurz:

„Gehe Sie jetzt an Ihre Geschäfte."

Amalie Zorn ging.

Der alte Herr lief, gegen seine Gewohnheit, noch eine Stunde auf und ab, ehe er sich niederlegte. Er hatte heute zu Vieles und zu Verschiedenartiges erlebt — die Bekanntschaft des Fremden in dem Resourcegarten, das Benehmen seiner beiden Geschäftsagenten, die sich gegenseitig zu verlästern suchten, und dann zuletzt die liebliche Haushälterin mit dem schönen Gesichte und dem häßlichen Namen. Es war gut, daß Herr Anselm die Lichter auslöschte, er hätte sonst im Spiegel sehen können, daß sein Gesicht glühe.

Am andern Morgen wurde Amalie Zorn dem ganzen Hause als die neue Haushälterin vorgestellt und Herr von Engers überreichte ihr, nach altem Herkommen, selbst den Schlüsselkorb, wobei er einige eindringliche Worte sprach und sich bemühte, nicht wieder roth zu werden. Dann ging er in seine Comptoirstube zurück und es war wieder das alte Wesen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Vor einigen Tagen ereignete sich in Paris ein eigenthümlicher Vorfall. Ein junges Mädchen, das sich aus unglücklicher Liebe durch Kohlendampf erstickt hatte, wurde dadurch, daß der herbeigerufene Arzt sie an vielen Stellen mit einem glühenden Eisen brennen ließ, wieder ins Leben zurückgerufen. Der Arzt hatte jedoch ein zu gewaltsames Mittel angewandt — die Arme starb nach einstündigem schrecklichen Leiden an ihren Brandwunden.

Die Stadt Gent hat jetzt schon über hundert elektro-magnetische Uhren, deren Zifferblätter auf den Gaslaternen angebracht sind und die sich ganz praktisch bewähren. Man will jetzt ähnliche Uhren in Antwerpen anlegen.

Künftigen 8. Mai gibt die Enthüllung der neuen Bronzestatue der Jeanne d'Arc, Jungfrau von Orleans, Veranlassung zu einem großen Volksfeste in dieser Stadt, womit außerdem die Einweihung des durch den Baumeister Delton neu hergerichteten uralten Rathhauses verbunden wird.

Folgender Unglücksfall wird aus Holland berichtet: Das Eis hatte sich auf der Waal so festgesetzt, daß Fuhrwerke darüber gingen. Die Diligence, welche zwischen Arnheim und Nymwegen fährt, wollte auch diesen Weg benutzen und versank auf der Mitte des Flusses mit 13 Menschen.

Die Zahl der noch in den Vereinigten Staaten lebenden Indianer schätzt man auf circa 400,500 Köpfe. Davon leben in Californien circa 100,000, Neumerico 45,000, Texas 29,000, Utah 11,500, Oregon 23,000, Missouri 43,000, Arcansas 20,000 und der Rest in dem Indianergebiet des Westens der Union.

Paris bekam in diesem Jahre drei Fastnachts-Ochsen zu sehen, die alle drei aus der Gegend von Caen (Normandie) kamen. Der stattlichste, Sebastopol, wog 1325, der zweite, Bomarsund, 1275 und der dritte, Trapezunt, 1110 Kilogrammes.

Charade.

(Zweisylbig.)

Wenn meine Erste stolz sich aus dem Bett erhebet,
Die dürre Flur mit Wohlgefallen tränkt,
Dann jubelt Alles, was dort lebt und webet,
Denn Jeder wird durch meine Huld beschenkt.
Ist meine Zweite kühn im Kriegsgetümmel,
So ist sie oft auch treu bis in den Tod;
Ja, Mancher macht mich zu dem Erdenhimmel
Und reicht mir seinen letzten Bissen Brod.
Mein Ganzes such' nicht hier in Deutschlands Gauen,
Schwing' deinen Geist erst über's Meer hinweg,
Dann wirst du mich in jenem Flusse schauen,
Einst Alexanders wie Napoleons Weg.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 25. **Dienstag, 27. Februar** **1855.**

Der Baigneur von Ostende.

(Fortsetzung.)

Bootsmann Meyer fuhr in seiner Erzählung fort:

„Selbst durch das Brüllen der See hörte man das Angstgeschrei der Leute des in der größten Gefahr schwebenden Schiffes; aber der Sturm war so heftig, die See ging so hoch, daß fast kein Mensch auf dem Damme stehen konnte. Der Schiffbruch war da. Keiner hatte indeß den Muth, in solchem schrecklichen Wetter sich hinaus ins Meer zu wagen. Nur Einer sprang ins Rettungsboot. Mijnheer, das war keine Kleinigkeit. Die Nacht war schwarz wie ein Kamin und solch einen Sturm hatt' ich nur einmal erlebt, den nämlich, als in der Bai von Biscaya unser Schiff Seewasser trank, und doch war ich siebenmal in Rio, dreimal im schwarzen Meere, einmal in Archangel und —"

„Ich weiß das ja schon!" rief ich ihn unterbrechend. „Wie hieß der Mann, der ins Boot sprang?"

„Gemakkelijk, zachtjes, Mijnheer! Alles will seinen Gang haben — Ihr wollt gleich alle Segel aufsetzen! Jan hieß er und war ein Kerl wie Ivo; aber schon halb ein Grijsaard (Greis) und ein Ehemann, Mijnheer, der eine Frau und ein Kind hatte und doch nicht bangte. Das war ein Kerl, wie's Wenige gibt, op mijne Eer! (auf meine Ehre!)"

„Hatte er denn keinen andern Namen, als Jan?"

„Freilich hatte er einen Familiennamen, wie Andere auch! Zeker! Cornelis hieß er — Jan Cornelis. Wel! der Jan Cornelis sticht in See und Allmann (Jeder) sagt: „„Waar wel, braver Jan!"" Aber der wußte sein Boot zu steuern! Nicht lange, so sieht er trotz des Unwetters, daß ein Mann sich die letzte Mühe gibt, über dem Wasser zu bleiben, doch keine Kraft mehr dazu hat. Kaum ist er noch in Sicht, da entert ihn der Jan. Er ruft mit seiner Donnerstimme: „„Hierher Allmann!"" Aber es bleibt still — die See hat sie alle verschluckt. Der Sturm rast immer mehr, die Wellen werden immer wilder und wachsen zu grausiger Höhe — da denkt Jan: besser Einen als Keinen, macht kehrt und kommt zurück. Freilich wär' er fast mit seinem Geretteten noch am Damme zu Grunde gegangen, aber sie werfen ihm ein Tau hinaus, das er glücklich hascht.

„„De Heer zij gelovd!"" rufen Alle. Ein Doktor ist da, der an dem Manne, der Seewasser geschluckt hat, herum manövrirt, bis er endlich doch Zeichen des Lebens von sich gibt. Im Lootsenhause kommt er ganz zu sich und fragt, wer ihn gerettet habe. Da zeigen sie ihm denn den braven Jan Cornelis, der dabei stand und that, als wär's ein Knabenspiel gewesen. Mijnheer, als sie ihm den Jan zeigen, ich sag' Euch, da fällt er ihm um den Hals und helle Vreudge-traanen (Freudethränen) rollten ihm über die Backen. Mijnheer, das ging einem alten Seehund an's Herz. Da hättet Ihr die Herrlichkeit sehen sollen; aber die ward noch größer, als sie hörten, daß der Gerettete ein Ostender Jongetje (Jüngelchen) war. Und zeker, Mijnheer, es war der Kapitän Verhaegen, wie Ihr schon wißt, der den Jan Cornelis kannte aus den Bubenjahren; er war als Schiffsjunge fortgegangen. Nun aber nahm ihn der Jan mit in sein Haus hinter den Dünen. Der Kapitän Verhaegen wird aber am andern Tage schwer krank und liegt sieben Wochen bei dem armen Jan darnieder. Doch der muckt nicht. Er wacht an seinem Bette und ermüdet nicht in treuer Pflege.

Digitized by Google

Treu ist Seemannsart. Endlich wird er wieder gesund. Aber er hat nichts mehr, als seine goldene Uhr, die er auf dem Leibe trug. Die gibt er dem Jan, der sie nicht nehmen wollte. Der Kapitän ging endlich fort und focht sich durch bis nach Frankreich. Er hatte daheim viel Geld und versprach, den Jan Cornelis gut zu bedenken. Aber —"

„Hielt's nicht?" fiel ich dem Bootsmann in die Rede.

„Wel, Mijnheer! Doch ein Ostender Jongetje hält sein Wort, wenn's nur irgend kann. Der Verhaegen hat's gewiß nicht gekonnt, und wer weiß, wo er Seewasser geschluckt hat, bis er genug hatte."

„Und Jan Cornelis?"

„Hat das auch geglaubt. Der ging wieder in See, weil er diese lieb hatte, wie ich, Mijnheer. Denn seht, ich bin ein Wrack und liege hier abgetakelt vor Anker; aber daheim halt' ich's nicht aus. Ich muß hier auf dem Damm seyn, von Morgens bis Abends, und die See sehen, sonst sterb' ich vor Heimweh. Gerade so war der Jan. Er schiffte für elende fünfundzwanzig Francs den Monat mit dem Fischerboote seines Patrons hinauf nach Norwegen und davon ernährte er sich kümmerlich eine Reihe von Jahren. Alle seine Fahrten waren glücklich und auch der Fischfang seines Patrons, bis einmal doch ein Unglück über ihn kam, das ihn zum Wrack machte. Und das kam so. Als sie von Norwegen heim segeln, überfällt sie ein Sturm. Sie arbeiten wacker, aber eine Raae stürzt herunter und trifft den armen Jan und schlägt ihm den Arm entzwei. Als er in das Lazareth kam, war der Arm schlimm und der Verunglückte kommt einem von den geschickten Doktoren unter die Finger, die Alles krumm heilen. Der pfuscht an ihm herum und als er endlich fertig ist, kann der gute Jan nichts mehr arbeiten und liegt, gleich mir, vor Anker. Und wenn er das brave Kind nicht hätte, das ihm im Alter geboren ward, so müßte er hungern, wie ich. — Doch die Uhr hat er auch im tiefsten Elend nicht hergegeben, obgleich sie ihm viel Geld dafür boten. Es ist ihm sein theuerstes Gut nächst dem schönen Kinde, bei dessen Geburt sein Weib starb, und er trägt sie beständig auf seiner Brust."

„Wie, Bootsmann Meyer, Jan Cornelis lebt noch?"

„Warum denn nicht?" fragte der Alte verwundert. „Er ist ein Grijsaard, an zehn Jahre älter, aber noch stärker, als ich — freilich, Mijnheer, ich war siebenmal in Rio, dreimal im schwarzen Meer, einmal in Archangel —"

„Richtig!" rief ich aus — „ich weiß es! Wo wohnt Jan Cornelis?"

„Welnu, Mijnheer! Ihr laßt Einen ja gar nicht mehr ausreden! Er ankert dort oben hinter den Dünen. Ich will Euch hinführen, und im „Pavillon aux Dunes" gibt es ein Genieverchen, wie man's hier in Ostende nicht besser trinkt. Ihr zahlt eins oder zwei und Ihr sollt den alten Jan finden, nach dem Ihr ein Verlangen habt, daß ich's nicht begreifen kann, op mijne Eer! Aber sagt mir das doch, Mijnheer!"

„Ein andermal, Meyer!"

„Wel! so liegen wir endlich vor Anker!"

„Gott sey Dank!" rief ich aus und eilte nach dem Bade, wo mich Ivo erwartete.

Meyer stand mühsam auf. In bedenklichen Wellenlinien steuerte er am „Cercle du Phare" vorüber der Stadt zu.

(Fortsetzung folgt.)

Meister Ludwig auf Gastrollen.

(Fortsetzung.)

4.

Holzhändler Märten, den die Jungen auf der Straße spottend den Holzwurm nannten, weil er sich krümmte und schmiegte gleich einem solchen, schlüpfte in sein Haus und fand in dem dunklen Hinterstübchen seinen Spezial, den Sensal Dobrik, mit einem Bogen Papier voll Zahlen vor sich.

„Alles in Ordnung?" fragte der Eintretende.

„Genau. Bis auf's Tipfelchen. Dreitausend Thälerchen für mich, dreitausend Thälerchen für Euch. Das Gimpelchen zappelt im Netze."

„Lassen ihn nachher wieder fliegen."

„Aber nicht weit. Leimrüthchen in der Nähe. Flügelchen stutzen. Wenn wir's gescheidt anfangen, fließt sein Goldchen in unsere Täschchen. In zwei oder drei Jährchen ist er hin. Vielleicht ein solides Bankerottchen."

„Hört, Dobrik, das gefällt mir nicht. Wir wollen den Mann nicht um Haus und Hof bringen."

„Nein. Aber das Häuschen plündern. Das Gärtchen dazu. Spaßvögelchen!" sagte Dobrik grinsend — „unterschreibt das und bringt es vollends in Ordnung."

Digitized by Google

Märten setzte sich an's Fenster und las die Urkunde, die ihm Jener reichte, mit Aufmerksamkeit durch. Als er geendet, sah er seinen Genossen an:

„Das ist ein gewagtes Spiel. Wir unternehmen mehr, als dienlich. Es kann uns an den Kragen gehen."

„Wenn nur nicht an's Köpfchen. Das Krägelchen setze ich daran. Uebrigens ist es mein Risiko, nicht das Euere, und ich bin eigentlich ein Närrchen, daß ich Euch so reichlich bedenke. Wenn Ihr nicht wollt, gehe ich zum Abrahamchen. Wißt Ihr?"

„Her damit!" rief Märten, nahm die Feder und setzte seinen Namen groß und breit unter die vorgelegte Schrift.

Kaum war dies geschehen, als Jener dieselbe auch schon zusammengefaltet in die Brusttasche steckte und sich empfahl.

Der Holzhändler erschrack fast, als er bemerkte, wie schnell Dobrik sich entfernte, und er schüttelte sich die mürben Glieder, als sey ihm gar nicht wohl zu Muthe. Wirklich rieselte es ihm kalt durch die Adern und hätte er das eben Geschehene zurücknehmen können, er hätte es ohne Bedenken gethan.

Erschrack nun Märten schon über das plötzliche Verschwinden des Sensals, so würde er noch viel heftiger erschrocken seyn, wenn er hätte sehen können, wie der Mann, der eben aus seinem Hinterstübchen schied, jetzt in seinem eigenen Schmollwinkelchen saß und dieselbe Rechnung, die er schon dreimal bei Seite geworfen hatte, wiederum vornahm, weil sie noch immer nicht stimmen wollte.

Schon war der Sensal nahe daran, sich zum vierten Male zu verrechnen, als sein Spezial Märten eintrat und sich ohne viele Umstände zu ihm setzte.

„Zerbrecht Euch den Kopf nicht," sagte er; „Ihr wollt immer gescheidter seyn, als andere Leute, und macht doch eine Dummheit über die andere. Ich habe es nachgerade heraus, wie man dem Fuchs den Pelz stiehlt, ohne daß er es merkt. Seht her."

Märten kramte seine Papiere aus und Dobrik untersuchte sie begierig.

„Teufelchen!" staunte Letzterer — „und das habt Ihr unterschrieben?"

„Habe es gethan. Und es gehört Euch dies Dokument, wenn Ihr ein zweites, gleichlautendes, welches ich Euch hiermit vorlege, für mich in Euerm Namen unterzeichnet... Wollt Ihr das eingehen, dann ist es gut. Der Speck liegt in der Falle und die Maus springt hinein. Daß sie nicht wieder herauskommt, ist unsere Sache. Wie ist's?"

„Federchen her!" rief Dobrik und seine Augen funkelten wie die einer Katze bei Nacht. „Nun ist's geschehen. Da habt Ihr das Papierchen, altes Freundchen."

„Legt es recht sauber zusammen und seht dann dies zweite Dokument an, ob Ihr im Stande seyd, daraus klug zu werden."

Es war eine bunte, krause Rechnung, die der Sensal in die Hände bekam, eines jener arithmetischen Kunstwerke, durch welche man einen ehrlichen, wohlhabenden Mann aus Haus und Hof hinaus und in das Schuldgefängniß hinein rechnet.

Während er kopfschüttelnd dasselbe durchflog und sich unwillkürlich in die Zahlen vertiefte, nahm Märten Hut und Stock und machte sich in aller Stille davon.

Erst nach einigen Minuten bemerkte der Sensal die Abwesenheit des Freundes und in demselben Augenblick fiel es ihm zentnerschwer aufs Herz. Das Dokument, welches er durch seine Unterschrift zu dem seinigen gemacht hatte, war fort und — entsetzlich! — das andere Exemplar, welches von dem Märten für ihn unterzeichnet worden, war mit diesem ebenfalls verschwunden. Entsetzlich!

„Du gütiges Herrgottchen! was ist das?" rief der Sensal außer sich. „Oh! das Geierchen! das Krokodilchen! Er will mich umbringen! Aber es soll ihm nichts helfen. Ich fliege zu ihm. Ich will ihm das Papierchen entreißen und wenn er es tausend Fuß tief vergraben hätte!"

Dobrik eilte zu Märten.

Märten aber, von einer gleichen Angst besessen, wollte eben zu Dobrik eilen.

Auf halbem Wege, mitten auf dem Marktplatze, trafen sie zusammen. Sie stierten sich an. Sie schnitten Gesichter, die alle Vorübergehenden lachen machten. Sie hätten sich die Augen aus dem Kopfe, das Herz aus dem Leibe reißen mögen. Endlich, nach langem grimmigen Anglotzen, fand der stumme Zorn Worte und Beide schrieen aus einem Munde:

„Das Dokument!"

Sie glotzten wieder eine Weile grimmig einander an.

„Wer hat das Dokument anders als Ihr, der es mir gestohlen?" schrie Märten.

Digitized by Google

„Satanchen!“ entgegnete Dobrik und schlug die geballten Fäuste an einander — „so habt Ihr's vielmehr mit mir gemacht, als Ihr in meinem Kämmerchen waret.“

„Ich bin gar nicht bei Euch gewesen, sondern Ihr seyd zu mir gekommen und habt Euch nach meinem Eigenthum gelüsten lassen!“

„Kein Füßchen hab' ich in Eure Diebshöhle gesetzt! Frage nichts nach einem Prozeßchen. Ihr sollt mir an's Messerchen!“

In diesem Augenblick kam Herr von Engers des Wegs daher. Er wurzelte voll Erstaunen am Boden fest, als er seine beiden Agenten sich einander im Zorn gegenüber sah, ein willkommenes Schauspiel für die Müßiggänger und Gassenbuben. Um den Lärmen, welchen die Umstehenden erhoben, hatten sich die beiden Kampfhähne nicht bekümmert; aber die durch das plötzliche Erscheinen des Fabrikherrn veranlaßte augenblickliche Stille machte sie stutzen. Ueberrascht sahen sie den zürnenden Blick ihres Patrons und keines Wortes mächtig stoben sie auseinander und rannten nach den entgegengesetzten Richtungen fort, von der übermüthigen Gassenjugend mit Schreien und Gelächter verfolgt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber das traurige Ende Sir J. Franklin's berichtet jetzt ein Eskimo, Namens Mastitukwin, der mit Dr. Rae reiste und von diesem für sehr verläßlich gehalten wird, folgende Einzelnheiten: „Er (der Eskimo) habe mit einigen Gefährten den Winter in einem Schneehause verlebt, wo sie sechs Wochen lang vollkommen Nacht hatten. Im März vorigen Jahres gingen sie über's Eis gegen Norden weiter und wanderten über einen Monat lang. So drangen sie hundert englische Meilen weiter gegen Norden vor, als die Eskimos zu wandern pflegen, fanden aber auch da noch die Spur des Moschusochsen. Sir Franklin und seine Gefährten sind todt. Doch ist es nicht unmöglich, daß von den Letztern noch Einige unter den Eskimos leben. Sir John's Uhr, in Stücken, seine silberne Gabel, sein Löffel und sein Messer sind aufgefunden. Das gescheiterte Schiff war für diese Leute (die Eskimos) eine wahre Gottesgabe; denn jetzt haben sie gute Speere, Kanoes ꝛc. aus Eichenholz. Wahrscheinlich ist es erst zwei oder drei Jahre her, daß der Kapitän mit seinen Leuten durch Hunger umgekommen.“ — Das sind die Worte von Mastitukwin, aus welchen man auf den Tod Franklin's schließen zu können glaubt. Schon früher berichtete Dr. Rae, daß er von Eskimos vernommen, der Kapitän sey, in eine Decke eingehüllt und seine Flinte an der Seite, von einigen ihrer Landsleute aufgefunden worden. Zuverlässig ist, daß die Eskimos Geräthe aus Eichenholz besaßen, die sie wohl aus den Ueberresten von einem der Franklin'schen Schiffe angefertigt hatten.

Der „Amt des Sciences“ thut eines von den HH. Franchot und Lesseps du Motay entworfenen Planes Erwähnung, die beiden Ufer des Kanals (Straße von Calais) durch einen Tunnel mit einander zu verbinden. Dieser Tunnel soll nicht unter dem Wasser erbaut werden, sondern auf dem Grunde des Meeres ruhen, also durch das Wasser geführt werden. Er soll aus Gußeisen bestehen und würde in Stücken von je 3 bis 4 Metres Länge in die Tiefe gesenkt werden. Die Breite würde 2 Met. bis 2 Met. 30 Centimet. betragen und für Herstellung einer Eisenbahn genügen, auf welcher sich der Weg durch den Kanal in weniger als einer halben Stunde zurücklegen ließe.

Die Versuche, welche nach du Tremblay's System mit der Anwendung des Schwefeläthers als bewegende Kraft in Toulon auf dem Dampfer „France“ gemacht wurden, sind vollkommen gelungen. Das 1400 Tonnen und 90 Passagiere tragende Schiff, mit Maschinen von 300 Pferdekraft und einer Schraube von 12 Fuß Durchm., machte 9 Knoten pr. Stunde und ersparte wenigstens 50 pCt. an gewöhnlichem Brennmaterial.

Wie wichtig die Käseproduktion in der Schweiz ist, zeigen folgende genaue Angaben aus dem von nur etwa 10,000 Seelen bewohnten Amte Wangen, Kantons Bern. Man zählt dort 17 Käsereien, die jährlich 3200 Ztr. Käse bereiten, wofür 210,000 Fr. erlöst werden.

Auflösung der Charade in № 24:

Nilpferd.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 246. Freitag, 2. März 1855.

Der Baigneur von Ostende.

(Fortsetzung.)

4.

Es war am Nachmittage des folgenden Tages, als ich den Weg hinter den Dünen einschlug, der dort links abbiegt, wo rechtshin der Weg nach dem „Pavillon aux Dunes" sich wendet. Dieser ist mit Asphalt stellenweise befestigt, während jener alle Unbequemlichkeiten des Dünensandes den Wanderer empfinden läßt. Das Morgenbad hatte mich ungemein erquickt, so daß ich mich in der heitersten Stimmung befand.

Was ich dort wollte und suchte, wohin mich mein Weg führte, war ein Doppeltes. In erster Linie lag der Gedanke, Jan Cornelis aufzufinden, um das Wort zu lösen, das ich Verhaegen gegeben hatte; in zweiter aber die Absicht, einmal diese Dünengegend kennen zu lernen, die ein so eigenthümliches Gepräge hat.

Es war ein Tag heute, wie ich ihn reiner und schöner noch nicht erlebt hatte. Des Himmels Azur war tief gesättigt, und dies wunderbar herrliche Blau spiegelte sich in den leichtgekräuselten Wellen des Meeres ab, welches in einem milden Blaugrün glänzte, das nur hie und da von hellen, marmorartigen Adern durchzogen war, die dem weißen Schaume der Wellen ihr Daseyn verdankten.

Auf dem Digue oder Damme erging sich die Badegesellschaft, gespickt mit der Judenschaft von Ostende, die heute am Sabbath allen Glanz des Reichthums wie der Eitelkeit und Prunksucht entwickelte. Scherzen, Lachen, Kosen überall, und dabei Kokettiren und Courmachen, Adoriren und der weisen Rede lauschen, oder alberne bewunderungsvoll belächeln. Stoff zu stillen Beobachtungen am Thermometer des geselligen Umgangs, der herrschenden Bildung der Nationalität wäre genug geboten gewesen, wenn mich nicht mein Ziel rasch diesem Gedränge entzogen hätte.

Kaum hatte ich den Dünenweg betreten, als ich mich diesen Strömungen enthoben und allein sah, denn sie bewegen sich nur vom Pavillon der Dünen bis hinab zum Austernparke und der Estacade hin und her, in einem Einerlei, das nur dann kein ermüdendes werden kann, wenn man tiefere geistige Bedürfnisse nicht kennt, als dieses Wechseln leerer Redensarten, oder — wenn wirklich ein Gespräch von geistiger Tiefe in Regionen führt, welche des Denkens würdig sind.

Die Dünen, welche gegen das Meer senkrecht abfallen und spärlich von dem wohlthätigen, durch seine ungeheuern Wurzelfäden ihnen unzerstörbare Festigkeit gebenden Sandhafer bewachsen sind, senken sich in der entgegengesetzten Richtung allmälig der Ebene zu. Stellenweise bilden sie mehrere fortlaufende Hügelketten in derselben Richtung, welche den Damm der Natur gegen das gewaltige Meer bilden.

So ärmlich auch die Häuschen sind, die hinter der Dünenkette bis Mariakerke hin eine fast ununterbrochene Kette bilden, freilich nicht ganz nahe an einander liegend, sondern durch Räumlichkeiten getrennt, — so haben sie doch etwas Nettes und Sauberes, was sie von den Wohnungen der Armuth im Binnenlande höchst vortheilhaft unterscheidet.

In Gedanken vertieft, war ich eine Strecke fortgegangen und manches der niedlichen Häuschen lag schon hinter mir, als ich mich meines Zweckes wieder lebhaft erinnerte.

Ein Mann kam mir entgegen, der auf einem Schubkarren Mohrrüben nach der Stadt bringen wollte.

„Wohnt nicht hier herum der alte Jan Cornelis?" fragte ich ihn.

Digitized by Google

„Ihr hättet's besser nicht treffen können, Mijnheer," antwortete mir der Mann, „denn Ihr steht gerade seiner Wohnung gegenüber. Der Fußweg hier führt Euch zu ihm und dort in der Sonne sitzt der Grijsaard (Greis), den Ihr sucht."

Damit drückte er seinen Karren weiter, nachdem er mich freundlich gegrüßt hatte.

Meine Blicke wendeten sich rechts hinab den Dünen zu.

Ziemlich hohe Sandwälle friedigten zu beiden Seiten des Fußpfades zwei ungewöhnlich ausgedehnte Feldstücke ein, in deren Ecken Pflaumenbäume ein nicht eben fröhliches Daseyn fristeten. Gerade da, wo der Pfad gegen die Dünen endete, stand eines jener kleinen Häuschen, deren ich gedachte. Es zeichnete sich dadurch aus, daß es neuer war als die andern und, was immer auf Frauennähe schließen läßt, gerade neben der Thüre ein kleines Blumengärtchen hatte, darinnen eine Monatrose lustig blühte, nebst Astern verschiedener Farbe. Ein alter, weißastiger, für den Sandboden hoher Birnbaum beschattete auf der andern Seite theilweise das Häuschen, theilweise einen kleinen Raum, der als Hofraum gelten mußte. Hinter dem Häuschen, in einem kleinen Dünenthälchen, suchte eine gescheckte Kuh ihr mageres und hartes Futter, und Hühner und Kaninchen trieben sich lustig in den Dünen in der Nähe des Hauses umher.

Unter dem Birnbaume, an seinen rauhen Stamm angelehnt, stand ein strohgeflochtener Sessel von kunstloser Arbeit, in dem ein Greis saß, dessen schneeweißes Haar von einem Südwester (so heißt der wachstaffetne Hut der Seeleute, dessen Krempe im Nacken länger ist, als über der Stirne) bedeckt war. Sauber und nett war die ganze Umgebung, selbst auf den Feldern erblickte man kein Unkraut.

Einen Augenblick betrachtete ich mir das Bild dieses Stilllebens, aus dem Armuth und Zufriedenheit, Ordnung und Fleiß anheimelnd und wohlthuend mir entgegentrat.

Ohne Weiteres schlug ich dann den Querpfad ein und stand vor dem Greise, der sich auf meinen Gruß mühsam erhob und seinen Südwester achtungsvoll lüftete.

Neben seinem Sessel stand ein leerer Holzstuhl und davor das runde Tischchen mit allen Geräthschaften der hier sehr im Schwunge gehenden Spitzenklöppelei. Eine Spitze war in Arbeit und lag theilweise aufgerollt dabei; sie zeichnete sich durch Schönheit des Musters wie durch Feinheit der Arbeit vortheilhaft aus. Die Arbeiterin sah ich nicht.

„Ihr gestattet wohl, Vater," hob ich sofort an, „daß ein müder Wanderer ein wenig bei Euch raste?"

„Mit Freude!" erwiederte der Alte. „Nehmt hier Platz auf dem Stuhle. Luisetje wird sich einen andern holen, wenn sie kommt."

Mit einem Blicke hatte ich das volle Bild des Greises in mich aufgenommen.

Er mußte wohl tief in den Achtzigen seyn, daran war kein Zweifel. Sein Haar war zu Schnee gebleicht. Tiefe Falten zeigte sein Gesicht; aber das Auge schien noch lebhaft und scharf. Der Kopf war schön und selbst in diesen hohen Jahren lag noch ein frisches Roth auf den Wangen, denen man es ansah, daß sie manchem Sturme preisgegeben gewesen waren. Seine Kleidung war ärmlich. Auf dem alten Wamms saß mancher Lappen; aber Alles war so ordentlich geflickt und so reinlich, daß man sich dessen nur freuen mochte.

„Ihr müßt mir's schon vergeben, Mijnheer, daß ich Euch den Stuhl nicht stelle," sprach der Alte, sich entschuldigend; „ich bin ein Grijsaard von achtundachtzig Jahren — ein altes Wrack, das hier vor Anker liegt, so lang' es Gott gefällt. Ich bin am rechten Arm' und Bein' gelähmt und das Gehen fällt mir schwer, ob ich es gleich noch bis hinein in die Stube riskiren kann."

Ich beruhigte ihn, setzte mich, nahm hierauf eine Cigarre und reichte auch ihm eine.

„Helas!" rief er freudig bewegt aus — „da erweiset Ihr mir eine große Ehre und Freude! Es ist lange her, daß Unsereiner keine ordentliche Cigarre mehr geraucht hat."

Sein Gesicht schien wie verklärt in der Vorahnung des lange entbehrten Genusses.

(Fortsetzung folgt.)

Meister Ludwig auf Gastrollen.

(Fortsetzung.)

5.

In hohem Grade verstimmt wegen des erlebten Auftrittes, kam Herr Anselm nach Hause. Aber sein Verdruß schwand sichtlich, als der Comptoirdiener meldete, Herr Roland sey vor Kurzem von seiner Reise zurückgekehrt; er warte im Besuchzimmer und die neue Mamsell sey auch daselbst.

Digitized by Google

Als Herr Anſelm eintrat, verließ Amalie mit einer Verbeugung gegen ihren Herrn das Zimmer. Aber diesmal beachtete er ſie nicht, denn er war noch ſo erregt von dem auf dem Marktplatz Geſehenen, daß er nicht einmal gewahrte, wie auch Herr Roland ſich in nicht geringer Bewegung befand, ſondern reichte dieſem lebhaft ſeine beiden Hände.

„Seit zwei Stunden bin ich erſt zurück und ſuchte Sie gleich auf," ſagte der Gaſt. „Wir wollen ein Weilchen zuſammen plaudern. Seit ich von hier entfernt war, iſt es mir erſt recht klar geworden, wie werth Sie mir während dieſer kurzen Zeit unſerer Bekanntſchaft geworden ſind."

Herr Anſelm drückte dem neuen Freunde ſtumm die Hand.

„Und was die Einladung betrifft, welche ich neulich ausſchlagen mußte, ſo nehme ich ſie auf morgen an. Ein Schüſſelchen Gernegeſehen — nichts weiter. Nur keine Umſtände, das bitte ich mir aus."

„Das iſt ſchon abgemacht!" verſetzte Herr von Engers.

„Und nun laſſen Sie uns ein vertrauliches Wort mit einander ſprechen. Aber, wie kömmt mir's dann vor? Sie ſind ja ſo zerſtört, ſo aufgeregt! Es iſt Ihnen doch nichts Unangenehmes begegnet?"

Der Fabrikherr erzählte den ärgerlichen Auftritt, welcher zwiſchen ſeinen beiden Agenten ſtattgefunden.

„Sie leiten das Geſpräch gerade auf den Punkt, wohin ich es haben wollte," ſagte Herr Roland. „Ich hätte Häuſer gebaut auf die Solidität dieſer Männer und ſammelte jetzt Erfahrungen, die mindeſtens meine Zuverſicht wankend machen. Will Ihnen doch den beachtenswerthen Fall auseinanderſetzen."

Aber Herr Roland kam nicht dazu. Wenn Herr Anſelm in ſeinem Comptoir war, hatte Jeder, der in Geſchäften zu ihm wollte, ohne Weiteres Zutritt. Befand ſich der Prinzipal im Beſuchzimmer, ſo wurde der Kommende ſtets erſt gemeldet. So kündigte der Diener den Holzhändler Märten an.

„Ich laſſe Sie mit dem heimlich Angeklagten allein. Verſuchen Sie es, das verſtockte Gemüth zu erweichen!" ſprach Herr Roland und ging zu der einen Thür hinaus, während der Holzhändler zu der andern eintrat.

Märten hatte keinen beſonders gnädigen Empfang. Demüthig, mit hochgezogenen Schultern, ſtand er da und ließ das Donnerwetter, dem er nicht ausweichen konnte, über ſich ergehen. Als aber die Lunge des Herrn Anſelm ſich erſchöpfte, nahm er mit der ihm eigenthümlichen Schlauheit das Wort.

Er war ſo unterwürfig, ſprach ſo überzeugend und ſah dabei ſo ehrlich aus, daß Herr Anſelm faſt ſeinen Groll ſchwinden ließ und kurzweg ſagte:

„Schon gut. Will glauben, daß Ihr blos leichtſinnig geweſen ſeyd. Aber dem Hallunken Dobrik ſoll man es eintränken und er darf mir nicht wieder ins Haus."

Der Holzhändler ſtrahlte vor Freude über den erfochtenen Sieg. Er überlegte, daß es jetzt am klügſten ſey, dem alten Herrn für einige Zeit aus dem Wege zu gehen. Als er aber eben zur Thüre hinaus wollte, ſprang er mit einem lauten Schrei zurück, denn ihm entgegen trat — er ſich ſelbſt.

„Zwei Märten!" rief Herr Anſelm und griff mit der Hand an die Stirn, als wollte er ſich überzeugen, ob er wache. „Weiche, du entſetzlicher Teufelsſpuk!"

Aber dieſer wich mit nichten, ſondern als der zuerſt eingetretene Märten entwiſchen wollte, ergriff der Doppelgänger deſſen Hand mit den Worten:

„Warte noch ein wenig. Du biſt vielleicht ein guter Freund von dem Holzhändler Märten und ſollſt ſehen, wie der Kerl ſich freiwillig an das Meſſer liefert."

Hiemit zog er ein Blatt Papier aus der Taſche, legte es gravitätiſch vor dem Fabrikherrn auf den Tiſch und entfernte ſich darauf wieder.

Als Märten das Dokument erblickte, welches er auf eine ſo leichtſinnige Weiſe aus den Händen gegeben, ſprang er hinzu, um es zu vernichten. Aber Herr Anſelm legte die eine Hand darauf und erhob drohend die andere.

Verzweifelnd ſtürzte der Holzhändler hinaus; es war Alles verloren.

Auf der Hausflur empfing ihn der Neffe und ſagte:

„Wenn ich Ihnen rathen ſoll, gehen Sie jetzt nicht hinaus. Die Fabrikarbeiter haben, ich weiß nicht, durch wen, von Ihren Nichtswürdigkeiten Wind bekommen, und es könnte Ihnen übel ergehen. Darf ich Ihnen dies Kämmerlein zum einſtweiligen Aufenthalt anbieten? Immer hinein, wenn's beliebt!"

Märten gehorchte. . . . . .
. . . . . .

Digitized by Google

Leicht erklärlich ist die Stimmung, in welcher Herr Anselm zurückblieb. Alles Vertrauen, das er dem Manne bewiesen, war mit Einemmale zerstört. Er war nicht nur der Betrogene, sondern auch der Genarrte, der Gefoppte. Alle Leute, die ihn zum Oefteren gewarnt und die er hochmüthig zurückgewiesen, standen vor ihm wie in einer Glorie.

Und zu ihm, dem schier Verzweifelnden, trat jetzt der Sensal Dobrik, natürlich zu seinem Unglück, in die Stube.

Wie ein Tiger schoß Herr Anselm auf den armen Teufel los, der in den Augen des Fabrikherrn las, was die Glocke geschlagen, und zwar bis auf die Sekunde. Er verwünschte heimlich sein ungeschicktes Hineintappen und hätte sich gern davon gemacht, wenn es nur nicht zu spät gewesen wäre.

„Da sitzt!" schrie Herr Anselm und drückte den vor Angst Halbtodten auf einen Stuhl nieder. „Rührt Euch nicht um eines Strohhalms Breite, aber öffnet den Mund und beichtet! Bekennt, daß Ihr mich belogen und betrogen Euer Leben lang, damit ich die Strafe bemesse, die Ihr verdient und die so streng seyn soll, wie das Gesetz es nur immer gestatten will."

„Gottchen! gutes Gottchen!" lispelte Dobrik, bleich vor Angst. „Bin ein Kindchen des Todes. Was soll denn das arme Dobrikchen bekennen? Weiß nichts, gar nichts."

„Da ist die Schandschrift Eures Helfershelfers!" donnerte Herr Anselm. „Seht hinein und verstummt! Der wackere Herr Roland hat sie Euch entrissen — jener Ehrenmann, den Ihr betrogen habt, wie mich."

„Rolandchen? Kenne kein Rolandchen, als den in Bremen."

„Petrus hat seinen Herrn verleugnet; warum nicht Ihr und Euresgleichen die Ehrenmänner, die Euch blind vertrauten? Aber Euer Lohn soll nicht ausbleiben. Geht mir aus den Augen, oder ich vergreife mich!"

Dobrik sprang auf und eilte, so schnell er vor Angst konnte, dem Ausgange zu.

Aber hier — o Schrecken! — trat auch ihm sein Doppelgänger entgegen und winkte ihm gespenstisch, stehen zu bleiben.

Herr Anselm fuhr zurück. Ihm schwindelte. Er griff mit der Hand nach der Stuhllehne und zwickte sich in den Arm, um sich zu überzeugen, ob er wache oder träume.

„Brüderchen!" sagte die Erscheinung zu dem armen Sünder — „willst wohl in Dein behaglich Häuschen gehen? Bist aber von einem Irrthümchen befangen. Geht von hier geradeswegs ins Zuchthäuschen, wo Du mit andern Wucherern und Kehlabschneiderchen den Kehraus tanzen sollst Dein Leben lang!"

Dobrik wimmerte.

„Schau dieses Dokumentchen!" fuhr die Erscheinung fort. „Ist von Dir selbst geschrieben und auch der Name steht darunter: Nepomuk Dobrik. Ein fettes Bißchen für das Kriminalgerichtchen. Herr von Engers sehe, was damit zu thun."

Der Doppelgänger legte das Blatt vor den Fabrikherrn nieder, rief dem ganz zerknirschten Sensal ein schaurig tönendes „Wehe!" zu und verschwand geräuschlos, wie er gekommen.

Es war todtenstill in der Stube. Man konnte hören, wie dem armen Sünder vor Frost die Zähne an einander schlugen. Endlich wagte es dieser, einen Seitenblick auf den Fabrikherrn zu werfen. Derselbe saß in seinem Lehnstuhl und hatte weder Auge noch Ohr für das, was um ihn her vorging.

Diesen Augenblick hielt Dobrik für geeignet, sich aus dem Staube zu machen. Aber draußen hielt ihn der Neffe an und schob ihn in ein besonderes Kämmerchen, indem er ihm bedeutete, wenn er den Kopf zur Thür hinausstecke, werde ihm derselbe von den erbitterten Fabrikarbeitern zerschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Bei einem der letzten Empfänge in den Tuilerien befand sich eines der Mitglieder der Familie Rohan und hielt seinen Vorfahren in einer Unterredung mit dem Marschall Vaillant eine warme Lobrede. „Was mich betrifft," sagte der Marschall, „so mache ich mir eine Ehre daraus, von einem Schuhflicker abzustammen." — Der Kaiser, welcher in der Nähe stand, unterbrach lächelnd den Marschall und bemerkte ihm: „Sie könnten Ihrem Aeltervater einen nobleren Namen geben und ihn Stiefelmacher nennen." — „Keineswegs," erwiederte Vaillant, „er war blos ein Schuhflicker."

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 27. Sonntag, 4. März **1855.**

Der fliegende Holländer.

Von Wolfg. Müller aus Königswinter.

Die Dämmerung legt sich auf Meer und Land:
Die Weiber sitzen am Dünenstrand,
Sie harren seit dem Abendroth;
Und seitwärts kehret Boot um Boot,
Und Vater und Gatte und Bräutigam —
Sie werden empfangen mit Lust und Scham.
Die Wellen wogen und brausen.

Und immer leerer wird es am Ort —
Die Paare zogen zum Dorfe fort.
Schwarz kommt die Nacht, schon glühet weit
Des Leuchtthurms Aug' in die Dunkelheit.
Zuletzt fehlt nur noch ein einziger Mast;
Ein Weib nur starrt noch hinaus ohne Rast.
Die Wellen wogen und brausen.

Frau Dore wartet noch auf den Mann.
Sonst fuhr er immer so lustig heran;
Sein Segel so blank, so stark sein Kiel,
Es ging durch die See, als wär' es ein Spiel.
Wo bleibet er? — Stunde um Stunde verrinnt;
Laut pocht ihr das Herz, sie schauet sich blind.
Die Wellen wogen und brausen.

Schlägt da nicht vom Thurm die Mitternacht?
So lange hat sie noch nie gewacht.
Mit schlaffen Gliedern schickt sie sich an
Und sucht durch die Dünen zum Dorfe sich Bahn;
Der heute nicht kam, kehrt morgen zurück,
Er ist ja ihr Leben, ihr Licht, ihr Glück.
Die Wellen wogen und brausen.

Nur einmal noch blicket sie um nach der Fluth —
Kommt dort nicht ein Boot? Ihr hebt sich der Muth.
Aus schwarzer Ferne, aus nebliger Luft
Es bebet und webet unsicher im Duft;
Und seltsam! es geht gegen Strom und Sturm —
Doch sieh, jetzt bestrahlt es das Licht vom Thurm!
Die Wellen wogen und brausen.

Herr Gott! schwarz ist des Fahrzeugs Bauch,
Schwarz sind die Masten und Segel auch,
Bootsmann und Matrosen fahl und kalt —
Sie sieht dabei ihres Mannes Gestalt!
Das Geisterschiff fliegt lautlos vorbei —
Frau Dore sinkt mit schrillem Schrei.
Die Wellen wogen und brausen.

Man findet sie Morgens erstarrt am Strand —
Der Leib ist Eis, das Hirn ist Brand;
Aus Fieberträumen wüst und wild
Aufflattert das schreckhafte nächtliche Bild,
Bis sie aus den wirren Reden versteh'n:
Den „fliegenden Holländer" hat sie geseh'n!
Die Wellen wogen und brausen.

An's Ufer treiben beim Morgenroth
Die öden Trümmer von einem Boot;
Die Brandung wirft eine Leiche an's Land —
Sie haben ihn Alle geliebt und gekannt.
Das irre Weib erschaut die Gestalt
Und jauchzt und lacht und stirbt alsbald.
Die Wellen wogen und brausen.

Der Baigneur von Ostende.

(Fortsetzung.)

Um einen Anfangspunkt für das Gespräch zu finden, hob ich, nachdem ich dem alten Schiffsmanne Feuer gereicht, an:

„Ihr wohnt da recht schön und friedlich."

„O ja, Mijnheer," erwiederte der Greis; „aber will ich die See sehen, so muß mich Luisetje dort den Pfad zu den Dünen hinauf-

Digitized by Google

führen. Da mögt Ihr nun wohl denken, daß gar mancher Tag vergeht, ohne daß ich sie sehe, und doch ist die alte Liebe zur See in meiner Brust noch nicht geröstet. Das thut mir oft wehe, und doch kann ich dem guten Kinde nicht zumuthen, diese schwere Arbeit oft zu thun und seine kostbare Zeit zu versäumen. Friedlich wohnen wir, ja, denn kein Unfriede stört uns hier, wo Nachbarn so ferne sind, daß man sie selten sieht."

„Und Euer Haus ist neu; Ihr habt es wohl erbaut?"

„Ach ja, Mijnheer," sagte er mit einem tiefen Seufzer; „wenn sich nur nicht an diesen Bau so traurige Erinnerungen knüpften. Denkt Euch, es war Anno 1844 beim Neumond im März, als gerade eine Springfluth war und der Wind aus Nord-Nordwest das Salzwasser mit erschrecklicher Macht gegen Ostende trieb. Gegen Mitternacht war er zum Orkane angewachsen, der furchtbar daher raste. Ich hab' nur einen so erlebt, den, der mich meine geraden Glieder kostete. — Zahllose Mövenschwärme flüchteten auf's Land in selbiger Nacht und niemals hab' ich ihren Schrei angstvoller gehört. Gegen halb Eins war hohe Fluth. Da brach plötzlich das Meer über die Dünen herein mit aller Macht. Ich und mein gutes Kind wären ertrunken, wenn uns nicht ein guter Mensch vor der Gefahr gewarnt hätte. Wir flohen zeitig nach Mariakerke mit unserem Kühchen, aber unser Feld wurde verwüstet, unsere Hühner und Kaninchen kamen um und unser Hüttchen stürzte ein, denn es war alt und gebrechlich. So könnt Ihr Euch unser Herzeleid denken! Ist man arm und jung, da drückt so etwas schon schwer; ist man aber alt, trifft's noch viel härter, weil aller Verdienst mangelt. Ich gab Alles hin, selbst mein theuerstes Kleinod, meine Uhr, versetzte ich und baute das Häuschen auf; aber die Schuld drückt und verzehrt meines Kindes Verdienst und meinen Frieden."

„Das ist ein hartes Loos," sagte ich; „wenn aber Euer Kind sich verheirathet, da wird's den jungen Kräften leichter, die Schuld abzuzahlen."

„Mein Kind wird keinem Manne zum Altare folgen, ehe und bevor diese Schuld getilgt ist," entgegnete der Greis; „so ist dessen unwandelbarer Entschluß."

„Aber warum denn das?" fragte ich mit Theilnahme.

„Weil sonst der Jammer in die Ehe hineinragt und sie elend machen muß. Der Ehestand ist ohnehin ein Wehestand; wenn er aber gar noch mit Schuld und Ungemach begonnen wird, dann ist's vollends aus. Und so kann ich meinem Kinde kein Unrecht geben."

„Aber ihre Jugend wird verblühen. Ist denn die Schuld groß?"

„Zeker, Mijnheer! und das ist's, was mich bekümmert. Sie beträgt fünfhundert Francs noch. Es war mehr; aber hundert Francs hat mein Kind schon abbezahlt. Das war aber nicht leicht. Helas, Mijnheer! Ihr glaubt nicht, wie sie arbeitet und spart, und es wäre ihr höchstes Glück, wenn sie mir meine Uhr wieder geben könnte, damit sie nicht der alte Wucherer van Hassaelt veräußere."

„Die Uhr scheint Euch besonders werth?"

„Zeker, Mijnheer! es ist die Gabe eines Mannes, der in meinem Herzen steht und der wohl längst todt ist."

„Da mag sie Euch theuer seyn! Nicht wahr, die See ist hier gefährlich?"

„Zeker, Mijnheer!"

„Mir wurde da eine Geschichte erzählt, die ich aber für eine Fabel hielt. Es soll nämlich in einer Sturmnacht, wie sie selbst die ältesten Lootsen von Ostende nicht erlebt hätten, ein Schiff gestrandet und vom Meere zertrümmert worden seyn. Ein Mann aber habe sein Leben gewagt, sey hinaus gefahren in die stürmische See, habe aber nur Einen der Schiffbrüchigen mehr retten können, den er nachher noch obendrein in langer, schwerer Krankheit sorgsam gepflegt habe."

„Hm! Mijnheer, ganz unwahr ist die Geschichte nicht."

„Aber der Gerettete sey undankbar gewesen und habe seinen Retter nicht belohnt."

„Das haben sie gelogen!" rief der alte Mann mit Heftigkeit. „Das weiß ich besser. Er gab ihm viel tausend Dank. War das nicht genug? Und seine goldene Uhr — sagt, Mijnheer, war das nichts?"

„O gewiß!" sagte ich. „Aber der Lebensretter habe später nicht mehr sein gedacht."

„Die Welt ist arg, Mijnheer! Ueber den Mann ist Unglück oder Tod gekommen, sonst — doch laßt uns abbrechen!"

„Jan Cornelis," sagte ich, „Ihr weist die Sache ab —"

„Woher kennt Ihr meinen Namen?" unterbrach er mich.

„Daher, wo ich den Namen Verhaegen her kenne!"

„Mijnheer! woher wißt Ihr das?"

Digitized by Google

Dabei neigte er sich weit vor, um in mein Antlitz zu sehen. Er bebte sichtbar vor innerer Erregung.

„Ich habe Einen gekannt, der den Kapitän Verhaegen kannte. Der sagte mir, mit welcher Liebe er Euerer gedacht."

Jetzt traten in des alten Mannes Augen Thränen, er faltete seine Hände, wie wenn er beten wollte, und sprach dann tief aufathmend:

„Ja, das ist gewiß wahr! Er war eine treue Seele! Gott gebe ihm einen guten Tag, wenn er noch lebt, und ist er schon abgesegelt und im Hafen der Ruhe, so erfreue Gottes Gnade seine Seele!"

(Fortsetzung folgt.)

Meister Ludwig auf Gastrollen.

(Fortsetzung.)

Es war schon spät geworden und noch immer regte sich nichts bei dem Herrn in der Stube. Die Hausgenossen wurden besorgt und dennoch wagte es Keiner, einzutreten, denn sie wußten, wie übel Herr Anselm bei ähnlichen Gelegenheiten den unwillkommenen Störer empfangen hatte. — Endlich unternahm es die junge Wirthschafterin, nach dem alten Herrn zu sehen. Amalie Zorn war die Erste, die es wagen durfte, denn sie hatte sich, ohne es darauf anzulegen, das Vertrauen des Herrn in einem ganz besondern Grade erworben und ward von ihm mit väterlichem Wohlwollen behandelt.

Als die liebliche Stimme ihn aus seinem düstern Brüten aufschreckte, sah er sie mit weit aufgerissenen Augen an und fragte wie abwesend:

„Wie kommen Sie hierher und was wollen Sie von mir?"

„Es ist die Theestunde. Ich wollte nur fragen, ob Sie hinunter in den Saal kommen wollen, oder ob Sie in Ihrer Stube hier zu trinken befehlen?"

„Das endlose Fragen!" versetzte Herr Anselm ungeduldig.

„Verzeihen Sie die Störung!" sagte sie mit einer Verbeugung und wollte sich entfernen.

Er war aufgesprungen, ohne zu wissen wie schnell, und hielt sie bei der Hand:

„Ich bin ein alter Brummbär. Was können Sie für meine üble Laune. Aber für die Gesellschaft tauge ich heute Abend nicht. Ich bleibe hier."

„Sie sollen sogleich bedient seyn!" sagte Amalie sich entfernend.

Als sie eine Viertelstunde später den Thee servirte, meldete sie, Herr Roland habe anfragen lassen, wenn es Herrn Anselm angenehm wäre, würde er einen Augenblick vorsprechen, um über die bewußte Angelegenheit zu reden.

„Soll kommen!" sagte Herr Anselm, neu angeregt. „Ist ein Ehrenmann, dessen Bekanntschaft mir Freude macht. Er hat die Spitzbuben entlarvt, die mich mit meiner Arglosigkeit noch lange verspottet hätten. Und Sie, liebes Kind, sind auch eines von den Menschenkindern, denen das gute Herz aus den Augen herausschaut und die eine Wunde zu heilen vermögen, indem sie den Verwundeten mit voller Herzlichkeit anschauen. Gott vergelte es Ihnen!"

Amalie war zu bewegt, um etwas sagen zu können; aber sie ergriff Herrn Anselms Hand und drückte sie an ihre Lippen. Eine Thräne fiel auf des alten Mannes Hand.

„Nicht so, Kind! nicht so, mein Töchterchen!" sprach er weicher, wie man ihn jemals hatte sprechen hören, und küßte sie auf die Stirn. Dann winkte er ihr, zu gehen.

Bald darauf trat Herr Roland ein und Herr Anselm ging ihm lebhaft entgegen.

„Meine Geschäfte sind beendet," sagte der Eintretende; „morgen kehre ich nach Berlin zurück. Ich wollte es nicht, ohne Ihnen Lebewohl gesagt zu haben und mir das Mittagessen zu holen, was ich neulich ausschlagen mußte. Darf ich morgen Ihr Gast seyn?"

„Sie ehren mich hoch," antwortete Herr Anselm, „und der Tag soll meinem Hause ein Fest seyn. Daß ich es Ihnen nur gestehe, ich verdanke Ihnen viel. Ich war blind und Sie rissen mir die Binde von den Augen."

„Ja, die Herren Märten und Dobrik werden in diesem Orchester die erste Geige nicht mehr spielen," schob Herr Roland lächelnd ein.

„Ich schäme mich meines Eigensinns. Aber jene Schurken sollen es büßen!"

„Nicht doch!" entgegnete Herr Roland. „Es sind ein paar nichtsnutzige Gesellen, die man gehörig ängstigt und dann laufen läßt. Die öffentliche Meinung wird sie schon verurtheilen und das Gesetz sie finden. Beide sind noch hier im Hause, weil man sie weismachte, die Fabrikarbeiter würden sie todtschlagen, sobald sie die Nase ins Freie steckten. Lassen Sie die armen Sünder in ihrem Kämmerlein Buße thun, und morgen wollen wir sie beurlauben. Das soll

Digitized by Google

ihre Strafe seyn. Und nun gehen Sie zu Bette und stehen Sie morgen heiter und fröhlich auf. Noch Eins. Sie haben in Ihrem Hause ein junges Frauenzimmer. Ich weiß nicht, ist es eine Verwandte oder bloße Dienerin?"

„Sie meinen Amalie Zorn?"

„Ein allerliebstes Kind!"

„Finden Sie?" Bei dieser Frage konnte sich Herr Anselm eines flüchtigen Erröthens nicht erwehren.

„Wenn ich es finde, hat es nicht viel auf sich," sagte Herr Roland; „aber ich glaube, mehrere der jungen Herren im Hause finden es auch — namentlich Ihr Neffe."

„Was Sie mir sagen!"

„Der junge Mann hat einen sichern Blick. Ich an Ihrer Stelle wünschte ihm Glück zu der Wahl und gäbe ihm das Mädchen."

„Herr! Sie sind ein Hexenmeister, der mehr Geheimnisse in meinem Hause entdeckt, als ich je darin geahnt. Rudolph und Amalie!"

„Ein hübsches Pärchen, wiederhole ich. Ueberlegen Sie sich die Geschichte. Auf Wiedersehen!"

Herr Roland ging. Aber Herr Anselm blieb noch lange wach. Er sah, wie im Traum, Rudolph und Amalie in einer Umarmung vor sich stehen und konnte sich von diesem Bilde nicht trennen. Es kam ihm eigentlich sonderbar vor, daß sein Neffe ein Mädchen lieben sollte, das er ....

Nun aber schlief Herr Anselm wirklich ein.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Von einer neuen Regimentstochter erzählt ein französischer Brief aus dem Lager vor Sebastopol: „Vor wenigen Tagen fanden wir in einem Hause, das einige Kosaken in Brand gesteckt hatten, in einem dergestalt mit Rauch angefüllten Zimmer, daß wir kaum darin sehen noch athmen konnten, ein kleines Mädchen von etwa 18 Monaten. Unsere Grenadiere trugen es sogleich hinaus in die frische Luft, wo es Beweise seiner Lebensfähigkeit durch lautes Schreien kundgab. Das Kind war reichlich gekleidet und ein kleines goldenes Kreuz hing um seinen Hals. Die Kleine ist bei uns gut aufgehoben — „das ganze Regiment ist ihr Vater." — Wer weiß, ob sich künftighin nicht auch eine Marchesa v. Maggiorvoglio einstellt, um — vielleicht vermittelst des Kreuzes — ihr Kind wieder zu finden?"

Ein armer Schuster zu Lyon, der ein Bilderfreund ist, hat kürzlich ein kleines Glück gemacht. Bei einer Versteigerung erstand er ein altes mit Schmutz bedecktes Bild, eine Venus im Bade vorstellend, für ein geringes Geld und gab es einem gewöhnlichen Maler zum Auffrischen. Er war nicht wenig erstaunt, als ihm der Letztere bald darauf 150 Franken für sein Bild bot, und er war klug genug, hinter demselben noch etwas Besseres zu vermuthen. Er eilte mit dem Bilde zu einem Kenner, der ihm gleich 1200 Fr. bot. Jetzt war seine Aufmerksamkeit erst recht aufgestachelt und er begab sich mit seinem Schatz nach Paris, wo sich dann herausstellte, daß sein Bild ein Meisterstück von Poussin ist, wofür ihm schon 3000 Fr. geboten sind.

Aus Trier wird Folgendes geschrieben: „Unlängst begegnete im Hochwalde, zwischen Thalfang und Farschweiler, einer Frau, welche von einem jungen Menschen begleitet war, ein Wolf. Als dieser in die Nähe der Reisenden gekommen, setzte er sich wie ein Hund ruhig nieder und sah den beiden Personen aufmerksam entgegen. Die Frau, eine Butterhändlerin, welche auf ihren Touren durch den Hochwald schon mehrmals Wölfen begegnet, that einen gellenden Pfiff, worauf der Wolf in raschem Schritt durch den Schnee dem nahen Walde zulief und am Saume desselben sich wiederum niedersetzte. Nach der Erzählung der Frau ist es ihr auf diese Weise schon wiederholt gelungen, nahegekommene Wölfe zu verscheuchen."

Charade.

(Zweisylbig.)

Das Erste nennt dir, was zum Guten
Die meisten Erdensöhne sind;
Das Zweite sah in Luft und Fluthen
Und auf dem Land schon jedes Kind.
Dem Ganzen, das die Fremde zeugt,
Auch in Europa Mancher gleicht.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 28. **Dienstag, 6. März** **1855.**

Der Baigneur von Ostende.

(Fortsetzung.)

Auf des Greises wohlthuende Ausrufungen war eine kleine Pause gefolgt. Nach dieser begann ich wieder:

„Die Uhr habt Ihr also versetzen müssen? Hätte Euch denn Verhaegen nicht unterstützen können, als Ihr unglücklich waret? O, es war doch nicht schön von ihm!"

„Mijnheer," sagte der Alte, „ich meine, ich höre den Bootsmann Meyer aus Euch reden. Kennt Ihr den?"

„Ja."

„Und habt Ihr mit ihm von Verhaegen geredet?"

„Ja. Auch gab er mir Kunde von Euch."

Eine dunkle Röthe überflog das Gesicht des Greises.

„Mijnheer," sagte er, „der Meyer ist ein altes Weib; zudem ist er selten nüchtern und das ist sein Fluch. Ehrlich ist er; aber im Trunke schwätzt er, was er nicht verantworten kann. Glaubt ihm nicht. Was weiß er von Verhaegen. Ihr saget ja auch das Gegentheil. Und konnte der edle Mann in der Ferne wissen, wie es mir erging? Ein Mensch, wie Verhaegen einer war, vergißt eines Freundes nicht. Nein, ein Ostender Jongetje ist nicht undankbar. Aber sie rechnen Alles nach dem Gelde; so auch der Meyer. — „„Jan,"" sagte Verhaegen, als er schied, „„ich habe auf Trinidad eine große Plantage. Komme ich glücklich dorthin, zu Weib und Kind, so löse ich meine Uhr bei Dir aus und Du sollst ohne Sorgen leben bis an Dein Ende und Dein Kind auch."" — Er ist nicht hingekommen, das weiß ich sicher. — Manchmal — der Mensch ist schwach, Mijnheer — manchmal dachte ich, als mir die See das Haus einriß, die Thiere ertränkte und mich noch härter traf durch das Ueberfluthen meiner zwei Aecker: Ach, wenn er es doch wüßte! Aber Gott soll mir grollen, wenn ich ihn deßhalb weniger lieb gehabt hätte." —

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Häuschens und es trat ein Mädchen heraus, das höchstens neunzehn Jahre alt war. Sie trug eine Tasse Kaffee in ihrer kleinen weißen Hand, die für den alten Vater bestimmt war.

Als sie mich sah, erschrack sie.

„Komm her, Luisetje!" rief der Greis lebhaft. „Der Herr weiß von meinem Freunde Verhaegen. Er kannte Einen, der den Kapitän kannte, und der sagte, er habe mein in Liebe gedacht. Doch —" wendete er sich plötzlich wieder an mich, „vielleicht wißt Ihr, ob er noch lebt?"

„Er ist bei den Vätern, bei seinem und unserm Herrn!"

Der Greis wurde heftig erschüttert von diesen Worten. Seine Arme sanken herab; sein Blick war starr auf mich gerichtet.

„Todt?" sagte er mit großem Nachdruck. „Ja, das hab' ich mir gedacht, als kein Zeichen seines Lebens zu mir drang. Nun, ich werde bald folgen — die Planken halten nicht mehr zusammen; der Hafen ist in Sicht."

Luisetje trat herzu, faßte ihres Vaters Hand und sagte weinend:

„Euer Kind bedarf Eurer noch so sehr; Gott wird mich nicht zur Waise werden lassen."

Der alte Mann sah sie wehmüthig an.

„Du willst wohl sagen: das alte Wrack bedürfe Deiner so sehr? — Kind, es klingt kurios, wenn Du so redest und mußt mir doch die Speise schier zum Munde führen. Nun, wir wollen Gott gewähren lassen. Er allein weiß, wenn es Zeit ist, die Segel zu streichen."

Digitized by Google

Das Mädchen lehnte sein schönes Haupt an die Schultern des Greises und in dieser Stellung war es ein Bild, wie ich es schöner kaum irgendwie erblickt hatte. Mein Auge ruhte wohlgefällig darauf, wie sich das blühende Leben an das hinwelkende Daseyn schmiegte, gleich dem Epheu, der sich an die Ruine rankt.

Luisetje? — Hatte nicht Meyer den Namen genannt, als er von Ivo's Liebe redete? Nun wahrlich, dies herrliche Geschöpf wäre allein würdig, die Gattin des schönen und braven Ivo zu werden!

In der That, man konnte nicht leicht ein schöneres weibliches Wesen sehen. Luisetje's Wuchs war makellos, schlank und doch voll; ihr Gesicht wie Milch und Blut, ihr Mund schön geschnitten und klein, ihre Augen groß und glänzend, der Bogen der dunkeln Augenbrauen überaus schön geschwungen; die Grübchen in den rosigen Wangen und im schön gerundeten Kinne allerliebst. Die Fülle ihres schönen Haares fügte sich nur widerstrebend dem niedlichen Häubchen, das die Ostenderinnen so hübsch kleidet, und ihre Nase war die schönst geformte, niedlichste, zum Gesichtchen passendste, die ich in dem vlämischen Lande noch gefunden hatte. Was aber höher stand, als das Alles, war die keusche Zucht, die makellose Reinheit, die sich in ihrem ganzen Wesen und Gehaben mit unaussprechlichem Zauber ausprägte. Sie wäre einer Krone würdig gewesen, diese Jungfrau im ärmlichen aber reinlichen, züchtig verhüllenden Kattunkleide ihres Standes.

Ob sie Ivo's Luisetje sey? das war eine Frage, die ich noch heute mit voller Sicherheit mußte beantworten können.

Sie hatte mich mit Einem Blicke gemessen und grüßte dann mit einfacher Anmuth. Ich reichte ihr die Hand und sie legte die ihre ohne Ziererei hinein — eine Hand, für deren Besitz eine Lady jenseits des Kanals Tausende von Pfunden würde gegeben haben, hätte sie sie ihrem Arme anfügen können.

Nun reichte sie ihrem Vater die Tasse mit Kaffee zum Munde und der Greis trank, indem er ihr liebevoll in die schönen Augen blickte.

„Ich habe vorhin Deine kunstreiche Arbeit angeschaut, Luisetje," hob ich nun an, um dem Gespräche eine Richtung zu geben, die dem Greise weniger Zeit gönnen sollte, jenen Gedankengang weiter zu verfolgen, auf den ihn meine Mittheilung geführt hatte; „sie ist köstlich. Noch nie habe ich das Spitzenklöppeln gesehen; darf ich wohl einmal Deiner Arbeit zusehen?"

„O gewiß, Mijnheer!" versetzte sie freundlich. „Aber heute werde ich dazu nicht mehr kommen, da die Zeit nahe ist, wo ich an die Nachtsuppe denken muß, die der Vater frühe genießen soll."

„So komme ich ein andermal wieder."

„Thut das ja, Mijnheer," fiel der Greis ein, „ich habe viel zu fragen."

„Aber klöppelt man in Eurer Heimath denn keine Spitzen?" fragte das Mädchen.

„Nein, Luisetje, obgleich unsere Frauen und Mädchen nicht minder kunstreiche Arbeiten im Sticken, Häkeln, Stricken und dergleichen Arten und Weisen machen. Wir kaufen die Spitzen von Euch."

„Helas! das ist schön von Euch!" bemerkte sie mit einem bezaubernden Lächeln. „So wird denn auch unser Fleiß belohnt von Euch. Wo ist denn Eure Heimath? es ist wohl weit?"

„Trotz Eilwagen, Dampfbooten und Eisenbahnen zwei Tagreisen, mein Kind. Ich habe dort mein Weib und meine Kinder zurückgelassen, um hier im Meere mit Gottes Hilfe meine Gesundheit wieder zu erlangen."

„Nun, Gott wolle das Bad segnen!" sagte sie theilnehmend. „Wie lange denkt Ihr denn in Ostende zu bleiben, Mijnheer?"

„Drei Wochen, wo möglich."

„Bekommt Euch das Bad denn auch gut?" fragte sie mit einem Tone, wie wenn der leise Lufthauch durch die Saiten einer Aeolsharfe zieht.

„Gelovd zij God!" sagte ich mit Nachdruck — „ich fühle mich schon besser."

„Ihr sprecht Vlämisch?" rief sie und schlug freudig ihre kleinen Hände zusammen. „Das ist ja schön!"

„Nun, es ist nicht weit her; ich hab's von meinem lieben, braven Baigneur gelernt."

Jan Cornelis sah mich fragend an, während das Mädchen fast ahnend und verlegen neben sich sah.

„Wer ist denn Euer lieber, braver Baigneur?" fragte der Alte neugierig.

„Er trägt den Namen, der Euch theuer ist: Ivo Verhaegen."

Bei diesen Worten blickte ich in Luisetje's Auge. Schnell und über und über erröthend schlug sie es zu und bückte sich dann sehr tief, um ein Federchen von ihrer Schürze wegzuthun, das sie sicher zu einer andern Zeit nicht bemerkt haben würde, so klein und unscheinbar war es.

„Nun, der verdient diese Bezeichnung, die Ihr ihm gebt," sagte Jan Cornelis. „Ich kenne ihn wohl und vielleicht ist er noch ein weitläufiger

Digitized by Google

Verwandter von meinem Freunde Verhaegen. Er war es, der uns noch rechtzeitig vor der nahen Springfluth warnte und uns retten half, was uns theuer war, sonst, Mijnheer, säßen wir nicht hier und über mein Grab führe der scharfe Wind, den ich über die Dünen herziehend jetzt verspüre. Das Alter macht weich. Es wird Zeit seyn für mich, ins Haus zu gehen." Der Greis stand auf, reichte mir die Hand und sagte in treuherzigem Tone: „Adieu, Mijnheer! Kommt bald wieder!"

Er ging langsam und schwerfällig dem Hause zu, durch dessen Thüre er bald meinem Blicke entzogen war.

Luisetje nahm darauf das Koppje, woraus ihr Vater den Kaffee getrunken, und indem sie mir zurief, sie werde gleich wieder kommen, eilte sie dem Greise nach.

Ich stand allein. Nun wußte ich genug von ihrer Liebe zu Ivo.

Wenige Augenblicke später kam sie zurück, um den Sessel dem Greise nachzutragen.

Der Seewind strich ungewöhnlich kühl über die Dünen herüber und die Sonne mußte ihrem Niedergange nicht mehr ferne seyn. Auch für mich war es Zeit.

Ich ergriff ihre Hand.

„Gute Nacht, Lisetje!" sagte ich. „Ich will bald wieder kommen, um die Spitzen klöppeln zu sehen und mit Dir von den Meinigen zu reden."

„Ja, Mijnheer, thuet das!" erwiederte sie mit freundlicher Miene.

„Und Ivo darf ich einen Gruß bringen?" flüsterte ich ihr zu.

Sie bückte sich, den Sessel aufzuheben und ihr Erröthen zu verbergen. Dabei that sie, als habe sie die Frage nicht gehört, aber sie sah mich noch einmal mit einem schalkhaften Lächeln halb von der Seite an, und dies Lächeln war sicher keine Verneinung.

„Gute Nacht!" hauchte sie leise hin und verschwand in der Thüre des Hauses.

Ich ging zurück und fand auf dem Damme noch den dichten Menschenschwarm. Nur Verhaegen fand ich nicht.

Die Feste in Brüssel zur Feier der Vermählung des Herzogs von Brabant mit der jugendlichen Erzherzogin von Oesterreich waren das allgemeine Gespräch. Gesellschaften bildeten sich, dorthin zu gehen. Auch mich drängte man; allein mir war das Bad Hauptzweck, das ich hätte um mehrere Tage unterbrechen müssen, und so lehnte ich es ab. Sollten ja doch die Herrschaften auch nach Ostende kommen; wurden ja doch auch hier großartige Vorbereitungen getroffen, der jungen Fürstin die aufrichtige Liebe zu bezeigen, die ihr überall entgegengebracht wurde.

Ohne Zweifel war Verhaegen von seinem Freunde bestimmt worden, mit ihm nach Brüssel zu gehen, und dies der Grund, warum er so lange ausblieb, was sonst ganz gegen seinen ursprünglichen Plan ging.

(Fortsetzung folgt.)

Meister Ludwig auf Gastrollen.

(Fortsetzung.)

6.

Am andern Tage war ein großes Scharwerken in dem Hause des Herrn Anselm von Engers. Die jungen Leute mußten nach allen Seiten hin die Einladungen zu dem Diner überbringen. Der alte Herr war selbst in den Keller hinabgestiegen, um unter den edelsten Weinsorten eine Auswahl zu treffen, und in der Küche herrschte eine wahrhaft babylonische Verwirrung.

Als Herr Anselm wieder aus dem Keller herauf kam und unerwartet in das blaue Spiegelzimmer trat, welches in den Speisesaal führt, rief er laut aus: „Der Roland hat wahrhaftig Recht!" In demselben Augenblicke fuhren Rudolph und Amalie zu den verschiedenen Eingängen hinaus, laut aufschreiend, weil sie sich im Begegnen einen Kuß gegeben hatten.

Es war gut, daß es bald Mittag wurde und die geladenen Gäste sich versammelten. Herr Anselm ging bewillkommnend von einem zum andern, um seine Erregtheit zu verbergen, und lief von ungefähr seinem Neffen in die Arme.

„Teufelsjunge! was habe ich vorhin gesehen?"

„Engelsheim! eine Scene für Götter. Geben Sie mir das liebe Kind und Sie erbauen mir den Himmel auf Erden!"

„Ist das dein Ernst?"

„Mein heiligster! Ihr Gold kann mich reich und angesehen machen — die Hand dieses Mädchens macht mich glücklich."

„Wollen sehen, was zu thun ist," sagte Herr Anselm, der dem Neffen die Hand drückte und davon lief, woraus dieser schloß, daß er das Mädchen bekommen werde, denn der alte Herr blieb nur stehen und nahm eine imponirende Haltung an, wenn er Jemanden etwas abschlug; sonst lief er jedesmal dem Dank aus dem Wege.

Digitized by Google

Es ging ausgelassen, lustig bei Tische her. Herr Roland war einer der Munterſten und der Hausherr eiferte ihm redlich nach. Als das Deſſert aufgetragen wurde und der Champagner die Köpfe erhellte, sagte der Erstere:

„Erinnern wir uns nun auch der armen Gefangenen, die in unsern Burgverließen schmachten. Es wäre jetzt der geeignete Moment, sie mit einer Strafpredigt fortzuschicken. Wollen es aber in einer Nebenstube unter uns ausmachen; die ganze Stadt braucht nicht davon zu wissen."

Es geschah. Außer den beiden Alten waren nur Rudolph und Amalie zugegen. Märten und Dobrik wurden eingeführt. Der Erste wollte in einem Anfall von Courage das große Wort führen, aber Herr Anselm stand still und imponirte, während Herr Roland begann:

„Ihr Teufelsbraten! habt Ihr nicht gemerkt, daß man Euch einen bösen Spuk gemacht? Wenn Ihr gescheidt seyd, bittet Ihr den Herrn hier um Verzeihung, bittet ihn, von jeder Verfolgung abzustehen, Euere Streiche mit dem Schleier der Vergessenheit zu bedecken, und gelobt, nie wieder über seine Schwelle zu kommen."

„Gottchen! gutes Gottchen!" stotterte Dobrik.

„Das gute Gottchen kümmert sich wenig um Euch," sagte Herr Roland. „Wenn Ihr Euch noch einen Augenblick bedenkt, schicke ich Euch Euern Doppelgänger wieder über den Hals und dann hat Euer letztes Stündlein geschlagen."

Er trat dicht vor ihn hin und war in demselben Augenblicke so sehr der alte Dobrik in Blick, Mienen und Haltung, daß Herr Anselm verstummte, Amalie mit einem Schrei sich an Rudolph anklammerte und Dobrik selbst in die Kniee stürzte.

„Dich habe ich mürbe gemacht!" sagte Herr Roland in seinem gewöhnlichen Tone und wandte sich zu Märten. „Wie steht es mit Euch, mein angenehmer Herr?"

„Ich habe nichts mit Euch zu schaffen," entgegnete dieser.

Herr Roland setzte sich an einen Tisch, auf welchem eine Flasche Wein stand, und benahm sich ganz wie Märten an jenem Abend, da er sich im Hause des Fabrikherrn betrank.

Herr Anselm erwachte aus seiner Verstummung und wollte mit geballter Faust auf den Trinker losstürzen. Da erhob sich dieser und sagte als Roland:

„Da laufen die beiden armen Sünder hin. Dem fliehenden Feinde soll man goldene Brücken bauen. Laßt sie laufen."

„Mein Kopf! mein armer Kopf!" schrie Herr Anselm — „ich werde verrückt!"

„Nicht doch!" entgegnete Herr Roland. „Aber ich weiß, was Sie zu thun gelobten, wenn Sie in Bezug auf jene Hallunken anderer Meinung würden. Ich meine, was Sie von dem Faxenmacher sagten. Da dächte ich denn, Sie tränken zunächst mit mir Brüderschaft."

„Von Herzen!" rief Herr Anselm und Rudolph füllte die Gläser. Die beiden Männer leerten sie bis auf die Nagelprobe und reichten sich dann die Hand.

„Hier, Herzensbruder!" sagte der seelenvergnügte Fabrikherr und wollte zeigen, daß er den alten Burschencomment noch nicht vergessen hatte, obgleich es lange Zeit her, daß er Hallenser Bursche war. „Ich heiße Anselm von Engers."

„Aber ich heiße nicht Roland," versetzte Jener, „sondern Ludwig Devrient und habe die Ehre, königlich preußischer Hofschauspieler zu seyn."

„Devrient! Ludwig Devrient!" schrie Anselm. „Hofschauspieler — und königlich preußischer dazu? Das ist der Faxenmacher, der mir meinen Buchhalter verführte und ... Luft! Luft! die Fenster auf! ich ersticke!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Es heißt, daß während der Zeit der Industrieausstellung zu Paris ein Virtuosencongreß daselbst stattfinden soll. Alle Künstler der alten und neuen Welt beabsichtigt man durch Circulare zu demselben einzuladen; der Ertrag der zu veranstaltenden Monstreconcerte soll brüderlich getheilt werden.

So wie vor drei Jahren ein kleines Mahagonyschiff unter englischer Flagge am Schanzelstrande in Wien landete, wird heuer eine englische Flottille daselbst Anker werfen. Es hat sich nämlich in London schon im vorigen Jahre eine Gesellschaft reicher junger Leute gebildet, welche die Absicht haben, eine Donaufahrt so bald als möglich mit Benutzung eigener kleiner, zweiruderiger Schiffe zu machen.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 29. Freitag, 9. März 1855.

Der Baigneur von Ostende.

(Fortsetzung.)

5.

Als ich am andern Morgen gebadet hatte, sagte ich zu Ivo:

„Sollte man wohl heute Abend das Leuchten des Meeres sehen?"

„Es ist warm und wolkig heute, Mijnheer, darum kann's wohl kommen. Die Fluth beginnt um zehn Uhr in der Nacht. Darf ich Euch meine Begleitung anbieten?"

Ich will es nicht leugnen, daß ich diese Frage erwartet hatte. Weniger um das Meerleuchten, als um das ungestörte Alleinseyn mit ihm war es mir zu thun. Ich nahm nun einmal den wärmsten Antheil an den Menschen, in deren Kreis ich ganz ungesucht gerathen war, und es kam mir vor, als sey ich vom Herrn bestimmt, in ihr Loos einzugreifen. Ich mußte darum so klar wie möglich die Lage kennen lernen wie die Personen. Mit Ivo ein Wort allein zu reden, war am Tage, in diesem ewig hin- und herfluthenden Treiben, unmöglich. Wollte ich es, so mußte ich eine Stunde und einen Ort wählen, wo ich rechnen durfte, auch mit ihm ein ungestörtes, vertrauensvolles Zwiegespräch führen zu können.

Ich nahm daher sein Anerbieten gerne an und bestellte ihn, mich am Leuchtthurme oder am Eingange zur Estacade zu erwarten. —

Endlich kam die Nacht und mit ihr auch die Stunde, in der mich Ivo erwartete. Ich fand ihn am gedachten Eingange lehnend und sein Pfeifchen rauchend. Er wollte es bei Seite thun, allein mir galt es, ihn in gemüthlicher Traulichkeit zu erhalten, darum bat ich ihn, fortzurauchen, worin ich ihm Gesellschaft leisten wollte.

Es war etwa halb zehn Uhr. Die Nacht war dunkel aber warm. Das Meerleuchten zeigte sich in wundervoller Pracht. Auf der Estacade war es leer und man hörte weiter nichts als das Branden der Wellen an den Balken derselben; aber gerade dieses Branden zeigte eine Pracht des Leuchtens, wie ich nie Aehnliches erblickt, ja ich kann sagen, nie geahnt hatte, denn die Tausende von Tropfen, die bei dem mächtigen Schlagen der Wellen wider das Gebälke sich bildeten, waren eben so viele mattleuchtende Feuerkügelchen, die in ihrem steten Wiederholen und Erneuern ein Bild darboten, für welches die Sprache keinen Ausdruck hat. Die ganze Estacade mit ihrem gewaltigen Balkenbau stand in stetem Feuer und selbst die am Gebälke hinabrinnenden Tropfen ließen dieses in hellem Feuerglanze erscheinen.

Lange gab ich mich in anbetender Stimmung diesem Anblicke hin; dann erreichten wir den Kopf der Estacade und ich war mit Ivo allein.

„Hör's, Ivo," begann ich, „Du lebst kümmerlich, wie mir der alte Meyer sagte. Wo wohnst Du denn?"

„In der „Rue des Soeurs blanches", erwiederte er, „bei dem Lootsen Kuiper und dessen Frau, alten, braven Leuten. Da hab' ich ein ärmlich Kämmerlein und ein dürftig Bett; aber Mutter Kuiper sorgt gut für meine Sachen und ich kann es nicht besser haben, ich möchte in Ostende suchen, wo ich wollte."

„Mag seyn; aber wie viel verdienst Du im Jahre?"

„Nicht sehr viel, Mijnheer."

„Glaub's wohl. Warum gründest Du keinen eigenen Haushalt? Du kommst weiter, wenn eine brave Frau Dir haushält."

„Ihr habt gut reden, Mijnheer! Da steht viel im Wege."

Digitized by Google

„Nun, weißt Du vielleicht keine Frau zu finden? Ich wüßte Dir eine."

„Ihr, Mijnheer? Das wäre ja eine seltsame Geschichte!"

„Nun, gestern hab' ich sie gefunden. Ich ging nämlich hinter die Dünen und kam in das Haus des Jan Cornelis. Dort sah ich dessen Luisetje und da dachte ich, das wär' so eine Frau für Dich."

„Mijnheer!" rief er — „ich wette Alles, was ich habe, gegen einen Centime, da steckt der alte Bootsmann Meyer dahinter!"

Ich mußte unwillkürlich lachen.

„Und wenn er dahinter steckte, was wär's dann weiter? Ich bliebe doch bei meiner Meinung. Du nicht?"

„Was soll ich's leugnen, Mijnheer? Ja, ich habe Luisetje lieb und sie mich auch; das weiß der alte Meyer, der Alles ausknöchelt."

„Das mag seyn, Ivo; warum aber heirathest Du Luisetje nicht? Sie hat Dich lieb und damit Du siehst, daß ich sie kenne und sie mich, so richte ich Dir ihren Gruß aus."

„Ich weiß es," sagte er verschämt; „sie hat es mir gesagt."

„So? Nun, dann antworte mir auf meine Frage."

„Huwelijk (Hochzeit) können wir noch nicht halten — weil —"

„Will's der Vater nicht?"

„Das nicht, Mijnheer, — Luisetje aber —"

„Was? sie will Dich nicht?"

„Zoo waar ik leef! (So wahr ich lebe!) sie ist mir gut."

„Oder Du willst nicht?"

„Op mijne Eer! da habt Ihr einen falschen Cours!"

„So? Dann weiß ich nicht, woran es liegen soll. Man hat mir gesagt, Luisetje sey ein Vorbild von Zartheit, Liebenswürdigkeit, Gutherzigkeit und Gottesfurcht. Das gibst Du gewiß zu, Ivo?"

„Zeker, Mijnheer!"

„Und woran liegt's denn? Habt doch Vertrauen zu mir, Jongetje!"

Da ging ihm das Herz auf und er erzählte mir, was ich eigentlich schon vom Alten wußte, daß sie nämlich erst dann sich heirathen wollten, wenn die Schuld bezahlt sey, die noch auf dem Hause laste.

(Fortsetzung folgt.)

Meister Ludwig auf Gastrollen.

(Schluß.)

Herr Anselm hatte sich in einen Sessel geworfen. Ludwig Devrient wollte ihn anreden, aber Anselm ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern tobte weiter und nannte ihn den dritten Spitzbuben, der sich zu allen Teufeln scheeren sollte.

„Du hast nun einmal Brüderschaft mit dem Spitzbuben getrunken!" versetzte Ludwig Devrient. „Gleiche Narren, gleiche Kappen. Darum thust Du besser, mich ruhig anzuhören. — Du sollst mich hören!" sagte er mit starker Stimme, als Anselm sich von ihm loszumachen strebte, und blitzte ihn dabei mit seinen großen, feurigen Augen an, wie er als Fremder den Faust anblitzte, als er ihm auf den Höhen des Spessart erschien.

„Du armer Mensch! arm mit all Deinen Tausenden! arm mit all Deinen Fabriken und Maschinen! denn Du weißt nichts von dem großen und nie zu erschöpfenden Reichthum eines Menschenherzens."

Herr Anselm blieb stumm.

Ludwig Devrient ergriff seine Hand und sprach von seiner Kunst. Er sprach in der großen, erhabenen Weise, der nie Jemand sein Ohr verschloß und welche Thränen der Rührung in jedes Auge lockte.

„Ist das eine Teufelskunst, die den Bösewicht zu entlarven weiß und ihn zerknirscht zu Boden wirft? Ist das eine schlechte, entwürdigende Kunst, welche die geheimsten Falten des menschlichen Herzens aufschließt und das Laster nur zeichnet, damit man es hassen, und die Tugend, damit man sie lieben kann?"

Ludwig Devrient fuhr fort, mit dem steigenden Feuer der Begeisterung zu sprechen. Amalie zerfloß in Thränen; Rudolphs Herz schlug hörbar. Herr Anselm wußte nicht, wie ihm geschah. Er bedeckte mit der Hand die Augen, er legte sie auf's Herz. Es war ihm so wohl und so wehe zugleich. Aber er konnte für die fremden Empfindungen, die in ihm wach wurden, keinen Ausdruck finden.

„Du bist bewegt und willst es nicht merken lassen," sagte Meister Ludwig und der Künstler war so ganz und gar über den Menschen vergessen, daß er selbst seine Thränen nicht zurückhalten konnte. „Es hilft Dir nichts und Du mußt Dich auf Gnade und Ungnade ergeben. — Komm hierher, junges Volk, nimm ihn in die

Digitized by Google

Mitte und lasse ihn nicht los, bis er ganz und gar besiegt ist."

Rudolph und Amalie nahmen den Onkel in die Arme und nannten ihn mit den süßesten Namen. Herr Anselm nahm die Hand von den Augen, sah Amalie an und sagte mit matter Stimme:

„Es ist Alles nur eine Komödie. Der Märten und der Dobrik haben mir die Komödie gespielt, dann kam jener Mensch und that dasselbe, und — was siehst Du mich so trübselig an, Dirne? am Ende bist Du auch eine Komödiantin?"

Amalie antwortete nichts, sondern sank weinend vor dem alten Herrn in die Kniee.

„Sie ist eine Komödiantin! Sie ist meine Tochter von dieser Stunde an, wenn Du sie von Dir stößest!" versetzte Ludwig Devrient mit jener klangreichen Stimme, die allmächtig zum Herzen drang. „Sie ist ein theures und heiliges Vermächtniß, das mir überkommen ist, und ich will es wohl behüten. Als ich in der Mulde untersank, war ihr Vater es, der mich den Wellen entriß. Daß ich lebe, daß ich wirken kann für meine Kunst und leben für die Freunde, ist sein Werk. Ihm habe ich es nicht vergelten können, aber der Tochter will ich heimzahlen, was ich dem Vater schulde."

„Sie kennen sich Alle mit einander!" stöhnte Herr Anselm.

„Ja, wir kennen uns. Aber nicht, wie Du es meinst, sondern wie ich es Dir zeigen will. Blicke auf!"

Und der Meister begann mit Worten zu malen. Sie klangen so wunderbar seltsam, daß es vor dem alten Herrn aufblitzte, farbenprächtig, wie Regenbogenglanz. Die Worte nahmen Form und Gestalt an. Es war keine Rede mehr; sie ward zum Bilde. Vor ihnen her wandelten die Gestalten. Er konnte ihnen mit den Augen folgen; er sah sie hierhin, dorthin treten. Er hielt sich nicht länger, sondern rief mit vor Rührung erstickter Stimme:

„So kommt doch nur her! Ich vermag nicht länger Nein zu sagen. Ich will thun, was Ihr wollt, damit Ihr bei mir bleibt."

Und als er seine Hände ausstreckte, wurden sie ergriffen von andern warmen Menschenhänden und es war eine selige Umarmung.

Kinder! meine Kinder!" sagte Herr Anselm tief bewegt. „Mag Jeder gewesen seyn, was er will. Jetzt sind wir Alle eine Familie und trennen uns nie wieder."

„Da muß ich bitten!" versetzte Devrient lustig. „Amicable Behandlung zu jeder Zeit, wie der Amtmann in den Jägern sagt; aber ich muß nach Berlin zurück. Drei Tage bin ich schon über den Urlaub geblieben und mit dem Grafen Brühl ist nicht zu spassen. Ueberhaupt, Bruderherz, hat diese Scene lange genug gedauert. Die Gesellschaft drinnen im Saale wird unruhig und ich will sehen, ob ich sie besänftigen kann."

Die Gäste hatten allerdings das lange Ausbleiben ihres Wirthes mit einiger Besorgniß bemerkt. Man begann schon die Köpfe zusammenzustecken, munkelte allerlei Seltsames von dem Herrn Roland, der, ohne daß Einer etwas von ihm wußte, in das Thal hineingeschneit war. — Ohne sich von ihrem Thun Rechenschaft zu geben, hielten sie die Thür im Auge, durch welche Jener hinausgegangen war, und riefen unwillkürlich: „Ah!" als sie sich öffnete und ein Fremder durch dieselbe eintrat.

Aber für Viele in der Gesellschaft war dieser Fremde kein Fremder. Sie erkannten ihn wohl und jubelten ihm mit vollen Gläsern entgegen.

„Danke Ihnen, meine Herren," sagte Meister Ludwig, „daß Sie mir beim Schlusse meines hiesigen Gastspiels so laut und offen Ihren geschätzten Beifall aussprechen."

„Schluß des Gastspiels?" riefen die Gäste — „was soll das heißen?"

„Es wird Ihnen wohl noch deutlich werden," sagte der Meister; „für jetzt lenke ich Ihre Aufmerksamkeit auf eine Gruppe, die sich alsbald vor Ihnen entwickeln wird."

In dem Rahmen der Thür erschien der Fabrikherr zwischen den Liebenden.

„Das da ist unser lieber Wirth, Herr Anselm von Engers," fuhr der Künstler fort; „die Dame zu seiner Rechten, zur Zeit noch mit dem Amte einer Haushälterin betraut, ist eine junge Schauspielerin, Amalie Zorn, und die Tochter eines meiner früheren Kunstgenossen; der Herr zur Linken ist der Neffe und muthmaßliche Erbe dieses Hauses. Von allen diesen Personen habe ich nun des Weiteren zu vermelden —"

„Erlaube!" unterbrach ihn Herr Anselm vortretend. „Des Weiteren ist zu vermelden, daß diese jungen Leute ein Paar werden wollen und daß ich sie hiermit in Ihrer Gegenwart feierlich verlobe; daß der Herrenmeister, der dies Alles bewerkstelligte, jener Herr dort ist, den Sie wahrscheinlich Alle kennen werden und mit dem ich vor einer halben Stunde Brüderschaft getrunken habe, was ich mir zu einer großen Ehre anrechne."

Digitized by Google

Mitten in die vielen Glückwünsche, die nun von allen Seiten laut wurden, schmetterte der Klang eines Posthorns.

„Was ist das?"

„Das ist so eine von meinen Eigenheiten," sagte der Meister. „Wenn Alles recht toll und bunt über Eck geht — was ich mir hier recht sehr ausbitte, da Sie eine so schöne Veranlassung dazu haben —, pflege ich gern vor dem Lebraus zu verschwinden und bin dann in der gewählten Einsamkeit so recht von Herzen zufrieden. Gönnt mir dieses Glück auch heute, Ihr guten Menschen. Füllt Eure Gläser und trinkt auf meine Gesundheit, aber laßt mich nach meinem Wagen gehen."

Der Meister war verschwunden.

Mannigfaltiges.

(Wie man vor zweihundert Jahren Armeen rekrutirte.) Wallenstein schuf sich in Vierteljahrsfrist ein Heer von 50,000 Mann. Ueberall wurden Werbequartiere aufgeschlagen und Werbeoffiziere dahin verlegt. Reiter und Fußsoldaten, bewaffnet und unbewaffnet, sah man auf allen Straßen lustig in die Werbeorte ziehen. Gesindel und Faullenzer nahm man ohne Umstände weg, um sie unter die Fahne zu stecken. Andere junge Bürgers- und Bauernsöhne wurden halb durch Furcht, halb durch Geld zum Dienst bewogen. Die Werber drangen ins Haus und legten einen Strick und einen Haufen Geld hin. „Nun wähle!" hieß es — „entweder gehenkt oder Soldat werden!" Was blieb da übrig? Und tüchtiges Handgeld wurde hübschen, stammhaften Burschen gezahlt: 20—25 Gulden, damals eine gewaltige Summe Geldes. Zu jener Zeit kamen auch die ersten Kosaken nach Deutschland: König Sigismund von Polen überließ an Terzka, den Schwager Wallensteins, einen ganzen Haufen derselben für baare Zahlung.

Die nordamerikanische Gesellschaft zur Herstellung eines unterseeischen Telegraphen zwischen Amerika und Europa arbeitet mit der größten Anstrengung an ihrem Riesenprojekte. Die 600 Arbeiter, die sie seit Jahresfrist auf der Strecke zwischen New-York und New-Foundland, in einer Distanz von 1200 englischen Meilen, beschäftigt, sollen diese beiden Punkte beinahe mit einander verbunden haben. Ist diese Verbindung vollendet, so gehen die Nachrichten von New-York bis St. John durch den Telegraphen und können dann schon in fünf bis sechs Tagen durch Dampfboote in Europa seyn.

Gedichte

von Amara George.

1.

Eile, Lüftchen, liebliches,
Hin zu ihm, der mir so theuer;
Sage, daß er kommen soll,
Meinem Harm zu süßer Steuer!

Sagt er Ja, so trage dich
Rasch zurück dein leichter Flügel;
Ich erwarte dich allhier,
Lagernd auf dem Rasenhügel.

Bleibt er aber unbewegt,
Nimmer mit so bitt'rer Kunde
Kehre mir! Sie bohrete
Meiner Brust die Todeswunde.

2.

Ich pflege meinen Kummer,
Wie Mütter ihre kranken Kinder pflegen,
Und nimmer ruh'n und nimmer rasten will er.
Schaust du so lieb, da wird er still und stiller;
An deine Brust wenn ich ihn dürfte legen,
O welch ein süßer Segen!
Denn o wie schnelle sänk' er da in Schlummer!

3.

Die Rose, die ich sende,
Ist schön, allein sie lachet
Nur eine kurze Zeit.
Die schön're, die ich spende,
Die Rose meines Herzens,
Die blühet dir ohn' Ende —
Heut', morgen und in Ewigkeit.

Auflösung der Charade in № 27:

Faulthier.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 30. Sonntag, 11. März 1835.

Der Baigneur von Ostende.

(Fortsetzung.)

Ivo erzählte mir ferner, daß er, nachdem ich ihm so viele Kundschaft zugewiesen, wohl an die sechzig Franken zu gewinnen hoffe. Das bringe er seinem Luisetje; und da sie auch sich etwa vierzig Franken verdient habe, so käme die Schuld um hundert Franken herunter und sie ihrem Ziele um so näher.

„Vierzig Franken — aber wie vermag sie das?" fragte ich erstaunt.

„O Mijnheer!" rief er begeistert aus — „Ihr wißt nicht, wie das Mädchen sich Alles versagt; wie sie die Milch, die sie nicht für ihren Vater braucht, nach der Stadt verkauft; so die Eier ihrer Hühner und die Kaninchen, die die reichen Leute essen. Dabei klöppelt sie Spitzen und Ihr glaubt nicht, wie ihr das von der Hand geht. Sie gehört zu den geschicktesten und fleißigsten Arbeiterinnen hier; aber die Arbeit wird schlecht bezahlt, das ist das Unglück."

„Gesetzt nun," sagte ich, „Ihr habt einmal die Schuld abbezahlt; wie wollt Ihr dann Euch einrichten?"

„So lange Luisetje's Vater lebt," erwiederte Ivo, „bleiben wir in dem Hause hinter den Dünen. Ich baue das Feld und diene hier als Baigneur. Luisetje thut, was sie jetzt thut. Aber wenn einmal der liebe Gott über den Vater verfügt, so verkaufen wir das Haus und das Feld und ziehen nach Ostende. Ich kenne viele Schiffskapitäne hier und in Antwerpen. Von denen kaufe ich dann schöne Schaalken (Muscheln), die sie mitbringen aus andern Welttheilen, und Luisetje hält auch so einen Muschelladen, wie Ihr sie sehet am Cercle du Phare, am Kursaal und am Prinzengarten, und bei ihr kaufen gewiß die Herrschaften am liebsten. Ich bleibe dann stets dabei Baigneur. Auch kann sie noch Cigarren feilhalten."

„Kommt denn aber bei diesem Handel etwas heraus?"

„Zeker, Mijnheer! es wird viel dabei verdient. Man kauft sie in Antwerpen billig ein, wenn man selber da ist. Was macht mir das? Ich verdinge mich als Matrose auf ein Kanalschiff und fahre hin. Da kostet mich die Reise nicht nur nichts, sondern ich verdiene noch dabei. Bei der Herfahrt ist die Fracht sehr gering und mein Matrosengeld geht noch nicht ganz drauf. Hier sind in der Kurzeit die Schaalken sehr theuer. Das bringt etwas ein, und die Cigarren, Mijnheer, wenn man sich gute Waare hält, werfen noch mehr ab."

„Der Plan ist gut, Ivo, wenn Du ihn nur ausführen kannst. Im Winter aber verdienst Du nichts!"

„Wer sagt das?" rief er. „Sehet Ihr nicht den Mann, der neben der Brücke nächst dem Prinzengarten die kleinen Bootjes, Schooners, Dreidecker und Dampfschiffe verkauft? Er kann nicht genug machen. Und sie sind nicht zum Besten gemacht. Ich hab's damit versucht, und Vater Kuiper sagt, meine seyen feiner, schöner und natürlicher geschnitzt. Da mach' ich denn im Winter einen Vorrath und Luisetje verkauft sie mit den Schaalken und Cigarren. Ich hab's schon mit ihr besprochen und sie glaubt, daß es herrlich gehe. — Noch Eins, Mijnheer! Ihr wißt, die Feste, wenn der König hierher kommen wird, bringen auch eine Regaate. *) Wenn ich nun so glücklich bin, mit dem Gig des jungen,

*) Regaate, die venetianische Regata, oder ein Fischerstechen, ist die Wettfahrt mit Booten und Gondeln (Gigs) nach einem Ziele.

Digitized by Google

reichen Herrn van Gondeghem zu fahren, so wird der erste Preis unser, das ist sicher. Und er selbst will nichts gewinnen; er theilt es unter seine Ruderer. Da bekomme ich auf einmal fünfzig Franken und selbst noch mehr, da der Preis fünfhundert Franken ist."

„Und was machst Du damit?" fragte ich ihn gleich.

„Was ich damit mache? Ich löse die Uhr des Vater Jan ein. Mijnheer, das ist für ihn das größte Glück!"

„Brav, Jongetje!" rief ich — „brav gedacht! Weißt Du was, ich will mit Herrn van Gondeghem reden."

„Ihr, Mijnheer, Ihr?". staunte er. „Kennt Ihr ihn?"

„Ein Freund wohnt bei ihm und ich bin schon in seiner Gesellschaft gewesen."

„O, ihr seyd mein Schutzengel!" rief er begeistert und küßte meine Hand.

„Verlaß Dich darauf, Jongetje!" sagte ich mit innerer Bewegung, die ich kaum bemeistern konnte. „Aber höre, Ivo," fuhr ich fort, „Du mußt mir versprechen, Luisetje nichts davon zu sagen."

„Ach, das wird mir schwer fallen!" rief er aus. „Leid kann man schon allein tragen, ich weiß das aus Erfahrung. Aber Freude? — Helas, Mijnheer, es wird mir schwer werden! Doch — ich gelob' es Euch!"

Die kleine Lootsenglocke läutete eben zehn Uhr und ihr schriller, schreiender Ton drang durch das Toben der Brandung zu unserm Ohr.

Wir gingen zurück und Ivo wachte über jeden meiner Schritte. Bis zur Place d'Armes, wo das Stadthaus liegt, neben welchem die Casinogesellschaft ihre Säle hat, begleitete er mich, und dort trat ich ein, sicher, den Herrn van Gondeghem daselbst zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Liebesbrief.

Liebesbriefe wurden in früheren Jahrhunderten stets in Reimen geschrieben, und soweit Proben davon auf uns gekommen sind, blieb die Fassung in den meisten sich ziemlich gleich. Die ältesten stammen aus dem dreizehnten Jahrhundert. Später ward man redseliger, und schon zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts geriethen diese stets in Reimen abgefaßten Zuschriften Liebender an den Gegenstand ihrer Neigung etwas lang. Kürzlich hat Hoffmann von Fallersleben einen solchen Liebesbrief, der wohl aus dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts herrühren dürfte, veröffentlicht. Derselbe lautet wörtlich wie folgt:

Der Wohlbekannten,
Herzliebgenannten,
Der Schönen und Feinen,
Der Zarten und Reinen,
Der Wohlgestalten und Frommen
Soll dieser Brief zu Ehren kommen.
Wenn es ihr geht noch glücklich und wohl,
So ist mein Herz ganz freudenvoll.
Nun schwing' dich, Feder, Dinte und Papier,
Und schreibe nach meines Herzens Begier.
Schreib' mir ein kleines Briefelein
Zu der Herzallerliebsten mein,
Verkündige ihr einen freundlichen Gruß
Vom Haupte an bis auf den Fuß.
Sage ihr auch mündlich dabei,
Daß sie mir nächst Gott die Liebste sey.
Ja, grüß' sie mir so oft und dick:
So mancher Stern am Himmel blickt,
So manches Blümlein wachsen mag
Von Ostern bis Michaelistag,
So viel als Gras wird abgemäht,
So viel als Korn wird ausgesä't,
So viel als Blüth' herfür thun schießen,
Noch viel mehr thu' sie mir begrüßen.
Grüß' sie nicht nur mit dem Mund,
Sondern aus rechtem Herzensgrund.
Nun will ich von dem ablahn
Und will was anders fangen an.

Ach Himmel, was müssen die doch leiden,
Die sich lieb haben und müssen von einander bleiben,
Und dürfen's doch Niemanden klagen,
Was sie für Leid in ihrem Herzen tragen!
O Röselein roth, o Blümelein weiß,
Du bist meines Herzens Paradeis!
Fürwahr, ich lieb' dich aus der Maßen
Und darf es doch nicht merken lassen. —
Gottesfürchtig, keusch und züchtig dabei
Ist stets den Jungfern die schönste Livrei;
Auch Kochen, Waschen, Stricken und Näh'n
Thut den Mädchen sehr wohl anstehn.
Doch hat mein Herz dich auserkoren
Für andre Jungfrau'n hochgeboren,
Denn keine ist auf dieser Welt,
Die meinem Herzen so gefällt.
Du liegst mir in meinem Herzen begraben,
Geschrieben mit sechs goldenen Buchstaben:

Digitized by Google

Der erste heißt lieb, der zweite zart,
Der dritte liebgeboren hat;
Der vierte blinkt ganz silberschön,
Ach könnte ich dich täglich sehn!
Der fünfte ist von Perlen fein,
Ach könnt' ich immer bei dir seyn!
Der sechste ist von Sammt und Seiden,
And're Junggesellen mußt du meiden
Und mein' Herzallerliebste bleiben. —
Willst du denn mein Herz erkennen,
So werd' ich meinen Schatz dich nennen,
So sollst du meine Liebste bleiben:
Bis ein Wagen das Rad thut treiben,
Bis ein Krebs Baumwolle spinnt,
Bis ein Licht den Schnee anzündt,
Bis ein Löw' im Kasten fliegt,
Bis 'ne Mück 'n Fuder Wein wegziegt,
Bis der Hahn auf der Kirchen lebet
Und der Thurm zu Straßburg in den Lüften schwebet,
Bis daß mein Herz findt Honigseim
Und aus den Felsen springt der Wein,
Bis Weintrauben auf den Disteln steh'n
Und die Kieselsteine vergeh'n,
Bis daß ein Mühlstein schwimmt über'n Rhein:
So lang sollst du meine Liebste seyn. —
So wünsch' ich dir indessen so viel gute Zeit,
Als Sandkörner sind am Meere weit;
Von Golde bald ein Kämmerlein,
Von Sammet drin ein Bettelein,
Von Silber eine Thür,
Von Muskaten ein Riegel dafür,
Von Edelgestein eine Schwell
Und mich zu deinem Schlafgesell.
Meine Lieb' soll nicht weichen ab,
Bis man mich leget in das Grab.
Niemand soll von dir mich scheiden mit großer Noth,
Bis uns scheidet der bittere Tod;
Denn ohne dich kann mir auf Erden
Niemals ein frohes Leben werden.
Du, o Freundin! nur allein
Sollst mein Wunsch, mein Alles seyn.

Hiemit schließ' ich mein Gedicht,
Ich hoff', du wirst's verachten nicht.
Ich will mich nicht mit Namen nennen,
Ich glaub', du wirst mich doch wohl kennen.
Fahr' hin, o du mein Briefelein,
Grüß' mir die Herzallerliebste mein;
Bring' ihr noch einen freundlichen Gruß,
Welcher geschrieben steht auf einem Nachtigallenfuß;
Auf deß jedweder Klauen
Stunden viel tausend Jungfrauen,
Unter diesen allen
Hat mir sonst keine gefallen,
Als der ich das Briefelein hab' zugeschrieben:
Die thu' ich aus Grund des Herzens lieben
Und will sie mein Lebtag nicht betrüben.

Nun Briefelein eile dich geschwind und sey behende,
Laß dich empfangen schneeweiße Hände!
Fahr' nicht zu hoch und nicht zu nieder,
Bring' mir eine fröhliche Botschaft wieder!
Mit rechter Treu und Glauben fein
Sollst du von mir besiegelt seyn.

Geschrieben im Jahr
Da ich losledig war.

Mannigfaltiges.

Jüngst wurde in einer Sitzung der asiatischen Gesellschaft zu London eine hindostanische Zeitung, welche unter dem Namen „Sudhakar" zu Benares in indischer Sprache erscheint, vorgezeigt und dabei durch den Professor Wilson auf den wissenschaftlichen Werth der Artikel aufmerksam gemacht; namentlich wurde der Umstand hervorgehoben, daß ein gelehrter Hindu den Alterthümern Ostindiens seine Aufmerksamkeit widmete, während die Eingeborenen die Erforschung der zahlreichen Antiquitäten ihres Landes bis jetzt den Fremden überließen.

Beim Obertribunal in Berlin kam unlängst ein interessanter Prozeß in dritter Instanz zur Entscheidung, der eine in dem bekannten schottischen Dorfe Gretnagreen unter Zuziehung dreier Zeugen von einem jungen Grafen mit einer sehr achtbaren Künstlerin geschlossene Ehe betraf, welche der Graf und dessen Vater nach Jahren für ungiltig ansah, indem jener nun eine ihm ebenbürtigere Dame heirathen wollte. Die Künstlerin erhob dagegen Klage, die in einer Instanz zu ihren Gunsten und in der andern gegen sie ausfiel. Das Obertribunal erklärte aber diese Ehe für giltig und legitim, so daß auch erwähnte Künstlerin und ihre Kinder den Namen des Grafen zu führen haben.

Das vielbesprochene Monstre-Hotel in Paris, welches, 800 Zimmer enthaltend, seiner Vollendung entgegengeht, ist von Herrn Eduard Dremel, dem bisherigen Besitzer des durch seine treffliche Einrichtung weithin bekannten Hotels

Digitized by Google

„Victoria“ in Dresden, übernommen worden und wird schon am 1. Juni eröffnet werden. Das gedachte Hotel in Dresden bleibt im Besitz und unter der Leitung der Familie Dremel.

Gemeinnütziges.

Der Hofbuchdrucker W. Hasper in Karlsruhe hat in einem dortigen Blatte eine neue Methode, Kartoffeln zuzubereiten, zur öffentlichen Kenntniß gebracht, welche allgemein Nachahmung findet und zumal bei dem gegenwärtigen Zustande der Kartoffeln im Interesse des Publikums weiter verbreitet zu werden verdient. Man schält die rohen Kartoffeln, bringt sie ohne Wasser in einen unglasirten Topf (etwa einen Blumentopf), deckt diesen mit einem Bleche zu, stürzt den Topf um, so daß das Blech unten ist, wo man ihn, je nachdem die Hitze stark ist, wenigstens eine Stunde stehen läßt. Alles Wässerige der Kartoffeln ist dann verdunstet, die Frucht sehr mehlreich und ausgezeichnet schmackhaft. Dieses Mittel hilft dem total ab, was man überall an den Kartoffeln hauptsächlich auszusetzen hat.

Gedichte

von Amara George.

4.

Sey nur nichts einzeln und allein!
Ein Narr zu seyn in Compagnie
Gereicht zu keinerlei Beschwer;
Es kann dem Menschen au contraire
Nur von dem größten Nutzen seyn.
Doch mitten in der närrischen Gemeinde
Mit der Vernunft erhab'nem Licht
Allein zu steh'n — dem schlimmsten meiner Feinde
Wünsch' ich dieses Schicksal nicht.

5.

„Es ist nicht Alles Gold, was gleißt“;
Doch wird auch wohl das Gold entstellt,
Wenn drauf ein schwarzer Schatten fällt.
Auch das bedenkt ein edler Geist,
Bevor er fest sein Urtheil stellt.

6.

Es rechnen die Menschen einander
Als Schuld ihr Unglück an.
Als Unglück ihre Schulden
Einander anzurechnen,
Das wäre schicklicher gethan.

7.

Es will so leicht kein Mensch
Dem anderen behagen;
Gott muß sie allesammt
Die Widrigen ertragen.

8.

Ob sich die Menschen lassen,
Ob sich die Menschen hassen —
Ein Trost bereitet ist
Dem edleren Betrachter,
Der dieses Harmes Bürde trägt:
Ein Wesen ist, ein großes,
Das nimmer läßt und nimmer haßt;
Deß Herze nichts als Liebe
Und himmlisches Erbarmen;
Das in den heilig-treuen Gottesarmen
All, was da lebt, ohn' Ende hält und hegt.

Sylben-Räthsel.

1.

Was dir meine Erste deutet,
Kannst du an mancher Arbeit finden;
Wenn du daran viel Kraft vergeudet,
Wird sich der Sinn dir bald verkünden.

Willst du die Zweite lernen kennen,
Der tapf're Held kann sie dir nennen;
Nur der erst ist ein wahrer Mann,
Der dieses Gute sich rühmen kann.

Das Ganze wird in trüben Stunden
Zuweilen deinem Geiste nah'n,
Wenn er, vom Trauerflor umwunden,
Verdunkelt wird von einem Wahn.

2.

Meine kurze Erste steht
Als Vokal im Alphabeth.
Die Zweit' gehört zu der Musik
Und ist von einem Thier ein Stück.
Das Ganze, sage nun ich euch,
Gehöret in das Pflanzenreich.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 31. Dienstag, 13. März 1855.

Der Baigneur von Ostende.

(Fortsetzung.)

6.

Eine große Gesellschaft von Einheimischen und Fremden bewegte sich noch in den Sälen des Casino's.

Lange suchte ich nach Herrn van Gondeghem und fast gab ich die Hoffnung auf, ihn heute zu finden, als ich ihn bei einem meiner deutschen Bekannten sitzen sah.

Sobald ich, ohne das Gespräch zu unterbrechen, es konnte, rückte ich mit meiner Bitte heraus. Er hörte mich ruhig an.

„Ich kenne den Matrosen Ivo Verhaegen, der jetzt Baigneur geworden ist," sprach er, „und ich weiß, daß er ein eben so braver als tüchtiger Mensch ist. Da Sie sich seiner so warm annehmen, so macht es mir ein doppeltes Vergnügen, ihn unter die Ruderer zu nehmen. Sie können sich denken, daß die Theilnahme an der Regaate nicht aus Eigennutz hervorgeht, ich überlasse vielmehr den Preis meinen Bootsleuten. Wenn nur mein Gig die Ehre des Preises erringt, so ist mein Wunsch erreicht."

Diese Worte waren mir eine wahre Freudenbotschaft.

Ivo tanzte und hüpfte vor Lust, als ich ihm dies am andern Tage mittheilte. Er zeigte mir den schönen, weiß angestrichenen Gig im Hafenbassin, wo er vor Anker lag, und pries sich glücklich, dem alten Vater Jan eine so große Freude machen zu können. —

Die wenigen Tage, welche noch bis zum 30. August, als dem Tage der Feste, hin waren, gingen mir ungemein schnell herum.

Einen Nachmittag verwendete ich dazu, einen Besuch hinter den Dünen bei Luisetje zu machen, wo ich ungemein willkommen war. Das Mädchen hatte alle Scheu abgelegt. Harmlos und zutraulich, dennoch aber ruhig, fest und gehalten war ihr Benehmen. Bald waren wir bei Ivo und ihrem Verhältnisse zu ihm, da ihr Vater heute, eine nahende Aenderung des Wetters in peinlichen Schmerzen fühlend, die Wohnung und das Bett nicht verließ. Sie aber saß an ihrem Tischchen unter dem Birnbaum.

Nicht ohne Erröthen und jene liebenswürdige Schamhaftigkeit, die aber dennoch nicht zu verhehlen vermag, wie gerne das Gespräch bei dem Gegenstande ihrer Liebe weilt, gab sie mir Antwort, wenn ich fragte. Offenbar hatte ihr Ivo Alles gebeichtet, was zwischen mir und ihm an jenem Abende auf der Estacade vorgekommen war. Nur nicht, daß ich etwas für ihn bei Herrn van Gondeghem gethan. Er hatte seinen Mund gehalten, daß er an der Regaate Theil nehmen werde. Sie ahnte davon nichts.

Mit wahrer Bewunderung sah ich dem graziösen Spiel der schönen Händchen zu, als sie ihre Arbeit, Spitzen zu klöppeln, aufnahm und erst spät kehrte ich nach der Stadt zurück, doch nicht, ohne zuvor auch mit dem heute besonders leidenden Greise ein Stündchen geplaudert zu haben.

Wie oft beklagte ich es in diesen Tagen, nicht reich zu seyn, um den trefflichen Menschen die Sorge der Schuld vom Herzen nehmen zu können. Manchmal, ich gestehe es, mißstimmte mich Verhaegen's Ausbleiben auf's Tiefste. Kam er nicht, so fielen alle jene schönen Pläne und Hoffnungen in die Brüche, welche auszudenken die Stunden des an sich so langweiligen Lebens in Ostende mir unendlich versüßte und erheiterte.

Endlich nahten die festlichen Tage.

Die Straßen der Stadt waren mit Tannen geschmückt, so daß sie Alleen zu seyn schienen.

Digitized by Google

Kronen, Schilder mit Wappen und Sprüchen, Hunderte, ja Tausende von Fähnchen flatterten überall mitten in den Straßen und zwischen den Tannenbäumen. An allen schicklichen Orten sah man Transparente; Gerüste wurden erbaut, um bunte Lampen zur Beleuchtung der Stadt daran aufzuhängen; Triumphpforten erhoben sich und Pyramiden in architektonischer Schönheit, die beleuchtet werden sollten.

Glockengeläute und Kanonensalven kündigten den Vorabend an und eine schöne Feier, die auch die Herzen der Gebeugten erheitern wollte. Der Stadtrath ließ Brod austheilen unter die Armen, daß morgen jedes Herz der jungen Fürstin froh entgegen schlagen könnte. Gewiß ein schöner Gedanke!

Obwohl die beständig heitere, trockene Witterung, nach Jan Cornelis' Vorhersagung, in eine zu Regen geneigte und wirklich nasse umgeschlagen war und die dem Feste vorhergegangenen Tage mit Regen begonnen, sich aber zuletzt aufgeklärt hatten, so begrüßte den 30. August ein heiterer, wolkenloser Himmel und der Sonne freundliches Angesicht.

Nach dem Bade und Frühstück galt es, sich zur Beschauung des Festzuges einen geeigneten Platz zu suchen, da die Fenster meiner Wohnung dazu nicht die geeignetsten waren.

Einen ganz eigenthümlichen Eindruck machte es, die festlichen Aufzüge der einzelnen uralten Gesellschaften zu sehen, die alle irgend welche passende historische Darstellung auf eigens hergerichteten Wagen darboten.

Endlich brauste der Bahnzug daher, welcher die sehnlichst Erwarteten brachte. Ein Jubelruf, der die Luft erzittern machte, galt dem Könige und der jungen Fürstin. Der Festzug ordnete sich und bewegte sich langsam zum Rathhause, nachdem die Autoritäten die hohen Herrschaften bewillkommt hatten. Ueberall jubelndes Begrüßen der jungen Fürstin, die huldvoll ihr Volk wieder grüßte, das ihr die offenen, treuen Herzen entgegenbrachte.

Kaum waren die Herrschaften im Stadthause, so zog sich Alles auf den Damm, da um halb ein Uhr die Regaate beginnen sollte.

Die Schaluppen eröffneten dieselbe; sodann folgten Kanots und nun die Gigs. Ich gestehe, daß mir das Herz pochte, als ich in der Linie den weißen Gig sah mit seinen schneeweiß gekleideten Ruderern.

Ein Kanonenschuß eröffnete den Wettkampf, dessen Preis fünfhundert Franken war.

Mit Pfeilschnelle schossen jetzt die Gigs voran. Eine Weile machte ein schwarzer Gig dem weißen den Rang streitig. Ich begleitete jeden Ruderschlag mit meinen Blicken. Gewaltig waren die Anstrengungen; ziemlich lange schwankte das Loos der Entscheidung zwischen beiden.

Wetten wurden contrahirt für den weißen und gegen ihn; aber bald blieb kein Zweifel. Mein Herz pochte fast hörbar. Der weiße Gig blieb Sieger. Er ließ den schwarzen mehr als das Doppelte seiner Länge hinter sich; bald aber noch mehr, und immer größer wurde der Zwischenraum, bis endlich der Sieg errungen war und ein lauter Siegesjubel über den Damm hinwirbelte, woselbst, gering angeschlagen, zwanzigtausend Menschen dicht gedrängt beisammen standen. Es war fast vier Uhr, als das ganze Schifferstechen endete.

Mein Baigneur war bei den Siegern und freudig eilte ich zum Mahle, das mir kaum noch in Ostende in dem Grade geschmeckt hatte.

Das Feuerwerk am selbigen Abend auf dem Meere nahm sich prachtvoll aus und als um zehn Uhr Alles geendet war und nun das Meer selbst sein Leuchten zeigte, ging ich über den Damm hin, müde von den Eindrücken des Tages, meine Ruhestätte zu suchen.

Doch sie sollte mir noch nicht beschieden seyn.

Eben wollte ich in meine Straße einbiegen, als Jemand meine Hand ergriff. Ich sah in Ivo's leuchtende Augen.

„Mijnheer," rief er, „sehet den glücklichsten Menschen vor Euch! Ich bin Mitsieger in dem weißen Gig und Herr van Gondeghem hat blos den kleinen Preis, den Ancre en vermeil (ein netter Anker von vergoldetem Silber), für sich genommen, die fünfhundert Franken hat er uns geschenkt. Das dank' ich Euch, Mijnheer! Nun kann ich die Uhr einlösen, die nur für fünfzig Franken verpfändet ist, und noch dreiunddreißig Franken kann ich in Luisetje's Hand legen. Und sie ahnt nichts von alledem! Aber, Mijnheer," fuhr er fort, „ich habe nun noch eine Bitte an Euch, die Ihr mir gewiß nicht abschlaget."

Diese Bitte betraf nichts Anderes, als daß ich morgen Nachmittag mit ihm zu Jan Cornelis gehen solle, da würde ich ihm die Uhr übergeben und, da wohl Cornelis seine Liebe zu Luisetje kenne und billige, er aber noch nicht das väterliche Jawort habe, so solle ich als Freiwerber um des Vaters Segen für ihn und Luisetje bitten. Das sagte ich ihm zu und nie habe ich einen glücklicheren Menschen gesehen. —

Digitized by Google

Als ich am andern Morgen zum Bade kam, glänzte Ivo's Antlitz von seliger Freude. Er drückte meine Hand, daß sie mir fast wehe that, zog dann eine goldene Uhr aus der Brusttasche seines Flanellkleides, die er mir freudig ausrufend hinreichte:

„Seht hier das Kleinod!"

Es war eine schwere goldene Uhr von englischer Arbeit, kostbar mit Perlen an dem Ring des Glases besetzt. Unten war ein Schildchen, auf dem „H. Verhaegen" stand.

„Was sagt Ihr dazu, Mijnheer, daß der Kapitän, der Jan Cornelis die Uhr schenkte, mein Vetter war?"

„Ich denke, dies soll Dir bei dem Vater Jan einen Vorschub leisten, wenn ich heute für Dich werbe."

„Ich hoffe es!" sagte der Glückliche und wir gingen ins Meer. —

Es war Mittags, etwa um Ein Uhr, als ich am Kursaale Ivo traf. Er war stattlich gekleidet. Weite, blautuchene Hosen fielen bis auf die glänzenden Stiefel. Eine lange Jacke, nach Seemannsart, umschloß seine schöne Gestalt und ein nettes Matrosenhütchen saß leicht auf den braunen Locken, die um sein blühendes Antlitz wallten, dem das Schnurrbärtchen sehr gut stand.

Schweigend zog er sein Hütchen, als ich zu ihm trat. Er war in ernster Stimmung.

Wir gingen.

Unter ernsten, unsere Stimmung hebenden Gesprächen kamen wir zu Cornelis' Hause.

Der Greis saß im Lehnstuhle unter dem Birnbaume und Luisetje neben ihm an ihrem Spitzenklöppeln.

Als sie Ivo im Sonntagsstaate kommen sah, erröthete und erbleichte sie nach einander. Sie wollte aufstehen und konnte nicht.

Wir traten grüßend zu ihnen.

„Ivo," sagte der Greis und sah ihn mit wohlwollendem Lächeln an, „Du bist ja so feierlich; was bewegt Dich so?"

„Vater Jan," begann er, „Ihr wißt, wie gern ich Euch habe —"

„Ich weiß es, Ivo!" fiel ihm der Greis in die Rede.

„So hört mich denn an, Vater. Durch die Vermittlung dieses guten Herrn gestern im Gig des Herrn van Gondeghem mitrudernd, hab' ich den ersten Preis erringen helfen."

„Warst Du im weißen Gig?" rief der alte Seemann aus. „Nun, das macht Dir Ehre! Ich saß mit Luisetje und Nachbar Ruyter auf den Dünen und sah der Regaate zu. Das war ein Meisterstück!"

„Wel, Vater Jan; hört aber weiter! Herr van Gondeghem nahm nur den Preisanker für sich und vertheilte die fünfhundert Franken unter uns."

„Was sagst Du?" rief der Alte. „Das ist ehrenwerth!"

Luisetje hielt sich krampfhaft an ihrem Klöppeltischchen; aber ihre Seele lag im Auge, das auf Ivo ruhte.

„Nun war das ein Verdienst," fuhr Ivo fort, „an den ich nicht dachte, und ich meinte, daß ich keinen bessern Gebrauch von dem Gelde machen könnte, als diesen!"

Hiemit zog er die Uhr heraus und reichte sie dem Greise.

Die Augen desselben waren weit geöffnet. Er starrte die Uhr an und war leichenblaß. Eine Weile saß er so da, dann ergriff er sie, betrachtete sie von allen Seiten und drückte sie endlich an seine Lippen. Zwei große Thränen rollten über seine Wangen.

„Helas! meine Uhr!" rief er dann aus und der Ton klang jubelnd.

Luisetje weinte vor Freude. Ich aber, ich will es nicht leugnen, daß mich der Auftritt tief ergriff.

„Ivo," sprach er dann, „das thatst Du mir? Du gabst Deinen hohen Verdienst hin für mich? Komm, Sohn, komm, ich finde keine Worte für den Dank!"

Er zog den Jüngling an seine Brust und küßte ihn.

„Vater Cornelis," sagte ich darauf, „Ihr habt Ivo „Sohn" genannt. Wißt Ihr, daß Ihr ihn unendlich glücklich machen würdet, wenn Ihr ihn zum Sohne annähmet und Luisetje's Hand ihm gäbet, deren Herz er doch schon hat!"

Der Alte sah mich lächelnd an.

„Ihr also seyd sein Freiersmann, Ihr, dem er so viel verdankt? — Nun, ich weiß wohl, wie's steht mit den Zweien und nahm das so als ausgemacht an; aber da Ihr der Sache eine Form gebet, nun, so sag' ich in Gottes Namen Ja!"

Da that Ivo einen Schrei vor Lust und das todtenbleiche Mädchen war von seinen Armen umschlungen.

Er zog sie zum Vater und im Sande knieten Beide vor ihm; er legte hierauf ihre Hände in einander und die seinigen segnend auf des jungen Paares Haupt.

Digitized by Google

Dann beteten wir alle stille und sie waren Braut und Bräutigam.

„Aber nun, Kinder, vergeßt nicht, was Ihr dem guten Herrn schuldet!" rief der Greis.

Da erhoben sie sich, traten vor mich und küßten meine Hände, wie ich mich auch dagegen wehren mochte.

Ich habe, das kann ich sagen, nie glücklichere Menschen gesehen. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Auf die Erfindung eines neuen Musikinstruments — Miniaturhorn — wurde dem Instrumentenmacher A. H. Rott in Wien ein Privilegium verliehen. Dasselbe besteht angeblich in einer eigenthümlichen Einrichtung des sonst bei Jagden gebräuchlichen Ruf- und Hüfthorns, wodurch die Schallwellen derart geregelt werden, daß darauf vom tiefsten C aufwärts alle diatonisch-chromatischen Töne der Scala reinstimmig mit Leichtigkeit hervorzubringen seyen.

Die von der Königin von England jedes Jahr ausgetheilte große goldene Medaille für den Architekten, der sich durch eine bedeutende Arbeit, sey es in der Ausführung oder durch Zeichnung und Entwurf, ausgezeichnet, hat diesmal ein Ausländer, Herr Hittorf, Mitglied des französischen Instituts, erhalten. Bis jetzt wurde diese Auszeichnung erst dreimal einem Ausländer verliehen.

Die Miniébüchsen werden wohl bald einer neuen, wie es heißt noch mehr verbesserten Waffe — dem Pritchett-Karabiner — weichen müssen, der Alles, was man von einer Schußwaffe nur verlangen kann, in sich vereinigen soll.

Die „Botan. Ztg." berichtet: Ein Arzt hat entdeckt, daß die Schmerzen und die Zerstörung der Zähne von thierischen und pflanzlichen Schmarotzern ausgehen und zwar vielerlei Thier- und zweierlei Pflanzengattungen. Es gibt laut seiner Angabe nur eine gründliche Reinigung der Zähne, wodurch allen Uebeln vorgebeugt und abgeholfen wird, und das ist: das Ausbürsten mit feiner weißer Seife. Ueber diesen hochwichtigen Gegenstand hat Dr. H. J. Bodtsch am Ende vorigen Jahres in New-York eine eigene, seitdem gedruckte Vorlesung abgehalten. Sie führt den Titel: Ueber die thierischen und vegetabilischen Parasiten, welche die Zähne der Menschen verderben, und über die Mittel, diese zu zerstören.

* Literarische Notiz.

Es ist vielleicht für die gewerbtreibenden Leser dieser Blätter von Interesse, zu erfahren, daß das in Berlin erscheinende „Landwirthschaftliche Handelsblatt" seit Beginn dieses Jahres fortlaufend alle bei dem Geh. Obertribunal zur endgiltigen Entscheidung kommenden interessanteren Handelsrechtsfälle in kurzer, auch dem Nichtjuristen vollkommen verständlicher Darstellung veröffentlicht und damit den sich so häufig aus bloßer Unkenntniß in ruinöse Prozesse verwickelnden Geschäftsleuten, Gutsbesitzern u. s. w., welche weder Zeit noch Lust haben, juristische Zeitschriften durchzulesen, den einfachsten Weg zeigt, sich vor Schaden zu bewahren.

Epigramme

von Friedrich Stromberg.

1.

Haarwuchs.

Haupthaar hat er nicht viel, der Kahlkopf ist in der Nähe;
Doch hat er zum Ersatz Haar' auf der Zunge genug.

2.

Zweckessen.

Wallenden Dampf in der Schlacht durch dampfende Schüsseln versinnlicht
Das Veteranenchor, ist es versammelt zum Schmaus.

3.

Gespensterfurcht.

Ziehen wir nächtlicherweile die Straße dahin, so vermuthen
Wir in der ehrlichsten Haut leicht den gefährlichsten Feind.

Auflösung der Sylben-Räthsel in Nr. 30:

1. Schwermuth. 2. Ahorn.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 32. Freitag, 16. März 1855.

Der Baigneur von Ostende.

(Fortsetzung.)

7.

Es war einige Tage später, als ich Morgens gegen eilf Uhr im Lesezimmer des Cercle du Phare saß.

Da ward plötzlich die Thüre aufgerissen und — Werhaegen stand vor mir.

„Gottlob, daß ich Sie endlich finde!" rief er aus und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. „Laufe nun schon mehrere Stunden umher, frage nach Ihnen auf der Polizei, dann in Ihrer Wohnung, die ich endlich fand, da sagte man mir, Sie seyen im Bade. Nun irre ich am Strande umher, frage alle Baigneurs, aber nicht Einer kennt Sie, bis endlich ein bildhübscher Junge, der Sie wohl kennen will, mir sagt, Sie pflegten um diese Zeit im Cercle du Phare Zeitungen zu lesen, wo ich Sie denn endlich finde. Nun seyen Sie von Herzen gegrüßt!"

Ich schüttelte die dargebotene Rechte, indem ich sagte:

„Aber wo in aller Welt haben Sie denn gesteckt?"

„Dacht' ich's doch, daß das Ihre erste Frage seyn würde! Doch kommen Sie und helfen Sie mir eine Wohnung suchen. Wir haben ja noch Zeit genug, darüber zu sprechen, wenn wir nur erst einmal gemüthlich zusammen sitzen können."

„Dafür ist wohl, wie ich denke, zu Ihrer Zufriedenheit gesorgt. In dem Hause, worin ich wohne, sind noch zwei an einander stoßende Gemächer frei; sie sind gesund, freundlich, schön eingerichtet und die Hausleute sind ein Muster von Gefälligkeit."

Wir gingen hin. Die Wohnung gefiel ihm sehr wohl und eine Stunde später saßen wir auf seinem Sopha. Er schmauchte seine Türkenpfeife und ich eine Cigarre, aber in unseren behaglichen Schlafröcken uns wohlfühlend, was die Hauptsache war.

„Apropos!" sagte mein Freund — „haben Sie meine Herzensangelegenheit nicht ganz aus dem Auge verloren?"

„Ich darf Ihnen sagen, daß ich mehr fand, als ich zu finden erwartete."

„O erzählen Sie, ich beschwöre Sie!" rief er lebhaft.

Und nun hob ich denn an, von A bis Z die ganze Geschichte, die ich erlebt, zu erzählen.

Mit wachsender Aufmerksamkeit horchte er mir zu, stürmische Fragen dazwischen werfend, die ich rasch beantworten mußte; und als ich zu den letzten Scenen kam, da rollten ihm die hellen Thränen über die Wangen.

Nachdem ich geendet, fiel er mir um den Hals.

„Wie soll ich Ihnen vergelten, was Sie für mich gethan?" rief er aus, indem er mich an seine Brust drückte. „O mein Vater, wie glücklich ist dein Sohn, daß er deine Schuld abtragen kann und im Stande ist, deine letzten Aufträge zu erfüllen!"

Er wollte sogleich aufbrechen und zu Jan Cornelis eilen.

„Darf ich auf irgend welche Dankbarkeit bei Ihnen Anspruch machen," sagte ich, „so fordere ich, daß Sie auf meine Vorschläge etwas geben und nicht darauf losstürmen; denn allzu rasches Handeln könnte des Greises Kraft gerade lähmen durch die Ueberraschung. Antworten Sie mir vorerst auf einige Fragen: Sind Sie gesonnen, die Schuld zu zahlen, die auf dem Häuschen ruht, und vermögen Sie es?"

„Beides ja, wie Sie es wünschen!"

„Wollen Sie Ihrem Vetter Ivo, dem trefflichen Jungen, der Sie heute zu mir wies —"

Digitized by Google

„Was? dieser prächtige Junge, von dem Sie sprachen, wäre mein Vetter?"

„Freilich. Er heißt Ivo Verhaegen und stammt von Mariakerke, wie Ihr Vater. Daß er Ihr Verwandter ist, liegt außer Zweifel, wenn auch ein Diplomat seine Arbeit hätte, die Verzweigung des Stammbaumes zu enthüllen, um den Grad der Verwandtschaft mit der sorgfältigsten Genauigkeit nachzuweisen."

„Was frag' ich nach Graden!" rief er aus. „Mir genügt, daß er mir noch angehört. Das Wie liegt ganz außer meiner Sehnsucht."

„Nun denn, so nehm' ich meine Frage wieder auf: Wollen Sie dem trefflichen Jungen eine bessere Zukunft gründen?"

„Gott ist mein Zeuge, daß ich es will und kann!"

„Bravo! Nun hören Sie meinen Plan. Vorerst gehen wir zu dem reichen Wucherer van Hasselt, dem Jan Cornelis die Summe schuldet, zahlen sie bei Heller und Pfennig, nehmen die Schuldurkunde, nachdem sie der alte Blutsauger quittirt hat, an uns und gehen dann hinter die Dünen, um den alten Jan Cornelis aufzusuchen mit seinem engelgleichen Kinde, das vor einigen Tagen Ivo Verhaegen's Braut geworden ist, bei welcher Gelegenheit ich Freiwerber gewesen bin."

Wir kleideten uns sofort an und Verhaegen nahm ein wohlgespicktes Taschenbuch zu sich.

Das Haus des Pfandleihers van Hasselt hatte ich mir zeigen lassen; so konnten wir's ohne Zeitverlust erreichen.

Wir fanden einen Junggesellen von wenigstens siebenzig Jahren. Eine rothe Perrücke bedeckte von allen Seiten seinen Kopf. In einem abgeblichenen, damastenen Schlafrock, wie man ihn etwa vor hundert Jahren trug, steckte eine kleine, gebückte Gestalt. Das Aussehen des alten Geizhalses war entsetzlich. Aus dem gelben Gesichte blitzte ein Paar unheimlicher, unstäter Augen, deren stechender Blick durch eine Brille, deren Gläser ungeheuer groß waren, kaum gemildert wurde.

Als wir eintraten, saß er an einem alten, wurmstichigen Pulte und zählte Geld. Schnell schloß er die Klappe, steckte den Schlüssel zu sich und fragte nach unsern Wünschen.

„Der Matrose Jan Cornelis, welcher hinter den Dünen wohnt, schuldet Ihnen eine kleine Summe?" sagte ich.

„Eine kleine Summe?" rief er in näselndem Tone. „Mijnheer, sie ist sehr groß für einen Mann in seiner Lage!"

„Thut nichts zur Sache," fuhr ich fort. „Dieser Tage zahlte der junge Baigneur Ivo Verhaegen fünfzig Franken ab und empfing das Pfand wieder zurück, eine Uhr. Es sind also noch vierhundert fünfzig Franken."

„Ich erstaune über Ihre genaue Kenntniß der Sachlage!" sagte er verwundert. „Und Sie sind doch ein Deutscher und hier fremd?"

„Thut nichts zur Sache. Haben Sie die fünfzig Franken verbucht und gutgeschrieben?"

„Zu dienen!"

„So seyen Sie so gut, mir die Schuldurkunde zu zeigen."

„Den Zweck bitte ich mir anzugeben."

„Wir zahlen sie aus."

„So? so? Ei, das ist sehr schön, sehr edel von Ihnen!"

„Lassen Sie gefälligst diese Redensarten und beendigen Sie das Geschäft!"

„Die Zinsen eines Jahres kommen dazu!" sagte er zu dem Pulte tretend, dessen Klappe er nur so weit öffnete, daß er ein Schubfach herausziehen konnte, worin das Schriftstück lag, ohne das Geld jedoch uns sehen zu lassen, das darin lag. Er kramte eine Weile in den Papieren, dann brachte er die Urkunde zum Vorschein.

Verhaegen öffnete sein Taschenbuch und legte einen Wechsel von vierhundert Franken auf den Tisch, der auf ein Ostender Haus lautete. Sodann zog er seine Börse und legte noch fünfzig Franken dazu.

„Zählen Sie und prüfen Sie den Wechsel!" sagte er.

Der Alte betrachtete den Wechsel genau und erwiederte:

„Er ist gut."

Dann zählte er das Geld.

„Ist auch richtig," sagte er; „aber ein Jahr Zins fehlt noch!"

Verhaegen legte den Betrag zu fünf Prozent auf den Tisch.

Van Hasselt zögerte; aber er schien verlegen, etwas zu sagen. Ich bemerkte es.

„Sie pflegen wohl Wuchererzinsen zu nehmen," fragte ihn ihn, „weil Sie zögern, das Geld einzuziehen?"

„Nun, Sie drücken sich hart aus, Mijnheer," entgegnete der Alte, zuckte die Achseln, strich hastig das Geld ein und quittirte. „Bin Ihnen sehr verbunden," sprach er, mir die Urkunde überreichend. „Sollten die Herren etwa Geldwechselgeschäfte zu machen haben, so halte ich mich Ihnen empfohlen."

Digitized by Google

Er verbeugte sich und wir begaben uns hinweg, unsere Schritte nach dem Damme lenkend, der neben dem Cercle du Phare mündet.

Kaum standen wir auf demselben, als Bootsmann Meyer uns entgegentrat, da er dort so zu sagen seine Station hatte, nämlich in der Nähe der Lootsenschenke.

„Dies alte, versoffene Original kannte Ihren Vater noch!" flüsterte ich meinem Freunde ins Ohr.

Meyer blieb wie versteinert vor uns stehen und starrte Verhaegen an.

„Op mijne Eer!" rief er aus und vergaß vor Erstaunen seine Mütze zu lüften, was er sonst, sehr höflich, nie versäumte. „Op mijne Eer!" wiederholte er — „wenn der alte Bootsmann Meyer heute schon einen Genever oder ein Glas Faro getrunken hätte, oder deren mehrere und nicht klar im Kopfe wäre, er würde fragen, ob das eine Hexerei wäre."

„Wie so, Meyer?" fragte ich. „Mir will's doch vorkommen, als wäret Ihr krank im Kopfe oder hättet schief geladen."

„Op mijne Eer, Mijnheer! ich bin so nüchtern, wie Ihr vor dem Bade! Aber ich möchte schwören, der Herr sey Kapitän Verhaegen!... Gerade so hat er ausgesehen, als ich ihn ehedem kannte."

„Nun, Meyer, es gibt seltsame Aehnlichkeiten," sagte Verhaegen zu ihm. „Nehmet dies und trinkt auf das Andenken Kapitän Verhaegen's. Morgen wollen wir weiter davon reden."

Meyer blickte in seine Hand, worin ein Fünffrankenstück lag.

Jetzt riß er seine Mütze ab.

„Mijnheer," sagte er freudig überrascht, „Ihr seyd sehr gut! Meyer dankt und wird Euer Wort in Ehren halten."

„Wo ist Ivo?" fragte ich.

„Wel, Mijnheer, wie könnt Ihr so fragen? Seit Kurzem ist, wie ich höre, Luisetje seine Braut. Das Baden ist für heute vorüber; da müßt Ihr ihn hinter den Dünen suchen, wo Jan Cornelis wohnt."

„Gut denn, Meyer; laßt's Euch schmecken!" rief Verhaegen und zog mich fort.

Meyer machte unaufhörliche Verbeugungen und wünschte uns alles Heil, machte aber sogleich Kehrt und setzte sich am Lootsenhause nieder, wo er sicher Verhaegen's Wort in Ehren hielt. Wir aber gingen den Dünen zu.

Während dieses Ganges erzählte ich Verhaegen meine Unterredung mit Ivo auf der Estacade und von den Plänen, die der gute Junge für seine Zukunft sich zurecht gelegt hatte.

„Ich glaube nicht," sagte ich zu ihm, „daß es gut wäre, wenn Sie Ivo seinem Stande enthüben. Leicht könnte er auf Abwege gerathen. Das Glück hat einen schlüpfrigen Boden, auf dem auch ein fester Fuß ausgleiten kann, und es gehört mehr moralische Kraft dazu, es zu ertragen, als das Leid."

„Das ist wohl wahr," versetzte Verhaegen nachdenklich; „aber was soll ich für ihn thun? Rathen Sie mir doch wieder einmal so gut, wie bei Jan Cornelis' Schuld!"

„Wissen Sie was, Freund! geben Sie Luisetje eine passende, jedoch nicht überflüssige Aussteuer. Machen Sie aus ihnen ein glückliches Paar und geben Sie ihnen so viel, daß Luisetje ihren Muschel- und Cigarrenhandel eröffnen kann, wenn einmal ihres Vaters Augen im Tode geschlossen sind. Wollen Sie mehr thun, so deponiren Sie eine Leibrente für Ivo und seine Kinder. Davon jedoch dürfte er vorher nichts wissen."

Verhaegen blieb stehen. Er faßte meine Hand.

„Sie sind ein Praktikus," sagte er, „und ich kann nichts Besseres thun, als ich gebe Ihnen hiermit Vollmacht, ganz so zu handeln, wie Sie es für geeignet halten. Ich will blos Ihre Pläne in Vollzug setzen. Wollen Sie mir diese Liebe erweisen?"

„Ich will das Meine mit Freuden thun!" sagte ich.

Wir waren jetzt an dem Querpfade angelangt, der zur Wohnung Jan Cornelis führte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Banquiers und Kaufleute auf dem Continente dürften durch folgenden, in London kürzlich verhandelten Rechtsfall zur Vorsicht bei Ankauf und Annahme von englischen Banknoten ermahnt werden. Er betraf die Frage, in wie fern ein Geldwechsler dafür verantwortlich gemacht werden kann, daß er in England gestohlene Banknoten angenommen und besitzt. Die Geldwechsler Meyer Spielmann u. Comp. in Paris hatten dem Hause Adam Spielmann u. Comp. zu London zwei Banknoten, jede von 500 Pfd. Sterl., übersandt, von denen sich ergab, daß sie im November 1852 bei Brown Shipley u. Comp. zu Liverpool unter einem größeren Betrage gestohlen worden waren.

Digitized by Google

Aus den Verhandlungen ergibt ſich, daß die Entwendung zu Paris wie zu London angezeigt worden. Spielmann zu Paris hatte eine Banknote von einem gewiſſen Howard eingewechſelt, die zweite von dem Geldwechsler Moetaur erhalten. Als beide Banknoten im vorigen Sommer zu London vorgezeigt wurden, hielt man ſie an und belegte ſie mit Beſchlag. Die Kläger machen geltend, daß ihnen der Werth der Zettel nicht entzogen werden könne, indem ſie dieſelben in regelmäßigem Geſchäftsverkehr erhalten. Der Jury blieb zu entſcheiden, ob dieſe Noten in gutem Glauben eingewechſelt worden, was ſie auffallender Weiſe verneinte, ſo daß die Forderung gegen die Bank von England abgewieſen wurde.

In der großen Erzgießerei zu München ſteht jetzt eine Statue Beethoven's fertig da, welche für Boſton beſtimmt iſt. Das Modell hat der Amerikaner Crawford gefertigt, derſelbe, von dem die koloſſale Reiterſtatue Waſhington's für das große Waſhington-Denkmal gearbeitet iſt. Crawford hat den erhabenen Meiſter der Töne jünger, heiterer aufgefaßt, als Hänel in der auf dem Münſterplatz in Bonn aufgeſtellten Statue, und damit den tief ſinnenden Charakter wohl zu vereinigen gewußt. Beethoven hält in den über einander gelegten Händen Griffel und Notenheft, auf dem man den Satz lieſt: „Freude, ſchöner Götterfunken." — Zunächſt wird aus der Erzgießerei eine große, 13 Fuß hohe Statue, Berzelius, für Stockholm hervorgehen, deren Glieder ſich augenblicklich unter den Händen der Ciſeleure befinden. In dem Gießhauſe aber wird an der Form für den Guß der obenerwähnten Reiterſtatue Waſhington's gearbeitet, welche eine Höhe von nahezu 24 Fuß hat.

Die Königin Chriſtine von Spanien gab ihrer Tochter, die jüngſt den Fürſten Ladislaw Czartoryski heirathete, eine Mitgift von 50,000 Franken jährlicher Renten, ſodann Diamanten im Werthe von 500,000 Franken und eine Ausſtattung, die 200,000 Franken koſtete. Sie hat aus ihrer Ehe mit dem Herzoge von Rianzares (Munoz) ſieben Kinder. Die Mitgift derſelben würde ſie, nach obigem Maßſtabe berechnet, auf ungefähr 14 Millionen Franken zu ſtehen kommen und man kann daraus einen Schluß auf die Größe ihres Vermögens ziehen.

Der Erfindungsgeiſt iſt unermüdlich. Man ſpricht von einer Metallcompoſition, welcher man den Namen Oreide gegeben und die von außen wie im Innern zum Verwechſeln dem Golde ähnlich ſeyn ſoll. Man kann aus dieſem Metall Alles machen, und ſchon jetzt haben einige Kaffeehäuſer und Reſtaurationen in Paris Löffel und Taſſen aus Oreide. Ein Eßlöffel koſtet nicht mehr als 1 Frank. Dieſes Metall hat alle Proben beſtanden, denen man gewöhnlich Gold- und Silbergeſchirr unterwirft.

Epigramme

von Friedrich Stromberg.

4.

Zum Zeitvertreib.

Illuſtrirt iſt das Blatt; wir kaufen es, weil wir wie Kinder
Uns an das Bilderbuch ſetzen und blättern darin.

5.

Aehnliches Schickſal.

Kindiſch wurde der Greis; ein Anblick iſt's zum Erbarmen!
Altert ein Volk, ſo wird's öfters auch kindiſch zuletzt.

6.

Krankheitsſtoff.

Laſſe das Mückenſäugen, verſchluckſt du doch die Kameele!
Welch ein Grimmen im Bauch wird dich anwandeln zuletzt!

Räthſel.

Es lebt in einem engen Bunde
Ein Bruderpaar, faſt ſtets getrennt.
Bedächtig macht es eine Runde,
Obgleich es deren Zweck nicht kennt.
Der eine Bruder ſchreitet träge,
Der and're aber raſch dahin;
Trifft dieſer jenen auf dem Wege,
So hüpft er luſtig über ihn.
Der Brüder Gang und Schritt erregen
Bald Freude hier, bald Sorge dort;
Doch wandeln ſie auf ihren Wegen
Mit immer gleichem Gange fort.

Redaktion, Druck und Verlag von Auguſt Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 33. Sonntag, 18. März 1855.

Der Baigneur von Ostende.

(Fortsetzung.)

Schon von ferne sahen wir den alten Schiffsmann, wie er auf seinem Lehnstuhl unter dem Birnbaum saß. Ivo befand sich an seiner Seite. Luisetje saß zur andern Seite des Vaters und klöppelte Spitzen.

Ivo sah uns zuerst. Er kam uns freudestrahlend entgegen.

„Der Herr ist gewiß Euer Freund," sagte er, nachdem er uns begrüßt, „denn er fragte gar eifrig nach Euch. Niemand kannte Euch. Zum Glück hörte ich, wie der Herr mit einem andern Baigneur sprach und sich nach Euch erkundigte."

„Ich bin Dir sehr dankbar dafür!" versetzte Verhaegen, Ivo's Hand schüttelnd.

Der alte Cornelis grüßte schon von weitem mit seinem Südwester.

„Wen bringt Ihr uns denn da?" fragte Jan und hielt die Hand über die Augen, damit er besser sehen könne. — „Heiliger Gott!" rief er plötzlich aus — „Verhaegen! ... Stehen denn die Todten auf?"

Er wollte, seine Lähmung vergessend, schnell aufstehen, sank aber wieder in seinen Lehnstuhl zurück.

Bei dem Ausrufe trat Ivo zurück und starrte Verhaegen an. Luisetje's Arme sanken nieder; auch sie starrte den Mann an, der rasch auf den Greis zuschritt.

„Nein," sagte Verhaegen mit tiefer Rührung, des Greises Hand ergreifend, „ich bin der Verhaegen nicht, dem Ihr eine so reiche Liebe bewieset, aber —"

Der Greis unterbrach ihn, indem er ausrief: „So bist Du sein Sohn! Denn der Herr schafft nicht zwei Menschen, die sich so ähnlich sehen, es sey denn, daß Ein Blut in ihren Adern fließt!"

„Ja, Vater Cornelis, ich bin sein Sohn," sagte mit zitternder Stimme Verhaegen, „und bringe Euch seine Segensgrüße nebst der Versicherung, daß seine Liebe zu Euch nie gewankt hat."

Da erhob Cornelis beide Hände zum Himmel und rief weinend:

„Herr, ich danke Dir! Nun will ich ja gern sterben! — Gott segne Dich, Sohn meines einzigen Freundes! Gott vergelte Dir die Freudenbotschaft, die Du einem alten Manne bringst, der alle Segel losläßt, um zum Hafen des Friedens zu segeln. Er ist in Sicht, bald ist er erreicht!"

„O nein, nein!" rief Verhaegen. „Ihr müßt noch bei uns bleiben und uns gestatten, Euch froh zu machen und glücklich!"

„Kann ich glücklicher werden, als ich bin?" sagte Cornelis. „Du kommst aus der Ferne, den Glauben an meinen Freund wahr zu machen, den mir die Menschen nehmen wollten!"

Seine Augen fielen jetzt auf mich.

„Und Ihr steht ferne, der Ihr überall die Hand im Spiele habt, wo etwas Gutes für mich herauskommt? Kommt her, Mijnheer, und laßt mich Eure Hand drücken, denn Ihr seyd auch hier wieder wirksam, das sagt mir mein Herz!"

„Da habt Ihr Recht, Vater Jan!" versetzte Verhaegen. „Ohne ihn hätt' ich noch lange nach Euch suchen können. Er hat mir Alles ausspionirt."

Der Alte lächelte selig und drückte innig meine Hand.

„Ja, ja," sagte er scherzend, „er hat's hinter den Ohren.

„Nein, Vater," verbesserte Ivo des Alten Rede, „im Herzen!"

Digitized by Google

„Du hast Recht, Ivo," erwiederte Cornelis; „er soll uns theuer seyn, so lange wir leben!"

Verhaegen faßte jetzt Ivo's Hand.

„Und Du bist mein Vetter," sagte er, „wie ich von dem Freunde dort höre? Sey mir herzlich gegrüßt! — Und Du," rief er, das holdselige Luisetje betrachtend und ihm näher tretend, „Du bist Jan's Kind? — Vetter Ivo," rief er da plötzlich in eine heitere Stimmung übergehend, „ich habe Frau und Kinder, Du kannst ohne Mißgunst und Eifersucht seyn, wenn ich sie als liebe Schwester küsse!"

Und er drückte einen Kuß auf die frische Lippe des Mädchens, dem es nicht einfiel, sich zu zieren.

„Aber ich habe der schönen Braut ein Hochzeitsgeschenk mitgebracht!" fuhr er dann fort und zog die quittirte Pfandverschreibung heraus, sie dem glühenden Mädchen mit den Worten darreichend: „Bring's Deinem Vater, du liebes, schönes Kind!"

Der Alte setzte seine Brille auf, entfaltete das Papier und rief dann fast außer sich:

„Kinder! van Hassaelt ist bezahlt! wir sind schuldenfrei!"

„Hurrah!" rief Ivo und that einen Sprung in die Höhe — „so ist morgen Hochzeit!"

Dann eilte er zu Verhaegen, faßte seine Hand und rief aus:

„Wie sollen wir Euch danken, Mijnheer?"

Luisetje faßte seine Linke und sah ihm in Thränen lächelnd ins Auge.

Da sprach er zu dem glücklichen Paare:

„Vergesset den dort nicht, er hat wieder hier die Hand im Spiele, der treue Spion, der das Alles herausgebracht hat."

Da ließen sie ihn fahren und ich hatte sie am Halse.

„Nun, Ivo, mein Vetter," rief Verhaegen, der sich unterdessen neben Jan Cornelis gesetzt hatte und dessen Hand in der seinigen hielt, „wenn's dem Vater recht ist, so halte ich Dich beim Worte und morgen ist Hochzeit!"

„Das geht nicht, Kinder!" versetzte der Greis. „Ihr vergesset, daß unser Gesetz den bürgerlichen Akt fordert und die dreimalige Verkündigung, wie auch diese der kirchlichen Trauung vorhergehen muß. Dagegen aber habe ich Nichts, daß Ivo sofort hingeht, um auf dem Stadthause und bei dem Pfarrer Alles einzuleiten."

„Hurrah!" rief Ivo, außer sich vor Freude, und eilte ins Haus, aus dem er sein Matrosenhütchen holte.

„Auf Wiedersehen!" rief er und war bald unsern Blicken entschwunden.

„Der hat Eile!" murmelte der Greis und Luisetje verbarg ihr Gesicht in der Schürze.

Verhaegen flüsterte mir zu:

„Hätten wir doch einige Flaschen Champagner, um ein Glas auf diese Freude zu leeren!"

„Ich will sorgen!" sagte ich, nahm meinen Hut und ging nach dem nahen Pavillon aux Dunes, von wo ein Diener mich mit den nöthigen Requisiten nach Jan Cornelis' Hause begleitete.

Noch saß Verhaegen bei dem Alten, wie ich ihn verlassen hatte. Luisetje saß an der andern Seite. Sie waren so tief im Gespräche, daß sie kaum mein Kommen bemerkten.

Als endlich Ivo zurückgekehrt, knallten die Korke und wir blieben, bis die milde Sonne schon lange hinabgesunken war und der Mond bereits die Gegend beleuchtete.

(Schluß folgt.)

Ein chinesischer Jahrmarkt.

Aus einem Schreiben des bekannten Chinafahrers R. Fortune.

.... Gegen vier Uhr Nachmittags erreichten wir das Städtchen Ning-kang-ju und ich beschloß, hier einige Tage zu verweilen und Ausflüge in die Umgegend zu machen. Zufällig kam ich gerade zum Vorabend eines Jahrmarktes, der am folgenden Tage hier abgehalten werden sollte. Ueberall, wo ich durch die Straßen wandelte, stieß ich auf große Vorbereitungen zu den Geschäften und Lustbarkeiten des nächsten Tages. Die Schauseiten der Läden waren mit Laternen verziert; aus allen Richtungen der Umgegend kamen Hausirer, mit Waarenpäcken beladen; an beiden Enden der Stadt, wo zwei große theatralische Vorstellungen gegeben werden sollten, waren Zimmerleute beschäftigt, Bühnen und Gallerieen — die letzteren zur Bequemlichkeit der Schauspielgeber und ihrer Freunde — am Ufer des Flüßchens aufzuschlagen. Alles ging in der munterſten Laune vor sich; die Leute schienen sich zu freuen, einen Fremden unter sich zu sehen, und begegneten mir durchaus höflich und freundlich. Man lud mich von vielen Seiten ein, am andern Abend das Schauspiel zu besuchen; es schien allgemein angenommen, ich sey nur hierher gekommen, um den Jahrmarkt zu sehen. — Ich ging zeitig zu Bett und war am folgenden Morgen

Digitized by Google

vor der Sonne auf, um einen Gang in die Landschaft westwärts zu machen. Aber schon in dieser Frühstunde wimmelten die Straßen von nach der Stadt ziehenden Leuten; von Karrenzügen, die mit Obst und Gemüsen beladen waren; von Krämern mit Kuchen und Zuckerwaaren, die Kinder anzulocken. Hin und wieder trug eine fleißige Hausfrau ihr daheim eingewebtes Stück Baumwollenzeug, das sie nun zu Markte brachte. Dazwischen hüpften einige schön herausgeputzte Frauenzimmer auf ihren hufartigen Füßchen, mit langen Stäben in den Händen, um ihren Schritt zu sichern und sich auf den Bergpfaden fortzuhelfen. Hinter diesen kam als Begleitung ein Karren mit einem Korbe Mundvorrath und andern auf der Reise erforderlichen Kleinigkeiten. Auf meine höfliche Frage, wohin sie gingen, erhielt ich von verschiedenen Frauengruppen stets dieselbe Antwort in dem Provinzialidiom: „Ta-pa-Busa-la" (wir gehen, Buddha anzubeten). Einige der jüngeren, besonders die hübschen, thaten gar ängstlich, als ich auf dem engen Pfade an ihnen vorbeiging. Wie wenig ernst es aber mit dieser Angst gemeint war, bewies das lustighelle Gelächter, das mein Ohr traf, bevor sie mir noch aus dem Gesichte verschwanden.

Gegen acht Uhr kehrte ich nach der Stadt zurück und nahm im Vorbeigehen den Haupttempel in Augenschein. Hier bot sich mir ein seltsamer und auffallender Anblick dar. Nahe an der Thür standen viele Kerzenverkäufer und drängten die Andächtigen zum Kauf mit solchem Eifer, daß sie mitunter die vorübergehenden Leute buchstäblich festhielten; und diese etwas ungehobelte Manier, Kunden zu werben, blieb meistens nicht ohne Erfolg. Ganze Schaaren strömten zu dem Tempel ein und aus, gleich einem Bienenschwarm aus und nach ihrem Stock an einem schönen Sommermorgen. Manche blieben einige Augenblicke stehen, um ihren Bedarf an Lichtern und Räucherwerk von den erwähnten Händlern zu kaufen; indeß Andere es vorzogen, sich bei den Priestern in dem Tempel damit zu versorgen. Dieses Geschäft beschränkt sich hier aber nicht auf die zur Verehrung Buddha's nöthigen Requisiten: es gibt auch Kramtische mit Kuchen und Zuckerwerk, es wird warmer und kalter Thee geschenkt; Schnupftabaksflaschen, Fächer und hundert andere Modesachen werden feil geboten. Da sind ferner Doktoren, die für alle Krankheiten Heilmittel haben; Wahrsager, die ihren reichen Antheil an der Gönnerschaft eines liberalen und erleuchteten Publikums genießen. — Vor den Altären spielt indeß ein anderes Stück. Die Andächtigen, meist Frauen, werfen sich hier zu wiederholten Malen vor den Göttern nieder, erheben sich, zünden eilends ihre Kerzen und ihr Räucherwerk an, stellen sie auf den Altar und werfen sich noch einige Male nieder; dann machen sie Anderen Platz und die fromme Gaukelei geht von Neuem an. Das dauert den ganzen Tag, bis alle die Tausende ihre Andacht vor den heidnischen Altären vollbracht haben.

Im Vorbeigehen sey hier zweier Gegenstände erwähnt, die ich an diesem Ort gesammelt habe und die für die Alterthümler in Europa von großem Interesse seyn werden. Der eine ist eine kleine Porzellanflasche, an Größe, Form und Farbe genau denen ähnlich, die in den ägyptischen Gräbern gefunden worden sind; auch die Schriftzüge an deren einen Seite stimmen damit überein und enthalten eine Stelle aus einem chinesischen Dichter: „Nur in der Mitte dieses Berges." Der andere Gegenstand ist ein kleines porzellanenes Siegel, sichtlich von sehr altem Porzellan und einerlei mit denen, die man vor einiger Zeit in den Mooren Irlands gefunden haben soll. Diese Thatsachen, meine ich, beweisen über allen Zweifel die Herkunft dieser in Aegypten und Irland gefundenen Sachen. Wie sie aber dahin gerathen sind, das ist freilich eine andere Frage.

Die Straßen der Stadt waren nun vollgepfropft mit Menschen und das Ganze gemahnte mich an den Jahrmarkt in einer englischen Landstadt. Zu den gewöhnlichen Ladenartikeln und zu der ungeheuern Masse von Obst und Gemüse kam ein reiches Sortiment anderer Dinge, die nur für den Jahrmarkt in solcher Menge angehäuft zu seyn schienen. Einheimische Baumwollenhemden, auf dem Lande gewebt, Schlafmatten aus einer Binsenart, Kleider aller Art, neue und abgetragene, porzellanenes und hölzernes Geschirr von mannigfaltiger Art, Spielzeug, Kuchen, Zuckerwerk und alle die üblichen Beiläufer eines englischen Jahrmarktes waren in Masse vorhanden. Mancherlei nützliche Webestoffe, die in der Gegend in reicher Menge gewonnen werden, waren im Ueberfluß da; unter andern hauptsächlich Hanf, das sogenannte chinesische Gras und die schon erwähnte Binse.

Nachmittags begann das Schauspiel und zog Tausende von Zuschauern herbei. Wie bereits bemerkt, saßen Diejenigen, auf deren Kosten das Schauspiel gegeben wurde, auf einer Erhöhung, etwa 60 Fuß von der Vorderseite der Bühne

Digitized by Google

entfernt, die für sie und ihre Freunde angebracht war. Das Publikum nahm den Grund vorn und an den Seiten der Bühne ein; für dasselbe war das Ganze frei wie die Bergluft; Jedermann noch so arm hat das gleiche Recht, hier zu seyn, wie sein Nachbar. Und so ist es in ganz China: die Schauspiele werden von den Reichen bezahlt und die Armen sind vom Kunstgenusse nicht ausgeschlossen. Die Schauspieler trugen das prächtige alte Kostüm dieses Landes und, nach dem gespannten Interesse und dem stürmisch freudigen Beifall des zahlreichen Auditoriums, müssen sie ihre Rollen zu vollkommener Zufriedenheit ihrer Gönner und des Publikums gespielt haben. — Ueber die Naturprodukte dieser Gegend berichte ich ein anderes Mal. Ueber die Rebellion habe ich kein Wort gesagt: hier auf dem eben beschriebenen Schauplatz, wo Alles Ruhe und Zufriedenheit athmet, mochte Keiner wissen, daß kaum hundert englische Meilen davon der Aufruhr rase. Das Land war trefflich angebaut, das Volk glücklich, Druck und Mangel, wenigstens dem Anschein nach, unbekannt.

Mannigfaltiges.

Die Münchener Künstler gehen damit um, eine Gemäldeausstellung einzurichten, welche alljährlich, während der fünf Sommermonate, von Mitte Mai bis Mitte Oktober, stattfände, um den München besuchenden Fremden einen Ueberblick über den jeweiligen Stand und Fortschritt des Kunststrebens daselbst zu bieten. Das Unternehmen soll auf Aktien à 9 fl. sich gründen und es werden den theilnehmenden Künstlern, außer der Möglichkeit des Absatzes ihrer Produkte, auch in einzelnen Fällen Prämien geboten werden können, da die Besucher der Ausstellung ein kleines Eintrittsgeld zu entrichten hätten. Auch auswärtige Künstler würden sich durch Vermittlung eines hier aufzustellenden Mandatars als Aussteller und Aktionäre betheiligen können.

Antonio Cammerra, einer der vortrefflichsten Violinspieler seiner Zeit, ist am 8. Febr. zu Venedig in dem hohen Alter von 80 Jahren verschieden. Vor fast einem halben Jahrhundert gab Cammerra zu Wien, Paris und an andern Orten Concerte mit großem Erfolg; seine Vogenführung soll grandios gewesen seyn, so daß selbst Paganini ihm Bewunderung zollte und ihn seinen „Freund und geliebten Kunstgenossen" nannte. Und der einst so gefeierte Mann starb arm und verlassen.

Buchstaben-Räthsel.

In diesem Gegenstand, den sieben Zeichen nennen,
Wird jeder Bachusfreund sein Theuerstes erkennen.

4 5 6 2 3 1.

Kraftlose, Schwache nur kann meine Macht besiegen,
Doch sieht man Helden auch von mir gefesselt liegen.

1 7 2 4.

Ich trotze, fest und stark, der Elemente Wuth,
Mir gleichen jederzeit der Glaube und der Muth.

1 2 3 5 6 4.

Aus dem Produkt läßt sich der reine Stoff bereiten,
In den sich Könige sowohl als Bauern kleiden.

3 4 5 6 7.

Hat auch der Flamme Wuth dir Hab' und Gut entrissen,
Wirst, nach gedämpfter Gluth, du mich doch nie vermissen.

3 5 6 4 7.

Mich sieht man immerhin mit Eisen stark beschlagen,
Muß über Berg und Thal die schwersten Lasten tragen.

1 3 2 4 5 6.

Welch schändlich, häßlich Wort! — Wer es ist in der That,
Begeht am Freunde selbst den schändlichsten Verrath.

2 3 5 6 4.

Mich findet man im Rhein, im Main und andern Flüssen,
Gar Viele halten mich für einen Leckerbissen.

Auflösung des Räthsels in № 32:

Die Uhrenzeiger.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 34. Dienstag, 20. März 1855.

Der Baigneur von Ostende.

(Schluß.)

8.

Verhaegen war den Rest des Abends, den wir nach der Rückkehr aus Cornelis' Hause in Ostende verbrachten, in einer weichen, wehmüthigen Stimmung und dennoch glücklich dabei. Er drückte mir oft die Hand und in seinen Augen glänzten Thränen.

Bevor wir uns trennten, wandte er sich nochmals zu mir mit den Worten:

„Warum wollen Sie nicht, daß ich Ivo seinen jetzigen Verhältnissen entheben? Sie sind eben sehr gedrückt."

„Jede Pflanze hat ihre Bodenart, in der sie allein gedeiht, blühet und Frucht bringt," entgegnete ich. „Gerade so ist es mit dem Menschen, und zwar ist eben der Kreis, in dem er erzogen und herangebildet worden ist, das ihm allein Zusagende. Entheben Sie die Pflanze noch jung ihrem Boden, so wird sie sich leicht an einen andern gewöhnen und bald gedeihlich fortwachsen; ist sie aber schon zu fest in ihrem Boden gewurzelt, ist sie durch ihre Säfte zu innig mit diesem verbunden und Sie versetzen sie dann in einen andern, so wird sie kränkeln, verkümmern und hinsterben. Nehmen Sie den jungen Menschen aus seiner Umgebung und bringen ihn in eine andere, so werden Sie dieselbe Erscheinung wahrnehmen; er wird sich leicht und schnell in die neuen Verhältnisse finden und in ihnen sich rasch und freudig entwickeln. Anders aber ist es mit dem schon Erwachsenen. Er gehört mit seinem Erkennen, Fühlen und Wollen den Umgebungen und Verhältnissen an, in denen er aufgewachsen ist. Kommt er nun plötzlich in ganz andere, so wird er darin nicht glücklich; er wird fühlen, daß sie ihm nicht zusagen; er wird sichtlich kränkeln und es gehört eine Dehnbarkeit der Seele dazu, sich vor den Uebeln zu bewahren, die nahe herzutreten. Geben Sie Ivo ein bedeutendes Vermögen, so wird er ein Trinker, wie neun Zehntel aller Seeleute, die vor Anker liegen, oder ein Faullenzer, der zu noch Schlimmerem kommt. Aber lassen Sie ihn in seinem thätigen Leben, indeß Sie ihn vor Nahrungssorgen bewahren und ihm ein kummerloses Alter gründen, dann haben Sie für ihn gesorgt und so, wie es ihm zusagen wird."

Nach einer Weile faßte er meine Hand.

„Grollen Sie mir nicht, theurer Freund!" bat er. „Mein Herz war mit meinem Kopfe davon gelaufen. Sie haben ganz Recht, ich folge Ihnen." —

Am folgenden Morgen gingen wir zum Bourgmestre oder Stadtvorstand, um die nöthigen Einleitungen zu treffen.

Verhaegen gründete und stiftete ein Kapital von bedeutendem Umfange für Ivo und seine Frau und ihre Nachkommen. Für die Zinsen ward also bestimmt, daß Ivo und seine Frau eine jährliche Rente erhielten, doch so, daß sie zu erwerbender Thätigkeit genöthigt wären. Für die Bildung ihrer Kinder wurde eine Summe festgesetzt, und zwar für die Knaben bis zum zwanzigsten Jahre und für die Mädchen ein Heirathsgut; die Rente sollte vom fünfzigsten Jahre an steigen und bis zu einer bestimmten Höhe wachsen, damit sie im Alter nicht zu darben brauchten, und diese Bestimmungen sollten in Kraft bleiben für alle ihre Nachkommen; jedoch ward eine Verminderung der Summen in dem Maße festgesetzt, als die Familie in weiteren Verzweigungen auseinander gehen würde, und wenn sie einst ausgestorben, so sollte das ganze Kapital den Armen in Ostende zufallen.

Digitized by Google

Verhaegen war sehr glücklich, als dies Geschäft beendet und Alles rechtskräftig gesichert war. Dann theilte er es den Glücklichen mit, die des Dankes nicht müde wurden.

Zu Luisetje's Aussteuer gab er eine schöne Summe, die das verständige Mädchen wohl anwendete, aber nur in den Grenzen ihrer Verhältnisse. Für den Muschel- und Cigarrenhandel händigte er ihr auch das nöthige kleine Kapital ein, das sie aber einstweilen bei einem soliden Hause verzinslich anlegte, wie denn auch der edle Verhaegen für des Greises gute Pflege das Nothwendige bestimmte. Der alte Mann wollte nicht aus seinem Hause und so blieb's denn da für's Erste, wie es gewesen war. —

Nachdem die gesetzliche Zeit der Eheverkündigung vorüber war, machte es ein nicht geringes Aufsehen in Ostende, als mehrere stattliche Wagen von dem Häuschen hinter den Dünen nach dem Stadthause fuhren, in denen das Brautpaar, der alte Jan Cornelis, Verhaegen und ich nebst den nöthigen Zeugen saßen. Von dem Stadthause fuhren wir zur Kirche und dann in unsere Wohnung, wo Verhaegen das Hochzeitsmahl hatte bereiten lassen.

Wie waren Alle so glücklich! wie selig Ivo und Luisetje! — Ganz Ostende freute sich des Glückes der braven Familie.

Nur der Bootsmann Meyer war unzufrieden, daß er nicht zur Hochzeit war geladen worden. Verhaegen hatte es zwar gewollt, aber Cornelis war dagegen gewesen.

„Er wird sich übernehmen und unsere Freude verderben," sagte der Alte. „Ich kenne ihn und bin überzeugt, daß er, wenn einmal trunken, Alle anbetteln würde. Er ist zu sehr zum Bettler herabgesunken. Schicket ihm, wenn Ihr das wollt," schloß er, „eine Flasche Wein und was zu essen dazu; das wird das Beste seyn."

Meyer nahm es an, aber er brummte doch. Verhaegen stellte ihn indeß durch reichliche Geschenke, namentlich durch eine neue warme Winterkleidung, zufrieden. —

Verhaegen erkannte je länger je mehr, wie richtig meine Ansicht von Ivo und seinen Verhältnissen gewesen war. Selbst Jan Cornelis, dem er es mittheilte, dankte mir dafür, indem er für sehr gut hielt, was ich gegen Verhaegen's ersten Plan eingewendet hatte.

Der alte Mann lebte noch einmal frisch auf in der bessern Pflege und im Glücke seiner Kinder. So lange wir in Ostende blieben, waren wir jeden Nachmittag ihre Kaffeegäste, verweilten oft bis zum späten Abend bei ihnen und freuten uns ihrer Liebe und Dankbarkeit.

Ivo blieb Vaigneur und wurde fortan der beliebteste unter ihnen. Er sang und pfiff den ganzen Tag, und Luisetje war als junge Frau noch viel hübscher denn als Mädchen, dabei der Fleiß, die Thätigkeit und Heiterkeit selbst.

Unser Scheiden, das immer näher rückte, trübte diesen Frohsinn und nur unser Versprechen, im folgenden Jahre wieder zu kommen, so es Gott gefiele, daß wir noch lebten, milderte die Betrübniß, die aufrichtig und echt war.

Unter heißen Dankesthränen drückten sie uns Scheidenden die Hände, und auch wir, wie wir uns auch nach den Unserigen sehnten, schieden nicht ohne Bewegung von den guten Menschen.

Mit Verhaegen reiste ich eine hübsche Strecke zurück. Ich glaube, unsere Freundschaft wird die Probe halten! —

Was ein Pfennig einbringt.

In Oberschlesien, an der polnischen Grenze, liegt ein Städtchen Namens Rosenberg, bewohnt meistens von Katholiken. In ihrer Mitte leben jedoch gegen 350 Protestanten, die aber eines Geistlichen und eines kirchlichen Gemeindewesens überhaupt entbehrten. Der Kreisrichter Knoblauch daselbst bemühte sich zwar, für einen evangelischen Gottesdienst zu sorgen, aber vergeblich.

Da kommt zu ihm ein Kandidat der Theologie, Namens Volko, als Hauslehrer, der die Erlaubniß auswirkt, alle vier Wochen in dem Saale eines Gasthauses predigen zu dürfen. Später wird den Katholiken eine hölzerne, baufällige Begräbnißkapelle für 10 Thlr. jährlich abgemiethet. Nachdem aber die Regierung 300 Thlr. zur Befriedigung der jährlichen Bedürfnisse unter der Bedingung verwilligt hatte, daß zu diesem Behufe auch die Gemeinde jährlich 200 Thlr. aufbringe, was der Kreisrichter Knoblauch durch Verpfändung seines ganzen Besitzthums möglich machte, und nachdem Ende 1847 der Kandidat Volko als Prediger eingewiesen worden war und demnach sonntäglich in der Kapelle Kirche gehalten wurde, verlangte man ganz unerwartet jährlich 40 Thlr. für diese Kapelle.

Um dem Kreisrichter Knoblauch die Hände wieder zu lösen, die er sich freiwillig hatte binden lassen, und um Mittel zur Erbauung einer eigenen Kirche zu gewinnen, da die Mitglieder

Digitized by Google

dieser Kirchengemeinde zu arm sind, als daß sie dieselben beschaffen könnten, reiste ihr Geistlicher zu der Hauptversammlung des Gustav-Adolph-Vereins, die im Jahre 1849 zu Breslau stattfand. Zwar erreichte er seinen Zweck nicht, da andere Ansprüche dort geltend gemacht wurden; jedoch eine Idee trug er mit heim, nämlich die: wenn nur der sechste Theil der in Deutschland lebenden Protestanten einen Pfennig dazu beisteuerte, so wäre ihm geholfen. Aber damals nahm Schleswig-Holstein die patriotischen Beiträge aller Deutschen zu sehr in Anspruch. Dennoch wagte der Geistliche Volko, durch ein fliegendes Blatt zu einer Pfennigsammlung aufzufordern.

Die Sammlungen zu dieser s. g. Pfennigkirche hatten auch einen gedeihlichen Fortgang, so daß man ernstlich an die Erbauung einer Kirche denken durfte, besonders seit ihr Geistlicher Volko bei der Hauptversammlung des Gustav-Adolph-Vereins, die 1850 in Eisenach stattfand, sich eingefunden hatte.

Von Zeit zu Zeit ließ der Prediger Volko dergleichen fliegende Blätter erscheinen, in welchen er Nachricht gab von dem Stand der Dinge in seiner Gemeinde, insbesondere, wie weit der Bau der Kirche vorgerückt sey, aber auch Rechenschaft ablegte von den Beiträgen, die eingegangen waren.

Unter diesen war denn auch eingekommen:

Ein Pfennig von einem Ungenannten aus Breslau,

mit 2 Sgr. Portoauslage und mit der Bitte um Empfangsbescheinigung.

Auch dieser Beitrag, ob aus Leichtsinn, ob aus Bosheit gegeben, wir wollen es unentschieden lassen, wurde so bekannt gemacht und trug reichliche Zinsen.

Zunächst wurde dieser Pfennig in Schweidnitz um 5 Thlr. 21½ Sgr. versteigert. Dann liefen eine Menge Spenden als Beiträge zum Porto für diesen Pfennig ein, als: 4⅚ Thlr. aus Reinerz, 3¼ Thlr. aus Brohm, 3 Thlr. aus Oppeln „zur Linderung erlittener Kränkung", 1 Thlr. von einem Ungenannten in Neisse „zur Bezahlung des Porto's jenes Pfennigs", 1 Thlr. von einem andern Ungenannten in Pleß „als Interessen jenes Pfennigs" — kurz, dieser Pfennig trug in kurzer Zeit gegen 30 Thlr. ein.

An diesem Beispiel kann man sehen, was ein Pfennig einbringt. Dies lag nun nicht in der Absicht des Gebers; aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's. Er brachte in der Folge noch mehr ein.

Im Jahre 1851 war der rastlose Pfennigsammler auf der Versammlung zu Hamburg, brachte seine neue, von lauter Pfennigen erbaute Kirche, wenn auch nur im Bilde, mit dorthin und hat mit der Erzählung vom Bau derselben die ganze Versammlung wahrhaft erbaut. Seine Sammlung betrug damals 6500 Thlr. Im folgenden Jahre schon konnte der Bau der Kirche, als ein schönes Denkmal, was christliches Vertrauen und beharrliche Sorge vermögen, vollendet werden.

Mannigfaltiges.

Der Monstreconcertmeister Jullien in London führte neulich eine große Symphonie mit vier Orchestern auf, welche die orientalische Frage schildert mit folgendem Programm: 1ster Satz: Ruhiger, friedlicher Zustand Europa's; Aufblühen der Künste und Wissenschaften. Plötzlich ertönt in der gemüthlichen Harmonie ein schriller, herausfordernder Trompetenruf. Wechsel diplomatischer Noten, dargestellt durch musikalische. — 2ter Satz: Mit der Melodie des Muezzingesanges wird der Aufmarsch der türkischen Armee veranschaulicht; dazu gesellen sich die Franzosen, welche die Melodie von „Tendres adieux" kennzeichnet; eine Mischung von schottischen und irischen Weisen kündigt die englische Armee an. — 3ter Satz: Bivouak der Alliirten vor Sebastopol. Die Soldaten träumen von ihren respektiven Vaterländern. Plötzlicher Ueberfall der Russen; Angriff der englischen Redouten; Hilfe der Franzosen. — 4ter Satz: Bombardement, Sturm und Fall der Festung. Ungeheures Victoriaschießen. Europäisches Wohlgefallen. Allgemeine Umarmung. Schluß. Sonderbarer Weise schmetterten Jullien's Trompeter in London gerade den brillanten Siegesmarsch, als die englischen Soldaten vor Sebastopol hungerten, froren und den Leidenskelch in schweren Zügen leerten.

Der Pont-neuf in Paris, dessen starke Wölbung durch bedeutende Arbeiten in der letzten Zeit mehr geebnet und dadurch vielfache Erleichterung für den Verkehr gewonnen ward, wird jetzt mit herrlichen Kandelabern zum Zweck der Beleuchtung versehen. Von den 42 Stück, die auf die beiden Arme der Seine und den Brückentheil des Festlandes kommen, ist die Mehrzahl schon an Ort und Stelle.

Digitized by Google

Es scheint, daß im Innern unserer Erde sich irgend etwas vorbereitet, denn aus allen Ecken derselben, von den beiden Hemisphären, kommen Nachrichten von Erdbeben; in Trier, Nauheim (Kurhessen), in der Schweiz, auf der Insel Sicilien, in Spanien, Griechenland, Constantinopel, Brussa (Kleinasien), China u. s. w. hat sich solches mehr oder minder gezeigt und am 1. und 2. Februar hat eine bedeutende Erderschütterung in der Stadt Mexiko großen Schaden verursacht.

Am 9. Februar hat zu Granada im Staate Mississippi eine Feuersbrunst 36 Häuser von Handelsleuten zerstört, wodurch ein Schaden von mehr als 160,000 Doll. verursacht wurde. Tags vorher verbrannten zu Troy im nämlichen Staate 3000 Ballen Baumwolle.

In Roanne (Loiredepartement) starb kürzlich der letzte Sprößling des berühmten Leonardo da Vinci. Er war Anstreicher und Glaser und fristete sein Leben über Land ziehend.

(Wichtige Erfindung.) In Paris erregt gegenwärtig eine neue Erfindung des Buchhändlers Bevel in Zürich, rohes und gekochtes Fleisch und zwar ohne Salz, ohne Dörrung oder Austrocknung aufzubewahren, großes Aufsehen. Die „Assemblee nationale" sagt hierüber: „Die Folgen dieser Erfindung sind außerordentlich, indem Fleisch, das man z. B. in Südamerika um ganz geringe Preise kauft, frisch auf französische Märkte gebracht werden kann. Das Verfahren des Hrn. Bevel empfiehlt sich durch seine Einfachheit und Wohlfeilheit. Man taucht die Fleischstücke in eine flüssig gemachte Substanz, welche aus dem Fleisch selbst gezogen wird. Das, was nach Abtropfen von dieser Flüssigkeit auf der Oberfläche übrig bleibt, bildet eine hermetisch schließende Hülle, die sehr appetitlich und gut zu essen ist, erst weich, dann hart wird, durchaus keine Luft und keine Feuchtigkeit durchläßt und somit Schutz gegen jede Art von Verderbniß gewährt. In diesem Zustand erhält sich das Fleisch auf sehr lange Zeit gesund und saftig; geschützt durch seine dünne, durchsichtige, zähe und gleich Kautschuk hartgewordene Umkleidung kann es in Kisten oder auch offen wie jede andere Waare verschickt werden. Bereits hat sich eine Gesellschaft gebildet, diese Erfindung zu Sendungen nach der Krim auszubeuten.

Charade.

(Viersylbig.)

Ich kenne ein niedliches Städtchen,
Schön liegt es 3 4 1 und 4;
Drin wohnet ein liebliches Mädchen,
Vom Orte die herrlichste Zier;
Von 3 und der 3 noch verkehrt
Habt dennoch ihr nie wohl gehört?

Es mußte Jedwedem gefallen,
Der irgend gesprochen mit ihm;
Doch liebten es aber vor Allen
2 1 sowie 2 3 und 4;
Sie hatten seit längerer Zeit
Schon ernst um die Holde gefreit.

2 1 trieb als Seiler viel Handel
Mit 1 und der 2 wenn verkehrt;
Von seinem vortrefflichen Wandel
Ward Rühmliches stets nur gehört;
An Seilen ward los er dabei
Gar manche 2 rückwärts und 2.

Als Gerber der stattlichsten Sorte
War 2 3 4 allwärts bekannt;
Von Jeglichem ward er im Orte
Der brave 2 3 4 genannt;
Man kaufte mit wahrer Begier
Sein treffliches 2 und sein 4.

Das waren die beiden Gesellen,
Die strebten gleich ernstlich nach ihr;
Doch Einen nur konnte sie wählen,
2 1 oder 2 3 und 4.
Es machte der Armen die Wahl,
Da Beide so gleich sich, viel Qual.

Doch letzthin, als 2 1 ihr reichte
Ein Sträußchen von 1 2 3 4,
Da war's, daß zu ihm sie sich neigte,
Vom Städtchen die köstlichste Zier,
Als Herz sie ihm schenkte und Hand,
Wer schildert, was da er empfand!

Doch als 2 3 4 davon hörte,
Durchschnitt es das Mark ihm und Bein;
Dem Hause entlief der Bethörte,
Sprang o! in die 1 4 hinein.
Als wieder hereinbrach die Nacht,
Ward still er zum Friedhof gebracht.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in № 33:
Flasche — Schlaf — Fels — Flachs — Asche — Achse — Falsch — Lachs.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 35. Freitag, 23. März 1855.

Der verlorengegangene Brief.

Ein Lebensbild in Novellenform von C. Baldamus.

1.

Es mögen etwa dreißig Jahre her seyn, daß in einem an dem schönsten Platze Berlins gelegenen Hause eine Abendgesellschaft mit Ball die schönen Räumlichkeiten füllte. Das volle Licht der Lampen und Kerzen spiegelte sich in dem noch herrlicheren von schönen Frauenaugen, und die frohen Töne der Instrumente begleiteten die anmuthigen Bewegungen der tanzenden Paare, die sich in den Touren des Cotillons, der Contretänze und Quadrillen verschlangen. Hier und da saß ein Pärchen in einer stillen Ecke und erfreute sich offenbar des heimlichen Genusses einer unschuldigen Koketterie, und ein Paar, das entweder romantischer oder ernster gestimmt war, als die anderen, hatte sich sogar auf den Balkon hinausbegeben, um desto ungestörter plaudern zu können. Nach dem leisen, ernsten Tone und der Aufmerksamkeit zu schließen, mit welcher sie sich unterhielten, schien ihre Unterhaltung Beide sehr zu interessiren.

Es war im Hochsommer. Die Mitternachtsstunde, der Schlußstein an des Himmels schwarzem Dom, war bereits vorüber und das erste Grauen eines Sommermorgens belächelte schon mit traulichem Zwielicht die Straßen und Plätze von Preußens großer Hauptstadt wie die grünen Bäume und Rasenplätze seiner Parks. Am klaren Horizont senkte sich mild glänzend der Morgenstern, und zur Linken des anmuthigen Planeten schwebte ein zartes Purpurwölkchen, am Rande besäumt mit dem ersten Goldstreif der Morgenröthe. Ein leichter Wind säuselte durch die Kronen der Bäume im Garten drunten und fächelte die heißen Wangen des schönen Paares, welches hier, plötzlich verstummt, Auge und Herz an der ausnehmenden Schönheit des selten genossenen Naturschauspiels und der Reinheit der Atmosphäre weidete.

Das schöne Paar waren zwei Liebende, seit wenigen Tagen erst verlobt, Eines mit dem Andern wetteifernd an ausdrucksvoller Schönheit und an Liebreiz. Des Mannes hochgewachsene, wohlgebildete Gestalt verrieth Kraft, Beweglichkeit und Gewandtheit, und der geistvolle, kluge Ausdruck seines Gesichts hätte selbst minder schönen und interessanten Zügen den Stempel des Ungewöhnlichen aufgeprägt. Der Blick seines dunklen Auges zeigte, wenn es liebevoll auf seiner schönen Begleiterin haftete oder hinausblickte in den mit der Dämmerung ringenden Tag, ein warmfühlendes, liebendes Herz und einen stolzen Sinn. Und stolz im edlen Sinne des Worts war Gustav Wartmann auch in der That. Er war ein Mann, der es unter seiner Würde gehalten hätte, eine unehrenhafte Handlung zu begehen, und der um alle Schätze der Welt sein Gewissen nicht mit einer Unwahrheit befleckt haben würde. Aber er war sehr empfindlich gegen Kränkungen, konnte sie lange nicht vergessen und hätte sich um Alles in der Welt nicht dazu bequemt, zuerst eine Aussöhnung nachzusuchen. Dabei war er aber, wie viele andere stolze Menschen, offenherzig, freigebig, großmüthig und stets zur Vergebung geneigt, wenn man sie von ihm erbat; denn die Art von Demüthigung, welche in einer solchen Bitte liegt, ist für den Stolzen eine weit größere Huldigung, als die gewandteste Schmeichelei, weil sie gewissermaßen ihm eine Ueberlegenheit zugesteht. Allein gegen seine Emilie war Gustav voll Rücksicht und Zärtlichkeit, und sie, das arglose Mädchen mit dem schlichten, gläubigen Vertrauen der Jugend und der Liebe, hielt ihn für das Ideal der Vollkommenheit.

Digitized by Google

Emilie war ein wunderherrliches Mädchen, von einer Schönheit von ganz seltener, vergeistigter Art. Wie sie so dastand, auf den Arm ihres Verlobten gelehnt, ihre hohe aber anmuthige und biegsame Gestalt umwallt von ihrem faltenreichen weißen Gewande, das Auge in stummer Bewunderung dem aufdämmernden Morgenlichte zugekehrt, hätte man sie für eine Sonnenpriesterin halten können, die in ehrfurchtsvoller Andacht dem Erscheinen des Feuergottes entgegenharrte. Der Teint und Schnitt ihres Gesichts hätten diese Vermuthung noch bestätigen können, denn während den ersten eine makellose Reinheit auszeichnete, so drückte sich auf ihren regelmäßigen Zügen eine gewisse ernste Begeisterung aus, und ein großes, lebhaftes, hellbraunes Auge von unbeschreiblicher Sanftmuth, ein kleiner, herrlich geschnittener Mund gaben diesem Antlitz die Weihe der Schönheit. Ihr reiches, seidenweiches Haar vom zartesten Hellbraun umfaßte in einfachen Flechten das vollkommene Oval ihres Kopfes, nur mit einem frischen, natürlichen Jasminzweige geschmückt.

„Ist dies nicht wunderschön, mein lieber Gustav?“ fragte Emilie endlich in jenem eigenthümlich leisen Tone, welcher der naturgemäße Ausdruck aller tieferen Gefühle ist. „Mir ist in diesem Augenblick, als sollte mich das Glück erdrücken, als wäre dies Alles nur ein schöner Traum von Liebe und Glück, zu schön, um von Dauer zu seyn. Noch nie in meinem ganzen Leben fühlte ich mich so feierlich und dabei so glückestrunken, wie in diesem Augenblick.“

„So geht's auch mir, meine süße Emilie, meine liebe kleine Dichterin! Aber mir scheint, dies ist nur eine Folge der Liebe, denn sie verstärkt und verklärt alle Empfindungen.“

„Unsere besten Gefühle!“ bestätigte Emilie.

„Vielleicht unser ganzes Leben!“ versetzte Gustav. „Es ist zum Beispiel weit schwieriger, eine Geringschätzung von Denen zu ertragen, die wir lieben, als von einer verhältnißmäßig gleichgiltigen Person.“

„Geringschätzung?“ fragte Emilie. „Kann denn solch ein Unding jemals vorkommen zwischen Menschen, die sich wahrhaft lieben, wie wir? Sind wir einander nicht Alles in Allem? Ist unser Glück nicht untheilbar?“

„Allerdings! und der Glaube daran ist mein Stolz und meine Freude. Ich fühle es in meiner eigenen Brust, daß die Nadel dem Magnet nicht treuer ist, als meine Gedanken und Gefühle Dir. Es soll die erste Sorge meines ganzen Lebens seyn, Dir alles Ungemach und alle Unannehmlichkeiten zu ersparen; allein ich erwarte dieselbe Hingebung, die ich Dir entgegenbringe. Unfreundlichkeit könnte und würde ich um Alles in der Welt nicht ertragen.“

„O, Gustav, Gustav!“ rief sie halb zärtlich halb im Tone des Vorwurfs — „wie magst Du dies von mir denken oder mir sagen? — Ich zweifle an Dir nicht, denn ich beurtheile Deine Liebe nach der meinigen!“

Er blickte ihr in die liebevollen, aufrichtigen Augen, die sie vertrauend zu ihm aufgeschlagen hatte, und erwiederte mit vor Rührung bebender Stimme:

„Vergib mir, Emilie! ich vertraue Dir unbedingt. Aber es war Etwas in mir aufgetaucht von dem ich nicht einmal den Gedanken ertragen kann, — der mich fast wahnsinnig macht, eben weil ich im Uebermaß liebe. Kurzum, Emilie ich weiß es, oder vielmehr ich argwöhne es, daß Dein Vater sich nach einer bessern Partie für Dich umgesehen, als ich bin. Man sagt ihm nach, er habe einen gewaltigen Ahnenstolz und hänge mit besonderer Zähigkeit an den Vorurtheilen der Geburt, und da peinigte mich auf einen Augenblick der Gedanke, er möchte sich bestreben, Dich mir abwendig zu machen!“

„O wie ungerecht, Gustav!“ rief Emilie wehmüthig. „Mein Vater ist allerdings stolz; aber ist er denn das nur allein, sonst nichts weiter? Ich kann Dich versichern, mein Lieber, daß er trotz seiner Vorurtheile, wie Du es nennst, ein Ehrenmann ist in Wort und That — ein Ehrenmann, wie Du es nicht in höherem Maße seyn kannst. Er hat in unsere Verbindung gewilligt und darum brauchst Du ihn nicht zu fürchten selbst wenn Du mir allein nicht vertraust!“

„Vergib mir, süße Emilie!“ sprach der junge Mann wiederholt; dann aber fuhr er fort: „Du hälst also auch mich für stolz? Jenun, vielleicht bin ich es, und es ist besser, wenn Du es weißt weil Du dann Nachsicht mit mir haben wirst um meiner Liebe willen — eine Nachsicht, meine Geliebte, die ich Dir mit der innigsten Dankbarkeit vergelten werde. Und nun, meine theuere süße Emilie, fühle ich mit Dir, daß niemals ein Schatten von Mißverständniß sich zwischen Dich und mich drängen kann.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Graf ein Müller.

Von Friedr. Uhl.

Die Garnisonsorte der Cavallerie in Ungarn sind meist kleine Städte und Dörfer. In diesen sind die Regimenter escadronsweise zerstreut, weil sie concentrirt nicht die hinreichende Verpflegung in den mitunter armen Plätzen finden würden. Ein solcher Standort war ein ungarisches Dorf an der Theiß. Eine Escadron Husaren hatte eben dasselbe verlassen und Dragoner bezogen die Quartiere.

Zu jener Zeit beachteten noch die Dorfmädchen nicht so sehr die Nationalität der Soldaten, und wenn sie deren Sprache nicht verstanden, so war es ihnen wohl unangenehm, jedoch nur aus dem einzigen Grunde, weil es den Augen und Armen allein überlassen bleiben mußte, sich gegenseitige Liebe zu gestehen.

Damals war es noch nicht nöthig, daß man der Nationalität auch das rein Menschliche, dem ganzen Geschlechte Allgemeine, die Liebe, unterordnen mußte, und ein Liebesverhältniß zwischen zwei Individuen verschiedener Zunge war damals nichts so Außergewöhnliches, um wie jetzt einen so allgemein beliebten Stoff für Novellen abzugeben, als deren Hintergrund alle möglichen Ereignisse der letztverflossenen Jahre dienen müssen. Daher fühlten sich die Soldaten in diesen Orten nicht unglücklich.

Wenn die Offiziere ihre Quartiere bezogen haben, so ist gewöhnlich der erste Gang bestimmt, Erkundigungen einzuziehen. Man fragt nach den Gasthäusern und nach den gastfreundlichen Familien, in welchen man Zutritt erlangen kann. Es gibt in jeder Nation Mehrere, die vor allen Andern den Ruf genießen, Offiziere bei sich zu versammeln. Gewöhnlich sind es die Honoratioren des Orts, welche auf gute Gesellschaft Anspruch machen. Der Rittmeister, die Hände in weiße Glacés gehüllt, stattet die erste Visite ab; nach kurzer Zeit sind sämmtliche Offiziere und Kadetten eingeführt und gewöhnlich haben die Mädchen des Hauses, noch betrübt über das Scheiden der Fortgezogenen, bald in den Einrückenden Tröster gefunden, wenn nicht das stets lose Verhältniß zufällig ernster geworden und eine baldige Heirath in Aussicht stellt.

Dem Garnisonsorte gegenüber lag ein anderes Dorf, getrennt durch die Theiß und verbunden durch eine Schiffbrücke, wie sie in Ungarn eben die alleinigen Verbindungsmittel zweier Ufer sind. In diesem Dorfe wohnte ein pensionirter Rittmeister, dessen Frau aus erster Ehe drei erwachsene Töchter hatte. Das Haus dieser Familie war stets allen Offizieren offen, welche das Geschick in jene Gegend führte. Die Mädchen waren alle sehr nett, trugen fortwährend Helgoländer Hüte und feine gelbe Handschuhe. Sie unterschieden sich nur durch ihr Alter, da die Eine um zehn Jahre älter war als die Andere. Die Jüngste zählte fünfundzwanzig Jahre. Auch die Mama, deren Alter eben verhältnißmäßig gegen das der Töchter vorgerückt war — da wir annehmen wollen, sie habe sehr jung geheirathet —, trug ebenfalls einen Helgoländer Hut, damit ihr Teint in dem heißen ungarischen Klima, das bekanntlich vortrefflich die Trauben reift, nicht leide. So konnte man diese Damen in Begleitung der Offiziere und Kadetten täglich am Strande der Theiß spazieren gehen sehen, wenn sie es nicht eben vorzogen, auf einer Wiese im Park Reife einander zuzuwerfen, zu hüpfen und zu schäkern. Diese Damen waren indeß sehr tugendhaft und strenge in ihrem Urtheile über Andere; ja sie hatten sich ein eigenes Bad errichten lassen, und dies befand sich in der Nähe der Schiffbrücke. In diesem Bretterhäuschen nun überließen sie sich den sanft ihren Körper umfließenden Wellen, und ich weiß nicht, wie es kam, vielleicht waren die Bretter nicht gehörig gefügt, aber eines Abends, als die Offiziere über die Brücke gingen, um die Fräuleins zu besuchen, erhoben dieselben ein Gekreisch, woraus die Herren auf die Anwesenheit der Damen schlossen und sie auf der Brücke erwarteten.

Einer dieser gemeinschaftlichen Spaziergänge der Damen mit den Dragoneroffizieren führte nach dem jenseitigen Dorfe. Mit dem jüngsten Fräulein ging ein junger Lieutenant. Frische Wangen, lebhafte Augen und ein kräftiger Bau machten sein Aeußeres angenehm. Er war sehr früh zum Militär gekommen, daher war er derb in seinem Benehmen und hatte wenig von dem Tone, der in den Salons seiner Eltern, bayerischer Grafen, herrschte, zu dessen Aneignung er auch bereits in seiner Kindheit wenig Anlagen zu haben schien, weßhalb ihn die Eltern für den Soldatenstand bestimmten.

Der Lieutenant langweilte sich entsetzlich, indem er neben dem Fräulein einherging. So oft die Dame anfing, ein Gespräch über das Ja und Nein hinausführen zu wollen, mißlang es ihr; sie vermochte durchaus nicht einen Gegenstand zu finden, der den jungen Mann interessirte, welcher

Digitized by Google

nur Freude am Reiten, Jagen, Schwimmen und ähnlichen körperlichen Beschäftigungen hatte. Da er sprach, wie er dachte, so blieben ihm Gespräche, die abseits seines Gedankenkreises lagen, unverständlich, da sie gewöhnlich das Gegentheil von Dem glauben machen sollten, was sie eigentlich ausdrückten. Geliebt hatte er noch nicht, es war also wirklich schwer, ihn reden zu machen, und so gingen das Fräulein und der Offizier am Ende stumm neben einander.

Man war bereits am jenseitigen Ufer angelangt, indem man dem Strande der Theiß entlang, den Schiffmühlen zu, fortging. Diese stehen nämlich auf Schiffen stufenweise nach einander im Strome und sind mit Ketten am Ufer und mit Ankern am Flußgrunde befestigt, so zwar, daß wenn die erste knapp am Rande des Ufers steht, die letzte bis in die Mitte des Flusses reicht, damit die Strömung ungebrochen die Räder treibe. Sie dienen zugleich den Müllern, so lange eben der Strom offen bleibt, zur Wohnung.

Die Gesellschaft war jetzt unfern der Mühlen angelangt; das jüngste Paar war das erste. Da, als man der ersten Mühle ganz nahe war, stieß das Fräulein plötzlich einen Schrei aus. Der Offizier fragte um die Ursache des Schreckens; aber das Fräulein konnte nicht sprechen, sondern wies nur mit abgewandtem Gesichte nach der Mühle. Der junge Mann sah hin. Auf dem Schnabel des Schiffes saß ein junges Mädchen, das sein gelöstes, lang herabfließendes braunes Haar flocht und eben, durch den Schrei betroffen, die dunklen Augen fragend nach dem Ufer hin richtete. Es bemerkte nicht, daß seine schönen weißen Füße, welche von den klaren, durchstichtigen Wellen leicht umflossen wurden, der Grund waren, warum sich das Fräulein abwendete. Erst der Ausruf des Offiziers: „Welch weißer Fuß!“ machte es aufmerksam. Es sprang rasch auf und stürzte in die Hütte. Der junge Mann stand längere Zeit hindurch still und starrte die Mühle an, sah aber nicht den schönen Mädchenkopf, der erglühend hinter dem kleinen Mühlenfenster hervorlugte. Nach einiger Zeit sah sich der Lieutenant um: er stand allein, die Gesellschaft hatte einen andern Weg eingeschlagen. Er ging ihr nicht nach; aber zum ersten Male in seinem Leben irrte er allein im Freien ohne Zweck herum.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Wie die neuesten ostindischen Zeitungen berichten, hat man nun auch in mehreren Distrikten der Präsidentschaft Madras den Baum entdeckt, von welchem die Gutta-Percha kommt, die ein so wichtiger Artikel für Industrie und Handel geworden ist. Es sind jetzt etwa zehn Jahre, als die ersten Gutta-Percha-Proben aus Singapor, damals blos der Curiosität wegen, nach Europa geschickt wurden.

Die tägliche Austheilung von Wasser zu London beläuft sich nach dem „Morn.-Chronicle“ auf 100 Mill. Gallonen oder circa 250 Mill. Maß.

Vor einigen Tagen erschoß sich in Magdeburg ein Individuum durch einen mit Pulver gefüllten Pfeifenkopf. Diese Selbstmordweise scheint eine exclusiv magdeburgische zu seyn; wenigstens ist sie hier fast unzählige Male, theils mit, theils ohne Erfolg geübt worden.

Gemeinnütziges.

(Bereitung der Pfarrer Wahler'schen Frostsalbe.) 24 Lth. Hammelstalg, ebensoviel Schweinefett und 4 Lth. Eisenoxyd-Hydrat werden in einem eisernen Gefäße unter beständigem Umrühren mit einem eisernen Stäbchen so lange gekocht, bis die Masse schwarz geworden ist, und alsdann, halb erkaltet, hinzugefügt: 2 Lth. Bergamottöl, 4 Lth. venetian. Terpentin, 2 Lth. armenischer Bolus, welch letzterer zuvor mit etwas Olivenöl gerieben und alsdann das Ganze gehörig vermengt wird. Die erfrorenen Stellen werden, nachdem man die Salbe auf Leinwand gestrichen, damit belegt, was, namentlich bei offenen Frostschäden, von der ausgezeichnetsten Wirkung ist.

(Warzen zu vertreiben.) Diejenigen Stellen, welche mit Warzen behaftet sind, bestreiche man mittelst eines in Baumöl getunkten Pinsels und man wird, da Baumöl diesen Auswüchsen Gift ist, für immer davon befreit werden.

Auflösung der Charade in № 34:

1 2 3 4
Oleander.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 36. Sonntag, 25. März 1855.

Zur Wiedergenesung
Seiner Majestät
des Königs Ludwig von Bayern.

(Januar 1855.)

Erhab'ner Fürst, vergib dem kühnen Sange,
Der sich zu Dir gewagten Fluges hebt!
Er tönet ja nur aus des Herzens Drange,
Das jüngst für seinen Meister noch gebebt.

Sind doch auch Thränen kostbar reiche Perlen,
Die Kron' und Leyer schmückend gleich umzieh'n;
Es bricht aus ihnen Licht, wie dunkle Erlen
Nach Regen in der Sonne Strahlen glüh'n.

Und wenn das Lied des Schülers, schwach gesungen,
In Deiner Brust doch Anerkennung fand:
So weiß ich, daß in ihm ja nur erklungen,
Was längst Dein edles Dichterherz empfand.

* * *

Segen spendend blitzt die Sonne,
Wenn der Nebel sich verzieht;
Herzen jubeln Frühlingswonne,
Wenn des Winters Hülle flieht.
Freude jauchzet, wird es Währung,
Was wir heiß und tief ersehnt,
Und in leuchtender Verklärung
Strahlt das Auge, jüngst bethränt.

Also blitzt im Blüthenkranze
Uns auch jetzt der Augenblick,
Da im neuen Lebensglanze
Dich uns wiedergibt das Glück.
Thränen flossen und Gebete
Drangen für Dich himmelan;
Mit des Jahres Morgenröthe
Brach auch neu Dein Morgen an.

Zeitenumschwung ist bedeutend,
Nur das Herz bleibt ewig gleich;
Wahrheit ist allein geleitend;
Nur in sich ist Jeder reich.
Also bist Du's: deutsch, erhaben,
Hoch im Herzen, hoch im Seyn,
Königlich an Geist und Gaben,
Und das Edelste ist Dein!

Deßhalb künden's diese Klänge;
Sind sie auch nur arm und schwach,
Deines Volkes Hochgesänge
Tönen sie nur leise nach.
Frühling winkt, wo Du erscheinest;
So der Kunst, der Wissenschaft
Und des Willens Macht vereinest
Du mit hoher Geisteskraft.

Was für's Edle Du empfunden,
Sagen Deine Werke fort;
Meere hast Du kühn verbunden,
Dom' und Städte schuf Dein Wort.
Doch noch herrlicher im Innern
Förderst Du den weisen Bau;
Dankbar spiegelt sich Erinnern
In der Freudenthränen Thau.

Schweres hast Du überwunden,
Hast erreicht den schönsten Kranz,
Der selbst aus den trübsten Stunden
Dir entblüht im reinsten Glanz.
Eine Krone hinzugeben —
Edel ist's und männlich groß;
Doch Du sahst auch jüngst entschweben,
Was auf's Wärmst' Dein Herz umschloß.

Droben an des Vaters Throne
Harrt die Gattin liebend Dein,
Bot Dir jetzt die Geisterkrone —
Doch noch soll, noch kann's nicht seyn!

Lange noch sollst Du ja walten,
Deutscher! in dem deutschen Land,
Das in wechselnden Gestalten
Stets in Dir den Ersten fand.

Dich wird Gottes Huld geleiten,
Und mit Liebe und Vertrau'n
Wird Dein Volk zu allen Zeiten
Leuchtend Deinen Namen schau'n.
Eine schön're Krone bietet
Dir ja die Unsterblichkeit,
Und Dein Sohn, Dein Erbe, hütet
Treu Dein Volk, Ihm treu geweiht.

Sieh' die Eiche mächtig ragen!
Ob der Sturm auch rings erwach',
Wird das Siegesbanner tragen
Hoch der Leu von Wittelsbach.
Und an der Altäre Stufen
Betend an geweihtem Ort
Hörst Du's laut zum Himmel rufen:
Heil dem König, unserm Hort!

Loé.

Der verlorengegangene Brief.

(Fortsetzung.)

Emilie v. Holtz war die älteste Tochter des Obersten v. Holtz, der einer alten stolzen Adelsfamilie angehörte, die seit mehr als einem Jahrhundert der Krone Preußen eine Reihe der tüchtigsten Offiziere geliefert hatte. Dieses Bewußtseyn hatte dem Obersten, der sonst allgemein für einen billigen, gerechten Mann galt, einen gewissen schroffen Familienstolz gegeben, welcher sich um so unbeschränkter äußerte, als er verhältnißmäßig arm war, denn Armuth verbindet sich — mit Ausnahme von jenen seltenen Geistern, die den wahren Werth des Menschenlebens wie auch das wahre Wesen des Menschenwerthes richtig beurtheilen — in der Regel entweder mit Stolz oder Gemeinheit. Unter verhältnißmäßiger Armuth verstehen wir natürlich nur die Unzulänglichkeit des Vermögens bei Manchen zur Geltendmachung ihres Standes.

Der Oberst war pensionirt und lebte in einer Provinzialstadt im östlichen Theile des Reiches, wo es ihm wirklich schwer ward, von der kargen Pension mit seiner Gattin und seinen sieben Kindern anständig zu leben und den äußern Aufwand zu bestreiten, welchen er seiner Geburt und seinem Range schuldig zu seyn glaubte.

Emilie war zwei Winter hindurch die gefeiertste Schöne der Provinzialhauptstadt gewesen, und die Bewunderung, die ihrer Schönheit wie ihrem anmuthigen Wesen allenthalben gezollt wurde, hatte in den Herzen der Eltern die Hoffnung angeregt, sie möchte früher oder später durch eine vortheilhafte Verbindung den Glanz der Familie wiederherzustellen bestimmt seyn. Allein im Buche des Schicksals war dies anders bestimmt. Während eines Besuches in Berlin hatte Emilie im Hause von Verwandten den jungen Gustav Wartmann kennen gelernt, und seine angenehme Persönlichkeit und seinen Manieren, seine geistreiche Unterhaltung und die Aufmerksamkeit, welche er ihr schenkte, hatten rasch einen Eindruck auf Gefühle bei Emilien gemacht, die zwar empfänglich, aber stolz und deßhalb noch unangeschlagenen Saiten zu vergleichen waren.

Gustav Wartmann war der Sohn eines reichen Großhändlers, hatte mit Auszeichnung als Freiwilliger im Befreiungskriege gedient und war nach dem Frieden mit Offiziersrang und einem Orden verabschiedet worden, um wieder dem Berufe seines Vaters zu folgen. Es lag etwas Ritterliches in seinem Charakter, welches des Eindrucks auf Frauenherzen nicht verfehlen konnte. Die romantische Gluth und Innigkeit, womit er seine Neigung zu Emilien ausdrückte, der Enthusiasmus, den er für alles Große, Schöne und Gute an den Tag legte, rief in Emilien die ganze verborgene Poesie ihres Wesens wach. Von der Natur begabt mit einer lebhaften Einbildungskraft, und selbst voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit, nur schüchtern und mißtrauisch, hatte sie bisher aus einer instinktmäßigen Ahnung, daß sie entweder mißverstanden werden oder Mißbilligung erfahren würde, ihre tieferen Gefühle sorgsam in sich verschlossen. Dies hatte ihrem Charakter einen Grad von Bedächtigkeit und Zurückhaltung aufgeprägt, welcher weit über ihre Jahre ging. Als sie aber dieselben Gefühle und Empfindungen, die sie seither beinahe für unerlaubt und tadelnswerth gehalten, noch mächtiger, unbeschränkter an einem weit stärkern Gemüthe und kühnern Geiste, als der ihrige war, zu Tage treten sah, da gab ihr Herz dem kräftigeren Gegner Antwort und der verhaltene Strom der Leidenschaft sprengte seine Fesseln. Sie liebte, ward geliebt und fragte nichts mehr nach ihrer Bestimmung.

Gustav warb um ihre Hand bei den Eltern und erhielt endlich deren Einwilligung, natürlich nicht ohne einiges Zögern und Widerstreben von Seiten des Obersten v. Holtz, welcher nur sehr

Digitized by Google

ungern die Luftschlösser zerfallen sah, die er so lange auf seine schöne Tochter gebaut hatte. Es kostete ihn Mühe, sich mit dem Gedanken zu versöhnen, sie als Gattin eines Bürgerlichen, eines Kaufmanns, wenn auch von guter Familie und den wünschenswerthesten äußeren Glücksumständen, zu sehen. Allein der gute Ruf, die rühmliche militärische Bravour wie die persönlichen Vorzüge und günstigen Aussichten des jungen Freiers entschieden den Oberst endlich zu dessen Gunsten. Ueberdies hing Emilie mit unaussprechlicher Innigkeit an ihm und dies war der mächtigste Beweggrund für das Vaterherz des alten aristokratischen Obersten. Gustav empfing bei einem Besuche bei Emiliens Eltern deren Einwilligung; aber es war verabredet, daß die Vermählung erst im kommenden Frühjahr stattfinden, daß Emilie den Herbst und Winter im elterlichen Hause zubringen sollte. Inzwischen beschlossen die Liebenden, sich für die Trennung durch einen möglichst lebhaften Briefwechsel zu entschädigen, und beim Abschiede, als Emilie nach kurzem Besuche in der Hauptstadt wieder in die Heimath zurückkehren sollte, flüsterte ihr Gustav noch in dem Augenblicke, da er sie in den Wagen hob, die Worte zu:

„Ich bitte Dich, meine süße Emilie, schreibe mir recht oft, denn ich kann nicht glücklich oder ruhig seyn, wenn ich nicht von Dir höre oder an Dich schreibe, und wenn Du mir meine Briefe lange nicht beantwortest, wirst Du mich recht unglücklich, ja vielleicht gar eifersüchtig machen!“

Sie antwortete ihm nur durch eine stumme Geberde und der Postwagen entführte sie dem Geliebten.

Die tiefergriffene Emilie lehnte sich, halb glücklich, halb betrübt, in den Wagen zurück und erleichterte ihr Herz durch heftiges Weinen. Gustav aber, auf welchen nicht minder heftige Gemüthsbewegungen eindrangen, suchte das Freie und erging sich im Thiergarten. Er rannte wie ein Besessener umher; aber dennoch war ihm, als ob seine ganze Umgebung ihn heute kälter, nüchterner und langweiliger anblicke, als jemals zuvor. Dann stürmte er nach Hause und in sein Comptoir, wo er sich durch Arbeit zu zerstreuen suchte, aber auch diese wollte ihm solcher Stimmung nicht glücken. Es dauerte lange, bis diese Erregung seines Gemüths sich dämpfte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Graf ein Müller.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann betrat nicht mehr das Haus des Rittmeisters. Desto eifriger zog es ihn zu dem schönen Müllermädchen, dessen Liebe er zu erringen wußte. Die Verbindung wurde gesegnet und zwei schöne Kinder waren die Früchte derselben. Der junge Mann verbrachte alle Zeit, die ihm sein Beruf übrig ließ, bei seiner Geliebten und seinen Kindern, mit denen er die Zulage, die er von Hause erhielt, theilte. Auch bei den häuslichen Arbeiten half er mit, wenn die Kräfte seines Mädchens nicht ausreichten, da dasselbe nach wie vor in der Mühle helfen mußte. Die Eltern sahen nicht scheel zu dem Verhältnisse. Bei den Leuten im Volke wird es für keinen besondern Fehltritt gehalten, wenn zwei Menschen in einer Verbindung leben, welche nicht die gehörige Weihe erhielt, wenn sie eben durch äußere Verhältnisse verhindert sind, einen eigenen Haushalt zu gründen. Nie war über das Wesen des Verhältnisses der jungen Leute gesprochen worden. Den Eltern des Mädchens fielen die Kinder nicht sonderlich zur Last; auch gefiel ihnen das Wesen des jungen Mannes, dessen Einfachheit ihn nicht zu sehr von ihnen entfernte. Nur das Aeußerliche, sein Stand und Rang, trennte sie. — Er selbst dachte gar nicht viel über sein Thun nach. Er hatte bei andern Offizieren solche Verbindungen oft vorkommen sehen; nur bekümmerten sich seine Kameraden nicht weiter um die Folgen und sie belächelten das Treiben des Lieutenants, der sich fortwährend in Gesellschaft der Müllersleute befand. Das Mädchen war einfach und natürlich, es liebte den Vater seiner Kinder und blickte mit Ruhe in die Zukunft; denn es war überzeugt, daß er für die Kinder sorgen werde, und wie wenig brauchten diese. So lebten die Leute fort: glücklich und zufrieden, und vielleicht würden sie noch heute so leben, wenn äußere Momente nicht auf sie eingewirkt hätten.

Eines Abends kam der Lieutenant aus dem Dorfe zur Mühle. Das junge Weib saß, umflammt von den goldenen Strahlen der untergehenden Sonne auf dem Schiffe, wie damals, als sie von dem geliebten Manne zuerst erblickt wurde. Nur hielt sie heute ihr jüngeres Kind an der Brust, während das ältere ihr zur Seite spielte.

„Heute, liebe Marie,“ hob er an, nachdem er auf dem Schiffe angelangt war — „heute hat

Digitized by Google

uns der Rittmeister gesagt, daß wir in vier Wochen von hier abmarschiren werden. Wir kommen nach Böhmen."

„Mein Gott, was wird denn aus den Kindern, was aus mir werden?" war ihre erste Entgegnung.

Der Graf hatte nie ernstlich die Folgen der Verbindung überdacht. Marien standen sie jetzt lebhaft vor Augen. Im ersten Momente wollte der Lieutenant ihr antworten, wie er es oft von Kameraden gehört: „Nun, ich werde Dir oft schreiben und Dir das Nöthige schicken!" eine Phrase, die sich wahrscheinlich stets vor sein Auge drängte, wenn dieses weiter sehen wollte, und die ihn bisher leichten Sinnes gelassen hatte. Als er aber Marie ansah und den Schmerz auf ihrem schönen Antlitze gewahrte, als er das Kind an ihrer Brust und den theuern rosigen Knaben an ihrer Seite betrachtete, da war es, als ob plötzlich ein neuer Sinn in ihm aufgegangen wäre. Sein Herz zog sich zusammen und es traten Thränen in seine Augen.

„Wir müssen uns nicht trennen, liebe Marie, Du kannst ja mit mir gehen!"

„Woran denken Sie?" — Marie nannte den Grafen „Sie", während er sie mit „Du" anredete. — „So allein in der Fremde würde ich ganz schutzlos dastehen; hier habe ich doch meine Eltern."

Sie sprach nicht weiter, da sie wohl fühlte, was sie für eine Rolle als Begleiterin eines Soldaten spielen würde. In der Heimath, im elterlichen Hause, waren ihre Angehörigen die einzigen Richter eines Verhältnisses, welches von den andern Leuten eben nicht sonderlich gestört wurde. In der Fremde würde es anders werden; dies war Marien klar.

„In der Fremde würdest Du mit den Kindern ganz schutzlos stehen? Hast Du mich denn nicht? Würde ich denn nicht immer bei Dir seyn?" fragte der Graf.

Er hatte bisher die Vereinigung nur nach seinem Gefühle, nach den Zuständen in dem kleinen Dorfe beurtheilt. Er hatte daher keinen Augenblick bei dem Antrage: die Mutter seiner Kinder möge ihn begleiten, an die Stellung gedacht, die sie einnehmen würde. Marie aber hatte mit dem richtigen Instinkte des Weibes die ganze Lage des Momentes erfaßt. Ihr war die Stellung des Bauernmädchens zu einem Grafen klar, wie konnte sie daher an eine Begleitung desselben denken! Wie konnte gar der Graf sie heirathen! Deßhalb antwortete sie ihm:

„Sie würden immer bei mir seyn? Wie könnten Sie das? Wie dürfte ich, das Bauernmädchen, an Ihrer Seite einherschreiten? Ich müßte Ihnen höchstens folgen, und als was? Wenn ich ein Mann wäre, könnte ich es als Ihr Diener — wie aber als Weib? Und was sollte ich denn mit den Kindern beginnen?"

Der Graf konnte auf diese Rede Nichts erwiedern; er sah vollkommen ein, daß Marie klug sprach. Der Schmerz übermannte ihn und er war nicht im Stande, einen Gedanken zu fassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der am 15. März in Plymouth angekommene Dampfer „Argo" hatte aus Australien 85 Passagiere, Goldstaub und Edelsteine im Werthe von L. 310,913 und 138 Kisten mit diversen Gegenständen für die Pariser Ausstellung gebracht.

In der Gegend von Sidon soll nach Privatbriefen, die in London eingetroffen sind, eine äußerst wichtige Entdeckung gemacht worden seyn: ein Sarkophag mit 22 langen Zeilen in altphönizischen Schriftzügen.

Welcher Unterschied in der Beförderung der Nachrichten jetzt gegen sonst ist, zeigt am besten die Todesnachricht vom Kaiser Nikolaus; solche brauchte durch den Telegraphen von St. Petersburg bis London $4^1/_2$ Stunde, während die Nachricht vom Tode des Kaisers Paul 1801 21 Tage gebraucht hatte.

Räthselspiel.

1. Sylbe: Ich verzehre Heu und Gras.
2. „ Mich liest man in großem Maß.
3. „ Mich hörst du beim vollen Glas.
4. „ An dir sagt's die grobe Bas'.

Ganzes: Ich hab' eine rothe Nas'.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 37. Dienstag, 27. März 1855.

Der verlorengegangene Brief.

(Fortsetzung.)

2.

Der Briefwechsel zwischen den beiden Verlobten ward in den ersten drei Monaten mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit unterhalten und Beide wußten jedesmal viele Seiten mit dem Erguſſe ihrer Gefühle zu erfüllen. Emilie entschloß sich, Gustav eine Börse zu sticken, als Gegengeschenk für ein Medaillon, welches sie kurz vorher von Gustav erhalten hatte. Emilie liebte im Grund die feineren weiblichen Arbeiten nicht; sie hatte seitheit immer geistiger Beschäftigung und Studien den Vorzug gegeben. Allein diesmal machte sie die überraschende Wahrnehmung, daß noch niemals eine Arbeit ihr so rasch von der Hand gegangen, ja daß selbst geistige Arbeiten, selbst die Lectüre der besten Schriftsteller ihr nicht dieses innige Vergnügen bereitet hatten, als die Verfertigung dieser Börse. Jede Perle, die sie einfaßte, ward eine neue Quelle des Vergnügens für sie, denn sie arbeitete ja für den Geliebten. Liebe ist der wahre Lebenszauber und bewirkt seltsamere Metamorphosen, als der Zauber Archimago's oder Armida's geheime Künste; sie ist die moralische Alchymie, die die werthlosesten Dinge in die kostbarsten umwandeln kann.

Die Börse ward endlich vollendet und mit einem Briefe an Gustav abgeschickt. Emilie war voll gespannter Erwartung auf die Antwort und die Aufnahme, welche das kleine Geschenk gefunden haben würde. Sie tanzte im Hause umher, sang Bruchstücke von Liedern und Balladen und legte eine ungewöhnliche Fröhlichkeit und Heiterkeit an den Tag; denn obwohl von freundlicher, heiterer Gemüthsart, war sie doch sonst zu sinnig und gedankenvoll, um oft munter sich zu zeigen. Sie war überzeugt, Gustav werde ihr mit umgehender Post schreiben; sie konnte den Augenblick kaum erwarten, wo sein Brief eintreffen würde. Freilich wußte sie schon zum Voraus, was er sagen werde; aber was that das? sie sehnte sich dennoch, ihre Augen an den Worten zu weiden, die seine Hand geschrieben, und sich die Töne und Blicke zu denken, mit welchen er sie begleitet haben würde, wären sie gesprochen statt geschrieben worden.

Der ersehnte Tag kam endlich, aber das Briefselleisen enthielt kein Schreiben für Emilie. Anfangs konnte sie es kaum glauben; ihre Züge verfinsterten sich und auf einige Minuten war sie recht unangenehm enttäuscht. Indeß heiterte sie sich rasch wieder auf mit dem Gedanken, der Brief werde morgen kommen, und sie sang und hüpfte wieder im ganzen Hause herum. Allein ein zweiter Tag verging, und noch ein dritter, ein vierter, und immer kam kein Brief von Gustav. Emiliens holde Stimme verstummte und ihr Schritt ward kaum mehr hörbar im Hause. Manchmal versuchte sie zu lesen oder setzte sich an's Klavier, jedoch ohne sonderlichen Erfolg; ihre verstörte Miene, ihr ängstlicher Blick und eine verstohlene Thräne, die zuweilen in ihren Wimpern perlte, verriethen die Unruhe ihres Gemüthes, die verzehrende Ungewißheit in ihrer Brust.

Eine ganze Woche verging, der längste Zeitraum, welcher seither je verstrichen war, ohne daß sie einen Brief von Gustav erhalten, — zwei Wochen, ein Monat verstrichen und noch immer kein Brief! Dem armen Kinde schwanden Schlaf und Appetit, ihre hohe Gestalt knickte sichtbar zusammen und ihr abgehärmtes Aussehen zeugte von jenem ängstlichen, innern Leiden, jener unerträglichen, verzehrenden Unruhe, die zehnmal peinlicher ist, als jedes andere, wenn auch noch

Digitized by Google

so große Uebel, dessen Natur wir ergründen, dessen Grenzen wir überschauen können. War Gustav vielleicht krank oder auf einer Reise? Oder konnte er wirklich — nein, er konnte nicht treulos seyn! Sollte sie nicht noch einmal an ihn schreiben? Ihre Eltern verneinten diese Frage entschieden — es wäre dies unschicklich, unweiblich, unwürdig, es hieße dies sich wegwerfen, sagten sie; wenn Gustav krank sey, so werde er unfehlbar schreiben, wenn er wieder genesen sey; wäre er aber nicht krank, so seye sein Betragen unverzeihlich und mache jedes Entgegenkommen von Emiliens Seite unmöglich.

Sie erschrack ob dieser Auskunft, bebte aber auch vor dem Gedanken zurück, die Grenze des Schicklichen und Wohlanständigen und derjenigen Würde zu überschreiten, welche sie sich und ihrer Familie schuldig zu seyn glaubte; sie wäre lieber gestorben, als daß sie in Gustavs Augen sich einer Unschicklichkeit schuldig gemacht oder unweiblich gezeigt hätte. Andererseits freilich flüsterte ihr eine unbestimmte Ahnung zu: der geradeste und kürzeste Weg wäre der, einfach an Gustav zu schreiben und sich eine Erklärung von ihm auszubitten. Sie selbst vermochte in einem solchen Schritte keinerlei Unrecht zu sehen, allein sie traute hierin ihren Eltern mehr Urtheilsfähigkeit zu und begab sich ihrer eigenen Ansicht.

Emilie war etwa neunzehn Jahre alt und stand gerade auf demjenigen Punkte der Charakterentwickelung, wo ein sinnendes, forschendes Gemüth nicht länger mit dem arglosen Glauben der Jugend sich auf die nur durch Autorität sanctionirten Versicherungen verlassen kann, und wo ein mißtrauisches zu schüchtern ist, um seinen eigenen Ahnungen und Einfällen zu vertrauen. Nur in Folge langer Erfahrung oder eines jener bittern Mißgriffe, welche die großen Lehren des Lebens bilden, lernt ein solcher Charakter, daß Selbstvertrauen, mit Ueberlegung und Demuth ausgeübt, die einzige Sicherung gegen bevormundende Vorurtheile und die einzige Richtschnur für die Rechtschaffenheit des Einzelnen ist.

Emilie schrieb also nicht an Gustav, sondern lebte im stummen, aufreibenden Schmerz und im Kampf zwischen steter Hoffnung und dauernder Enttäuschung hin. Um sie einigermaßen zu beruhigen, erkundigte sich ihre Mutter schriftlich bei einer Verwandten in Berlin, ob diese Herrn Gustav Wartmann in der letzten Zeit nicht gesehen habe. Die Antwort auf diesen Brief war ein harter Schlag für die arme Emilie. Die Anverwandte schrieb nämlich: Gustav habe schon seit geraumer Zeit ihr Haus gemieden; sie seye ihm vor wenigen Tagen auf der Straße am Arme einer Dame begegnet, wo er mit einer sehr kalten und förmlichen Verbeugung an ihr vorübergegangen sey und ihr scheinbar auszuweichen versucht habe; sein Benehmen sey ihr durchaus unbegreiflich.

Oberst v. Holz, von Natur aus heftig, konnte seine Entrüstung nun nicht länger zurückhalten. Er verbot es, den Namen Wartmann's je wieder zu nennen, und erklärte, seine Tochter seye zu schön und zu gut, um die Frau eines Kaufmanns zu werden, und er selber verdiene die Demüthigung und den Schimpf, der hiedurch seiner Familie angethan worden sey, weil er sich so weit vergessen, die Würde des Hauses durch die Einwilligung zu einer Mißheirath zu beeinträchtigen.

„Emilie," schloß er, „ich glaube, daß es Dich namenlos schmerzt; aber Du wirst hoffentlich Deiner Familie und Herkunft würdig seyn und keiner falschen, trügerischen Nachsicht gegen den Nichtswürdigen in Deinem Herzen Raum geben. Nein, das will ich nicht hoffen!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Graf ein Müller.

(Fortsetzung.)

Marie begann heftig zu schluchzen; der Säugling schlief an ihrer Brust und die Thränen rollten auf das Antlitz des Kindes, dessen himmlische Ruhe und Klarheit sie nicht trüben konnten. Aengstlich drängte sich das andere Kind an die Mutter, als es dieselbe weinen sah.

Klagend schritt der Graf einher.

Die Eltern kamen nun hinzu. Sie schienen sich wohl zu grämen, doch sprachen sie der Tochter Trost zu, als der Graf mit ihnen die Summe theilte, die er heute von seiner Mutter erhalten hatte und die er ihnen zur Bestreitung der häuslichen Auslagen gab, da er oft mit der Familie speiste.

Es sey hier erwähnt, daß er auch ein Schreiben von seiner Mutter erhalten, worin sich dieselbe über das schlechte Papier beklagte, welches der Sohn zu seinen Briefen nehme, vorzüglich aber über den schlechten Streusand, der es ihr unmöglich mache, die Briefe so schnell zu lesen, wie es ihr Mutterherz verlange. Zum Schlusse erwähnte sie noch der Comtesse Amelie, die sich stets lebhaft nach ihm erkundige.

Digitized by Google

Alles begab sich betrübt zur Ruhe; Marie allein fand keinen Schlaf, sie weinte und dachte die ganze Nacht hindurch. Als einzigen Ausweg sah sie stets nur die Heirath, indem nie ein Gedanke ihr die künftigen Beziehungen zu dem geliebten Manne von den jetzt bestehenden abweichend darstellte. Nun aber schien es anders zu kommen.

Je näher indeß die Zeit heranrückte, wo der Graf scheiden sollte, desto gefaßter wurde Marie. Sie ergab sich in ihr Schicksal und die Sorge für die Kinder und die häuslichen Verrichtungen ließen sie nicht allzusehr ihrem Schmerze nachhängen. Sie behielt ja ihre Kinder; dann vertraute sie unwankbar dem Geliebten, der ihr versprochen hatte, jährlich die Zeit seines Urlaubs bei ihr und den Kindern zuzubringen.

Was den Grafen betrifft, so konnte er sich mit dem Gedanken des Scheidens weniger vertraut machen, und je näher die Stunde heranrückte, desto tiefer fühlte er den Schmerz der Trennung von all dem Theuern, das er auf der Erde besaß. Er fühlte eine Faser nach der andern, mit welchen er in diesem Boden wurzelte, zerreißen. Was sollte aus ihm werden, wenn er seine Marie, seine Kinder nicht mehr sehen konnte? Der Vater und die Mutter des geliebten Wesens waren ihm lieb und theuer geworden; die kleine Schiffmühle sollte er verlassen, in welcher er so glückliche Stunden verlebt, und die baumreiche Aue, welche sich am andern Ufer fortzieht, den schönen Strom und den kleinen Nachen, worin er so manchmal auf den Wogen mit seiner geliebten Marie sich wiegte! Ja selbst das Geräusch der Mühlräder hörte er jetzt gern und auch die Beschäftigung in der Mühle war ihm zur Gewohnheit geworden: das Aufschütten der Frucht, das Einfüllen in Säcke und das Sehen nach den Mühlsteinen. Dies Alles gewahrte er, als er unthätig einige Tage seinem Schmerze nachhing, und er fühlte eine Erleichterung desselben, da er zu der Arbeit zurückkehrte. Sein Beruf raubte ihm eben wenig Zeit. Anfangs hatte er Marien bei der Arbeit nur scherzend geholfen; als er jedoch sah, daß er ihr viel Erleichterung verschaffte, wenn er ihr beistehe, so that er es freudig und gern. Was ihm bis dahin nicht in den Sinn gekommen war, fiel ihm plötzlich ein: er konnte ja Marie heirathen und dann durfte sie sich nicht von ihm trennen. Da er jedoch wußte, welche Hindernisse er zu bewältigen hatte, bis er diesen Entschluß zur Ausführung zu bringen im Stande war, so sprach er mit Marien nicht über denselben. Diese Hindernisse waren in seinen Augen so groß, daß sie ihn früher gar nicht die Idee der Heirath fassen ließen. Doch der Schmerz hatte ihn tiefer fühlen gelehrt, das Gefühl hatte seinen Blick in die Weite schauen gemacht, und er sah jetzt das Verhältniß in dessen Wirklichkeit. Nun stand aber auch der Entschluß fest in ihm, Alles aufzubieten, um die Einwilligung seiner Eltern zu erlangen, seinen mit Marien längst geschlossenen Bund auch vom Gesetze und der Kirche öffentlich billigen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Es befindet sich im Hospital du Roul in Paris ein Sergeant des 39. Linienregiments, Namens Tourvieille, der in Folge eines Zufalls in den Trancheen vor Sebastopol von völliger Taubheit und völligem Stummseyn betroffen wurde. Auf der Wacht in den Trancheen schlägt eine Bombe neben ihm nieder. Er wirft sich sofort auf das Geschoß, das einige Centimetres in die Erde gedrungen, um den Zünder herauszuziehen. Seine Bemühungen sind umsonst; er kann sich nur platt auf den Bauch werfen, um vielleicht dem Tode zu entgehen. Die Bombe platzt, reißt den nächsten Soldaten nieder und bringt im Kopfe des Sergeanten eine so heftige Erschütterung hervor, daß er Gehör und Sprache gänzlich verliert. Man hat keine Hoffnung, ihn wiederherzustellen.

Die Pariser Stadtgemeinde hat die Restauration mehrerer älterer Kirchengebäude angeordnet, so die der Kirche St. Germain des Prés, eines der ältesten Bauwerke von Paris, in deren Innerm gegenwärtig die Ausschmückungen wiederhergestellt werden. Der Thurm dieser Kirche, aus dem 6. Jahrhundert herstammend, ist eine ungeheuere Steinmasse, welche im Ganzen nur zwei Fenster hatte, deren eines sogar noch im 17. Jahrhundert zugemauert ward. Man hat diese beiden Fenster von dem sie fast füllenden Mauerwerk befreit und solche mit hübscher Steinarbeit im byzantinischen Geschmack versehen.

Der unerwartete Tod des Kaisers Nikolaus I. veranlaßt folgende historische Wahrnehmungen. Seit das Haus Romanoff, welches noch in weiblicher Linie besteht, im Jahre 1613 den russischen

Digitized by Google

Thron bestieg, hat noch kein Herrscher dieses Hauses das 60ste Jahr erreicht. Es waren deren von 1613 bis jetzt, also in einer Zeit von 242 Jahren, zehn. Michael Feodorowitsch starb 49 Jahre alt, Alexei Michailowitsch 47, Feodor III. 21, Peter I. 53, Peter II. 16 Jahre alt, Peter III. starb in den 30ern, Iwan III. 24, Paul I. 47, Alexander I. 48 und Nikolaus I. 59 Jahre alt.

Künftigen Herbst wird auf der einen Seite der Ausfahrt des Hafens zu Lindau, gegenüber dem 100 Fuß hohen Leuchtthurme, der kolossale Löwe, das Wappenthier des pfälzisch-bayerischen Wittelsbacher Hauses, als symbolischer Grenzwächter des Landes Bayern aufgestellt und so die Stadt Lindau mit einer neuen Zierde bereichert werden. Die Ausführung dieses Löwen-Standbildes in Kelheimer Sandstein wurde dem Professor Halbig zu München übertragen, und benutzte bekanntlich der berühmte Künstler zu seinen Studien und zur Fertigung des Modells einen Löwen der Berberei aus der Kreuzberg'schen Menagerie, welcher in das Atelier gebracht wurde. Der Löwe, in sitzender Stellung, in majestätisch ernster Miene, das Haupt mit Lockenbüscheln umwölkt, mit dem offenen Munde mit mächtigem Gebisse und dem von den Vorderfüßen stramm getragenen Oberleibe, den Schweif um die sitzenden Hinterbeine geschlungen, wird 20 Fuß Höhe und eine Längenausdehnung von 14 Fuß haben, und das Standbild auf einem 52 Fuß hohen Postamente, aus großen Quadern gebildet, ruhen. Der Koloß wird aus vier Blöcken zusammengesetzt werden, welche zusammen ausgearbeitet 22 Ztr. wiegen. Das Standbild wird in seiner Aufstellung für die in den Hafen einlaufenden Schiffe einen imposanten Anblick gewähren und der Löwe mit dem über die Fläche des Sees gerichteten Auge als ein treuer, muthiger Wächter erscheinen.

In der Stadt Dartford in England flogen am 10. März die beiden neben einander gelegenen Pulvermühlen der Firma Pikeu and Wilks und zwar fast unmittelbar aufeinander in die Luft. Es scheint, daß die von der Regierung angeordnete Eile in der Fabrikation die Anwendung der früher daselbst immer befolgten Vorsichtsmaßregeln etwas beeinträchtigt hatte. Zwei Arbeiter sind dabei, leider sehr gefährlich, verletzt worden.

Buchstaben-Räthsel.

Zwölf Zeichen hat mein Wort, als höchstes Gut gepriesen
Von Sokrates; durch es nur kann man 's Leben recht genießen.

7 8 10 11 6 2.

Ich bin ein kleines, wundersames Thier.

11 3 6 2 9 12.

Jetzt nenn' ich mich mit anderm Namen dir;

2 8 6 11 5 9 10 11 12.

Befolge dies, so lernst du gar von mir,

6 2 5 10 3.

Und nimmer wird's an diesem fehlen dir. —

1 2 8 4 6 10.

Ich nenn' dir eine gute, gar wohlbekannte Speise
Und wachse auf dem Feld in sehr verschied'ner Weise.

8 7 5 2 3.

Das Vorige kann ich, zumal in alten Tagen,
Oft nicht so gut wie sonst genießen und vertragen.

1 2 6 7 3 5.

Ich singe dir die schönsten, die wonnereichsten Lieder;

10 8 8 7.

Auch tönet oft darin der theure wieder.

9 10 11 8.

Eh' ich aus dunkler Nacht zum Tageslicht entsproß,

6 7 8 2.

Ward dieses erst vertraut der Erde stillem Schooß.

3 7 6 2.

Mich hat wohl Jedermann in gar verschied'ner Größe,
Ich bin bald dick, bald dünn, bald groß und wieder klein.

8 7 6 9 10.

Ich berge deinem Blick wohl manche nackte Blöße,
Mein Zweck ist einzig nur für trügerischen Schein.

9 7 3 12.

Und jetzt sey dir ein Mann zum Schlusse noch genannt,
Der dir als Philosoph wohl längstens ist bekannt.

Auflösung des Räthselspiels in № 36:
Brandweintrinker.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 38. Freitag, 30. März 1855.

Der verlorengegangene Brief.

(Fortsetzung.)

Emilie glaubte unter der Last ihres Kummers erdrückt zu werden; aber den Eltern zu Liebe gab sie sich alle Mühe, stark und stolz zu erscheinen, obgleich ihr der Gram beinahe das Herz brach. Sie erwähnte Gustavs niemals wieder und that, als hätte sie ihn nie gekannt; allein ihre Gedanken beschäftigten sich schlafend und wachend nur mit ihm. War es denn in der That möglich, daß sie ihn niemals oder wenigstens nicht noch einmal wiedersehen sollte! Ihr Herz sagte ihr, er würde dann gewiß zu ihr zurückkehren und sie heimführen; die Vernunft aber flüsterte ihr zu, es seye Wahnsinn, dies zu denken, und ermahnte sie, sich mit Fassung in das Unvermeidliche zu fügen. Noch war ihr dies nicht möglich, so sehr sie sich auch anstrengte. Monat um Monat verstrich von dem trüben und langweiligen Winter; ihre wohlwollenden Eltern suchten sie durch alle möglichen Genüsse zu zerstreuen und sie nahm mechanisch an denselben Theil, halb aus Gleichgiltigkeit über Alles, was mit ihr geschah, halb aus Dankbarkeit gegen die gütigen Eltern. Endlich wich der Winter, die Tage wurden länger und die Natur kleidete sich in ihr schönstes Gewand; allein die Lenzblumen und die lauen Lüfte des Frühlingshimmels riefen keine Blüthe mehr auf Emiliens Wangen wach. Ihre Freuden waren verblüht, im Frühling ihres Lebens hatte ein jäher Frost seinen zerstörenden Einfluß geltend gemacht. Die einzige Hoffnung, die sie noch belebte, war diejenige, welche die Verzweiflung aufrecht erhält.

An einem Morgen in den ersten Tagen des Juni führte ein Zufall ihr eine der neuesten Zeitungen aus der Residenz zu Gesicht. Mechanisch das Blatt mit den Augen überfliegend, erfaßte ihr Blick unter den Anzeigen einen Namen, bei dessen Anblick sie jählings zusammenbebte. Es war der Name des Mannes, mit welchem sie in diesen Tagen vor den Altar hätte treten sollen. Gustav Wartmann benachrichtigte darin Freunde und Bekannte von seiner soeben vollzogenen Verbindung mit Fräulein Friederike Kettner.

Emilie stieß keinen Schrei noch Seufzer aus, sondern schlug mit einem Blicke stummer Verzweiflung die Hände über dem Kopfe zusammen und sank in tiefer Ohnmacht zu Boden.

Viele Tage lang lag sie sehr krank darnieder und manchmal im wildesten Delirium. Ihre Mutter verpflegte sie mit der aufopferndsten Zärtlichkeit und des Vaters einziges Bemühen war, sie zu trösten und einigermaßen wieder aufzurichten. Langsam genas sie wieder und war von jener Zeit an nicht mehr so unglücklich. In Fällen, wie der vorliegende, muß nicht allein die starke Erschütterung überwunden werden, welche unsere Neigungen erfahren haben, sondern auch die gewaltige Störung aller geistigen Fähigkeiten, welche aus der jähen Trennung unseres Gemüthslebens von denjenigen Gegenständen und derjenigen Zukunft entspringt, wornach wir uns seither so heiß gesehnt haben. Nicht allein das schwerverwundete Herz muß geheilt, sondern dem ganzen Strome unserer Gedanken und Empfindungen ein neuer Kanal verschafft werden, damit er das gewohnte Bett der stillen Freude wiederfinde. Das Schlimmste, wie man es gewöhnlich nennt, ist übrigens leichter zu ertragen, als die Ungewißheit und der Zweifel. So kam es auch, daß Emilie, obgleich ihr Gemüth nicht mehr die frühere Heiterkeit erlangte, doch allmälig sich ganz in ihr Schicksal ergab und verhältnißmäßig wieder gefaßter und munterer erschien, als geraume Zeit vorher.

Digitized by Google

Mehr als Jahresfrist war seit jenem Junimorgen verflossen, an welchem Emilie den unwiderlegbaren, zweifellosen Beweis von dem Treubruch ihres Geliebten erhalten hatte, als ihr ein wohlhabender, adeliger Grundbesitzer aus der Nachbarschaft ihres Heimathsortes, ein Mann von guter Familie und großem Ansehen, einen Heirathsantrag machte. Er hatte sie in einer Gesellschaft gesehen und war von ihrer Schönheit bezaubert worden, obgleich Emiliens widrige Erlebnisse den Schmelz der ersten Blüthe bereits davon abgestreift hatten. Nach wenigen Begegnungen in Gesellschaften warb er sodann bei ihrem Vater förmlich um ihre Hand, ehe sie noch etwas von seiner Neigung geahnt hatte. Sie war natürlich wenig geneigt, ein neues Verlöbniß einzugehen, und würde den Freier entschieden abgewiesen haben, wären ihre Eltern nicht so sehr in sie gedrungen, diese in jeder Hinsicht preiswürdige Verbindung doch ja nicht auszuschlagen.

Diesem Andringen gab sie endlich nach und überredete sich hiezu durch die Vorstellung, daß ja nur noch ihr einziger Lebenszweck sey, den Ihrigen Freude zu machen. Bevor sie aber dem Herrn v. Schönfeld das Jawort gab, verlangte sie, daß er mit der Geschichte ihres früheren Verlöbnisses und mit dem gegenwärtigen Zustande ihrer Gefühle bekannt gemacht werde. Sie hegte dabei die geheime Hoffnung, Herr v. Schönfeld werde seine Bewerbung aufgeben, wenn er erfahre, daß sie kein Herz mit ihrer Hand wegzugeben habe.

Emilie irrte hierin gewaltig. Herr v. Schönfeld wußte allerdings, daß es ein Wort „Herz" gebe, das in Romanen und Dramen sehr häufig vorkomme und gar oft in Predigten citirt werde; allein es war ihm noch niemals in den Sinn gekommen, daß dieses Ding „Herz" in irgend welcher Beziehung zu ernsteren Lebensgeschäften stehen könnte. Er war daher mit dieser Antwort Emiliens ebenso zufrieden, als wenn sie ihm gestanden hätte, daß er ihre erste, innigste Jugendliebe sey.

Die Hochzeit fand bald darauf statt und die ernste Braut folgte ihrem Gatten nach der neuen Heimath, dem Rittergute Schönfeld-Ellerhofen, das mit seinem alterthümlichen Schlosse, schönen großen Parke wie auch mit ansehnlichen Ländereien in einem der schönsten Theile der Rheinprovinz gelegen war.

(Fortsetzung folgt.)

Der Graf ein Müller.

(Schluß.)

Obgleich es mehr als zweifelhaft blieb, ob der Graf die Zustimmung seiner Eltern bekommen werde, da sie, nebst dem Hinaussetzen über alle, Jahrhunderte alte Vorurtheile, auch die Caution leisten mußten, ohne deren Erlegung der Offizier das Mädchen nicht ehelichen konnte — so hoffte er dennoch, und diese Hoffnung, verbunden mit dem Wunsche, seinen Entschluß so schnell als möglich zur Wirklichkeit zu bringen, erleichterte ihm das Scheiden, da er in Böhmen, seinen Eltern näher gerückt, allenfalls persönlich dieselben bitten konnte, wenn sie ihm nicht nach dem Briefe schon ihre Zustimmung geben sollten, den er augenblicklich zu Papier brachte, als er den Entschluß gefaßt hatte.

Der Brief lautete:

„Liebe Mama!

„Ich bitte Dich, mir nicht zu zürnen, wenn Du das Geständniß gehört hast, welches ich ablegen muß. Ich habe hier in der Station ein Verhältniß mit einem Mädchen angeknüpft, das ich unendlich liebe. Der Bund mit Marien dauert bereits drei Jahre. Sie ist die Tochter eines Müllers und liebt mich ebenso sehr, wie ich sie. Marie hat während der Zeit, daß ich sie kenne, zwei Kinder — liebe, himmlischschöne Kinder — geboren, einen Knaben und ein Mädchen. Das Mädchen sieht Dir ähnlich, liebe Mama! — Du hast geweint, theure Mutter, als ich mich von Dir trennen mußte, und Du wirst daher begreifen, wie weh mir zu Muthe ist. Ich soll mich von meiner Marie und meinen zwei Kindern trennen. Begleiten können sie mich ja nicht. Da es mir aber unmöglich ist, lange von denselben getrennt zu leben, so habe ich den Entschluß gefaßt, Marie zu heirathen. Ich küsse Dir vielmal die Hand und bitte Dich innigst, Alles zu thun, was meinen Entschluß fördern kann. Zürne mir nicht und gib Deine Einwilligung; dann aber bitte den Vater und erweiche sein Herz. Sage ihm, daß ich nicht mehr Zulage verlange, als ich jetzt beziehe; wir werden davon leben können. Nur die nöthige Caution möge er so gütig seyn, für mich zu stellen. Auch die Schwestern und Brüder bewege, daß sie mit Dir vereint den Vater bitten. Schreibe mir gleich in meine neue

Digitized by Google

Station, damit ich bald so glücklich bin, die Bewilligung meiner Bitte zu erhalten." —

War der Graf aber auch in der Stunde des Scheidens gefaßter, so brach bei Marien der Schmerz in seiner ganzen Gewalt los. Schluchzend rang sie die Hände, weinte laut und überschüttete die Kinder mit Thränen. Man wollte ihr den Säugling von der Brust nehmen, aber sie ließ es nicht zu und rief:

„Wollt Ihr mir auch noch den entreißen?"

In diesem Augenblicke wurde der Graf von seinem Schmerze überwältigt. Es gab jetzt keine Hindernisse mehr für ihn, und während er Marie nochmals an seine Brust drückte und die Kinder heiß und wiederholt küßte, sprach er zu der Betrübten:

„Fasse Dich, Marie, ich werde bald wiederkehren und Dich dann ehelichen."

Marie sah ihn ernst an — sein Auge sprach wie sein Mund. Sie sagte Nichts, doch bewegte sie leise verneinend den Kopf. Sie vermochte die Möglichkeit des eben Gehörten nicht zu fassen.

Noch weinte die Arme fort, doch ruhiger und stiller, und saß auf dem Schiffe in kühler Morgenluft, als die Trompeten schmetterten und gleich darauf die Escadron Dragoner auf der Heerstraße dahinzog. — —

Im neuen Stationsorte angelangt, stürzte der Graf auf die Post. Das Herz drohte ihm zu brechen, so war es vom Leide, von der Sehnsucht nach Marien und den Kindern und der Erwartung des Briefes, der eben die Wiedervereinigung ermöglichen sollte, bewegt und gespannt.

Ein Brief war da für ihn, es war das Siegel wie die Schrift seiner Mutter. Sie schrieb:

„Lieber Sohn!

„Ich habe sehr über Deinen Leichtsinn und Deine Verirrung geweint. Wie konntest Du ein Mädchen, ohne alle Aussicht, sie je Deine Frau nennen zu können, so unglücklich machen? Wie konntest Du die Folgen nicht bedenken, die daraus entstanden sind? Folgen, welche Dich nicht allein, welche mehrere Menschen, und überdies Unschuldige, drücken und leiden machen! — Ich habe Deinen Geschwistern Nichts gesagt; über mich aber habe ich es vermocht, zu dem Entschlusse zu gelangen, Deinem Vater die Sache vorzutragen. Und ich sprach so herzlich mit ihm, als ich es nur im Stande war. Ich legte die Entscheidung in seine Hand, stellte mich sogar zustimmend Deiner Bitte, was ich indeß nur widerstrebend konnte. Dein Vater lachte über den Streich und sagte: „„Kömmt öfter vor bei jungen Offizieren; sey so gütig und nimm die Sache in die Hand, denn ich sollte eigentlich Nichts davon wissen.““ — Er verstand mich nicht, oder wollte mich nicht verstehen; denn als ich ihm entgegnete, daß es sich ernstlich um eine Heirath handle, sprach er kalt lächelnd: „„Und davon spricht man mit mir?““ — Ich wußte es vorher, daß Dein Vater nie seine Einwilligung zu einem derartigen Bunde geben werde. Jedes Wort mehr hätte nur mir Worte entgegengebracht, die zu vermeiden stets mein Bestreben war. Ich sehe keine Möglichkeit, mein Sohn, daß Du das Mädchen heirathen kannst. Sorge demnach für dasselbe und seine Kinder, ich will es Dir ermöglichen. — Lebe wohl und schreibe mir bald, was Du zu thun gesonnen bist."

Das that denn auch der Graf augenblicklich. Er schrieb:

„Theure Mama!

„Soeben reiche ich meine Quittirung ein, ich werde meine Charge niederlegen. Ich kann ohne Marie und die Kinder nicht leben, werde und muß sie heirathen. Dein Brief hat meinen Entschluß nicht ändern können. Heute noch nehme ich Urlaub und reise ab. Theure Mutter, lebe wohl!"

Und wirklich that er so. Er verkaufte seine Pferde und alles Das, was ihm überflüssig schien. —

Der Graf kam in der Mühle an und heirathete Marie, nachdem er seine Entlassung erhalten hatte. Sein Vater hatte ihm den Rücken gekehrt; der Sohn war für ihn gestorben. Die Mutter schrie anfangs, dann auch nicht mehr; wahrscheinlich durfte sie nicht. Der ehemalige Offizier wohnte in der Mühle und hatte seine städtischen Kleider mit seinem Grafentitel abgelegt. Er verrichtete Alles, was nothwendig war, lebte glücklich mit Marien und den Kindern und Niemand vermochte ihn von den übrigen Müllern zu unterscheiden.

Mannigfaltiges.

Wenn es mit den Entdeckungen neuer Goldminen so fortgeht, dann wird das edle Metall bald so billig wie Silber werden, denn jetzt hat man zu den californischen und australischen in

Digitized by Google

dem Staate Maranham Goldminen gefunden, die außerordentlich ergiebig seyn sollen. In dem wilden Thale von Maracassumée, das von Urwäldern bedeckt und den beiden Flüssen Tury-Assé und Gurupy umflossen ist, war von jeher das Stelldichein der ihren Herren entlaufenen Sklaven, deren Verfolgung in diesen unwegsamen Bergwäldern fast unmöglich war; — dieselben tauschten in den benachbarten Gehöften Lebensmittel gegen blankes Gold ein, was zu der Vermuthung führte, daß sie solches in ihrem Schlupfwinkel gefunden hätten, und sich auch durch Nachforschungen bestätigt fand. Es hat sich in Rio eine Gesellschaft mit einem Kapital von anderthalb Million Franken gebildet, welche Arbeiter dahin sandte, die unter dem Schutze einer von der Regierung bewilligten Abtheilung Soldaten die Nachgrabungen begannen. Wie reichhaltig die Goldadern sind, beweist am besten die Thatsache, daß ein Stück Quarz, das ungefähr 6 Zoll Durchmesser und 4 Zoll Breite hatte, 10 Unzen reines Gold lieferte.

In England hat man jetzt versetzbare, auf Räder gebaute Dampfmaschinen construirt, die zum Pumpen, Sägen, Rammen, Lastheben u. s. w. benutzt und vermiethet werden. Diese Maschinen, welche sich ganz praktisch, namentlich bei Bauarbeiten, bewähren, werden bis zu 10 Pferdekraft ausgeführt.

Die Gegenstände, welche Ostindien zur Pariser Ausstellung sendet, befinden sich bereits unterwegs. Der „Times" zufolge wird Indien in Paris reicher vertreten seyn, als auf der Ausstellung zu London 1851.

Ein Berliner Schneidermeister sendet einen außerordentlich kunstreich gearbeiteten Frack zur Ausstellung nach Paris, den man beliebig als Frack, als Weste und sogar als Beinkleid benutzen kann, und zwar so, daß er in jeder dieser drei Eigenschaften seinen Zweck mit höchster Eleganz erfüllt!

Der älteste Sänger von Frankreich, Hr. Darius, welcher länger als ein halbes Jahrhundert erster Bassist auf Provinzialtheatern war, ließ sich dieser Tage zu Paris in einem Concerte hören, das zum Besten unbeschäftigter Arbeiter gegeben ward. Er ist 102 Jahre alt.

Denksprüche.

1. An Kinder

„Das kann ich nicht — das will ich nicht —
Nur das will ich!" —
Wo so der Knab', das Mädchen spricht,
Da sage ich:
Dies Haus gefällt mir nicht!

2. An Jungfrauen.

Laßt, Mädchen! eure Schäferei'n,
Die euch die Dichter lehrten;
Lernt lieber euch der Tugend weih'n
Und — gute Mütter werden.

3. An Jünglinge.

O Jüngling! wage nicht mit Stolz und Witzeleien
Dich grauen Männern anzureihen;
So lang' aus dir der gute Jüngling spricht,
Verlierest du die Achtung nicht.

Der Reisende und der Fährmann.

Der Reisende.

Die Fähre wird doch sicher seyn?

Der Fährmann.

Da, Herr! tragt keine Sorgen;
Zwar gestern brachen Viere ein,
Doch — fand man sie heut' Morgen.

Quacksalberei.

A. Der starke Mann mußt' unterliegen?
B. Er brauchte immer span'sche Fliegen;
Aus Blasen war's — mir fällt's nicht ein —
A. Aus blasen wird's gewesen seyn.

Charade.

Setzt zur Ersten noch zwei Zeichen weiter,
Dann ist's für Lateiner und Spieler ein Wort.
Die letzten zwei, sie sind dem Reiter,
Auch schaffen dessen Ganzes sie fort.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in № 37:

Genügsamkeit, Ameise, Insekt, Emsigkeit, Segen, Gemüse, Magen, Gesang, Emma, Keim, Same, Nase, Maske, Kant.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 39. Sonntag, 1. April 1855.

Sonntagslied.

Wie heilig stille überall!
Der Dünste Wolken ruh'n im Thal.
Es regt kein leises Lüftchen sich,
Wie stille ist's und wonniglich!

Nur Glocken tönen ferne her;
Der Schiffer ruht, es ruht das Meer,
Denn Heute ist der Ruh' geweiht,
Heut' ruht, wer sich des Lebens freut.

Nur Glocken tönen ferne her
Und rufen laut zu Gottes Ehr';
Es jauchzt im Wald der Vöglein Chor,
Die Kirche singt zu Gott empor.

Und Wehmuth füllt ganz das Gemüth,
Das uns von diesen Freuden zieht
Nach jenen lichtumfloss'nen Höh'n,
Die wir — walt's Gott — auch einmal seh'n.

Ja, heil'ge Stille überall!
Es ruht auf Hügel, Berg und Thal,
Es regt kein Hauch, kein Lüftchen sich,
So stille ist's und wonniglich.

H. K.

Der verlorengegangene Brief.

(Fortsetzung.)

3.

Kommen wir nun endlich auf Gustav Wartmann zurück, auf dessen Ehre und Treue wir allzulange einen Makel haben sitzen lassen. Er war in der That nicht der herzlose, leichtsinnige Mensch, für welchen ihn manche unserer schönen Leserinnen vielleicht zu halten versucht war. — Stolz, und nicht Falschheit oder Leichtsinn, war der Makel an seinem sonst schönen und trefflichen Charakter. Es war bei ihm ein wahrer Pestfleck, der sein ganzes moralisches Ich entstellte und häufig die Wirkung seiner besten Eigenschaften neutralisirte.

Gustav war über Emiliens Geschenk und ihren Brief ebensosehr entzückt gewesen, als sie je zu hoffen gewagt; er hatte daher auch keinen Augenblick gesäumt, ihr mit einem langen Briefe voll der glühendsten Liebe und Dankbarkeit zu antworten, wovon sein Herz überströmte. Er hatte darin auch mehrere dringende Angelegenheiten von gemeinsamem Interesse erörtert, deren Entscheidung er jedoch nicht ohne die Mitwirkung seiner „süßen, theuren Emilie" übernehmen wollte. Er hatte sie daher gebeten, ihm sogleich zu antworten, ihm mit umgehender Post zu schreiben, wenn sie ihn liebe. Allein sein Brief war ihr niemals zugekommen — er war verloren gegangen —, zwar allerdings ein seltenes Ereigniß, doch kein unmögliches, wie Jeder von uns aus eigener Erfahrung weiß. Und nun wühlte in Gustav derselbe wilde Schmerz, dieselben bangen Zweifel, unter welchen Emilie litt; jedoch nur noch in weit höherem Grade, denn es war bei ihm nicht allein dieselbe getäuschte Neigung, dasselbe Herzweh, dieselbe bange Erwartung, sondern noch all das stärkere Leiden, der bittrere Schmerz eines weit leidenschaftlicheren und minder beherrschten Gemüths, und vor Allem jener stete, fürchterliche Kampf zwischen Stolz und Liebe.

Zuweilen hielt er Emilie für krank. Allein das schien kaum wahrscheinlich, weil sie im Allgemeinen gesund und noch um die Zeit, da sie ihren letzten Brief geschrieben, vollkommen wohl und anscheinend in bester Laune war. Sollte er noch einen Brief an sie schreiben? Sein Stolz verneinte es entschieden; war sie ihm ja doch einen Brief schuldig und würde ihn ohne Zweifel beantworten, sobald die Umstände es

Digitized by Google

erlaubten. Zudem wollte er ihren adelsstolzen Vater fühlen lassen, daß der bürgerliche Kaufmann zu viel männliches Selbstgefühl im Busen trage, als daß er sich auch vor dem stolzesten Blute beugte. Und Emilie war ja seine verlobte Braut, fast so viel als seine Frau; wenn er ihr daher nicht mehr war, als Vater und Mutter, so war sie der Liebe unwürdig, die er zu ihr hegte. War sie ihm dagegen treu, so war er erbötig, ihr sein ganzes Leben zu weihen, ja für sie zu stehen.

Wie nun Tag um Tag, Woche um Woche verging, steigerte sich sein Unmuth, seine fieberhafte Schwäche. Manchmal war es ihm, als könnte er diese Qual nicht länger ertragen und das Leben selbst seye ihm eine unerträgliche Last. Hier kam dann sein Stolz seinem besseren Prinzip zu Hilfe; seine Wange erglühte bei dem Gedanken, daß man ihn für den verschmähten Anbeter halten würde, und sein Blut kochte schon bei der bloßen Idee an des Obersten verächtliches Mitleid mit dem Plebejer, welcher seine Wünsche auf eine Verbindung mit seiner schönen, hochgeborenen Tochter zu erheben gewagt. Er wollte der Welt zeigen, daß er kein liebessiecher, verzweifelnder Schwächling sey, und es sollte der Eitelkeit des Fräuleins v. Holtz niemals der Anblick der Wunden schmeicheln, welche ihre Falschheit geschlagen. Er war überzeugt, daß er bald die schöne Kokette vergessen würde, welche seine heiligsten Gefühle auf solche Weise mit Füßen getreten. So suchte er sich zu überreden, aber sein Herz war nicht zu bethören. Nein, er konnte sie nicht vergessen, wie oft er es auch versuchte; je mehr sein Gemüth die alte Macht der Liebe anerkannte, je öfter auch der schwer beleidigte Stolz sich in grimmiger Anklage gegen sie erhob, desto weniger konnte er sie schuldig finden, und darum wüthete er gegen sich selbst und seine eigene Schwäche. In solchen Augenblicken war ihm, als stehe er am Rande des Wahnsinns. Aber er hatte doch auch ruhigere Stunden, wo seine bessere Natur triumphirte und der harte Stolz auf eine Weile der schmerzlich süßen Leidenschaft die Oberhand ließ.

Mitten in den wüthenden Orkanen, welche in den Tropenländern über unübersehbare Strecken hin Zerstörung, Schrecken und Verheerung tragen, bemerkt der Mensch stets eine Pause, oft von beträchtlicher Dauer, die, wie die Naturforscher uns beweisen, von dem ruhigeren Luftraum oder der Windstille in dem Wirbel der Atmosphäre herrühren soll, woraus sie entstehen. Solch eine Windstille machte sich zuweilen auch in Gustavs Gemüthe geltend, über welches der Sturm der Leidenschaften neuerdings der Länge und Breite nach hingefegt hatte. In einer Nacht, in einer jener heimlichen Entzückungen, welche der stolze Mann um keinen Preis einem menschlichen Auge hätte zeigen mögen, warf er sich auf sein Bett — denn er ging neuerdings selten mehr zu Bette, weil ihm die innere Unruhe den Schlaf raubte —, und zwar in einem Zustande, der beinahe an körperliche und geistige Erschöpfung grenzte. Allmälig senkte sich eine traumähnliche, friedliche Ruhe in sein Gemüth; die Gegenwart verschwand und die Vergangenheit trat so zu sagen wieder in die lebendige Wirklichkeit. Er gedachte Emilien, wie er sie zuerst gesehen — ein Bild der Anmuth und Engelsanftmuth. Er rief sie sich ins Gedächtniß, wie er sie zum letzten Male gesehen, an jenem stillen, klaren Sommermorgen, und wie erquickender Thau in sein ödes, vertrocknetes Herz fiel die Erinnerung an ihren Blick voll Liebe, an ihre zärtlichen Worte. Sollten diese ihn getäuscht haben? Gewiß nicht! Seine ganze Natur schien plötzlich dadurch weicher gemacht; ihm war, als sehe er sie vor sich mit ihren engelsanften Zügen und dem weißen, faltigen Gewand; ihm war, als blicke er wieder in diese klaren Augen und lese darin wieder, wie ehemals, unaussprechliche Liebe, unwandelbare Treue. Sein Herz erbebte vor zärtlicher Sehnsucht, vor inniger Liebe und Verehrung, und er breitete die Arme aus, als wollte er dieses weißgekleidete Ideal von Anmuth, Liebe und Treue umarmen: allein sie war nicht da, es war nur ihr Geist, der gekommen, um seine wilde Leidenschaft zu sänftigen mit der Ruhe des Vertrauens und der Liebe. In dem süßen Wahn, in der abergläubischen Ueberzeugung hievon sprang er von seinem Lager auf, ergriff die Feder und schrieb ihr einen leidenschaftlichen, unzusammenhängenden Brief, worin er ihr gestand, sie habe ihn fast über seine Kraft versucht, aber er liebe sie noch und vertraue ihr und wolle ihr gern all den Schmerz vergeben, den sie ihm bereitet habe, wenn sie ihm unverweilt antworten werde. Als er diesen Brief beendigt, warf er sich von Neuem auf das Bett, schlummerte nach einer Weile ein und schlief gesünder, als er schon seit langer Zeit gethan.

Beim Erwachen am Morgen überlas er noch einmal den Brief und konnte dabei einige Zweifel bezüglich des Erfolges nicht unterdrücken; doch diese beseitigte bald die Erinnerung an Emilie,

wie sie ihm in der Vision der vergangenen Nacht erschienen war. Da aber die Post erst am Abend abging, steckte er den Brief zu sich, um ihn bis dahin noch bei sich zu tragen. Verhängnißvoller Verzug; er entschied für immer sein Geschick und das der armen Emilie! — Ein unseliger Zufall wollte, daß am Nachmittag ein Geschäftsfreund des Hauses aus jener Provinzialhauptstadt, wo Emiliens Eltern lebten, auf dem Comptoir Gustavs vorsprach und diesen veranlaßte, ihn in ein Kaffeehaus zu begleiten. Gustav, welcher seither aus einer gewissen Scheu niemals eine briefliche Erkundigung bei Freunden über Emilie einzuziehen gewagt hatte, weil sein Selbstgefühl ihm verbot, diese den Grund solcher Anfragen ahnen oder errathen zu lassen, fragte im Verlauf des Gespräches seinen Geschäftsfreund, ob er vielleicht den pensionirten Obersten v. Holtz kenne, welcher in seinem Wohnorte lebe. Der Bankier bejahte.

„Kennen Sie vielleicht auch seine älteste Tochter, die große und schöne Blondine mit den herrlichen blauen Augen?"

„Ei gewiß," war die Antwort; „sie ist eine fertige Klavierspielerin und dichtet allerliebst, nicht wahr? Jenun, die macht eine gute Partie. Ein reicher Gutsbesitzer, Herr v. Hauenschildt, hat sich vor wenigen Wochen mit ihr verlobt und wird sie binnen Kurzem heimführen. Man sagt, er habe eine Rente von zwanzigtausend Thalern jährlich!"

Gustav Wartmann entfuhr ein lauter Schrei der Ueberraschung und er konnte kaum seine tiefe Erschütterung verbergen. Der Eindruck, welchen diese Nachricht auf ihn gemacht, war so bewältigend, daß er nicht weiter zu forschen wagte, ob denn diese Nachricht auch gegründet sey und ob nicht eine Verwechselung mit einer der Schwestern Emiliens vorliege. Er verabschiedete sich von seinem Geschäftsfreunde, sobald es der Anstand erlaubte, und kehrte nach seiner Wohnung zurück, wo er wie vernichtet in einen Stuhl sank und der wilde Schmerz, sich so gehöhnt, verlassen, getäuscht zu sehen, ihm Thränen abpreßte. In der ersten Bitterkeit verbrannte er die Börse, die er von Emilien erhalten, und den Brief, den er an sie geschrieben, über einer Weingeistlampe und gelobte sich feierlich, niemals wieder an das herzlose Wesen zu denken, welches so die ihm gelobte Treue gebrochen und seine wahre Liebe für Rang und Güter verkauft hatte! — Das Wahre an der Sache war indeß, daß eine jüngere Schwester Emiliens diese Partie gemacht, um welche sie sehr beneidet wurde. (Forts. folgt.)

* Das Schmalzöl.

Die in Leipzig seit Kurzem errichtete Schmalzölfabrik erfreut sich einer so allgemeinen Theilnahme des Publikums, wie es bei einer Erfindung von so bedeutend nationalökonomischem Werthe mit Recht zu erwarten war. Bekanntlich wird das Schmalzöl aus ganz rohem, frischem Rüböl gewonnen, welches durch eine chemische Prozedur vollständig geruch- und geschmacklos gemacht ist, so daß die hergestellte reine Fettmasse, bei Speisen und Gebäck in Anwendung gebracht, die Butter in allen Fällen ersetzen kann. Die vielfache Verwendbarkeit dieses neuen Fettstoffes veranlaßte eine Gesellschaft industrieller Männer, das Fabrikationsgeheimniß an sich zu kaufen, und ist es nur lobend anzuerkennen, daß die mancherlei eingetretenen Schwierigkeiten des vorgesteckten Zieles baldige Beseitigung fanden und man sofort zur Errichtung einer Schmalzölfabrik schritt, wodurch das Unternehmen allein praktische Bedeutung und Geltung gewinnen konnte. Die Fabrik hat durch die Güte des Fabrikats die nicht unerheblichen Vorurtheile nunmehr größtentheils beseitigt und gehen die Bestellungen aus den entferntesten Theilen des deutschen Vaterlandes, ja selbst vom Auslande so zahlreich ein, daß nur mit Aufbietung aller Kräfte die Aufträge prompt effektuirt werden können. Auf Grund chemischer Analyse erklären die Aerzte das Schmalzöl für durchaus frei von jedem der Gesundheit nachtheiligen Stoffe, und Köche, Conditoren, Bäcker ꝛc. stimmen in ihrem Urtheile nach länger fortgesetzten Versuchen darin überein, daß es ein vollständiges Butterfurrogat ist und deßhalb von so großer Bedeutung sey, weil schon ein Drittel gegen das sonst erforderliche Butterquantum ausreichend ist, um den Speisen wie dem Backwerk den Wohlgeschmack und die nöthige Fettigkeit zu verleihen. Erfahrungsmäßig reicht schon heute, wo das Schmalzöl noch keineswegs eine allgemeine Verbreitung und Anwendung gefunden, eine Fabrik allein zur Befriedigung der Consumenten kaum hin, so daß die Gesellschaft mit Rücksicht auf die später eintretenden Uebelstände, sowie zur Verhütung der Vertheuerung des Fabrikats bei Versendung auf weite Entfernungen das Direktorium des Deutschen Nationalvereins für Handel, Gewerbe und Landwirthschaft zu Leipzig ermächtigt hat, zur Beschleunigung von neuen Fabrikanlagen das Fabrikationsgeheimniß an geeignete Reflektanten für ganze Länder, Provinzen und einzelne größere Landesdistrikte käuflich abzutreten, in Folge dessen auch

Digitized by Google

bereits mehrfach mit spekulativen Männern definitive Abschlüsse bewirkt worden sind. Die Leipziger Fabrik fertigt das Schmalzöl zu Nahrungszwecken in zwei Sorten an, nämlich flüssig und consistent, und versendet als geringstes Quantum 1/4 Zentner zur Selbstprüfung an Jedermann auf direkte Bestellung. Eine dritte, lediglich für technische Zwecke berechnete Sorte, wie Einfetten der Wolle, Einölen der Maschinentheile ꝛc., findet dagegen in den Tuchfabriken und Spinnereien einen lebhaften Absatz als Surrogat des Baumöls; während die zum pharmazeutischen Gebrauch geeignete feinere Qualität in den Seifenfabriken mannigfache Benutzung erfährt. Die durchgängig hohen Butter- und Fettpreise lassen die baldige Einführung des Schmalzöls in den Detailhandel wünschenswerth erscheinen und verdient der neue Consumtionsartikel die Beachtung der HH. Kaufleute in hohem Grade.

Mannigfaltiges.

Unter den Spekulationen, welche die Industrieausstellung in Paris zu Tage fördert, befindet sich eine, die allgemeinen Beifall finden dürfte. Es handelt sich um die Organisation von Remisewagen unter dem Namen „Ausstellungswagen", die, sehr elegant gebaut und mit dem Wappen der Stadt Paris versehen, täglich den Dienst zwischen dem Krystallpalast und allen Quartieren von Paris verrichten werden. 5—600 solche Wagen sollen dazu gebaut werden und das Publikum kann dieselben auf 1, 1/2 oder 1/4 Stunde miethen; sogar Abonnements können genommen werden. Gelingt diese Neuerung, so dürfte sie das bisherige System der Platzwagen (Fiacres) revolutioniren.

Die Legislatur des Staates Albany hat es verstanden, auf zarte Art das Verdienst um das Vaterland zu belohnen, indem sie kürzlich beschloß, den Degen des noch nicht lange verstorbenen Generals Worth, eines der ausgezeichnetsten Führer im mexikanischen Kriege, für den Staat anzukaufen und dafür den Erben des Generals eine Rente von jährlich 500 Doll. während 10 Jahren zu zahlen. Der Degen wird in der Staatsbibliothek aufgehoben.

Am 27. Februar um Mitternacht wurden die Bewohner des Staates Columbia durch zwei sehr starke Erdstöße in großen Schrecken gesetzt; das Geräusch war dem eines Gewitters oder einer entfernten Kanonade ähnlich und erzitterten die Häuser bis in den Boden.

Das voriges Jahr fast größtentheils vom Feuer zerstörte Klipperschiff „Republik" ist ganz wiederhergestellt und hat unter dem Befehle des Kapitäns Limeburner am 23. Februar die amerikanische Küste verlassen, um nach Liverpool zu segeln. Es hat 4 Masten und 2000 Tonnen (40,000 Ztr.) Gehalt und wird zu den Truppensendungen nach der Krim verwendet werden.

Literarische Notizen.

Von Julius v. Wickede, dem gefeierten Militärschriftsteller, erscheint in diesen Tagen bei Ed. Hallberger in Stuttgart eine politische Broschüre von größtem Interesse für jeden Gebildeten. Die Schrift, welche ein Resultat der großen militärischen Reisen und Studien des Verfassers ist, gibt in klarer und gedrängter Darstellung eine umfassende Schilderung der militärischen Kräfte Deutschlands, welche einerseits dem Leser, der Herz und Interesse für sein Vaterland hat, Einsicht und Vertrauen in die Macht der Heimath geben und anderntheils dem Auslande vor den ungeheuren Streitkräften, die wir im Kriegsfalle augenblicklich ins Feld zu stellen im Stande sind, die gebührende Achtung einflößen wird. Außerdem behandelt diese Schrift nicht nur sämmtliche deutsche Festungen im Einzelnen, sondern beleuchtet auch den Einfluß der Eisenbahnen für alle möglichen Kriegsfälle.

Ein interessanter Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts ist das soeben im Laupp'schen Verlage in Tübingen erschienene Werk von Dr. Otto Elben: Der volksthümliche deutsche Männergesang, seine Geschichte, seine gesellschaftliche und nationale Bedeutung. — Der Verfasser, Stifter des schwäb. Sängerbundes, Theilnehmer an den meisten Liederfesten Deutschlands und der Schweiz, hat ganz die musikalische Bildung, die Fülle des Selbstgeschauten und hauptsächlich den vaterländischen Sinn, um eine der eigenthümlichsten Erscheinungen des deutschen öffentlichen Lebens in ihren vielfachen Beziehungen umfassend und anziehend darzustellen.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 40. Dienstag, 3. April **1855.**

Der verlorengegangene Brief.

(Fortsetzung.)

Um jede Ahnung seiner inneren Leiden vor der Welt zu verbergen und wo möglich jede Erinnerung an die Treulose ganz aus seiner Seele zu verbannen, widmete sich Gustav mehr denn ehedem geselligen Vergnügungen und gab sich weit fröhlicher, als er dies früher in Zeiten der größten Lebhaftigkeit gewesen war. Von jeher geliebt und besonders von Frauen begünstigt, ward er dies nun in noch höherem Grade. Man bewarb sich ordentlich um seine Gesellschaft.

Unter den jungen Frauenzimmern, mit welchen er in den von ihm besuchten geselligen Kreisen zusammentraf, befand sich auch die Tochter eines sehr begüterten Großhändlers, Friederike Kettner, ein hübsches, zartes, anmuthiges, überaus liebenswürdiges Mädchen, jedoch ohne sonderlich viel Geist und mit gar keinem Sinn für Literatur und ästhetische Zwecke. Sie wußte mit ihm wenig zu reden, hörte ihm aber gerne zu, und er fühlte in ihrer Nähe eine gewisse Ruhe, welche in damaliger Stimmung auf sein erzürntes, von Bitterkeit erfülltes Gemüth besonders wohlthätig einwirkte; sogar ihr Schweigen schmeichelte ihm. Die absorbirende Natur seiner eigenen Empfindungen ließ ihn anfänglich nicht an ihre Gefühle denken; er besaß zwar nur die gewöhnliche Dosis Eitelkeit, gewahrte indessen allmälig doch, theilweise in Folge eines zufälligen Ereignisses, welches zuerst seine Aufmerksamkeit hierauf geleitet hatte, daß er in dem Herzen des Fräuleins ein tieferes Interesse erregt, als er je beabsichtigt oder geahnt hatte. Dies rührte ihn, rief eine gewisse Dankbarkeit, aber auch einige Wehmuth in ihm hervor, weil er sich überreden wollte, er könne nicht mehr lieben. Bald jedoch begann der Zauber des Geliebtwerdens zu wirken: sein Gemüth ward weniger bitter, sein Herz minder öde, wenn er an Friederike dachte, und er fragte sich nachgerade, ob es denn auch klug sey, den Trost wegzuwerfen, welchen ihm die Vorsehung in der Zuneigung dieses lieblichen und arglosen Wesens zugesandt. Und als er dann vollends an den Schmerz dachte, welchen sie vielleicht um seinetwillen litt, da schwanden alle Bedenklichkeiten bei ihm mit Einemmale. Wenn sie ihn wirklich liebte, wie er glaubte, so war, wie ihm seine Gutmüthigkeit und sein Gewissen zuflüsterten, sein seitheriges Benehmen gegen sie schon ein barbarisches gewesen; er durfte es keinen Tag länger fortsetzen. Demzufolge warb er noch am selben Tage um Friederikens Hand und ward von ihr willig und mit jubelnder Freude aufgenommen.

Ihre Ehe ward eine sehr glückliche. Friederikens Liebenswürdigkeit, Sanftmuth und Gutmüthigkeit hielten die Probe und in den gewöhnlicheren Vorkommnissen des Lebens ersetzte ihr gesunder Menschenverstand zum größten Theile Das, was ihr an schärferem Urtheile abging. Gustav fühlte vielleicht hie und da einen stillen Seufzer aufsteigen und dachte wohl auf Augenblicke an Emilie v. Holtz, wenn er gewahrte, wie wenig seine Frau mit dem hochfliegenden, poetischen Schwunge seines Geistes Schritt hielt, wenn sie die Angelpunkte einer Streitfrage nicht gehörig zu würdigen verstand oder ihn mit hausbackenen kleinen Sorgen um Küche und Keller oder mit ihrer Toilette unterhielt. Aber er bekämpfte dann alsbald das in ihm aufsteigende Mißbehagen, denn Friederike war so herzensgut und so ohne Falsch, so uneigennützig und ohne alle Selbstsucht, daß man sie ebenso sehr lieben als achten mußte. Kurzum, Gustav Wartmann war ein glücklicher Mann.

Digitized by Google

Als er, nach zwanzigjähriger Ehe, seine gute, treue Friederike zu Grabe geleiten mußte, fühlte er in der That ihren Verlust schmerzlich. Ihm war, wie dies in solchen Augenblicken einem zärtlichen Herzen stets begegnet, als habe er ihr niemals Gerechtigkeit widerfahren lassen, als habe er sie nie so geliebt, wie es ihre seltene, überschwengliche Herzensgüte verdiente. Und doch konnte man sich keinen rücksichtsvolleren, aufmerksameren Gatten denken, als er gewesen war, und Friederike hatte ihn noch vor ihrem Ende gesegnet und ihm für das zwanzigjährige Glück gedankt. Und er vergegenwärtigte sich nun Tag und Nacht, wie unendlich werthvoller und besser ihr schlichter Verstand bei der großen Gutmüthigkeit und ihrer stillen Anmuth gewesen war, als alle hohe Bildung, Poesie und aller Geist, der sich je in die schönste leibliche Gestalt gekleidet. Dabei war es ihm nicht eben leid, daß seine älteste Tochter, seine hübsche, muntere Fanny, nicht allein anmuthig und schön, sondern auch gescheidt und witzig war; vielmehr war er sehr stolz auf sie. Er liebte zwar alle seine Kinder herzlich, allein Fanny war doch vorzugsweise sein Augapfel, seine rechte Lebensfreude. Er hatte Emilie v. Holtz fast ganz vergessen, und wenn er ihrer je gedachte, so geschah es eher mit Gleichgiltigkeit, als mit vergebender Versöhnlichkeit. Seit ihrer vermeintlichen Verheirathung hatte er nichts mehr von ihr vernommen, da er schon zuvor den Umgang mit ihren Verwandten abgebrochen und es geflissentlich vermied, je Erkundigungen über sie einzuziehen. Somit erfuhr er auch ihre wirkliche Verheirathung nicht und sie war für ihn so gut wie verschollen.

* * *

Unterdessen war Emiliens Ehe nicht so glücklich gewesen, wie die ihres früheren Geliebten. Herr v. Schönfeld war ein eigensinniger, jähzorniger und despotischer Mann von sehr gemeiner Denkungsweise. Er zankte beständig um Kleinigkeiten, brach stets Anlaß zum Hader vom Zaune und konnte Tage lang über irgend einen kleinen Verstoß gegen die Etikette sich streiten, durch den er sich gekränkt oder zurückgesetzt wähnte. So war seine Frau inmitten all des Pomps und Glanzes, der sie umgab, ein sehr unglückliches Geschöpf. Gar häufig in Stunden der Einsamkeit und Schwermuth kehrten ihre Gedanken zu den kurzen und schönen Tagen ihrer Jugendliebe zurück und ihre Seele weidete sich in der Erinnerung jener Scene auf dem Balkon, wo Gustav und sie mit verschlungenen Händen und übervollen Herzen in den sinkenden Stern und die anbrechende Morgenröthe geblickt und geliebt, gefühlt und gedacht hatten, als wären sie nur Ein Herz und Eine Seele, — bis ihr die Gegenwart wie ein Fiebertraum und die Vergangenheit allein wie Wahrheit und Wirklichkeit erschien. Sie konnte wenigstens damals nicht von ihm hintergangen worden seyn, denn er hatte sie geliebt. Sie fragte sich, ob *sie* ihm nicht vielmehr Unrecht gethan, ob nicht ein Mißverständniß vorgewaltet habe, irgend ein noch unerklärter Zwischenfall? Er hatte sie ja gewarnt vor seiner stolzen und eifersüchtigen Gemüthsart, und sie fühlte nun wohl, daß sie ihm hätte schreiben und eine Erklärung verlangen sollen. So hatte sie ihr Glück mit Füßen getreten und ihr Schicksal verdient. Dann aber erinnerte sie sich, daß solche Gedanken für sie, die Gattin des Herrn v. Schönfeld, unschicklich, sündhaft seyen, und die Vorwürfe ihres Gewissens hierüber machten sie noch unglücklicher. Allein Emilie besaß große Charakterstärke und hohen Rechtlichkeitssinn, und in diesen inneren Kämpfen entwickelte sich zuerst die Tiefe und Stärke ihres Charakters. Theils um ihre Gedanken von Gegenständen abzulenken, die ihrer Ruhe gefährlich werden konnten, theils in Folge eines innern Dranges suchte sie ihre geistigen Gaben weiter auszubilden, während ihr Herz reichen Ersatz fand in der Liebe zu ihrem Söhnchen und der Sorge für ihre zahlreichen, nicht alle so glänzend verheiratheten Geschwister, die mit unbeschreiblicher Innigkeit an ihr hingen. So erlernte sie die schwere Aufgabe, zu dulden und stark zu seyn und ihrem Loose die heiterste Seite abzugewinnen; sie war sich bewußt, zwar eine traurige Gattin, dafür aber auch eine um so weisere und geprüftere zu seyn, und wußte, daß Weisheit um kein Opfer zu theuer erkauft werde.

Frau v. Schönfeld war etwa fünf Jahre verheirathet gewesen, als ihr Gatte starb. Sein Testament bezeugte, daß, wenn er sie auch bei Lebzeiten unglücklich gemacht hatte, er doch nicht unempfindlich gegen ihren wahren Werth gewesen war; er überließ ihr nicht nur ein sehr schönes Witthum, sondern auch die alleinige Verwaltung des hinterlassenen namhaften Vermögens. In der kindlichen Liebe und der allmäligen geistigen Entwickelung ihres kleinen Sohnes fand die arme Emilie endlich ihr Glück, in welches sich natürlich auch manche trübende Elternsorge mischte. Sie liebte den Knaben über Alles, aber ihre Liebe

Digitized by Google

war von so weiser und unselbstsüchtiger Art, daß sie nie in die Lage kam, ihn zu verzärteln, während ihre mütterliche Sorgfalt ihr ein weiterer Sporn ward, ihren eigenen Geist zu veredeln. Es beseelte sie der edle Ehrgeiz, dem Knaben nicht blos leibliche Mutter, sondern auch die Schöpferin und Bildnerin seines Gemüths und Charakters zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Der Nationalbaum der Deutschen.

Unlängst wurde über den Nationalbaum der Deutschen eine interessante Ansicht aufgestellt, welche verdient, weiter verbreitet zu werden. Archivrath Bader von Karlsruhe, in der literarischen Welt durch mehrere antiquarische und historische Forschungen, namentlich über badische Geschichte bekannt, hat in einem seiner neuesten Werke: „Das badische Land und Volk" bei Erwähnung des uralten, wohlbekannten, jetzt noch am Bodensee blühenden adeligen Schwabengeschlechts „von Bodmann", welches drei grüne Lindenblätter in seinem Schilde führt, die Ansicht aufgestellt und begründet, daß nicht die Eiche, die bei uns so viel besungene, sondern die Linde der National- und Lieblingsbaum unserer Altvordern war.

Die Eiche — sagt Bader — wurde mehr von den Kelten und nordischen Völkern verehrt, und ihre Bezeichnung als deutscher Baum par excellence kam erst durch die Denis'schen und Klopstock'schen Bardenlieder auf. Unsere Voreltern pflanzten die Linde überall — vor ihren Höfen, Dörfern und Städten, auf ihren Burg-, Markt- und Begräbnißplätzen, bei ihren Kirchen und Kapellen, auf ihren Gemarkungsscheiden und andern Stellen, welche sie dem Gedächtnisse der Nachkommenschaft einprägen wollten. Unter dem breiten, schattigen, heilsam duftenden Laubdache der Linde tummelten sich die Kinder, führte der Jüngling das Mädchen zum Reigen, erlabte sich der Hausvater im fröhlichen Kreise der Seinen, pflog der Hofmaier, der Dorfschultheiß, der Gau- oder Landgraf seines Gerichts. „Unter der Linde" heißt es überall in den alten Urkunden, Chroniken und Sagen. Unter einer Linde tödtete Siegfried, der Nibelungenheld, den Drachen; ein Lindenblatt verursachte auf seinem Rücken die verwundbare Stelle, als er sich im Blute des erlegten Thieres wälzte — und unter einer Linde, aus der kühlen Quelle trinkend, wurde er von Hagen ermordet. Unter einer Linde verschlang der Lindwurm des syrischen Rachaol den Lombardenkönig Otnit, und unter einer Linde raubte der Zwerg Laurin die schöne Schwester Dietliebs von Steiermark. So erhielt die Stadt Lindau ihren Namen und ihr Wappenbild von den Linden, welche man in uralter Zeit, da noch ein bloßes Frauenkloster auf der Insel bestand, den Nonnen und Pilgern zur Lust um das Kloster gepflanzt, daher dasselbe auch nur „zu unsern lieben Frauen unter den Linden" genannt worden. So besetzten die Ulmer, als König Konrad III. nach Besiegung der welfischen Macht die zerstörte Stadt wiederherstellen ließ, ihren Friedhof bei Allerheiligen mit Linden, von welchen noch 1538 einige standen. Den breiten und schattigen, süßduftenden und kühlen Lindenbaum wie das weiche und vollgrüne Lindenblatt rühmten die größten unserer alten Dichter, wie Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, und die Minnesänger, in deren Liedern der Eiche oder des Eichenlaubs mit keinem Worte gedacht ist, reden von der Linde und ihrem Laube unzählige Male. Das Lindenblatt wurde wegen seiner Herzform und seiner innigen Grüne zum symbolischen Bilde. Es ging als solches auf Wappen, Gemälde und Spielkarten, wie auch als vorherrschende Verzierung auf Kleidungen, Waffen, Denkmäler und Geräthschaften über. Es bezeichnete den freien Stand des Grundbesitzers mit Ackerbau und Viehzucht — die Eichel dagegen bezeichnete den Stand der grundbesitzlosen Knechte.

Mannigfaltiges.

Ein französisches Provinzialblatt schreibt: Eine neue Epidemie, welche ebenso rasch wie die Cholera ihre Opfer tödtet und in derselben Weise um sich greift, wüthet seit zwei oder drei Monaten in einigen Gemeinden des Allier-Departements und namentlich in dem kleinen Bellenave. Mehr als 100 Personen von den 1800, welche die Bevölkerung dieses Ortes bilden, sind in weniger als zwei Monaten der Seuche erlegen; — fünf unter einem Dache wohnende Mitglieder starben daran in einer Woche. Man hat dieser Krankheit noch keinen Namen gegeben. Dieselbe beginnt mit einem heftigen, anscheinend durch Congestionen verursachten Kopfweh; die Augen werden schwarz und wenn man nicht augenblicklich Blutegel anwendet, so erfolgt der Tod schon in einigen Stunden.

Digitized by Google

(Arithmetisches Curiosum.) Kaiser Alexander I. ward geboren 1777, bestieg den Thron 1801, starb 1825, 48 Jahre alt, genau das Resultat, wenn man diese Jahreszahlen einzeln zusammenzählt (1777 = 22, 1801 = 10, 1825 = 16; 22, 10 u. 16 addirt, ergibt: 48). Kaiser Nikolaus ist 1796 geboren, bestieg 1825 den Thron und starb 1855, 58 Jahre alt, ebenso genau dasselbe Resultat aus diesen Jahreszahlen (1796 = 23, 1825 — 16, 1855 = 19; 23, 16 u. 19 addirt: 58). Alexander II. ist geboren 1818 (= 18), besteigt den Thron 1855 (= 19) und ist jetzt 37 Jahre alt — das Resultat aus beiden Zahlenreihen. Nach obigen Resultaten müßte der Letztere mindestens 52 Jahre alt werden, könnte aber auch nicht über das 64. Jahr hinaus leben, indem alle möglichen Zahlencombinationen nicht höher und nicht niedriger fallen.

Anekdoten.

In der preußischen Hauptstadt wohnte Lord John Russel in demselben Hotel mit Vivier, dem Pariser Hornisten, durch sein meisterhaftes Spiel wie seinen schöpferischen Humor bekannt. In einer Mußestunde amüsirte sich Vivier damit, Seifenblasen zum Fenster hinaus fliegen zu lassen. Eine derselben senkte sich auf die Bank des Fensters nieder, an dem Russel stand, und zerplatzte dort. Der Lord sah hinauf, grüßte und sagte: „Ich habe die schöne Zeit nicht vergessen, wo auch ich an solchen Belustigungen Vergnügen fand."

Dem Grafen de Morny widmen die „Memoires d'un Bourgeois" ein eigenes Kapitel, in welchem das große Talent, die Kaltblütigkeit und Kühnheit des Grafen das größte Lob erfahren. Verschiedene Züge von seiner geistreichen Pikanterie werden erzählt, von denen wir einen mittheilen wollen. Morny ist am Abend vor dem Staatsstreiche im Theater und besucht in einer Loge eine Dame, welche ihn anredet: „Man theilt mir soeben mit, lieber Graf, daß man nächstens mit einem großen Besen Verschiedenes hinauskehren wird." „Wenn dem so ist, gnädige Frau," erwiederte Morny, „so können Sie überzeugt seyn, daß ich mich auf der Seite des Stiels befinden werde."

Vor einigen Wochen reiste ein Bankier von Frankfurt nach Wien. Im Waggon erster Klasse trifft er mit einem Reisenden zusammen, der ihn bald durch seine angenehme Unterhaltung so entzückt, daß er ihm eine Empfehlung an seine in Wien verheirathete Tochter anbietet, die in sehr guten Verhältnissen lebe und in deren Salons er dadurch eingeführt werden könne. Der Reisende dankt lächelnd und sagt, er habe ebenfalls eine Tochter in Wien verheirathet, die auch in guten Verhältnissen lebe. Auf die neugierige Frage des Herrn Bankiers: „An wen ist denn Ihre Tochter verheirathet?" erwiederte Jener: „An den Kaiser von Oesterreich." Der Reisegefährte des Bankiers war der Herzog Max in Bayern.

*H Was dem Berliner in Klein-Paris passirte.

(Buchstaben-Räthsel.)

Dat is doch, weeß Jott, eene fatale Jeschichte, die mich heute passirt is. Ick jehe janz pommadig über die 5 6 7 8 9 10 und bejegne dort einije jottvolle Kinder. Ick mache mir, als 9 10 11 11 3 6, sogleich hinter ihrem 6 7 8 9 10 11 her und denke: da willst du mal een bisken 11 10 8 9 3 11. Wie ick die 1 2 3 4 so nachjehe, wirft mich an die 3 8 9 10 dat eene 2 3 4 5 eenen Blick zu — 11 10 4 11, 11 4 3 habe ick so wat jesehen. Na, mein 2 3 4 1 3 11 blüht, denk' ick, da mußt du fort 2 3 6 5 10 11. Also zum 2 3 6 9! Dat nenn' ick eenen 1 2 10 8 9. Am Ende find's reiche 3 6 5 10 11. Um aber meiner Jöttin näher 5 3 4 zu kommen, will ick den Weg 9 7 6 1 3 11 und stürze dabei über eenen schlafenden Menschen mit 1 2 3 4 9 6 7 8 9 10 11 mit dem 6 7 8 9 10 11 in den Straßen 5 6 10 4 hinein. „O hätt'st du die 9 6 10 11 9!" schreit er auf. Ick will mir schnell ufmachen — wer aber vor 1 2 4 8 9 10 11 nich kann, sondern die Jlieder 6 3 4 5 10 11 muß, als geneckter 11 10 8 9 3 6, war ick. Dat will wohl Kleen-Paris sein, dat 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11? Und hat so schlecht jezogene, unjebildete Bettler!

Auflösung der Charade in № 38:

Carosse.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 41. Freitag, 6. April 1855.

† Das Riesenfräulein.

(Eine elsässische Sage von Burg Rideck.)

Im Waldschloß dort am Wasserfall
Sinn d' Ritter Rise g'sinn;
Ae mol kummt 's Fräule hrab ins Thal
Unn geht spaziere drinn.
Sie thut bis schier nach Haslach *) gehn;
Vorm Wald im Ackerfeld
Do bleibt ste voll Verwundrung stehn
Unn sieht, wie 's Feld wurd b'stellt.
Sie luegt dem Ding ä Wil so zu:
Der Pflui, die Roß, die Lütt
Ischer ebs Neu's: ste geht derzu
Unn denkt: „Die nimm i mit!"
Druf huurt ste an de Bode hin
Unn spreit ihr Fürti **) us,
Fangt Alles mit der Hand, thut's nün
Unn lauft gar froh nah Hus.
Sie springt de Felswei auf ganz frisch;
Dort, wo der Berg jetzt isch so gäh
Unn man so krattle muß in d' Höh,
Macht ste nur eine Schritt.
Der Ritter sitzt just noch am Tisch:
„Min Kind, was bringste mit?
„D' Freud luegt d'r zu de Auge us:
„Se kroom nur g'schwind die Fürti us,
„Was hest so Zawelichs drin?"
„„O Vatter, Spieldings gar ze nett,
„„I ha noch nie ebs Schöns so g'hett!""
Unn stelltem Alles hin.
Unn uf de Tisch stellt ste de Pflui
D' Buure, unn ihri Roß,
Lauft drum 'erum unn lacht derzu,
Ihr Freud isch gar ze groß.

„Ja, Kind, deß isch ken Spieldings nit,
„Do hest ebs Schöns gemacht!"
Saht der Herr Ritter glich unn lacht;
„Geh, nimm's nur widder mit!
„Die Buure sorge uns für Brod,
„Sunsch sterbe mir de Hungertod,
„Trah Alles widder furt!"
'S Fräule kreit, der Vatter schilt:
„Ae Buur mir nit als Spieldings gilt,
„I lüd nit, daß me murrt.
„Pack Alles sachte wieder iin
„Unn trahs aus nämli Plätzel hin,
„Wo des genumme hest.
„Baut nit der Buur sin Ackerfeld,
„So fehlts bi uns an Brod unn Geld
„In unserm Felsenest."

* * *

Nach der Sage von den Riesen sind diese rohe Naturkinder, ungeschlacht, aber meist gutmüthig; sie weichen den ackerbauenden Menschen, oft traurig, aber dennoch das verständige Geschlecht derselben achtend. Ihre mannigfachen Namen sind, was die ältesten anbelangt, von der Gier hergenommen (Jötun, Thurs von Essen und Durst!) oder sie bezeichnen durch die Namen geradezu ältere Landeseinwohner. Dahin gehören die Heunen, deren Namen an „Hunnen" erinnert; diesen Namen gebraucht nämlich die alte Sage für manche Völker, mit denen Deutschland in kriegerische Berührung kam, je nach den Landstrichen bald „Pannonier", bald „Avaren", bald „Vandalen" und „Slaven" damit bezeichnend. Ihre Spuren sieht das Volk überall in wunderbar gestalteten Felsen, worin sie verwandelt sind; Felsblöcke, seltsam aufeinander gethürmt, sind ihre Mauern, nur daß das Christenthum hier Manches auf den Teufel geschoben hat, was früher für Riesenwerk galt. Besonders schön ist die Sage

*) Dorf im Bezirk Straßburg.
**) Fürtuch, Schürze.

Digitized by Google

vom Riesenfräulein, das den pflügenden Bauer in die Schürze nimmt, wie einen in der Erde wühlenden Käfer; so nennt sie ihn in der finnischen Sage. —

Der verlorengegangene Brief.

(Fortsetzung.)

4.

Mehr als fünfundzwanzig Jahre waren mit all ihren vielen Veränderungen an unseren Bekannten vorübergezogen, und das Menschenkind, das damals ein lächelnder Säugling gewesen, stand nun als Jüngling im heißesten Gewühl der Lebensschlacht.

Es war Weihnachtszeit; die Bäume im Park des Gutes Schönfeld standen kahl und auf den Kronen der Föhren und auf der weiten Flur lag frischgefallener Schnee; die Sterne funkelten durch den klaren, kalten Abendhimmel. Im Saale des Schlosses brannten mächtige Feuer in den zwei französischen Kaminen und verliehen dem weitläufigen Gemach einen besonders gastlichen Anstrich, den der Glanz der Lichter auf den Kronleuchtern noch erhöhte.

Frau v. Schönfeld saß mit ihrem Sohne Edmund in einer Fensternische des Saales und Beide blickten in das beschneite Gefild hinaus nach den Gästen, deren Besuch sie erwarteten. Es waren liebe Verwandte, die auf einem etwa fünf Meilen entfernten Gute lebten und mit ihrer Familie die Weihnachtsfeiertage bei ihnen zubringen wollten. Edmund v. Schönfeld, Emiliens einziger Sohn, war nun ein vielversprechender, blühender Jüngling, der bisher allen Erwartungen seiner Mutter entsprochen und ihre Sorge und Mühe reich belohnt hatte. Seit dem Herbste war er von einer größeren Reise nach Hause zurückgekehrt, die er nach Beendigung seiner wohlbenützten Universitätsstudien angetreten hatte, und seine liberale, wohlwollende Gesinnung, sein edler Charakter verhießen ihn zu einem ebenso ehrenhaften als praktisch brauchbaren Manne zu machen. — Zwar hübsch von Gesicht und Person, hatte er doch nichts von der edlen Schönheit seiner Mutter als das große, sanfte, sinnige Auge und dieselbe Ruhe im äußern Benehmen, welche den gleichen innern Ernst barg.

In diesem Augenblicke war Edmund stumm und schien in tiefes Nachdenken versunken. Frau v. Schönfeld betrachtete ihn lange und liebevoll und bei diesem Blicke schien ihr Mutterherz voll Zärtlichkeit und Stolz zu schwellen und in ihrem Auge erglänzte ein innig gefühltes Glück. Endlich richtete sie, um ihn aus seinem Sinnen zu wecken, die Frage an ihn:

„Und wie gefällt Dir Scharffensteins neue Erzieherin, lieber Edmund? Ist sie so hübsch wie die frühere?"

„O, viel hübscher!" rief Edmund unwillkürlich, wie aus einem Traume erwachend.

„Ei, das will viel heißen! Fräulein Schmidt war eine sehr schöne, liebenswürdige Person!"

„O ja," entgegnete Edmund, „sie war hübsch, gutmüthig und gefällig; aber Fräulein Dalling ist eine ganz andere, unendlich höher stehende Erscheinung."

„Wirklich? Jenun, dann befremdet es mich um so mehr, daß Du mir nicht schon früher gesagt, welch günstigen Eindruck sie auf Dich gemacht hat."

„Sollt' ich das nicht gethan haben, beste Mama," erwiederte Edmund mit einiger Verlegenheit, „so geschah es wohl nur, weil Du mich nicht darum befragt hast."

„Ist sie jung und schön?" fragte Mama weiter.

„Kaum über zwanzig Jahre!" gab Edmund zur Antwort. „Ob sie schön," fügte er zögernd und mit leichtem Erröthen hinzu, „darüber kann das Urtheil getheilt seyn — ich wenigstens halte sie dafür."

Dabei dachte er im Stillen: Wie thöricht bin ich doch! Was muß Mama von alledem halten? Und nach einer kurzen Pause fuhr er ruhiger fort:

„Jedenfalls, Mama, ist sie ein vortreffliches Mädchen — Tochter eines Kaufmanns in Berlin, eines sehr achtbaren, ehrenhaften Mannes, welcher in Folge der Ereignisse der letzten Jahre sein Vermögen eingebüßt hat. Obschon in Luxus und Wohlhabenheit aufgewachsen und von frühe auf mit dem Gedanken an ein künftiges großes Vermögen vertraut, hat sie sich doch auf die leichteste und zufriedenste Weise in ihre jetzigen Verhältnisse zu fügen gewußt und scheint mit den Früchten ihres Fleißes und ihrer Talente für zwei jüngere Geschwister, die noch schulpflichtig sind, zu sorgen. Scharffensteins lieben sie sehr und die Kinder hängen mit der größtmöglichen Hingebung an ihr."

Edmund sprach mit ungewohnter Wärme und die Mutter beobachtete ihn halb mit Theilnahme, halb mit einiger Aengstlichkeit.

Digitized by Google

Eben wollte die Mutter offener mit ihrem Sohne reden, als der Ton von Schlittengeläute und Peitschenknall die Ankunft der erwarteten Gäste verkündete und Frau v. Schönfeld nöthigte, den lieben Freunden nach der Hausflur entgegenzueilen und sie zu bewillkommnen.

Frau v. Schönfeld suchte mit den Blicken nach der Fremden, theils weil diese eine Fremde war, theils weil die warme Schilderung ihres Sohnes ihr ein gewisses Interesse für die Erzieherin eingeflößt hatte. Aber Fräulein Dalling trat erst zu allerletzt in den Saal. Edmund hatte nicht zu viel gesagt, wenn er sie sehr hübsch genannt. Selbst in der schwerfälligen Hülle von Mantel und Pelzwerk, worin sie jetzt steckte, konnte man die ausgesucht reinen Verhältnisse ihrer kleinen Gestalt und die muntere Grazie ihres Benehmens entdecken, während ein geschmackvoll gearbeiteter Winterhut einen vortheilhaften Rahmen um ihr frisches Gesichtchen bildete, welches sich besonders durch die Lebhaftigkeit des Ausdrucks bemerklich machte. Ihre Züge waren fein und regelmäßig und ihr schöner, frischer Teint, der in lebhaftem Contrast zu den dunkelbraunen Haaren und den dunklen Augen stand, erhöhte noch bedeutend den angenehmen Eindruck, den das liebliche Mädchen schon beim ersten Anblick machte. — In diesem Augenblick trug sie übrigens ihr Köpfchen etwas stolzer, obwohl in ihrem Benehmen zugleich eine Art Befangenheit und Schüchternheit lagen, die ihr sonst fremd zu seyn schienen. Der Grund davon war der: Fräulein Dalling war sehr ungern nach Schönfeld herübergekommen, um die Weihnachten hier mitzufeiern; sie war mit der Gutsbesitzerin nicht persönlich bekannt und das Gerücht nannte diese eine sehr würdige Dame, was Fanny Dalling sich so auslegte, als ob dieselbe sehr stolz sey. Da sie nun aber in Folge ihrer äußeren Lebensumstände und ihres Glückswechsels ungewöhnlich empfindlich geworden war, fürchtete sie von der Wirthin ihrer Herrschaft entweder eine stolze Vernachlässigung oder eine noch kränkendere Herablassung zu erfahren, durch welche niedrigdenkende Seelen Anderen ihre untergeordnete Stellung bemerklich machen wollen. Aus diesem Grunde trug sie ihr Köpfchen so hoch und legte jene erzwungene Zurückhaltung an den Tag, welche ihrem sonst so offenen Wesen fremd war.

All ihr Stolz und ihre Schüchternheit schwanden indeß augenblicklich vor der sanften Anrede und wahren Herzensfreundlichkeit der Frau v. Schönfeld. Würdevoll war dieselbe allerdings, allein diese Würde ward gemildert durch den Ausdruck des innigsten Wohlwollens und der gewinnendsten Sanftmuth in Ton und Benehmen. Und als sie die Hand ihres kleinen fremden Gasts ergriff und sie freundlich anredete: „Sie sind die einzige Fremde hier, Fräulein Dalling; aber mir zu Liebe müssen Sie sich bemühen, sich hier bei uns heimisch zu fühlen!“ da gewann Fanny die würdige Schloßherrin plötzlich so lieb, als hätte sie sich einer mütterlichen Freundin genähert, und dieser erste günstige Eindruck stieg bei längerer Bekanntschaft immer mehr. Auch war diese Zuneigung erklärlich und nicht unnatürlich, denn es lag Etwas im Aussehen und Gebahren der Frau v. Schönfeld, welches im Verein mit ihrer Stellung in der Gesellschaft die Phantasie eines so jungen, warmfühlenden und romantischen Mädchens, wie Fanny Dalling, anregen und rühren mußte. Sogar ihr früheres Vorurtheil, mit der einem so edelmüthigen Wesen natürlichen Gegenwirkung, vermochte vielleicht noch ihre nachherige Bewunderung zu erhöhen.

Nicht so leicht zu erklären war übrigens die Theilnahme, welche Frau v. Schönfeld vom ersten Anblick an unwillkürlich für die schöne Erzieherin fühlte. Viele nicht weniger hübsche und verständige Mädchen, wie Fräulein Dalling, waren ihr früher schon zu Gesicht gekommen, ohne ihr jedoch auch nur einen Funken von der Zuneigung eingeflößt zu haben, die sie für diese unbekannte Fremde fühlte. Sie konnte es selbst nicht begreifen. Sie hegte keine launenhafte Vorliebe für Jemanden, es mußte daher irgend etwas an dem Mädchen seyn, welches eine der tiefsten Saiten ihres Wesens anregte und ihr Herz mit einer Art mütterlicher Zärtlichkeit für dasselbe erfüllte. Ihr war, als sollte sie ihrem Edmund zugestehen, sie werde seiner Wahl keine Hindernisse in den Weg legen, wenn all das Günstige, was sie von Fanny vernommen, wahr und wenn sein Herz ernstlich für sie eingenommen sey. — (Forts. folgt.)

Mannigfaltiges.

Am 20. Januar wurde die erste hängende Brücke (Drahtbrücke) über den Mississippi, welche das westliche Ufer dieses Flusses mit der Insel Nicolett und die Städte St. Antony und Minneapolis mit einander verbindet, eingeweiht und zwar unter Anwohnung einer ungeheuren Menge Volks und der Begleitung der bei allen derartigen

Digitized by Google

Gelegenheiten in Nordamerika üblichen Artilleriesalven. Diese etwa 100 Yards oberhalb des ersten Falles erbaute Drahtbrücke bietet dem Auge die Aussicht großer Leichtigkeit, während die bei der Einweihung erprobte Tragfähigkeit dabei die solideste Bauart erkennen ließ, so daß jedenfalls dreißig schwere mit vier Pferden bespannte Wagen solche zu gleicher Zeit passiren können. Die architektonischen Verzierungen sind äußerst gefällig.

Die Stadt London hatte am 21. März, auf Mittwoch, ganz das stille Aussehen des Sonntags, denn es galt an diesem Tage einer kirchlichen Feier, eines Fast-, Buß- und Bettages für den guten Ausgang des Krieges. Die Märkte waren geschlossen, die Eisenbahnfahrten auf die Sonntagszüge beschränkt und die meisten Kirchen und Kapellen von einer Menge Gläubigen besucht. Abends ging ein feierlicher Zug, voran der Lord-Mayor und die Behörden der City, vom Stadthause nach der St. Paulskirche, wo der Bischof von London den Gottesdienst hielt.

Der israelitische Kirchhof zu Eupatoria, bei dem Angriff der Russen am 17. Februar öfters genannt, ist einer der schönsten jüdischen Begräbnißplätze der ganzen Welt, ausgezeichnet durch eine große Anzahl hübscher Grabmale; schon seit mehreren Jahrhunderten haben die angesehensten israelitischen Familien der Krim daselbst ihre Grüfte.

Die Photographie scheint einer kaum glaublichen Vervollkommnung fähig, ebenso verspricht dieselbe ein wichtiges Hilfsmittel der wissenschaftlichen Forschung zu werden. In einer in Trafalgar-Square in London veranstalteten photographischen Ausstellung findet man Portraits in Lebensgröße von erstaunlicher Genauigkeit, welche unter der Linse selbst die Poren der Haut und die Wurzeln des rasirten Bartes zeigt; hundertfache Vergrößerungen von Insekten und deren einzelnen Theilen von den Bildern des Hydrooxygengas-Mikroskopes angefangen; stereoskopische Bilder auf Glas von wundervoller Schönheit; Bilder von Wolken mit den klarsten Umrissen, so daß sie im Nu aufgefangen und fixirt seyn müssen; Landschaften von Fenton, in denen sich die Luft, die Zwischenräume, die Perspektiven mit solcher Wahrheit und Klarheit wiedergeben, daß man sich versucht fühlt, die Ebene, auf der sie sich neben einander befinden, zu untersuchen, ob es auch wirklich blos eine Ebene sey. Man verdankt diese großen Fortschritte hauptsächlich dem albumenisirten (mit Eiweißstoff präparirten) Glase.

Sinngedichte.

Der Architekt.

Ein Vater war in seinen alten Tagen
Bekümmert über seines Sohnes Loos,
Der, körperlich gesund, von starkem Magen,
Doch geistig nicht gar sonderlich beschlagen,
Erfolglos jeden Unterricht genoß.
Da tröstend sprach ein Freund zu ihm: „Das eben
Ist sein Beruf; kein Unglück seh' ich hier!
Laßt Euern Sohn auf Baukunst sich begeben:
An solchem Architekten werdet Ihr
Zwar Beifall nicht, dagegen, glaubt es mir,
Gewiß auch keinen — Einfall je erleben."

Schwiegerväterliche Zusage.

Sollte — doch geschieht es nie —
Sie den Schwur der Treue brechen,
Darfst Du blos ein Wörtlein sprechen;
Sie zu strafen, Dich zu rächen,
Schwiegersohn, enterb' ich sie.

Die siebenjährige Ehe.

Mein Eh'stand währte sieben Jahre,
Und nun liegt Käthe auf der Bahre.
Dem Tode Dank für seinen Sieg!
Ein Ende hat mein siebenjähr'ger Krieg.

Seelengröße.

Als sein erschwitztes Buch Herr Plumy, der Autor, sah
Als Fidibus in Asch' und Rauch zerstieben —
Sprach er mit gleichem Muth: „Ich wußt' es ja,
Ich hab's nicht feuerfest geschrieben!"

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in No. 40:

24 Umstellungen des Namens von

Zweibrücken.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 42. Sonntag, 8. April 1855.

Die Weiber, die zum Grabe gehen.

Trocknet eure Thränen ab;
Sucht Ihn nicht im Felsengrab,
Euern Meister, der euch Wahrheit lehrte
Und dann zu dem Vater wiederkehrte.

Wähnet nicht, daß Er, der kam
Und dem Tod den Stachel nahm
Und der Hölle ihre langen Siege,
In den Armen der Verwesung liege.

Trocknet eure Thränen ab,
Denn Ihn fesselte kein Grab;
Und der Kreuzestod, den Er gestorben,
Hat ein neues Daseyn euch erworben.

Der verlorengegangene Brief.

(Fortsetzung.)

Die Weihnachtsfeiertage wurden im Schlosse Schönfeld in der Regel sehr heiter verbracht, und dieses Jahr waren sie noch fröhlicher, als sonst. Fanny Dalling schien die Seele der ganzen Gesellschaft zu seyn; ihr von Natur aus lebhaftes Wesen und das ermuthigende Entgegenkommen der Schloßherrin erhöhten die Anmuth ihrer Unterhaltung, ihren fertigen Witz, ihren funkensprühenden Geist; dabei aber zeigte sich in ihrem Wesen zugleich auch eine gewisse Würde, ein Selbstgefühl, eine Art Stolz, jedoch kein selbstsüchtiger, sondern eher ein edler; nichts war mehr geeignet, ihn zu Tage zu kehren, als die Schilderung irgend einer schlechten oder gemeinen Handlung.

Eines Morgens erzählte eines der Fräulein v. Scharffenstein eine Anekdote von einem reichen Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, welcher eine liebenswürdige und höchst achtbare junge Dame, mit der er längere Zeit verlobt gewesen, habe sitzen lassen — ein häßliches Wort! —, blos um eine reiche Wittwe von Stande zu heirathen. Es waren manche erschwerende Umstände mit der ganzen Geschichte verbunden, die dazu beigetragen hatten, alle rechtlichdenkenden Personen noch mehr gegen den Frevler in Entrüstung zu bringen, und das arme verlassene Mädchen sollte bereits auf dem Punkte stehen, an einem gebrochenen Herzen zu sterben.

Fanny hatte die ganze Erzählung mit gespannter Aufmerksamkeit angehört und rief endlich, einem unwillkürlichen Drange Folge gebend, aus:

„An gebrochenem Herzen sterben? das arme Ding! — Wäre ich an ihrer Stelle, mir sollte das Herz nicht brechen — ich würde ihn als ein Geschöpf, das trotz meiner Armuth und Unbedeutendheit weit, weit unter mir stände, verachten. Ja, mir könnte das Herz brechen über den Verlust eines treuen Geliebten, niemals aber über den eines treulosen Liebhabers!“

Fanny's Augen funkelten bei diesen Worten; ihr Mund warf sich auf in stolzer Verachtung, als ihre von Natur fröhliche und munter klingende Stimme tiefer und stärker wurde ob der Entrüstung, die sich in ihrem ganzen Wesen aussprach.

Da fiel es auf einmal wie Schuppen von den Augen der Frau v. Schönfeld und sie erblickte in dem schlanken jungen Mädchen das leibhaftige Ebenbild eines Mannes, den sie einst genau gekannt und innig geliebt hatte, — in diesen zornigen Worten glaubte sie die Töne einer Stimme wiederzuerkennen, die sie zwar schon sehr lange nicht mehr gehört hatte, deren Echos aber noch immer frisch in ihrem Gedächtniß lebten. Nun begriff sie, welches geheimnißvolle Etwas sie von

Digitized by Google

Anfang zu Fanny Dalling hingezogen, sie sah in ihr nur das sanftere Abbild Dessen, den sie einst für den Herrn ihres Geschicks betrachtet — von Gustav Wartmann, der ihr längst wie verschollen gewesen, aber nicht von ihr vergessen worden war. Allein in welcher Beziehung konnte Gustav Wartmann mit Fanny Dalling stehen? Woher diese Aehnlichkeit, die nicht sowohl in Gestalt und Gesichtszügen, als in jener unnennbaren, unerfaßlichen Aehnlichkeit der Sprache, des Ausdrucks, der Geberden, des ganzen Benehmens und der Stimme lag, wie sie Glieder einer und derselben Familie so häufig zeigen? —

Sobald Frau v. Schönfeld sich vom Tische entfernen konnte, flüchtete sie sich auf ihr Zimmer und dachte eine Weile ernsthaft über diese Wahrnehmung nach. Das Ergebniß dieses Nachsinnens war der Entschluß, das Geheimniß zu ergründen, wenn es je ein solches war. Jedenfalls versprach ja schon dieser Versuch, den Schlüssel zu dem Räthsel ihres eigenen Geschickes zu liefern. Sie suchte daher noch am gleichen Tage Gelegenheit, mit Fanny Dalling allein zu seyn.

„Wenn ich nicht irre, meine Liebe," fragte sie die Erzieherin, allein mit ihr zusammen, „so haben Sie mir gesagt, Ihr Vater sey noch am Leben?"

„Ei freilich!" rief Fanny lebhaft. „Er ist gottlob noch am Leben und ich wollte, gnädige Frau, Sie würden ihn kennen; er würde Ihnen gewiß gefallen, und ich bin überzeugt, auch er würde Sie, gnädige Frau, liebgewinnen und bewundern."

„Gleicht Ihr Vater Ihnen im Aeußern?" fragte Frau v. Schönfeld weiter.

„Ich weiß es in der That nicht. Viele Leute behaupten, ich sehe ihm ähnlich, und ich habe dies immer für ein großes Compliment angesehen, denn Papa ist noch heute ein schmucker Mann, obgleich Sorgen und Kämpfe sein Haar gebleicht haben. Ich besitze ein Miniaturbild von ihm, welches vor seiner Verheirathung aufgenommen wurde, und das will ich Ihnen gerne zeigen, gnädige Frau, wenn Sie mir diese Eitelkeit zu gute halten wollen."

Frau v. Schönfeld verlangte dies sogar als eine Gefälligkeit und Fanny hüpfte fort und kam im Nu wieder mit einem altväterischen Safftanetui in der Hand. Frau v. Schönfeld erinnerte sich beim Anblick desselben, daß sie einst ein solches genau von derselben Größe, Form und Farbe für ein Miniaturportrait bestellt habe, welches Gustav ihr hatte malen lassen wollen.

Ihr Herz pochte unwillkürlich und sie ahnte eine neue wichtige Entdeckung!

Fanny öffnete das Etui und hielt es Frau v. Schönfeld vor die Augen mit der Frage:

„Nun, gnädige Frau, ist das nicht ein schöner Mann?"

Die Matrone vermochte nicht zu antworten — ein einziger Blick hatte hingereicht, sie aufzuklären — es flimmerte ihr vor den Augen und sie mußte sich an einer Stuhllehne halten.

„Um Gotteswillen, gnädige Frau, was ist Ihnen?"

In diesem Augenblicke trat Edmund ins Zimmer; er hatte noch Fanny's Worte vernommen und rief beim Anblicke seiner Mutter ängstlich:

„Liebe Mama, sind Sie unwohl?"

„Nein, nein! es ist nichts — nur ein vorübergehender Schwindel!" entgegnete die Dame, sich schnell sammelnd, und fügte mit der Selbstbeherrschung, die sie sich durch lange Gewohnheit angeeignet hatte, und mit ihrer gewöhnlichen ruhigen Freundlichkeit hinzu: „Ich konnte beinahe errathen, daß ich Ihren Vater schon früher gesehen, obschon ich keine andere Person mit dem Namen Dalling kenne, als Sie."

„O, dann haben Sie ihn vermuthlich vor der Zeit gesehen, wo er seinen Namen wechselte, und doch scheint dies kaum wahrscheinlich. Sein eigentlicher Name ist Wartmann; aber in Folge des Testaments seines früheren Handelsgesellschafters, welcher ohne nähere Verwandte starb und Papa sein ganzes Vermögen vermachte, nahm er den Namen Dalling an. Das Geld ist nun zwar freilich fort," setzte sie mit einem kaum merklichen Seufzer hinzu, „aber wir Alle liebten den alten Mann und so führen wir noch immer seinen Namen."

Fanny hatte sich neben Frau v. Schönfeld gesetzt und diese zog sie nun, nachdem sie zu sprechen aufgehört, zu sich hin und küßte sie, einem innern Herzensdrange nachgebend. Fanny war stets sehr leicht zu rühren und besaß ein lebhaftes, sich immer stark äußerndes Gefühl; sie fiel daher der gütigen, mütterlichen Freundin um den Hals und rief mit Thränen in den Augen aus:

„Wie gütig Sie doch gegen mich sind! Sie könnten kaum wohlwollender seyn, wenn Sie meine Mutter wären!"

„Liebe Fanny," entgegnete ihr Frau v. Schönfeld leisen Tones und auf das Zärtlichste sie anblickend, „ich wollte in der That, ich wäre Ihre Mutter!"

Digitized by Google

Bei diesen Worten machte Edmund, der abseits in eine Fensterbrüstung getreten war, eine plötzliche Bewegung gegen die beiden Frauen hin. Sein Auge begegnete dem seiner Mutter, eine tiefe Röthe überflog sein Gesicht und er stürzte sofort aus dem Zimmer. Fanny hatte von diesem Auftritte gar nichts bemerkt, denn sie dachte soeben nur an Frau v. Schönfeld und ihre eigene geliebte selige Mutter.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verirrte.

Ein Abenteuer in Florida.

Ein Holzfäller am St. Johnsflusse im östlichen Florida verließ eines Morgens seine am Ufer dieses Stroms gelegene Hütte und machte sich, mit der Axt auf dem Rücken, auf den Weg nach einem Sumpfe, in welchem er schon verschiedene Male zuvor jene gewaltigen Stämme der immergrünen Eiche (Live-Oak oder Lebenseiche) gefällt und beschlagen hatte, die das beste Nutzholz zum Schiffs- und Hochbau und ähnlichen Zwecken liefern. In der für solche Zwecke passenden Jahreszeit ist dieses Land aber häufig von sehr dichten Nebeln heimgesucht, welche die Gegend dermaßen einhüllen, daß man kaum auf 30—40 Schritte sich genau umzusehen im Stande ist. Zudem bieten die Wälder so wenig Abwechslung, daß beinahe immer Ein Baum das Konterfei des andern ist, und das Gras ist, wenn man es nicht abgebrannt hat, so hoch, daß ein Mann von gewöhnlichem Wuchse nicht darüber hinwegsehen kann, weßhalb man mit der größten Vorsicht vorschreiten muß, damit man nicht unabsichtlich und unwissend von der kaum unterscheidbaren Fährte abweicht, welche man verfolgt. Was die Schwierigkeit der Wanderung in einem solchen Sumpfwalde noch vermehrt, ist, daß oft mehrere Fährten zusammentreffen, in welchem Falle der Wanderer im Urwalde, wenn er nicht mit der Gegend vollkommen vertraut ist, am besten thut, wenn er sich an Ort und Stelle niederlegt und wartet, bis der Nebel sich vertheilt hat. Unter solchen Umständen verirren sich oft die besten Jäger und Waldläufer auf eine Weile, namentlich wenn sie sich, ein angeschossenes Wild zu verfolgen oder aus was immer für einer Ursache, unvorsichtiger Weise von dem Waldpfade entfernen.

Der Holzhauer war mehrere Stunden lang rüstig ausgeschritten und merkte endlich, daß er eine bedeutend größere Strecke zurückgelegt haben mochte, als die Entfernung zwischen seiner Hütte und dem Eichenschlage betrug, den er zu erreichen wünschte. Mit großer Bestürzung aber sah er, als der Nebel sich verzogen, daß die Sonne in Mittagshöhe stand und daß er keinen einzigen Gegenstand in seiner Umgebung erkannte. Jung, gesund und kräftig, wähnte er, er sey etwas rascher gegangen, als sonst, und dadurch an der Stelle vorübergekommen, die er eigentlich hatte besuchen wollen; er kehrte daher alsbald wieder um und schlug auf einem schmalen Wildpfade einen andern Weg ein. Aber der Rest des Tages schwand und noch immer erreichte er keine bekannte Gegend; Alles um ihn her blieb ihm fremd wie zuvor. Die gewaltigen grauen Bäume breiteten ihre riesigen Zweige über ihm aus, das hohe Gras umgab ihn von allen Seiten, kein lebendes Wesen begegnete ihm — ringsum Alles still und öde wie das Land der Vergessenheit!

Die Lage eines Menschen, der sich in diesen Wäldern verirrt hat, ist eine fürchterliche; Alles, was er gewahr wird, dünkt ihm bekannt, und während er sein ganzes Fassungsvermögen anstrengt, um noch mehr Kennzeichen zu unterscheiden, vermöge deren er sich zurechtfinden will, begeht er desto größere Irrthümer, je weiter er vorwärts dringt. Dies war auch bei dem Holzhauer der Fall.

Die Sonne ging jetzt mit wahrer Feuergluth unter; Myriaden von Insekten, erfreut über das Scheiden des Tageslichts, füllten nun summend die Luft; die quakenden Frösche erhoben sich aus ihrem Versteck im schlammigen Pfuhl; das Eichhörnchen suchte seine Höhle, die Krähe ihr Nest und hoch in den Lüften meldete des Reihers heiser krächzendes Geschrei, daß er nach dem sumpfigen Innern irgend eines Morastes heimflog. Aus des Waldes Tiefe erscholl des Käuzchens gellender Ruf, und der Nachtwind, der durch die Kronen der Bäume zog, brachte starken, kalten Thau. Es war stockfinster; kein Mond erhellte die Oede mit freundlichem Licht und der Verirrte warf sich erschöpft auf die feuchte Erde.

Das Gebet gewährt dem Menschen in jeder Gefahr oder Trübsal einen Trost, und darum flehte auch der Holzfäller andächtig zu Gott dem Herrn, wünschte seiner Familie eine glücklichere Nacht, als er sie erfahren mußte, und erwartete, hungerigen Leibes, mit fieberischer Angst die Rückkehr des Tages.

Digitized by Google

Es läßt sich denken, wie lange dem armen Verirrten die kalte, finstere Nacht ward. Mit Tagesanbruch erschien wieder derselbe Nebel dieser Breiten. Der Arme erhob sich bekümmert und wanderte wieder in einer Richtung, wo er irgend einen bekannten Gegenstand zu finden hoffte. Er hatte jetzt nicht einmal mehr eine Fährte, und doch berechnete er schon mit dem grauenden Tage die Zahl der Tagesstunden, die vor ihm lagen, und wanderte je weiter desto mehr sich anstrengend. All seine Hoffnungen waren indeß vergebens: die Nacht nahte abermals und die Unruhe und Angst, der Hunger und die Ermüdung brachten ihn fast zum Wahnsinne. Es überkamen ihn Augenblicke, wo er sich das Haar zerraufte, mit der Faust vor Brust und Stirne schlug, und er hätte wohl am Ende gar Hand an sein Leben gelegt, wenn nicht sein großer religiöser Sinn gewesen wäre, mit Hilfe dessen er der Verzweiflung Meister ward. Ausgehungert, wie er war, sank er zu Boden und verzehrte Gras und Unkraut, welches überall um ihn her üppig wuchs.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Am 29. März fand in Paris die Gemäldeversteigerung Collet's statt, wobei unter andern „die Uebergabe des Hauptes Johannes des Täufers" von Leonardo da Vinci und das Portrait des Amsterdamer Professors Nikolaus Tulp, von Rembrandt, jedes mit 16,500 Fr., das Bild: „die Ermordung der unschuldigen Kindlein", von Nikol. Poussin, mit 10,000 Fr. bezahlt wurden.

Vergangene Woche reisten ungefähr zwanzig englische Damen, alle ganz gleich gekleidet und von mehreren älteren Herren begleitet, durch Frankreich, um sich zur Pflege der Verwundeten ihrer Nation nach Constantinopel zu begeben. Es ist dies schon zum öftern Male in dem gegenwärtigen Kriege, daß junge Engländerinnen, theilweise aus den höheren Ständen, zu einem so edlen Zwecke diese weite Reise unternehmen.

Vom Kölner Zuchtpolizeigerichte wurden jüngst zwei Mägde zu je 2 Monaten Gefängniß verurtheilt, weil sie, aus Rache gegen ihre Herrin, deren Lieblingskatze lebendig in einem Bratofen verbrannten.

*H Buchstaben-Räthsel.

1 2 3 4 5 6.

Ich stürze wild herab,
Reiß' Alles mit mir fort
Und schweige wie das Grab,
Lieg' ich an stillem Ort.

2 1 3 4 5 6.

Ich bin ein liebes Kind,
Stets heiter und stets froh —
Ich bin, wie Mädchen sind,
Drum jauchzt mein Herze so.

3 6 4 5.

Ein Held bin ich genannt,
Ein Kämpe stark und kühn;
Im ganzen rhein'schen Land
Siehst du mein Wappen glüh'n.

3 4 6 5.

Ich bin die froh'ste Stadt
Im heil'gen röm'schen Reich;
Was nur die Erde hat,
Mit stolzer Lust ich zeig'.

5 4 6 1.

Ich ward als General
Zum Heere abgeschickt
Und neuen Hoffnungsstrahl
Frankreich in mir erblickt.

5 4 1.

Ich bin seit langer Zeit
Ein schlammiger Gesell,
Doch rühmt man weit und breit
Die röthlichgelbe Well'.

2 1 4.

Ich habe große Macht,
Doch bin ich selber Sklav' —
Die seid'ne Schnur wiegt sacht'
Mich ein zum ew'gen Schlaf.

2 4.

Ich töne gar nicht schön
Und auch nicht wonniglich:
Schrittweis' hörst du beim Geh'n
Als Faulheitsseufzer mich.

4 2.

Noch weniger, als hier
Mein Vormann, kling' ich zart;
Mich singt ein treues Thier
Von oft verkannter Art.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 43. Dienstag, 10. April 1855.

Zueignung

an

König Ludwig von Bayern.

(Aus Anlaß seiner Wiedergenesung.)

Werke der Kunst und Natur sind vorübergeflogen den Blicken,
Welche das Höchste erschaut, dessen Europa sich rühmt.
Auf der umdonnerten Höhe des wolkenumrauchten Abula
Beugt' ich in Andacht das Knie vor der Natur Majestät.
Ueber der glänzenden Fläche des lieblichen Lago di Como
Wiegt' ich auf schaukelndem Kahn, freudeberauscht, wie ein Gott.
Mailands prächtiger Dom und Genua's Marmorpaläste
Ragten, gleich Wundern der Welt, vor dem erstaunten Blick.
Roma sah ich, das schöne Florenz und das heitere Tibur
Mit seiner Grotte Neptun's, seinem Cascadengetön.
Tiefer zog's mich hinab nach Parthenope's Sonnengestade,
Wo die Mutter Natur tröstet ein duldendes Volk.
Nah' dem Grabe Virgil's saß ich und in schmelzender Anmuth
Lachten Hügel und Thal, Inseln und Meer und Gebirg.
Bajä's Heldengestad' betrat ich, Misen und Gaëta,
Und des Kornischen Hains Schauer durchdrangen mein Herz.
Wo an Capri's zackigen Klippen nie rastend die Salzfluth
Donnernd schlägt, des Meers zürnende Schönheit sich zeigt;
Wo, in ewiger Lenzgluth schimmernd, einladend Sorrento
Winkt zu Genüssen, wie kaum süßer das Jenseits sie beut,
Und Inarime voll Huld entblüht dem Grabe Typhöus,
Wo nur Liebe der Geist, Liebe nur hauchet das Lied, —
Dacht' ich Deiner, o Herr! wie oft Du als Gast hier verweiltest,
Schwelgend im Schooß der Natur, brechend die Blüthe Kunst.
Liebend und wieder geliebt in Ausoniens himmlischen Fluren,
Fand Dein Herz, was es gab, willig liebende Huld.
Dich nur sucht' ich vergebens, Dich Besten unter den Edlen!
Nur ein Ludwig gibt's, Bayern ward er verlieh'n.
Nicht der Lipp' zweideutige Sprache — die Fülle des Herzens
— Duld' es — redet aus mir, welche den Busen mir hebt.
Weisheit in liebender Brust, des Genius strebender Flügel,
Hochsinn und männlicher Muth, Kraft zum Dulden und Thun:
Vieles ward Vielen verlieh'n; doch der Kranz, der Alles vereinigt
Zum harmonischen Eins, schmücket Dein königlich Haupt!

Du, vom Geschick so herrlich gestellt, sag', könntest Du zürnen,
Wenn genügenden Sinns, selbst sich lebend und frei,
Fern ein Sänger des Schwarzbachthales, wo rauh zwar
Luft und Gegend, doch warm kräftige Herzen Dir glüh'n,
Diesen Hymnus Dir weiht der Frühlingsbegeist'rung, daß Du
Wieder dem rosigen Licht, wieder gewonnen uns bist?

Nimm, Du Freundlicher, denn die schüchterne Gabe der Liebe,
Blumen strahlend vom Thau, welchen Aurora geweint:
Myrthen und glühende Rosen und stärkende Blüthen des Weinstocks,
Mild vom Dufte durchwürzt, den die Orange verhaucht;
Auch des Oelbaums bescheidene Blüth' und die dunkle Cypresse
Fügten Erinn'rung und Schmerz trauernd den Fröhlichen zu:

Digitized by Google

Dir sey Alles geweiht, Du kennst ja die weinende Freude
Und dem schweigenden Gram blickst Du Beruhigung zu! —

Waldfischbach, im März 1855. A.

Der verlorengegangene Brief.

(Fortsetzung.)

5.

Der Aufenthalt der Familie Scharffenstein auf dem Gute Schönfeld-Ellerhofen ging bald zu Ende — zu rasch für Fanny, zu rasch für Edmund und dessen Mutter. Aber der junge Mann sah Fanny häufig bei Scharffensteins zu Eichthal, wohin er zur Jagd kam, — er hatte sie bei einem derartigen Anlaß dort zuerst gesehen, — und Frau v. Schönfeld hatte Fanny so liebgewonnen, daß sie sich von ihrer Cousine ausgebeten, sie sollten ihr dieselbe zuweilen über den Sonntag herübersenden, wo sie ihr dann am Samstagnachmittage den Wagen entgegenschickte und sie am Montage darauf wieder heimbringen ließ. Ferner ward die Erzieherin eingeladen, die Osterfeiertage bei Frau v. Schönfeld zu verbringen und bis zu Pfingsten daselbst zu bleiben, während die Familie Scharffenstein eine Reise nach Italien machte. O, das war eine schöne Zeit für Fanny; in ihrem ganzen Leben war sie nie so vergnügt und so glücklich gewesen. Ihre Gegenwart wirkte wie immerwährender Sonnenschein auf die ernsteren Naturen von Edmund und ihrer mütterlichen Freundin, und die Letztere war daher nicht wenig überrascht, als Fanny eines Morgens beim Frühstück, noch acht Tage vor der zur Beendigung ihres Besuches festgesetzten Zeit, ihren Entschluß ankündigte, das Gut noch am Nachmittage zu verlassen, wenn ihre Freundin den Wagen entbehren könne.

„Ich kann ihn allerdings entbehren," erwiederte Frau v. Schönfeld; „aber darf ich den Grund dieses plötzlichen Entschlusses nicht erfahren, liebe Fanny?"

„Lassen Sie mich ihn verschweigen, gnädige Frau; Sie werden mir ja gewiß Glauben schenken, wenn ich Sie versichere, daß es aus einem Gefühl der Pflicht geschieht."

Bei diesen Worten richtete die Sprecherin das Haupt mit stolzem, entschiedenem Blicke empor, ihr Auge funkelte lebhaft, und der Ton ihrer Sprache war derselbe, welcher Frau v. Schönfeld stets so sehr an Gustav Wartmann gemahnte, denn in solchen Augenblicken des Affekts glich Fanny ihrem Vater am meisten.

„Ich bin weit entfernt, Jemanden zuzumuthen, daß er mit seinem Pflichtgefühl in Widerspruch gerathe, liebe Fanny," entgegnete Frau v. Schönfeld mit ihrer gewohnten Milde und Freundlichkeit; „allein Sie wissen wohl noch nicht, mein liebes Kind, daß uns unsere Fehler und Schwächen — unser Stolz zuweilen irreleitet. Sie sollen noch heute Abend abreisen, obwohl ich um meinetwillen wünschte, Sie möchten wenigstens noch bis morgen früh hierbleiben. Habe ich Sie doch nicht beleidigt, liebe Fanny?"

„Nein, o theuerste Frau v. Schönfeld! nein!" rief das Mädchen und brach in Thränen aus. „Ach, ich möchte Ihnen nur einmal zeigen können, wie sehr ich Sie liebe und verehre, wie dankbar ich für all Ihre Güte bin!"

Frau v. Schönfeld wollte reden, aber sie fand die rechten Worte nicht gleich. Da stand Fanny auf, küßte stumm und leidenschaftlich die Hand der edlen Frau und ging dann weinend und wie gebeugt aus dem Zimmer.

Die Dame blickte ihr betroffen nach; aber sie ahnte, was in diesem stolzen jungen Herzen vorging. —

Einige Stunden später, als Frau v. Schönfeld gewohnter Weise lesend in ihrem Boudoir saß, stürmte Edmund rasch und in ungewöhnlicher, seinem sonstigen Wesen ganz fremder Aufregung in das kleine Zimmer.

„Um Gott, Edmund, was ist Dir?" rief die Mutter.

„Mama," erwiederte er hoch erglühend und in abgebrochenen Sätzen — „beste Mama, ich liebe Fanny Dalling, liebe sie mit aller Gluth meiner Seele! Ich halte sie nicht allein für eines der liebenswürdigsten und reizendsten Geschöpfe, sondern auch für eine der Besten und Edelsten ihres Geschlechts. Ich fühle, daß sie mein Leben zum glücklichsten der Welt machen würde! — O theure Mutter! ist nicht Liebe gerade so viel werth, als Rang und Reichthum? Ist sie nicht eben so genügend zu allen edlen Handlungen? Ist sie nicht der einzige Beweggrund für alle wirkliche Verbesserung unseres Herzens und Lebens? Es ist dies ja die Lehre, welche ich mein Leben lang von Ihnen vernommen habe!"

„Und ich bin recht froh und dankbar, mein lieber Sohn, daß Du Dich zu dieser Lehre bekennst!" gab Frau v. Schönfeld zur Antwort. „Diese Erfahrung belohnt mich mehr als reichlich für all meine Pflege und Sorge für Dich. —

Digitized by Google

Und nun danke ich Dir für Dein Geständniß, mein guter Edmund, obwohl Du es mir auf eine ruhigere Weise hättest vorbringen können. Es wäre meines Erachtens besser gewesen, wenn Du diese leidenschaftlichen Dinge alle eher Fanny mitgetheilt hättest, als mir."

„Ich habe es gethan, ich habe ihr all dies und noch mehr gesagt, und sie — hat mich abgewiesen!"

„Dich verschmäht? Das thut mir in der That leid; aber ich sehe nicht ein, wie ich Dir darin helfen kann."

„Und doch dürfte ich noch nicht alle Hoffnung aufgeben, beste Mama, wenn Sie meine Werbung befürworten wollten. Fräulein Dalling sagt, Sie hätten sie mit so viel Güte überhäuft, die sie niemals abtragen könne; Ihre Liebe sey ihr über Alles theuer, und da ihr fester Vorsatz sey, sich derselben würdig zu beweisen, so wolle sie nicht das Mittel seyn, die Hoffnungen, Wünsche und Pläne zu durchkreuzen, welche Sie etwa für die Zukunft mit mir hegen möchten; sie seye nach Vermögen, Bildung und Rang keine Partie für mich. Sie wollte mich nicht hören, als ich vor wenigen Minuten im großen Nebengange mit ihr reden wollte, sondern lief mir davon und verbot mir auf das Bestimmteste, ihr zu folgen. Und doch kenne ich sie als so offen und aufrichtig, daß sie, wenn sie gegen mich so ganz gleichgiltig wäre, mir dies unumwunden zu verstehen gegeben haben würde, ohne Ihrer zu erwähnen, liebste Mama! — Und nun sprechen Sie, was halten Sie davon? was wollen Sie thun?"

„Das sollst Du alsbald hören — laß uns nur zuerst das Fräulein aufsuchen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Verirrte.

(Schluß.)

Die zweite Nacht verbrachte der Holzfäller in einer wahren Todesangst. Lassen wir ihn selbst erzählen:

„Ich kannte meine Lage; ich wußte wohl, daß ich zu Grunde gehen mußte in diesen unwirthlichen Wäldern, wenn mir der allmächtige Gott nicht Hilfe sandte. Ich wußte, daß ich mehr als fünfzig engl. Meilen zurückgelegt hatte, obwohl ich nicht einmal einen Bach angetroffen, um meinen Durst daran zu stillen oder die verzehrende Gluth meiner dürren Lippen und blutunterlaufenen Augen zu löschen. Wenn ich keinen Strom fand, so wußte ich, daß mein Tod sicher war; denn meine Art war meine einzige Waffe, und obwohl hie und da ein Hirsch oder ein Bär in meiner nächsten Nähe sich erhob, konnte ich doch keines dieser Thiere erlegen. So war ich von Ueberfluß umgeben und durfte dennoch nicht hoffen, mir auch nur einen Mundvoll zu verschaffen, um das Bellen und die Krämpfe meines hungrigen Magens zu befriedigen. — Möge der liebe Gott einem Jeden die Prüfung ersparen, die ich damals erdulden mußte! — Wie lang mein verzweiflungsvoller Zustand gedauert, weiß ich nicht genau, denn ich habe gar keine Erinnerung mehr daran. Endlich nach mehreren Tagen dumpfer Verzweiflung muß Gott sich meiner erbarmt haben, denn als ich eines Tages wild und wie wahnsinnig durch diese entsetzliche Ur-Region rannte, stieß ich auf eine Schildkröte. Mit Staunen und Entzücken betrachtete ich sie, und obschon ich wohl wußte, daß ich sie nur friedlich gehen lassen und ihr folgen durfte, um dadurch Wasser zu finden, so erlaubten mir dies mein Hunger und Durst doch nicht und ich mußte mich an ihrem Fleisch und Blut laben. Mit Einem Streiche meiner Art war das Thier in zwei Hälften zerhauen und in wenigen Minuten hatte ich Alles bis auf die Schale verschlungen. Ich fühlte mich wie verjüngt, setzte mich an den Fuß einer Föhre, blickte gegen Himmel, dachte an mein armes Weib und meine Kinder und dankte Gott für mein Leben, denn ich fühlte mich nun minder verlassen und es beseelte mich die Ueberzeugung, daß ich binnen Kurzem mich wieder zurechtfinden und nach Hause gelangen werde."

Der Verirrte brachte die Nacht am Fuße des Baumes zu, wo er die erquickende Mahlzeit gehalten. Durch einen gesunden Schlaf gestärkt, erhob er sich mit Tagesanbruch, um seine mühselige Wanderung wieder fortzusetzen. Die Sonne stieg empor in herrlicher Pracht und er folgte der Richtung des Schattens. Der Wald war noch immer so einsam und er wollte schon wieder umkehren und eine andere Richtung einschlagen, als er einen Waschbär im Grase kauern sah. Er schleuderte seine Art mit solcher Wucht nach dem Thiere, daß es ohne Zucken verendete. Nachdem er den größten Theil desselben auf eine einzige Mahlzeit verzehrt, setzte er mit behaglicheren Empfindungen seinen Marsch fort und pilgerte nun weiter und immer weiter, ohne Ziel und ohne Plan, gleich einem Blinden.

Digitized by Google

Tage, ja Wochen schwanden auf diese Weise. Heute verzehrte er Wurzeln und Pflanzen, morgen Frösche und Schlangen. Dennoch ward er täglich magerer und schwächer, bis er am Ende sich kaum mehr fortschleppen konnte. Nach seiner eigenen Rechnung waren schon vierzig Tage vergangen, als er endlich das Ufer eines Stromes erreichte. Seine Kleider waren verfetzt, sein Gesicht durch einen wilden Bart entstellt, sein Haar verfilzt, sein Körper kaum mehr als ein mit Pergament überzogenes Skelett. Indem er dem Ufer entlang zuschritt, wähnte er in den wirren Träumen seiner Fieberphantasie auf dem stillen Flusse Ruderschlag zu vernehmen; er stutzte und lauschte so gespannt, daß ihm nicht das Summen einer Fliege entgehen konnte. Es war in der That der gemessene Schlag von Rudern, der immer näher kam, und, o Freude! der Klang von menschlichen Stimmen schlug wieder an sein Ohr, machte sein Herz erbeben und erweckte die stürmischen Pulse der wiederkehrenden Hoffnung.

Auf seinen Knieen lag der Verirrte am Ufer des Stromes, welcher im Sonnenstrahle vor ihm erglänzte wie ein breiter Spiegel, und starrte auf die glatte Fläche hinaus, und siehe da! dort um die schilfbewachsene Landspitze bog kühn ein kleines Boot, von rüstigen Armen gerudert. Der Holzfäller rief es an — es war ein Ruf der Freude und der Furcht. Die Ruderer hielten inne und sahen sich um, — ein anderer Ruf und sie bemerkten ihn, lenkten ihr Fahrzeug nach ihm hin. Sein Herz bebte, sein Hirn fieberte, der Athem versagte ihm, — noch einen forschenden Blick nach dem Boot, ob es auch wirklich komme, dann sank er bewußtlos zusammen. Das Boot stieß an's Ufer, er war gerettet! —

Wir haben nur noch zu sagen, daß die Entfernung zwischen seiner Hütte und dem Schlage, wohin der Holzhauer sich begeben wollte, kaum 6 engl. Meilen betrug, während die Stelle, wo er von dem Boot aufgenommen ward, ungefähr 36 Meilen von seiner Hütte entfernt ist. Nimmt man für jede von ihm zurückgelegte Tagereise nur 10 engl. Meilen an, so ergibt dies für 40 Tage 400 Meilen, welche er nur dadurch zurückgelegt haben konnte, daß er immer im Kreise ging, was Einem unter solchen Umständen gewöhnlich passirt. Ohne seine seltene Körperkraft und eine besonders gnädige Hilfe des Schöpfers hätte der Arme diese fürchterlichen Strapazen nicht überstanden. —

Mannigfaltiges.

Das von Wöhler in Göttingen und St. Claire Deville in Paris entdeckte neue Metall — Aluminium — ist in dem Bericht des franz. Unterrichtsministers so beschrieben: Es ist leicht wie Glas, weiß und glänzend wie Silber, fast so unwandelbar wie Gold, hämmerbar und dehnbar wie diese beiden Metalle, stark wie Eisen und fähig, durch den Guß, den Hammer und die Feile in jede erfinnliche Form gebracht zu werden. Dasselbe ist in dem ganz gewöhnlichen Thon im Ueberfluß vorhanden.

Der Kaiser von Oesterreich hat dem in Berlin wohnenden deutschen Sprachforscher Dr. Johann Mathias Firmenich, in Anerkennung seiner Verdienste um die deutsche Sprachforschung durch die Herausgabe des deutschen Nationalwerkes: „Germaniens Völkerstimmen" — eines Werkes, welches durch die einige Zusammenwirkung aller deutschen Volksstämme, zur gemeinsamen Ehre Gesammtdeutschlands, zu Stande gebracht worden ist, — die goldene Medaille: „Viribus unitis" verliehen.

Jenny Lind, die jetzt in Holland concertirt, um den Fond zu dem von ihr gegründeten Stockholmer Hospital zu vervollständigen, hat in Amsterdam schon mehrere Concerte zum Besten der Ueberschwemmten in Brabant und Gelderland mit überreicher Ernte gegeben. Nach England wird die schwedische Nachtigall dieses Jahr nicht gehen.

Wie der „New-York Herald" meldet, ist der Prophet der Mormonen am Salzsee, Brigham Young, im Begriff, sich zwei stattliche Häuser zu bauen, weil er seine zahlreiche Familie sonst nicht beherbergen kann. Er hat nämlich an 60 Frauen und etwa 50 Kinder. — Ein anderer Mormonenprediger, Kimbail, hat nicht weniger als 70 Frauen.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nr. 47:

Lawine, Alwine, Wein, Wien, Niel, Nil, Ali, A–i (beim Faulthier), J–a (beim holden Esel).

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 44. Freitag, 13. April 1853.

Die tröstende Natur.

In den Wald!
Seyd ihr traurig, flieht zum Wald;
Dort ist's heimlich und gar bald
Löst die Klage sich in Thränen.
Darum sag' ich euch mit Sehnen:
In den Wald!

Auf das Feld!
Wird's zu enge euch im Haus,
O dann eilt auf's Feld hinaus;
Welche Farben, welcher Aether!
Darum sag' ich euch ihr Städter:
Auf das Feld!

An den Bach!
Schau't des Lebens trägen Gang,
Schauet nur den Bach entlang;
Welch Gemurmel, welche Eile!
Darum sag' ich: Sonder Weile
An den Bach!

Wiesengrund!
Euer Teppich, noch so bunt,
Gleicht er wohl dem Wiesengrund?
Rings ist lust'ge Augenweide;
Darum sag' ich stets mit Freude:
Wiesengrund!

Auf den Berg!
Unten drücket schwere Luft,
Doch hier oben welch ein Duft!
Bei dem Schauen in die Ferne
Sag' ich Allen gar zu gerne:
Auf den Berg!

Vogelsang!
Laut ertönet Feld und Wald,
Daß vom Berg es wiederhallt;
Bach und Wiese lauschen stille,
Darum sag' ich: Euch erfülle
Vogelsang!

Der verlorengegangene Brief.

(Fortsetzung.)

Frau v. Schönfeld ging mit Edmund in den Garten hinab und sie brauchten nicht lange nach Fanny zu suchen, denn sie sahen sie schon von weitem mit heftigen Schritten in dem erwähnten Rebengange auf- und niedergehen, wo sie offenbar einen schweren inneren Kampf kämpfte.

Sobald sie Mutter und Sohn erblickte, schritt sie ihnen rasch entgegen, zwar mit hoch erglühendem Gesicht, aber mit stolzem und offenem Wesen. Bevor die edle Dame sie noch angeredet, sprach Fanny:

„Glauben Sie mir, gnädige Frau, ich verdiene Ihre Vorwürfe nicht. Erst heute Morgen habe ich Herrn v. Schönfeld's Gefühle für mich kennen gelernt, und sie haben mich aus allen meinen Himmeln gestürzt. Theuerste, gütigste Freundin! lieber hätte ich die größten Quaten ertragen, wenn nur dies mir nicht begegnet wäre!"

Fanny war heftig aufgeregt, Frau v. Schönfeld dagegen beobachtete die gewohnte Milde und äußere Ruhe, ergriff die Hand des Mädchens und sagte begütigend:

„Beruhigen Sie sich, ich bitte Sie, liebe Fanny! Seyen Sie überzeugt, daß ich Ihnen die Neigung meines Sohnes für Sie nicht zum Vorwurf mache!"

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau!" entgegnete Fanny — „Sie lassen mir wenigstens Gerechtigkeit widerfahren."

Digitized by Google

„Aber ich mache Ihnen etwas Anderes zum Vorwurf," fuhr Frau v. Schönfeld fort; „ich tadle Sie wegen der Ursache, die jetzt Ihr Auge so funkeln macht und Sie Ihre Freundin mit einem ceremoniösen Titel anreden läßt. Ich mache Ihnen Ihren Stolz zum Vorwurf, welcher Sie hart, ungerecht und lieblos von mir denken läßt. Böse Fanny! wo hätte ich Ihnen je Grund gegeben, mich für herzlos zu halten? Wissen Sie nicht, daß alle Liebenden einander gleich sind vor Gott, und daß, wenn es ein edles Ding ist um's Geben, es für ein großmüthiges Herz aus demselben Grunde auch ein Vergnügen seyn muß, zu nehmen, zu empfangen? Sind Sie zu stolz, um etwas von uns anzunehmen, liebe Fanny, oder haben Sie die Hand meines Sohnes ausgeschlagen, weil Ihnen seine Neigung mißfiel? Reden Sie!"

Fanny schluchzte nun laut.

„Verzeihen, vergeben Sie mir!" rief sie laut. „Ich bekenne meinen Fehler; ich sehe nun ein, daß Das, was ich für ein Gefühl der Pflicht hielt, zum Theil Stolz war. O theuerste Frau v. Schönfeld, Sie würden mir vergeben, wenn Sie wüßten, wie elend ich mich selbst durch jene Antwort gemacht habe!"

„Wie? wollten Sie — könnten Sie sich wirklich dadurch unglücklich machen?" rief Edmund leidenschaftlich. „Ich flehe Sie an, theuerste Fanny! wiederholen Sie dieses Bekenntniß und gestehen Sie mir, daß ich Ihnen nicht gleichgiltig, daß Sie jetzt glücklich sind!"

Frau v. Schönfeld erwiederte dem weinenden Mädchen mit ihrem gewinnenden Lächeln:

„Ich will mehr thun, als Ihnen vergeben, liebe Fanny, wenn Sie meinen Sohn nicht verschmähen wollen. Würden Sie denn nicht gerne uns Beide glücklich machen?"

Fanny warf nur einen raschen Blick auf den jungen Mann und flog dann der Matrone um den Hals, welche ihr die Arme freundlich entgegenbreitete. Und als die mütterliche Freundin sie mit inniger Liebe an's treue Herz drückte, da flüsterte sie hörbar:

„Meine gütige Mutter! — unsere theuerste Mutter!"

Darauf ergriff die glückliche Dame Fanny's Hand, legte sie in die ihres Sohnes und sprach mit Rührung:

„Mache nur meinen Edmund glücklich, Fanny, und alle Dankbarkeit zwischen uns Beiden wird auf meiner Seite seyn! O meine Kinder! wenn Euch Euer künftiger Friede lieb ist, so glaubet an einander und vertrauet Euch fest in trüben wie in schönen Tagen! Der Himmel gebe Euch seinen Segen!"

Sie war schon nach dem Schlosse umgekehrt, da wandte sie sich noch einmal gegen das junge Paar und fragte launig:

„Nun, Fanny, darf ich den Wagen wieder abbestellen?"

„Wirst Du morgen abreisen?" setzte Edmund hinzu.

Des Mädchens Thränen waren kaum trocken, dennoch versetzte sie ungesäumt mit ihrem fertigen Witze:

„Das hängt ganz von Ihnen ab, von der Art der Unterhaltung, durch welche Sie mich zur Verlängerung meines Besuchs verlocken."

Edmund sah wohl ein, daß er mit Fanny zu keinem Ziele käme, wo es sich um rasche Antworten oder Scherze handelte; daher nahm er seine Zuflucht zum Ernste und sagte:

„Wenn es ebenso in meiner Macht steht, als in meinem Willen, Dich zur Verlängerung Deines Aufenthalts zu veranlassen und Dir denselben angenehm zu machen, so würdest Du gewiß gerne für alle Zeit bei uns bleiben!" —

(Fortsetzung folgt.)

Das Fest des Sonnenrads und das Sonnenbrod, oder die deutschen Bretzeln.

Odin, der Asiate, der den Namen und die Anbetung des höchsten Gottes im Norden sich zugeeignet hatte — der Wodan der Deutschen —, ordnete drei große Opferfeste im Jahre an:

„Das Fest des guten Jahres" am Anfang des Winters;

„Das Fest des Sonnenrads" in der Mitte des Winters;

„Das Opferfest gegen die Vaterlandsfeinde um Sieg über sie" am Anfang des Sommers.

Das zweite darunter, „das Fest des Sonnenrads", fiel in das Ende des Januars oder des großen Hornungs, und den Anfang des Februars oder des kleinen Hornungs, wie wir beide Monate noch jetzt von eben diesem Feste in der Mitte von Deutschland bezeichnen, und dauerte mehrere Wochen. Denn während dieses Festes leerte man die „Hörner der Freude" (man trank aus Hörnern) fleißig aus und überließ sich ganz dem

Digitized by Google

Vergnügen, der allgemeinen Fröhlichkeit und der Ruhe. Daher sind auch in den Runenkalendern diese Saturnalientage unserer heidnischen Vorältern mit eingeschnitzten Hörnern bezeichnet.

Das Fest selbst war ein Dank- und Freudenfest für die wiederkehrende, Schönheit und Segen versprechende Sonne, für den glücklichen Ablauf des Jahres und die guten Vorbedeutungen eines neuen — das wahre Frühlingsfest in der Hoffnung. Nun werden die Strahlen der Sonne wieder die Erde erwärmen, nun Meer und Flüsse ihrer Bande los werden, nun der Boden sich wieder mit dem grünen Teppich der Freude überziehen und die Vögel wieder hoch in den Lüften jauchzen.

Darüber jauchzte auch der Mensch von Gefühl, der Mensch voll Dank für die neuen, zu hoffenden Gaben der Götter.

Schon die Aegypter hatten den Umlauf des Jahres in ihren Hieroglyphen durch ein umlaufendes Jahr bezeichnet. Auch in den ältesten handschriftlichen Denkmalen der Griechen findet sich dafür das Bild des Rades; Virgil und Lucrez malten die Sonne unter eben diesem Bilde, und bei Seneca, dem Tragiker, in seinem rasenden Hercules:

Kehret das Rad des stürzenden Jahres sich um.

Das Bild ist auch zu natürlich, sey es für die Sonne selbst oder ihren Umlauf, daß nicht mehrere Völker, ohne im mindesten von einander zu lernen oder sich nachzuäffen, zu gleicher Zeit oder zu verschiedenen Zeiten von selbst darauf könnten gefallen seyn.

Kurz, auch unsere Stammältern stellten sich das umlaufende Jahr unter dem Bilde eines Rades vor und bezeichneten mit diesem Bilde das Fest der wiederkehrenden Sonne.

Es ist ein Fest der Natur. Wer sollte es nicht, auch als Christ noch, unbeschadet der Religion, feiern können und wessen Menschen Herz feiert es nicht? Mit den ersten erwärmenden Strahlen der Sonne kehren unsere Hoffnungen, unsere Wünsche, unsere Liebe zum Leben, zur Natur und zu allen Wirkungen des Schönen und Erhabenen wieder.

Mit Recht nennen wir es jetzt das Fest des Sonnenrads. Aber unsere Alten nannten es nicht so. Den Ausdruck Rad haben wir südlichen Deutschen von den Römern angenommen, die uns bekriegten, aber nicht besiegten, nicht unterjochten, allein doch in vielfachem Verkehr mit uns und wenigstens unsere feindlichen Nachbarn waren.

Dieses Rad ist das römische Rota. Deutsch nannte man es Jol und das Fest des Sonnenrads das „Jolfest", wovon uns, trotz Römern und Mönchthum, für den Ausbruch des Vergnügens, den das selige Hingeben für die Freude des Trinkhorns hervorbringt, für dieses Jauchzen über das Hochgefühl einer unbeschränkten Freiheit und Gleichheit des menschlichen Herzens, noch der charakteristische Ausdruck des Jolens übriggeblieben ist. — Es ist doppelt charakteristisch. Denn wohl dreht sich auch die Seele selbst in diesem Grade der Seligkeit gleich dem Rade der Sonne mit ihrem Feuer, ihrer Liebe, ihrer Theilnahme und ihrer Schnelligkeit um. Aber figürlich bedeutet es dann nur, wie an dem Frühlingsfeste unserer Altvordern, sich ungebunden dem Ausbruch der Freude und des Vergnügens überlassen.

Dieses ächtdeutsche Wort Jol ist nicht nur in der angelsächsischen Sprache übrig (ein Beweis, daß es der deutsche Stamm der Sachsen besessen), sondern noch bis jetzt in allen Zweigen des Nordischen. Der Däne, der Schwede, der Norweger und der Isländer sogar nennen es so bis diese Stunde noch, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß theilweise die nördliche Aspiration hinzutritt, Hiol statt Jol, oder, wie im Dänischen, das o in u verwandelt wird: Hiul das Rad.

Mannigfache Schilderungen dieses s. g. Jolfestes finden sich noch in den alten Schriftstellern des Nordens, die in der That anziehend genug sind, um der Mittheilung für unsere Leser würdig zu seyn.

Doch wollen wir uns nur auf zwei Gebräuche beschränken, die noch heutzutage in verchristlichten Gebräuchen verborgen zu liegen scheinen.

Es sind dies das „Anklopfen" in den Adventstagen und die „Bretzeln" oder richtiger „Bretzen" am Anfang der Fasten.

Wundere man sich nicht über die Verschiedenheit der Zeit. Sie rührt theils von der wachsenden astronomischen Kenntniß unserer Vorväter, theils von der südlicheren oder nördlicheren Lage her.

Die Mitte oder das Ende des Januars scheint in der allerältesten Zeit für die Sonnenwende gehalten worden zu seyn. Später setzte man sie in den Anfang des Jahres, daher die Kirchenversammlung zu Turin die zwölf Tage von Weihnachten bis Erscheinung Christi zwar alle als Festtage erklärt, jedoch drei Tage dazwischen ausnimmt, damit die christlichen Feste nicht mit den heidnischen irgend welche Gemeinschaft oder Aehnlichkeit zu haben scheinen.

Digitized by Google

Noch später scheint man das Fest des Sonnenrads auf den Christtag selbst zurückgelegt zu haben. In den Offenbarungen der heil. Brigitta werden im J. H. J. K. Christo die Worte in den Mund gelegt:

„An meinem Geburtstag, den die (heidnischen) Thoren immerhin den „Jultag" „heißen können."

(Schluß folgt.)

Die Wetterprophezeiungen der Spinnen.

(Nützlich für Landwirthe.)

I. Die Hängespinnen zeigen an:

1. Gutes Wetter.

Wenn sie in großer Anzahl da sind.
Wenn sie ins Große arbeiten.
Wenn sie in der Nacht Netze fertigen.
Wenn sie die alte Haut abstreifen.

2. Anhaltend schönes Wetter.

Wenn sie die Hauptfäden ihrer Gewebe besonders lang und weit spinnen.

3. Veränderliches Wetter.

Wenn es wenig Hängespinnen gibt.
Wenn die Hängespinnen nur ganz schwach und im Kleinen arbeiten.

4. Regen.

Wenn man gar keine Hängespinnen sieht, oder diese gar nicht spinnen, oder sie ihre Hauptfäden nur ganz kurz machen.

5. Wind.

Wenn sie nicht spinnen.
Wenn sie nur die Speichen ihres Rades machen, ohne die zirkelförmigen Fäden um den Mittelpunkt desselben anzulegen.
Wenn sie plötzlich ein Viertel oder ein Drittel ihres Netzes zerreißen und in einen Schlupfwinkel kriechen.

II. Die Winkelspinnen versprechen:

1. Gutes Wetter.

Wenn sie uns in ihrem Gewebe den Kopf zeigen und die Füße weit vorstrecken.
Wenn sie ihre Eier legen, welches in einem warmen Jahre siebenmal geschieht.

2. Anhaltend schönes Wetter.

Wenn sie ihre Füße, so weit sie nur können, vor sich hinstrecken.
Wenn sie in der Nacht ihre Gewebe vergrößern.

3. Regen.

Wenn sie sich in ihren Geweben ganz umkehren und sich uns nur von hinten zeigen.

III. Die Winterspinnen prophezeien:

1. Gelinde Witterung.

Wenn sie träg und unthätig sind und ihren Winkel selten verlassen.

2. Kälte.

Wenn sie aus dem Winkel hervorkommen, stark hin- und herrennen und um die bestgelegenen, schon fertigen Gewebe kämpfen.
Wenn sie ganz neue Gewebe machen und stark arbeiten.

3. Strenge Kälte.

Wenn sie in der Nacht ein oder mehrere Gewebe übereinander machen; gewöhnlich tritt dann die Kälte zwischen dem neunten und zwölften Tage ein.

Mannigfaltiges.

Ein Herr Giacomo d'Orsola, der sich „Professor der Zauberei" nennt, machte am 2. April im Heidelberger Tagblatte bekannt, daß er am Nachmittage in einer großen Muschelschale mit einem Gespann von acht selbsterzogenen Gänsen den Neckar befahren werde. Diese Ankündigung stellte sich jedoch als ein Aprilscherz heraus. Es hatte sich wirklich zur bestimmten Stunde eine zahlreiche Menschenmenge, worunter namentlich die Damenwelt in großer Anzahl vertreten war, an den Ufern des Neckars eingefunden und eine gute Zeitlang des Herrn Professors und seiner Gänse gewartet, ehe man die Mystifikation inne wurde.

Aus Hamburg wird unterm 3. April berichtet, daß die Leiche der Gräfin Rossi (Henriette Sonntag) am letzten Freitage an Bord des dänischen Schooners „Juno" aus Amerika im Hafen eingetroffen war.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 15. Sonntag, 15. April 1835.

Der verlorengegangene Brief.

(Fortsetzung.)

6.

Das frische Grün und die Blüthenpracht des Frühlings waren vergangen und hatten der üppigen Fülle und Reife des Sommers Platz gemacht. Die Obstbäume beugten sich nun unter der Last ihrer Früchte, die Rebe ließ schon gefärbte Trauben blicken und in den tiefen Schatten der Wälder bildeten sich bereits einzelne bunte Farbentöne des Laubschmucks.

Es war an einem Septembernachmittag. Das milde Licht der niedertauchenden Sonne verlieh den grauen Thürmen des Schlosses Schönfeld einen freundlichen Anstrich und ruhte wie ein lächelnder Scheideblick auf den Gipfeln der ehrwürdigen Ulmen, welche das Schloß umgaben. Spielende Lichtstrahlen fielen durch die Bäume auf die Rasenplätze herab, auf denen sich einige Stücke Rothwild gelagert hatten, und die Drosseln flogen zwitschernd durch die Rebengärten.

Da fuhr ein Reisewagen durch das gothische Spitzbogenthor, welches den Eingang zum Park bildete, und rollte dem Schlosse zu. Im Reisewagen saßen Edmund und Fanny, die Neuvermählten, welche eben von ihrer Hochzeitsreise zurückkehrten, und bei ihnen ein älterer Mann, hoch in den Fünfzigen, ein schönes, ernstes Angesicht voll Verstand, doch überflort von einer gewissen, mit Stolz gepaarten Wehmuth. Es war Herr Dalling, welchen wir früher unter dem Namen Gustav Wartmann kennen gelernt haben. Er war von Frau v. Schönfeld durch die Neuvermählten dringend eingeladen worden, das junge Paar auf der Rückkehr zu begleiten.

Der Reisewagen hielt nun vor dem Schloßportale und auf die Schwelle trat ein edles und anmuthiges Frauenbild, die Herrin des Schlosses. Das volle Licht der Abendsonne fiel auf ihre Züge und Gestalt. Sie trug ein Gewand von schwarzer Seide und einen leichten Spitzen-Ueberwurf. Die Freude und Rührung des Wiedersehens hatte ihr Gesicht verklärt und doch zog eine leise Wehmuth ihren Schleier über die noch immer schönen Züge. Das hellbraune Haar über der heitern, freien Stirn zeigte schon die ersten Silberstreifen und eben dies verlieh ihr noch einen besondern, matronenartigen Reiz, welcher sie fast besser kleidete, als die blühende Schönheit der jungfräulichen Tage.

Nachdem sie rasch, aber mit inniger Wärme ihre Kinder umarmt, wandte sie sich an Herrn Dalling und hieß auch ihn auf's Herzlichste in Schönfeld willkommen. Er bebte zusammen beim Ton dieser Stimme, die ihm mit zauberischer Macht Scenen und Bilder wieder ins Gedächtniß rief, welche seither in grauer Ferne geruht hatten, geschwächt und getrübt durch eine lange Reihe von Jahren mit ihren Erlebnissen und Sorgen. Er blickte der würdigen Dame ins Gesicht und ein neues Wunder trat ihm entgegen in dem Blick ihrer großen braunen Augen voll Herzensgüte, und die weiche, schöngeformte Hand, die in der seinigen lag, erschien ihm wie eine, die er oft gedrückt und die vor Entzücken immer in der seinigen gezittert.

Wie konnte er sich das deuten? Träumte er etwa? — Aus seinem Sinnen weckte ihn der Ton derselben Stimme, die am Anfang schon seine Aufmerksamkeit erregt hatte.

„Wir müssen so schnell wie möglich mit einander bekannt zu werden versuchen und uns um unserer Kinder willen gegenseitig vertragen lernen, Herr Dalling," sagte Frau v. Schönfeld.

„Das wird nicht schwer werden," entgegnete Fanny's Vater mit einer Verbeugung; „ich habe

Digitized by Google

schon aus meiner Tochter Schilderung die Baronin Schönfeld lieben und hochachten gelernt."

Je mehr Herr Dalling von der Schloßherrin sah, desto betroffener und nachdenklicher ward er. Die größten Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten schwebten ihm vor und dennoch konnte er seine Vermuthungen und Ahnungen nicht für ungegründet erachten.

Sein Leben war voll andauernder Mühe und Arbeit, in den letzten Jahren voll peinlicher Sorgen und schwerer Heimsuchungen gewesen und diese hatten ihm manche schlaflose Nacht bereitet; nie aber hatte er eine längere und schlaflosere verbracht, als diese erste unter dem stattlichen Dache, welches seine Tochter, sein Liebling Fanny, nun das ihrer Heimath nannte. Er fühlte, daß er diese Ungewißheit über die Persönlichkeit der Mutter seines Schwiegersohnes nicht einen Tag länger ertragen könnte. Er mußte Gewißheit haben und nahm sich vor, die Gelegenheit dazu herbeizuführen, wenn sie sich nicht von selbst bieten sollte.

Schon am nächsten Morgen fand sich hiezu Veranlassung. Die Dame des Hauses erbot sich nämlich, dem verehrten Gaste nach dem Frühstück das Gut zu zeigen; ein Anerbieten, welches er, mit dem berührten Zweck im Auge, unverweilt annahm.

Schweigend traten sie ihren Spaziergang an, denn auf Beide schien eine beengende Zauberkraft einzuwirken. Endlich hob Herr Dalling mit erzwungener Fassung an:

„Darf ich mir eine Frage an Sie erlauben, gnädige Frau — eine Frage, die Ihnen vielleicht unzeremoniös, ja vielleicht seltsam vorkommen mag —, haben Sie etwa Verwandte, welche den Namen „v. Holtz" führen?"

Er sah sie zusammenbeben, als sie mit scheinbarer Fassung erwiederte:

„Allerdings, Herr Dalling, es ist mein elterlicher Familienname, den ich selbst bis zu meiner Verheirathung geführt habe."

Bei dieser Offenbarung blieben Beide wie in gegenseitigem stummen Einverständnisse stehen und blickten ernst einander an. Gustav Wartmann war nun über die Mittagslinie des Lebens hinaus; sein einst so schönes und noch immer interessantes Gesicht trug Spuren tiefen Kummers und herber Sorge und seine einst so üppigen Locken waren dünn und grau geworden, während seine Züge, die er lange so sehr in seiner Gewalt gehabt, daß sie niemals ein Zeichen von Rührung oberflächlicherer Art an den Tag legten, jetzt unter dem Einflusse einer heftigen Leidenschaft zuckten. Eine leichte Röthe überflog die sonst so bleiche Wange der edlen Dame; sie schöpfte tief Athem und setzte endlich mit hörbar zitternder Stimme hinzu:

„Ja, ich bin Emilie v. Holtz!"

(Schluß folgt.)

Das Fest des Sonnenrads und das Sonnenbrod, oder die deutschen Bretzeln.

(Schluß.)

Bei dem Eintritt des Sonnenfestes hatte man die Gewohnheit, einander Geschenke zu machen. Derjenige, welcher sie überbrachte, mußte an der Thür anklopfen und seine Absicht damit kund thun. Dies hieß man das „Jolklopfen" (nordisch: Julaklop).

Sehr wahrscheinlich erlaubten nun die Mönche bei dem Uebergang zum Christenthum den neuen Bekennern desselben die Beibehaltung ihrer alten, ihnen von Jugend auf so theuer gewesenen Sitten und Gebräuche und wendeten sie blos auf die christlichen Festtage an.

Aus dem Jolfest wurde das Christfest, die zwölf hauptsächlichsten Jolnächte wurden die zwölf heiligen oder Weihnächte, die Jolgeschenke zu Christgeschenken und selbst das Jolklopfen zum Zeichen der Ankunft eines Beschenkers in das Anklopfen bei der Ankunft oder Advent Christi verwandelt und nur dahin abgeändert, daß der Anklopfende, anstatt ein Geschenk zu bringen, zu Ehren Christi vielmehr eines zu erwarten berechtigt war.

Eben dahin gehört wahrscheinlich auch das um diese Zeit noch gewöhnliche Metzeln eines Mastschweins und das Ausschicken der s. g. Metzelsuppen. Denn eben am Sonnenradsfeste wurde dem Gotte der Sonne und der Fruchtbarkeit zu Ehren ein Eber geschlachtet und von dem Opfertisch wurden Geschenke gemacht.

An eben diesem Feste backte man auch das „Sonnenradsbrod" oder „Jolbrod", auch „Jule-Bulla" genannt.

Dieses war eine Art von Kuchenteig, in Gestalt eines Ringes, mit vier Speichen in der Form eines Kreuzes in der Mitte. Der Ring zeigte den Umlauf der Sonne oder des Jahres und die vier Speichen den Frühling, Sommer, Herbst und Winter an.

Digitized by Google

Daher hieß man es auch „Ringelbrod" und in der nordischen Mundart „Kringla."

Wegen der vier Speichen aber waren diese Sonnenbrode sehr zerbrechlich, und wenn man dieselben verspeiste, brach man zuerst die Speichen heraus; deßwegen oder überhaupt wegen ihrer Brechlichkeit wurden sie „Bretzeln" genannt.

Diese Ableitung ist wahrscheinlicher und natürlicher, als die von dem lateinischen „Brecilia"; denn dem Augenschein nach ist dieses Wort keineswegs lateinisch, sondern eben aus dem Deutschen latinisirt.

Mit der Zeit endlich, als man den Ursprung und die Bedeutung des Sonnenbrodes oder dieser Bretzeln vergessen hatte, hörten auch die Bäcker nach und nach auf, sich mit den vier Speichen zu bemühen, sie begnügten sich mit zwei, die sie leicht ineinander schlingen und besser befestigen konnten, und so entstanden die Bretzeln in ihrer jetzigen Form.

Durch diese neue Gestalt oder durch das Ineinanderschlingen der beiden Speichen erhielten sie Aehnlichkeit mit übereinandergeschlagenen Armen, und daher ist es kein Wunder, daß sie in den Klosterverzeichnissen unter dem Namen „Brachiola" (Aermchen) vorkommen.

In den ältesten Zeiten wurden sie mit Oel bestrichen, und als auf der Liptinischen Synode alles mit Oel bestrichene oder besprengte Backwerk, als heidnisch gebräuchlich, verboten wurde, traf dieses Verbot auch die Sonnenbrode oder Bretzeln. Allein es war nicht vermögend, dergleichen Backwerk abzuschaffen. Und so sind denn auch diese zu Ehren des Sonnengottes in der grauesten Urzeit gebackenen Brode noch bis diese Stunde geblieben und nur zu einem Andenken der christlichen Fastenzeit umgeschaffen worden.

Mannigfaltiges.

In dem am 24. März zu Erfurt ausgegebenen Amtsblatt bringt die k. preuß. Regierung als „Warnung" folgenden entsetzlichen Vorfall zur Kenntniß des Publikums: Johann Färber aus Herrnschwende, Kreis Weißensee, 40 Jahre alt, seit frühester Jugend geistig schwach, besuchte zwar die Schule und wurde auch nach erhaltenem Religionsunterricht confirmirt, ohne daß jedoch seine Ausbildung den gewöhnlichen Grad eines Menschen seines Standes erhielt. Bei kleiner Statur, nachlässiger Haltung, schlotterndem Gang, mit einwärts gebogenen Knieen, verrieth das Gesicht bei stotternder Sprache die Stumpfheit und Schwäche seiner geistigen Funktionen. Sein Benehmen wird im Allgemeinen als störrisch geschildert, er diente häufig seiner Umgebung zum Gegenstand des Witzes und nicht zu billigender Scherze. Bei seiner Unfähigkeit zum Arbeiten ward er, um vom Betteln abgehalten zu werden, als Tagewächter in Herrnschwende benutzt, wo er von seinem Bruder unterhalten wurde. Hier befand sich auch das zweijährige Söhnchen seiner Schwester, Namens Albert, welches der Johann Färber öfter mit sich umhertrug. Dies geschah auch am 12. Okt. 1854, und nachdem er mit dem Knaben fortgegangen und nicht wiedergekommen war, wurde er Nachmittags gesucht und endlich außerhalb des Dorfes an der Lache, einem Bache, innerhalb eines Kreises von Weiden gefunden, wo er das Kind dadurch getödtet, daß er ihm die Kehle, Luftröhre und Schlund nebst großen Gefäßen und Nerven durchbissen, alle Weichtheile am Halse abgenagt, das hervorströmende Blut getrunken, die Haut von der Brust, dem Unterleibe, dem Rücken, den Armen herabgezogen und die Fettpolster und Fleischpartieen abgebissen und verzehrt hatte. Die eingeleitete gerichtliche Untersuchung hat die vollständige Unzurechnungsfähigkeit des Färber in Bezug auf die That ergeben. Als einziges Motiv gibt er an, daß er habe Fleisch essen wollen, um groß zu werden; von Reue über die That, sowie von einem Bewußtseyn, daß er ein Verbrechen begangen, hat sich bei dem Färber keine Spur gezeigt. Er ist sofort als gemeingefährlicher Irre in die Irrenbewahranstalt zu Halle aufgenommen worden. Wir bringen diesen entsetzlichen Vorfall hiermit zur öffentlichen Kenntniß und fordern sämmtliche Ortsbehörden, sowie die einzelnen Familienväter, welche das Unglück haben, geisteskranke Angehörige zu besitzen, dringend auf, überall auf solche Unglücklichen eine ununterbrochene und strenge Aufsicht zu führen, da, wie namentlich der vorliegende Fall lehrt, auch der scheinbar unschädliche Geisteskranke dennoch in seinem Irrsinn gefährlich werden kann.

Der „Hamb. Corresp." schreibt aus Artlenburg (Hannover) unterm 29. März: Der im hiesigen Orte entstandene Deichbruch hat einen herzzerreissenden Anblick hervorgebracht. Ein Theil der Strömung des Wassers ging auf den mit vielen Kosten erst angelegten neuen Begräbnißplatz, durch-

Digitized by Google

zählte die Gräber, hob die Särge heraus, welche mit den Fluthen weit ins Feld getrieben wurden. Ueber dreißig Särge sind bereits wieder aufgefischt. Die Lebenden sahen ihre Todten noch einmal wieder, denn die Särge wurden zum Theil geöffnet, um die Gewißheit zu geben, daß es auch der rechte Sarg sey. Männer sahen ihre verstorbenen Frauen, Frauen ihre Männer, Eltern ihre Kinder noch einmal wieder. Ein leerer Sarg wurde auch gefunden und sucht bis jetzt noch der Mann den Leichnam seiner verstorbenen Frau in den Fluthen.

Die Stadt London hatte in vergangener Woche 2099 Geburts- und 1604 Sterbfälle. Unter den letztern waren 139 durch Verwundungen, Verbrennung, überhaupt durch äußerliche Verletzungen Gestorbene und 74 eines plötzlichen Todes Verblichene, welche von der Todtenschau-Jury gewöhnlich mit den Worten: „Todt gefunden, Heimsuchung Gottes," bezeichnet werden.

In Nachgrabungen zu Argos (Griechenland) sind an der Stelle, wo einst der Tempel der Juno stand, 300 Statuen und sonstige Fragmente alter Sculptur zu Tage gefördert worden. Das kleine Dorf Argo, wo diese Nachgrabung geschah, steht auf den Ruinen des alten Argos, welches, Strabo zufolge, die erste Stadt des Peloponnes nach Sparta war. Mehrere dieser Bildsäulen scheinen von Polyklet zu seyn, der nach Phidias der berühmteste griech. Bildhauer war.

Das elektrische Licht wird nun auch bei Taucherglocken unter Wasser angewendet. Der betreffende Apparat besteht aus einem Glascylinder mit einer Linse, welche parallele Strahlen wirft mit dem galvano-elektrischen Apparat innerhalb. Sobald der Taucher Licht braucht, dreht er nur eine feine Schraube, wodurch die in Kohlenspitzen auslaufenden elektrischen Ströme so nahe zusammengebracht, daß sie glühen und mindestens zwei Stunden lang ununterbrochen das intensive Licht verbreiten und einen Cirkel von 40 Fuß Radius vollkommen mit Licht ausfüllen.

Der König der Sandwichinseln, Kamehameha, der Vierte dieses Namens, hat die Prinzessin Viktoria Kamamalu zum „Premierminister" ernannt.

Der Graf Derby sprach in einer der letzten Sitzungen des engl. Unterhauses über die Surrogate für Flachs und Lumpen und hatte zur Erläuterung einen ganzen Probekasten mitgebracht. Derselbe enthielt Fibern des Pisang und ein daraus gefertigtes seidenartiges Gewebe; ferner Papierproben von Pisangfasern, theils ungebleicht, theils durch alle Manipulationen der Papierfabrikation gegangen. Der Rohstoff ist umsonst zu haben, da z. B. in Demerara auf einer einzigen Besitzung jährlich 160,000 Pisangbäume umgehauen wurden und verfaulten.

Die Concertwuth hat sich jetzt sogar schon bis zu den amerikanischen Rothhäuten verstiegen. Zu Buffalo ist vor Kurzem eine Schaar musikalischer Catarangas-Indianer, bestehend aus einer Hornistenbande und einem Sängerchor, öffentlich aufgetreten. Dem Vernehmen nach beabsichtigen diese Urwald-Sänger, eine Kunstreise nach Europa zu unternehmen.

Ein Münchener Kaffeewirth beabsichtigt, mit mehreren Kellnerinnen in altbayerischer Nationaltracht, mit Bock- und Salvatorbier nach Paris zur großen Industrieausstellung zu gehen, wenn ihm anders keine Hindernisse von den franz. Behörden in den Weg gelegt werden.

Sonett.

Wenn Einer starb, den du geliebt hienieden,
So trag' hinaus zur Einsamkeit dein Weh,
Daß ernst und still es sich mit dir ergehe
Im Wald, am Meer, auf Steigen längst gemieden.

Da fühlst du bald, daß Jener, der geschieden,
Lebendig dir im Herzen aufersteh';
In Luft und Schatten spürst du seine Nähe,
Und aus der Thräne blüht ein tiefer Frieden.

Ja, schöner muß der Todte dich begleiten,
Um's Haupt der Schmerzverklärung lichten Schein,
Und treuer, denn du hast ihn alle Zeiten.

Auch 's Herz hat seine Ostern, wo der Stein
Vom Grabe springt, dem wir den Staub nur weihten,
Und was du ewig liebst, ist ewig dein.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 46. Dienstag, 17. April 1855.

Beim Erwachen des Frühlings.

O Sonn', dein heil'ger Schimmer
Entlädt sich mehr und mehr,
Erquickt mit sanftem Flimmer
Die Fluren rings umher.

Der Zephyrn mildes Hauchen
Erschließet jeden Keim,
Mit trunk'nen Lippen saugen
Die Bienen edlen Seim.

Nicht hemmet mehr die Bäche
Ein eisern rauhes Kleid,
Es strömt des Wassers Fläche
In froher Munterkeit.

Nicht trauern mehr im Walde
Die Bäume ohne Grün,
Und rings die weite Halde
Beginnt ihr schönes Blüh'n.

Es freut sich Alles deiner,
Du trauter Frühlingsbot',
Und fürder klaget Keiner
Aus herber Qual und Noth.

Es heitern sich die Mienen
Und jeder Blick, er spricht,
Von dir einmal beschienen:
Ach flieh', ach flieh' nur nicht!

Doch thöricht ist die Bitte
Und eitel allzu sehr,
Du suchst mit schnellem Schritte
Der Zeiten graues Meer.

Wo Alles einst sich endet,
Es seye was da will,
Ob ganz, ob halb vollendet —
Hier schweiget Alles still.

Der verlorengegangene Brief.

(Schluß.)

Gustav Wartmann stand durch den erhaltenen Aufschluß wie versteinert da; er gab weder in Wort noch durch Blicke eine Antwort, bis Frau v. Schönfeld beinahe überrascht hinzusetzte:

„Aber nicht wahr, Herr Dalling, wir sehen uns als Freunde wieder?"

Einen Augenblick lag seine bessere Natur im Kampfe mit dem Stolz; allein entweder besaß er jetzt mehr Selbstbeherrschung als zur Zeit der feurigen, unbedachtsamen Jugend, oder er konnte nicht zürnen noch Rachsucht fühlen angesichts der freundlichen, milden, sanften Frau — kurzum, diesmal trat er seinen alten bösen Dämon Stolz unter die Füße und zwang sich selbst, ihr, wenn auch in etwas kaltem, förmlichem Tone, zu antworten:

„Ja, als Freunde, Frau v. Schönfeld. Gewiß sind wir gute Freunde, wenn Sie es wünschen. Ihre Güte gegen meine arme, mutterlose Fanny hat alles Unrecht ausgeglichen, welches einst Fanny's Vater erdulden mußte. Lassen wir die Vergangenheit ruhen und alles Frühere vergessen seyn."

„Nicht doch, mein Freund!" entgegnete Frau v. Schönfeld sanft. „Lassen Sie uns lieber die Vergangenheit erklären. Herr Dalling, wir sind Beide nicht mehr jung und haben uns hoffentlich die Raschheit der Jugend abgewöhnt. Wir können aber nicht eher wieder wahrhaft gute Freunde seyn, wie wir sie seyn müssen, als bis unsere beiderseitige Treue gegenseitig klar gemacht ist, — und ich wünsche um unserer Kinder willen, daß wir recht gute Freunde werden möchten. Lassen Sie uns daher Beide frei und kühn reden und ohne Furcht, hüben oder drüben zu kränken. Ich

Digitized by Google

verspreche meinerseits, nicht empfindlich zu seyn gegen die Wahrheit, wie sie auch immer seyn möge."

Herr Dalling betrachtete sie forschend und bewundernd, während sie so sprach, und sagte, als sie geendet, halb wie träumend, halb zu ihr gewendet:

„Noch immer derselbe klare Verstand, dasselbe treffliche Gemüth, das ich in meiner Verblendung für trügerisch ansehen konnte! Aber ich bitte um Verzeihung, Madame, und ich verspreche Ihnen, nicht minder wahr und nachsichtig zu seyn, als Sie!"

„So sagen Sie mir denn unumwunden, Herr Dalling, warum Sie mir niemals meinen letzten Brief beantworteten oder den Empfang der Börse bestätigten, die ich mit so vieler Freude für Sie verfertigt hatte."

Er fuhr zusammen, wie von einem Schuß getroffen. Der förmliche, kalte, gemessene Dalling war verschwunden — der glühende, leidenschaftliche Gustav Wartmann stand wieder wie ehedem vor ihr.

„Ich habe ihn beantwortet, Emilie, aus der Tiefe und Fülle meiner Seele! und wie glücklich, wie voll diese war, vermag ich kaum zu beschreiben. Ja, ich beantwortete Ihren Brief, aber Sie antworteten mir nie auf den meinigen, Emilie!"

„Ich versichere Sie, daß ich nie einen solchen erhalten habe!"

Einige Minuten vergingen nach dieser Erörterung, bevor Eines der Beiden sprach; endlich aber rief Herr Dalling:

„O wie sehr habe ich Ihnen Unrecht gethan, Emilie! In diesem Augenblick ist mir, als erblicke ich tief unten in einem finstern Abgrunde das Bild des Bösen, der mein Inneres beherrschte. In meinem Busen saß der Teufel, und ich habe ihn meinen guten Engel genannt! Wenn ich noch nicht zu alt bin, um mich zu bessern, so sind Sie das Werkzeug meiner Besserung geworden. O ich bitte Sie nicht um Verzeihung, edle, großmüthige Frau, denn ich fühle, daß Sie mir bereits vergeben haben!"

Frau v. Schönfeld begriff, was es den stolzen Mann gekostet haben mußte, dieses Zugeständniß zu machen, und sie schätzte ihn hoch für diese Bemühung.

„Wir haben Beide Tadel und Vorwürfe verdient und bedürfen daher Beide in gleichem Maße der Vergebung," sprach sie. „Doch wir würden umsonst jetzt die Vergangenheit beklagen; lassen Sie uns vielmehr darüber freuen, daß unsere alte Freundschaft auf der festen Grundlage vollkommenen Vertrauens wiederhergestellt und durch die Verbindung unserer theuern Kinder noch mehr befestigt ist."

Statt aller Antwort bot ihr Herr Dalling seinen Arm mit der vertraulichen Artigkeit eines alten Freundes, da er die edle Dame etwas angegriffen sah, und sie wanderten eine Weile still neben einander her. Endlich fragte Frau v. Schönfeld:

„Glich Fanny's Mutter einigermaßen derselben?"

„Mit nichten!" gab Herr Dalling zur Antwort und seine Stimme bebte leise. „Meine selige Friederike war sanft und hold, hatte aber wenig Aehnlichkeit mit meiner kleinen Fanny."

„Und Ihre Ehe war wohl eine glückliche? Das sollte mich von Herzen freuen!"

„Ich wäre der undankbarste Mensch gewesen, wenn ich mich nicht glücklich gefühlt hätte," war die Antwort; — „und auch die Ihrige, Emilie, war wohl ..." er hielt inne und wußte nicht, weßhalb, während sie gesenkten Blickes und leise erwiederte:

„Ich bin nun sehr, sehr glücklich."

Ein Gefühl innigster Hochachtung und Bewunderung ließ Herrn Dalling eine Weile ganz stumm; dann sagte er im Tone der innigsten Ueberzeugung:

„Emilie, Sie sind die edelste, erhabenste Frau, die ich je kennen gelernt habe!"

Frau v. Schönfeld gab keine Antwort; als sie aber mit einander ins Schloß zurückkehrten, sagte sie in ihrem gewohnten freundlichen, ruhig-heitern Tone zu ihm:

„Und nun, Herr Dalling, lassen Sie uns nach Edmund und Fanny sehen, und damit sie aus unseren Irrthümern lernen mögen, daß Vertrauen der bessere Theil und die Blüthe der Liebe ist, so lassen Sie uns ihnen nunmehr die Geschichte von unserem verlorengegangenen Briefe erzählen." —

Das Giftthal auf Java.

Aus dem Tagebuche eines Augenzeugen.

... Wir nahmen ein paar Hunde und mehrere Hühner mit uns, um damit an verschiedenen Orten Versuche anzustellen. Am Fuße des Gebirges angekommen, hatten wir noch ungefähr zehn Minuten an dem Abhange hinzuklettern, wobei wir uns an

Digitized by Google

den Baumzweigen festhalten mußten. Nur noch ein paar Ellen von dem Thale entfernt, fühlten wir plötzlich einen starken, widrigen und erstikkenden Geruch, der uns jedoch verließ, sobald wir dicht an den Rand gelangten. Das Gift- oder Todtenthal scheint ungefähr eine Viertelstunde im Umfang zu haben, ist ziemlich eirund und mag dreißig bis fünfunddreißig Fuß tief seyn. Der Boden ist ganz eben; nirgends eine Spur von Vegetation. Hie und da liegen zerstreut Steine wie große Flußkiesel und das ganze Terrain ist bedeckt mit den Knochenüberresten von Menschen, Tigern, Ebern, Hirschen, Pfauen und allen möglichen Vögeln. Irgend einen aufsteigenden Dampf oder eine Oeffnung im Boden vermochten wir nicht zu entdecken; der letztere schien uns hart und von sandiger Beschaffenheit. Es wurde der Vorschlag gemacht, in das Thal hinabzusteigen, was mit einiger Schwierigkeit verknüpft war, zumal ein falscher Fußtritt bei dem Mangel genügender Hilfe einen Jeden in die Ewigkeit geschleudert hätte. Weiter als ungefähr achtzehn Fuß über dem Boden wagten wir uns indeß nicht. Wir empfanden hier zwar keine Athmungsbeschwerden, doch ein stechend widerlicher Geruch belästigte uns. Es wurde nunmehr ein Hund an eine achtzehn Fuß lange Bambusstange gebunden und hinabgelassen. Wir hatten die Uhren in der Hand und in vierzehn Sekunden schon fiel er auf die Seite; jede Gliederbewegung hörte auf, wiewohl er noch fünfzehn Minuten lang athmete. Wir ließen sodann einen zweiten hinab, welcher bis dahin lief, wo der andere Hund lag; hier stand er plötzlich still und fiel nach zehn Sekunden nieder, ohne mehr zu zucken, doch athmete er noch sieben Minuten lang fort. Nun wurde der Versuch mit einem Huhn gemacht, welches in einer halben Minute starb; ein zweites war todt, ehe es noch den Boden berührte. — Uns gerade gegenüber neben einem großen Stein lag das vollständige Skelett eines Menschen; er war umgekommen auf der Seite liegend, die rechte Hand unter dem Haupte; das Wetter hatte die Knochen so weiß gebleicht, daß sie wie Elfenbein schimmerten.

Mannigfaltiges.

Am 3. April fand in der Kirche der Invaliden zu Paris eine eigene Feierlichkeit statt. Ein Zuave, der vor Sebastopol beide Hände und Füße verloren und der wegen seiner Tapferkeit zum Unterlieutenant ernannt und im Invalidenhotel zugelassen worden war, spielte die Hauptrolle dabei. Der unglückliche und zugleich glückliche Invalide verheirathete sich nämlich mit einem jungen vermöglichen Mädchen, das ihm vor seiner Abreise nach dem Orient Hand und Herz zugesagt und dem verkrüppelten Helden das Wort hielt, das es dem jungen Krieger gegeben, als er voller Hoffnungen in den Kampf zog. Der Gouverneur, sein Generalstab und alle übrigen Bewohner der Invaliden wohnten der Trauung bei. Der Kaiser und der Prinz Jerome hatten sich durch Adjutanten vertreten lassen. Ersterer ließ dem jungen Helden nach der Trauung in seinem Namen das Kreuz der Ehrenlegion übergeben und eine Ehrendame der Kaiserin überreichte der jungen Frau im Namen ihrer hohen Gebieterin ein reiches Geschenk. Alle Anwesenden waren tief gerührt und man wußte nicht, wem man mehr Sympathie schenken sollte, dem armen Krieger oder der treuen Braut.

Der ehemalige Direktor der Prager Sternwarte, Dr. Kreil, gegenwärtig in gleicher Eigenschaft in Wien, hat einen „Erdbebenmesser" erfunden, der aus einer Pendelstange, die sich in jeder Richtung schwingen, aber nicht drehen kann, und einem daran befestigten senkrechten Cylinder besteht, welcher durch ein darin befindliches Uhrwerk binnen 24 Stunden einmal um seine vertikale Achse gedreht wird. An einem neben dem Pendel festgestellten Pfahle ist ein dünner elastischer Arm angebracht, der sich gegen den Cylinder erstreckt und auf denselben einen Bleistift leicht andrückt. Auf der Oberfläche des Cylinders entsteht dadurch eine unterbrochene Linie, so lange der Pendel in Ruhe ist; wird er aber in Schwingungen versetzt, so zeichnet der Bleistift Striche, welche die Zeit des Eintritts angeben und aus deren Größe und Richtung man auch auf die Stärke und Richtung des Stoßes schließen kann.

In Pesth ist in neuester Zeit ein „Wegmesser" erfunden worden. Der ganze Apparat ist so klein, daß er leicht in die Rocktasche gesteckt werden kann, und gleicht einer Uhr mit einem Zifferblatt, auf dem sich zwei Zeiger befinden. Wird derselbe an einen Wagen angebracht, so durchläuft der größere Zeiger bei 1000, der kleinere bei 10,000 Radumwälzungen den Kreis. Will man nun wissen, welche Strecke der Wagen zurückgelegt hat, so braucht man nur den Umfang des Wagenrades mit der Zahl seiner Umwälzungen zu multipliziren.

Digitized by Google

Die amerikan. Kriegsdampffregatte „Susquehannah" ist am 10. März von ihrer Reise um die Welt nach Philadelphia zurückgekommen; sie war über drei Jahre unterwegs und hat einen Weg von 61,037 Meilen gemacht. Während dieser Zeit besuchte sie Rio, Madeira, die Kapstadt, Isle de France, Zanzibar, Ceylon, Singapore, Macao, Hongkong, Whampoa, Manilla, Nanking, Shanghai, Japan, die Sandwichinseln, San Francisco, Acapulco, Valparaiso.

Am 12. März ist das schöne amerikan. Paketboot „Hendrik Hudson" auf der Reise von New-York nach London untergegangen, doch wurden glücklicherweise Passagiere und Mannschaft, mit Ausnahme von zwei Personen, gerettet und nach Philadelphia gebracht.

Von Sidney in Australien kommt zur Pariser Ausstellung eine Statuette, die das goldene Zeitalter jenes Erdtheils buchstäblich auf goldene Weise personifiziren soll, nämlich „ein ganz von massivem Gold gefertigter Goldsucher mit allen seinen Werkzeugen."

Aus dem Städtchen Steinhude (Schaumburg-Lippe) wird ein eigenthümliches Kunstwerk zur Ausstellung nach Paris kommen. Einem dortigen Webermeister ist es nämlich gelungen, ein Hemd ganz ohne Naht zu weben, woran Alles mit der größten Genauigkeit ausgeführt ist, als hätte die kunstreichste Nadel es gearbeitet. — Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts war es einem geschickten Weber in demselben Orte gelungen, ein derartiges Meisterstück zu liefern, welches sich der höchsten Anerkennung des damals regierenden Grafen Wilhelm zu erfreuen hatte und noch jetzt in der Familie forterbt als stolzes Vermächtniß des Vaters an den Sohn.

Thierry Maertens, Bürger von Aloft, heißt der Buchdrucker, welcher diese Kunst zuerst in Belgien übte. Seine Vaterstadt hat beschlossen, ihm ein Denkmal in einem Standbilde zu setzen, welches der Bildhauer W. Geefs ausgeführt und Wittoz in Paris gegossen hat. Das als gelungen bezeichnete Werk soll in Paris ausgestellt werden.

Beim Graben eines Brunnens am Fuße des Schlosses von Mons (Belgien) fanden die Arbeiter ein Kistchen voll wohlerhaltener römischer Münzen und eine Inschrift, die es außer Zweifel setzt, daß Quintus Cicero, Bruder des großen Redners, hier mit seinen Legionen stationirte, während auch der Ort bestimmt ist, wo er die blutige Schlacht gegen die Nervier schlug.

In Lüttich starb unlängst eine Dame aus angesehener Familie in der Zurückgezogenheit eines Klosters. Sie war Mutter von acht Kindern: fünf Söhnen, die sämmtlich Redemptoristen geworden, und drei Töchtern, die auch der Welt entsagt und den Schleier genommen haben.

In dem Salon eines vornehmen Hauses in Wien enden gegenwärtig Abends die Gesellschaftsspiele damit, daß der Verlierende eine Anweisung auf 20 Pfund Charpie ausstellen muß, welche er für eine der Armeen in der Krim zu liefern verpflichtet wird.

Ist kein Aller da? In dänischen wie in schwedischen Blättern werden die Nachkommen oder Verwandten des Schuhmachermeisters Johann Joachim Aller aufgefordert, eine Erbschaft von 300,000 Thlrn. in Besitz zu nehmen. Bis jetzt hat sich Niemand gemeldet.

Buchstaben-Räthsel.

Als Sach' und Wort euch wohlbekannt,
Stamm' ich, ein Fremdling, aus dem Land,
Von dem Gebräuch' und Sitten anzunehmen,
Sich Hermann's Söhne längst bequemen;
Das Liebste legt ihr bei mir nieder
Und holt's nach Zeit und Umstand wieder. —
Wenn ihr voran drei Zeichen streicht,
Verkehr' ich, wandelbar und leicht,
Mich in die Göttin aller Schönen,
Ach, in ein launisch eitles Weib!
Zwar oft entstell' ich Geist und Leib,
Doch muß der Kunstgeschmack mir fröhnen. —
Tilgt noch ein Zeichen, und ein Kind der Musen
Entsteht, veredelter und höherer Natur;
Zu Hochgefühlen hebt es euern Busen,
Beseligt folgt ihr seiner Spur.

Redaktion; Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 47. Freitag, 20. April 1855.

(Verspätet.)

* Klänge vom Schwarzbach.

Lenz, wo weilest du so lange?

Lenz, wo weilest du so lange?
Göttersohn im Lichtgewande!
Deiner harren rings die Lande,
Echo stöhnt am Felsenhange:
„Lenz, wo weilest du so lange?"

Lenz, wo weilest du so lange?
Vöglein, deine treuen Boten,
Flüstern in dem Busch, dem todten,
Möchten grüßen dich mit Sange:
„Lenz, wo weilest du so lange?"

Lenz, wo weilest du so lange?
Festlich dir die Bahn zu schmücken,
Tausend Kelche schon sich schicken;
Halb geöffnet steh'n sie bange:
„Lenz, wo weilest du so lange?"

Lenz, wo weilest du so lange?
Dich mit Düften zu umkosen,
Woll'n sich öffnen alle Rosen,
Seufzen in der Knospen Zwange:
„Lenz, wo weilest du so lange?"

Lenz, wo weilest du so lange?
Liebe möchte Kränze winden
Und nicht Blumen kann sie finden,
Und das Herz in heißem Drange
Klagt: „Wo weilest du so lange?"

Lenz, wo weilest du so lange?
Möcht' dir duft'ge Lieder singen,
Doch der Saiten mattes Schwingen
Tönt nur stets in einem Klange:
„Lenz, wo weilest du so lange?"

Der Schatz im Schlosse zu Darmstadt.

Erzählt von Ernst Pasqué.

Im alten Schlosse zu Darmstadt, so geht die Sage, liegt, von einem Löwen bewacht, ein großer Schatz verborgen. Derselbe soll sich in einem der Gewölbe befinden, die noch von dem alten Katzenellenbogischen Schlosse herrühren, welches 1546 durch den kaiserlichen General Graf Büren zerstört und dessen Ueberreste dann von Landgraf Georg I. zu dem neuen, 1568 begonnenen Schloßbau benutzt wurden. In neuerer Zeit ist diese Sage oft und vielmals erzählt und besungen worden. Im vorigen Jahrhundert begnügte man sich nicht mit der Erzählung, sondern man glaubte an den Schatz und versuchte oft das Unmögliche, ihn zu heben. Besonders zur Zeit des Landgrafen Ernst Ludwig (in der zweiten Hälfte seiner Regierungsepoche, 1700 bis 1739) fanden solche Schatzhebungsversuche statt. Jener Fürst beschäftigte sich viel mit der Alchymie, wie fast alle Fürsten seiner Zeit. (In einem der Häuschen auf dem Schloßwalle, die nach dem Tode Ludwigs I. (1830) entfernt wurden, befand sich sein Laboratorium.) Der Landgraf glaubte an diese Wissenschaft und forschte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln nach dem Stein der Weisen, und das war der erste Schritt zu größerem Uebel, denn bei dem Alchymisten konnte man füglich das Sprichwort anwenden:

„Hat dich der Teufel erst bei einem Haar,
So hat er dich auch ganz und gar."

Eins der nächsten Folgen des Studiums der Alchymie war der Glaube an den verborgenen Schatz, und da die so emsig gepflegte, theuere Wissenschaft kein befriedigendes Resultat liefern wollte, so war es ganz natürlich, daß der Land-

Google

graf sich mit dem Gedanken vertraut machte, den Schatz zu heben.

Viele Schatzheber, Teufelsbanner und Beschwörer erschienen nun in Darmstadt und versuchten ihr Heil. Doch vergebens! Weder einen Schatz, noch einen ihn bewachenden Löwen konnten sie in den vielen und großen Gewölben des alten Schlosses auftreiben und mußten mit Schimpf und Schande Stadt und Land verlassen. Doch so viel ihrer auch gingen, die neuen, die sich meldeten, wurden dennoch aufgenommen, machten ihre Versuche, Beschwörungen und — endeten wie ihre Vorgänger.

Der Glaube an dergleichen verborgene Schätze war damals (im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts) allgemein und es gab wenige alte Schlösser, von denen man nicht Derartiges vermuthete. Auch in dem benachbarten Homburg stand es so und ein Schatzgräber Namens Gallici hatte sich dort Eingang zu verschaffen gewußt und das völlige Vertrauen des dortigen Landgrafen Friedrich III. angeeignet. Nach vielen vergeblichen Versuchen, die dem Fürsten keine Schätze brachten, wohl aber bedeutende Summen kosteten, demonstrirte Gallici demselben, daß er keinen verborgenen Schatz im Schlosse habe, womit der betrogene Landgraf sich zufrieden geben mußte und auch gab. Zu dieser Zeit, im Jahre 1729, kam der Landgraf Ernst Ludwig nach Homburg und lernte Gallici kennen. Dieser seine Betrüger, der seine angebliche Kunst mit einem wissenschaftlichen Nimbus zu umhüllen wußte, gewann auch bald das Vertrauen Ernst Ludwigs dadurch, so daß derselbe ihn einlud, sein Glück an dem Schatze im Darmstädter Schlosse zu versuchen.

Gallici, welcher die Gefahr wohl einsah, der er sich aussetzte, an zwei so nahe verbundenen Höfen ohne Erfolg zu operiren, schützte anderweitige Verpflichtungen vor und machte sich aus dem Staube. Jedoch behielt er Darmstadt mit seinem verborgenen Schatze und gläubigen Fürsten im Auge und zwei Jahre später, im Jahre 1731, glaubte er sich sicher genug, um sich dem Landgrafen wieder nähern zu dürfen. Er hielt sich damals in Nordhausen auf (er gab vor, daß die beiden dortigen Bürgermeister seiner „Frauen Schwester Söhne" seyen) und sandte unterm 4. Oktober jenes Jahres dem Landgrafen ein Schreiben zu, worin er unter Anderm sagte, daß er nun zu der Ansicht gelangt sey, daß vor allen Dingen eine Springwurzel zur Schatzhebung nöthig sey und er einen Mann, neunzehn Meilen von Nordhausen, kenne, der eine solche Wurzel mit aus Aegypten gebracht und sie unter folgenden Bedingungen für die Operation im Schlosse zu Darmstadt herleihen wolle. Jener Mann verlange:

„1) daß der Herr wahrhaftig ein verschlossen Gewölbe mit einem großen Schatze besitze; — 2) ihm die hohe Versicherung zu geben, daß er um seine Wurtzel nicht gebracht, oder ihm mit Gefängniß oder anderer Gewalt zugesetzt werden solle, solche zu extradiren, wenn er sey schon einmal bei einem gewissen Grafen in Gefahr gewesen; — 3) schrifftliche, bündige, hohe Versicherung, was er zu seinem Theil und seinen interessenten haben solle; 4) verlanget er nicht mehr als hundert Thaler caution, damit, wenn ja allenfalls, wie ihm schon widerfahren, der Herr hernach kein Gewölbe besitze, er sich an den hundert Thalern vor seine Versäumniß, Mühe und Wege erholen könne."

Dagegen führt der Springwurzel-Besitzer an:

„1) daß er, bei Verpfändung von Ehre, Seel' und Seligkeit, versichere, die wahre Springwurtzel zu besitzen; — 2) daß er mit derselben alle verborgene Schätze könne und wolle heben und alle obstacula der Geister zu nichte mache; — 3) verpfände er nebst noch dreien Bürgern ihr aller Hab und Gut an Häusern und liegenden Gründen, und setzet solche zu hypothec, wofern er seine Sache nicht præstiret."

„Sind nun Ew. Hochfürstl. Durchlaucht" — fährt Galliri in seinem Schreiben fort — „noch gnädigst gesinnet, dieses natürliche Geheimniß zu sehen und die Probe an dem in dem Schlosse befindlichen verschlossenen Schatze machen zu lassen, so geruhen Sie eiligst einen sichern Bevollmächtigten an mich zu beordern mit den verlangten Punkten und mit benöthigten Reisekosten, und ich will Ew. Hochfürstl. Durchlaucht die hohe satisfaction verschaffen, die Sie mit so vielen angewandten Unkosten bisher nicht haben erlangen können."

Zugleich erbietet er sich aber auch schlau, „gegen Uebersendung der verlangten Punkte, hohen Vollmacht und zweihundert Reichsthaler" in vierzehn Tagen selbst mit der Springwurzel in Darmstadt anlangen zu wollen. — Letztern Antrag nahm der Landgraf an. Die zweihundert Reichsthaler wanderten alsogleich in die Tasche des Schatzhebers und etliche Wochen später langte derselbe in höchsteigener Person sammt der „wahren Springwurtzel" in Darmstadt an und wurde auf fürstliche Kosten in der Herberge zum „fröhlichen Mann" einquartiert, woselbst der Nordhäuser gewiß weidlich seines Leibes pflegte und

Digitized by Google

ſich den neuen „Bergſträßer“ vom Jahre 1731 wohl munden ließ.

Gallici ging nun ans Werk. Leider habe ich nicht auffinden können, worin ſeine Beſchwörungen und Schatzhebungsverſuche beſtanden; doch ſo viel ſteht feſt, daß all ſeine Bemühungen und die der „wahren Springwurzel“ ohne Erfolg blieben, dabei aber den allzu leichtgläubigen Landgrafen ein Stück Geld um's andere koſteten. Endlich wurde demſelben die Sache denn doch bedenklich und er ging dem Geiſterbanner ernſt und ſcharf zu Leibe, worauf dieſer denn für gut fand, an einem ſchönen Morgen des Monats März 1732, als gerade ein verſprochener endlicher Erfolg ſich zeigen ſollte, ſpurlos aus Darmſtadt zu verſchwinden.

(Fortſetzung folgt.)

Das öde Landhaus.

Ein Reiſeabenteuer.

Vor mehreren Jahren, als ich mit einer älteren Verwandten im ſüdlichen Frankreich reiste, ward ich durch das unvermuthete Erkranken der letztern in der kleinen Stadt Bezieres aufgehalten. Meine Tante erholte ſich nur langſam wieder und in dieſer für mich ſehr langweiligen Zeit ſuchte ich mich ſo viel als möglich durch Spaziergänge zu entſchädigen, die ich in die nächſte Umgebung, auf eine oder zwei Lieues anſtellte, um das Thun und Treiben der ackerbauenden Bevölkerung zu beobachten und Bekanntſchaften mit dem Landvolke anzuknüpfen.

Auf einem meiner Ausflüge ſah ich eine hohe Mauer und ein eiſernes Thor in der Nähe der Straße. Ich verließ daher dieſe und ging auf das Thor zu, um durch die Gitter einen Blick ins Innere zu werfen. Allein ich fand die Stäbe ſo mit Schlingpflanzen aller Art überwachſen, daß ich nichts Anderes unterſcheiden konnte, als ein Haus, das etwa hundert Schritte vom Thore tief im Garten ſtand. Das Thor war übrigens nicht geſchloſſen, wie ich fand; ich gab ihm einen Stoß und es gelang mir, obſchon es ſich nur ſehr ſchwer in den verroſteten Angeln drehte und am Boden ſtreifte, es wenigſtens ſo weit zu öffnen, daß ich meinen Kopf hindurchſtrecken konnte.

Welcher Anblick bot ſich aber mir! Das Haus, aus dunklen Backſteinen gebaut, ſah aus, als wäre es ſeit einem Jahrhundert nicht mehr bewohnt worden; das Dach war ſehr zerfallen, der Mörtel des Bewurfs ganz geſchwärzt von Alter, die Steinſtufen der Vortreppe mit Flechten überwachſen und die Fenſter alle von verblichenen und zerſchlitzten venetianiſchen Blenden verſteckt. Der Garten war ein Dickicht von Unkraut und verwilderten Roſenbüſchen und die Gartenpfade gar nicht mehr zu erkennen, mit Ausnahme eines einzigen breiten, welcher in gerader Richtung vom Gartenthore auf die Hauptthüre des Hauſes führte. Nachdem ich dieſe Scene der Verwüſtung eine Weile angeblickt, verließ ich ſie mit einer ſonderbaren Regung von Neugier. Warum mag denn dieſer einſt ſo anmuthige Ort verlaſſen und vernachläſſigt worden ſeyn? fragte ich. Er war ja keine Burg, Schloß oder Abtei, welche man in Trümmer fallen läßt, weil ſie keine für die heutigen Sitten paſſenden Wohnplätze mehr ſind. Im Gegentheil war das Gebäude, welches ich geſehen, verhältnißmäßig modern und nur aus Mangel an den nothwendigen zeitigen Reparaturen und an genügendem Schutze vor der Witterung in Verfall gerathen. Vielleicht knüpft ſich irgend eine wehmüthige Geſchichte an dieſe Oertlichkeit, dachte ich; oder vielleicht iſt das Geſchlecht ausgeſtorben, dem es einſt gehörte; vielleicht iſt auch nur ein Prozeß die Urſache ſeiner Zerſtörung, die minder tragiſchſte von allen Möglichkeiten.

Auf dem Heimwege fragte ich eine Frau im nächſten Dorfe, ob ſie mir ſagen könne, wem jenes öde Landhaus gehöre.

„Einem Spanier,“ war die Antwort; „aber er iſt todt.“

„Und wem gehört es jetzt?“ forſchte ich weiter — „warum läßt man es denn in Trümmer fallen?“

„Darüber kann ich keine Auskunft geben,“ erwiederte die Frau einſylbig und trat kopfſchüttelnd wieder in das Häuschen, unter deſſen Thüre ſie geſtanden hatte.

Noch am gleichen Tage fragte ich beim Mittageſſen unſern Wirth, ob er die Oertlichkeit kenne und meine Neugier zu befriedigen vermöge. Er bejahte Beides und gab mir einige Notizen. Der letzte Bewohner des Gutes war ein Graf Ruy Gonzalez, ein Spanier, geweſen, deſſen Frau unter einigen auffallenden und ſchmerzlichen Umſtänden geſtorben war, über welche Niemand nähere Auskunft zu geben vermochte. Der Graf hatte ſie leidenſchaftlich geliebt und war kurz nach ihrem Tode nach Paris übergeſiedelt, wo er bald darauf ebenfalls geſtorben. Da das Gut einen Theil des Vermögens der Dame gebildet hatte, war es nach deren Tode einem entfernten

Digitized by Google

Verwandten von ihr zugefallen, welcher es vermiethete; allein der Miethsmann hatte es nach einem Aufenthalt von wenigen Monaten wieder verlassen und einen Theil des Miethzinses zum Opfer gebracht. Andere Miethsleute, welche das Landhaus nach ihm bezogen, hatten es sämmtlich unter irgend einem Vorwande bald wieder verlassen, und nun stand es seit geraumer Zeit in einem wahren Verrufe weit und breit, der ihm so hartnäckig anhaftete, daß an ein ferneres Vermiethen gar nicht mehr zu denken war.

Diese Nachrichten waren natürlich nur geeignet, mein Interesse für das verlassene Landhaus noch mehr zu steigern, und am folgenden Tage konnte ich es kaum erwarten, bis meine Kranke in ihren Mittagsschlaf versunken war, damit ich meinen Besuch wiederholen und meine Nachforschungen weiter ausdehnen könnte. Ich fand das Gartenthor wieder angelehnt und mit Aufbietung aller meiner Kraft gelang es mir, den Eintritt zu erzwingen. Noch hatte ich keine drei Schritte gethan, so huschte vor mir eine Schlange über den Weg und der Boden wimmelte von Eidechsen; da ich aber entschlossen war, um jeden Preis das geheimnißvolle Haus zu betreten, so schritt ich gerade darauf los. Eine genaue Besichtigung der Fronte zeigte mir nur das, was ich schon von weitem gesehen; darum wandte ich mich links, umging das Gebäude und gelangte nach dessen Rückseite, wo ich die Reste eines kleinen Blumengartens mit einem Rasenplatze darin und dahinter, durch eine Mauer geschieden, einen Hof, der von verfallenen Stall- und Oekonomiegebäuden umgeben war, gewahrte. Die wichtigste Entdekkung war jedoch für mich die einer offenen Thüre, welche in das Haus führte. Es mußte also doch irgend Jemand darin wohnen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine neue Spekulation, die möglicherweise einschlagen kann, beschäftigt jetzt eine Miß Pellet in den Minengegenden Californiens. Sie sammelt nämlich Subscriptionen zur Einführung von 5000 jungen Mädchen aus Neu-England. Doch müssen dieselben von den Mäßigkeitsvereinen als tugendhaft empfohlen seyn, wogegen die californischen Temperenzsöhne sich zu verpflichten haben, die auf solche Weise importirten Schönen sogleich unter die Haube zu bringen.

Nächstens kommt in Paris eine merkwürdige Autographensammlung zum Verkauf, die größtentheils aus den Mappen Voltaire's herrührt. Sie enthält viele Briefe Voltaire's, Rousseau's, der Akademiker, wie Kardinal Bernis, Diderot, Dorat; dann Handschriften vom Herzog v. Villars, dem Ingenieur Sebastian Le Prestre de Vauban und mehrere Briefe der Prinzessin Elisabeth, Schwester Ludwigs XVI., und die Handschrift seiner Gemahlin Marie Antoinette.

In Madrid fand eine besondere Feier statt, welche an die frühere Dichterkrönung auf dem Capitol in Rom erinnert. Der Dichter Quintana nämlich wurde im Senatspalast mit dem goldenen Lorbeer bekränzt und zwar von der Königin selbst, welcher der Lorbeer von Espartero gereicht wurde, nachdem dieser ihn aus der Hand des ersten dramat. Dichters Spaniens, Hartzenbusch, eines gebor. Deutschen, empfangen hatte. Eine Rede, Gesang und Festmahl fehlten dieser Feier nicht, bei welcher das diplomatische Corps, die Minister, Stadtbehörden, Abgeordneten ꝛc. gegenwärtig waren.

In Paris ist der Rücktritt der Rachel vom „Theatre français" behufs ihrer beabsichtigten Kunstreise jetzt entgiltig entschieden. Auch Frau de la Grange ist in diesem Monat nach New-York abgereist und hat einen Vertrag auf zehn Monate für 200,000 Franken nebst Vergütung aller Reise- und Unterhaltungskosten abgeschlossen.

Rossini ist auf der Reise nach Paris begriffen, um dort einige Zeit zuzubringen; dies spricht für seine Genesung.

Im Bezirke der Residenz Kediri auf Java wurden im Verlaufe des Jahres 1854 nicht weniger als 147 Tiger getödtet. Die Regierung hat wohlweislich die Prämien auf Vertilgung dieser schrecklichen Landplagen vermehrt.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in № 46:
Commode — Mode — Ode.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 48. Sonntag, 22. April **1855.**

Disibodenberg.

Sieh! wo in jenem Wiesenthale — rings umgeben
Von schroffem Steingebirge, hoch zur Seit' — der Reben
Laubgewind' sich zierlich über Hänge schlingen,
Die, abwärts führend, dich an Ufers Staden bringen,
Wo Glan- und Nahe-Fluß zu einem Strom sich binden,
In schnellem, raschem Lauf dann Wald und Flur umwinden. —
Steht aufwärts dort auf schön gerund'tem Bergesrücken
Des Disibodenberges kleines Paradies,
Das die Natur so lieblich hier erstehen ließ.

Wie reizend blickt, aus heiterm Himmel, von den Höhen
Der Eichen junges Grün! Wie sanft in Lüften wehen
Der Blüthen Kronen dort an steilen Felsensteigen,
Wo dunkle Tannen hoch bis zu den Wolken reichen
Und über Felsensturz zum Ohre schmeichelnd dringen
Der Quellen laute Tön', die aus der Erde springen!
Den Wogen gleich, die tief des Meeres Grund entsteigen,
In Bögen hoch anschwellen, ab sich wieder neigen,
Sieht man des schönen Landes fruchtreiche Hügel zieh'n,
Geschmückt mit Bäumen, die in Lenzespracht erglüh'n;
Hell schimmern in dem Sonnenlicht die Bergesstraßen,
Die auf sich winden und der Höhen Kanten fassen,
Hinab sich schlängeln dort, zum nahen Dörfchen eilen,
Dann, lang ausdehnend sich, im Wiesengrunde weilen;
Und leuchtend längs den fernen Waldesgründen
Schaut man die Nahe wieder durch die Thäler münden,
Lichtvoll erhoben von der Sonne Morgenglanz,
Wälzt näher sich heran ihr reicher Wasserkranz,
Hinstürzend stets; durch stolz erbauter Brücke Bogen
Gleiten sanft dann hier vorüber ihre Wogen.

Dort, in des dunklen Haines schönen Buchengängen,
Wo lautvoll tönt in unermüdlichen Gesängen
Der Drossel und der Amsel Lied, hoch schwellend auf,
Die Nachtigall aushaucht der Töne Zauberlauf —
Dort standen jenes Klosters weit berühmte Hallen
Und jener Kirchen Prachtgebäude, die zerfallen;
Gestürzt, zertrümmert durch der Zeiten Sturmgewalten,
Altäre fielen wie der Heil'gen Kunstgestalten;
Es sanken dieser Tempel schön gewund'ne Säulen
Und ihre Priester mußten von dem Berge eilen.
Wo einst erbrausten zu der Orgel Feierklängen
Im Chor von Tausenden der Kirche Hochgesänge,
Steh'n nackter Bögen Rümpfe nur; auf Grabgebilden
Man wandelt, die im Erdenschooße tief verhüllten
Der frommen Männer Leiber, die, in Glaubenssiegen
So stark einst, nun in Schutt versunken liegen.
Des stolzen Domes Dach, einst ragend in die Lüfte,
Schützt, eingestürzt, nicht mehr der Todten stille Grüfte;
Wo sonst er hob das Haupt in Wolkenlüften rein,
Brennt heiß der Sonne Strahl herab auf Moosgestein.
Doch aus den Trümmern, die von Stürmen Zeugniß geben
Bewegter Zeit, ringt sich ein junges Pflanzenleben;
Es ranket Epheu sich um sie in ewig grünen Zweigen
Und aus dem Schutt hervor erwachsen junge Eichen.

Leb' wohl, du Hain, mit deinem trauten Schatten,
Mit deinen Trümmern, die mich stets ergriffen hatten!
Wie konnt' in dir man süßer Täuschung leben,
Die selbst ein Weltbesitz vermag nicht uns zu geben!
Leb' wohl! ein bös Geschick hat mich von dir gerissen,
Doch leicht erträgt ein Herz, was schuldlos es muß büßen. —

Hoffmann.

Der Schatz im Schlosse zu Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Kaum merkte der Landgraf Gallici's Flucht und daß er betrogen, als er ihm nachsetzen ließ; doch umsonst! Die Kunst des geschickten und glücklichen Entweichens mußte Gallici wohl verstanden haben — er war gewiß an vielen Orten

Digitized by Google

in der Lage gewesen, sie zu üben —, denn alle Nachforschungen waren und blieben vergebens — man sah und hörte nichts mehr von ihm.

Dieser unglückliche Versuch war der letzte, den der Landgraf Ernst Ludwig mit dem verborgenen Schatz anstellen ließ, und fortan blieb derselbe in Ruhe. Doch der Glaube an den Schatz selbst lebte fort, nur wurde er später mit allerlei andern Erscheinungen, als der „weißen Frau", auch die „Ahnfrau" genannt, die im Schlosse zu Darmstadt umgehen soll, und andern gespenstischen Männern und Männchen in Verbindung gebracht.

So erzählt man, daß Landgraf Ludwig VIII., der Nachfolger Ernst Ludwigs, in einer Nacht plötzlich erwacht sey und einen gespenstischen Mann vor sich gesehen habe, der ihn aufgefordert, ihm zu folgen, worauf er dann den Landgrafen durch viele Gewölbe zu dem verborgenen Schatze geführt, ihm denselben gezeigt und gesagt habe, daß der Schatz seinem Nachfolger bestimmt sey. Nun habe der Landgraf beim Fortgehen sein spanisches Rohr stehen lassen und sey am andern Tage mit mehreren Leuten in den Keller hinabgestiegen, um es zu suchen, habe aber weder sein Rohr noch den Schatz, nach dem er sich bei der Gelegenheit gewiß auch umgeschaut haben mag, wiedergefunden.

Auch soll zu derselben Zeit die „weiße Frau" oftmals Bewohner des Schlosses nach dem Schatze geführt und darnach lüstern gemacht, dabei aber gesagt haben, daß Landgraf Ludwigs Nachfolger bestimmt sey, den Schatz zu heben. Wieder soll ein Männchen, das zu zwei Drittel weiß und ein Drittel schwarz gewesen, sich als den Schatzmeister des verschlossenen Schatzes zu erkennen gegeben und Leute aufgefordert haben, ihm nach demselben zu folgen.

Mehr darüber erzählt J. W. Wolf in seinen „Hessischen Sagen", S. 122 u. 172. In diese Zeit fällt auch die Geschichte, die den Inhalt der nächstfolgenden Blätter bildet.

Nach dem Tode Ludwigs VIII. (1769) sollen dergleichen Erscheinungen und Spukereien im Schlosse aufgehört haben. Der Nachfolger des Landgrafen, Ludwig IX., residirte in Pirmasens und kehrte selten im Schlosse zu Darmstadt ein, was wohl die Hauptursache davon gewesen seyn mag. Doch die Sage von dem Schatze erhielt sich, nur reinigte sie sich mit den Jahren wieder von dem mannigfaltigen fremden Beiwerk und der wachehaltende Löwe trat wieder in seine Rechte. In dieser ihrer ersten Form ist sie auch noch heute bekannt und wird es gewiß auch in Zukunft bleiben.

Wie alle Wirkungen eine Ursache haben, Sagen sich an irgend eine, wenn auch gan bedeutende Thatsache knüpfen, so hat auc Sage von dem Schatze im Schlosse zu Darm ihren guten Grund. Als der Gründer der h darmstädtischen Linie, Landgraf Georg I., mi Beinamen der Fromme, im Juli des Jahres sein Erbe, die obere Grafschaft Katzenellenb antrat und in Darmstadt einzog, war er Allem darauf bedacht, in seinem fürstlichen H halt eine reiche Sparsamkeit walten zu lassen sein Grundsatz der, von jeder Einnahme zurückzulegen. In den ersten Jahren seiner gierung wurden seine nicht allzu bedeutenden mittel natürlich sehr in Anspruch genomme daß sie kaum zureichen wollten; dennoch leg nur um seinem Grundsatze getreu zu bleiben Ende jenes Jahres 1 Gulden, 1 Albus u Pfennig zurück. Doch mit den Jahren ä sich das Verhältniß und die Einnahmen üb gen die Ausgaben immer mehr und mehr, s der Landgraf, als er am 7. Februar 1596 fast eine halbe Million (nach dem damaligen W des Geldes, heute wohl eine ganze Million s sentirend) hinterließ, ohne dabei auch nur Heller Schulden zu haben. Bei seinen Leb ließ Landgraf Georg I. das ersparte Geld in der Gewölbe des Schlosses niederlegen, über Eingang der hessische Löwe in Stein gehauen und gleichsam den Schatz bewachte. Diese wölbe ward nun die Quelle, aus der nicht alle Wohlthaten flossen, die der edle Fürst Landesbewohnern angedeihen ließ, sondern au auch die benachbarten Fürsten in dringender noth Hilfe schöpften. So lieh der Landgr Jahre 1590 den Herzogen Ludwig und Fri von Würtemberg 100,000 Gulden, 1593 Grafen Philipp von Hanau 10,000 Gulden Grafen Ludwig von Leiningen-Westerburg 4 Gulden, dem Kurfürsten Friedrich von der 30,000 Gulden u. s. w.

Diese wohlthätige und schöne Quelle ve indessen schon unter Georgs Nachfolger, dem grafen Ludwig V., durch mancherlei Verhä besonders aber durch die Opfer, die der f bare dreißigjährige Krieg forderte. Doch auch versiegt — ihr Andenken lebte fort den Bewohnern Darmstadts und der Vate zählte seinem Sohne, dieser wieder dem se von dem Gewölbe im Schlosse, das den g Schatz geborgen, und von dem Löwen, der dessen Eingangsthüre gleichsam Wache ge habe.

Digitized by Google

Natürlich erlitt diese Erzählung mit der Zeit mancherlei Umänderungen und hundert Jahre nach ihrem Entstehen war aus der Thatsache eine Sage geworden, an deren Inhalt man so ernst und fest glaubte, daß ein Fürst, der so viele Spuren seines großen Geistes, seines edlen Wollens hinterlassen, es ernstlich unternahm, den verborgen geglaubten Schatz zu heben. Durch den geringen Erfolg dieser Bemühungen verlor die Sage gleichsam an Wichtigkeit und sie wurde nun mit andern Erscheinungen in Verbindung gebracht, von denen sie sich aber mit den Jahren wieder befreite, und heute ist sie — wie schon bemerkt — wieder in ihrer ursprünglichen Fassung bekannt und gehört in dieser Form, vom Volke adoptirt, als Sage dem weiten Reiche der Phantasie und der Poesie an. —

(Fortsetzung folgt.)

Das öde Landhaus.

(Fortsetzung.)

Ich pochte mit meinem Sonnenschirme an die Thürfüllung, allein es kam Niemand, und nachdem ich ohne günstigeren Erfolg mein Anpochen wiederholt, wagte ich den Eintritt und sah mich in einem steinernen Gang, an dessen Ende ich eine Glasthüre gewahrte, welche weiter führte.

„Ist Niemand hier?" fragte ich laut, nachdem ich die Thüre geöffnet und meinen Kopf hineingesteckt hatte; aber Alles war still. So schritt ich denn weiter, freilich nicht ohne einige Furcht, wie ich gerne gestehe, allein es war jener wohlthuende Schauer, den man z. B. bei der Aufführung eines interessanten Melodrams fühlt.

Ich befand mich nun in einer ziemlich geräumigen Halle, welche von vier steinernen Pfeilern getragen wurde und auf jeder Seite zwei Thüren hatte. Ich pochte an allen und rief abermals laut, erhielt aber wiederum keine Antwort. Nun versuchte ich mit der Klinke zu öffnen; die beiden ersten waren geschlossen, aber die dritte gab meinem Drucke nach und ich gestehe, ich fühlte mich, als ich sie öffnete, so bestürzt und verwundert, daß ich einen Augenblick die Thüre wieder zudrückte und zögernd zurücktrat. Bald aber gewann Neugier das Uebergewicht in mir — ich blickte zur Thüre hinein. Das gedämpfte Licht, welches durch die venetianischen Blenden fiel, zeigte mir ein kleines, nur dürftig möblirtes Zimmer, das ein Vorzimmer gewesen seyn mochte. An der Wand standen zwei kleine Tische, die sammt zwei mit gelbem Damast überzogenen Stühlen und einem Pfeilerspiegel das ganze Meubelment bildeten. Der Eingangsthüre gegenüber öffnete sich aber eine zweite, nur leicht angelehnte. Halb neugierig, halb schüchtern betrat ich nach einer Pause des Besinnens dieses andere Gemach und befand mich in einem einst sehr geschmackvoll ausgerüsteten Boudoir. Marmorplatten, Canapees mit blauem Sammtüberzuge, Gardinen, Stühle und drei oder vier ovale Spiegel in prächtig geschnitzten und vergoldeten Rahmen zeigten mir, daß das freundliche Gemach die Wohnung einer Dame gewesen war. Eine dritte, ebenfalls offene Thüre wies mir ein Bett in einem Alkoven mit blausammetnem Betthimmel und gesteppter Bettdecke von gleichem Stoffe. Hier stand auch ein Putztisch, noch behangen mit vergilbtem, halb vermoderten Musselin, und auf demselben standen sogar noch einige Büchsen, Behälter und Flacons von feinem Porzellan. In einer der Büchsen war noch ein rothes Pulver, was einst zur Schminke gedient haben mochte, und aus einer andern stieg ein starker Moschusgeruch. Der Spiegel auf dem Putztische hatte eine Draperie von Musselin und blauen Schleifen um die Rahme herum und die altväterische Commode aus Mahagoniholz war reich geschnitzt, vergoldet und verziert. Keines der Zimmer war tapeziert, alle schienen mit herrlicher Stuccoarbeit ausgeschmückt gewesen zu seyn und trugen die schönsten halberhabenen Arbeiten, vergoldete Guirlanden von Blumen und Früchten, Arabesken und dergleichen, bis auf eine einzige Stelle, welche früher eine Thüre gewesen zu seyn schien — vielleicht die Thüre eines Closets oder Alkovens. Diese war nun zugemauert, aber der Gypsbewurf war ganz rauh und ohne Verzierungen und stand gar nicht im Einklange mit irgend etwas Anderem im Zimmer. An mehreren Stellen zeigte der Bewurf tiefe Löcher, Risse und geschwärzte Stellen, als wäre er mit irgend einer schweren Waffe angegriffen worden. Ich weiß nicht, wie mir geschah, aber meine Aufmerksamkeit ward unwillkürlich und in hohem Grade auf diese Stelle der Wand gelenkt. Ich untersuchte sie näher — ich betastete sie, klopfte dagegen. Warum war sie wohl so hastig errichtet worden zur Entstellung der ganzen Wand? denn die rauhe, plumpe Arbeit verrieth Eile!

Noch stand ich vor derselben und betrachtete sie nachdenklich, indem ich an mich selber diese Frage richtete; da hörte ich schwere Fußtritte, und ehe ich in meiner Ueberraschung noch Zeit

Digitized by Google

hatte, mich zu entfernen, erblickte ich einen ältlichen Mann in geistlicher Tracht, der betroffen unter der Thüre stehen blieb. Auf den ersten Anblick mochte er mich wohl für den Geist der früheren Bewohnerin dieses Zimmers gehalten haben, denn er wechselte die Farbe und prallte zurück.

„Verzeihung, ehrwürdiger Herr!" sagte ich, unwillkürlich lächelnd über seine Betroffenheit — „ich fand die Thüre offen und hoffe bei Ihnen Entschuldigung zu finden für die Neugier, die mich veranlaßte, in diese Zimmer einzudringen."

„Eine Deutsche? vermuthlich eine Reisende?" sagte er mit einer Verbeugung; dann fuhr er fort: „Sie sind in der That die erste Person außer mir, Madame, welche seit einer Reihe von Jahren diese Zimmer betreten hat — glauben Sie mir!"

Nachdem ich ihm Aufklärung darüber gegeben, wie ich hierher gekommen war — eine Erklärung, die er mit vieler Freundlichkeit hinnahm —, setzte ich hinzu, das Aeußere dieses Ortes habe im Verein mit dem Wenigen, was ich von seiner Geschichte durch den Wirth unseres Gasthofes gehört hätte, mich ausnehmend interessirt.

Des alten Herrn Züge verdüsterten sich schnell bei diesen Worten, und gerade in dem Augenblick, wo mir eine Frage in Betreff der zugemauerten Thüre auf der Zunge lag, sagte er zu mir:

„Ich möchte Ihnen rathen, nicht zu lange hier zu verweilen; das Haus ist sehr feucht und die Luft dumpf und ungesund, weil die Fenster niemals geöffnet werden."

Ich wußte nicht, ob dies eine Ausrede war, um mich los zu werden, aber die Atmosphäre war in der That nichts weniger als erfrischend und ich hielt es auf alle Fälle für rathsam, seinen Rath anzunehmen. Ich begleitete ihn daher in den Garten und er machte die Thüre sorgfältig hinter sich zu.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Missionäre haben aus China berichtet, daß dort die Schwindsucht auch dann, wenn sie weiter vorgerückt ist, keineswegs für unheilbar gehalten werde, und daß die chinesischen Aerzte erfolgreiche Kuren durch Arsenik bewirken, den sie ihre Patienten rauchen und auf diese Weise einathmen lassen. Da schon vor längerer Zeit ein Pariser Arzt aus wissenschaftlichen Gründen nachzuweisen versucht hatte, daß allerdings der Arsenik als Heilmittel gegen die Phthisis angezeigt sey, so ist jetzt die ganze medizinische Fakultät in Bewegung gekommen, um durch Experimente die Wirkungen des Arseniks im animalischen Organismus zu erforschen. Es werden nun in Paris Hunde, Katzen und Hühner in Menge requirirt, die man sämmtlich zwingt, Arsenik zu rauchen. Die Hunde, die daran gewöhnt sind, unbedingt den Geboten ihrer Herren zu gehorchen, lassen sich dies am ersten gefallen; die Katzen sind schon widerspenstiger; aber die armen Hühner begreifen ganz und gar nicht, was sie mit der Pfeife anfangen sollen, und man muß ihnen dieselbe in den Schnabel binden. Die Resultate dieser Experimente sollen sehr befriedigend ausfallen.

Dem „New-York Herald" zufolge ist es einem Gärtner in Nord-Carolina gelungen, eine grüne Rose zu erzielen, wie man in Paris eine blaue gezogen haben soll.

Se. Maj. König Ludwig hat noch vor seiner Abreise nach Italien der Glasmalereianstalt Auftrag zur Herstellung eines „vierten Glasgemäldefensters am Dome zu Regensburg" um die Summe von 6800 Gulden gegeben. Se. Maj. hat ferner zur Unterstützung Armer und Hilfsbedürftiger die Summe von 8600 Gulden angewiesen und zu religiösen Zwecken die weitere Summe von 12,000 Gulden geschenkt.

Räthselspiel.

Die beiden ersten Sylben.

Ach, nach diesem Paradiese
Seufzet sehr des Nachbars Liese.

Dritte Sylbe.

Ich bin, so rathe nur genau,
Ein Mann und keine Frau.

Das Ganze.

Nun rath': es ist ein Aktäon,
Trägt Hörner und weiß nichts davon!

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 49. Dienstag, 24. April 1835.

Der Schatz im Schlosse zu Darmstadt.

(Fortsetzung.)

1.

Im Sommer des Jahres 1850 bewohnte ich Heidelberg. Ich hatte mir diesen herrlichen Ort ausersehen, um die Sommermonate in freier und schöner Natur mit Ruhe zu genießen. In einem Gartenpavillon, dicht neben der berühmten Ruine, befand sich meine Wohnung, und von dort aus besuchte ich die schönen und romantischen Stellen der Gegend. Meine Ausflüge beschränkten sich zuerst auf die naheliegenden Punkte, allmälig aber erweiterten sie sich, dehnten sich bald auf zehn bis zwölf Stunden im Umkreise aus und nahmen oft mehrere Tage in Anspruch. So trat ich denn auch eines Nachmittags bei schönem Wetter einen solchen längern Ausflug an; den Stock in der Hand, etwas Wäsche in einer der weiten Taschen meines Sommerpaletots, zog ich wohlgemuth über die Neckarbrücke und dann stromaufwärts, ohne eigentliches Ziel, den schönen Ufern entlang. In kurzer Zeit war das ehemalige Stift Neuburg erreicht; in der Kühle seines Gartens labte mich ein frischer Trunk und die freundlichen Augen einer hübschen Kellnerin, und dann ging es weiter. Ziegelhausen, Neckargemünd vorbei, zeigte sich mir bald Neckarsteinach mit seinen vier Burgen. Zuerst wurde das Schwalbennest bestiegen, und nachdem ich mich an der romantischen Lage des Schlößchens, der unbeschreiblich herrlichen Aussicht, die es dem Wanderer bietet, gelabt, zog ich weiter, der Mittelburg vorbei, ins Städtchen Neckarsteinach. In der „Harfe" kehrte ich ein; dort wollte ich Rast machen und die Nacht zubringen. Der Gasthof war indessen mit Reisenden zu Wagen und zu Fuß vollgepfropft, und da es noch nicht allzu spät war, faßte ich den Entschluß, noch ein Stückchen weiter zu wandern, mich über den Neckar setzen zu lassen und oben auf dem Dilsberge über Nacht zu bleiben. Gedacht, gethan! Rasch war die Zeche bezahlt und bald stand ich am Ufer vor einer Fähre, die gerade übersetzen wollte. Ich sprang hinein und fort ging's. In dem Nachen befand sich außer mir nur noch eine Person — ein behäbig gekleideter Bauer von etwa fünfzig Jahren. Ich erkundigte mich bei ihm, als wir gelandet, nach dem Fußweg zu dem Dorfe, und als er mir sagte, daß dies auch sein Weg sey, wanderten wir zusammen weiter. Bald wußte ich, daß er ein Oekonomiebesitzer sey, dessen Gut ein paar kleine Wegstunden vom Dilsberge entfernt liege, und er, daß ich zur Zeit in Heidelberg wohne, ohne eigentliches Ziel in der Gegend umherstreife und für heute auf dem Dilsberge zu übernachten gedenke. Achselzuckend sagte er mir, daß dort den Fußwanderer wohl ein unbequemes Nachtlager erwarten würde, indem die einzige Wirthschaft unbedeutend, ja schlecht sey und ich mich wohl mit einem Bund Stroh würde behelfen müssen.

„Wenn Ihr deßhalb die paar Ständchen nicht scheut," fügte er hinzu, „so kommt mit mir — in meinem Hause soll Euch ein freundliches Zimmerchen mit gutem Bett und frischen Leinen zu Diensten stehen."

Der Ton, mit dem der Alte dieses sagte, war so freundlich und aufrichtig, daß ich mich nicht lange besann, sondern sein Anerbieten frisch und mit Dank annahm, — und rüstig schritten wir weiter.

Unser Weg führte uns durch das Dörfchen, zuerst an der westlichen und dann an der südlichen Seite des alten Schlosses vorüber. Die Dämmerung war schon hereingebrochen und die von ihr mit dunklem Schleier umhüllten Massen

Digitized by Google

der Ruine traten scharf auf dem noch hellen Horizonte hervor.

„In früherer Zeit muß das Schloß ein herrlicher Aufenthaltsort gewesen seyn," sagte ich, die Ruinen betrachtend, welche gleichsam mit dem Berge aus dem Flusse zu steigen schienen; „die Burg liegt so frei, beherrscht nach allen Richtungen hin die Gegend und der Fluß schmiegt sich mit seinen schönsten Windungen zu ihren Füßen. Wohin das Auge schaut, überall reges, frisches Leben, die mannigfaltigsten Bilder, die schönsten Gegenden. Glücklich fürwahr müssen die Menschen gewesen seyn, die alles Das genießen durften!"

Der Alte erwiederte ernst:

„Man sollte es glauben; doch das Unglück hat seinen Sitz auf dem herrlichen Flecke da aufgeschlagen und verfolgt und zeichnet seine Bewohner. Von den ältesten Dilsbergern heißt es schon, sie seyen so arm gewesen, daß ihr Herr, der Pfalzgraf, sie von allen Abgaben befreit habe. Später, als Schloß und Flecken sich gehoben, verheerte der dreißigjährige Krieg unser schönes Land. Was hatten die Bewohner des Dilsberges da nicht auszustehen! Freund und Feind suchte sie heim und was der Eine übrig ließ, nahm und zerstörte der Andere. Am Schlusse jenes furchtbaren Krieges blieb von Dorf und Schloß fast nur noch ein Schutthaufen. Langsam nur fanden sich die Bewohner wieder ein. Die Trümmer des Schlosses wurden hernach so gut als möglich geflickt und zu einem Gefängniß benutzt, deren Besatzung aus Invaliden bestand. — Wer waren nun die glücklichen Bewohner, die all das Schöne genossen, was die Natur mit so verschwenderischer Hand über die Gegend ausgestreut hatte? Arme Invaliden und unglückliche Gefangene, denen die herrliche Aussicht ihrer Gefängnisse gleichsam zum Fluche wurde, da sie die Armen immer und immer an die verlorene Freiheit gemahnte. — In neuerer Zeit fand man, daß die Mauern nicht mehr stark genug seyen, und schickte die Gefangenen nach anderen, festeren Orten; nur der letzte Commandant, ein alter, trefflicher Soldat, blieb mit seinen Söhnen in dem verfallenen Gebäude wohnen. Doch er ist nun auch gestorben und seine Söhne hausen nun hier; das heißt, sie hausten hier, denn vor einigen Wochen ist der letzte bewohnbare Theil des alten Gebäudes, der Theil, welcher dort so steil aus dem Flusse zu steigen scheint, ein Raub der Flammen geworden. Da habt Ihr die glücklichen Bewohner des herrlichen Berges!"

Nachdenkend schritt ich dem Alten zur Seite; doch dieser, einmal im Zuge, fing nun an von den Leiden zu erzählen, die der Dilsberg und die Pfalz während des dreißigjährigen Krieges zu erdulden gehabt. Ich erstaunte über die genaue Kenntniß der Einzelnheiten jenes Kampfes, die der Alte im Laufe seines Erzählens entwickelte, und erfuhr so zugleich Manches aus jener Zeit, was mir bisher unbekannt war.

Endlich, nachdem wir tüchtig gewandert und es so ziemlich Nacht geworden, erreichten wir den Wohnort meines redseligen Führers, ein großes, stattliches Gehöfe. Die Hunde schlugen an und lockten die Bewohner groß und klein an Thor und Thüre. Man hatte des Herrn, des Vaters geharrt, und als man ihn nun erkannte, wurde er von den Seinigen, die ziemlich zahlreich und durch alle Altersklassen vertreten waren, herzlich bewillkommt und ich trat mit ihm in die geräumige Stube ein. Diese hatte, wie Alles, das ich bisher gesehen, ein tüchtiges, behäbiges Aussehen. Tische und Stühle, letztere mit braunem Leder überzogen, waren von Eichenholz und auf saubern Linnen stand in blanken zinnernen Schüsseln und Tellern ein recht frugales Abendessen.

Freundlich lud mich mein Wirth und seine noch recht frische Hausfrau ein, zuzulangen, was ich auch alsobald that, denn das Wandern hatte mir bedeutenden Appetit gemacht. Als ich während des Essens mich zufällig nochmals umschaute, erblickte ich an der mir gegenüberliegenden Wand auf einem geschnitzten Brette einen alten rostigen Harnisch nebst einer Sturmhaube und noch mehreren andern Waffenstücken, die ich der Form nach als aus dem dreißigjährigen Kriege herstammend erkannte.

Da nun das Essen beendet und ich mich behaglich in dem ledernen Stuhle hinstreckte, konnte ich meine Neugierde nicht länger im Zaume halten und frug meinen Wirth, woher er denn jene Gegenstände habe.

Der Alte schmunzelte und sagte:

„Das wäre eine lange Geschichte, wenn ich Euch das erzählen wollte; nur so viel wißt, daß meine Voreltern diesen Hof mit seinen Aeckern, Wiesen und Wäldern, seinem Viehstande und Allem, was drum und dran hängt und das ich nun besitze, jenen Waffen da zu danken hatten, die allerdings aus dem dreißigjährigen Kriege herrühren und —" fügte er geheimnißvoll hinzu — „einen Theil des Schatzes im alten Schlosse zu Darmstadt bildeten."

„Erzählt, erzählt!" rief ich freudig erregt.

Digitized by Google

„Gemach, junger Herr!“ erwiederte der Alte, dessen beide Hände ich erfaßt hatte — „morgen ist auch noch ein Tag. Für heute ist genug erzählt und gewandert worden; darum für jetzt nur noch gute Nacht. Schlafet wohl unter meinem Dache und wenn die Fenster Eures Stübchens auch nicht so herrliche Aussicht gewähren, wie die des alten Dilsberges, so haben dafür die Zufriedenheit und das häusliche Glück hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen und werden, so Gott will, dableiben, so lange dieses Haus steht und meine Familie blüht, und daß das noch recht lange geschehen wird, dafür bürgen mir hier die eichenen Pfosten und meine tüchtigen Kinder und Enkel, von denen Ihr heute Abend einige Pröbchen gesehen. Und nun gute Nacht!“

Mein weiteres Bitten half Nichts. Ich ward auf morgen vertröstet und nach meinem Stübchen geführt, wo ich, weil ziemlich müde, bald in tiefen Schlummer sank, jedoch erschreckliche Geschichten von den alten Waffen, dem Dilsberge und dem Schatz im alten Schlosse zu Darmstadt träumte. —

(Fortsetzung folgt.)

Das öde Landhaus.

(Fortsetzung.)

Im Weitergehen erzählte mir der alte Herr, er besuche das Haus fast täglich und habe selbst niemals daran gedacht, das Gartenthor hinter sich zu verschließen, weil die Leute der Nachbarschaft das Haus um keinen Preis betreten würden.

Dies Letztere gab mir Anlaß, ihn nach der Geschichte des Ortes zu fragen und ihm zu gestehen, daß ich hierüber gerne etwas Näheres hören würde, wenn mein Verlangen nicht unbescheiden sey. Er gab mir zur Antwort, er könne mir dieselbe jetzt nicht erzählen, da er einen Kranken unter seinen Beichtkindern zu besuchen habe; wolle ich aber am folgenden Tage um dieselbe Stunde kommen, so werde er gerne meine Neugier befriedigen.

Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß ich das Stelldichein nicht versäumte.

Als ich mich am folgenden Tage dem Gartenthore näherte, trat er mir aus dem Hause entgegen.

„Ein Spaziergang auf der Landstraße dürfte angenehmer seyn, als in diesem melancholischen Garten,“ sprach er und erbot sich zugleich, mich auf dem Heimwege wieder zu begleiten. — Wir kehrten also um und nach einigen flüchtigen Bemerkungen erinnerte ich ihn an das mir gegebene Versprechen.

„Seit ich in dieser Gegend wohne,“ hob der alte Herr an, „und dies sind nun mehr als vierzig Jahre, ist das Haus nicht mehr bewohnt. Es war das Eigenthum einer Familie Namens Beaugency, und die letzten Glieder dieses Geschlechtes, welche hier wohnten, waren Vater und Tochter. Letztere, Henriette de Beaugency, soll ein wunderliebliches Wesen und der Abgott ihres Vaters gewesen seyn, dessen Liebe sie im vollsten Maße erwiederte. Vater und Tochter führten ein sehr eingezogenes Leben und verließen nur selten ihre Wohnung, außer um einmal im Jahre eine Reise über die Pyrenäen zu unternehmen zu einem ältern Bruder der jungen Dame, welcher dort an eine sehr reiche spanische Dame verheirathet war.

„Fräulein Henriette hatte jedoch zwei Gespielen, welche sie für den Mangel an sonstigem Umgang ganz zu entschädigen schienen. Die eine Gespielin war ein junges Mädchen Namens Rosine, welche die Milchschwester des Fräuleins gewesen war und nun die Stelle einer Zofe bei ihr begleitete; der andere Gefährte war ihr Vetter Eugen de Beaugency, der eine Waise und ganz von ihrem Vater abhängig war, weil Eugens Vater in Folge eines politischen Vergehens vor der Revolution sein ganzes Vermögen verloren hatte. Man sagte sich sogar, die Familie Beaugency sey auf dem Punkte gewesen, dieses Schicksal zu theilen, und einige schwere Geldbußen, welche ihnen damals auferlegt worden, hätten ihr Vermögen so sehr heruntergebracht, daß sie nun so spärlich und eingezogen leben mußten.

„Wie dem nun auch seyn mag, Henriette schien sehr zufrieden mit ihrem Loose. Eugen theilte ihren Unterricht wie ihre Spiele, und sie wuchsen in wahrhaft geschwisterlicher Liebe und Vertraulichkeit auf, während der alte Herr von Beaugency gar nie eine Ahnung gehabt zu haben schien, daß zwischen den beiden jungen Leuten je ein anderes Gefühl entstehen könne. Auch machten die jungen Leutchen aus ihren gegenseitigen zärtlichen Empfindungen gar kein Hehl, und gerade diese Offenheit schläferte vielleicht des Vaters Argwohn ein. In der That floß ihr Leben so sanft und glatt dahin und ihr Verkehr war so zwanglos, daß auch nie nur der mindeste Zwischenfall sie selber über die Natur ihrer Gefühle aufklärte, während die Zuneigung und Anhänglichkeit Beider

Digitized by Google

an einander unter des Vaters Augen so allmälig herangediehen war, daß Jenem ihre unschuldigen Ausdrücke gegenseitiger Zärtlichkeit und ihre scherzenden Liebkosungen nur als natürliche Kundgebungen der Beziehung erschienen, in welcher die Beiden zu einander standen.

„Henriettens erster Kummer war die Trennung von Eugen, als dieser nach Paris abgehen mußte, um dort die Rechte zu studiren, und es war eine Art Trost für sie, daß ihr eigener Kummer über diesen Abschied kaum geringer war, als der ihres Vaters; und als sie die Wochen und Tage zählte, wo der Zeitpunkt seiner Rückkehr wieder herannahte, war der alte Edelmann nicht minder froh, als Henriette, daß die Zeit so rasch dahinschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Appellhof zu Nismes hat in einem ausführlich motivirten Urtheil das Prinzip anerkannt, „daß der Bruch eines Eheversprechens eine Entschädigungsklage rechtfertige", indem der Nachtheil, den die Verlobte in ihrem Rufe dadurch erleide, durch eine Verurtheilung des Wortbrüchigen kaum wieder gut gemacht werden könne.

Der Advokat Bonaccioli zu Ferrara ist mit Hinterlassung eines Vermögens von einer Million Scudi mit Tod abgegangen. Zum Erben hat er seine „eigene Seele" eingesetzt und dem Diöcesan-Erzbischof die Verwaltung der Hinterlassenschaft übertragen.

Der „Courrier de Bourges" schreibt, daß man in der dortigen Gegend mit dem Schneiden in den Weinbergen fertig und sehr zufrieden mit dem Stande des Holzes ist; erfahrene Winzer hoffen nach dem Aussehen der Reben dieses Jahr auf einen guten Herbst.

Nach der „Gazette piémontaise" droht dem peruanischen Guano ein Rivale aus Sardinien, indem man daselbst mehrere Grotten mit Guano gefüllt gefunden hat, welcher nach der vorgenommenen Analyse von sehr guter Qualität ist.

Durch die Ueberschwemmungen der Weichsel sind in jüngster Zeit 115 Menschen ertrunken.

Die Oekonomie-Commission des k. Infanterie-Leibregiments in München hat eine Nähmaschine angekauft, welche von dem dortigen Mechaniker Hrn. J. Dietsche nach Construction des Hrn. S. Gorentschiz aus Wien angefertigt ist und bei der Probe verschiedene Monturstücke auf schnelle und dauerhafte Weise lieferte. Auch der Schneidermeister Weiß in München hat sich eine solche Nähmaschine angeschafft.

In Mannheim wird bei der Ende dieses Monats stattfindenden Blumenausstellung zum ersten Male in Deutschland die grün blühende Rose (Rosa viridiflora), von Hrn. C. Singer daselbst cultivirt, zu sehen seyn und machen wir die Blumenfreunde auf diese Rarität aufmerksam. Gewöhnt, die Königin der Blumen in den verschiedenen Abstufungen der rothen, weißen und gelben Farbe blühen zu sehen, ist die blattgrüne Blume für das Auge etwas ganz Neues.

Bei den Arbeiten an der Eisenbahn von Bonn nach Rolandseck sind in Folge von Felsensprengungen Mammuthszähne und Knochen von andern vorsündfluthlichen Thieren gefunden worden.

Siehst du die Sterne glüh'n?

Von Chr. Hoeppl.

Siehst du die Sterne glüh'n
In der Nacht?
Bei jedem hab' ich
Dein gedacht.

Bei jedem hab' ich
Mich ergötzt,
An seinem Glanz
Mein Herz gelegt.

An seinem Glanz
Mein Aug' gelabt,
An seinem Schimmer
Freud' gehabt.

An seinem Schimmer
Hing ich entzückt
Und jeder hat
Mich angeblickt.

Und jeder hat,
Das hab' ich erhorcht,
Von deinen Augen
Sein Licht erborgt.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 50. Freitag, 27. April 1855.

Der Schatz im Schlosse zu Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Als ich am andern Morgen neugestärkt in die Wohnstube trat, stand mein Wirth schon wieder marschfertig vor mir und theilte mir mit, daß er nach Neckarelz auf's dortige Amt müsse, weil er schon früh Botschaft erhalten, daß seine persönliche Anwesenheit daselbst wegen seiner Schwester Kinder, über die er Vormund, nothwendig sey. Etwas bestürzt, mahnte ich ihn an sein gegebenes Versprechen. Er lächelte und ging zu einem Schrank, woraus er ein Päckchen beschriebener Blätter langte und sagte:

„Da ich mein Versprechen nicht selbst halten kann, so will ich Euch Jemanden mitgeben, der im Stande ist, Euch die Geschichte des Schatzes besser zu erzählen, als ich es im Stande wäre. Da nehmt diese Blätter, die mein Urgroßvater niedergeschrieben und dem just das Abenteuer mit den Waffen da und dem Schatze selbst passirte. Er war der Gründer unserer Familie und unseres Glückes, zu seinem Andenken werden jene Waffen und diese Blätter in der Familie hoch in Ehren gehalten, und nach mir wird mein ältester Sohn ein Gleiches thun. Ich brauche Euch gewiß nicht anzuempfehlen, diese Blätter vorsichtig aufzuheben; sobald Ihr sie gelesen, könnt Ihr sie in Heidelberg — er bezeichnete mir ein Haus — abgeben, wo ich sie dann selbst wieder in Empfang nehmen werde. Und nun, mein werther junger Freund, gehabt Euch wohl. Möge der Genuß, den Ihr vielleicht in diesen Blättern sucht und am Ende nicht finden werdet, Euch durch unsere schöne Gegend ersetzt werden!"

Mit einem kräftigen Händedruck nahm er Abschied von mir und wanderte seine Straße nach Neckarelz zu.

Ich ergriff gleichfalls meinen Stock, und nachdem ich der Familie meines vortrefflichen Wirthes sorglich gedankt und von Allen, groß und klein, Abschied genommen, wanderte ich der badischen Bergstraße zu und langte Nachmittags in Wiesloch an, von wo mich die Eisenbahn in wenigen Minuten wieder zurück nach Heidelberg brachte. Dort hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich in mein Zimmer zu vergraben und die vergilbten Blätter zu lesen. Sie enthielten die kurze, nicht uninteressante Geschichte des Vorfahren meines biedern Wirthes, die ich, da ich die Blätter selbst wieder ablieferte, so getreu als möglich nach dem Gelesenen wiedererzähle.

* * *

2.

Ich bin im Jahre 1730 in dem Dorfe Hering auf dem Ozberge geboren, allwo mein Vater Schulmeister, Kantor und Landbote war. Eine gesegnete Familie war die unserige; Knaben und Mädchen hatte der Vater fast von allen Jahrgängen aufzuweisen, in Summa elf, darunter ältere und jüngere als mich. Diese alle aufzuziehen, kostete nicht wenig Mühe, Botengänge, Schweiß und Stockschläge, doch es ging, so gut es gehen wollte, und wenn es nicht ging, so hungerten wir, erhielten unsere Prügel und warteten auf bessere Tage. Mit der Zeit wurde indessen Das, was bisher bei uns ein Unglück gewesen, ein Glück. Durch unser Dorf, dicht am Schlosse vorbei, führte die damalige Reichspoststraße und vor unserer Wohnung blies der Postillon gewöhnlich sein lustiges Stücklein, indem er Halt machte. Das war die Losung für uns Kinder. Alles lief sofort zum Hause hinaus und glücklich Derjenige, der irgend ein Packet, einen Brief erhaschen konnte, um ihn dem Vater zu

Digitized by Google

überbringen, der, wie schon gesagt, neben seinem Posten als Kantor und Schulmeister auch noch den eines Postboten versah und die Briefe und Packete in die Umgegend besorgte. Mit den Jahren mehrten sich diese Commissionen, doch die Kräfte des Vaters nahmen ab; da kamen wir Buben an die Reihe. Da wir zahlreich, von der Natur mit gehörigen Gliedmaßen und Kräften versehen, die Verhältnisse uns an Entbehrungen und Strapazen gewöhnt hatten, so übernahmen wir bald und mit Erfolg die Post- und andern Botengänge und besorgten Briefe und Packete in die vielen Ortschaften des Odenwaldes und der Bergstraße, was manchen Sechsbätzner und Albus ins Haus brachte. Mein Weg führte mich oft in das benachbarte Umstadt, welcher Ort, wie unser Otzberg, halb hessisch, halb pfälzisch war. Der dortige kurpfälzische Amtsschreiber, zu dem ich meistens mußte, fand Gefallen an mir und da ich von meinem Vater, mit Hilfe des Stocks, guten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen erhalten hatte, machte er mir, als ich etwa vierzehn Jahre alt war, den Vorschlag, als Schreiberjunge zu ihm zu ziehen.

Wer war froher, als ich und mein Vater. Wieder Einen ward er los und ich dagegen ihn und seinen Stock, mit dem er unbarmherzig Alt und Jung durchprügelte, denn dieses Vergnügen gehörte zu seinen täglichen Bedürfnissen. Ich zog also zum Herrn Amtsschreiber nach Umstadt und versah bald meinen Dienst zu seiner Zufriedenheit und mit solchem Eifer und Lust, daß mich der gute Mann mehr und mehr liebgewann und, da er kinderlos war, mich beinahe hielt wie sein eigen Kind.

Der Amtsschreiber war aus dem Theile der Pfalz zu Hause, der drüben auf der andern Seite des Neckars lag. Dort wohnte auch seine Sippschaft. Alljährlich, auf St. Johannis, wenn in Umstadt und der ganzen Gegend die Kirchweihen und die Vogelschießen waren, kamen etliche seiner Verwandten über den Odenwald daher zum Besuche. Meistens war es eine seiner Schwestern, die auch noch ihr Töchterchen, Gretchen, mitbrachte. Als sie zum ersten Male während meines Aufenthalts im Hause ihres Bruders und Onkels kamen, war Gretchen ein Kind von etwa zwölf Jahren und ich ein Bube von vierzehn. Unbesorgt überließ man uns unsern Spielen. Wir schlenderten durch die Umgegend und ich führte Gretchen auf den Otzberg, zeigte ihr dort die „weiße Rübe" (der große, noch jetzt wohlerhaltene Thurm) und den tiefen, tiefen Brunnen, der so tief seyn soll, daß man kein Ende finde kann. Waren die Festtage vorbei, so zogen d Verwandten wieder ab und mit ihnen meine G spielin, das liebe, freundliche Gretchen. Es wa allemal ein trauriger Tag für mich, dieser Ab schiedstag, der mit den Jahren stets traurige und trauriger wurde; denn wir wurden langsam älter und so war aus dem Kinde eine blühend Jungfrau und aus mir ein stämmiger Bursch geworden und natürlich aus den unbefangene Kinderspielen ein recht herzliches, inniges Ver hältniß.

So schwand ein Jahr nach dem andern un immer fester und inniger knüpfte sich unser Liebes verhältniß. Mit Sehnsucht wurde der Johannis tag herbeigewünscht, denn er brachte mir ja mei herziges, liebes Gretchen und mit ihr auch mein goldene Zeit. Wir mußten uns endlich doch zu sammennehmen, denn schon fing man an, etwa Ungehöriges zu merken, und obschon mich de Herr Amtsschreiber und seine Frau Schweste recht gut leiden mochten, hätte ich doch auf de Stelle zum Hause hinaus und wieder auf de Otzberg spazieren müssen, allwo ich gewiß tro meiner zwanzig Jahre die Fuchtel meines Vater gehörig zu kosten bekommen hätte, wenn ma hinter unser Verhältniß gekommen wäre, den die Familie des kurpfälzischen Amtsschreibers wollt gar hoch hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Das öde Landhaus.

(Fortsetzung.)

Der ehrwürdige Herr fuhr in seiner Erzählun fort:

„Das Glück und die Harmonie unter den bei den jungen Leuten dauerte ununterbrochen einig Jahre hindurch; endlich aber schien ein, wenn auc anfangs nur unbedeutendes Element der Zwie tracht sich geltend zu machen durch die Ankunf eines gewissen Grafen Ruy Gonzalez, welche eines Tages mit Vater und Schwester von einer ihrer jährlichen Ausflüge nach Catalonien zurück kehrte. Der Graf war ein bildschöner Man von stattlichem, vornehmem Aeußern, ungefäh dreißig Jahre alt und dem Vernehmen nach seh reich; allein in seinen Zügen lag ein Ausdru von stolzer, unbeugsamer Würde und tiefem Ernst was die Leute in weit höherem Maße abstieß als sein vortheilhaftes Aeußere und seine feine

Digitized by Google

Manieren anzogen. Dieses Unfreundliche in seinen Zügen schien jedoch bedeutend gemindert, wo nicht ganz beseitigt, in Gegenwart des Fräuleins von Beaugency, gegen welche er gar bald eine innige Verehrung an den Tag legte, während der Vater offenbar diese Werbung unterstützte und ermuthigte. Selbst die junge Dame scheint trotz der Anhänglichkeit an ihren Vetter nicht ganz unempfindlich gewesen zu seyn, da sie sich bewußt fühlte, diesen stolzen und schönen Catalonier unterworfen zu haben, der auf Erden herumging wie ein Erzengel und sich geberdete, als wäre es eine Herablassung von seiner Seite, einen Fuß auf dieselbe gesetzt zu haben. Sie mag deßhalb auch seine Bewerbungen nicht auf so offene und entschiedene Weise abgelehnt haben, daß sie denselben dadurch ein Ziel steckte, obwohl sicherlich, wenn sie dies gethan, zumal in Anbetracht des Charakters, mit welchem sie es zu thun hatte, die endliche Entwickelung dieses Verhältnisses wohl nicht so tragisch geworden wäre, als sie es später geworden.

„Mittlerweile fühlte sich Henriette glücklich; genoß sie doch Vergnügungen aller Art, ward ihr auf die verbindlichste Weise gehuldigt und sah sie ja binnen Kurzem der Rückkehr Eugen's entgegen! — Den Spanier machte sein Stolz äußerst behutsam, so daß er die Möglichkeit einer abschlägigen Antwort oder auch nur einer Bedenklichkeit Henriettens, seine angebotene Hand anzunehmen, ganz vermied und seine Werbung kluger Weise bis zu einem Zeitpunkt zu verschieben Sorge trug, wo sie gerne angenommen oder von Henrietten selbst gewünscht werden würde.

„Alles ging gut, bis Eugen heimkehrte; nun änderten sich aber die Verhältnisse sehr schnell. Die Liebe trug den Sieg über die Eitelkeit davon und der Spanier begann die gehässige Seite seines Charakters herauszukehren, nun er sich von dem jungen Advokaten ausgestochen sah. Als das Fräulein dies wahrnahm, erschrack sie nicht wenig und suchte das Unheil, welches sie ahnte, dadurch abzuwenden, daß sie Zeit zu gewinnen versuchte. Sie machte also den Grafen glauben, die Neigung zwischen ihr und Eugen schreibe sich nur von Gewohnheit und blutsverwandtschaftlicher Vertraulichkeit her, während sie andererseits dem Vetter ihre unwandelbare Liebe und Treue betheuerte. Ihre Furcht vor irgend einem Unheil war so groß, daß sie im Stillen ihren Vater ebenso täuschte wie den Spanier, und als dieser entschlossen schien, den Vortheil nicht ungenützt zu lassen, welchen ihm des Vetters Abwesenheit eingeräumt, war sie wahrhaft froh, als Eugen's Aufenthalt zu Ende ging.

„Sobald der junge Mann fort war, nahm Ruy Gonzalez sein früheres Werben wieder auf und würde wohl bei manchen empfehlenswerthen Eigenschaften, welche besonders in den Augen einer Dame von Werth seyn mußten, ihr Herz gewonnen haben, wenn es frei gewesen wäre. So wie aber nun die Sachen standen, wünschte sie nichts dringender, als ihn los zu werden, und wartete mit wahrer Spannung auf den Augenblick, wo er ihr durch eine förmliche Werbung Gelegenheit geben würde, ihm ihre Hand zu verweigern, weil sie hievon allein ein Aufgeben seiner Absichten und seine sofortige Abreise erwartete. Allein ob aus Behutsamkeit oder weil er ihre Gedanken errieth, lassen wir dahingestellt — genug, die erwartete Erklärung seinerseits erfolgte nicht, obwohl er seine Aufmerksamkeiten emsig fortsetzte und den größten Theil seiner Zeit lieber in dem Landhause des Herrn v. Beaugency, als auf seinem eigenen Gute in Catalonien verbrachte.

„Endlich begann Fräulein Henriette zu fürchten, er wolle das Ergebniß seiner eigenen Wahrnehmungen bei dem nächsten Besuche des Vetters abwarten, und da sie vollkommen überzeugt war, daß bei dem nächsten Zusammentreffen der beiden Nebenbuhler ein Streit unvermeidlich seye, so beredete sie den Vater, den Zeitpunkt des Besuchs des Vetters diesmal zur Reise und zum Besuch bei ihrem Bruder zu benützen. Zugleich schrieb sie an Eugen, entschuldigte ihre Abwesenheit und bat ihn, in diesem Augenblicke lieber nicht zu kommen. Freilich hieß all dies den verhängnißvollen Tag nur hinausschieben; allein ihr schwante einmal ein Unglück und sie kannte kein anderes Mittel, demselben vorzubeugen, um so mehr als sie bemerkte, daß ihre Verbindung mit dem Catalonier der Wunsch ihres Vaters und Bruders war und daß diese Beiden kaum jemals in eine Heirath mit Eugen willigen würden, weil dieser noch gar kein Auskommen für sich besaß und auch in den nächsten Jahren kaum eine genügende Versorgung zu gewärtigen hatte. Natürlich war diese Wendung der Dinge dem jungen Liebhaber nicht angenehm und die Reihe des Eifersüchtigwerdens kam nun an ihn. Anstatt wegzubleiben, wie er von Henrietten gebeten worden, machte er sich nun mit Courierpferden auf den Weg mit dem festen Entschlusse, der Geliebten und deren Vater von ihrem Wohnorte aus nach Catalonien zu folgen und mit dem Grafen eine entscheidende Erklärung herbeizuführen. Seine Eifersucht und peinliche

Digitized by Google

Unruhe ward aber beschwichtigt, als er bei der Ankunft auf des Oheims Gute diesen im Todeskampfe, seine Geliebte in Verzweiflung darüber und den spanischen Grafen nicht anwesend fand. Der Antritt der Reise war durch Herrn von Beaugeyer's plötzliche Erkrankung unmöglich gemacht worden und der alte Herr starb nach mehrtägigem Krankenlager in den Armen seiner Tochter, ohne von dem Liebesverhältniß der beiden jungen Leute etwas zu wissen, und hatte noch mit seinem letzten Athemzuge seine Tochter gebeten, den Grafen Ruy Gonzalez zu heirathen, ...

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Am 8. April verstarb in Gratz, 85 Jahre alt, nach zweitägigem Krankenlager, der bekannte Dichter und Deklamator Baron Theodor v. Sydow. Er war geborner Preuße. Einst Page des großen Friedrich, diente er in der preußischen Armee bis zur Katastrophe von Jena. Dann machte er, als Deklamator Deutschland durchziehend, Aufsehen, und hat damals viel zu dem begeisterten Aufschwung gegen Napoleons Tyrannei beigetragen. Als Freiwilliger im Lützow'schen Corps machte er die Freiheitskriege mit und schloß damals dauernde Freundschaft mit Karl v. Holtei, welcher gleichfalls den vaterländischen Fahnen folgte. Seine letzten Lebensjahre wurden durch die Wohlthätigkeit der Kaiserin Caroline Auguste von Oesterreich, der Könige Ludwig und Max, sowie der seligen Königin Therese von Bayern und eine wirklich rührende Theilnahme der höheren Gesellschaft in Gratz, Wien, Berlin und Hamburg sicher gestellt.

Ein merkwürdiges Naturschauspiel hat sich dieser Tage in Offenbach ergeben, wo ein dortiger Taubenliebhaber aus jüngster Brut ein Täubchen erzielte, das, sonst ganz normal gebildet, vier wohlgeformte Füße hat und in ganz gesundem Zustande sich befindet.

Das Münchener Hofbräuhaus hat in diesem Winter 5000 Schffl. Malz versotten und 3400 Eimer Bockbier gebraut; — da wird's an Haarbeuteln und Bocksstreichen nicht fehlen.

Ein Blatt aus Melbourne macht auf einen eigenthümlichen Ausfuhrartikel aufmerksam. Die australischen Eingebornen zeichnen sich durch ihre schönen Zähne aus und so sind Spekulanten auf den humanen Einfall gekommen, den Eingebornen ihre Zähne für Bänder, bunte Tücher und sonstige Lappalien abzukaufen.

(Literatur und Kunst.) Eine Ausnahme von den Spekulationsschriften aus Anlaß der Ausstellung in Paris macht eine mit sehr luxuriöser Ausstattung angekündigte Wochenschrift — „der Ausstellungspalast" —, als deren Hauptredacteur einer der Inspektoren der Museen, der Graf Horace de Viel-Castel, sich nennt und welche Ferdinand de Lasteyrie, Mosel-Bacio, Alfred Arago und Andere zu ihren Mitarbeitern zählt. Dem Text werden Abbildungen aller hervorragenden Erzeugnisse aus dem Gebiete der Kunst, denn dieses Gebiet wird sie ausschließlich cultiviren, beigegeben werden.

Scheiden.

Frühe zieht der Bursch vorüber
An des treuen Liebchens Haus,
Und er klaget leise, trauernd,
In die Morgenluft hinaus:

„Lebe wohl, mein süßes Leben!
Lebe wohl, du holde Maid!
Wann die Morgensonn' erwachet,
Ist Dein Liebster ach! so weit!

„Aber durch des Scheidens Wehe
Blickt ein Stern, so hold und licht —
Still will ich die Schmerzen tragen,
Weiß, mein Lieb vergißt mich nicht."

Eine Thräne netzt' die Wange,
Perlend in das Gras sie rann,
Und die Hand auf seinem Herzen
Zieht dahin der Wandersmann.

Zweibr. M.

Auflösung des Räthselspiels in No. 48:

Ehemann.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 51. Sonntag, 29. April 1855.

Der Schatz im Schlosse zu Darmstadt.

(Fortsetzung.)

In den letzten Jahren war mit Gretchen und ihrer Mutter noch ein junges Bürschchen zu Besuch gekommen, das in seidenen Hosen und gleich kostbarem Rocke wie mit zierlich gepuderter Perrücke herumstolzirte. Der junge Fant war auch ein Verwandter meines Herrn, hieß Bastian und that gar zutraulich mit meinem lieben Mädchen, so daß mir der Aerger schier die Galle herauspreßte und ich gern meine derben Odenwälder Fäuste, die durch vieles Schreiben um nichts verloren hatten, an ihm versucht hätte. Ich erfuhr denn auch bald, daß dieser Bastian zu großen Dingen bestimmt sey, indem er einen gar vornehmen Pathen habe, der ein kurpfälzischer geheimer Kriegsrath und dazu ein „Herr von" sey und in Mannheim im kurfürstlichen Schlosse wohne. Derselbe habe den Bastian zu sich genommen und so liebgewonnen, daß er ihm versprochen, ihn zum kurfürstlichen Pagen und dann gar zum Offizier machen zu wollen. Bastian war ein frecher, ungeberdiger und böser Bursche, dabei ein Heuchler, den Niemand, selbst der Amtsschreiber nicht leiden konnte. So freudig Gretchen und ihre Mutter von Allen empfangen wurden, so ärgerliche Gesichter wurden ihm gezeigt, wenn er mitkam, und in den letzten Jahren fehlte er zu meinem größten Leidwesen fast nie.

So kam denn auch der Johannistag des Jahres 1755 heran, des Jahres, das für mich so verhängnißvoll werden sollte. Ich zählte damals gerade fünfundzwanzig Jahre, mein Mädchen dreiundzwanzig, und mit der Versicherung immerwährender Liebe hatten wir uns das Jahr vorher getrennt. Ich sah dem Tage des Eintreffens der pfälzischen Verwandten meines Herrn mit Sehnsucht und doch auch wieder mit einer unerklärlichen Bangigkeit entgegen; letzteres sollte bald seine Ursache und seinen guten Grund finden. Die Verwandten kamen und mit ihnen, wie ich vorausgesehen hatte, auch der verhaßte Bastian, stolzer und ungeberdiger, denn je zuvor. Das Erste, was mir an meinem Mädchen auffiel, war eine merkliche Traurigkeit. Mit wahrer Hast und Sehnsucht suchte ich den ersten unbewachten Augenblick herbeizuführen, wo wir uns gegenseitig aussprechen konnten. Was mußte ich erfahren? Der Herr geheime Kriegsrath war bei der Mutter Gretchens gewesen und hatte um die Hand meines Mädchens für seinen Pathen und Schützling angehalten, dabei gesagt, daß er dem Bastian, im Falle er ihn nicht zum Offizier machen könne, so viel Geld geben würde, als er bedürfe, um sich ein tüchtiges Gut mit Aeckern und Wiesen kaufen zu können. Ein solcher Antrag konnte natürlich nicht zurückgewiesen werden und die Mutter wollte sich nun mit ihrem Bruder, dem Amtsschreiber, besprechen und dem Herrn geheimen Kriegsrath nach ihrer Rückkehr befriedigende Red' und Antwort geben.

Diese Mittheilung war ein Donnerschlag für mich. Was konnte ich thun? Ich, ein armer Schreiberjunge, der kaum so viel verdiente, um seine Schuhe und Strümpfe in gehöriger Ordnung zu erhalten, ich sollte gegen Bastian auftreten, der die Aussicht hatte, vielleicht Offizier, zum wenigsten aber ein tüchtiger Gutsbesitzer zu werden? — Ich war in Verzweiflung und die Feste, weder das Scheibenschießen, mein Stolz, noch der Tag auf der großen Wiese, wobei ich sonst nie und aus keiner Ursach' fehlte, hatten einen Reiz für mich. Ueberall trat mir die verhaßte, vom Glück so ungerecht begünstigte Gestalt meines Nebenbuhlers Bastian entgegen und um ihr auszuweichen, lief ich unstät in den Wäldern

Digitized by Google

umher und mied die Fröhlichen. Mein Betragen, mein Kummer, dessen Spuren auf meinem blassen Gesichte deutlich genug zu lesen waren, mußten indeß auffallen und der Herr Amtsschreiber, der mir wahrhaft zugethan war, nahm mich dann auch bald bei Seite und ins Gebet. Da ging mir dann das Herz über und da ich seine Gesinnungen für mich kannte, nahm ich all meinen Muth zusammen und erzählte ihm Alles. Ich Thor! als ob er nicht schon längst gewußt hätte, wo mich der Schuh drückte! Er hatte nur diese Gelegenheit herbeiführen wollen, um mir die Unmöglichkeiten meiner Hoffnungen darzuthun, mich zu bereden, mich in das Unvermeidliche zu fügen und dem fernern Glück seiner Nichte nicht im Wege zu stehen.

Aus seiner langen Rede ging mir nun zwar ganz deutlich hervor, daß er den Bastian um nichts mehr leiden mochte als früher und mich wohl lieber an seiner Stelle gesehen hätte. Auch schloß er mit den Worten:

„Ja, wenn Du reich wärest, wenn Du Geld genug hättest und meiner Schwester Kind ein Besitzthum anbieten könntest, dann wäre es was Anderes; aber so mußt Du Dich zufrieden geben und ich erwarte fest von Dir, daß Du nichts unternehmen wirst, was dem Glück Gretchens im Wege steht. Merke Dir das!"

Dann kehrte er mir den Rücken und ging weg, vielleicht um seine eigene Unbehaglichkeit zu verbergen.

Lange blieb ich in dumpfem Sinnen versunken. Sein Ausspruch, daß wenn ich Geld hätte, ich hoffen dürfte, ging mir wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Ich hatte zwar kein Geld, doch am Ende konnte ich doch vielleicht welches erlangen; auf welche Art, wußte ich mir freilich nicht zusammenzureimen, aber es konnte doch der Fall seyn. Ich war ja jung, kräftig, voll Muth, hatte auch etwas gelernt, warum sollte mir das Glück nicht ebenso günstig seyn, als manchem Andern? — Diese Gedanken rissen mich empor und trieben mich hinaus ins Freie. Immer weiter ging, ja lief ich und als ich mich endlich erschöpft fühlte, warf ich mich auf den ersten besten Rasen nieder.

Nicht lange mochte ich da gelegen seyn, als ich durch ein: „Zum Teufel, Andres, was machst Du da? Anstatt auf dem Schießplatze zu seyn, kauerst Du hier auf dem Felde!" aufgeschreckt ward. Es war der Schäfer eines etwa zwei Stunden von Umstadt gelegenen Ortes, in dessen Gemarkung ich gerathen war, ein entfernter Verwandter und alter Freund meines Vaters und meiner Familie, der vor mir stand und mich also anredete oder vielmehr anschrie.

„Ach Vetter, Ihr seyd's?" rief ich ihm traurig zu, ohne groß aufzublicken. „Das Schießen ist nichts für mich, denn meine heurige Johannisfreude ist in Rauch aufgegangen und zerplatzt wie eine Seifenblase, und ich gehöre nicht mehr unter die Fröhlichen und Zufriedenen."

Der Alte brummte ein „Hm! hm!" über das andere und setzte sich unaufgefordert zu mir, nahm mich bei der Hand und sprach mir ins Gewissen, ihm doch meinen Kummer und mein Vorhaben mitzutheilen; denn meine Miene soll derart gewesen seyn, daß er Schlimmes, ja das Schlimmste befürchtete.

Ein betrübtes Herz ist ja so froh, seinen Kummer enthüllen, mittheilen zu können, daß es keines langen Zuspruches bedurfte, um mich redselig zu machen, und bald wußte der Schäfer Alles, mein Glück und mein Unglück. Nachdem ich geendet, schmunzelte er, schaute mich dann lange an und sagte ernst und wichtig:

„Dein guter Stern hat Dich hierher geführt. Ich will Dir guten Rath geben. Andres, Du bist ein Sonntagskind. Ja, ich erinnere mich noch ganz wohl, denn ich merkte mir es damals, es war Anno 1730 am zweiten Sonntage des Mai, Nachmittags nach der Vesper, als Dich Deine Mutter Deinem betrübten, wollte sagen glücklichen Vater in die Arme legte. Du warst ja sein Siebenter und schriest derart, daß der Alte schon damals gerne seinen Stock an Dir versucht hätte. Aber das ging nicht, Du warst vorderhand zu klein und er mußte noch warten; verloren hast Du zwar nichts, denn später hat er es nachgeholt. Doch lassen wir das gut seyn. Also Geld fehlt zu Deinem Glück. Das will ich Dir verschaffen, mehr als Du bedarfst. Merke auf!"

Ich machte große Augen ob dieser sonderbaren Rede und der Alte fuhr fort:

„Du weißt doch, Andres, daß die Sonntagskinder gar bevorzugte Geschöpfe sind. O lächle nur nicht, es ist so, war so und wird auch, so Gott will, so bleiben. Ein Sonntagskind war auch der Simon Daum, der Anno 1748 zu Oberkainsbach den Rodensteiner mit eigenen Augen gesehen und das vor Gericht zu Protokoll gegeben. Ja, die Sonntagskinder können mehr als Unsereins und haben besonderes Glück im Heben verborgener Schätze. Da liegt in Darmstadt in unseres Herrn Landgrafen Ludwig des

Digitized by Google

Achten Schloß ein solcher Schatz schon seit Jahrhunderten verborgen, den hebe. Ja, Andres, Du kannst und mußt ihn heben. Du weißt es, oder weißt Du es nicht, dann sollst Du es jetzt erfahren, daß der Schatz in einem der großen Gewölbe unter dem alten Schlosse liegt, das einen Ausgang oben am Herrgottsberge hat. Dort gehst Du hin, wirst rechten Weg und Weis' schon finden und den Schatz heben, Dich und Deine Grethe glücklich machen und dabei den alten Hans nicht vergessen; nicht wahr, Andres?"

So schwätzte der Alte fort und da ich nicht recht Antwort gab, faßte er mich unterm Arme und führte mich zurück über das Feld auf den Weg nach meinem Aufenthaltsorte. Herzlich nahm er Abschied von mir und band mir nochmals auf die Seele, ja mein Heil bei dem Schatze zu versuchen, denn ich, als Sonntagskind, vermöge das und wäre mir und meinem Mädchen schuldig, es zu thun.

Ich schwankte nach Hause. Dort sah ich an dem betrübten Aeußern, an den verweinten Augen meines Gretchens, daß man mich vermißt und erwartet habe; doch niedergeschlagen und voll Unruhe, wie ich war, suchte ich alsbald mein Lager.

(Fortsetzung folgt.)

Das öde Landhaus.

(Fortsetzung.)

Nach kleiner Pause erzählte mein Begleiter weiter:

„Der Grund, auf welchen des Sterbenden Bitte sich stützte, ward schnell offenbar, als man den Vermögensstand des Verstorbenen untersuchte. Er hatte längst schon von seinem Kapital gelebt und von seinem in Trümmer gegangenen Vermögen war beinahe nichts übrig geblieben, als dieses Landhaus und einige kleine, daran stoßende Grundstücke. Dies war natürlich für das junge Paar eine sehr unangenehme Enttäuschung, weil sie vor dieser Entdeckung sich verabredet hatten, binnen sechs Monaten zu heirathen. Fräulein v. Beaugency hatte nämlich die Hoffnung genährt, ihr Erbe werde Beiden ein genügendes Auskommen bieten. Nunmehr konnte natürlich von einer Heirath nicht die Rede seyn, bevor nicht Eugen die Mittel zum Unterhalt für eine Familie hatte. Im damaligen Augenblicke besaß er nicht viel; er war Advokat ohne Praxis, hatte seither nur von dem bescheidenen Stipendium gelebt, das ihm sein Oheim gereicht, und sich drei Viertheile des Jahres kümmerlich behelfen müssen, um nur das letzte Viertheil auf des Oheims Gute bei Henriette zubringen zu können. Und wie lange Zeit mußte vergehen, bevor er nur einigen Ertrag von seiner Praxis hoffen konnte! Diese Aussichten waren für Beide verzweiflungsvoll.

„Diese Begebenheiten fielen in die ersten Jahre der Republik, wo Frankreich mit der halben Welt im Hader lag und der Soldatenstand das beste Gewerbe war.

„„Ich will in die Armee treten,"" sprach Eugen; „„ich habe für diesen Stand immer eine große Vorliebe gehabt und zudem ist er in unserer Zeit der einzige, durch welchen ein Mann von Muth und Thatkraft rasch vorwärts zu kommen hoffen darf. Als Advokat muß ich vielleicht noch Jahre lang warten, bis ich etwas zu thun bekomme. Ein Sohn des Generals Duhamel ist mir genau befreundet, was mich hoffen läßt, er werde ein gutes Wort für mich einlegen und seinen Vater veranlassen, daß er mich bald befördert.""

„Natürlich hatte Henriette viele Einwendungen gegen diesen Plan; allein der Geliebte beschwichtigte sie alle durch Gegengründe, und sie schieden nach wiederholten Schwüren ewiger Treue. Er führte sein Vorhaben aus und Henriette blieb mit Rosine und einer älteren Verwandten, die fortan bei ihr wohnen sollte, auf dem Landgute, indem sie die Einladung ihres Bruders, zu ihm nach Catalonien zu ziehen, ausschlug. Dort wäre sie nämlich den beständigen Besuchen des Grafen Gonzalez ausgesetzt gewesen, während er nun, nach ihres Vaters Tode, sie doch schicklicherweise in ihrem eigenen Hause nicht besuchen konnte. — Es zeigte sich übrigens später, daß er seine Bewerbung nur bis zu einem schicklichen Augenblick verschoben hatte; einstweilen war er der Fürsprache und Unterstützung ihres Bruders gewiß und zweifelte nicht im Mindesten, seine Werbung angenommen zu sehen, seitdem der Stand von Herrn v. Beaugency's Vermögensnachlaß bekannt geworden war.

„Ehe aber dieser erwartete günstige Augenblick kam, trug sich eine Begebenheit zu, die seine Absichten wesentlich förderte. Eugen hatte sich nämlich aus Eifer, sich in den Augen seines kommandirenden Offiziers auszuzeichnen, in einem Treffen mit aller Gluth und Unerfahrenheit der Jugend in eine unnütze Gefahr gestürzt und war so schon in der ersten Schlacht verschwunden. ..."

Digitized by Google

Als mein Begleiter an diesen Punkt seiner Erzählung gelangt war, befanden wir uns am Eingange des Dorfes, wo die Kirche stand, unweit von dem schmucklosen Häuschen, welches der Pfarrer bewohnte. Vor demselben war ein kleiner Garten und unter dem Vordache saß eine steinalte Frau, die sich im warmen Abendlichte sonnte. Dem alten Mütterchen wackelte der Kopf vor Schwäche und ihre Gestalt war sehr gebeugt; in der Hand hatte sie ein paar lange Stricknadeln und aus der Art und Weise, wie sie dieselben führte, schloß ich, sie müsse blind seyn. Der Pfarrer lud mich ein, in seine bescheidene Wohnung zu treten, erzählte mir, die Blinde sey Rosine, die ehemalige Milchschwester und Zofe des Fräuleins Henriette v. Beaugency und fügte hinzu, wenn ich mich ein halbes Stündchen bei ihm ausruhen wolle, so werde er Rosine bitten, mir den Rest der Geschichte vollends zu erzählen. Da ich ahnte, es würde sich mir noch irgend eine schreckliche Katastrophe enthüllen, nahm ich das Anerbieten des guten Mannes gerne an.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Fürst Pückler-Muskau äußert sich über seinen kürzlich in München gemachten Besuch unter Anderm: „In geselliger Hinsicht hat mich nichts mehr interessirt, als die wöchentlichen Abendgesellschaften des Königs, eine unserer Zeit angemessene Veredelung des Potsdamer Tabakscollegiums, wo ohne alle überflüssige Etikette bei Cigarren und Punsch die interessantesten Männer Münchens (Thiersch, Liebig, Kobell, v. d. Tann, Pocci, Dönniges, Geibel, Bodenstedt ꝛc.) in aller Freiheit ihre Ideen austauschen, während der König auf die liebenswürdigste Weise die Unterhaltung zu leiten und zu beleben und, stockt sie einmal, ungezwungen wieder anzuregen versteht. Wie verschieden ist ein so geistig freier Genuß von den Resultaten gewöhnlicher Soireen der großen Welt, wo ich Gott immer danke, wenn es mir gelingt, in den Hafen eines Whistisches einzulaufen, um wenigstens die Zeit nicht ganz umsonst todtzuschlagen."

Die k. k. Hofbibliothek in Wien enthält über 16,000 Handschriften in griechischer, hebräischer, chinesischer, indischer, arabischer ꝛc. Sprache Pergament und bei 12,000 europäische Ha schriften auf Papier, 12,000 Incunabeln, 280,000 Bücher neuerer Zeit, über 6000 Bä musikalischen Inhalts und 8800 Autographen rühmter Personen. Ferner gibt es in Wien 17 Bibliotheken, unter denen die kaiserl. Ha bibliothek und die Universitätsbibliothek die gu ten sind.

Am 16. April wurde die Eilfuhre von velli in Luzern am Gotthard von einer Lav verschüttet. Zwei Pferde waren todt, zwei sch verwundet. Leute und Fracht wurden gerette

Mein Lieblingsvogel.

Die Lerche ist mein liebster Vogel,
Sie machet mir die größte Freud';
Die Lerche ist mein liebster Vogel,
Ich thue d'rum ihr nie ein Leid.

Ihr Liedgetön mich gleich berauschet,
Sobald der erste Ton mich trifft;
Mein ganzes Ich ihr lange lauschet,
Wenn sie die Lüfte hoch durchschifft.

Warum nur sie die Saiten spielet,
Die in mein Herz gezogen sind? —
Warum mein Herze dann nicht fühlet,
Singt Nachtigall im Laubgewind? —

Dies sind so liebestheure Fragen,
Denk' ich daran, bin ich beglückt;
Die Antwort nur zwei Herzen tragen,
In die sie tief ist eingedrückt.

Das eine Herz ist wohl das meine,
Das diese Goldschrift in sich trägt;
Das and're gleicht dem Sonnenscheine
Und ist in meines eingelegt.

Ich fühle darum doppelt süße,
Wenn mich der Lerchensang berührt:
Ich fühle, wie wenn Liebchen Küsse
Auf meinem Munde sich erkürt.

Die Lerche ist mein liebster Vogel,
Sie machet mir die größte Freud';
Die Lerche ist mein liebster Vogel,
Ich thue d'rum ihr nie ein Leid.

B—. K. B.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 52. Dienstag, 1. Mai 1835.

Der Schatz im Schlosse zu Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte des Schatzes wußte ich längst, auch daß der vorige Landgraf fest daran geglaubt und viel gethan und versucht hatte, um ihn zu heben. Warum sollte ich denn, besonders da ich nach Aussage des Schäfers ein Sonntagskind war, nicht auch mein Glück versuchen? Diese Gedanken durchkreuzten lange meinen Kopf und endlich schlief ich ein und träumte von dem Schatze, einem großmächtigen Bauerngute und der endlichen Verbindung mit meinem Mädchen. Als ich erwachte, stand mein Entschluß fest, das Abenteuer zu wagen, um entweder glücklich oder gänzlich unglücklich zu werden. Ich hatte die zwei Hauptfesttage vor mir, diese wollte ich benutzen und nach Darmstadt ziehen.

Am selben Morgen traf ich Gretchen im Garten; sie war ganz verwundert über mein verändertes, entschlossenes Aussehen. Ich zog sie in eine Laube, nahm sie bei der Hand und nachdem ich ihr in die lieben Augen geschaut, mir durch einen langen Kuß hinlänglichen Muth geholt, theilte ich ihr mit, daß ich einen Gang vorhabe, der mich wohl zwei Tage vom Hause entfernt halten und daß sie mich, so Gott wolle, glücklich wieder sehen würde. Sie weinte und fürchtete Schlimmes, doch ich beruhigte sie und da sie selbst keinen Ausweg wußte, mußte sie sich zufrieden geben, und wir nahmen herzlichen Abschied von einander.

Ich versah mich mit einem tüchtigen Stocke, meinem Taschenmesser, einem Sacke und einem Stricke, steckte meine sämmtliche Baarschaft zu mir und ohne sonst irgend Jemanden noch Lebewohl zu sagen, trat ich den Weg nach Darmstadt an.

Erst Nachmittags langte ich daselbst an, denn oft hatte ich mich niedergesetzt und über mein Schicksal und mein seltsames Vorhaben nachgedacht. Doch nun war ich in Darmstadt und ohne mich aufzuhalten und lange zu besinnen, eilte ich dem landgräflichen Schlosse zu. Aber da stand ich nun. Das unausgebaute neue Schloß mit seinen durch Bretter geschlossenen Fenstern gewährte mir keinen Eingang; nur über die Parforcebrücke, die nach dem Herrn- und Birngarten zu lag, vermochte ich in das Innere des weitläufigen Gebäudes zu dringen. Obschon mich die Schildwache schief angesehen, gelangte ich doch glücklich in den ersten Hof. Da lag nun das alte Schloß vor mir, in dessen Gewölben mein Glück schlummern sollte. Ich blieb stehen und schaute das Gebäude lange, fast traurig an, und je länger ich es anschaute, je trauriger wurde ich. Ich war zwar in Darmstadt und im Schlosse, aber wie sollte ich in die Gewölbe kommen? wie den Schatz heben? — Mein langes Gaffen mußte natürlich auffallen und schon dachte ich daran, wieder umzukehren, als sich eine Kellerthüre öffnete und eine kurze, dicke Gestalt in Hemdärmeln, mit weingeröthetem Antlitz, die Perrücke etwas schief auf dem Haupte, in den Hof stieg. Es mußte einer der fürstlichen Kellermeister seyn, denn mühsam versuchte er zwei schwere hölzerne Kannen nach oben zu bringen. Diese Arbeit schien ihm sauer zu werden und er schaute sich nach irgend Jemanden um, der ihm helfen könnte, seine süße Last in Sicherheit zu bringen. Ich sah und erkannte seine Noth, und da gerade Niemand kam, eilte ich auf ihn zu und frug ihn, ob ich ihm nicht bei seiner schweren Arbeit helfen könne. Er hatte gerade seine Kannen hingesetzt und mit den Hemdärmeln den Schweiß von der Stirn getrocknet, schaute mich erst groß an und deutete dann lachend auf eine der beiden

Kannen, die ich sogleich packte und, als er die andere hob, hinter ihm hertrug.

Unser Weg ging nach einer kleinen Stube in dem zweiten Schloßhofe, wo wir unsere Lasten niedersetzten. Der Kellermeister betrachtete mich nochmals lächelnd von Kopf bis zu Fuß und indem er furchtbar schnaufte, sich dadurch gleichsam von der Strapaze erholend, langte er einen zinnernen Becher vom Sims herab, schenkte ihn voll und hielt ihn mir hin mit folgenden Worten:

„Jede Arbeit will ihren Lohn haben, und wenn die Eure auch ungefordert kam, so soll der Lohn dennoch nicht ausbleiben — da nehmt und trinkt!"

Ich nahm den Becher und leerte ihn auf einen Zug; der Weg hatte mir warm gemacht und nun machte der Wein mich keck und dreist.

„Herr Kellermeister," sagte ich, „wenn meine Arbeit ungefordert kam, so kam Euer Lohn es nicht minder; wenn ich aber wirklich etwas gethan habe, was nach Euern Worten etwas werth wäre, so wüßte ich schon etwas, das mir besser anstünde, als eine ganze Kanne Wein."

Der Kleine war sichtlich erstaunt ob meiner Keckheit; ohne sich indessen im Mindesten darüber zu erzürnen, fragte er, was das denn sey.

„In das Gewölbe des alten Schlosses möchte ich hinab," erwiederte ich, „dort soll etwas verborgen liegen, ein — großer Schatz, den möchte ich heben, und da ich ein Sonntagskind bin, kann mir das nicht fehlen."

Man sieht, daß der Wein, der rasche Trunk seine Wirkung schon geübt hatte.

Kaum hatte ich aber ausgesprochen, als der dicke Kellermeister in ein unbändiges Gelächter ausbrach, sich den Spitzbauch hielt und dann auf die lange hölzerne Bank niederfiel. Plötzlich jedoch hielt er inne, schaute mich an und als ob ihm etwas Anderes eingefallen, suchte er seine Heiterkeit zu unterdrücken und sagte:

„Also den Schatz da drunten wollt Ihr heben, Bursche? Na, da habt Ihr einen guten Gedanken gehabt! — Ihr gefallt mir und ich will Euch dazu behilflich seyn. Kommt mit, ich will Euch zu dem Schatze führen; Ihr sollt ihn sehen und dann so viel davon heben, als Ihr wollt, das heißt könnt!"

Dabei platzte er von Neuem los und schob seine Perrücke vollends auf's linke Ohr, nahm mich unter den Arm und zog mich fort über den Hof nach dem Keller zu.

Ich wußte nicht, was ich von der Lustigkeit meines neuen Führers denken sollte, folgte ihm indessen willig, denn er führte mich ja in die Gewölbe hinab, das Ziel meiner Wanderung und meiner Sehnsucht. Mein Begleiter öffnete die Kellerthüre. Dort, auf der breiten steinernen Treppe, stand noch eine brennende Laterne, diese ergriff er, schlug die Thüre hinter uns zu und nun stiegen wir hinab in die Keller. Durch mehrere derselben schritten wir schweigend hin, bis wir endlich in ein Gewölbe gelangten, das so groß war, daß das Licht der Laterne kein Ende zeigte. Rings an den Wänden lagerten Fässer, eines größer als das andere. Als wir nun vielleicht bis in die Mitte vorangeschritten seyn mochten, drehte sich mein Führer plötzlich um und sagte mit einer Stimme, die er geheimnißvoll zu machen strebte, was ihm indessen nicht gelang:

„Wir sind am Ziel — hier ist das Gewölbe, das den Schatz birgt. Dort, in jenen Fässern, schlummert er — alles eitel, pures Gold, und ich, ich bin der Keller-, wollt' sagen Schatzmeister — das Männchen, von dem sich das Volk erzählt, daß es zu zwei Drittel schwarz und ein Drittel weiß sey; denn für gewöhnlich trage ich hier unten kohlschwarzes Habit und weißgepuderte Perrücke. Doch genug davon, jetzt wollen wir ihn heben — kommt!"

(Fortsetzung folgt.)

Das öde Landhaus.

(Fortsetzung.)

Der Pfarrer stellte mir Henriettens frühere Gespielin vor, deren Gedächtniß ich trotz ihres hohen Alters noch frisch und ungetrübt fand, und ich bat sie um Verzeihung für meine Neugier, weil ihr die Wiedererzählung von so nahe angehenden, wahrscheinlich höchst schmerzlichen Umständen ohne Zweifel Schmerz bereiten müsse.

„Ach, Madame," sagte sie, „ich gebe nur Gedanken Worte, welche mich immer beschäftigen! ich werde diese Erinnerungen gar nicht los. Ich habe diese traurige Geschichte zwar nur zweimal erzählt, denn ich wollte um meiner armen Herrin willen mit den Leuten ihrer frühern Umgebung nicht über solche Gegenstände sprechen; aber jedesmal schlief ich besser darauf als sonst; es scheint die schwere Bürde meines Grams erleichtert zu haben, wenn ich Andern die Sache mittheilte."

„Sie liebten wohl Fräulein v. Beaugency sehr?" fragte ich.

Digitized by Google

„Meine Mutter war zwar nur ihre Amme, Madame, aber gleichwohl wuchsen wir wie zwei Schwestern mit einander auf," entgegnete Rosine. „Sie hatte niemals das geringste Hehl vor mir und die heilige Jungfrau weiß, daß nicht einer ihrer Gedanken sie auch nur eine Stunde aus dem Paradiese entfernt halten wird, denn es war nicht mehr Sünde in ihr, als ein Schmetterlingsflügel tragen könnte."

„Sie hat wohl recht viel gelitten, als sie den Tod ihres Vetters Eugen erfuhr?" fragte ich. „Und wie lange vorher war's, ehe sie den Grafen heirathete? denn sie heirathete ihn doch, nach Dem zu schließen, was ich gehört habe?"

„Ja leider hat sie ihn geheirathet, Madame, etwa ein Jahr nachdem die Todesbotschaft gekommen war, die Arme! Nicht daß sie mit ihm gerade unglücklich gewesen wäre; er behandelte sie nicht schlecht, durchaus nicht, denn er liebte sie leidenschaftlich. Aber eifersüchtig war er — der Himmel weiß auf Wen, denn er brauchte auf Niemanden eifersüchtig zu seyn. Er liebte eben wie ein heißblütiger Spanier, der er war, und er fühlte vermuthlich, daß sie seine Liebe nicht auf die gleiche Weise erwiederte. Wie konnte sie auch, nachdem sie ihr ganzes Herz an den Vetter gehängt hatte. Wohl mochte sie den Grafen gut leiden, und ich könnte nicht sagen, daß sie mit einander unglücklich waren; aber sie konnte Spanien nicht leiden und die Menschen, mit denen sie dort zu verkehren hatte. Des Grafen Schloß war auch ein gar zu unheimlicher Ort, und ich für meinen Theil fürchtete mich immer, wenn ich des Abends beim Schlafengehen die gewölbten Gänge und die weiten, dunklen Treppen passiren mußte. Der Graf aber hing an seinem Wohnsitze, weil er schon seit unvordenklichen Zeiten im Besitz seiner Familie gewesen war, und nur seiner Frau zu Liebe kam er nach ihrem väterlichen Gute."

„Aber dieser Wohnsitz ist ja in der That ebenfalls sehr unheimlich?" wandte ich ein.

„Unheimlich?" wiederholte sie — „jenun, heutzutage mag er es allerdings seyn, weil ein Fluch darauf liegt; aber damals war er es nicht. O, es war ein wunderhübscher Aufenthalt zur Zeit des alten Herrn v. Beaugency, und meine arme Herrin liebte denselben um der schönen Tage willen, die sie dort verlebt hatte; als daher auch der Zeitpunkt ihrer ersten Entbindung herankam, drang sie in ihren Gemahl, er möge sie dahin bringen, denn sie wollte meine Mutter um sich haben, die ihr Mutterstelle vertreten hatte. Sie schützte vor, es würde ihr Tod seyn, wenn sie in Catalonien bleiben müsse, und so gab ihr Gemahl endlich ihren Wünschen nach. Man berathschlagte mit dem Arzte und richtete Alles her; und Henriette war so vergnügt bei dem Gedanken, bald Mutter zu werden, daß, wenn wir so beisammen saßen und Kleider für das zu erwartende kleine Wesen fertigten, sie so harmlos und froh mit mir plauderte, was sie mit dem Kleinen beginnen und wie sie es erziehen wollte, und sie war dabei immer so glücklich und seelenvergnügt, daß ich wohl sah, sie vergesse nun nachgerade, daß sie nicht an den Mann ihrer Wahl verheirathet sey.

„Nun ja, Madame," fuhr Rosine fort und wischte sich mit dem Zipfel ihrer Schürze die Thränen aus ihrem erloschenen Auge — „wir waren Alle glücklich, wie Sie gesehen haben, und sahen binnen Kurzem der Geburt des Kindes entgegen. Da gewahrte ich eines Nachmittags, als meine Herrschaft ausgefahren war und ich durch die Staketen des Gartenthores nach deren Wagen schaute — denn sie war länger ausgeblieben als gewöhnlich —, eine Gestalt, welche hastig des Weges daher auf den Punkt zukam, wo ich mich befand, und die mir bei ihrem Näherkommen das Herz erbangen machte, denn ich glaubte, es sey eine Erscheinung! Ich warf noch einen zweiten Blick auf sie, dann drehte ich mich, äußerst erschrocken, um und rannte ins Haus zurück. Bevor ich aber dieses noch erreicht, hatte der Fremde das Thor geöffnet und war in den Garten getreten."

„Und wer war der Fremde?" fragte ich.

„Es war Herr Eugen v. Beaugency, Madame, der Vetter meiner Gebieterin!" gab mir Rosine zur Antwort und erzählte weiter: „Er eilte mir nach und rief:

„„Rosine, fürchte Dich nicht! Glaube mir, ich bin kein Gespenst, Rosine! Du hast vielleicht gehört, ich sey in der Schlacht gefallen; nein, dies war nicht der Fall, wie Du siehst! Ich fiel nur in Gefangenschaft und bin nun hier und Gott sey Dank gesund und wohl! Und wie geht es meiner Cousine? wo ist sie?""

„Sie mögen selber beurtheilen, Madame, wie mir zu Muthe ward, als ich dies hörte," fuhr die Blinde fort — „mir war, als falle ein schwarzer Vorhang über meine Augen, auf welchem ich nur „Wehe! wehe!" las. Hinter diesem dunklen Vorhange, der meinem Auge die Zukunft verhüllte, sah ich nichts als Weh und Leid auf Erden für diese drei Menschen. „„Der Herr erbarme sich ihrer!"" betete ich im Stillen, und ich hoffe, für die andere, bessere Welt mag

Digitized by Google

mein Gebet auch erhört worden seyn, aber leider für diese nicht mehr...."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Mit großem Geräusch kündigt ein amerikanischer Unternehmer in den Zeitungen an, daß er eine „schwimmende Insel" vorbereite, um damit die Besucher der Pariser Industrieausstellung auf eine originelle und amusante Weise dorthin zu schaffen. Selbe wird aus zwölf Schiffen zusammengesetzt, welche fest mit Balken und Brettern zu einem Ganzen verbunden werden. Auf derselben werden sich Gärten, öffentliche Promenade, Cafés, Restaurationen, Ball- und Concertsäle befinden. Natürlich muß diese Insel am Eingang des Kanals La Manche landen. Daß dies kein Yankee-Humbug sey, versichert das amerikanische Blatt, indem bereits diese Insel zu drei Viertheilen fertig sey. — Es erinnert dies an die schwimmenden Jägerdörfer auf dem Mississippi, die, auf ähnliche Art construirt, an den Küsten dieses Flusses hielten.

Am 5. April lag eine kostbare Ladung in den Docks zu Southampton, nämlich Gold und Silber im Betrage von 600,000 L., angekommen mit dem westindischen Dampfschiffe „Tyne" und dem alexandrinischen „Eurine". Ungefähr zwanzig Wagen waren erforderlich, um diese Schätze nach London zu bringen. Die Hauptmasse derselben bestand aus Silber. 8000 L. Silberwerth wiegt 1 Tonne oder 20 engl. Centner und jeder Eisenbahnwagen trägt 4 Tonnen Gewicht.

Laut Nachrichten aus Westindien, vom 20. März, war zu St. Croix die Zuckerernte beendet. Die sämmtlichen Verschiffungen für das Jahr beliefen sich auf 18,275,782 Pfund oder 12,118 Orhoft, das Orhoft zu 1500 Pfund, und 945,170 Gallonen Rum oder 8600 Faß.

Das k. k. Münzen- und Medaillen-Kabinet in Wien zählt in diesem Augenblicke 107,000 Stück, worunter 25,000 griechische und 35,000 römische Münzen. In Beziehung auf die letztern ist diese Sammlung die reichste in Europa.

Am 13. April hat der Professor Gubitz, der Schöpfer und Verbreiter des neuern Holzschnitts, auch als Volksschriftsteller, dramatischer Dichter, Journalist und Kritiker in weiteren Kreisen bekannt, sein Jubiläum als 50jähriges ordentliches Mitglied der k. Akademie der Künste in Berlin gefeiert. Der König hat dem jetzt 69jährigen Greise den rothen Adlerorden 4ter Klasse verliehen.

Eines der ältesten Denkmäler Magdeburgs und in seiner Art vielleicht das älteste in ganz Deutschland, die Reiterstatue des Kaisers Otto des Großen vor dem dortigen Rathhause auf dem alten Markt, soll nächstens von Grund aus restaurirt werden. Jetzt ist man mit einer umfassenden Restauration des Rathhauses, das einige Zeit nach der Zerstörung der Stadt im Jahre 1631 erbaut wurde, beschäftigt.

Am 25. März hat eine schreckliche Feuersbrunst die Stadt Memphis in Nordamerika heimgesucht und einen Schaden von einer halben Million verursacht.

Die wunderbaren Lyoner Seidenstoffe, welche gegenwärtig in den Magazinen von Paris feilgeboten werden, erregen schon durch ihre originellen Namen Aufmerksamkeit. Da gibt es z. B. Carreaux d'Alma, Gros de Sebastopol, Sammet von Constantinopel, Serpentine von Varna; — andere Stoffe tragen die Namen der verschiedenen Befehlshaber; es gibt Popeline Abdul-Medschid ꝛc.

Sylben-Räthsel.

Auf manchen Bäumen steh'n die ersten beiden,
Zwar bringen sie nur wenigen Gewinn;
Doch würde ohne sie dies Baumgeschlecht verscheiden.
Sehr nützlich ist ihr Paar, nehmt ihr's in and'rem Sinn.
Es zeigt den engen Pfad zu herrlichen Genüssen,
Drum hat gar oft es schon der Sehnsucht weichen müssen.
Die Dritte soll bald dumm, bald wieder fein,
Bald schlecht, bald wieder toll und lustig seyn.
In and'rem Sinn ist, wenn sie nicht blos spaßt,
Mit Recht dem thier'schen Körper sie verhaßt. —
Das Ganze lärmet zwar, doch läßt es schon sich hören,
Weil Zweck und Ordnung aus dem Lärmen spricht;
Wenn es mit Harmonieen sich verflicht,
So kann sogar Vergnügen es gewähren.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 53. Freitag, 4. Mai 1855.

Der Schatz im Schlosse zu Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Der dicke Kellermeister führte mich nunmehr zu den Fässern, indem er mir Folgendes sagte:

„Hier liegt Gold, gegraben aus dem Würzburger Schloßberge, aus den ächten Goldgruben der dortigen Herren Prälaten; hier liegt Pfälzer, Wormser Gold, aus der Schatzkammer, die unsere liebe Frau bewacht; hier ist welches aus dem unbeschreiblich köstlichen Vorrath des gespenstischen Ritters von Rüdesheim. Von welcher Sorte wollt Ihr?"

Ich wußte nicht, ob ich weinen oder lachen sollte, doch mein Führer ließ mich weder zur rechten Besinnung, noch zum Worte kommen, sondern ergriff rasch ein langes blechernes Instrument und einen der Becher, die auf den Fässern umherstanden, und hielt mir bald etwas unter die Nase, das gar lieblich duftete und wonach ich maschinenmäßig griff.

„So recht, mein Junge!" kicherte er — „trink! Der Wein ist der wahre Schatz, das ächteste Gold, das die Keller unseres Schlosses bergen, und Du kannst mir glauben, er macht glücklicher und lustiger, als die noch so blanken Reichsgulden und Hirschdukaten unseres Herrn Landgrafen, die da die Umschrift tragen: Hörnerträger, viele Schwäger! Doch das wirst Du sehr bald erfahren; — trink nur, trink!"

Und auf's Neue füllte er mir einen Becher aus einem andern Fasse und ich trank und mußte trotz meiner Betrübtheit lächeln, denn die Weine schmeckten gar zu gut und lieblich. Als er das sah, hielt er nicht länger mehr an sich, und bei jedem neuen Zug, den ich that, stieg sein Lachen so, daß bald das Gewölbe von demselben widerhallte.

„Es scheint Dir zu schmecken, Junge? O, wir wollen noch mehr Schätze heben! Hier ist Hochheimer Gold, auch aus einem geistlichen Bergwerke, und hier die Krone des Schatzes, 1754er Bergsträßer. Da, trink, trink! ins Teufelsnamen, bist ja ein Sonntagskind!"

So sprach er, und ich — ich trank.

„Aber der Schatz, der Schatz, der Hauptschatz, wo bleibt denn der?" rief ich lallend, als seine Lustigkeit mich etwas zu Worte kommen ließ.

„Willst noch mehr? desto besser!" höhnte der Dicke. „Da hast Du französisches Gold, sogenannter Burgunder; hier spanisches! ... Hast noch nicht genug Schätze, Junge? Kannst immer noch mehr heben!"

„Doch ich hatte genug, denn fast vor jedem Fasse, deren Inhalt er genannt, war er stehen geblieben und hatte meinen Becher wieder gefüllt und ich ihn geleert. Ich mußte demnach genug, gewiß zu viel haben.

Mein Begleiter faßte mich jetzt wiederum unter die Arme, zog mich lachend die Kellertreppe hinauf und stieß mich dann etwas unsanft in den Hof hinaus. Hier spürte ich nun erst recht, daß ich genug Schätze gehoben, denn Schloß und Hof fingen an, sich auf unerklärliche Weise mit mir herumzudrehen, und fort taumelte ich, fort über die Parforcebrücke, an der noch immer mich schiefansehenden Schildwache vorbei, in der ich diesmal den Bastian zu erkennen glaubte und schon auf ihn loshauen wollte, als auch er sich um mich zu drehen anfing und ich weiter taumelte durch die Birngartenstraße, zum Jägerthore hinaus und immer weiter, weiter, bis ich endlich erschöpft niedersank und in einen tiefen Schlaf verfiel.

Als ich erwachte, war es Nacht und ich befand mich in einem Walde auf einem mit Moos überzogenen Felsstück. Der helle, sommernächtliche Himmel schaute durch die Wipfel der hohen

Digitized by Google

Buchen herab auf mich armes, unglückseliges Menschenkind, dem jetzt wieder Alles einfiel, was es gewollt und erreicht.

Nachdem ich noch einige Zeit traurig dagesessen, stand ich auf, um mich zu orientiren — nachzusehen, wo ich denn eigentlich hingerathen. Wenige Schritte, und ich befand mich am Saume des Waldes, auf einer mäßigen Höhe, und erblickte in dem Halbdunkel der Nacht in einiger Entfernung die Umrisse des herrschaftlichen Orangeriegebäudes von Bessungen. Ich war oft genug in Darmstadt gewesen, um die dortige Oertlichkeit hinlänglich zu kennen und zu wissen, daß die Höhe, auf der ich mich befand, zu dem Hergottsberge gehörte. Wie ein Blitz fuhr dieser Name durch meine Seele. Es war ein Fingerzeig Gottes, der mich hierher geführt, denn hatte der Schäfer mir nicht gesagt, daß das Gewölbe am Herrgottsberge einen Ausgang habe?

Diesen Gedanken kaum ausgedacht, lief ich schon wieder in den Wald hinein, der Höhe des Berges zu. Ich erkletterte die beiden großen Felsblöcke, von denen der eine die „Teufelsklaue" heißt, weil der Abdruck der Klaue des Teufels darauf befindlich ist, welcher zurückblieb, als der leidige Gottseybeiuns das Felsstück auf die ehemals daselbst befindliche Kapelle hatte schleudern wollen. Im gewöhnlichen Zustande wäre mir dieser Ort zu solcher Stunde etwas unheimlich gewesen, in meiner Aufgeregtheit aber kümmerte ich mich den Teufel um die Teufelsklaue, ja um ihn selbst. Den Eingang in das Gewölbe wollte ich suchen und dann den Schatz heben — das war mein einziges Denken und Sinnen.

Nicht lange hatte ich die Spitze des Berges umkreist, als ich zwischen Gestrüpp und Felsen eine Art von Höhle entdeckte, deren Ränder mir bei näherem Befühlen wie gemauert vorkamen. Das konnte der Eingang seyn. Ein Stein fiel mir vom Herzen. Doch Gestrüpp, Schutt und Steine verwehrten mir das Weiterdringen. Mit fieberhafter Hast ging ich an's Werk. Unbarmherzig hieb mein Stock Dorn und Gesträuch zusammen und mit meinen Händen, die bald blutig wurden, räumte ich Schutt und Steine hinweg, so daß ich nach etwa einer Stunde eifriger Arbeit den Eingang so weit frei hatte, um bequem hineindringen zu können. Doch was nun beginnen? Noch war es nicht Tag und ich hatte weder Licht noch Feuerzeug bei mir. Ich mußte also geduldig den Morgen abwarten, und da ich den Eingang zu dem vermeintlichen Schatzgewölbe glücklich gefunden, glaubte ich mich der Ruhe überlassen zu dürfen, und ohne lange nachzusuchen, streckte ich mich auf's Gras und schlief fest und ruhig bis zum Morgen.

Kaum war ich erwacht, als ich zu dem Eingang des Gewölbes eilte und nun erst sah, was für Verheerungen ich dort angerichtet hatte. Das durfte nicht so bleiben; ein Vorübergehender konnte es bemerken und dann meine Arbeit, mein Thun verrathen; deßhalb räumte ich den Schutt, so gut es gehen wollte, bei Seite, brach frische Zweige von den nahestehenden jungen Buchen, steckte sie so in das Gesträuche, daß man nicht leicht sah, es seye zerhauen und weggeräumt worden, und den Eingang des Gewölbes suchte ich so viel als möglich wieder zu verdecken.

(Fortsetzung folgt.)

Das öde Landhaus.

(Fortsetzung.)

Die Blinde sammelte sich ein wenig, dann fuhr sie fort:

„Meine erste Furcht war, der Graf möchte zurückkehren und den Vetter seiner Gemahlin hier finden; denn ich wußte, daß es zu Blutvergießen führen würde, wenn sie einander begegneten. Ohne daher auf seine Fragen zu antworten, bat ich ihn inständig, sogleich zu meiner Mutter zu gehen, wohin ich ihm alsbald nachfolgen und dann Alles erzählen wolle. Allein gerade diese Bitte wie die Aufregung und Angst, die er an mir bemerkte, ließen ihn mit Einemmale die Wahrheit ahnen. Er faßte mich mit einer Heftigkeit am Arm, daß ich die Spuren seiner Finger noch viele Tage nachher daran trug, und fragte mich, ob Henriette verheirathet sey.

„„Allerdings,"" gab ich zur Antwort; „„sie hielt Sie für todt, war blutarm und der letzte Wunsch ihres sterbenden Vaters war, daß sie —""

„„Wie?"" fiel er mir ins Wort, mit einem Gesicht, das ich in meinem Leben nicht vergessen werde — „„verheirathet an den Spanier, an Ruy Gonzalez?""

„„Ja, an Ruy Gonzalez,"" versetzte ich, „„und wenn er Sie hier findet, bringt er Sie um!""

„„Meinetwegen!"" sagte er.

„„Das wird aber Henriettens Tod seyn!"" rief ich — „„und sie ist ... sie ist ... ihrer Entbindung nahe,"" setzte ich zögernd hinzu.

„„Ich muß sie sehen!"" sagte er und schlug sich mit den Fäusten vor die Stirn.

Digitized by Google

„„Das kann nicht seyn,““ entgegnete ich ihm; „„der Graf verläßt sie keinen Augenblick!““

„„Wo sind sie nun?““ fragte er weiter.

„„Sie sind ausgefahren, in einem dunkelblauen Wagen, und ich erwarte sie jeden Augenblick zurück; gehen Sie! um's Himmels willen, gehen Sie zu meiner Mutter!“

„„Ich habe den Wagen gesehen, er begegnete mir diesseits Noirmoutiers,““ sagte er mit bitterm Lächeln. „„Ich ahnte nicht, daß sie darin saß,““ fuhr er fort, und seine Lippen bebten und ein krampfhafter Schauder lief über seine Züge. „„Ich will, ich muß Henriette sehen, und es wäre klüger, Du hälfest mir dazu, Rosine, sonst wird es für uns Alle nur um so schlimmer! Verbirg mich in ihrem Zimmer — ihr Gemahl schläft ja wohl nicht dort?““

„„Nein,““ sagte ich, „„aber er kömmt öfters dorthin, um mit ihr zu plaudern, wenn sie Toilette macht.““

„„Sperre mich in das Closett; es ist Raum genug darin, wenn ich mich unter das Büchergestell verkriche. Du sagst es dann Henrietten und lässest mich heute Abend heraus, wenn der Graf zu Bette gegangen ist.““

„„Großer Gott!““ rief ich und meine Kniee wollten unter mir zusammenbrechen — „„ich höre den Wagen, sie werden im Nu hier seyn!““

„„Thue, was Du willst, Rosine,““ sagte Herr Eugen zu mir und benützte den Vortheil, welchen meine Angst ihm bot; „„ich muß Henriette sprechen und werde es auf eigene Faust erzwecken, wenn Du mir nicht dazu behilflich seyn willst. Ich rühre keinen Fuß von der Stelle!““ Damit stieß er seinen Stock auf den Boden und sah mich mit einem Blicke an, in welchem ich seine verzweiflungsvolle Hartnäckigkeit deutlich las.

„„So kommen Sie denn in Gottes Namen!““ rief ich, denn der Wagen war angekommen und kein Augenblick zu verlieren. Dann nahm ich ihn am Arm und zog ihn durch's Vorzimmer, denn selbst jezt noch schien er lieber sie hier stehenden Fußes erwarten und mit dem Grafen einen Streit beginnen zu wollen. Genug, ich hatte kaum so viel Zeit, ihn einzuschließen und den Schlüssel in meine Tasche zu stecken; — schon waren der Graf und die Gräfin ausgestiegen und kamen den Garten herauf....

„Sie können sich denken, Madame, in was für einem Gemüthszustande ich dem Grafen und meiner Gebieterin unter die Augen trat, und meine Betretenheit stieg noch, als ich fand, daß der Graf es bemerkte.

„„Was gibt es, Rosine? ist etwas Ungewöhnliches vorgefallen?““ fragte er und heftete sein schwarzes, stechendes Auge so forschend auf mich, daß mir war, als wollte er in meiner innersten Seele lesen.

„Ich machte mir um meine Gebieterin zu thun und wandte das Gesicht von ihm weg; aber ich wußte wohl, daß er mich trotzdem beobachtete. Sonst pflegte er sich, wenn er vom Spazierenfahren heimkam, auf sein Zimmer zu begeben und mich bei seiner Frau zu lassen; allein diesmal nahm er einen Stuhl, setzte sich und verließ sie den ganzen Abend nicht. Dieses Benehmen war so ungewöhnlich, daß er offenbar irgend einen Argwohn gegen mich hegte, obwohl ich natürlich nicht entscheiden konnte, ob sein Argwohn durch meine Bläße und Aufregung oder durch irgend einen anderweitigen Zufall geweckt worden war. Später ward mir's aber klar, daß er den jungen Mann im Vorüberfahren erkannt haben oder doch von der Aehnlichkeit desselben so betroffen worden seyn mußte, um sich meine Verwirrung richtig erklären zu können. Sie mögen sich nun hiernach denken, Madame, wie mir diesen Abend zu Muthe war. Ich sah deutlich, daß er mich nicht mit seiner Frau allein lassen wollte. Ich mußte warten, bis der Graf seiner Frau gute Nacht gesagt, bevor ich dieselbe mit der Begebenheit dieses Abends bekannt machte, weil ich wußte, daß ihre Gemüthsbewegung ihm sicher das ganze Geheimniß verrathen haben würde. Mittlerweile ahnte die Gräfin gar kein Unglück; sie mochte zwar wohl bemerken, daß mir etwas auf dem Herzen liege, vermuthete aber vielleicht, ich gräme mich im Stillen um einen jungen Mann Namens Philipp, den ich heirathen sollte und der nun an einer schweren Krankheit ohne Hoffnung darniederlag.

(Fortsezung folgt.)

Mannigfaltiges.

Im Laufe des März ist eines der größten Bauwerke, welche die Welt aufzuweisen hat, vollendet worden: eine Hängebrücke über den Niagarafällen, welche die Eisenbahnen der Vereinigten Staaten mit denen Canada's verbindet. Am 18. genannten Monats fuhr der erste Bahnzug der Great-Western-Eisenbahn in Canada, bestehend aus einer Lokomotive, einem Tender und 22 schwer beladenen Frachtwagen, 350 Tonnen

Digitized by Google

(7000 Centner) schwer, über die 822 Fuß lange Kettenbrücke, von deren einer Seite man den mächtigen, großartigen Wasserfall erblickt, während auf der andern Seite, mehrere hundert Fuß tief, der berühmte Strudel erbraust, dem bis jetzt kein Sterblicher sich zu nahen wagte. Die berühmtesten amerikanischen Ingenieure erklärten es für eine Unmöglichkeit, eine Eisenbahn-Hängebrücke über den Niagara zu bauen; doch was ihnen unmöglich erschien, gelang dem Genie eines Deutschen, Namens Joh. A. Röbling, der zu Denjenigen gehört, welche von den Know-Nothings, wenn sie an's Ruder kämen, geächtet würden. Er ist nämlich kein Native, kein Vollblut-Amerikaner, sondern ein Preuße von Geburt und Adoptivbürger der Vereintgten Staaten.

In den Staaten Vermont und Rhode-Island hat man wilde Tauben (Holztauben) gefangen, welche noch frischen, unverdauten Reis im Magen hatten, den sie also jedenfalls in Westindien oder wenigstens in Florida oder Louisiana gefressen haben müßten. Diese Taubenart macht häufig außerordentlich lange Reisen in Einem Fluge — der oben angeführte Weg vom 30. zum 44. Grad nördl. Breite beträgt 420 Stunden.

Von der in der Bibel erwähnten „Palmenstadt" und den duftenden Balsamgärten, welche Josephus erwähnt, ist nur noch der Name übrig, wie Alexander Ziegler in seiner jüngst erschienenen „Reise im Orient" mittheilt. Von Palmen ist mit Ausnahme einer einzigen bei Jericho nichts mehr zu sehen und ebenso sind die gepriesenen Maulbeerbäume und Zuckerpflanzen verschwunden. Opobalsam, al Henna, Reis, Honig bringt die Gegend nicht mehr hervor; dagegen gedeiht hier noch die Baumwolle, der Indigo, Myrobelanum. Von Bäumen und Sträuchern wachsen hier wie an den Ufern des todten Meeres Ricinus, Tamariske, Oleander, Feigen.

Es sind Verhandlungen im Zuge, den zum Palaste des Kaisers Diocletian gehörig gewesenen Jupitertempel zu Spalato, welcher schon in den ersten Jahren des Christenthums zum christlichen Gottesdienste benutzt wurde, möglichst in seinen ursprünglichen Baustyl zurück zu versetzen.

Wie durch Zauber hat man in den elysäischen Feldern zu Paris, dem Industriepalaste gegenüber, einen Garten im großartigsten Style aus der Erde heraufbeschworen, wo vor vierzehn Tagen noch nichts zu sehen war. Die größten Treibhäuser aller Art sind schon gebaut und dazu bestimmt, die Wunder des Pflanzenreiches aller Zonen zu einer Welt-Pflanzen- und Blumen-Ausstellung zu vereinigen, von welcher man, nach Dem, was die Unternehmer in so kurzer Zeit zu Stande brachten, wirklich Wunder erwarten kann.

Die Nachrichten aus Frankreich über den Stand der Winterfrüchte sind aus allen Gegenden so erfreulich, daß solches nicht ohne Einwirkung auf den Preis des Getreides seyn kann. Während der längere Winter, ohne Schaden zu thun, das Wachsthum etwas verzögerte, sieht man nun den Einfluß der warmen Witterung von Tag zu Tag.

Nach einem Schreiben aus Bern werden die Lawinen wegen der großen Schneemassen heuer besonders gefährlich. So verschüttete eine solche vorige Woche wieder einen Wagenzug an der Südseite des Gotthard beim Val Tremola. Die beiden Wagenführer konnten nach anderthalbstündigem Suchen noch lebend herausgegraben werden, die Pferde waren todt. Auch in dem nicht hoch gelegenen Toggenburg verschüttete eine Lawine einen Stall mit Vieh und riß ein Stück Wald mit sich in den Abgrund.

In den Bimssand-Gruben am sogenannten Bubenheimer Berge in der Nähe der Mallust bei Coblenz an der Landstraße nach Cöln ist man auf einen großen Begräbnißplatz aus sehr alter Zeit gestoßen und hat daselbst viele Waffen der verschiedensten Art, als Lanzen, lange und breite Schlachtmesser, Pfeilspitzen, Wehrgehänge u. dgl., sodann auch mancherlei Gefäße aus sehr hartgebranntem Thon gefunden. Die Gräber sind sämmtlich in Reihen und fünf bis sechs Fuß von einander. Ebenso haben sich Theile der Gerippe, sowie Schädel, welche aber alle auf dem Gesichte lagen, vorgefunden.

Auflösung des Sylben-Räthsels in № 52:
Zapfenstreich.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 54. Sonntag, 6. Mai 1855.

Der Schatz im Schlosse zu Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Ich drang nun durch die Oeffnung in die Höhle ein. Es war eine Art von gemauertem Gewölbe, das aber durch die Zeit ziemlich zerstört worden war. Bei jedem Schritt stolperte ich über Geröll und Steine, und kaum hatte ich mich sechs bis acht Schritte fortgearbeitet, als der Schutt so hoch lag, daß ich nicht mehr weiter konnte. Also mußte ich auf's Neue an die Arbeit. Mit Hast fing ich an, den Schutt wegzuräumen, doch bald spürte ich, wie meine Kräfte nachließen; ich mußte mich niedersetzen und nun erst dachte ich daran, daß ich seit gestern nichts genossen hatte. Ich sann nach und diese Ruhe theilte sich bald wohlthätig meinem Geiste und meinen Handlungen mit. Bald hatte ich einen Plan gefaßt, nach welchem ich weiter arbeiten wollte. Ich raffte mich auf und trat hinaus ins Freie. Den Eingang nochmals sorgfältig verbergend, schritt ich durch den Wald, reinigte an dem nahen Teiche Gesicht und Hände, die mit Schmutz und Blut befleckt waren, und ging dann in das naheliegende Dorf Bessungen hinab, wo ich mich bald in einer Herberge vor einem tüchtigen Frühstück sah. Neu gestärkt erhob ich mich, kaufte mir dann ein Licht nebst Feuerzeug, welches ich sorgfältig einpackte, und nun ging's wieder zurück zu dem Herrgottsberge.

Bald war ich wieder an der Arbeit, doch ruhiger betrieb ich sie. Das Gerölle, das ich nun wegräumte, legte ich an eine Seite, so daß immer Raum genug bleiben mußte, um hindurch zu können. Ich mochte so einige Stunden gearbeitet haben, als langsam der Widerstand aufhörte und in dem herabrollenden Schutt eine Oeffnung entstand, durch die ich in ein Gewölbe sah, dessen Tiefe durch das Dunkel, das darinnen herrschte, nicht zu erkennen war. Ich nahm mein Feuerzeug und die sprühenden Funken zeigten mir einen langen gemauerten Gang. Ich war also auf dem rechten Wege und dem Ziele nahe. Das war der Weg zum Schatze! der Schäfer hatte es ja so gesagt, und da das Eine wahr, mußte es das Andere auch seyn. Emsig arbeitete ich fort und nach kurzer Zeit war die Bahn gebrochen und in dem Schutt eine Oeffnung, groß genug, um bequem hindurchkriechen zu können. Mit Herzklopfen schlüpfte ich in den Gang — bald hatte ich festen Boden unter mir und tappte nun weiter in dem Dunkel, mit meinem Stocke vorher Boden und Wände untersuchend. Der Gang war etwa fünf Fuß breit und acht Fuß hoch, und der Theil, in dem ich wandelte, schien mir recht wohl erhalten.

Ich mochte so etliche zwanzig Schritte gegangen seyn und wollte gerade von meinem Lichte Gebrauch machen, als plötzlich durch die Stille Laute von Sprechenden an mein Ohr schlugen. Ich horchte und erkannte bald, daß diese Töne vom Eingange her zu mir drangen und daher von Leuten im Walde herrühren mußten; demnach sah ich das Gefährliche ein, jetzt schon ein Licht anzuzünden, und beschloß kurz, die Nacht abzuwarten, um mein Werk fort und zum Ziele zu führen. Langsam kehrte ich um, und da im Walde wieder Alles stille, kroch ich aus dem Gewölbe heraus und war bald im Freien. Mit gehobenem Haupte und einem Siegerblick, denn ich glaubte den Schatz schon zu haben, ging ich auf's Neue hinab ins Dorf. Es mochte etwa vier Uhr seyn, als ich zum zweiten Male in der Herberge anlangte, und hinter einer Flasche Wein, der mich den gestern genossenen doch recht vermissen ließ, wartete ich ruhig den Abend, das Dunkel ab.

Digitized by Google

Ich dachte nach Haus, an mein Gretchen, und Thränen mischten sich in den schon an und für sich nicht allzusüßen Trank, als ich mir ihre Unruhe vorstellte. Doch Geduld, liebes Kind, rief ich in Gedanken, unsere Noth wird bald ein Ende haben, denn als reicher Mann siehst du mich wieder und Bastian mag als Offizier meinetwegen den ganzen Otzberg mit sammt seinen Invaliden kommandiren, oder ein Gut bewirthschaften: ich kaufe unserm Herrn Landgrafen den ganzen Schönauer Hof ab mit sammt seinen Ochsen und Rindern, und dann werden deine Frau Mutter und der Herr Amtsschreiber dich mir nicht versagen! — Ich malte mir unser Wiedersehen aus, wenn ich zurückkehren würde die Taschen voll Gold, die frohe Miene des Amtsschreibers und den Aerger Bastians. Ich fühlte mich meiner Sache so gewiß, daß, als ich meine Zeche zahlte, ich dem erstaunten Knechte den Batzen zuschob, den er mir herausgab, und dann mit der Miene eines großen Herrn zum Thor hinausschritt.

Langsam war es Abend, dann Nacht geworden und ich wieder am Eingang meiner Glückshöhle. Bald hatte ich mich auf's Neue durchgearbeitet und stand nun wieder in dem freien Gang. Ich zündete jetzt getrost meine Kerze an und marschirte weiter. Das Licht erhellte den Eingang nur nothdürftig und je weiter ich schritt, je dunkler gähnte mir die Tiefe entgegen. Doch es schwand das Dunkel und mein Licht beleuchtete allmälig den Theil des Ganges, dem ich zuschritt. Ich kam näher und zu meinem Schrecken entdeckte ich, daß abermals Schutt und heruntergestürztes Mauerwerk mein Weiterdringen hinderten. Also das war das Ende meiner Mühen? Von Neuem mußte ich meine Arbeit beginnen. Ich fing auch an, hatte aber bald die Versicherung erlangt, daß alle Mühe umsonst sey; denn nicht allein war an dieser Stelle das Gemäuer eingestürzt, sondern es hatte sich auch das Erdreich gesenkt und gewiß auf eine große Strecke den Gang verschüttet.

Da stand ich nun vor dem Grabe meiner Hoffnungen. Alles schien verloren und es blieb mir nichts mehr übrig, als umzukehren und zu verzweifeln. Muth- und trostlos begann ich den Rückzug. Doch kaum mochte ich etliche Schritte gemacht haben, als mein Licht mir eine kleine Vertiefung in der Mauer zeigte, die ich früher übersehen. Ich schritt darauf zu und sah zu meinem größten, freudigsten Erstaunen, daß es eine kleine eiserne Thüre mit vortretendem Schloß und einer Klinke von alter Form sey. Ich versu sie zu öffnen, drückte auf die Klinke und st das Schloß spielte, doch die Thür wollte n weichen. Endlich, als ich mich mit aller M dagegen gestemmt und zugleich meinen Stock des Schlosses Nähe eingezwängt hatte, flog Thür mit einem schrillenden Ton weit auf dem mich anstarrenden Dunkel entströmte derart stickige Luft, daß ich betäubt zurückf Als ich nach einigen Minuten wieder freier men konnte, richtete ich mich langsam auf hielt mein Licht, so weit ich konnte, in die O nung hinein. Bald erkannte ich, daß die T den Eingang zu einem kleinen viereckigen Gew bilde, und trat, als die stickige Luft sich et verzogen, hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Das öde Landhaus.

(Fortsetzung.)

„Meine Herrschaft begab sich endlich zu ei Abendspaziergang in den Garten hinab," erzä die Blinde weiter. „Kaum sah ich sie am dern Ende des Gartens, so setzte ich den M an das Schlüsselloch des Closets und besch Eugen bei Allem, was ihm heilig sey, still seyn, weil ich überzeugt sey, daß es nicht ihn, sondern auch meine Gebieterin das L kosten würde, wenn man ihn hier entdeckte. versprach mir Alles und kaum war ich w aufgestanden und hatte eine Schublade her gezogen, um mir an irgend einer Arbeit Bes tigung zu suchen, so hörte ich die nahenden Sch des Grafen.

„„Der Gräfin ist's sehr schwül,"" sagt „„sie verlangt den großen grünen Fächer, Du auf einem der Borde im Closet hier fi wirst.""

„Denken Sie sich meinen Schrecken, Mad Ich glaubte, ich müsse in den Boden sinken Einen Augenblick stand ich wie versteinert, begann ich in meinen Taschen zu suchen.

„„Wo mag nur der Schlüssel seyn?" sag und that, als ob ich ihn suchte; aber mein sicht verrieth mich und meine Stimme beb daß er mich durchschaute. Ich bin über daß er von diesem Augenblick an Alles w denn er blickte mich scharf an, wobei sein G erdfahl wurde; dann sagte er mit ruhiger, Stimme zu mir:

Digitized by Google

„„Es liegt nichts an dem Fächer — ich werde einen andern nehmen. Aber Du bist krank, Rosine — Du hast Philipps Fieber geerbt. Du mußt Dich sogleich zu Bett legen. Komm, ich will Dich selber auf Dein Zimmer führen!““

„„Ich bin nicht krank, Herr Graf!““ stammelte ich; allein er kehrte sich nicht an meine Einwendung, faßte mich mit starker Faust am Arm und zerrte mich die Treppe hinauf — ich sage zerrte, denn ich hatte kaum Kraft genug, auf den Füßen zu stehen, und er mußte mich eher fortziehen als führen. Als er mich in mein Zimmer gebracht hatte, sagte er in sehr bedeutsamem Tone:

„„Erinnere Dich, daß Du in Gefahr stehst. Wenn Du nicht äußerst vorsichtig bist, wird das Fieber Dir sehr verhängnißvoll werden.... Lege Dich zu Bette und halte Dich ganz still, bis ich wieder nach Dir sehe, oder Du wirst den Morgen nicht mehr erleben!““

„Damit drückte er die Thüre zu und verschloß sie hinter sich; ich hörte noch, wie er den Schlüssel abzog und die Treppe hinunterging. Dann muß ich ohnmächtig geworden seyn, denn als ich wieder zu mir kam, war es beinahe stockfinstere Nacht, ich lag am Boden und konnte mich anfangs auf gar nichts besinnen. Als meine Erinnerung nach und nach wiederkehrte, kroch ich ins Bette, drückte mein Gesicht tief in die Kissen und ließ meiner Angst und meinem Schmerz in Thränen und Seufzern freien Lauf, denn mich quälte der Gedanke, daß meiner Gebieterin und Herrn Eugen, die ich beide so sehr liebte, ein Unglück bevorstehe. Ich erwartete, der Graf werde das Closet erbrechen und Einer von ihnen würde erschlagen werden, und ich zweifelte dann nicht, daß dies auch die Gräfin bei ihrem jetzigen Zustande das Leben kosten würde.

„Es ist also leicht zu denken, welche Nacht ich verbrachte. Bald weinte, bald horchte ich; aber ich konnte nichts Ungewöhnliches hören und begann nun zu fürchten, der Kampf habe bereits stattgefunden, während ich ohnmächtig dagelegen habe. Aber wie hatte er geendet? Ich würde eine Welt darum gegeben haben, wenn ich es gewußt hätte; allein so war ich hier auf meiner Stube, eine Gefangene, und mußte fürchten, mein Loos noch schlimmer zu gestalten, wenn ich Lärm mache.

„Endlich brach der Morgen an und ich hörte die Leute im Hause munter werden; es war ein ungewöhnliches Herumrennen, eine ungewohnte Geschäftigkeit unten im Hofe: ich vernahm das Rollen eines Wagens, den Hufschlag von Pferden. Wohin wollte meine Herrschaft wohl schon gehen? Ich konnte mir das zwar nicht denken, aber ich war doch zufrieden damit, weil ich mir einbildete, das Zusammentreffen und die Erklärung habe nun stattgehabt und der Graf wolle das Haus verlassen, was mich unter diesen Umständen nicht befremden konnte. Ich bildete mir ein, er habe um ihretwillen Eugen geschont, und in diesem Glauben ward ich noch bestärkt durch den Umstand, daß mein Herr in mein Zimmer kam mit den Worten:

„„Deine Gebieterin ist verreist; sie hätte Dein Fieber erben können. Du sollst gleichfalls aus dem Hause gebracht werden, sobald ich es für passend erachte. Einstweilen erinnere Dich, daß von Deinem ruhigen Verhalten Dein Leben abhängt.““

„Er stellte mir ein Brod und eine Flasche mit Wasser auf den Tisch und ging, die Thüre wieder hinter sich verschließend. — Ich gestehe, trotz meiner Anhänglichkeit an Herrn Eugen Beaugency dauerte mich doch auch der Graf unwillkürlich: wie sehr hatten ihn die Erlebnisse dieser einzigen Nacht entstellt! Seine Wangen waren hohl, die Augen tief eingesunken, die Züge verstört und seine Gesichtsfarbe ganz die einer Leiche. Es war für ihn gewiß auch ein tödtlicher Streich, denn ich wußte es, er liebte meine Gebieterin leidenschaftlich....

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine Gesellschaft Engländer und Italiener hat sich gebildet, um den Fucino-See, ein Appenninenbecken, in der Mitte zwischen Rom und Neapel, mit ungemein fruchtbarem Boden ringsum, welches 33,000 Morgen Landes 20—40 Fuß hoch mit Wasser bedeckt und beim Steigen desselben unendliche Massen von Agrikulturschätzen alle Jahre mehr oder weniger verwüstet und außerdem die ganze Gegend ungesund macht, trocken zu legen. Julius Cäsar war der Erste, der beschloß, den See ins Meer zu leiten; aber erst Claudius versuchte es wirklich, den Feind zu vernichten. Ueber zehn Jahre lang ließ er mehrere Legionen an einem Tunnel durch's Gebirge arbeiten, der auch zu Stande kam, sich aber später verstopfte. Die Compagnie hat sich verpflichtet, das Werk in acht Jahren zu vollenden und so Italien um 33,000

Digitized by Google

Morgen fruchtbaren Landes zu vergrößern, abgesehen von drei versunkenen Städten, die dicht unter der Oberfläche des Sees schlummern und zu Zeiten der größten Ebbe hier und da mit einzelnen Trümmern hervorragen.

Von Prof. Dr. J. Purkyne in Prag sind Mittheilungen gemacht worden über die äußerst interessanten Versuche von der „Uebertragung musikalischer Töne von einem Orte zu einem andern", welche in den Lokalitäten der französischen Akademie der Wissenschaften vorgenommen wurden. Der berühmte Physiker Wheastone ist der Entdecker. Die Versuche bestanden darin, daß in den tiefen Kellern des Gebäudes ein Fortepiano, Violoncell, eine Geige und eine Clarinette sich befanden, an denen dünne Leisten befestigt waren, wo sie mit ähnlichen an die Resonanzböden von vier Harfen befestigt in trennbarer Verbindung standen. Sobald die Musiker im Keller zu spielen anfingen, ertönte im Saale die Musik in ihrer vollkommenen Reinheit, was nach der Eigenthümlichkeit der Instrumente wohl einen eigenthümlichen Eindruck erzeugte. Eine Musik ohne Instrumente und Musiker erschien wie ein Zauberwerk.

Die österreich. Kriegsmarine zählt gegenwärtig 6 Fregatten mit 225 Kanonen, 5 Corvetten mit 100 Kanonen, 7 Briggs mit 112 Kanonen, 5 Goeletten mit 50 Kanonen, 2 Pramen mit 24 Kanonen, 1 Bombardierschiff mit 10 Kanonen, 34 Venichen mit 102 Kanonen, 18 Kanonenboote mit 72 Kanonen, 5 Schoonerbriggs mit 20 Kanonen, 10 Dampfer mit 47 Kanonen und 9 Trabakel; zusammen 102 Schiffe und Fahrzeuge mit 762 Kanonen. Oberbefehlshaber ist Erzherzog Ferdinand Max; unter ihm stehen 1 Contreadmiral (Ritter Bujacovich), 6 Linienschiffskapitäne, 7 Fregattenkapitäne, 9 Corvettenkapitäne, 27 Linienschiffslieutenante und 21 Fregattenlieutenante. — Die Handelsmarine zählt: Segelschiffe langer Fahrt 614, Dampfer langer Fahrt 58, große Segelküstenfahrer 605, Dampfküstenfahrer 2, kleine Küstenfahrer 1896, Fischerbarken 2608, kleine Barken und Lichter 3695, abgetakelte Schiffe 26; Summa: 9504 Schiffe mit einem Gehalt von 326,563 Tonnen und 34,782 Mann Equipage.

Die Kugeln, welche die Russen aus Sebastopol den Belagerern in unglaublicher Menge zusenden, werden von diesen Letztern humoristisch in vier Arten eingetheilt. Die Bomben nennen sie wegen der Höhlung „Kochpfannen"; die Kanonenkugeln ihrer Farbe wegen „Neger"; die Granaten und Kartätschenkugeln „Erdäpfel" und endlich die Flintenkugeln „Fliegen".

In dem nahe bei Heidelberg gelegenen Pfarrdorfe Kirchheim wurde eine Frau von einem Mädchen und nach dreizehn Tagen auch von einem Knaben entbunden. Das Mädchen war bald nach der Geburt gestorben.

Abermals ein neuer, nun der 35ste Planet zwischen Mars und Jupiter! Er ist am 20. v. M., früh 1 St. n. Mittern., von Dr. Luther, Direktor der Sternwarte Charlottenruhe zu Bilk bei Düsseldorf, als ein Stern 11ter Größe in der Jungfrau aufgefunden worden.

3½ Kr. 2 = 7 ist viel Geld!!! n'est ce pas vrai? c'est vrai, oui. Deß is schoa woar a! S'ö z'vüll!

Räthselspiele.

1.

Ein nützlich Thier bin ich, dir wohlbekannt
Und jedem Landmann werth;
Die ganze Welt hab' ich zum Vaterland.
Wirfst du mein Letztes weg und nimmst mich dann verkehrt,
Ist ein verdorb'nes Herz mein Vaterland:
Zu List und Lug und Trug biet' ich die Hand.

2.

Immer das Beste ist's, der Kern des inneren Lebens,
Kleinlicher Handel wird's, liest man von hinten das Wort.

3.

Ich schwimme auf den Flüssen Main und Rhein,
Zuweilen auch in einer Flasche Wein.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 55. Dienstag, 8. Mai 1855.

Der Schatz im Schlosse zu Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Entsetzt fuhr ich zurück. Aus einer Ecke starrte mich ein geisterbleiches Antlitz gespenstisch an. Es gehörte einer Gestalt, die halb auf der Erde lag, halb kauerte. Das Gesicht war gräßlich verzerrt, der von einem Barte umzogene Mund, aus dem zwei Reihen weißer Zähne hervortraten, weit offen, die Augen waren ebenfalls weit aufgerissen und schauten mich fest und starr an. Ich wagte kaum zu athmen und betrachtete schaudernd diese Erscheinung. Die Gestalt trug ein braungelbes Kleid und hohe Stiefel und ihre Brust war mit einem eisernen Panzer bedeckt.

Nachdem ich mich etwas gesammelt, erkannte ich, daß es eine Kleidung war, wie sie die Soldaten zur Zeit des dreißigjährigen Krieges getragen. Langsam näherte ich mich nun der Gestalt, leuchtete ihr ins Antlitz, sie blieb unbeweglich — es war eine Leiche! Ich berührte schaudernd den Arm, er fiel in Staub zusammen, und da ich meine Hand rasch zurückzog und dabei die Brust des Unglücklichen streifte, fiel der Eisenpanzer klirrend zu Boden und mit ihm Haupt und Brust und bald war die Leiche ein Häuflein Staub, vermischt mit halbvermoderten Lappen und Lederstücken, zwischen denen der rostige Panzer lag. Diesen hob ich auf, legte ihn bei Seite und schob den Staub auf einen Haufen, damit die Ueberreste des Unglücklichen doch wenigstens beisammen blieben.

Nach einigen Minuten Ueberlegens glaubte ich annehmen zu dürfen, daß der Todte irgend einer Partei im dreißigjährigen Kriege angehört habe, während eines Kampfes oder einer Flucht in dieses Gewölbe gerathen und hier, vielleicht verwundet, gestorben sey, wonach sich denn die Leiche in der Luft, die das festverschlossene Gewölbe füllte, erhalten und nun durch meine Berührung und die durch das Oeffnen der Thüre einströmende frische Luft in Staub zerfallen sey. Ich untersuchte die Thüre und fand, daß von innen kein Schloß sichtbar war. Da ich sie verschlossen gefunden, so war es wohl natürlich, daß sie, als der Soldat eingetreten, zugeschlagen und dieser somit eingesperrt war und dem Hungertode verfallen mußte.

Ich schauderte, als ich mir die letzten Augenblicke des Unglücklichen und seinen Todeskampf vormalte, und wollte fort, als ich — meine Augen hatten sich an das Halbdunkel schon ziemlich gewöhnt — in einer Ecke einen Steinblock sah, an dem ein langes Schwert lehnte und auf dem eine Pickelhaube lag. Ich trat näher — auf dem Steine glänzte etwas! — Es waren Goldstücke! — Mit Hast griff ich danach, da — o Wunder! — sah ich, daß die Pickelhaube bis zum Rande mit Goldmünzen gefüllt war!

Ich fiel auf die Kniee, lachte und weinte, daß es unheimlich durch das Gewölbe hallte, in dem länger als ein Jahrhundert kein menschlicher Laut erklungen. Ich hatte also den Schatz gefunden, wenn auch nicht den, welchen ich gesucht und als Sonntagskind nach des Schäfers Aussage zu finden berechtigt war, sondern einen andern. Aber es war ja auch ein Schatz! Ich wollte die Goldstücke, die groß und klein durcheinander im Helme lagen, zählen, aber es ging nicht, die Freude hinderte mich daran.

Armer Mann! Was ich früher gedacht, war also wahr — das gefundene Gold zeigte mir es deutlich. Hierher hatte sich der Soldat mit seiner Beute geflüchtet und hier ereilte ihn die Strafe. Es mußte ein Schwede oder ein Mannsfeldischer Krieger gewesen seyn, denn Freunde und Feinde hausten während jenes Krieges in dieser Gegend

Digitized by Google

die sie entweder angriffen oder beschützen sollten. Friede deiner Asche! Hast du gesündigt im Leben, vielleicht Viele durch deinen Raub unglücklich gemacht, so hast du durch einen schrecklichen Tod dafür gebüßt, und jetzt macht dein Gold ja wieder Viele glücklich. Friede, Friede deiner Asche!

So dachte ich, nahm meinen Sack, versenkte Helm und Gold hinein, band ihn mit dem mitgenommenen Stricke zu, befestigte dann an den Strick Schwert, Panzer und die übrigen Waffenstücke, lud Alles auf meinen Rücken und trat so ziemlich beladen den Rückweg an. Die Thüre machte ich wieder zu, so gut es gehen wollte, und bald, auf allen Vieren kriechend und meinen Schatz hinter mir her schleppend, gelangte ich durch die erste geschaffene Oeffnung, wiewohl vielfach an Händen und im Gesicht zerfetzt und zerrissen — denn Das, was ich mit mir trug, erschwerte mir das Herauskriechen bedeutend — wieder hinaus ins Freie.

Wie dankte ich Gott, als ich wieder in freier, frischer Luft war. Ich setzte mich nieder, um mich zu sammeln und zu erholen, und dann ging's heimwärts. Bald hatte ich die Straße gefunden, die mich in das Mühlthal und dann über Reinheim nach Umstadt brachte, woselbst ich dann auch mit dem ersten Hahnenschrei, der ersten jungen Morgenröthe anlangte.

Ich fand im Hause Alles in Bewegung und hörte schon von weitem des verhaßten Bastians Stimme, der laut belferte und schrie. Was konnte das zu bedeuten haben? Leise schlich ich mich durch den Garten ins Haus und hinauf in mein Dachstübchen, woselbst ich den Schatz in meinem Bette sorgsam verbarg, und ging dann, ohne mich auch nur im Mindesten um mein Aussehen zu kümmern, voll banger Ahnung hinab, um zu sehen, was es denn da eigentlich gebe.

Mein Weg führte mich an der Kammer Gretchens vorbei, worin ich laut schluchzen hörte und dazwischen die Stimme des Amtsschreibers, der die Weinende zu beschwichtigen suchte. Lautlos stand ich da und vernahm aus den Reden, daß Bastian, der sich gleichsam schon als Herr betrachtete, es sehr übel bemerkt habe, daß Gretchen während meiner Abwesenheit trauriger als sonst gewesen und an keinem Vergnügen habe Theil nehmen wollen, was ihn sehr verdrossen, da er sich fest vorgenommen, nunmehr zum Aerger aller Burschen und insbesondere meiner, auf dem Tanzboden und beim Schießen recht mit der Dirne zu prunken. Er habe, da ihm dieses vereitelt worden, trotzig auf der Abreise bestanden, und da er vermuthet, daß ich heute mit dem Beginne der Arbeitstage wiederkehren würde, verlangt, daß die Abreise schon vor Tagesanbruch stattfinden sollte, in welches Begehren die schwache Mutter denn auch eingewilligt.

Das Mädchen weinte und wollte sich durchaus nicht entschließen, ohne Abschied von mir fortzugehen. Die Mutter bat, der Oheim schalt. Da hielt es mich nicht länger, ich riß die Thür auf und stürzte hinein. Mit einem Schrei eilte das Mädchen auf mich zu, aber fast mit Entsetzen schaute sie mich an. Ich muß auch schrecklich ausgesehen haben — Kleider und Haare in Unordnung, das Gesicht und Hände zerrissen und voll Blut; ersteres noch dazu durch die Aufregung bleich und verstört — so stand ich vor ihr.

„Um Gotteswillen, Andres, wie siehst Du aus? Was hast Du gethan?" schrie sie laut auf.

„Nichts Uebles, Gretchen, beruhige Dich!" entgegnete ich ihr und trat entschlossen auf die Mutter und den Amtsschreiber zu. Dieser hatte schon eine, der Situation angemessene, finstere Miene angenommen und war gerade auf dem Punkte, ein Donnerwetter loszulassen, während die Mutter mich staunend und entsetzt, die Hände faltend, betrachtete. Dem Amtsschreiber blieb aber sein wohlpräparirtes Donnerwetter vor Staunen im Halse stecken, als ich ihn fest anblickte und ernst sprach:

„Gretchen wird nicht fortreisen, sie bleibt hier und bei mir! Der Bastian mag seiner Wege gehen, wohin er will oder der Teufel ihn führt; aber das Mädchen da soll er mir nicht mitnehmen, darauf verlaßt Euch!"

(Schluß folgt.)

Das öde Landhaus.

(Fortsetzung.)

Die blinde Erzählerin fuhr nach einer kleinen Pause des Sammelns fort:

„Als mein Geist etwas ruhiger ward wegen meiner Gebieterin, begann ich einigermaßen an mich selbst zu denken und fragte mich betroffen, was denn der Graf wohl mit mir vorhabe. Mir schwante, daß er mich wo möglich nicht mehr mit ihr zusammenbringen würde, und dies allein war mein größter Kummer; sodann kam mir der Argwohn, er beabsichtige vielleicht, mich auf Lebenszeit

Digitized by Google

einzusperren, vielleicht in ein Kloster oder gar in ein Irrenhaus! Kaum war mir diese Idee gekommen, so wuchs sie in mir immer mehr, bis sie mich vor Entsetzen beinahe wahnwitzig machte, und ich faßte den Entschluß, auf die Gefahr hin, den Hals zu brechen, in der Nacht den Versuch zu machen, ob ich nicht durch das Fenster entspringen könne. Es lag an der Seite des Hauses und war nicht sehr hoch; überdies befanden sich unter demselben Blumenbeete von weicher Erde, welche die Gewalt meines Falles brechen mußten. Ich dachte, wenn ich das Bettzeug zusammenbinden, den so gebildeten Strick an der eisernen Stange, welche das Fenster theilte, befestigen und mich daran herablassen würde, so müßte ich den Boden wohlbehalten erreichen. Ich war ein kleines Geschöpf und obwohl die getheilte Fensteröffnung nicht weit war, bot sie doch Raum genug, um mich durchzulassen; und als Alles im Hause ruhig und nach meiner Schätzung Jedermann zu Bette war, machte ich den Versuch und dieser gelang. Ich mußte nur die paar letzten Ellen hinabspringen und sank bis über die Knöchel in den weichen Boden ein; allein daran war nichts gelegen, ich war frei, gab Fersengeld und lief aus Leibeskräften zu meiner Mutter, welche in der Nähe ein kleines Häuschen bewohnte. Nachdem ich ihr erzählt, was mir begegnet war, brachte sie mich zu Bette und wir verabredeten, wenn irgend Jemand komme und sich nach mir erkundige, so solle sie nur sagen, ich liege am Fieber darnieder und könne Niemanden sprechen. Ich wußte wohl, daß man mit Tagesanbruch mich vermissen, weil der Graf mich ohne Zweifel in meinem Zimmer aufsuchen würde, und überdies mußte man ja auch die Bettzügen und Linnen zusammengeknüpft vor dem offenen Fenster hängen sehen.

„Zwei Tage lang hörten wir übrigens, zu meiner großen Verwunderung, gar nichts; am dritten aber kam Philipp — der junge Mann, mit dem ich verlobt war —, weil er vernommen, daß ich nicht mehr in der Campagne Beaugency sey, in die Hütte meiner Mutter, um sich, wiewohl er noch sehr leidend war, nach mir zu erkundigen. Wir hatten uns seit längerer Zeit nicht mehr gesprochen, weil mir die Gräfin, aus Furcht vor dem ansteckenden Fieber, allen Verkehr mit ihm untersagt hatte, so daß wir nur durch meine Mutter uns gegenseitig Grüße bestellen konnten.

„„Rosine ist hier und hat wahrscheinlich auch das Fieber bekommen,““ sagte meine Mutter zu Philipp, — denn obwohl wir zu demselben das größte Vertrauen hatten, hielten wir es doch für gerathener und sicherer, ihn nichts um die letzten Vorfälle wissen zu lassen. Darum verlangte er dringend, mich zu sehen, und die Mutter führte ihn in meine Schlafkammer.

„Nachdem ich ihn nach seinem Befinden gefragt und ihm gesagt, daß mir sehr schlecht zu Muthe sey und dergleichen, versetzte er:

„„Das ist für die arme Gräfin sehr unangenehm!““

„„Warum denn?““ fragte ich.

„„Jenun, daß Du gerade in diesem Augenblick krank bist, wo sie Deiner so sehr benöthigt seyn muß.““

„„Was willst Du damit sagen?““ rief ich — „„die Gräfin ist ja verreist.““

„„Weißt Du denn nicht, daß sie wieder zurückgekommen und sehr krank ist?““

„„Barmherziger Himmel! ist's möglich? meine arme Gebieterin krank und ich nicht bei ihr?““

„„Robert, der Lakai, erzählte mir,““ fuhr Philipp fort, „„als der Reisewagen der Gräfin vor dem Gasthause in Montlouis angekommen sey, sey Rateau, der Wirth, herausgetreten an den Wagenschlag und habe die Gräfin gefragt: ob sie auch schon Herrn Eugen v. Beaugency wiedergesehen? Darauf sey die Gräfin ganz blaß geworden und habe gefragt: Wissen Sie denn nicht, Herr Rateau, daß mein Vetter im Felde geblieben ist? — Der Wirth aber habe sie versichert, dem sey nicht so und Herr Eugen seye erst zwei oder drei Tage vorher bei ihm eingekehrt, auf dem Wege nach seines Oheims Gute begriffen. — Rateau muß natürlich irgend einen andern landfremden Menschen wegen einer zufälligen Aehnlichkeit für Herrn Eugen v. Beaugency gehalten haben; aber die Gräfin hat es vermuthlich geglaubt, denn sie kehrte sogleich wieder nach Hause zurück.““

„„Rateau hat ihr also Herrn Eugens Heimkehr gemeldet?““ fragte ich.

„„So sagte mir Robert,““ erwiederte mein Verlobter; „„aber Didier, der Maurer, versicherte mich, die Gräfin sey schon vorher krank gewesen; die Ratten in dem kleinen Closet hätten sie so erschreckt.““

„„Die Ratten?““ rief ich, fuhr rasch vom Bette auf und stierte ihn wild an — „„was für Ratten? in welchem Closet?““

„„Nun,““ versetzte Philipp, „„in dem Closet beim Schlafzimmer der Gräfin; der Graf sandte sogleich nach Didier und ließ es zumauern.““

Digitized by Google

„„Zumauern? das Closet vermauern?““ schrie ich verzweiflungsvoll.

„„Ja, zumauern und vergypsen.... Aber was ist Dir denn, Rosine? Oh! ich hätte Dir nicht erzählen sollen, daß die Gräfin krank sey!“ rief er, äußerst erschrocken über meine Aufregung.

„„Verlaß mich um Gotteswillen, Philipp,““ rief ich, „„und schicke mir meine Mutter!““

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Vor einiger Zeit war die Rede davon, daß der in Cöln wohnende und auch in weiteren Kreisen geschätzte Augenarzt Dr. Herschel die 85jährige, seit 15 Jahren am grauen Staar erblindete emeritirte Oberin des dortigen Klosters zur h. Elisabeth so geschickt operirt habe, daß die hochbetagte Frau wieder in den Besitz ihrer vollen Sehkraft gelangt und jetzt sogar im Stande sey, ohne Brille zu lesen und weibliche Handarbeiten zu verrichten. Dieser bemerkenswerthe Fall ist dieser Tage durch eine öffentliche Danksagung der Nonnen des bezeichneten Klosters bestätigt worden. Der genannte Arzt hat übrigens nicht nur vor zwei Jahren einen in Cöln lebenden 78 Jahre alten ehemaligen französischen General mit gleichem Erfolge vom grauen Staar geheilt, sondern auch den angebornen Staar in mehreren Fällen glücklich operirt.

Einem amerikan. Blatte zufolge veranstaltet Barnum, der König der Humbugs, jetzt auch eine „Kinder-Schau“. Dieselbe soll im Palaste Barnum's zu New-York am 5. Juni stattfinden. Der Prämien gibt es eine große Zahl und dieselben steigen von 10 Doll. bis auf 250. Ein Damencomité ist organisirt worden, um die Prämien zu vertheilen. Das schönste Kind unter 5 Jahren wird 100 Doll. für seine Schönheit erhalten. Für die besten Zwillinge sind 50, für die besten Drillinge 100 und für die besten Vierlinge 250 Doll. ausgesetzt. Das fetteste Kind erhält 50 Doll. Herr Barnum macht bekannt, daß bereits zwei Frauen Drillinge und eine Frau Vierlinge angemeldet hätten und daß eine Mutter mit Fünflingen aus dem Staate Ohio erwartet würde.

Die Nachrichten des „Standard“ aus Californien melden bedeutende Funde der dortigen Goldsucher; so hat man in der Gegend von Downyville einen Block Golderz von 300 Pfd. Gewicht im Werthe von 60,000 Doll. entdeckt.

Nach den Blättern aus dem südl. Frankreich sind die Obstbäume im schönsten Blühen, der Stand der Weinberge ganz gut, — nur in den Côtes sind solche etwas zurück. Die „Gazette du Midi“ sagt, daß in den Umgebungen Marseille's die Knospen des Weinstocks keine Spur des seit mehreren Jahren dem Herbste so großen Eintrag verursachenden Krankheitsstoffes zeigen.

Nach der sorgfältigsten Witterungsbeobachtung trägt das Jahr 1855 denselben Charakter wie das Jahr 1849. Die muthmaßliche Witterung des heurigen Frühlings und Sommers wird demnach folgende seyn: Fast den ganzen Mai schönes Wetter. Gegen Ende desselben kalter Ostwind bis zum 8. oder 9. Juni; dann warm. Im Juli große Hitze mit vielen Gewittern und Hagelschlägen im nördlicheren Theile von Deutschland. Hierauf starke Regengüsse und Höhenrauch, der 6 bis 7 Wochen währt, wonach eine so große Dürre folgt, daß manche Flüsse nicht mehr schiffbar seyn werden. — Als Ergebniß dieser Witterung bietet sich wenig doch nicht schlechter Wein, viel Obst aber ohne Gewürz, viel Weizen und Korn, viele doch nicht besonders gute Kartoffeln.

In Berlin ist eine Fabrik für Kaffee-Extrakt und Kaffeemehl errichtet worden, welche die bisherige Weise der Kaffeebereitung umstoßen will. Der Kaffee-Extrakt besteht in einer aus reinen Kaffeebohnen mittelst Dampfkraft gewonnenen Flüssigkeit, wovon ein Theelöffel voll, in einer Tasse heißen Wassers aufgelöst, genügt, um sofort den wohlschmeckendsten Kaffee herzustellen. So wird jetzt das Kafferkochen und Filtriren beseitigt und die ganze Zurüstung von Kaffeemaschinen und Kaffeekannen wird aufhören und der gleichsam stets fertige Kaffee in Form des Extraktes an die Stelle treten. Das Kaffeemehl wird aus gebranntem und gemahlenem Kaffee gewonnen und beim Kochen ebenso behandelt, hat aber große Wohlfeilheit voraus, da das Pfd. nur $2^1/_2$ Sgr. kostet. Die Flasche Extrakt zu 30 Tassen kostet dagegen 7 Sgr.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 56. Freitag, 11. Mai **1833.**

* Klänge vom Schwarzbach.

Reunion im Zweibrücker Hof am 4. Mai.

Posaun' und Horn so munter klingen,
Trompeten schmettern lustig drein;
Im kerzenhellen Saale schlingen
Sich bunt der Gäste lange Reih'n.
Der Becher schäumt, das Pfeifchen glüht,
Das Herz erwarmt, die Freundschaft blüht.
Ob Freunde auch, Kam'raden scheiden,
Wer klagte wohl, wenn ruft die Pflicht?
„Euch möge Freud' und Glück geleiten!"
Wünscht unser Herz — das Ihre spricht:
„Wenn Menschen auseinander geh'n,
So sagen sie: Auf Wiederseh'n!"

Und Jeder, wo er möge weilen,
Er steh' als Mann an seinem Ort!
„Von Sieg zu Sieg, wie Windsbraut, eilen
Im Streite unsre Kämpen fort!"
Im Frieden stille Jeder schaffe,
Und nur den Frevler schreck' die Waffe.
Daß fort und fort sich neu bewähre
In uns der alten Väter Treu',
Daß Bürgersinn und Kriegerehre
Stets Bayerns schöne Zierde sey. —
Dann wird sich **„Blüth' auf Blüth'"** entfalten,
Sich heit'rer **„Lebenskranz"** gestalten. —

Ja, immer inniger umwebe
Uns **„heil'ger Eintracht"** festes Band,
Daß, wie auch einzeln Jeder strebe,
Wir Alle steh'n für's Vaterland!
Drum füllt die Becher bis zum Rand
Und jubelt: **„Hoch das Vaterland!"**

Der Schatz im Schlosse zu Darmstadt.

(Schluß.)

Kaum hatte ich meine Rede geendet, so schrie eine höhnende Stimme zur Thüre herein:

„Bettelschreiber! das wollen wir doch sehen!"

Es war Bastian, der, die Peitsche in der Hand, ins Zimmer trat; er hob dieselbe wie zum Schlage, doch auch nur hob er sie, denn er war feig und wußte, daß wenn er sie hätte fallen lassen, ich ihn ohne Weiteres zum Fenster hinausgeworfen haben würde.

„Vetter," sprach er zum Amtsschreiber, „das Wägel ist in Ordnung, die Pferde sind geschirrt und angespannt, wir können fort."

„So mach', daß Du fortkommst, je rascher, je besser!" rief ich ihm zu. „Aber die da," fuhr ich, auf Gretchen zeigend, fort, „bleibt hier; die ist nicht für Dich gewachsen, das merke Dir und darnach magst Du Dich richten."

„Alle Teufel, Andres! jetzt muß mir aber denn doch die Geduld reißen, und wenn sie so dick wäre wie die Bäreneiche bei Langen!" rief der Amtsschreiber, der bis dahin vor Staunen seinen Zorn, der am Ende so ganz ernstlich auch nicht gemeint war, nicht loslassen konnte. „Du hanthierst und agirst ja hier, als ob Du der Bräutigam und der Herr im Hause wärest! — Gretchen wird fortfahren, obschon ich's nicht gerne sehe; aber der Bastian hat's gewünscht, und der hat ein Recht, zu verlangen, daß man seine Wünsche beachtet. Also, Maul gehalten, auf Deine Kammer gegangen und Dich in einen reputirlicheren Aufzug versetzt, damit nicht Jeder sehen kann, wie liederlich Du die Nächte durchgeschwärmt hast. Und Du, Gretchen, nimmst Dein Bündel, und dann in Gottes Namen fort

Digitized by Google

auf den Wagen und hinaus auf den Weg! So Gott will, sehen wir uns künftiges Jahr wieder."

„Herr Amtsschreiber," sagte ich so ruhig als möglich, „wollt Ihr mir einen Augenblick Gehör unter vier Augen schenken und die Abreise so lange verschieben? Es soll Euch nicht gereuen, Ihr werdet dann ganz anders denken und handeln und uns Allen großen Kummer ersparen, deß bin ich gewiß."

„Nichts da!" herrschte der Bastian — „die Pferde sind angespannt, wir reisen fort, ich will es!"

„Halt da, junger Herr!" unterbrach ihn barsch der Amtsschreiber — „diese Bitte kann ich dem Andres gewähren. Komm!" sagte er mir, und zu den Weibern gewandt: „Ihr bleibt, bis ich wiederkehre."

Damit verließ er das Gemach. Ich voraus, führte ihn, ohne ein Wort zu sagen, in meine Stube, schloß die Thüre und nahm aus dem Sacke die mit Gold gefüllte Pickelhaube, hielt ihm diese unter die Augen und sagte:

„Da, alles das ist mein, das heißt meinem Gretchen. Soll sie nun noch reisen?"

Der Amtsschreiber war stumm und starr — seine Augen glotzten bald die Goldstücke, bald mich an und endlich stotterte er, wobei er zugleich furchtsam das Gold befühlte und prüfte:

„Andres, wo hast Du das her?"

„Setzt Euch zu mir und ich will Euch Alles erzählen," erwiederte ich, und er setzte sich auf den Rand meines Bettes, hielt den eisernen Topf zwischen seinen Knieen und ich erzählte ihm mein Abenteuer, wobei ich am Schlusse die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, daß ich doch in Zweifel sey, ob ich das Geld auch wirklich behalten dürfte. — Der Alte hörte mich aufmerksam an, langsam war er ruhiger geworden, und als ich geendet, sprang er auf, schloß mich in seine Arme und rief:

„Du Glückskind! der Schatz ist Dein und bleibt Dein! er war herrenloses Gold und Niemand sonst hat ein Recht darauf als Du, und Gretchen soll nun auch die Deine werden. Du bist mir ja tausendmal lieber als der Bastian da. Komm nur rasch hinunter zu den Weibsleuten."

Aber was machte der Bastian für Augen, als der Amtsschreiber ihm kurzweg erklärte, daß er allein nach Hause fahren könne und sich nur das Mädchen aus dem Sinn schlagen solle! — Gretchen sey nicht für ihn, setzte er hinzu, und er wolle seine Sinnesänderung schon dem Herrn geheimen Kriegsrath zu wissen thun. Beschämt und wüthend verließ der Bursche das Zimmer und bald hörte man den Wagen unter seinen Drohungen und Flüchen zum Thore hinausfahren.

Noch erstaunter aber als der Bastian war mein Mädchen. Ich gestand ihr nun, daß mir ein Glück begegnet sey, und da der Amtsschreiber mir zu Hilfe kam und sagte, daß er schon für unsere Hochzeit sorgen wolle, verwandelte sich die vorige Traurigkeit in die größte Freude. Ich nahm Gretchen bei der Hand und ging mit ihr hinunter in den Garten. Dort unter der Laube, wo ich vor zwei Tagen so betrübten Abschied von ihr genommen, erzählte ich ihr Alles und Gott dankend gelobten wir uns nochmals fortwährende Liebe und Treue und begannen uns die Zukunft auszumalen, worüber wir Zeit und Alles um uns her vergaßen. Wir waren ja zum ersten Male ungetrübt glücklich!

Währenddem hatte der Amtsschreiber seine Frau Schwester in mein Dachstübchen geführt, ihr dort den Schatz gezeigt, und während Beide die großen und kleinen Goldmünzen prüften und zählten, den seltsamen Hergang der Sache mitgetheilt. Als wir nun Alle wieder zusammenkamen, raunte er mir ins Ohr, daß die Goldstücke, nach seiner flüchtigen Berechnung, ein Kapital von zehn- bis zwölftausend Gulden repräsentirten, wofür wir den schönsten Hof, der drüben in der Pfalz liege, kaufen könnten.

Bald war Alles im Reinen. Ich reiste mit Gretchen und ihrer Mutter hinüber nach der Pfalz zu den andern Verwandten, besah dort den Hof, den der Herr geheime Kriegsrath dem Bastian, im Falle der nicht Offizier werden sollte, zu kaufen gedachte, und erstand ihn mit Hilfe des Amtsschreibers, der unterdessen mein Gold in dem nahen Frankfurt in blanke Kronenthaler umgesetzt hatte. Bald war der Kauf geschlossen und noch vor Ende des Sommers 1755 führte ich mein liebes Gretchen als Hausfrau in mein neuerstandenes, prächtiges Besitzthum ein. Daß ich meiner Angehörigen und des alten Schäfers nicht vergaß, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Der Herr hat das Gold, welches er mir auf so wunderbare Weise gegeben, gesegnet und mein Wohlstand wuchs, wovon die Armen der Gegend dankend Zeugniß ablegten. Meine Familie gedieh herrlich und ich vermochte Alle gut und in

Digitized by Google

der Furcht des Herrn zu erziehen und später zu versorgen. Als ich dann meinem Aeltesten das Gut abtrat, band ich ihm auf die Seele, die alten Waffen, denen ich einen Platz in der Stube angewiesen, als Erbstücke hoch in Ehren zu halten und in diesem Sinne später seinem Sohne zu übermachen. Damit aber meine Nachkommen die Geschichte ihres Ahn' und den Ursprung ihres Glückes kennen lernen und nicht vergessen, damit sie jederzeit der Armen gedenken, dem Herrn danken sollen, der mich Armen so glücklich gemacht, schrieb ich diese Blätter nieder und wünsche, daß sie ebenso in Ehren gehalten werden mögen, wie mein Andenken.

Um meinen Nachkommen dann auch noch zu hinterlassen, was aus dem Bastian geworden ist, schreibe ich noch nieder, daß derselbe denn auch wirklich, mit Hilfe seines Herrn Pathen, mit der Zeit kurpfälzischer Offizier geworden, aber kein guter, denn er wurde später als Commandant der Invaliden auf den Otzberg versetzt, woselbst er zum Schreck seiner Besatzung und der Umgegend noch hauste, als die Franzosen, die ersten Feinde, die er in seiner militärischen Laufbahn sah, sich der Gegend näherten. Doch nein, er sah sie nicht, denn kaum hatte er das Anrücken des Feindes vernommen, als er vor Schreck starb und durch diese That seinen Heldenmuth auf's Vollständigste bekundete.

* * *

So ungefähr lautete der Inhalt der Blätter, die ich von meinem wackern Wirthe auf dem Dilsberge, dem würdigen Nachfolger und Urenkel des Andres, erhalten. Wenn nun das Erzählte auch nicht direkt den Schatz im alten Schlosse zu Darmstadt betrifft, so wurde es doch durch denselben veranlaßt und bildet eine, vielleicht nicht uninteressante Episode der Sage, deren Mittheilung wohl das Unrecht wieder gut macht, das die Einleitung durch ihre kalte historische Darlegung und Zergliederung der Sage an derselben begangen.

Das öde Landhaus.

(Schluß.)

„Von Allem, was hernach sich ereignete," schloß die Blinde, „eine lange, lange Zeit hindurch, habe ich gar keine Erinnerung mehr. — Als meine Mutter in die Kammer trat, fand sie mich im Nachtgewand, wie ich eben die Betttücher zusammenband, um mich aus dem Fenster zu lassen, obschon die Thüre weit offen stand; aber ich war im wildesten Delirium. Wochen vergingen, bevor ich wieder zur Besinnung kam, und ehe dies geschah, waren meine gute Gebieterin und ihr kleiner Säugling schon begraben, der Graf fortgegangen, Niemand wußte wohin, die Dienerschaft entlassen und das unselige Haus verschlossen. Nicht lange darauf kam die Nachricht, der Graf sey in Paris gestorben." ...

„Aber, liebe Rosine," fragte ich jetzt die Erzählerin, „wissen Sie auch gewiß, daß Eugen v. Beaugency in dem Closet war? Woher wissen Sie denn, daß ihn der Graf nicht zuvor entließ?"

„Ach, Madame," versetzte sie und schüttelte den zitternden Kopf, „Sie würden diese Frage nicht an mich stellen, wenn Sie Ruy Gonzalez so gut gekannt hätten als ich! In dem Augenblick, wo die Worte über Philipps Mund gingen, begriff ich Alles. Es sah dem Grafen auf's Haar ähnlich: es war ganz die Rache, die dieser unbeugsame Geist nehmen mußte. Ueberdies hat mich Didier, der Maurer, später als Alles vorüber war und er sprechen durfte, mehrmals versichert, es lasse sich nicht ausreden, daß nicht irgend ein lebendes Wesen in dem Closet gesteckt habe, als er es zugemauert, obwohl er natürlich nicht sagen oder errathen könne, wer es gewesen."

„Und glauben Sie denn, Rosine, daß die Gräfin das Geheimniß des Closets je geahnt habe?"

„Gewiß hat sie es, Madame, und dies eben war ihr Tod. Denn als die Gräfin so unvermuthet wieder zurückkam, war ihr Gemahl droben in seinem Zimmer mit seinem Agenten eingeschlossen und traf alle Vorkehrungen, um den Ort für immer zu verlassen, und hatte Befehl gegeben, daß man ihn nicht stören solle. Er hatte den Eingang zu den Zimmern der Gräfin verschlossen und trug den Schlüssel bei sich; aber er schien vergessen zu haben, daß für jedes Zimmer im Hause noch ein zweiter Schlüssel vorhanden war, welchen die Wirthschafterin in Verwahrung hatte. Darum sandte die Gräfin, ohne ihren Gemahl stören zu lassen, nach dieser und ließ sich ihre Zimmer öffnen. Nun reimte sie sich wahrscheinlich Manches zusammen — mein ängstliches Wesen, des Grafen Aufregung, dann

Digitized by Google

mein plötzliches, räthselhaftes Verschwinden, ihre eigene Abreise, auf welche der Graf so sehr gedrungen hatte, und die Erzählung des Gastwirths Rateau: all das zusammen mußte sie argwöhnisch machen und etwas ahnen lassen, wenn sie auch noch nicht wußte, was eigentlich geschehen war. Als aber ihr Blick auf die frisch zugemauerte Thüre des Closets fiel, da fiel es ihr wie Schuppen von den Augen und sie begriff Alles! Das Uebrige können Sie sich denken, Madame, denn Worte vermöchten es nicht zu beschreiben! Als die Leute in das Schlafzimmer der Gräfin kamen, schlug sie wie wahnsinnig mit dem Schüreisen gegen die Wand; aber einige Stunden später endete ihr Leiden, denn ihre Lebenskraft zehrte sich selber auf und sie war bereits verschieden, als Philipp mich mit ihrer Rückkehr und Erkrankung bekannt gemacht hatte!"

„Da haben Sie ja ein entsetzliches Trauerspiel mit erlebt!" sagte ich. „Und was ist aus Philipp geworden?"

„Er starb ungefähr ein halbes Jahr nach jenem erschütternden Ereigniß. Als ich wieder von meiner Krankheit hergestellt war, ging ich in fremde Dienste und bin in den letzten vierzig Jahren Wirthschafterin bei dem Herrn Pfarrer hier gewesen, bei welchem ich noch das Gnadenbrod genieße."

„Und ist der Herr Pfarrer die einzige Person, welche das verlassene Haus betritt?" fragte ich weiter.

„Allerdings," war die Antwort; „es steht im Verruf und Niemand wagt sich hinein. Ich war auch einmal dort — nur ein einziges Mal —, um jene verhängnißvolle Stube zu sehen und das Bett, worauf meine arme Gebieterin starb. Als das Haus vermiethet wurde, hatte man zwar diese Zimmer abgesperrt, aber die Miethsleute," setzte sie mit wehmüthigem Kopfschütteln hinzu, „waren immer froh, wenn sie wieder aus dem Hause hinaus waren."

„Und zu welchem Zwecke geht der Herr Pfarrer so oft dorthin?" fragte ich jetzt neugierig.

„Um für das Seelenheil der Unglücklichen zu beten!" entgegnete die Blinde und bekreuzte sich andächtig. —

* * *

Tief erschüttert von dieser Erzählung, verabschiedete ich mich von dem einzigen überlebenden Zeugen dieser längstvergessenen Gräuel und besuchte noch einmal in Begleitung des Geistlichen das entsetzliche Gemach.

„Ach, Madame," sprach er, „welch ein armselig Ding ist es doch um die menschliche Natur mit ihren Leidenschaften, Thorheiten und ihrem aberwitzigen Drang nach Rache! Ist es nicht ein schmerzlicher Gedanke, daß so innige Liebe der Grund zu so vielem und so bitterm Weh werden mußte?" ...

Mannigfaltiges.

Der alte geschichtlich merkwürdige Hallerthurm in Regensburg (die porta orientalis der Römer), hinter der Niedermünster-Kirche, war bereits zum Abbruche bestimmt und hierfür auch Genehmigung des magistratischen Beschlusses erfolgt. Doch dieser Tage langte daselbst ein Befehl Sr. Maj. des Königs Max an, dem gemäß dieses historische Monument alter Zeit der Stadt erhalten werden muß und der Abbruch somit nicht stattfindet.

Am Rheinfall bei Schaffhausen hat ein reicher Engländer der schaulustigen Welt (wovon sich bei 5000 — 6000 Personen eingefunden haben) ein Schauspiel zum Besten gegeben, indem er auf einem Felsenvorsprung am Rhein ein Bretterschloß errichtete und in den Fluß zwei Kriegsschiffe postirte und mit Hilfe dieses Materials ein wohlgelungenes Bombardement ausführen ließ, das mit einer bengalischen Beleuchtung des Rheinfalls (durch Feuerwerker Schweizer in Zürich) endigte.

Buchstaben-Räthsel.

In Schwaben ist's ein nöthig Hausgeräth,
Was ihr in einem kleinen Worte seht;
In Deutschland überall ist es dasselbe dann.
Wenn man das letzte Glied setzt vorne an.

Auflösung der Räthselspiele in № 54:

1. Ziege — Geiz.
2. Mark — Kram.
3. Kahn.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 57. Sonntag, 13. Mai 1855.

Das Waldblümchen.

Von K. v. K.

1.

Das Jahr 1848 war angebrochen. Die Märzstürme waren vorüber und der Mai erschien wieder mit seinem frischen Grün, mit seinen Schneeglöckchen und seinen duftenden Veilchen. Aber in die Herzen der Menschen war der Frühling noch nicht zurückgekehrt; dort sah es noch wild und stürmisch aus und neben dem Drange nach Freiheit brach sich die Leidenschaft oft in der widerlichsten Gestalt und in der gesetzlosesten Weise Bahn. Zur damaligen Zeit gab es wohl kein Oertchen im deutschen Vaterlande, und mochte es noch so klein seyn, wo man nicht debattirt, conspirirt und decretirt hätte. Zu keiner Zeit trug man die Worte: Gemeinsinn, Einigkeit und Bruderliebe mehr auf den Lippen, und dennoch gab es unter einem Volke nie eine größere Zerrissenheit, als damals in Deutschland.

In jener Zeit also war es, wo an einem milden, erquickenden Frühlingstage sich eine kleine Gesellschaft in dem Wirthshause „Zur schönen Aussicht" zusammen gefunden hatte — ein Namen, welcher daher rührte, weil dasselbe auf dem Plateau eines Felsens lag, an dessen Fuße sich ein fruchtbares Thal ausdehnte, eingefaßt von einem schönbelaubten Höhengürtel und im Hintergrunde von einem dichten Eichenwalde umschlossen, aus dessen dunkler Tiefe der weiße Giebel eines Hauses sichtbar wurde.

Im Uebrigen trug die Gegend den Charakter der Abgeschiedenheit an sich, denn außer einzelnen Gebäuden, welche in der vorerwähnten Ebene auftauchten, und einem Weiler, der einige hundert Schritte hinter dem Wirthshause lag, erblickte das Auge bis in die weiteste Ferne hinaus nur eine meist mit Gehölz und Haidekraut bewachsene Wildniß.

Die Leute, welche in dem niedrigen, schmucklosen Gastzimmer „Zur schönen Aussicht" an einem großen, viereckigen Eichentisch saßen, waren allem Anschein nach alte Bekannte, die täglich hier eintrafen und sich als Stammgäste betrachteten. Obgleich ihr Anzug im Allgemeinen eine solche Einfachheit verrieth, daß man daraus die Landbewohner erkennen konnte, so deutete doch bei zwei derselben der modernere Schnitt ihrer Kleider, das feinere Tuch und die sorgfältigere Wahl ihrer Wäsche, so wie der Schoppen Wein, welchen jeder von ihnen vor sich stehen hatte, darauf hin, daß sich ihre äußere Lage weit über die des gewöhnlichen Landmanns erhebe und diese sie berechtige, sich zu den Honoratioren des Ortes zu zählen. Auch führten sie fast allein die Unterhaltung, und die Aufmerksamkeit, mit welcher die übrigen Anwesenden ihren Worten lauschten, bewies hinlänglich, daß Niemand zugegen war, welcher Lust gezeigt hätte, ihnen ihre Ueberlegenheit streitig zu machen.

„Dies Glas auf ein freies, unabhängiges Deutschland und auf unsere wackeren Deputirten auf der Linken!" sagte der Jüngste von Beiden, ein junger Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, dessen sorgfältig gescheiteltes Haar und zierlich gefaltete Halskrause den Stutzer verriethen. „Was meinen Sie, Herr Julius, sollte eine rothe Schärpe nicht gut stehen und das Wort „republikanisch" in den Ohren der Leute nicht ebenso wohl wie „königlich" klingen?"

Der Andere, einige Jahre älter und ein Mann von breiten Schultern mit röthlichem Haare und einem kalten, herzlosen Blicke, lehnte sich bequem in den Sessel zurück und sagte, indem er langsam sein Glas ausschlürfte, nicht ohne einen Anflug von Ironie:

Digitized by Google

„Nun, auf das Wohl des künftigen Bürgermeisters, wenn die Sache des Volkes siegt, Herr Gemeindeschreiber, dem Verdienst seine Krone!"

„Das gefällt mir, Herr Julius," sagte der Erstere mit einem Lächeln des Wohlbehagens, „daß Sie meine Anhänglichkeit für die Sache des Volkes zu würdigen wissen, obgleich ich Sie versichern kann, daß mich dabei ganz uneigennützige Gründe leiten und ich nicht nach Amt und Würden strebe. Sollte indessen der dringende Wunsch meiner Mitbürger mich zu einem solchen Ehrenposten brauchen, so stelle ich nicht in Abrede, daß —"

„Sie dem öffentlichen Wohle dies Opfer bringen werden, Freund Eduard. — Nun, das ist eine Antwort, womit Jeder zufrieden seyn kann. Also, auf eine hoffnungsreiche Zukunft und —"

Hier brach der Redner plötzlich ab und ließ seinen Blick über den vor ihm liegenden Thalgrund streifen.

„Teufel! Freund Eduard," fuhr er fort, „da schleicht der Fremde schon wieder dem Forsthause zu. — Haben Sie Acht, der führt Etwas im Schilde und ehe wir es uns versehen, wird das Waldblümchen von unbekannter Hand gebrochen seyn, während wir Einheimische doch das nächste Recht dazu haben."

Der Gemeindeschreiber hatte sich erhoben und schaute gleichfalls aufmerksam durch's Fenster. Unten im Thale bewegte sich wirklich eine jugendliche Gestalt rüstig am Rande des dasselbe durchschneidenden Baches fort und verschwand bald am Eingange des vorerwähnten Waldes.

„Ja," sagte er, „das ist Herr Müller, der hier nun schon seit sechs Wochen seine Zeit verträumt; ein Maler, der, wie es solche Leute zu machen pflegen, in den Bergen umherstreift, um seine Mappe zu füllen. — Aber, Herr Julius, wenn Sie glauben, daß er dem Waldblümchen gefährlich werden könnte, so sind Sie in einem großen Irrthum befangen, denn da uns das Gespräch einmal auf dieses Thema geführt hat, so glaube ich Sie versichern zu dürfen, daß die Neigungen von Fräulein Marie sich nach einer ganz andern Seite hinwenden."

„Sie machen mich ganz neugierig," erwiederte der Andere mit dem bereits bemerkten Anfluge von Ironie; „so ein Wunderblümchen findet man nicht auf jedem Wege, und es wäre doch sonderbar, wenn —"

„Nun, was denn? — Ich sage Ihnen, nicht Jeder versteht es, die Herzen der Frauen zu fesseln; aber sollten wir bis zur Republik gelangen und das Vertrauen meiner Mitbürger mich alsdann zum Bürgermeister erheben, so werden Sie Etwas erleben."

„Wenn es nur keine Blamage ist, Freund Eduard."

„Sprechen Sie, was Sie wollen, aber ich sage Ihnen, man fürchtet weder die herumstreifenden Maler, noch andere, auf Abenteuer ausgehende Herren!" versetzte der Gemeindeschreiber, sich in die Brust werfend und seinem Gesellschafter einen Blick der Siegesgewißheit zuschleudernd.

Dieser erwiederte Nichts, sondern schaute lächelnd in sein halbgefülltes Glas. In diesem Lächeln drückte sich theils Spott über die Ruhmredigkeit seines Gesellschafters aus, theils verrieth es die listige Ueberlegenheit eines Mannes, der in seinem Innern ganz andere Pläne barg, als seine leicht hingeworfenen Worte verriethen.

Der Gemeindeschreiber hingegen, welcher eben kein großer Physiognom war, hielt dieses Schweigen für eine unmittelbare Wirkung seiner Worte und dieses Lächeln für den Ausdruck der bei seinem Gefährten hervorgerufenen Verlegenheit.

Da der Gegenstand, um den es sich handelte, ein solcher war, der seine Eitelkeit und sein Herz gleich stark berührte, so beschloß er, die über seinen Gegner vermeintlich errungenen Vortheile durch einige weitere Bemerkungen möglichst zu vervollständigen. Zu dem Ende warf er sich bequem in den Sessel zurück, legte den Kopf in den Nacken und sagte mit einem an Siegesgewißheit grenzenden Tone:

„Sie zweifeln also, Herr Julius, in der That noch immer an Fräulein Mariens Neigung zu einer gewissen Persönlichkeit? — O, ich könnte Ihnen hiefür schlagende Beweise liefern, z. B. wie auf einem bekannten Herrn, welcher sich jetzt die Ehre gibt, Ihnen dies Glas zuzutrinken, erst noch gestern beim Kirchgange zwei wohlbekannte braune Augen mit ganz besonderm Wohlgefallen ruhten."

„Ha, ha! Freund Eduard, Sie bleiben doch ein Narr Ihr Leben lang! — Haben Sie denn nicht bemerkt, daß diese wohlbekannten braunen Augen, wie Sie sich sinnreich auszudrücken beliebten, an Ihnen vorüberstreiften und sich auf eine ganz andere Person hefteten — auf den Fremden nämlich, welcher soeben hier durch den Wiesengrund schritt?"

„Wenn man nicht wüßte, daß der Neid aus Ihnen spräche, so sollte man es fast glauben," sagte der Gemeindeschreiber mit der Miene eines Mannes, der sich so leicht nicht aus dem Sattel

Digitized by Google

heben läßt. „Gehen Sie, Sie mögen ein guter Rechenmeister seyn, wenn es darauf ankommt, Ihre Renten einzukassiren; aber was die Liebe betrifft, so gehören ganz eigene Anlagen dazu, mit Erfolg zu spekuliren, und das Herz eines jungen Mädchens ist kein Geldsack, welchen man nach Belieben ausschütten kann."

„Und doch ist das Geld der Hebel, welcher die Menschen in Bewegung setzt. Haben Sie Geld, Freund Eduard, so besitzen Sie auch die Mittel, selbst der Stolzesten und Sprödesten gegenüber zum Ziele zu gelangen."

Wäre der Gemeindeschreiber ein Mann von nur einiger Weltkenntniß gewesen, so würde ihm der sonderbare Blick, welcher diese Worte begleitete, nicht entgangen seyn. Allein Eitle denken nur an sich, und es ist nichts leichter, als diese Klasse von Menschen zu täuschen. Es entging ihm daher auch jetzt, daß die sonst glanzlosen Augen seines Gesellschafters in sonderbarer Gluth aufloderten und die scharfe und entschiedene Betonung seiner Worte auf einen Entschluß hindeuteten, der in der innersten Tiefe seines Herzens zur Reife gekommen war. Einem Manne wie Julius, dessen Handlungen die kälteste Ueberlegung leitete, mußte das Preisgeben selbst der kleinsten Blöße offenbar unangenehm seyn. Er schien auch jetzt zu fühlen, daß er vielleicht Jemanden Gelegenheit gegeben hatte, einen Blick in sein Inneres zu werfen, den er vielleicht gerade am wenigsten damit vertraut zu machen wünschte, und er suchte deßhalb durch eine geschickte Wendung sogleich den Fehler zu verbessern.

Er erhob sich nämlich schnell, leerte sein Glas, reichte dem Gemeindeschreiber die Hand und sagte im Tone der Gutmüthigkeit:

„Wir plaudern und plaudern, während andere Leute schon am Mittagstisch sitzen. Also, Freund Eduard, auf Wiedersehen! Sie nehmen heute das Bewußtseyn mit sich, als Sieger den Kampfplatz behauptet zu haben."

Diese Worte aus dem Munde eines im Orte sonst als stolz bekannten Mannes hätten gewiß den eitlen Schwätzer beunruhigt, wenn irgend ein Verdacht bei ihm aufgestiegen gewesen wäre. Aber dies war nicht der Fall. Er dachte sogar nicht einmal mehr an seinen Freund Julius, sondern seine Gedanken weilten bei dem Fremden, welcher ihm doch schließlich mehr Besorgnisse einflößte, als er anfänglich einzugestehen Willens gewesen war.

Indem er sein Glas leerte und die „Schöne Aussicht" ebenfalls verließ, beschloß er, es sich als nächste Aufgabe zu stellen, über die näheren Verhältnisse des Malers Erkundigungen einzuziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vollstreckung des Testaments Napoleons I.

Man findet im „Moniteur" den Rapport des Staatsministers Fould über die Entscheidungen der zur Vollstreckung des Testaments Napoleons niedergesetzt gewesenen Commission, denen der Kaiser am Jahrestag von Napoleons Tode seine Bestätigung ertheilt hat. Das Testament betraf 76 einzeln aufgeführte Personen mit 10 Millionen, das Bataillon der Insel Elba und die Verwundeten von Ligny und Waterloo mit 300,000 und 200 000 Fr. nebst Antheilen an der erstgenannten Summe, die Städte Brienne u. Mery mit 400,000 und 300,000 Fr., sowie die durch die beiden Invasionen am meisten mitgenommenen Provinzen mit dem halben Privatvermögen Napoleons, das er auf 200 Millionen veranschlagte, endlich die alten Militärs aus der Zeit von 1792 bis 1815 mit der andern Hälfte. Von den 76 einzelnen Personen sind 12 ohne Hinterlassung von Frau und Kind gestorben. — Da weder die Kaiserin Marie Louise noch der Prinz Eugen, welche je 2 Millionen zu den für diesen Posten bestimmten 10 Millionen hergeben sollten, dies geleistet haben, auch die von Napoleon bei Laffitte deponirten Summen nebst anderweitigen Zahlungen die betreffenden Ansprüche blos bis auf circa 4 Millionen befriedigt haben, so waren mit Einschluß der Interessen noch 4,700,000 Fr. zu entrichten. Da Napoleon III. für diesen Posten blos 4 Millionen angewiesen, so erleiden die 64 überlebenden Personen, resp. die Erben einen Abzug, nach welchem gleichwohl noch sehr namhafte Summen auf sie kommen, u. A. auf General Montholon (seine Erben) außer schon erhaltenen 1,351,000 Fr. noch 667,000 Fr., General Bertrand außer schon erhaltenen 285,000 Fr. noch 522,000 Fr., General Marchand außer schon erhaltenen 248,000 Fr. noch 213,000 Fr., Graf Las Cases außer schon erhaltenen 59,000 Fr. noch 205,000 Fr., Graf Lavalette außer schon erhaltenen 60,000 Fr. noch 204,000 Fr., Besseres, Sohn, außer schon erhaltenen 148,000 Fr. noch 257,000 Fr. u. s. w.

Digitized by Google

Das Bataillon der Insel Elba hat 297 Erbberechtigte, die Verwundeten von Ligny u. Waterloo 347, die an der für sie ausgesetzten halben Million Theil nehmen. Die Städte Brienne u. Mery erhalten die volle ihnen vermacht gewesene Summe, die Provinzen dagegen blos 1,300,000, die alten Militärs 1,500,000 Fr. Von letzterer Kategorie sind über 100,000 übrig, unter die es nicht thunlich gewesen wäre, eine verhältnißmäßig so unbedeutende Summe zu vertheilen. 500,000 Fr. werden daher dem Kaiser zur persönlichen Verfügung gelassen, 1,000,000 Fr. der Ehrenlegions-Kanzlei zu den schon ausgesetzten 3 Millionen angewiesen, um die Hilfsbedürftigen zu unterstützen.

Mannigfaltiges.

Die Schwester einer Dame in Montpellier heirathete vor etwa drei Jahren einen Mechaniker und wanderte mit ihm nach Californien aus, nachdem sie sich ihre schöne Schwester hatte portraitiren lassen. In Californien hing das Portrait bald über einem hübschen häuslichen Kamine. Ein reicher Mann, der bei dem Mechaniker etwas bestellen wollte, bekam das Bild in die Augen, betrachtete es eine Zeit lang und rief dann aus: „Bei Zeus, das Mädchen heirath' ich, wenn sie in der Welt zu finden ist!" Die Frau mußte ihm die Adresse der Schwester geben, darauf ging er eifrig davon, immer für sich wiederholend: „Bei Zeus, die heirath' ich, die heirath' ich, unter allen Umständen heirath' ich sie." Das Erste, was er that, um sich in Montpellier einzuführen, waren zwei Sendungen Geld, jedesmal 300 Thaler. Unlängst klopfte es an der Thür der schönen Schwester in Montpellier. Sie öffnete, und ein derber, bronzefarbener junger Herr bat um Erlaubniß, eintreten zu dürfen. Er hatte sich schon durch zwei Briefe anmelden lassen. Errötende Verlegenheit. Eintreten. Kurze Auseinandersetzung seines Anliegens, das kein Spaß sey, da er blos deßhalb vom andern Ende der Erde gekommen sey, wo sich die Frau Schwester sehr wohl befinde. Also ja? Erst die Mutter fragen. Mutter: I nun, da und weil — obgleich, aber ihrerseits. Also richtig. Glänzende Hochzeit in Montpellier, worüber die ganze Nachbarschaft erstaunte und wovon sie Wochen lang sprach. Ende des Romans, Anfang einer glücklichen Ehe.

Sternennacht.

Der Abendglocke letzte Klange,
Sie sind verhallt.
Verklungen sind die Lustgesänge,
Es schweigt der Wald.
Ein Grillchen noch zirpt hin und wieder;
Nacht senkt sich auf die Erde nieder.

Der sanfte Engel kömmt gezogen
Vor jedes Haus
Und gießt die gold'nen Nebelwogen
Des Schlummers aus;
Er bringet Allen Fried' und Ruh'
Und schließt manch nasses Auge zu.

Mit einem leichten Nebelschleier
Deckt sich die Flur;
Des Irrlichts mattes Flackerfeuer
Folgt seiner Spur.
Auf blauem Grund in weiter Ferne
Erglänzt das Heer der gold'nen Sterne.

Es ruht die Welt in sanften Armen
Und Traumeslust.
So laß, Natur, mich jetzt erwarmen
An deiner Brust;
Laß mich der Welten Athem lauschen,
Mit ihrem Hauche mich berauschen.

Wie zieh'n sie schweigend ihre Bahnen
Die Welten all!
Ob sie den mächt'gen Schöpfer ahnen
Im Zirkelfall'?
Ob wohl auch sie ein Geist belebet
Und durch die Nacht herüberschwebet?

Dereinstens werde ich's erfahren,
Wenn sie zerspringt
Die Fessel, wenn der Geist nach Jahren
Hinauf sich schwingt,
Weit über ungemess'nen Sphären
Am Quell des Lichts sich zu verklären.

Wenn dieser Schleier von dem Auge reißet
Und klar der Blick
Des Weltraums uferlosen See umkreiset;
Wenn das Geschick
Nicht dem befreiten Geiste mehr gebietet,
Den an den Staub der Körper schmiedet.

O Urding! Schöpfer! Herr, der Legionen
Von Welten schuf!
Ich lausche unter Millionen
Auf deinen Ruf:
Ich stürme durch des Lebens dunkle Pfade
Nach deiner Schöpfung Lichtgestade.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 58. Dienstag, 15. Mai 1855.

Das Waldblümchen.

(Fortsetzung.)

2.

Der Fremde hatte unterdessen den Thalgrund rasch durchschritten und war bald darauf im Innern des vorerwähnten Waldes verschwunden. Er hielt jedoch nicht den breiten Fahrweg ein, welcher denselben durchschnitt, sondern bog auf einem kleinen Seitenpfade ab, der sich in der Tiefe des Forstes verlor.

Rüstig und nicht ohne Gewandtheit folgte seine schlanke, wohlgebaute Gestalt den vielen Krümmungen des engen Weges, und leicht und sicher glitt sein Fuß über die Baumwurzeln und das Schlingkraut, worauf er in diesem abgelegenen Theile des Forstes nicht selten stieß. Fest und gerade war seine Haltung; diese zeigte einen Anstrich von Muth und Entschlossenheit, welcher durch ein großes schwarzes, blitzendes Auge noch mehr hervorgehoben wurde. Seine Gesichtsfarbe bildete ein dunkles, männliches Colorit, durch welches jedoch in leiser Färbung ein gesundes Roth drang. Die Oberlippe seines Mundes bedeckte ein sorgfältig gestutzter Bart, der, wie sein Haupthaar, dem dunklen Glanze einer Kohle nichts nachgab.

Der Fremde verfolgte, wie gesagt, auf die eben beschriebene Weise eine Zeit lang seinen Weg, bis er plötzlich, die Zweige eines Haselnußstrauches auseinander schlagend, auf einen großen, viereckigen Platz gelangte, der mit hohem, wucherndem Grase und mit einzelnen, unter den Schlägen der Art gefallenen Baumstämmen bedeckt war. Auf einem dieser Stämme saß eine Gestalt, die wir uns etwas näher zu beschreiben die Mühe nehmen müssen. Es war ein Mann, dessen Haar das Alter bereits völlig gebleicht hatte und dessen gekrümmter Rücken bewies, daß die Last der Jahre über ihn gekommen war. Er trug eine alte blaue Uniform mit rothem Besatz, nach dem Schnitte, wie solche zu Ende des vorigen und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts bei unseren Armeen gebräuchlich war, dazu bis an die Kniee reichende, mit Knöpfen besetzte Gamaschen von grauem Tuch und gelbe Lederbeinkleider, die aus der Haut eines Hirsches gegerbt waren. Zu seinen Füßen lagen mehrere Sprengel mit Schlingen und kleine Netze, mit deren Besichtigung er auf's Eifrigste beschäftigt war.

„Der Nebel ist ausgeblieben," murmelte der alte Mann, indem ein gutmüthiges Lächeln seine verwirrten Züge erhellte, „und der alte Wilm hätte diesmal nicht nöthig gehabt, sich vor der Reveille zu erheben. O, die Thiere des Waldes haben auch ihren Verstand, obgleich die Menschen in ihrem Hochmuth es blos Instinkt nennen. Aber wer, so wie ich, dreißig Jahre unter ihnen gelebt und sie jederzeit beobachtet hat, der weiß, daß ihnen von unserm Herrgott auch eine Sprache verliehen ward, obgleich dieselbe unverständlich erscheint, weil es nicht des Schöpfers Wille war, uns dieselbe zu offenbaren."

Hier wurde der Greis durch einen leichten Schlag auf die Schulter unterbrochen und eine metallreiche Stimme sagte mit einer Weiche und Gutmüthigkeit, der man es anhörte, daß sie der Wiederhall des Herzens war:

„Nun, Wilm, gibst Du Dich wieder Deinen philosophischen Träumereien hin?"

Der Alte wendete den Kopf und blickte in das jugendliche Antlitz des Fremden, welcher ihm die Hand lächelnd zum Gruß reichte.

„Ach, ich weiß wohl," sagte er, den Jüngling mit sichtbarem Wohlgefallen anblickend, der sich inzwischen ihm gegenüber auf einen Baumstamm niedergelassen hatte — „ich weiß wohl,

Digitized by Google

daß die heutige Jugend mit dem Alter weniger als sonst in seinen Ansichten harmonirt und daß das, was sonst klug und weise genannt wurde, jetzt häufig dem Spotte unterliegt; aber sehen Sie, Herr — Herr —"

„Nun, Müller — Maler Müller!" lachte der Andere.

„Wie's beliebt; ein Name thut zur Sache nichts, und ein alter Soldat, wie ich, hält sich stets streng an die gegebene Ordre. Nun sehen Sie, Sie nennen das philosophische Träumereien, wenn ich mich in der Einsamkeit des Waldes, wo mich nur Gott hören kann, meinen einfachen Gedanken hingebe; aber glauben Sie, wenn man sieht, daß dieser Gott in der Welt immer mehr verleugnet wird, dann fühlt ein alter Mann, wie ich, der täglich da oben zur großen Armee abgerufen werden kann, doppelt das Bedürfniß, sich vor ihm in der Anschauung seiner Werke bewundernd zu beugen."

„Gewiß, Wilm, und Du weißt wohl, daß ich selbst um keinen Preis diesen Glauben aufgeben möchte."

„Ich weiß dies. Hierzu haben Sie auch eine viel zu fromme Mutter und einen viel zu edlen Vater gehabt."

„Ach, Wilm, wenn sie noch lebten!"

Diese Worte wurden von dem jungen Manne mit einer tiefen Wehmuth ausgesprochen, so daß man es ihnen wohl anhörte, daß sie der unverfälschte Ausdruck eines von Schmerz erfüllten Herzens waren.

„Wir müssen Alle fort," sagte der Alte, an seinen Schlingen zupfend, „die Guten wie die Bösen, die Gerechten wie die Ungerechten."

„Nur zu wahr. Doch laß mich Dich an die Verpflichtung erinnern, die mir auferlegt ward. Werde ich sie erfüllen können?"

Der Waldbewohner ließ die Schlinge, welche in seiner Hand ruhte, langsam niedergleiten und sagte:

„Es wird manchen harten Kampf kosten, ehe diese Redoute genommen ist; da aber unserer Sache die Gerechtigkeit zur Seite steht, so wollen wir fest auf den Sieg unserer Waffen vertrauen."

„Und sahst Du sie?"

„Ist Alles nach Ordre vollzogen."

„Und was sagte sie?" fragte der Jüngling, sich rasch erhebend und mit dem Zeichen der gespanntesten Erwartung dicht vor den alten Mann tretend. — Dieser erwiederte mit eigenthümlicher Betonung:

„Eine Stunde vor der Retraite würde sie Sie erwarten."

„Wilm — lieber, theurer Wilm!"

Der Alte lachte in seiner biedern, schlichten Weise halblaut und sagte nicht ohne eine gewisse Selbstbefriedigung:

„Wenn das Waldblümchen einwilligte, Sie zu sehen, so geschah es doch nur unter gewissen Bedingungen."

„O, nenne sie, nenne sie! ich unterwerfe mich denselben im Voraus in ihrer ganzen Ausdehnung!"

„Nun, für's Erste bleibt das Fenster bei der Unterredung geöffnet."

„Nichts weiter als dies?"

„Für's Zweite wird in der Person des alten Wilm eine Schildwache vor dieses Fenster gestellt."

„Stelle Dich nur immer hin, Du weißt ja, daß mein Herz Dir gegenüber kein Geheimniß kennt."

„Und das Herz Mariens noch weniger!" versetzte der Greis. „Habe ich sie nicht auf meinen Armen gewiegt, als sie noch ein lallendes Kind war? Hat sie an meiner Hand nicht laufen gelernt? War sie es nicht, welche mir in der Einsamkeit des Waldes mit frommer, kindlicher Aufmerksamkeit zuhörte, wenn ich ihr erzählte von der Liebe zu Gott und den Menschen?"

Ergriffen von diesen Erinnerungen stützte der alte Mann seine beiden Ellenbogen auf die Kniee und versank in ein augenblickliches Schweigen. Der herzliche und innige Druck einer Hand, die die seinige berührte, erweckte ihn aus diesen Träumereien. Der Jüngling hatte sich erhoben und stand vor ihm.

„Lebe wohl, Du treuer, uneigennütziger Freund," sagte er, „gleich treu dem Vater wie dem Sohne! Die Zeit drängt zu einer Entscheidung; der heutige Abend wird über mein zukünftiges Glück bestimmen."

„Nur Muth," entgegnete der alte Soldat, „es muß versucht werden! Der Förster wird mich zwar als einen Gomplotteur behandeln und wenn die Sache mißglückt, so dürfen die Füchse und Iltisse in diesem Walde die Schlingen und Netze des alten Wilm wohl nicht mehr fürchten. Aber mag es immerhin seyn — der da oben, welcher die Jungen der Raben füttert und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, wird auch für mich sorgen und mir ein anderes Fleckchen Erde anweisen, wo ich mein Haupt niederlegen kann."

Digitized by Google

Die letzten Worte sprach der Invalide so leise, daß sie seinem Gesellschafter unverständlich blieben. Er hatte sich gleichfalls erhoben und Letzterem die Hand gereicht.

Ein gegenseitiger herzlicher Druck der Hände bestätigte das innige Einverständniß Beider; dann theilten sich die Zweige und der Fremde verschwand auf demselben Pfade, auf welchem er gekommen war, während sein bejahrter Gefährte mit seinen Schlingen und Netzen sich auf einer andern Seite des Forstes im Dickicht verlor.

* * *

Einige Stunden später, als die eben beschriebene Unterredung stattfand, bewegte sich die zierliche Gestalt eines jungen Mädchens mit ziemlich raschen Schritten auf einem schmalen Pfade fort, welcher die Schluchten der das Thal begrenzenden Berge in verschiedenen Krümmungen durchschnitt und gleichfalls nach dem Walde ausmündete.

Die Sonne war untergegangen und die Dämmerung begann ihr geheimnißvolles Netz über die Gegend auszuspannen. Dies mochte vielleicht die einsame Wanderin zu größerer Eile anspornen, obgleich ihr Anzug mehr auf einen Spaziergang wie auf eine längere Reise deutete und man daher berechtigt war, hieraus den Schluß zu ziehen, daß sie in dieser Gegend keine Fremde sey.

Dem äußeren Anscheine nach stand sie in dem blühenden Alter von achtzehn bis neunzehn Jahren, aber in ihrer ganzen Erscheinung lag eine so überraschende Lieblichkeit, daß wir den Leser um Nachsicht bitten, wenn wir auch hier bei einer näheren Schilderung einige Augenblicke verweilen.

Das junge Mädchen war von mittlerer Größe, aber dabei so proportionirt gebaut, daß selbst der strengste Kunstrichter sich vergebens bemüht haben würde, einen Fehler zu entdecken. Dabei hatte die Natur diesen schlanken, im schönsten Ebenmaß emporschießenden Körper mit einer Weiche und zarten Fülle ausgestattet, die bei jeder Bewegung desselben in überraschender Weise hervortrat. Ein schöner, feingeformter Kopf ruhte auf einem blendendweißen, etwas gebogenen Halse; über demselben bildete ein Netz des schönsten kastanienbraunen Haares die Einfassung zu einer schmalen, etwas vorstehenden Stirn, unter welcher ein Paar große braune Augen auftauchten, deren milde Strahlen sich in den sanften Linien eines Kinnes verloren, über welchem ein kleiner Mund mit runden, feingeschnittenen Lippen sichtbar wurde. Ihre Kleidung war einfach, aber äußerst reinlich und nach den Regeln der Mode nicht ohne Geschmack gewählt; ein weißer Strohhut verhüllte theilweise die jugendlichen Züge des eben beschriebenen lieblichen Gesichts.

Wir haben vorhin bemerkt, daß das Mädchen eilig voranschritt. Allein nicht blos der hereinbrechende Abend, sondern auch noch ein anderer Grund mußte sie hierzu veranlassen.

Während sie ihren Weg verfolgte, schlug sie oft ihre großen, schönen Augen empor und ließ sie mit sichtbarer Unruhe nach dem Hause schweifen, welches aus der Mitte des vor ihr liegenden Waldes auftauchte.

Mitunter färbte auch ein leichtes Roth Stirn und Wangen, dann legte sie die kleine, weiße Hand beschwichtigend auf's Herz und versuchte, obwohl vergeblich, eine innere Aufregung zu bemeistern, die sich von Zeit zu Zeit bei ihr kundgab. —

Sie hatte jetzt einen Hohlweg erreicht und war im Begriff, das Innere desselben zu betreten, als sie plötzlich mit allen Zeichen des Schreckens inne hielt und starr nach dem entgegengesetzten Ende desselben blickte. Es war sichtbar, daß sie überlegte, ob sie weiter gehen oder umkehren sollte. Indem sie noch hierüber in Zweifeln sich bewegte, näherte sich ihr im Halbdunkel eine männliche Gestalt, die allem Anschein nach sie hier erwartet zu haben schien.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesische Sprichwörter über die Frauen.

Man verlangt vier Dinge von einer Frau — nämlich: 1. daß die Tugend in ihrem Herzen wohne, 2. daß die Bescheidenheit auf ihrer Stirne glänze, 3. daß die Milde von ihren Lippen rinne und 4. daß die Arbeit ihre Hände beschäftige.

Eine Frau, die nicht stumm, vermag immer sich zu rächen.

Das beste Lob für eine Frau ist, wenn Niemand von ihr spricht.

Der Mann muß seine Frau hören, ihr aber nicht glauben.

Wer seiner Frau glaubt, betrügt sich; wer ihr nicht glaubt, ist betrogen.

Keine Frau verliert den Geschmack am Besuche, so lange sie Schmuck und Kleider hat.

Die Zunge der Frauen ist ihr Degen, den sie nie verrosten lassen.

Digitized by Google

Nachdenken heilt die Männer von ihren Leidenschaften, es schärft aber die der Frauen und macht sie unheilbar.

Eine Frau ist nie beredtsamer, als wenn sie ihren Mann lobt und über ihre Schwiegermutter klagt.

Die Frauen betrüben sich wie Kinder und trösten sich wie Greise.

Die Mutter ist am meisten glücklich mit den Töchtern, die nur Knaben hat.

Die Häßlichkeit nimmt einer jungen Frau alle Fehler der Schönen und verleiht ihr die guten Eigenschaften und die Tugenden, die diese niemals haben.

Eine Frau, die sich über ihre Schwiegermutter lustig macht, thut ihrem Manne großes Unrecht.

Eine Frau, die sich Schminke kauft, will sie auch wieder verwerthen.

Wenn eine Frau eifersüchtig und mißtrauisch ist, so fehlt es ihr an Vorsicht, Verstand und Urtheil.

Wo Männer beisammen sind, hören sie einander, wo Frauen und Mädchen, sehen sie sich einander an.

Je schöner und geschmückter eine Frau, desto mehr verliert sie, wenn sie nicht bescheiden ist.

Eine Frau hat noch nie eine Sache durch ihr Stillschweigen verdorben.

Mannigfaltiges.

Alexander v. Humboldt ist, wie die „Schlesische Zeitung" erzählt, soeben von hoher Hand in unvergleichlich graziöser und zarter Weise bedacht worden. Vor längerer Zeit kehrte ein österreichischer, sehr tüchtiger Maler, Herr Pittner, von einer mehrjährigen Reise um die Welt zurück. Unter andern schönen Bildern, welche er an Ort und Stelle aufgenommen, brachte er eine reizende Cordilleren-Landschaft mit. Diese hat die Frau Erzherzogin Sophie angekauft, um sie als Geschenk an Alexander v. Humboldt zu senden. Gewiß eine Aufmerksamkeit, wie ihrer nur dieses edle, herrliche Frauengemüth fähig ist!

In Paris hat man die Bemerkung gemacht, daß vom Jahr 1700 bis 1855 der Mittelpreis des Brodes um das Dreifache und der des Fleisches um das Vierfache gestiegen ist.

Für die Menagerie zu Schönbrunn wird das Eintreffen einer zoologischen Seltenheit, zweier Krokodille von 5 und 10 Fuß Länge, Männchen und Weibchen, die größten, welche bis jetzt nach Europa gebracht wurden, nebst einem jungen Exemplar, erwartet. Sie waren Bewohner des Mississippi.

*H Räthselspiel.

1.

Nach Kummer, Sorg' und Plagen,
Nach langem Lebenslauf,
Doch auch nach kurzen Tagen
Nehm' ich den Wand'rer auf.

2.

Das Herrlichste im Leben,
Ein glänzend Lichtgewand,
Will Mann und Weib ich geben —
Das schönste Hochzeitsband.

3.

Zum Herrschen auserkoren,
Stand ich in stolzer Kraft. —
Das Weltreich ging verloren,
Doch Geist in mir noch schafft.

4.

Ein Theil der Menschen stehet
Nur Futter für das Vieh
In mir; doch Manchem blühet
Ein Schatz des Wissens hie.

1. 2. 3. 4.

Vier Worte! Wer sollt's meinen,
Daß sie sind schön verwandt?
Doch wird's dir wahr erscheinen,
Stellst du uns übereinand.

Lies abwärts, rückwärts, vorwärts,
Trenn' uns're Zeichen gar,
Und lies uns wieder aufwärts:
Es bleibet dennoch wahr.

Buchstaben-Räthsel.

Mit e bring' ich dir Licht ins Haus,
Mit i verdräng' ich es daraus.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in № 56:
Ampel — Lampe.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 39. Freitag, 18. Mai 1855.

Das Waldblümchen.

(Fortsetzung.)

Bei der Enge der Straße konnte, da das junge Mädchen sich doch zur Fortsetzung ihres Weges entschlossen hatte, von einem Ausweichen um so weniger die Rede seyn, indem der neue Ankömmling fast die ganze Breite desselben einnahm.

Dies war wohl auch die Ursache, weßhalb die einsame Wanderin, als sie sich dem Letztern bis auf wenige Schritte genähert hatte, aus Verlegenheit einen Augenblick stehen blieb. Zwei Augen, in welchen sich eine Begehrlichkeit abspiegelte, welche die rosigen Wangen des jungen Mädchens erbleichen ließ, leuchteten ihr flammend entgegen.

„Fräulein Marie, schönste Blume unserer Berge," sagte eine wohlbekannte Stimme, „so hat das Glück mich doch einmal begünstigt und mir die Gelegenheit geboten, Ihnen ohne Zeugen meine Huldigungen darzubringen."

„Ich weiß eine solche Höflichkeit zu schätzen, Herr Julius, und spreche Ihnen hiefür meinen Dank aus!" entgegnete sie mit einer kurzen, ernsten Verbeugung, indem sie ihren Weg fortzusetzen suchte.

„O immer und immer dieses Sprödethun!" fuhr Julius, ihr den Weg vertretend und sie mit einem äußerst freien Blicke messend, fort. „Was veranlaßt Sie, liebliches Wesen, der feurigen Gluth eines von Ihren Reizen entflammten Herzens ewig nur diese stolze Kälte entgegen zu setzen?"

„Herr Julius, es ist weder der Ort noch die Zeit, Ihnen hierüber eine Auskunft zu geben. Ich ersuche Sie, mir den Weg zum Durchgange zu öffnen."

Dieser antwortete etwas trotzigen Tones:

„Nein, nicht eher weiche ich, bis ich Ihren Hochmuth besiegt habe! Ich gebe die Hoffnung hiezu nicht auf."

„O, ich bin ja nicht hochmüthig!" versetzte Marie mit einer solchen Weiche und Kindlichkeit im Ausdruck ihrer Stimme, daß die Unschuld eines reinen, frommen Gemüthes sich unzweideutig darin abspiegelte — „und wenn ich Sie bitte, mich ruhig weiter ziehen zu lassen, so geschieht es allein deßhalb, weil es sich für ein junges Mädchen nicht paßt, hier in dieser abgelegenen Gegend und im Zwielicht in der Gesellschaft eines Mannes zu verweilen, der —"

Hier stockte sie und erröthete tief, indem sie das schöne, von Angst erfüllte Auge zu Boden schlug.

„Nun, o holdes Waldblümchen, vollenden Sie nur! Sie wollen sagen: eines Mannes, der Ihrem Geschlechte gegenüber in keinem besondern Rufe steht!"

Marie hob den schönen Kopf stolz in die Höhe und sagte:

„Wozu ein Gespräch weiter fortführen, zu welchem Sie mich gezwungen haben und von dem ich wünschte, daß dessen weiterer Inhalt mir fremd bleiben möchte. Noch einmal also: wenn Sie ein Mann von Sitte und Anstand sind, so lassen Sie mich ruhig meines Weges ziehen, Herr Julius."

„Nein!" entgegnete dieser, dem geängstigten Mädchen ungestüm einen Schritt näher tretend — „so läßt sich ein Mann, der die Welt und ihr Geschlecht kennen gelernt hat, nicht abweisen! Ich bin reich und gegen Diejenigen, welche ich liebe, freigebig. Erwiedern Sie meine Neigung und es soll Ihnen an nichts fehlen, was Ihnen das Leben angenehm machen kann."

Edle und reine, aber von Natur schüchterne Gemüther erhalten in der Regel ihre Energie

Digitized by Google

dann wieder, wenn auf rohe und gemeine Weise der Versuch gemacht wird, das Bollwerk erhabener Grundsätze zu zertrümmern, welches sie in ihrem Herzen gegen das Laster und die Frivolität errichteten. So war es auch jetzt mit Marien. Eine hohe Röthe des Unwillens übergoß ihr schönes Antlitz und zwei jener zuckenden Blitze, womit sich die Unschuld ihren Verfolgern gegenüber in den Augenblicken der Gefahr nicht selten so trefflich zu wappnen versteht, trafen aus ihren sonst so mild leuchtenden Augen den dreisten Antragsteller.

„Ich bin nur ein schwaches Mädchen," sagte sie mit einer vor innerer Entrüstung erbebenden Stimme, „und kann mich nicht wie ein Mann für die empfangenen Beleidigungen rächen; aber dennoch habe ich den Muth, Ihnen zu sagen, daß Ihr Benehmen ein völlig schamloses ist, welches in der tiefsten Verachtung seine gerechte Würdigung findet."

„Schön," erwiederte Julius, „Ihre Worte entheben mich der Mühe, noch ferner eine Maske zu tragen, die mir ohnehin lästig ist. Hören Sie also, stolzes, aber um so reizenderes Kind! Sie haben in meinem Herzen eine Gluth entzündet, die ich nicht mehr zu bewältigen vermag. Ihr Besitz ist das Ziel, nach welchem ich strebe, und dieses Ziel, glauben Sie es mir, werde ich erreichen, sey es im Guten, sey es im Bösen, sey es auf friedlichem, sey es auf gewaltsamem Wege!"

„Fürchten Sie den Zorn meines Vaters!" versetzte Marie.

„O Ihr Vater!" lachte Julius mit dem kalten Hohne eines Teufels — „möge er sich nur hüten, das Ungewitter herauf zu beschwören, das über seinem Haupte schwebt! — Ein königlicher Förster in der jetzigen Zeit, wo das Gesetz von der Faust seiner Feinde gehandhabt wird! Glauben Sie denn nicht, daß alle jene Leute, welche ins Gefängniß wandern mußten, weil sie sich einige Stückchen Holz aus dem großen, weiten Forste holten, oder weil sie sich die Freiheit nahmen, einen Rehbock zu tödten, Rache gegen den Mann im Herzen tragen, welcher sie dem Gesetz überlieferte und den sie als ihren natürlichen Feind betrachten? — Nun, sind diese Hinweisungen nicht im Stande, Ihren Stolz und Ihre Sprödigkeit etwas zu beugen?"

„Aber mein Vater erfüllte nur die Pflicht seines Amtes und hat den wahrhaft Armen und Unglücklichen niemals verfolgt!" sagte Marie, indem bei dem Gedanken an die Gefahr, die ihrem Vater drohte, die Farbe ihres Gesichts sich veränderte.

„Ich wollte Ihnen nur zeigen, daß ich eine Waffe gegen den Zorn Ihres Vaters besitze," sagte Julius beschwichtigend; — „noch einmal, Marie, erwiedern Sie meine Neigung, und dem alten Manne soll alsdann kein Haar gekrümmt werden."

„Ich müßte sein Kind nicht seyn," entgegnete sie stolz, „wenn ich um solchen Preis seine Ruhe erkaufen wollte! — So mag denselben also Gott gegen Bosheit und Verrath beschützen, zu welchem ich für ihn beten will, aber mit einem reinen, unbefleckten Herzen, wie bisher; verstehen Sie mich, Herr Julius?"

Mit diesen Worten schritt das junge Mädchen entschlossen voran und suchte an der Seite ihres Verfolgers vorbei zu kommen. Dieser ergriff indessen dreist ihre Hand und versuchte sie an sich zu ziehen.

Ein Schrei des Schreckens entfuhr Marien, während als Echo das kalte und herzlose Gelächter des Julius folgte. —

Die Lage, in welcher sich die Tochter des Försters befand, war bei der allgemein bekannten frivolen Leidenschaftlichkeit Dessen, der ihr jetzt in dieser völlig einsamen Gegend gegenüber stand, eine beängstigende, ja sogar eine gefährliche; — das fühlte sie recht gut und es entrollten daher auch Thränen ihren Augen und Hilfe suchend durchirrten ihre Blicke das Dunkel der Nacht. In diesem Momente brach der Mond aus den Wolken hervor und gestattete eine freiere Umsicht.

Plötzlich fesselte ein großer Schatten, der am Rande des Hohlweges hinglitt, die Aufmerksamkeit Mariens. Ein Hoffnungsstrahl schien bei dieser Wahrnehmung bei ihr aufzutauchen und ein neuer Gedanke sich ihrer zu bemächtigen. Sie warf noch einmal ihr Auge prüfend auf den Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit plötzlich in einem so hohen Grade in Anspruch genommen, und schien nun eine bestimmte Ueberzeugung erlangt zu haben.

Ihre ganze Kraft zusammennehmend, stieß sie den immer ungestümer werdenden Julius einige Schritte zurück, während sie mit angsterfüllter Stimme rief:

„Hierher, Sultan! — Hierher, mein treues Thier!"

Ein lautes Gebell folgte diesem Rufe und im nächsten Augenblick stand ein großer, prächtiger Wolfshund an ihrer Seite, der seine glühenden

Digitized by Google

Augen unter dumpfem Geknurr auf den Mann richtete, in dessen brutaler Gewalt sich seine Herrin befand.

„Faß', Sultan! faß'!" rief die Bedrängte mit lauter Stimme, indem sie dem Hunde ein aufmunterndes Zeichen machte.

Ein mächtiger Bogensatz folgte dieser Mahnung und im nächsten Augenblick lag Julius am Boden, niedergeworfen von der gewaltigen Kraft des Thieres, welches seine Vorderfüße auf seine Brust setzte, dabei die Zähne fletschte und fragend seine Herrin anblickte.

„Komm, mein treuer Freund!" sagte das Waldblümchen, dem edlen Thiere ein Zeichen gebend — „komm, Sultan! unter deinem Schutze wird der Feigling sich nicht mehr an einem hilflosen Mädchen sich zu vergreifen wagen. Laß' ihn los, mein treues Thier; ein Anderer wird für ihn die Schmach, die er seiner Tochter angethan, zur Rechenschaft ziehen!"

Der Hund befolgte gehorsam den Wink, indem er langsam seine breiten Klauen von Julius Brust herabgleiten ließ und seiner Herrin wachsam folgte, die sich mit schnellen Schritten von dem Orte entfernte, welcher der Schauplatz einer so großen Gefahr für sie gewesen war.

Auch Julius hatte sich erhoben und sein finsteres, von Leidenschaft bewegtes Auge drückte Zorn und Rache aus.

„Du hast mich herausgefordert, stolzes Mädchen!" murmelte er vor sich hin — „aber Du weißt nicht, daß Du dadurch meine Leidenschaft nur noch mehr anfachtest! — Dein Vater? Bah! ihn fürchte ich nicht; ich lache seines ohnmächtigen Zornes! — Noch ehe acht Tage vergehen, werde ich Dich von seiner Seite reißen und Du wirst mein seyn, und dann — ja dann, wenn ich Dich gedemüthigt und Rache genommen, dann magst Du meinetwegen dem lächerlichen Thoren Eduard oder dem fremden hochmüthigen Maler Deine Hand reichen!"

Ein höhnisches Gelächter folgte diesen Worten, und, wie es schien, mit seinen Entschlüssen nicht mehr im Unklaren, entfernte sich der boshafte, Rache brütende Mann langsam von dem Orte, dessen Schauplatz die eben beschriebene Scene gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Pächter in Durham, der kürzlich Wittwer geworden war, wurde in der Nacht durch das Gebell seines Hundes erweckt, der sehr erschreckt zu seyn schien. Der Pächter nahm seine Flinte und machte sich auf, um nachzusehen. Auf einmal sah er ein Gespenst, in einem weißen Hemde, hinter der Hecke sich erheben. Todtenblaß und an allen Gliedern zitternd, rief der Pächter: „Bist Du von Gott, so spreche! Bist Du vom Teufel, so verschwinde!" — „Fehlgeschossen!" rief das Gespenst — „ich bin Dein verstorbenes Weib und komme direkt aus dem Grabe, Dich zu warnen, nicht die Mary A. zu heirathen, welcher Du den Hof machst. Die einzige Frau, die mir nachfolgen kann, ist Harriet B.; heirathe sie, oder ewige Qualen sollen Dich treffen!" Diese seltsame Anrede des Gespenstes, statt den Pächter zu erschrecken, ermuthigte ihn. Er sprang auf den geisterhaften Besuch los, ergriff das Hemd und entdeckte die schöne Harriet B. in eigener Person, die entsetzlich verwirrt darein sah. Der Pächter soll, entzückt von dem Mädchenstreich, sich mit derselben verlobt haben.

Die größten Bäume der Welt sollen sich, laut Berichten eines gewissen Wooster, der sie zuerst entdeckte, in Sonora (Mexico) befinden. Ihre Zahl beläuft sich auf 115. Man hat einen dieser Bäume umhauen und etwa vier Fuß über der Erde bearbeiten lassen. Dieser Baumstumpf hält im Durchmesser 27 Fuß 3 Zoll und soll so viel Flächenraum darbieten, daß zehn Paare, ohne sich zu geniren, darauf tanzen können. Die Zahl seiner Jahresringe von der Rinde bis zum Kerne zeigt 1242. Im Umfange mißt er 92 Fuß. Zu seiner Umspannung reichen 14 Mann kaum hin. Das Holz ist weich und ähnelt an Farbe der spanischen Ceder. Der größte unter diesen riesenhaften Bäumen hat eine Höhe von 336 Fuß und 91 Fuß im Umfang. Man nennt ihn „Mutter des Waldes".

Der berühmte Diamant, der „Südstern", hat in der Werkstatt des Hrn. Coster zu Amsterdam die Operation des Schnittes mit dem glücklichsten Erfolge bestanden. Er ist vom reinsten Wasser und wiegt 125 Karat; derselbe wäre also ungefähr 5,300,000 Fr. werth. Die Eigenthümer haben ihn zur Pariser Ausstellung geschickt, um

Digitized by Google

ihn daselbst brilliren zu lassen, und sie beabsichtigen, ihn dem Kaiser, der bekanntlich ein großer Liebhaber von schönen Diamanten ist, zum Kaufe anzubieten.

Laut Nachrichten aus Montabaur hat ein Blitzstrahl des Gewitters, welches am verflossenen Freitag über die dortige Gegend hinzog, in der Nachbarschaft der genannten Stadt auf dem Felde den Schäfer mit dem größten Theile der Heerde erschlagen.

In Brüssel hat man den Versuch gemacht, Theaterdecorationen auf Leinwand gemalt und andere leicht brennbare Stoffe durch Salpeterschwefel oder phosphorsaures Salz, welche der Farbe nicht schaden, unverbrennbar zu machen. Die Versuche, welche von einer Commission des Stadtrathes angestellt wurden, sollen zufriedenstellend ausgefallen seyn.

Ein Pariser Journal berichtet, daß ein Mechanikus Namens Föderer, Schweizer von Geburt, von Lyon, wo er seßhaft ist, nach Paris gereist ist, um eine von ihm erfundene Kriegsmaschine, die 700 Kugeln in der Minute schleudern und in kurzer Zeit eine Stadt oder ein ganzes Geschwader zu zerstören fähig seyn soll, durch Sachverständige prüfen zu lassen. Die Erfindung hat ihn mehrjährige Studien und Arbeiten gekostet.

Am 17. Juni d. J. wird in Lille ein Männergesang-Wettstreit stattfinden, zu welchen alle französischen, belgischen und verschiedene Männergesangvereine, unter andern der Kölner, bereits eingeladen sind. Dieses Gesangfest soll in großartigster Weise gefeiert werden.

Se. Maj. König Max hatte bekanntlich dem verlebten Schriftsteller Hrn. Dr. Lentner den ehrenvollen Auftrag ertheilt, Materialen zu einer Ethnographie der bayerischen Lande zu sammeln. Nach dem Tode des Genannten wurde die Fortführung dieser Arbeit von Sr. Maj. dem König dem königlichen Regierungsassessor Fentsch, und um dieselbe mindestens um ein Jahr früher vollendet zu sehen, ein Theil davon dem Prof. Dr. Riehl übertragen, welcher eben mit seinen Studien über die Rheinpfalz vollauf beschäftigt ist. Wie wir vernehmen, Regierungsassessor Fentsch nun seinerseits seine betreffenden Studien im Kreise Oberpfalz und Regensburg vollendet und die Resultate derselben vorgelegt, und ist eben im Begriff, seine ethnographischen Studien über Mittelfranken in Angriff zu nehmen.

Sylben-Räthsel.

1.

Das Feldgeschrei
Der ersten Zwei
Beleidigt unsre Ohren;
Todkündend doch
Erscheint es noch
Viel abergläub'gen Thoren.

Das letzte Paar
Stets Liebling war
In sich verliebter Närrchen, —
Auf jeden Fall
Der Damen all,
Doch auch manch eitler Herrchen.

Das Ganze schuf
Sich schlimmen Ruf
Im weitend deutschen Reiche;
Denn allerwärts
Trieb's tollen Scherz
Und machte lose Streiche.

2.

Wer meine letzten Beiden
Entbehrt — aus Frömmigkeit —
Der schafft sich selbst ein Leiden,
Das nennt die Erst' und Zweit'.

Es hat den Sitz im Magen
Und schwächet diesen sehr;
In unsern lichten Tagen
Plagt's zwar nicht Viele mehr.

Meist aus dem Reich der Pflanzen,
Aus See'n und Flüssen auch,
Nimmt man den Stoff zum Ganzen,
Denn so will's frommer Brauch.

Auflösung der Räthsel in № 58:

Räthselspiel:

S A R G
A M O R
R O M A
G R A S

Buchstabenräthsel:

Fenster — finster.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 60. Sonntag, 20. Mai 1855.

Das Waldblümchen.

(Fortsetzung.)

3.

Wir müssen den Leser ersuchen, uns für einige Augenblicke wieder nach dem Wirthshause „Zur schönen Aussicht" zu begleiten. Dort saßen abermals zwei Männer im Gespräch bei einem Glase Wein. In dem Einen erkennen wir einen alten Bekannten, den Gemeindeschreiber Eduard. Der Andere war bereits ein hoher Sechziger, von offenen, aber strengen, willenskräftigen Zügen, dessen stattliche Gestalt der Zahl seiner Jahre und seinem mit schneeweißen Haaren bedeckten Haupte muthig Trotz zu bieten schien. Zu seinen Füßen lag ein Jagdhund von edler Race und seine Rechte hielt eine schöne Doppelflinte umfaßt.

„Aber, mein liebster Eduard," sagte der Alte, indem er einen Zug aus seinem Glase that, „Sie sprechen mir so vieles Zeug durcheinander, daß ich Sie fast gar nicht verstehen kann."

„Verzeihung! Verzeihung!" sagte dieser, indem er in possirlicher Weise seinen Sessel hin und her schob — „aber in der That — ich gestehe, die Wichtigkeit des Augenblicks — der Drang meines Herzens —"

„Nun, ich errathe es schon, es ist wieder die alte Geschichte!"

„Ja freilich, wenn Sie es so zu nennen belieben, Herr Gruner! Aber gebieten Sie meinem Herzen Schweigen, wenn es, dem Strome seiner Gefühle folgend, von diesen überwallt!"

„Romanphrasen!" brummte der Alte vor sich hin — „Romanphrasen, die ich unter meinen Hirschen und wilden Säuen nicht gelernt habe!"

„Nichts als die Ergüsse eines treuen Herzens! Erlauben Sie, daß ich auf das Wohl von Fräulein Marie dieses Glas leere."

„Von Herzen gern; das Wohl meiner Tochter ist mir viel zu lieb, um nicht darauf Bescheid zu thun."

„In der That! Fräulein Marie besitzt alle Eigenschaften einer guten Hausfrau."

„Das Kind ist einfach und sittsam erzogen; die Natur hat mehr als die Kunst an ihr gethan," erwiederte nicht ohne einen Anstrich von Selbstbefriedigung der Förster.

„Ja, und sie würde sich gewiß als Bürgermeisterin sehr gut ausnehmen."

„Wie so? was wollen Sie damit sagen?"

Herrn Eduard brachte diese unerwartete Frage ganz aus dem Concept, so daß er seine Verlegenheit hinter einem langen Räuspern zu verbergen suchte.

„Sie fragen, was ich damit sagen will? — Ja, hm! — Nun, Sie kennen ja wohl das Sprichwort: **Tempora mutantur, et nos mutamur in illis** —"

„Zum Kuckuck! was weiß ich von Ihren fremden Brocken, ich verstehe nur Jägerlatein!"

Der Gemeindeschreiber zupfte bei diesem etwas derben Einwande verlegen an seinem Halskragen, bevor er fortfuhr:

„Um mich also im verständlichen Deutsch auszudrücken, würde das Ebengesagte, mit Ihrer Erlaubniß, etwa folgendermaßen zu übersetzen seyn: Die Zeiten ändern sich, und man kann nicht wissen, ob nicht ein gewisser Jemand, welcher in diesem Augenblick die Ehre hat, Ihnen gegenüber zu sitzen, durch den souveränen Willen seiner Mitbürger zu dem Posten eines Bürgermeisters berufen wird."

„Hm! — ist Alles möglich in dieser gesetzlosen Zeit. Aber wenn man Sie zum Bürgermeister macht, so folgt daraus noch nicht, daß es meine Marie auch werden muß; oder meinen Sie, Herr Eduard, daß bis dahin Ihre Volksbeglücker auch

Digitized by Google

die Emancipation der Frauen durchgesetzt haben? Ho, ho! in der That, eine schöne Zukunft, der wir entgegen gehen!"

„O, Sie verstehen mich nicht! ich meine nur, angenommen, ein gewisser Jemand würde Bürgermeister und Fräulein Marie fände sich nicht abgeneigt, diesem mit einer zarten Neigung entgegen zu kommen, würden Sie dann wohl geneigt seyn, die Hand dieses gewissen Jemand mit der Ihrer Fräulein Tochter für immer zusammen zu fügen?"

So einfach nun auch der Charakter des alten Waidmanns war, so vermochte er doch nicht bei der sonderbaren Rhetorik, welche der Gemeindeschreiber entwickelte, ein lautes, etwas derbes Gelächter zurück zu halten.

„Ha, ha, ha! Sie sind doch in der That ein drolliger Kauz! — Für immer zusammen fügen? und mit einem gewissen Jemand? — Das ist ein ebenso ernsthaftes wie mysteriöses Ding, mein lieber Herr Eduard. Junge Mädchen haben ihre Launen und man muß ihnen zu einem solchen Schritte Zeit lassen."

„Diese Launen sind mitunter sehr sonderbar," sagte der Gemeindeschreiber, durch das Gelächter des Försters etwas gereizt, „und wenn die Wachsamkeit eines Vaters darüber einschläft —"

„Was soll das heißen?" fragte der Alte sehr ernst.

„Nun, das Wohl von Fräulein Marie liegt mir am Herzen und ich habe heute eine Entdekkung gemacht, welche hiermit in einem sehr engen Zusammenhange stehen dürfte."

„So? — Bedenken Sie wohl, was Sie aussagen!"

„Ich werde schweigen, wenn ich Gefahr laufen sollte, durch meine Worte Ihr Mißfallen zu erregen."

„Zum Teufel, keine Winkelzüge! Ich bin ein alter gerader Mann, der die krummen Wege nicht liebt. Also heraus mit der Sprache! Was haben Sie für eine Entdeckung gemacht?"

Der Gemeindeschreiber räusperte sich von Neuem, that einen langen Zug aus seinem Glase und sagte dann mit einer Miene, in welcher sich die Erwartung über den Erfolg seiner Worte abspiegelte:

„Nun, meine Eröffnungen beziehen sich auf einen Herrn, welcher hier schon seit längerer Zeit damit beschäftigt ist, seine Malermappe zu füllen, und dem das Glück zu Theil wurde, auch Fräulein Marie mitunter einige seiner Zeichnungen vorlegen zu dürfen."

„Wie, Ihre Mittheilung betrifft Herrn Müller?"

„Herr Müller? — Ja, ja, da eben sitzt der Haken!"

„Wie so?"

Unser Freund faßte wieder nach seinem Halskragen und erwiederte, den Kopf in den Nacken werfend:

„Man hat im Interesse der Sicherheit sich veranlaßt gefunden, Nachforschungen über besagtes Individuum anzustellen und ist dabei zu einer sehr wichtigen Entdeckung gelangt."

„Am Ende auch so ein verkappter Demokrat?" murmelte der Förster.

„Keineswegs! Ein ganz anderes Faktum hat sich dabei ergeben."

„Wie?"

„Ja!"

„Nun?"

„Ein Faktum, welches auf nichts Geringeres hinausläuft, als daß besagter Herr Müller keineswegs Müller, sondern Baron von Wildenhaupt heißt."

Der gute Eduard glaubte durch diese Mittheilung den Förster in große Verlegenheit zu setzen und freute sich schon im Voraus des Triumphes, welchen er dadurch über denselben zu feiern Gelegenheit haben würde; aber er ward bitter enttäuscht. Die Züge des alten Mannes hatten sich krampfhaft zusammen gezogen, sein Auge heftete sich zornglühend auf den armen Gemeindeschreiber. Seine breite Hand legte sich fest wie ein eiserner Ring um die seines Gesellschafters und mit einer Stimme, deren Eiseskälte diesem eine Gänsehaut über den Rücken jagte, fragte er in dumpfem Tone:

„Baron von Wildenhaupt heißt der Fremde? Nicht so? — Antworten Sie! — Sagten Sie nicht Baron von Wildenhaupt?"

„Es thut mir leid," erwiederte der eitle junge Mann, den leisen, jedoch vergeblichen Versuch machend, seine Hand der des Försters zu entziehen — „es thut mir leid, daß dieser Name über meine Lippen gekommen ist, denn, wie es scheint, habe ich Ihnen dadurch einen schlechten Dienst erwiesen."

„Im Gegentheil — ich bin Ihnen unendlich dankbar dafür und Marie wird es noch mehr seyn!"

Diese Aeußerung fachte den entschwundenen Muth und das verlorene Selbstvertrauen unsers Freundes von Frischem an und er baute einen neuen Plan auf halb vernichtete Hoffnungen.

„Sie sprechen von Fräulein Mariens Dankbarkeit," sagte er; „hat mich denn etwas Anderes

Digitized by Google

als die Besorgniß um deren Wohl veranlaßt, Ihnen diese vertrauliche Mittheilung zu machen?"

„Aber wie kamen Sie hinter das Geheimniß?"

„Wie ich dahinter kam?" sagte Eduard, die Augen verlegen zu Boden schlagend. „Nun, man hat so seine Mittelchen, die ein guter Polizeibeamter nicht außer Acht lassen darf. Ein wenig spioniren — das wird nach unserem Katechismus als keine Sünde angesehen. Unsereiner hat große Pflichten gegen den Staat und gegen die Gesellschaft zu erfüllen; beide wollen geschützt seyn."

„Weiter, weiter!" sagte der Förster mit sichtbarer Ungeduld.

„Nun sehen Sie, um das Wohl von Fräulein Marie besorgt, hatte ich schon längst beschlossen, diesen sogenannten Herrn Müller auf's Korn zu nehmen."

„Daran haben Sie Recht gethan," sagte der Alte, indem sein Auge von Neuem zornig aufblitzte. „Der Verräther! — Ha! wenn meine Ahnung wahr wäre!"

„Wie gesagt also, einzig um das Wohl von Fräulein Marie zu wahren, die sonderbarer Weise eine auffallende Vorliebe für diesen Pseudo-Müller zu hegen scheint, begab ich mich heute in der Dämmerstunde, als ich besagtes polizeiverdächtiges Individuum abwesend wußte, nach seiner einsam gelegenen Wohnung und nachdem ich der alten Susanne, der Besitzerin des kleinen Häuschens, durch eine geschickte Manipulation, die ihre Hand mit meiner Börse in Verbindung brachte, Stillschweigen auferlegt hatte, betrat ich das Zimmer des angeblichen Malers."

„Und was fanden Sie da?"

„O, derartige Leute hüten sich wohl, ihre Geheimnisse zu Jedermanns Einsicht offen liegen zu lassen. Ich fand daher auch, wie ich dies vermuthet hatte, Alles fest verschlossen."

Bei diesen Worten stützte der Förster enttäuscht das greise Haupt in die Hand.

„Aber" — setzte der Gemeindeschreiber mit Selbstbefriedigung hinzu — „das eben ist die Kunst eines polizeilichen Genies, da Etwas zu finden, wo Nichts ist. Indem ich meine Blicke spähend umherwarf, gewahrte ich unter einem Haufen Schriften ein Miniaturbild."

„Ein Bild?" fragte der Förster gespannt, indem er aus seiner Träumerei auffuhr.

„Ja, ein Bild und noch dazu ein weibliches. Ein sehr verdächtiges Objekt, wie Sie zugeben werden, für einen Mann, dem das Wohl von Fräulein Marie am Herzen liegt."

„Aber wie kamen Sie zu dem Namen?"

„O, man muß Combinationsgabe und einen gewissen Instinkt bei derartigen Dingen besitzen! Ich wendete das Bild um und fand, daß auf der Rückseite in etwas verbleichter Schrift der Name Hermann von Wildenhaupt stand."

„Hermann von Wildenhaupt!" rief der alte Gruner, indem er in der höchsten Aufregung aufsprang und, seine beiden Hände auf den Tisch gestützt, den bestürzten Gemeindeschreiber starr anblickte — „Hermann von Wildenhaupt, sagen Sie? Und wo ist das Bild? Sprechen Sie, wo ist das Bild, wenn Ihnen meine Ruhe einigermaßen werth ist!"

„Ich habe es zu mir gesteckt als Corpus delicti für kommende Fälle."

Der alte Mann streckte seinem Gesellschafter die Hand zitternd entgegen und sagte mit dumpfer Stimme:

„So bitte ich Sie bei der Barmherzigkeit Gottes, zeigen Sie mir das Portrait!"

„Aber was ist Ihnen?" fragte der bestürzte Eduard.

„Das Portrait! das Portrait!" drängte der Greis.

„Nun, hier ist es!" sagte der Erstere, langsam in den Busen greifend und ein kleines, auf Elfenbein gemaltes, mit Gold eingefaßtes Bild hervorziehend, das er kopfschüttelnd dem Förster überreichte.

Dieser warf einen Blick auf dasselbe und sank dann betäubt in seinen Sessel zurück.

„Ja, sie ist es!" murmelte er, das Bild an sein Herz drückend — „es sind die Züge meiner theuern Schwester! — Und dies — ja dies ist die Handschrift des treulosen Verräthers, der sie zu einem Schritte verleitete, welcher unsäglichen Kummer über eine Familie brachte! — Ha, Schlange! hast du noch nicht genug in meinem Busen gewühlt! lässest du jetzt auch noch deine Brut gegen mich los, um durch sie das letzte und einzige Glück eines alten Mannes in gleicher Weise zu zerstören! — Aber hüte dich, junge Natter, hüte dich! Der Feind deines Geschlechts ist dir näher, als du glaubst!"

„Er redet irre!" sagte der Gemeindeschreiber für sich, schüchtern nach allen Seiten sich umsehend — „ich will ihm zureden, daß er sich nach Hause begibt."

Diese Ermahnung wäre indessen unnöthig gewesen. Bereits hatte sich der Greis erhoben und stand stolz und aufrecht auf sein Gewehr gestützt. Aber ein furchtbarer Ernst, aus welchem der eiserne Wille eines zur Reife gelangten Entschlusses sprach,

Digitized by Google

drückte sich auf seinem Gesichte aus. Das Portrait zu sich steckend, schritt er schweigend an dem überraschten Eduard vorüber und das Dunkel der Nacht durchschneidend, eilte er mit einer Schnelle, die nicht ohne Absicht seyn konnte, seiner im Forste gelegenen Wohnung zu.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Vesuv, seit 1850 so ruhig, hat wieder einen Ausbruch. Am 1. Mai öffnete sich ein neuer Krater, bald ein weiterer, und diese Oeffnungen speien die Lava mit erstaunlicher Kraft aus. Die Bewohner von Portici, Herculanum, Resina ꝛc. waren alle von Schrecken ergriffen und erwarteten ängstlich, welche Richtung die Lava nehme. Glücklicherweise wandte sich die Lava dem weiten Thal von Vitralla zu. Eine Menge Fremder wandert auf den Vesuv.

Vom nächsten Jahre 1856 an bis 1860 wird der Wiederkunft des großen Kometen vom Jahre 1556 (wahrscheinlich identisch mit jenem vom Jahre 1264) entgegengesehen. In Betreff der genauen Vorausbestimmung dieser Himmelserscheinung haben sich die Astronomen noch nicht geeinigt; doch ist die Wiederkunft des großen Kometen von circa 300 zu 300 Jahren durch die Beobachtungen von weiland Hofmathematicus P. Fabricius, wie der Astronomen Hind und Bomme so ziemlich sicher. Der Komet wird eine überaus glänzende Erscheinung bieten.

In allen Kantonen, wo vorzüglich Landwirthschaft und Viehzucht getrieben wird, haben sich Vereine gebildet, welche Alles aufbieten, die trefflichsten Stücke Hornvieh schweizerischer Race nach Paris auf die Ausstellung zu schicken. Der landwirthschaftliche Verein von Schwyz kaufte u. A. eine Kuh zu 780 Fr., welche täglich 18 Maß gute Milch gibt, und eine andere tragende für 760 Fr., prächtige Exemplare.

Durch Knaben, welche beim Schafweiden ein Feuer angezündet hatten, ist in einer Gemeinde des Kantons Bern ein Waldbrand entstanden, der 8 Jucharten junger Bäume verzehrte.

Dem berühmten amerikanischen Schriftsteller Washington Irving begegnete jüngst, als er an den Ufern des Hudson-Flusses spazieren ritt, das Unglück, daß sein Pferd mit ihm durchging und er von demselben zuletzt abgeworfen ward. Er lag mehrere Stunden besinnungslos darnieder und war bei Abgang des betreffenden Briefes noch nicht außer Gefahr.

Geographisches Räthsel.

Am fernen Donaustrande
Liegt sterbend ein Soldat;
Er fühlt, daß seinem Lager
Der Todesengel naht.

Ach, in der Heimath weinen
Zwei Aeugelein sich roth;
Dort will er Abschied nehmen,
Eh' ihn ereilt der Tod.

Er schreibt die Festung nieder,
Die ihn gefangen hält —
Da schwingt sich seine Seele
Empor zur bessern Welt.

Und Liebchen hofft und harret
Und seufzet fort und fort:
„Ach, schriebe doch mein Treuer
Mir nur ein einzig Wort!“

Und sieh', nach langem Harren
Erscheint aus fernem Ost
Im langersehnten Briefe
Das Wort als Trauerpost.

Es nennt des Theuern Namen
Und nennt die ferne Stadt;
Es bringt vom Freund die Kunde,
Daß er geendet hat.

Doch reicht's der Tiefbetrübten
Auch wieder Balsam dar:
Er schrieb im Todeskampfe,
Daß er ihr eigen war.

Auflösung der Sylben-Räthsel in № 59:

1. Eulenspiegel.
2. Fastenspeise.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 61. Dienstag, 22. Mai 1835.

Das Waldblümchen.

(Fortsetzung.)

4.

Während wir den Förster das Wirthshaus „Zur schönen Aussicht" in der größten Aufregung haben verlassen sehen, herrschte im Forsthause selbst eine tiefe Stille und Nichts deutete darauf hin, daß sich daselbst irgend Jemand befinde, der in seinem Frieden gestört sey. Aber dennoch gab es dort ein Wesen, dessen Herz von Unruhe nicht ganz frei war, obgleich sich darin offenbar nur eine frohe Erwartung aussprach, welche vermöge irgend eines seiner Enthüllung nahen Ereignisses veranlaßt wurde. Der Mond warf seine hellen Strahlen durch das dichte Laubwerk der alten Eichen und beleuchtete gleichzeitig das liebliche Gesicht Mariens, die, ein Buch vor sich aufgeschlagen, in einem freundlichen Stübchen des Erdgeschosses am geöffneten Fenster saß, ihre Lektüre indessen nur wenig beachtete und sich in sichtbarer Aufregung von Zeit zu Zeit mit ihrem Blick hinaus in das magische Dunkel des Forstes verlor.

Plötzlich tönte durch die Stille der Nacht der Schlag einer Wachtel, welchem unmittelbar darauf der heisere Schrei einer Eule antwortete. Das junge Mädchen zuckte bei diesen Tönen erröthend zusammen und legte gleichzeitig die Hand auf's Herz. Aber kaum hatte sie diese Bewegung ausgeführt, als sie auch schon den Druck einer andern Hand fühlte und eine ihr wohlbekannte Stimme mit unverstellter Innigkeit leise ihren Namen aussprach, während sich zwei Augen zu ihr emporrichteten, deren zärtlichem Ausdruck sie schüchtern auszuweichen bemüht war.

„Marie, meine geliebte Marie!" sagte der junge Mann, der niemand anders als der unter dem Namen Müller uns bekannte Fremde war — „wie unendlich danke ich Ihnen, daß Sie mir diese Zusammenkunft bewilligt haben!"

„Es mag seyn, daß ich Unrecht that," sagte diese, „ohne das Wissen meines Vaters so zu handeln; allein wenn die Gründe, welche Ihre Bitte begleiteten, sich wirklich als so triftig bewähren, wie Sie angegeben haben, so hoffe ich, es wird für mich hierin wenigstens theilweise eine Entschuldigung liegen."

„Meine Absichten sind rein, hierüber wird bei Ihnen kein Zweifel herrschen."

„Ich glaube es," erwiederte Marie, den jungen Mann mit Vertrauen anblickend, „und es würde mich sehr unglücklich machen, daran zweifeln zu müssen."

„Ihre Worte sind eine neue Aufforderung für mich, jeden Schein zu entfernen, welcher dieses Vertrauen schwächen könnte. Lassen Sie uns nicht verbergen, was in unseren Herzen vorgeht, meine Marie! Schlagen Sie das Auge nicht zu Boden — nein, heben Sie es empor, wenn Sie Das für mich empfinden, was ich hoffe."

In der That folgte das junge Mädchen mit holder Schamhaftigkeit dieser Aufforderung, indem sie gleichzeitig, wiewohl halb zur Seite gewendet, ihrem Gesellschafter die Hand reichte, die dieser tiefbewegt an seine Lippen drückte. Dann wurde sein Blick plötzlich ernst und eine gewisse Melancholie bemächtigte sich seiner Züge.

„Es ist ein eigenthümliches Verhängniß, das uns zusammengeführt hat, meine Marie," begann er, „und es wird Pflicht für mich, daß ich den Schleier von Verhältnissen lüfte, die uns für die Zukunft voraussichtlich noch harte Kämpfe bereiten werden. Haben Sie den Muth, für die Erreichung eines Zieles, an welches sich das künftige Glück unseres Lebens knüpfen soll, mit Beharrlichkeit in den Kampf zu treten?"

„Sie werden mich hierzu jederzeit entschlossen finden."

„Selbst wenn die Nothwendigkeit Sie zwingen sollte, dem Willen Ihres eigenen Vaters entgegenzutreten?"

„O Gott! meinem eigenen Vater?"

„Hören Sie, Marie, mein Name ist nicht Müller, ich heiße —"

Hier ließ sich der bereits früher vor dem Fenster vernommene Schlag der Wachtel von Neuem sehr laut hören.

„Ihr Vater!" sagte der Jüngling erschrocken. „Es ist Wilm, welcher das verabredete Zeichen gibt."

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als auch schon der ungestüme Druck einer Hand das Zimmer öffnete.

In stolzer Haltung, doch leichenblaß und mit zornglühenden Augen trat der Förster ein.

Marie stieß einen Schrei aus und flog ihrem Vater entgegen. Dieser ergriff ihre Hand und führte sie ohne ein Wort zu sagen zu ihrem Sessel zurück.

Der Maler stand stumm, in zwar nicht trotziger, aber in ruhig fester Haltung in der Mitte des Gemaches und schien entschlossen, den Sturm zu erwarten, dessen Ausbruch die finster zusammengezogenen Brauen des Alten verkündeten.

Dieser ließ sich auf einen Stuhl nieder und sein starres Auge heftete sich durchbohrend auf den Fremden.

Eine peinliche, durch keinen Laut unterbrochene Stille herrschte einen Augenblick. Endlich sagte mit Eiseskälte Mariens Vater:

„Herr von Wildenhaupt!"

Der Jüngling zuckte überrascht zusammen und Marie erbebte.

„Herr von Wildenhaupt, Sie spielen die Rolle eines Nichtswürdigen!"

Eine hohe Röthe übergoß des Fremden Gesicht und sein Auge begegnete funkelnd dem des Försters. Doch schon in der nächsten Sekunde nahm sein Blick wieder den Ausdruck der Sanftmuth an und mit weicher, obgleich tiefbewegter Stimme antwortete er:

„Meine Ehre ist ebenso unbefleckt, wie meine Absichten rein sind; ich weise eine solche Beschuldigung mit der Ruhe, die ein gutes Gewissen verleiht, zurück."

„Junge Schlange, glauben Sie einen alten Mann zu täuschen?"

„Mein Vater!" rief Marie, einige Schritte vortretend und ihre Hände bittend erhebend.

„Still! Laß mich mit ihm Abrechnung halten, unverständiges, verblendetes Kind!"

„Endigen Sie diesen Auftritt, der uns Beiden keine Ehre macht!" versetzte Wildenhaupt. „Machen Sie mich mit der Anklage, die Sie gegen mich erheben, bekannt und ich werde Ihnen als ehrlicher Mann darauf antworten."

„Herr von Wildenhaupt, wissen Sie, in wessen Hause Sie sich befinden?"

„In dem Hause eines Mannes, den ich so gern Vater nennen möchte."

„Ha, ha!" lachte der Förster wild — „und darum schlichen Sie sich unter fremdem Namen hier ein? — Nein, junger Mann, der Todfeind Ihres Vaters kann nie zu Ihnen in ein solches Verhältniß treten."

Der Fremde erblaßte und Marie stieß einen Schrei der Verzweiflung aus.

„Ich bin" — sagte der Baron — „allerdings der Sohn jenes Hermann von Wildenhaupt, den Sie so hassen."

Bei diesem Namen flammte des Försters Auge von Neuem und seine Hand weit von sich streckend rief er:

„Fort! aus meinen Augen, junger Wolf! — Gleich ihm hast Du Dich hier eingeschlichen, um wie er das unschuldige Lamm zu rauben!"

„Genug!" sagte der Baron plötzlich sehr ernst — „ich habe getragen, was ein Mann einem andern gegenüber zu tragen vermag, aber auch die von der Verblendung angefachte Leidenschaft muß ihr Ziel finden. Sie haben einen edlen Vater einem Sohne gegenüber mit Schmähungen überhäuft, dessen Andenken demselben theuer und heilig ist. Ich kam hierher, um Ihr hartes, unbeugsames Herz mit ihm zu versöhnen."

„Nimmermehr!" sagte finster der Alte.

„So soll mich dies doch nicht abhalten, seine Rechtfertigung zu führen!" fuhr, schmerzlich bewegt, der Jüngling fort.

„Geben Sie diesen Versuch auf!" rief bitter Mariens Vater. „Was könnten Sie noch sagen, das nicht schon bekannt wäre? — Eine traurige Geschichte, die freilich leider nicht neu in der Welt ist! — Ihr Vater war Offizier und ward schwerverwundet in das Haus meiner Eltern gebracht; zum Dank der Pflege, die er genoß, stahl er denselben die Tochter."

„Er und Ihre Schwester — meine theuere, verklärte Mutter — liebten sich. Vergebens bat er um ihre Hand; unbefragt hatte man dieselbe einem reichen Pächter zugesagt."

„Kinder müssen gehorchen!"

Digitized by Google

„Aber der Gehorsam hört auf, wo die Liebe gebietet!" entgegnete der junge Mann. — „Sie flohen. Vergebens suchten später die zärtlichsten Briefe die erzürnten Eltern von dem Glücke des verbundenen Paares zu überzeugen. Sie waren es — o, daß ich diese Anklage erheben muß! — Sie waren es, welcher jedesmal einer Versöhnung hartnäckig in den Weg trat, weil Sie einen tiefen Haß gegen meinen Vater im Herzen trugen, der sich für eine von Ihnen empfangene Beleidigung in einem Augenblicke der Aufwallung auf eine Weise gerächt hatte, die stets von ihm auf das Schmerzlichste beklagt worden ist."

„O mein Vater!" rief Marie schluchzend — „welches dunkle Gemälde der Vergangenheit öffnet sich vor meinen Blicken!"

„Still!" sagte dieser finster — „still! Soll ich hier als Angeklagter stehen, wo ich als strafender Richter erschienen bin? — Und dennoch, wer wagt es, meine Liebe gegen die Schwester in Zweifel zu ziehen!" fügte er weich hinzu. „Es war ja eben diese Liebe, die ihre Rückkehr ins elterliche Haus als Bedingung der Versöhnung stellte! Habe ich nicht in der Einsamkeit zu Gott gebetet, daß er ihr verblendetes Herz lenken und sie in die Arme ihres Bruders, zu den Füßen der trauernden Eltern zurückführen möge?"

„Aber, war dieses Gebet wohl auch ein reines?" versetzte der Baron. „Wollten Sie nicht die Gattin von dem Herzen des Gatten reißen, um sich an einem Manne zu rächen, der das Ihnen zugefügte Unrecht so oft und so aufrichtig bereut hatte?"

„Genug der Worte!" rief der Förster mit einer Kälte, die einen unwiderruflichen Entschluß bekundete. „Verlassen Sie dieses Haus, in welchem bisher der Friede und das Glück wohnten; vermeiden Sie es, die Schwelle desselben je wieder zu betreten, denn zwischen uns kann niemals eine Verständigung stattfinden!"

„Und Sie, Marie?" sagte der Baron zu dem Mädchen gewendet — „stimmen auch Sie in diesen Urtheilsspruch ein?"

Eine convulsivische Bewegung durchzuckte den Körper des lieblichen Kindes. Leichenblässe überzog ihr schönes Gesicht.

Plötzlich richtete sie sich muthig und entschlossen auf. Sie eilte auf den Baron zu. Dieser umfing sie mit seinen Armen. Ihr Haupt sank langsam auf seine Schulter.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Idee einer telegraphischen Verbindung beider Hemisphären soll nun verwirklicht werden, indem die Transatlantic-Submarine-Telegraph-Company mit der New-York-, New-Foundland- and London-Telegraph-Company einen Vertrag abgeschlossen hat, nach welchem erstere Gesellschaft einen unterseeischen Draht von Irland nach St. Jean auf Terra Nova zu legen hat, der längstens bis 1858 fertig würde. Die andere Gesellschaft besorgt die Drahtlegung von Terra Nova bis zum Cap Breton oder zur Prinz-Eduards-Insel, von wo aus bereits die Verbindung mit New-York besteht. Der Theil der amerikanischen Compagnie soll im Laufe dieses Jahres beendet seyn, das von dieser zu verwendende Drahttau hat auf jede Meile Weges ein Gewicht von 25,200 Pfund.

Mr. Thomas Wilson hat einen Plan vorgelegt, „die Donau mit dem schwarzen Meere durch einen Kanal zu verbinden." Dieser Kanal würde zwischen Czernavoda und Rassova beginnen, die Linie der alten Trajansmauer verfolgen und bei der Bai von Kostendje seinen Endpunkt haben. Die ganze Entfernung beträgt nicht 7 deutsche Meilen, und doch würden über 35 Meilen dadurch für die Schifffahrt erspart werden, wozu noch der Vortheil kommt, daß dieser Transport dem russischen Küstengebiet entzogen wird.

Der schwedische Viceadmiral Kreuzer hat ein Instrument erfunden, mit welchem man äußerst genau die Stärke des Windes messen kann. Nach dem Willen des Königs wird dasselbe auf die Pariser Ausstellung gesandt.

In dem Amtsblatt des Halbkantons Unterwalden ob dem Wald liest man eine strafrichterliche Bekanntmachung, wonach ein Mann und dessen Frau wegen schlechter Verpflegung und Erziehung der Kinder, der Mann noch wegen Liederlichkeit, Spiel und Trunksucht, zu öffentlicher Ausstellung auf dem Lasterstein mit einer Ruthe und der Aufschrift „Pflichtvergessene Eltern" verurtheilt worden sind.

Digitized by Google

In Lissabon fand kürzlich im Palaste der Necessidades ein Concert statt, in welchem der König selbst eine Arie aus den „Lombarden" und mit Madame Castellon ein Duett aus dem „Nabuco" sang.

Die Riesenstatue der Jungfrau von Orleans, welche der Bildhauer Foyatier gemeißelt hat, ist endlich aufgestellt. Mr. Dupanloup, Bischof von Orleans, hielt die Festrede, welche ein wahres Meisterstück seyn soll. Mr. Dupanloup erklärte, daß Johanna eine vom Geiste Gottes erfüllte Heilige gewesen sey, welche der Kirche angehöre.

In der Nacht vom 8. auf den 9. Mai hörte man bei Bern ein donnerähnliches Getöse, dem eine blitzähnliche Erleuchtung voranging. Morgens früh waren alle Höhen mit frischem Schnee bedeckt.

Letzte Woche wurden in Herzogenbuchsee, im Kanton Bern, drei Brüder begraben, von denen der jüngste 81, der zweitjüngere 83 und der älteste 90 Jahre alt war. Sie liegen auf dem Kirchhofe nebeneinander.

Der Badeort Nauheim ist soeben mit einem zweiten Soolsprudel beschenkt worden. Es klingt unglaublich, aber es ist wahr: der neue Sprudel springt in einer blitzenden, glitzernden Wassergarbe 50 Fuß hoch und hat eine Temperatur von 40° R.

In Buchau (Würtemberg) ereignete sich in neuester Zeit ein für die Naturforschung interessanter Fall. Ein fremder Storch flog plötzlich und pfeilschnell dem Storchennest auf dem fürstlich Taxis'schen Schloß zu, warf die vorhandenen Eier und Jungen herunter und begann mit den nun kinderlosen Storcheneltern einen Kampf auf Leben und Tod. Alle drei streckten todesmuthig ihre Schnäbel ineinander, um sich wechselseitig zu besiegen, und klapperten derart, daß man allmälig unten im Schloßhof aufmerksam wurde. Hr. Hofwirth Mennet von da schoß nach dem Eindringling, der eine friedliche Ehe störte, während er im Kreis herumflog, und bald erfuhr man, daß der verwundete Kindermörder im Ried zwischen Buchau und Oggelshausen arretirt wurde. Derselbe wird nun bis auf Weiteres zu Oggelshausen in einem Garten mit Fröschen, Kröten ꝛc. gefüttert. Ein Flügel ist gelähmt. Es scheint ein storchischer Abenteurer zu seyn, der ohne Familie leben muß. Der Muth und die Tapferkeit des Elternpaares läßt sich nicht genug bewundern, und sie flicken ihre zerrissene, schiefgedrückte luftige und helle Wohnung wieder aus, um auf's Neue für Nachkommenschaft zu sorgen. Also auch Kampf und Krieg in den Lüften!

Wenn in Frankreich eine Revolution zum Ausbruch kam, regierte in Rom jedesmal ein Pius. Als Ludwig XVI. entthront ward, regierte Pius V. Als das Directorium gestürzt ward, Pius VI. Napoleon erlag unter der Regierung Pius VII. Karl X. entfloh aus Paris unter Pius VIII. und Ludwig Philipp unter Pius IX.

Auflösung des geographischen Räthsels in № 60:

Kommt, reis't mit mir nach Osten hin,
Wo Donau, Theiß und Save zieh'n
Und brüderlich sich einen;
Doch zeig' ich euch die feste Stadt,
Wo der Soldat geendet hat.
Wie wird sein Liebchen weinen!

Drei Worte schrieb zur Heimath er,
Die waren kurz, doch inhaltschwer,
Und Peter hieß das eine.
Das andere ist war; zwar klein,
Schließt (mit dem ersten) Trauer ein
Für's treue Herz daheime.

Doch mit dem letzten Wort vereint,
Wirkt's tröstend, wie der Dichter meint,
Und heilend, wie die Sonne.
Denn dein, so heißt das letzte Glied,
Das dritte Wort vom Schwanenlied: —
War dein! o welche Wonne!

Wenn man die Drei vereinet hat,
So wird daraus die feste Stadt,
Peterwardein, gegründet,
Wo sich die Donau wild, mit Macht,
Durch Ungarns Sümpfe, Ungarns Pracht,
Gleich einer Schlange, windet.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 62. Freitag, 25. Mai 1855.

Das Waldblümchen.

(Fortsetzung.)

Der alte Förster sprang auf und wollte seine Tochter von dem Jüngling trennen. Aber eine zwar sanfte, jedoch entschiedene Handbewegung derselben verhinderte ihn daran.

„Vater," sagte Marie mit einer Stimme, die ein tiefes Leid ausdrückte, „Ihre Tochter ist Ihnen nie mit einer Unwahrheit entgegengetreten, am wenigsten möchte sie dies aber in diesem Momente thun. So hören Sie. Ich war stets ein folgsames Kind, dieses Zeugniß können Sie mir nicht versagen. Ich habe Sie stets geliebt und geehrt, und auch diese Anerkennung muß mir Ihr Herz zu Theil werden lassen. Der alte Wilm —"

„Ha, der Kuppler!"

„Wilm verdient einen solchen Namen nicht, mein Vater. Er machte mein junges Herz zuerst mit Gott bekannt und erzog mich im Gehorsam zu Ihnen. Wohlan, hierin will ich beharren, auf daß mir's wohl gehe auf Erden, wie das durch den Mund Moses von Gott gegebene Gebot sich ausdrückt. Aber hiermit, mein Vater, habe ich auch alle Pflichten einer folgsamen Tochter erfüllt, einer Tochter — ach, daß ich diese Anklage erheben muß! — deren Glück Ihnen weniger gilt, als die Befriedigung eines von der Leidenschaft genährten Hasses!"

„Still, Mädchen! Wer gibt Dir das Recht, mit Deinem Vater auf diese Weise zu sprechen?"

„Die Stimme der Wahrheit, welche so ungern von den Menschen gehört wird. Doch gestatten Sie mir noch ein weiteres Wort. Heute zum ersten Male tritt es mit klarem Bewußtseyn vor meine Seele, daß Gott dem Menschen einzelne Rechte verliehen hat, die sein ausschließliches, sein heiligstes Eigenthum sind. Lassen Sie mich frei empfinden und fühlen, dem Gehorsam gegen Sie wird dadurch kein Abbruch geschehen. Mein Herz hat gewählt — es gehört dem Manne, in dessen Armen Sie mich jetzt sehen, und wenn Ihr Haß ihn hinwegstoßt von der Schwelle dieses Hauses, so soll meine Liebe ihn in unveränderlicher Treue begleiten!"

Ein lautes Schluchzen unterbrach hier die Worte des lieblichen Mädchens und erschöpft sank sie auf einen Stuhl.

Wildenhaupt wandte sich nochmals zu dem alten Förster:

„Seyen Sie mild und versöhnend, wo es sich um das Wohl Ihrer einzigen Tochter handelt; begründen Sie das Glück zweier Menschen, deren Herzen Sie ja doch nicht mehr zu trennen vermögen!"

Aber finster winkte der Greis mit der Hand.

„Hinaus aus meinem Hause, dessen Frieden Sie gestört haben!" sagte er. „Wie! sollte der Wille eines Vaters von der thörichten Laune eines Kindes abhängen, das auch schon von dem Gifte getrunken zu haben scheint, welches gegenwärtig die Herzen und Köpfe unserer Jugend durchdringt und sie in maßloser Ueberhebung jedes Gesetz, jede fromme Sitte verachten läßt? Noch einmal: hinweg aus meinem Hause, damit eine ungehorsame Tochter wieder Zeit gewinnt, zu ihrer Pflicht zurückzukehren!"

Der Alte hatte von Neuem eine so drohende Stellung eingenommen, daß Wildenhaupt die Unmöglichkeit einsah, eine Verständigung herbeizuführen. Er hoffte, daß die Zeit ihm später günstiger seyn würde, und beschloß daher, einen Auftritt zu beenden, der bereits für ihn so viel Demüthigendes gehabt hatte.

Indem er Marien noch einen Blick der Aufmunterung zuwarf, verließ er die Wohnung des

Digitized by Google

Försters, welcher im starren Hinbrüten von seinem Weggange kaum Notiz zu nehmen schien.

* * *

Es war einige Tage nach dem geschilderten Auftritt, als an einem finstern und stürmischen Abend ein Mann an die Thüre einer zerfallenen Lehmhütte pochte, welche versteckt in einer abgelegenen Schlucht jener wilden Berggegend lag, die den Schauplatz unserer Erzählung bildet.

„Hm, wer klopft draußen?" fragte eine rauhe Stimme aus dem Innern. „Glaubt Ihr, daß ich Lust habe, mich von dem Ersten Besten aus meiner Ruhe stören zu lassen?"

„Ich bin es, Peter," sagte der Mann draußen in vertraulichem Tone; „mache auf, denn der Wind bläst mir um die Ohren und es ist wirklich kein Vergnügen, in einer solchen Nacht mitten auf dem Felde dem Wetter zu trotzen!"

„Oho! seyd Ihr es, Herr Julius?" entgegnete etwas freundlicher der Hüttenbewohner, indem er sich erhob und den Riegel von dem Eingange der Baracke zurückschob. „Habt Ihr den schwarzen Peter wieder einmal nothwendig, daß Ihr denselben noch in so später Stunde heimsucht?"

„Still! keinen Namen genannt!" sagte leise der Eintretende — „selbst die Nacht hat Ohren und man kann nie wissen, ob nicht irgendwo ein Verräther lauscht."

„Ein Verräther? Ha, ha! Wißt Ihr denn nicht, daß die Leute nach Sonnenuntergang gern einen Umweg von einer halben Stunde machen, wenn sie dadurch meine Wohnung vermeiden können?" ...

„Ich weiß es, Peter, Du hast mehr Feinde als Freunde!" antwortete Julius, die athletische und verwilderte Gestalt des Hüttenbewohners nicht ohne eine heimliche Scheu betrachtend — „aber was kümmert mich das, ich kenne Dich als einen tüchtigen Kerl, der zu gebrauchen ist und sein Wort hält."

„Meint Ihr?" sagte Jener, sich mit dem Ausdrucke der Zufriedenheit den dichten schwarzen Bart streichend, der den größten Theil seines Gesichts bedeckte. „Aber auch Euch, Herr Julius, muß ich es zum Lobe nachsagen, daß Ihr einen guten Dienst auch gut zu bezahlen versteht."

„Für meine Freunde habe ich immer eine offene Hand."

„Ha, ha! Erinnert Ihr Euch noch an die vorjährige Geschichte mit der blauäugigen Betty? Es war eine schmucke Dirne, hol' mich der Teufel! und noch so unschuldig wie ein Lamm. Nun, was half ihr dies? Ihr hattet nun einmal ein Auge auf sie gerichtet, und dem schwarzen Peter sind ein paar blinkende Goldstücke mehr werth als solcher Plunder!"

„Höre," sagte Julius, sich in Ermangelung eines Stuhles auf einen Baumstamm neben dem Bewohner der Hütte niederlassend und ihm vertraulich in das wildfunkelnde Auge blickend — „Deine Hand ist zwar breit, Peter, aber dennoch will ich Dir dieselbe mit Gold füllen, wenn Du den Muth hast, einen Auftrag auszuführen."

„Muth, Herr?" fragte der Kerl, indem sein Auge wie das eines Tigers funkelte und seine Fäuste sich krampfhaft zusammenballten. „Nennt mir Einen, der Lust hat, sich mit dem schwarzen Peter zu messen!"

„Höre, Peter, hast Du mit dem Förster dort im Walde nicht noch eine alte Geschichte abzumachen?"

„Gott verdamm' mich! glaubt Ihr, es sey ihm geschenkt? Zweimal hat er mich setzen lassen, und warum? Weil ich so gut wie er einen Rehbock zu treffen wußte."

„Eine passende Gelegenheit, Peter, um Dir volle Genugthuung zu verschaffen. Das Gesetz ruht." ...

„Hm!" murmelte der Hüttenbewohner, indem er beistimmend mit dem Kopfe nickte.

„Nun, sind wir einig?"

„Ich denke, Herr! Wie viel Goldstücke wollt Ihr anwenden?"

„Zwanzig; bist Du zufrieden?"

„Und was verlangt Ihr dafür?"

„Des Försters Tochter. Führst Du mir dieselbe zu, so erhältst Du noch zehn Goldstücke weiter."

„Also durch Gewalt?"

„Narr! in Güte hoffst Du doch nicht zum Zwecke zu gelangen?"

„Laßt mich machen. Ein Anker Branntwein thut viel und ich soll wohl ein halbes Dutzend Burschen finden, die mit dem Förster auch noch ihre Rechnung abzuschließen haben. — Wann muß das Mädchen in Eurer Gewalt seyn?"

„Ich gebe Dir drei Tage Zeit."

„Verlaßt Euch darauf. Ich werde pünktlich seyn."

„Hier hast Du die Hälfte des Geldes auf Abschlag. Der Förster ist für Dich, das Mädchen für mich, vergiß dies nicht."

„Seyd unbesorgt. In solchen Sachen habe ich ein verdammt strenges Gewissen."

Digitized by Google

„Gute Nacht, Peter!"

„Gute Nacht, Herr!"

Nach diesen Worten schlüpfte Julius aus der Hütte und verlor sich bald auf der öden Fläche, über welcher in diesem Augenblicke eine undurchdringliche Finsterniß lagerte.

Der schwarze Peter aber — einer der berüchtigsten Wilddiebe jener Gegend, schob den Riegel wieder vor seine Thür, und sich der Länge nach vor dem Feuer hinstreckend, welches er im Innern der Baracke angezündet hatte, schien er über den Plan nachzudenken, welchen er bei dem gegen den Förster und dessen Tochter gerichteten Anschlage zu Grunde legen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Viele nach Emotionen begierigen Leute — sagt ein Correspondent der „Augsb. Allg. Ztg." — begeben sich nach der Krim, um dem fürchterlichen Schauspiele vor Sebastopol beizuwohnen. Vor einigen Wochen sah ich ein Paar solcher Touristen wieder zurückkommen. Es war ein junges Ehepaar aus Manchester, welches nichts Besseres zu thun wußte, als die Flitterwochen vor Sebastopol im Lager der Engländer zu verleben. Ich hatte sie im Januar abfahren sehen, es war in der That ein schönes Paar, strotzend von Gesundheit und Glück; aber bei der Rückkehr, wie ganz anders sahen sie aus! Der junge Mann hatte das Wechselfieber, seine Wangen waren bleich und eingefallen, und die Frau hatte ein beständiges Zittern am ganzen Körper. Zu diesem Nervenzittern hatte folgender Vorfall Anlaß gegeben: Ihr Vetter, ein junger, hübscher Artillerieoffizier, hatte das Ehepaar an eine Stelle geführt, wo man Sebastopol übersehen konnte. Im Augenblick, als er die merkwürdigsten Gebäude der Stadt zeigte, ward er von einer Kanonenkugel neben der Frau todt zu Boden gerissen. Die beiden von ihrer frevelhaften Neugier gründlich geheilten Eheleute hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als mit dem ersten Dampfschiff wieder nach Marseille zurückzukehren!

Aus einer in dem Münchener „Aerztlichen Intelligenzblatt" über die Bewegung der Bevölkerung Münchens vom kgl. Rathe Dr. Oettinger mitgetheilten Uebersicht ergibt sich, daß nach der am 1. Oct. 1854 erfolgten Vereinigung der Hauptstadt mit den Vorstädten Au, Haidhausen und Giesing die Gesammt-Bevölkerung sich auf 127,385 Seelen belief. Geboren wurden im vergangenen Etatsjahre 3311 Kinder, darunter 1738 eheliche und 1573 uneheliche; gestorben sind 5318 Personen. Nach Verhältniß der Geborenen zu den Gestorbenen starben 2007 Personen mehr, als geboren wurden, während in gewöhnlichen Jahren die Zahl der Geborenen jene der Gestorbenen um ungefähr 900 übersteigt. An der Cholera starben im August und September 2153 Personen, 956 Männer und 1197 Weiber. Im August erhob sich dadurch die Gesammtzahl der Todesfälle auf 1694, womit der Durchschnitt der letztvergangenen sechs Jahre von 212 Todten für diesen Monat um 1482 Todte oder 741 Prozent überstiegen wurde; im September bei einem sechsjährigen Durchschnitts-Betrage von Sterbefällen, um 923 Todte oder 468 Prozent.

Ein Engländer hat berechnet, daß, wenn die Bierfässer, die jährlich in London geleert werden, aufeinander gestellt würden, man tausend Säulen bilden könnte, jede eine englische Meile hoch. — Würden die jährlich dort geschlachteten Ochsen zu zehn und zehn nebeneinander in einer Linie aufgestellt, so würden sie eine Strecke von 72 Meilen einnehmen; und die Schafe nicht weniger als 121 Meilen. Das jährlich in London verzehrte Wild und Geflügel, zusammen getrieben, würde 41 Acker einnehmen, und die mit denselben genossenen Viertelbrode, 420 Millionen an der Zahl, aufeinander gethürmt zu einer Pyramide, mit einer Basis von 200 Quadratfuß, würden dreimal die Höhe von St. Paulus erreichen, bekanntlich vom Straßenpflaster 372 Fuß hoch. Was wären dagegen Cheops Pyramiden? An Orangen werden jährlich 60 Millionen verspeist und nicht weniger als 500 Millionen Austern.

Der bekannte Londoner Juwelier Hancock schickte zur Pariser Ausstellung mehrere ausgezeichnete Gegenstände, darunter ein Stirnband, in dessen Mitte der berühmte blaue Diamant „Hope", auf beiden Seiten prachtvolle Rubinen, sich befinden. Dieses Meisterwerk ist auf 600,000 fl. geschätzt. Den Diamant, den einzigen seiner Art, hatte König Georg der Vierte, als er noch Prinzregent war, um 30,000 Pfund gekauft.

Digitized by Google

Eine merkwürdige Sitte ward lange Zeit hindurch von den Gemeinden Kirchgöns und Vohlgöns in der Wetterau aufrecht erhalten: Wenn eine Frau ihren Mann geschlagen hatte, brachen die Nachbarn dem Manne, der diese Mißhandlung von seiner Frau ruhig hingenommen hatte, die First vom Dache ab und die Mannschaft des ganzen Dorfes fand sich in solennem Zuge mit einem Esel ein, auf welchen die Frau gesetzt und im Orte herumgeführt wurde, „damit die Männer nach Gottes Gebot Herren bleiben und die Oberhand behalten sollen." Der Mann, der sich's hatte gefallen lassen, ward so gut gestraft wie die Frau, welche den Frevel verübt, und nur durch Spendung einer Ohm Bier an die Gemeinde konnte sich das straffällige Ehepaar von der Strafe loskaufen.

Der junge **Schelling** in Weinsberg beschäftigt sich ausschließlich mit der baldigen Veröffentlichung der hinterlassenen Werke seines Vaters. Er hat einen Amtsverweser, um sich ganz der Herausgabe gedachter Werke widmen zu können. Aus den hinterlassenen Manuscripten ergibt sich, daß Schelling mit dem größten Fleiße und den strengsten Anforderungen an sich selbst die Philosophie nach allen ihren Hauptdisciplinen durchgearbeitet hat.

In dem Territorium Utah bei Corn-Creek und Pougbkeepsie (Nordamerika) ist ein Schwefel-See von einer Meile Breite entdeckt worden, bei dessen Untersuchung man auf dem Boden das Skelett eines vorsündfluthlichen Mastodons fand.

Neben der Daguerreotypie und Photographie tritt jetzt ein neues Verfahren auf, die „Gravure héliographique" auf Stahl, nach einer Erfindung von Niepce de St. Victor. Der Kupferstecher Riffaut hat durch dieses Verfahren Außerordentliches geleistet.

Als Beleg, wie die Weinpreise in den Weinländern selbst seit Ausbruch der Rebenkrankheit gestiegen sind, führt die „Patrie" u. A. an, daß im Var-Departement der Wein, welcher vor der Krankheit im Detailverkauf der Litre 10 Centimes kostete, jetzt daselbst mit 50 Cs. bezahlt werden muß.

Gemeinnütziges.

Spargelfreunde macht Hr. Schwabe in Eisenbach gelegentlich darauf aufmerksam, daß Spargel-Anlagen von ein- und zweijährigen Pflanzen weit erträglicher und dauerhafter sind, als solche, die mit dreijährigen oder gar noch älteren Pflanzen besetzt werden. Auch sey die fast allgebräuchliche, so höchst kostspielige Herrichtung der Beete keineswegs zur Erzielung einer guten und reichlichen Ernte erforderlich, denn mit weit geringeren Kosten lassen sich auf jedem guten, tiefen und nicht zu festen Boden in warmer und trockener Lage Spargelfelder herstellen, deren Ertrag in Quantität, Qualität und Dauer durch das alte System nicht erreicht werden kann.

---

* An den Sommer.

Es tobt der Wind und bricht die jungen Blüthen,
Die froh erkeimten, grausam von den Bäumen,
Die süß sich wiegten schon in Wonneträumen
Und fröstelnd sich nun sehnen nach dem Süden.

Will denn die liebe Sonne schon ermüden?
Und will die linde Luft noch länger säumen?
Wie lange soll in künstlich warmen Räumen
Dein Freund am Ofen sitzen, dem erglühten?

O holder Sommer, komme bald und heile
Die Wunden alle, die seither geschlagen
Der kalte Aeolus; mit sanften Tagen

Komm, du Beglückender, zu uns und weile
Recht lang und freundlich bei uns; dir zu fröhnen,
Laff' ich noch manch Sonettchen dann ertönen.

---

† Viersylbige Charade.

Das erste Paar bekleidet Ehrenstellen
Und scheint berufen nur zum Regiment;
Die Dritte schwimmt und rudert durch die Wellen,
In blendendem Gefieder, stolz, behend;
Die Vierte wird bewohnt vom Bauernstande
Und schafft das Brod, um schweres Geld bezahlt.
Das Ganze finden wir im Bayernlande —
Es ist ein Schloß, von hohem Glanz umstrahlt.

Redaktion, Druck und Verlag von **August Kranzbühler** in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 63. Sonntag, 27. Mai **1855.**

Das Waldblümchen.

(Fortsetzung.)

5.

Zwei Tage waren abermals verflossen. Im Walde schien der Mond und die Sterne schimmerten hell; aber in der Wohnung des alten Gruner sah es trüb und düster aus. Der Greis saß in einem Lehnstuhl und blickte finster vor sich hin. Marie war mit einer Handarbeit beschäftigt; doch verrieth die Bläße ihres Gesichts, der trübe, melancholische Blick, die zusammengesunkene Gestalt deutlich den Seelenschmerz, der sie niederbeugte. In einer Ecke des Zimmers saß der Invalide und war mit der Ausbesserung eines Netzes beschäftigt; allein auch er blieb stumm und sein fast bis auf die Brust herabgesenktes schneeweißes Haupt hob sich nur bisweilen, um sich mit einer Theilnahme und einer Besorgniß dem jungen Mädchen zuzuwenden, welche unverhohlen zeigten, wie sehr das Herz des alten Mannes an Derjenigen hing, die in der Einsamkeit des Waldes an seiner Seite groß geworden war.

Endlich brach der Förster das Schweigen und sagte mit einer Stimme, die weicher und leiser wie gewöhnlich klang:

„Marie!"

„Was wünschest Du, mein Vater?" fragte die Tochter in sanftem, melancholischem Tone, der fast erschütternd klang.

„Marie, es ist nicht Alles so zwischen uns, wie es seyn sollte."

Ein Blick, in welchem die Seele eines Engels selbst im bittersten Schmerze noch ihre Demuth bewahrt, traf den Vater. Die Tochter stand auf, sie näherte sich geräuschlos dem Greise, kniete vor ihm nieder, ergriff seine Hand und drückte dieselbe mit Innigkeit an ihre Lippen, indem zwei heiße Thränen über ihre Wangen rollten.

„Vergebung," sagte sie, „wenn durch meine Schuld dieses theure Leben auch nur für einen Augenblick getrübt ward."

Ein tiefer Seufzer aus der Ecke, wo der Invalide saß, folgte unmittelbar diesen Worten.

„Vergiß ihn!" sagte der Vater, indem er sanft seine Hand auf das Haupt seines Kindes legte — „vergiß ihn, und unser Glück wird wieder hergestellt seyn."

„Ich kann nicht!" versetzte das Mädchen, nach ihrem Herzen greifend und leichenblaß auf ihren Platz zurückkehrend.

In diesem Augenblick donnerten gegen das Thor mehrere heftige Schläge.

„Was ist das?" rief der Förster aufspringend und das Fenster öffnend.

„Es muß etwas Außerordentliches seyn," sagte der alte Soldat aufhorchend; „hört! die Schläge verdoppeln sich."

„Wer klopft noch zu so später Stunde?" fragte Gruner in die Nacht hinaus.

„Um Gotteswillen öffnet! jede Minute ist kostbar!" tönte es von draußen her.

Der Förster fuhr erbleichend zurück.

„Es ist seine Stimme!" sagte er finster — „der Wahnsinnige! will er, daß ich eine Gewaltthat begehe?"

„Oeffnet!" rief die Stimme noch hastiger — „öffnet, denn die Gefahr folgt mir auf dem Fuße!"

Ein durchdringender Schrei ward gehört und einer Ohnmacht nahe sagte Marie mit halb gebrochenen Augen, bittend die Hände faltend:

„Barmherzigkeit, Vater! Barmherzigkeit mit Ihrer Tochter!"

„So schiebe den Riegel zurück!" befahl der Forstmann dem Invaliden — „doch wehe ihm,

Digitized by Google

wenn es nur eine List ist, sich hier wieder einzuschleichen!"

Der alte Soldat ging und einige Minuten darauf stand Baron Wildenhaupt in der Mitte des Zimmers.

Marie stieß einen Schrei des Entzückens aus und streckte ihre Arme dem Geliebten entgegen. Dieser drückte ihre Hände an sich und führte sie zu ihrem Sitze zurück. Dann wendete er sich zu dem Vater, der stumm und finster dastand, und sagte hastig:

„Fort, fort von hier! Ihr Leben steht in Gefahr!"

Der Alte sah ihn mit großen Augen an, während Marie weinend an seine Brust sank und ihre Arme um seinen Nacken schlang.

„Mein Leben in Gefahr?" versetzte der Greis, ungläubig mit dem Kopfe schüttelnd. „Die List ist zu plump, als daß sie bei mir Glauben finden könnte. Wer wollte sich wohl an einem alten Manne vergreifen, der hier bereits seit vierzig Jahren in Frieden gelebt hat?"

„Und doch ist es so, so wahr mir Gott helfe!"

„Mein Vater! o mein Vater!" jammerte das Mädchen.

„Still, Marie! Wenn seine Worte Wahrheit sind, so ist es Zeit, daß wir wie Männer handeln. Sprechen Sie, junger Mann, welche Gefahr droht uns?"

„Ein verruchter Plan scheint gegen Sie geschmiedet. Der Zufall ließ mich einen Theil davon erfahren. Von einem Manne, dem ich von Zeit zu Zeit kleine Wohlthaten erzeigt, wurden mir Andeutungen gemacht, die mich ein höllisches Bubenstück ahnen lassen. Kennen Sie Julius?"

„Gewiß; er ist der reichste Mann in der ganzen Gegend."

„Aber dem Anschein nach auch der größte Schurke?"

„Wenigstens ein Wollüstling der verdorbensten Art, der vor Nichts zurückbebt, wenn es der Befriedigung seiner wilden Leidenschaften gilt.... Was ist Dir, Marie?"

„Nichts, mein Vater; aber glauben Sie mir, dieser Mensch hat das Herz eines Teufels!" sagte das Mädchen, sich vor Frost schüttelnd.

„Und er sollte uns bedrohen?" fragte nachdenkend der Förster.

„Ich fürchte es," entgegnete Wildenhaupt, „obgleich er gewiß nicht selbst auf dem Schauplatze erscheinen wird. Sie kennen ja doch den schwarzen Peter?"

Der alte Waldmann horchte auf und sagte:

„Ich werde doch wohl den berüchtigsten Wilddieb in der ganzen Gegend kennen. Dem Kerl gilt ein Menschenleben nicht mehr, wie das eines Rehbocks."

„Wohlan, so werden Sie sich über die Gefahr nicht mehr täuschen. Urtheilen Sie nun selbst, ob ich dieselbe übertrieben habe. Er und seine Bande werden heute Abend erscheinen — es gilt den Raub des kostbarsten Kleinods, welches Sie besitzen, und um denselben zu bewerkstelligen, werden die Schurken selbst vor einem Morde nicht zurückbeben!"

„Sie sollen mich vorbereitet finden! — Entfernen Sie sich jetzt, junger Mann, es dürfte hier etwas heiß zugehen."

„An Ihrer Seite ist mein Platz."

„Wie, Sie wollen bleiben?"

„Ich erbitte mir dies als eine besondere Gunst."

Der Alte heftete eine Sekunde seinen Blick auf den Jüngling. Zum ersten Male brachen sich die finstern Strahlen seines Auges und mit einem Ausdruck der Zufriedenheit schaute er auf die schöne jugendliche Gestalt.

„Wohlan," sprach er, „in der Gefahr lernen sich die Menschen kennen! — Wollen Sie unser Loos theilen, so nehme ich Ihre Hilfe an. Als muthige Männer lassen Sie uns dem Kommenden ins Auge blicken. Unser sind Drei — bis Hilfe erscheint, können wir uns hier schon gegen eine vierfache Ueberzahl halten."

„Ich hatte noch so viel Zeit," sagte Wildenhaupt, „dem Gemeindeschreiber Eduard einige flüchtige, mit Bleistift geschriebene Zeilen zu schicken — ich hoffe, er wird sie erhalten haben und nicht säumen, mit der Bürgerwehr zu unserer Hilfe herbeizueilen."

„Das ist eine schwache Hoffnung," entgegnete der Förster. „Ja, gälte es, sich bei einem Hochzeitschmause einzufinden, dann wollte ich an der Bereitwilligkeit dieses Herrn Eduard nicht zweifeln; aber wo es darauf ankommt, einer Gefahr muthig ins Auge zu blicken, da hat es so seine eigenen Bedenken, die sich oft bis zur Unüberwindlichkeit steigern."

„So wollen wir uns auf unsere eigenen Kräfte verlassen!" sagte der junge Mann entschlossen. „Doch die Gefahr ist nahe und es wird die höchste Zeit, unsere Maßregeln zu treffen."

„Sie haben Recht. — Wilm, hast Du die Hausthür verrammelt und die doppelten Riegel vorgeschoben?"

Der alte Soldat nickte mit dem Kopfe und indem seine verwitterten Züge ein eigenthüm-

Digitized by Google

liches Lächeln überflog, murmelte er halblaut vor sich hin:

„Laßt sie nur kommen, sie sollen an dem alten Wilm ihren Mann finden! — So ein Blockhaus läßt sich lange halten, wenn es mit Muth und Umsicht vertheidigt wird."

„Marie," sagte der Förster, „ziehe Dich ins Hinterhaus in den obern Stock zurück; dort bist Du vor jedem Unfall geschützt, der Dich treffen könnte."

„Mein Vater," bat das Mädchen, sich liebevoll an den Greis schmiegend, „lassen Sie mich Ihr Schicksal an Ihrer Seite theilen!"

„Geh, mein Kind, Du würdest uns hier mehr hinderlich als nützlich seyn. Geh! Gott segne und beschütze Dich!"

„O, ich will auf meinen Knieen im heißen Gebet für uns seine Hilfe anflehen!" sagte Marie, das Zimmer weinend verlassend.

„Hier sind Waffen!" fuhr der Förster fort, nach der Wand zeigend, wo eine Reihe stattlicher Büchsen hing. „Es wird gut seyn, wenn wir die Lichter auslöschen und so den Angriff erwarten."

„Still!" rief Wilm halblaut — „ich höre ein Gemurmel von Stimmen!"

„Er hat Recht," flüsterte Wildenhaupt, indem er aufmerksam in das Dunkel hinaus schaute; „dort hinter den Bäumen bewegt sich in der That der Schatten von drei bis vier Menschen."

„Die Lichter aus und an unsere Posten!" gebot der Waidmann mit gedämpfter aber doch sicherer Stimme.

Der Anordnung folgte sofort die Ausführung. Einen Augenblick darauf standen die drei Männer in athemloser Stille, die Büchsen in der Hand, kampffertig hinter den Fensterbrüstungen.

Ein Augenblick der gespanntesten Erwartung ging vorüber. Plötzlich ertönte ein wildes Geheul und ein Dutzend dunkle Gestalten stürzte sich gegen die Einfassung des Gebäudes.

„Sie versuchen das Thor zu sprengen!" sagte Wildenhaupt leise.

„Die Schurken!" murmelte Wilm — „ich erkenne mehrere derselben. Die Bande besteht aus dem schlechtesten und verrufensten Gesindel der ganzen Gegend."

„Still! ich höre die Stimme des schwarzen Peter!" versetzte der alte Förster.

Wirklich wurde es draußen laut. Einzelne wilde Flüche, welche aus Kehlen drangen, die offenbar von dem Genuß des Branntweins halb heiser waren, vermischten sich zu einem Geheul, das mehr den Tönen wilder Thiere, wie denen von Menschen glich.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Pilgerfahrt nach Mekka wird dieses Jahr aus der Provinz Algerien durch ein starkes Contingent der Eingebornen vertreten, welche aber dem für den Muselmann fremden Gebot moderner Civilisation sich unterwerfen müssen, sich zur Reise mit französischen Pässen zu versehen. Nach dem „Akhbar" wurden für diesen Zweck 1200 Pässe zu Algier, 300 zu Oran und ebensoviel zu Constantine ausgetheilt.

In der Sitzung der numismatischen Gesellschaft zu London wurde am 25. April eine sehr seltene Münze des alten Ninive und zwar aus der Zeit, als es römische Besitzung war, gezeigt. Ninive hieß damals bekanntlich Niniva Claudiopolis; die Münze hatte auf dem Avers das Brustbild Kaiser Trajans, auf dem Revers einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln und der Umschrift: Col. Aug. Fel. Niniv. Claud.

In Paris wurde kürzlich eine großartige Versteigerung seltener alter Bücher durch folgende Exemplare beschlossen: Justiniani imperatoris Institutiones, auf Velin in groß Folio, Mainz 1472, durch P. Schöffer gedruckt, für 3450 Fr. Am Schlusse dieses Werkes befand sich ein Gedicht, in welchem J. Gutenberg als Miterfinder der Buchdruckerkunst bezeichnet wird. Liber sextus decretalium D. Bonifacii papæ VIII, Mainz 1470, bei P. Schöffer, für 1105 Fr.; M. T. Ciceronis officiorum libri III, auf Velin in klein Folio, Mainz 1465, bei J. Fust, für 3450 Fr.

Folgende statistische Notizen über die Einwohner des russischen Reiches (über 67 Millionen) sind der russischen Medizinalzeitung entnommen: Geboren wurden 1854 2,782,636 (circa 100,000 Knaben mehr als Mädchen). Es starben 1,950,132. Hievon gehören 1,739,105 der griechisch-russischen Confession an. Von dieser Zahl erreichten nur 26,200 das 50ste, 2181 das 90ste und 130 das 100ste Lebensjahr, 7 erreichten ein Alter zwischen 125 bis 130 Jahren und in der Eparchie von

Digitized by Google

Pskow wird von Einem berichtet, der ein Alter von 145 Jahren erreichte. — Ehen wurden geschlossen: 552,973. Diese Anzahl ist schon seit einigen Jahren im Abnehmen.

Seit einigen Wochen unterhält sich die Stadt Smyrna von einem Ereigniß, das in einem französischen tragikomischen Romane würdig als eine Haupt-Episode figuriren könnte. Ein deutscher Musikus, der in der genannten Stadt seit Jahren und mühselig genug mit seiner Kunst nach Brod geht, wurde von seiner Ehehälfte mit Zwillingen überrascht. Traurig betrachtete der arme Mann diesen unmäßigen Zuwachs seiner Familie, die bereits aus mehreren kleinen Musicis männlichen und weiblichen Geschlechts bestand. Die Angst nun, zwei Wesen mehr ernähren zu müssen, überfällt ihn mit ungeheurer Gewalt und er kommt zu dem Entschluß, die Neugeborenen dem französischen Kloster zu bescheeren. Die Mutter beschwört ihn, es nicht zu thun, auf Gottes Hilfe zu bauen und ihr die armen Würmlein zu lassen. Aber er beweist ihr, um wie viel besser es die Kinder in dem reichen Kloster haben werden, beharrt auf seinem Entschluß und macht sich mit seinen jungen Sprößlingen noch in derselben Nacht auf. Er bindet das Packet mit den Kleinen an die Thür des Klosters und hebt den Klopfer, um ein Zeichen zu geben und sich dann so schnell als möglich zu entfernen. Kaum aber hat er den Klopfer leise mit der Hand berührt, als auch schon die Thür sich öffnet und der Pförtner herausstürzt. „Ha, Schelm!“ ruft dieser, „bist Du wieder da? Du scheinst das Kinderaussetzen handwerksmäßig zu betreiben!“ — Er faßt den armen, verblüfften Musikus beim Kragen, hält ihn fest und ruft etwas ins Haus. Sofort wird ein Kind herausgebracht, das er dem Musikus in die Arme legt. „Da, nimm auch das wieder, das Du vor einer halben Stunde gebracht hast!“ Mit diesen Worten schließt sich die Thür und da steht der Musikus mit drei Säuglingen in den Armen. Er glaubt schwer zu träumen und wie träumend kommt er mit den drei kleinen Kindern in seine Wohnung zurück. Die Mutter vergißt über dem Glücke, ihre Kinder wieder zu haben, das neue Mißgeschick und nimmt selbst den ungebetenen Gast mit Freuden auf. Sie legt den kleinen Fremdling zu sich ins Bett und beginnt, nach Weiberart, seine Wäsche zu untersuchen, die ihr beim ersten Blick als besonders fein aufgefallen ist. Sie wickelt nun den kleinen Jungen auf und findet zu ihrer nicht geringen und höchst freudigen Ueberraschung in seinen Windeln eine Fünfzigpfund-Note, ferner eine an den ersten Bankier Smyrna's gerichtete Anweisung auf eine sehr anständige monatliche Pension, die hinreicht, die ganze Musikanten-Familie zu ernähren, und einen Brief, in welchem gebeten wird, den Jungen gut und so lange zu pflegen, bis er eines Tages reklamirt wird.

Die „Sentinelle de Namur“ erzählt, daß im Jahre 1455 ein Edler, de Legrain, bei der Belagerung von Bouvignes, in die Gewalt des Herzogs von Brabant fiel, der ihm das Leben schenkte gegen Abtretung aller seiner Besitzungen, was de Legrain auch that, aber unter der Bedingung, daß nach 400 Jahren die Güter wieder an seine Familie zurückfallen mußten. In diesem Jahre ist die Frist verstrichen. In der Umgegend von Namur leben noch viele Nachkommen der Familie de Legrain, welche, wie es heißt, ihre Ansprüche auf die Güter ihres Ahnen jetzt geltend machen wollen, indem sogar beim Abschlusse des Vertrages mit dem Herzoge von Brabant eine Geldsumme hinterlegt worden, um nach Ablauf der Frist die überlebenden Erben in Besitz ihres Eigenthums zu bringen.

Buchstaben-Räthsel.

1.

Auf die Vegetation
Bin von Einfluß ich.
Nimmst du mir den ersten Ton,
Kennst als Stadt du mich.
Sie liegt in Amerika;
Schöne Kirchen gibt es da.

2.

Du kennest mich als einer Göttin Attribut;
Trenn' nur den Kopf mir ab, bin ich das höchste Gut.

3.

Die Damen tragen mich, doch nicht bei Tisch.
Nimm mir den Fuß, dann kennt man mich als — Fisch.

Auflösung der Charade in № 62:
Hohenschwangau.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 64. Dienstag, 29. Mai 1835.

Das Waldblümchen.

(Fortsetzung.)

Es folgte plötzlich ein zweiter, noch heftigerer Angriff gegen den Eingang des Försterhauses.

„Der alte Fuchs hat sich in seinem Bau verrammelt," sagte der Kerl, den wir bereits mehrere Male unter dem Namen „der schwarze Peter" kennen gelernt haben; „aber Gott verdamm' mich, das soll uns nicht hindern, ihm das Fell über die Ohren zu zieh'n!"

„Wilm, schicke ihnen eine Kugel über die Köpfe!" befahl der Förster dem Invaliden mit leiser Stimme.

Ein Blitz zuckte auf, dem rasch der Knall einer Büchse folgte.

Mit Geheul stob die Bande auseinander, als sie sich aber unverletzt sah, kehrte sie mit neuem Wuthgeschrei zurück.

„Still! laßt mich dem alten Spitzbuben die Antwort geben!" sagte ihr Führer. „Ich habe so noch eine alte Rechnung mit ihm abzumachen, und es ist jetzt die beste Gelegenheit, darüber zu quittiren."

Bei diesen Worten funkelte der blanke Lauf einer Büchse im Schimmer des Mondes durch die Luft und im nächsten Augenblick zerschmetterte eine Kugel das Kreuz des Fensters, hinter welchem der alte Soldat stand.

Dieser stieß ein kaltes Gelächter aus, während er sein Gewehr von Neuem lud.

„In zehn Schlachten hat mich Gott der Herr beschützt," murmelte er, „und ich sollte jetzt durch die Hand eines solchen Kerls fallen! — Aber was ist das? — Bei Gott, die Schurken haben den Thorweg in Brand gesteckt!"

In der That loderte unter einem Triumphgeschrei, wie es nur Kannibalen auszustoßen vermögen, die Einfassung des Hauses in hellen Flammen auf, während zu gleicher Zeit die Belagerer einen neuen heftigen Angriff machten.

„Jetzt gilt es, unser Leben zu vertheidigen!" flüsterte Gruner dem ihm zunächst stehenden Baron zu. „Sehen Sie, das Thor sinkt zusammen und wir sind jetzt nur noch auf die Vertheidigung des Hauses beschränkt; geben Sie Wilm einen Wink; es bleibt uns nichts Anderes übrig, als zu den äußersten Mitteln zu greifen."

Ein leiser Zuruf Wildenhaupt's genügte, um die Aufmerksamkeit des alten Soldaten gleichfalls auf den Förster zu lenken.

„Gut gezielt!" versetzte dieser leise, indem er sein Gewehr anschlug — „hier gilt es Leben um Leben, Blut um Blut; denn fallen wir in die Hände unserer Feinde, so ist uns ein qualvoller Tod gewiß."

Aber auch unten im Hofe war die Bewegung im Hause bemerkt worden: drei bis vier Flintenläufe richteten sich gegen die Fenster. Eine wahre Todtenstille herrschte einen Augenblick, dann folgte eine gegenseitige Salve, welche unmittelbar nachher ein dumpfes Geheul und eine wilde Verwirrung unter den Angreifern hervorrief.

„Er wälzt sich in seinem Blute, der schwarze Peter, und noch zwei Andere mit ihm!" sagte Gruner. „Ich kenne diese Schufte, sie sind jetzt entmuthigt und wir dürfen keine Zeit verlieren, sondern müssen durch einen entschlossenen Ausfall den errungenen Vortheil zu verfolgen suchen."

„Sie ziehen sich zurück," sagte der alte Wilm, „ich sehe, wie sie ihre Verwundeten mit sich fortschleppen."

„Desto besser, so wird unser Erfolg um so sicherer seyn!"

Mit diesen Worten schob der inzwischen im Erdgeschoß mit seinen Gefährten angelangte Förster die schweren Riegel der Thüre zurück und stürzte,

Digitized by Google

von seinen beiden Kampfgenossen gefolgt, unter lautem Rufe auf die Bande draußen zu. Die Hitze des Kampfes und die Gefahr des Augenblicks schien den beiden alten Männern ihre Jugendkraft zurückgegeben zu haben. Mit einem Ungestüm, der dem ihres jüngeren Gefährten nichts nachgab, verfolgten sie das Gesindel, das jetzt zu fliehen begann und sich, seines Führers beraubt, bald im Dunkel des Waldes nach allen Seiten hin zerstreute, denn der Muth eines bösen Gewissens reicht nur so weit, als der Erfolg einer schlechten Handlung günstig ist.

Unter einer alten Eiche, die ihre breitästigen Zweige weit ausstreckte, fanden sich die drei Gefährten wieder zusammen. Aus ihren von der Anstrengung noch aufgeregten Zügen sprach eine tiefe Bewegung. Sie drückten sich herzlich und innig die Hände und in dieser einfachen und geräuschlosen Handlung sprach sich die Anerkennung ihres gegenseitigen Werthes kräftiger und deutlicher aus, als solches durch eine Reihe der ausgesuchtesten Worte hätte geschehen können.

„Die Gefahr ist vorüber," sprach der Förster, „doch thut noch immer Wachsamkeit Noth; zurück also, meine treuen Freunde, in das Haus, wo ein Gegenstand, der uns Allen theuer ist, in banger Sorge unserer Rückkehr harrt."

Alle Drei traten aus dem Dunkel des Waldes und schritten dem Forsthause zu.

Plötzlich zuckte der alte Soldat zusammen und rief seinen beiden Gefährten mit gedämpfter Stimme „Halt!" zu.

„Was gibt es, Wilm?" fragte der Förster gespannt.

„Seht," erwiederte der Gefragte, indem er seinen Arm ausstreckte, „die Schufte haben uns überlistet und uns den Rückweg nach der Veste abgeschnitten!"

Die beiden Andern blickten auf und eine bange, erwartungsvolle Minute verging.

„Wilm hat Recht!" rief der Vater Mariens mit einer Stimme, die zum ersten Male bebte, weil ihm die Gefahr, in welcher seine hilflose Tochter schwebte, in ihrer ganzen Größe entgegentrat — „seht, dort im Schimmer des Mondes blinken die Läufe von drei bis vier Gewehren!"

„Was ist zu thun?" fragte Wildenhaupt — „eine Täuschung waltet hier nicht ob, auch ich erkenne einen Haufen Bewaffneter."

„Still!" rief der Förster ängstlich — „ich höre die Stimme meines Kindes!"

Sie horchten auf, und in der That, Mariens Stimme wurde vernehmbar.

Des Mädchens Worte wirkten elektrisch auf die drei Männer; in gespannter Erwartung standen sie lauschend da, während man den Herzschlag jedes Einzelnen vernehmen konnte.

„Ich zweifle weder an Ihrem guten Willen, noch an Ihrer Tapferkeit," sagte Marie mit klarer Stimme zu einer Person, welche im Vordergrunde der Truppe stand, „und mein Vater wird gewiß in seinem Danke gegen Sie nicht zurückbleiben."

„Gott im Himmel!" seufzte der Alte — „der Schreck hat auf den Verstand des armen Kindes eingewirkt!"

„Man spricht von Neuem," sagte der Baron, „hören Sie?"

„Aber Sie werden zugeben, Fräulein Marie," sprach die vorige Person, „daß viel Muth und Geschicklichkeit dazu gehört, im entscheidenden Augenblick eine solche Flankenbewegung auszuführen. Muth, sage ich, weil wir uns wie die Spartaner in den Termopylen auf einen sicheren Tod vorbereiten mußten, Geschicklichkeit, weil ich mit taktischer Gewandtheit in demselben Augenblick mit einer Schaar vorrückte, als der Feind seinen Rückzug antrat, und auf diese Weise eine starke Reserve ohne Verlust ins Hintertreffen geführt habe, was offenbar mißglückt wäre, wenn ich blos meinem persönlichen Muthe Folge geleistet und von vorne angegriffen hätte."

„Ich verstehe hiervon nichts, Herr Eduard," erwiederte Marie in einem fast an Heiterkeit grenzenden Tone; „indessen zweifle ich nicht im Geringsten an der Wahrheit Ihrer Auseinandersetzungen."

„Und dann, Fräulein Marie," fuhr dieser fort, „kennen Sie meine tiefe Verehrung zu Ihrer liebenswürdigen Person, und schon dies würde mich veranlaßt haben, mich mit Hintansetzung jeder Rücksicht muthig in den Tod zu stürzen. . . ."

Hier wurde der arme Eduard durch ein schallendes Gelächter unterbrochen und zugleich gewahrte er zu seinem Schrecken, daß aus dem Dunkel des Waldes eine Anzahl Bewaffneter hervorbrach. — Diese unerwartete Erscheinung übte einen solchen Einfluß auf seinen Geist aus, daß plötzlich sein Redefluß verstummte und seine Person eilig hinter einem großen Regenfaß verschwand, während seine Begleiter nicht minder behende hinter andern deckenden Gegenständen unsichtbar wurden.

„Aber zum Kukuck! wo stecken Sie denn, Herr Eduard?" rief eine bekannte Stimme, in welcher wir die des alten Forstmannes wieder erkennen — „ist es recht, daß Sie sich unseren Blicken in dem

Digitized by Google

Momente entziehen, wo wir Ihnen unsern Dank abstatten wollen?"

„Ach," sagte der Gemeindeschreiber, mit etwas verlegener Miene aus seinem Versteck hervortretend, „Sie sind es, Herr Gruner? — Nun, ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Abend zu wünschen; es hat so seine eigene Bewandtniß mit den taktischen Bewegungen bei Nacht und ich habe stets gehört, daß man dem Feinde gegenüber in allen Fällen eine möglichst starke Position zu gewinnen suchen muß."

„Sie sind ja bis an die Zähne bewaffnet, mein bester Herr Eduard," sagte der Förster, gutmüthig lachend; „eine halbe Stunde früher hätten wir die zwei Pistolen, die Sie da im Gürtel tragen, sowie den langen Kürassiersäbel, der Ihnen zur Seite hängt, trefflich brauchen können, abgesehen von den zwei Dolchen, die ich außerdem noch bei Ihnen bemerke."

„Sie erhielten also die Zeilen, die ich an Sie richtete, wie es scheint, zu spät?" fiel Wildenhaupt ein.

„Keineswegs," entgegnete der Gemeindeschreiber; „ich habe bereits seit einer guten halben Stunde mit meiner Schaar dort im Dickicht gelegen und den Muth bewundert, mit welchem Sie den Kampf führten. Allein wie ich bereits die Ehre hatte, Fräulein Marie zu berichten, lag es in meinem Plan, durch eine geschickte Flankenbewegung dem Gefecht den Ausschlag zu geben, und dies ist mir, wie ich zu meiner Genugthuung gewahrte, auch vollkommen gelungen."

Hier schlug der alte Soldat ein so boshaftes Gelächter auf, daß der Gemeindeschreiber es für nöthig fand, durch einige Worte den Eindruck, welches dasselbe auf die Anwesenden machte, zu mildern.

„Der alte Wilm" — sagte er — „hat noch seine Taktik aus dem vorigen Jahrhundert, während man jetzt die Kriegsführung auf ganz andere Grundsätze basirt. — Doch ich sehe, die Zeit ist schon so weit vorgerückt, daß der Tag anbricht. Da nun durch Ihren Muth und mein geschicktes Manöver der Feind völlig aus dem Felde geschlagen ist, so will ich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, mit meiner Schaar abziehen, um mich bei einer warmen Tasse Kaffee von den Strapatzen dieser nächtlichen Expedition zu erholen."

„Thun Sie das, Herr Eduard," sagte der alte Forstmann; „ich hoffe, im Laufe des Tages noch das Vergnügen zu haben, Sie in meinem Hause zu sehen, und dann werden Sie es nicht verschmähen, unsern Dank für Ihre thätige Hilfe nochmals entgegen zu nehmen."

„Ich werde nicht verfehlen, mich einzufinden," sagte der Gemeindeschreiber, „zumal ich eine zarte und delikate Angelegenheit zu erledigen beabsichtige. — Also, Fräulein Marie, ich nenne mich Ihren ergebenen und gehorsamen Diener und habe die Ehre, Ihnen einen schönen guten Morgen zu wünschen."

Mit diesen Worten stellte sich Herr Eduard an die Spitze seiner Truppe und schwenkte mit derselben in stolzer und gravitätischer Haltung von dem Schauplatz seiner Thaten ab.

Die Bewohner des Forsthauses zogen sich ebenfalls, von den Anstrengungen der Nacht ermüdet, in das Innere desselben zurück und kurze Zeit darauf herrschte dort ein so tiefer Frieden, daß Niemand die eben beschriebenen Ereignisse geahnt haben würde, wenn die geschwärzten und noch rauchenden Trümmer des Thorweges nicht auf etwas Außergewöhnliches hingedeutet hätten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Vor einiger Zeit starb in London ein gewisser Rogestone, der in zehn Jahren 150,000 Pfd. St. im eigentlichsten Sinne des Wortes verspeist hatte und wahre Kreuz- und Querzüge durch ganz Europa machte, um seinen gastronomischen Gelüsten zu genügen, sich dabei eine Schaar Köche hielt, die sich durch irgend ein Gericht auszeichneten, die hervorragendsten Genies ihrer Kunst. Im Jahre 1849 entführte er aus Petersburg dem Fürsten Potemkin seinen Mundkoch. Er hatte Agenten in China, Mexico und Canada, wie in allen Landen Europas, um ihm die kostbarsten Leckerbissen zukommen zu lassen. Nicht selten bezahlte er ein Gericht mit 50 Guineen. Ein Nebenbuhler des Apicius, war er nur weiser, als der römische Gastronom; denn er sagte der Welt Valet, als er sein Kindtheil verspeist hatte, als ihm nichts mehr übrig geblieben war, als eine Guinee, ein Hemd und ein abgenutzter Hut. Am 15. März kaufte er sich für seine letzte Guinee eine Schnepfe, die er nach allen Regeln der Kunst zubereiten ließ. Mit dem ganzen Genusse der höchsten Ekstase des Wohlschmeckers verzehrte er seine Schnepfe, schwelgte zwei Stunden in dem Genusse und stürzte sich dann von der Westminster-

Digitized by Google

Brücke in die Themse. Noch hätte er gerettet werden können, wenn nicht zufällig zwei Personen gewettet hätten, ob er ertrinken oder nicht ertrinken würde. Wie es seit undenklichen Zeiten Gebrauch, machten die Rettungsboote keine Anstalten, dem Ertrinkenden zu Hilfe zu kommen, um die Wette nicht zu stören.

In Ebersdorf und Lichtenwalde im Königreich Sachsen soll den 15. Juli d. J. ein Volksfest veranstaltet werden zur Erinnerung daran, daß am 15. Juli 1455 der Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige, die Kurfürstin Margaretha und die beiden Prinzen Ernst und Albert, nebst dem Köhler Schmidt, später der Triller genannt, in der Stiftskirche einen Dankgottesdienst für die Rettung der Prinzen aus den Händen der Räuber abhielten. Bekanntlich werden einige Ueberreste der Kleider von beiden Prinzen und dem Köhler in der alten Ebersdorfer Kirche aufbewahrt bis diesen Tag. Bereits läßt der Kirchenpatron, Graf Vitzthum auf Lichtenwalde, das Innere der Kirche erneuern und auch andere Vorbereitungen sind schon getroffen.

Um das Anschlagen der Zettel und Plakate in Berlin zu reguliren und zum Schutz der Hausbesitzer wurde der Buchdrucker Littfaß polizeilich zum Anheften von öffentlichen Anschlagzetteln unter der Bedingung concessionirt, daß er hierzu besondere geschmackvoll eingerichtete Säulen herzustellen und zu unterhalten habe. Die Aufstellung dieser Säulen, deren es 70 werden sollen, geht gegenwärtig vor sich.

Der Würzburger Liedertafel kam ein Schreiben aus Cincinnati im Staate Ohio in Nordamerika zu, worin der dortselbst bestehende deutsche Sängerbund die Liedertafel bittet, sie durch Uebersendung, sowie Namhaftmachung geeigneter Musikalien zu unterstützen und dadurch zur Entfaltung und Verherrlichung des deutschen Gesanges auch im fernen Westen Amerikas beizutragen.

Am Abend des 19. Mai wurde in Paris im Hotel d'Osmont der „Cercle de l'Exposition", eine Art Casino für die Ausstellungsbesucher aller Nationen, eröffnet. Auf dem Boulevard des Italiens hat sich für die Ausstellung ein Restaurant aufgethan, bei dem man — umsonst ißt, d. h. man zahlt für jedes Glas, das man trinkt, einen Franken und kann dann genießen, was man will. Die Besucher sollen die Speisen und zuletzt die Rechnung etwas gesalzen finden.

Zu Lyon ist eben eine Wette eingegangen worden, welche an die gastronomischen Heldenthaten Gargantua's erinnert. Herr Blaude Rattis zu Lyon hat nämlich eine Wette von 10,000 Franken eingegangen, daß er binnen 14 Tagen einen ganzen Ochsen verspeisen wird. Am 15. Mai begann die Wette. Rattis hat sich einen der geschicktesten Köche angenommen, der ihm seine Braten und Ragouts mundgerecht machen wird. Man wettet jetzt für und wider auf die Eßlust dieses Monstrefressers.

Wie die „Debats" mittheilen, will ein Herr Chartroule ein Heilmittel für Lungensucht entdeckt haben, welches in Jod-Einathmungen und Jod-Cigaretten besteht.

Gemeinnütziges.

Wenn zur Blüthezeit der Bäume im Boden nicht Feuchtigkeit genug für die Wurzeln ist, so läßt man $1^1/_2$ Fuß vom Stamme aufgraben, darin werden 4 Wassereimer voll Wasser gegossen und das Aufgegrabene sogleich wieder zugeworfen; dadurch erhält sich die Blüthe für den Wind, wächst scharf und kein Insekt legt deßhalb Eier in die Blüthe. Im Herbst fällt durch dieses Verfahren kein Obst ab.

Zahlreiche in den Bäckereien zu Douai und Cambrai angestellte Versuche haben ergeben, daß die Runkelrüben-Hefe beim Backen die Bier-Hefe nicht nur völlig ersetzt, sondern daß auch von ersterer blos halb so viel genommen zu werden braucht, als von letzterer.

Auflösung der Buchstaben-Räthsel in № 63:

1. Klima — Lima.
2. Aehre — Ehre.
3. Schleier — Schleie.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 65. Freitag, 1. Juni 1855.

Das Waldblümchen.

(Schluß.)

6.

Der alte Gruner saß wieder ruhig in seinem Lehnstuhl. Vor ihm standen Marie und Wildenhaupt, im Hintergrunde der Invalide mit einer so behaglichen Miene, wie man sie an ihm seit langer Zeit nicht zu bemerken Gelegenheit gehabt hatte. Ein Ausdruck versöhnender Milde umfloß die Züge des Försters.

„Mein Sohn," sprach der Greis, zu Wildenhaupt gewendet, mit weicher Stimme, „ich habe heute in der Frühe, als ich Gott für unsere Rettung meinen Dank darbrachte, vor ihm auch noch in anderer Weise mein Herz ausgeschüttet. Ich habe ihn gefragt, ob es recht sey, daß der Mensch seinen Groll lange Jahre hindurch in seinem Innern trage und dort der Leidenschaft und dem Hasse eine Freistätte einräume. Er hat mir geantwortet und mich erkennen lassen, was ich längst hätte einsehen sollen, daß sich dies für einen alten Mann, welcher jederzeit von der Erde abberufen werden kann, am allerwenigsten passe und daß, wer Vergebung verlangt, auch vergeben können müsse. Hermann v. Wildenhaupt, eben dieser Haß, von welchem ich spreche, hatte mein Herz so weit verhärtet, daß ich den Sohn empfinden ließ, was nach meiner Meinung der Vater an mir verschuldet hatte. Ich habe Ihnen gegenüber ein großes Unrecht wieder gut zu machen; bestand noch irgend eine Kluft zwischen unseren Herzen, so haben die Ereignisse dieser Nacht sie ausgefüllt. Treten Sie näher, mein geliebter Sohn, hier steht das Mädchen Ihrer Wahl — meine theuere, meine gute Tochter, die Freude meines Lebens, die Hoffnung meiner alten Tage. Wohlan, ich gebe Ihnen das Höchste, was ich besitze — sie werde Ihr Weib! Streben Sie darnach, sie so glücklich zu machen, wie sie es verdient!" ...

Weiter reichte die Stimme des Greises nicht und Thränen entrollten seinen Augen, während er segnend seine Hände auf die Häupter seiner vor ihm knieenden Kinder legte. Auch der Invalide bedeckte mit seiner schwieligen Hand sein gefurchtes Gesicht und weinte laut.

* * *

Eine Viertelstunde nachher saß die kleine Familie heiter und glücklich im traulichen Kreise zusammen. Man besprach die Maßregeln, welche man für die nächste Zukunft zu ergreifen beabsichtige. Das Forsthaus sollte verlassen und dagegen ein kleines, dem Herrn v. Wildenhaupt zugehörendes Gut bezogen werden. Dort wollte man einfach und genügsam im stillen Frieden seine Tage vollbringen.

Mitten in diesen Gesprächen wurde die Aufmerksamkeit der Familie plötzlich auf einen andern Gegenstand gelenkt. Im schwarzen Frack, weißer Weste und feinen Glacéhandschuhen schritt nämlich der Gemeindeschreiber in sehr feierlicher Haltung dem Forsthause zu.

„Sieh' da!" rief der Förster — „unser Held Eduard! Hören wir, was er will!"

In diesem Augenblick öffnete sich auch schon mit ziemlichem Geräusch die Zimmerthüre und die uns bereits hinlänglich bekannte Persönlichkeit trat herein.

„Herr Gruner — Fräulein Marie," sagte der Gemeindeschreiber, indem er sich rechts und links verbeugte, „ich habe die Ehre, Ihnen mein Compliment zu machen."

„Nehmen Sie Platz, Herr Eduard. Welcher Ursache verdanken wir die Ehre Ihres Besuches?"

Digitized by Google

Der Angeredete zupfte etwas verlegen an seinen Handschuhen und schob seinen weit vorstehenden Halskragen zurecht.

„In der That — Sie werden begreifen — ein so zarter Gegenstand —"

„Nun, heraus mit der Sprache!" versetzte gemüthlich der Förster.

„Hm! — Ja! — Nun, ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Fräulein Marie keinen Grund finden wird, mich von ihrem Wohlwollen auszuschließen."

„Keineswegs, Herr Eduard!" erwiderte diese, indem sie dem Gemeindeschreiber schalkhaft ins Auge blickte.

„Es gibt Augenblicke im Leben, die sehr inhaltschwer sind."

„Sehr richtig, Herr Eduard!" bemerkte trocken der alte Gruner.

„Ein solcher Augenblick dürfte für mich der gegenwärtige seyn."

„Aber, Herr Eduard, Sie spannen uns ja auf die Folter!"

„Wohlan!" sagte der Gemeindeschreiber, plötzlich Muth fassend und sich auf ein Knie niederlassend — „wenn Fräulein Marie sich entschließen könnte, mir ihre Hand zu reichen —"

„Da müssen Sie sich an Herrn v. Wildenhaupt wenden," unterbrach ihn der Förster, „der hat hierüber zu bestimmen."

Der Freier zog bei dieser Nachricht ein Gesicht, als wenn er in eine Citrone gebissen hätte, und in komischer Positur stand er gegen den Nebenbuhler gewendet da.

„Ich bedaure," sagte der Baron lachend, „aber ich habe mir Ihre Manöver gemerkt und bin Ihnen durch eine geschickte Flankenbewegung zuvorgekommen."

„Wie so?"

„Nun, ich habe die Ehre, Ihnen in Fräulein Marie meine verlobte Braut vorzustellen."

Der gute Eduard war wie aus den Wolken gefallen und sah sich verlegen nach allen Seiten um, während er sein Taschentuch hervorzog und sich den Schweiß von der Stirn trocknete.

„Sie sehen, Sie sind zu spät gekommen," sagte der Förster; „aber wollen Sie einem alten Freunde eine Freude erzeigen, so versprechen Sie uns, auf der Hochzeit zu erscheinen."

„Da es doch nun nicht anders seyn kann," versetzte der Gemeindeschreiber nach einigem Zögern, „so nehme ich Ihre freundliche Einladung an, denn da diese neue Flankenbewegung mir wider Erwarten mißglückte, so denke ich, es ist am besten, wenn wir Frieden schließen und an dem Vermählungstage den alten Freundschaftsbund erneuern."

Hiermit machte er eine Schwenkung gegen die Thüre und ward unter den freundlichsten Grüßen von der kleinen Familie entlassen.

Mannigfaltiges.

Deutsche Zeitungen berichten von dem solennen Maifest, welches die deutschen Künstler in Rom wie alljährlich auch diesmal am 5. Mai (dem hohen Festtag des Cervaro) in poetischer und gemüthvoller Weise feierten. Es ist bezeichnend für die Haltung der Künstlerherberge am Pontemolle, daß ihre Gesellschaft eine der wenigen Associationen gewesen ist, welche die Stürme der letzten Jahre überdauert haben. Trotz allen Eulenspiegeleien des Humors und der Laune ward doch stets das rechte Maß des gesellschaftlichen Taktes bewahrt. Den Hauptheil des Maifestes bildet ein Maskenzug, der sich auch diesmal durch Reichthum und Originalität der Kostüme auszeichnete. Festspiele, Kampf- und Wettgesänge füllen den größten Theil des Tages aus; den Schluß macht sodann ein Eselwettrennen, wobei der Sieger ist, welcher am letzten zum Ziele kommt. Die Zuschauer stacheln mit Geschrei und Thätlichkeiten die stoischen Grauthiere zum Laufen und die edlen Reiter haben alle Mühe, dieselben wieder in langsamen Schritt zu bringen, dabei kommt denn vor, daß mancher Cavalier auf sanfte oder unsanfte Weise in den Sand gesetzt wird.

In München theilt sich nach der „Allg. Ztg." das öffentliche Interesse zwischen dem Bock, der schon zeitlich verstegen soll, und einer Somnambüle in der Louisenstraße. Diese dient bei einem Gärtner als Magd und beantwortet die schwierigsten philosophischen Fragen, und zwar schriftlich, wobei sie auf eine Schiefertafel so schnell schreibt, als es kaum eine menschliche Hand im Stande ist. Ein Theil ihrer Antworten ist autographirt und liegt dem Ordinariat zur Prüfung vor, sowie sich überhaupt die geistliche Behörde für die Sache zu interessiren scheint. Ihr Dienstherr weiß sich vor neugierigem Zulauf kaum mehr zu retten. Geistlichen ist jede Fragstellung an diese mystische Person vorläufig verboten.

Digitized by Google

(Züge aus dem Jugendleben Kaiser Alexanders II. von Rußland.) Ein Reisender, der sich in den Jahren 1833 und 1834 in St. Petersburg aufgehalten hat, erzählt von dem damals sechzehnjährigen Thronfolger Nachstehendes: „Da er täglich ausging, so benutzte man diesen Umstand, um ihm eine Unzahl von Bittschriften zu überreichen. Weil darunter wohl viele unzugängliche Gesuche seyn mochten und dadurch die Güte und die Kasse des Prinzen und, wenn diese nicht ausreichte, die des Kaisers gemißbraucht wurde, so untersagte dieser dem Großfürsten, fortan auf seinen Spaziergängen dergleichen Papiere anzunehmen. Trotz dieses Verbots brachte der Großfürst eines Tages eine Bittschrift heim, weßhalb ihn der Kaiser, als er diesem sie überreichte, mit strengen Worten darüber zur Rede stellte. „Ein armer, zum Krüppel geschossener Offizier, dessen Pension kaum ausreicht, um sich und seine zahlreiche Familie mit trockenem Brode zu ernähren, hat sich, da die Behörden ihm jede Erhöhung seines Einkommens verweigerten, an mich gewandt, um durch mich Dir, dem Kaiser, seine Bitte vorzutragen. Hier war es meine Pflicht, Dein Verbot zu übertreten, und der wahrhaft Arme, der für Dich gekämpft und geblutet, wird gewiß nicht unerhört von Deinem Throne fortgehen." — So entgegnete der Jüngling auf die väterlichen Vorwürfe. Der Kaiser umarmte seinen Sohn und ermahnte ihn, auch ferner dem Drange seines Gefühls gegen leidende Mitbrüder zu folgen. Des Offiziers Pension wurde bedeutend erhöht. — Ferner folgenden Zug: Als der Thronfolger eines Tages mit seinem Gouverneur, dem General Merder, auf dem Marsfelde ritt, setzte er, der von seiner frühesten Jugend an schon ein verwegener Reiter war, mit seinem Pferde über die den Platz umgebende Barriere. Das Thier stieß an und stürzte dermaßen mit dem Großfürsten, daß dieser leblos liegen blieb. General Merder, der sich die Schuld dieses Unfalls beimaß, weil er seinen Zögling nicht sorgfältiger bewacht hatte, verfiel vom Schreck in eine gefährliche Krankheit. Der Thronfolger war trostlos, die Ursache zu den Leiden seines geliebten Erziehers zu seyn; Tag und Nacht wich er nicht von dem Krankenbette, und als man, einsehend, daß er vielleicht selbst durch das erschöpfende Nachtwachen krank werden könnte, ihn von dem Gouverneur entfernen wollte, konnte dies fast nur mit Gewalt geschehen. Nachts aber, wenn Alles schlief und er sich unbemerkt glaubte, verließ er sein Schlafgemach und brachte heimlich ein paar Stunden an dem Lager des Kranken zu. — Als im Sommer 1833 derselbe Großfürst von seinem Lehrer in der französischen Sprache, Gille, einem Schweizer, der eine Urlaubsreise von einigen Monaten nach seiner Heimath antrat, Abschied nahm, begleitete ihn sein Zögling zum englischen Kai auf das nach Lübeck abgehende Dampfschiff. Die Trennung schien dem Prinzen schwer zu werden und noch lange winkte er, als das Schiff schon im Gange war, dem Abfahrenden mit seinem Taschentuche Abschiedsgrüße nach.

Unter den zahlreichen Fremden, welche die Ausstellung bereits nach Paris gezogen hat, bemerkt man auch zwei chinesische Mandarine, welche über Calcutta und London nach Paris gekommen sind und von denen der eine Huang und der andere Pan-se-Tschen heißt. Der erste ist bereits mit der rothen Knospe decorirt, während der andere, obgleich der ältere an Jahren, erst eine Pfauenfeder trägt. Beide sind sehr reich und ebenso häßlich. Seit drei Tagen in Paris angelangt, sind sie schon sechsmal umgezogen, weil sie nirgends ihre Ansprüche auf Bequemlichkeit befriedigen konnten. Pan-se-Tschen ist ein merkwürdiger Kauz. Gestern sah er in einem Laden des Palais Royal eine Menge Orden ausgelegt; er ging sofort hinein, kaufte sich den ganzen Vorrath und schmückte sich damit. Sein chinesisches Kostüm und dieser Schmuck lockte bald eine Reihe Gassenbuben hinter ihn, und nachdem ein gutmüthiger Engländer ihm auseinandergesetzt, was für eine Freiheit er sich eigentlich herausgenommen, verschenkte er alle Kreuze und Sterne einem vorübergehenden Soldaten, welcher, weil er dachte, daß es ihm schwer werden würde, alle diese Ehrenzeichen in kurzer Zeit zu verdienen, sie an einen Trödler verkaufte. Beide Herren aus dem himmlischen Reiche waren vorigen Abend im Circus der elysäischen Felder. Das Publikum glaubte, sie gehörten zur Gesellschaft und würden noch an demselben Abend ihre Kunststücke machen; man wunderte sich daher nicht wenig, als die letzte Pièce vorüberging und die beiden Chinesen noch ruhig auf ihren Plätzen waren.

Wie traurig die californischen Zustände sind, geht aus folgendem, der „Zeit" authentisch mitgetheilten Falle hervor: „Am 24. Januar d. J. ist der Sohn eines Berliner Rentiers, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, von einem

Digitized by Google

Meuchelmörder, der ein angesehener Eigenthümer in San Francisco ist, am hellen Tage und auf freier Straße niedergeschossen worden. Warum dergleichen geschehen kann? Weil einen Deutschen oder Indianer seiner Racheluft zu opfern, höchstens mit drei Jahren Gefängniß bestraft wird und sonst ohne alle Folge bleibt."

Sennora Pepita de Oliva hat sich, wie die „Allg. Ztg." aus Wien berichtet, von der Bühne zurückgezogen, um zu versuchen, wie es sich am Arm eines reisenden russischen Grafen durch's Leben wandeln läßt, ohne durch den Ole und die Cachucha den Leuten die Köpfe zu verdrehen.

Von Ali Pascha in Wien erzählt man sich folgende Anekdote: Derselbe scherzte bei einer Soirée mit einer Dame über das Gesetz, das jedem Muselmann mehrere Frauen erlaubt. Diese Erlaubniß, erwiederte Ali Pascha, besteht sicher nur deßhalb, damit ein türkischer Ehemann in mehreren Frauen zusammen diejenigen Vorzüge vereint finde, welche in Oesterreich bei Damen ein einziges Wesen allein schon besitzt.

Man schreibt aus Wien, 18. Mai: „Ein äußerst merkwürdiger Fall plötzlicher Erblindung ist gestern hier vorgekommen. Eine junge schöne Dame promenirte mit einem bejahrten Herrn um die Mittagsstunde auf der Bastei, als sie plötzlich von einem heftigen Zittern befallen wurde und den Angstruf: „„Gott, eine Sonnenfinsterniß!"" ausstieß. Ueber die Ursache dieses Schreies befragt, erklärte sie, daß es ihr plötzlich ganz schwarz vor den Augen geworden sey; erst nach längeren Auseinandersetzungen erhielt die Dame, so wie die Umstehenden, die traurige Gewißheit, daß sie vom schwarzen Staar befallen worden sey. Aerzte erklären es für eine Lähmung des Sehvermögens, die vielleicht gehoben werden dürfte."

Die kgl. Akademie der Künste zu Berlin hat den Silberarbeiter A. Hausmann (Sohn) daselbst, in Anerkennung der von demselben vorgelegten, in Silber getriebenen, ausgezeichneten Arbeiten, zum akademischen Künstler ernannt.

In diesen Tagen hat in Hanau der jetzige Besitzer einer seidenen Schlafmütze, welche Napoleon auf der Rückkehr aus dem russischen Feldzug im Gasthaus zum Riesen daselbst zurückgelassen hat, dieselbe durch Abhörung von Zeugen vor der städtischen Behörde beglaubigen lassen. Vermuthlich gedenkt er damit in Paris ein Geschäft zu machen.

Charaden.

I.

Sylbe 1.

Ich wand're durch das Land,
Erwecke Lust und Leid,
Bringe gar viel zu Stand
Und schaffe Brod und Kleid.

2. 3.

Ich werb' um deine Gunst,
Du machst sie mir oft schwer;
Doch tödtet meine Kunst
Die Feinde um dich her.

1. 2. 3.

Lieg' ich dir um den Leib,
Dann fühlst du deine Macht,
Stolzierst vor deinem Weib
Und nimmst die Welt in Pacht.

II.

Sylbe 1 u. 2.

Gemeinnützig bin ich,
Tausendmal brauchst du mich;
Zu jeglichem Anwesen
Hat man auch mich erlesen.

3. 4.

Leb' ich in einem Haus,
So kommt nicht viel hinaus
Vom Tische in die Küche,
Wo jene Wohlgerüche.

1. 2. 3. 4.

Wer mich, den Starken, sieht,
Der zittert und der flieht,
Und will er doch nicht beben,
Jenun, so mag er leben!

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 66. Sonntag, 3. Juni 1855.

Braut und Gattin.

Von A. v. W.

1.
Das Marienbild.

In dem wildromantischen Thale, das Spaa mit seinen Heilquellen einschließt, stand noch im Jahre 1840, ungefähr eine halbe Stunde von dem Badeorte entfernt, eine kleine, der Jungfrau Maria gewidmete Kapelle. Das armselige, aus Holz gebaute Kirchlein lehnte sich an eine schroffe Felswand, aus deren Spalten herab großblätteriges Schlingkraut hing, das verwitterte Dach wie mit einem Mantel bedeckend. Eine Treppe von vier Stufen führte zu dem verrosteten Eisengitter, durch dessen Stäbe man das mit Flittern und bunten Kleidern geschmückte Bild der Gebenedeiten auf einem kleinen Steinaltar erblicken konnte. Man legte dem Gnadenbilde mancherlei Wunderkräfte bei und deßhalb kamen nicht selten fromme Landleute, um durch inbrünstige Gebete Erlösung von irgend einem Uebel zu erflehen.

Ein prachtvoller Juliabend hatte sich auf das Thal herabgesenkt, die scheidende Sonne vergoldete mit glühendem Scheine die felsigen Bergrücken und die Hitze des Tages wich einer angenehmen, erquickenden Kühle, als eine höchst elegant gekleidete junge Dame die Stufen der Kapelle hinaufstieg, vor dem Gitter niederkniete, die mit zarten Handschuhen bekleideten Hände fromm zusammenlegte und still zu beten begann.

Zwei Minuten später erschien eine zweite Person, die vorübergehen wollte, aber plötzlich stehen blieb, als sie die kniende Dame erblickte. Diese Person war ein junger Mann in Jagdkleidern, ein Jäger, wie ihn die Pariser Mode nur erschaffen kann. Ein zierliches Gewehr am grünen Bande hing über seiner Schulter, an der Seite trug er eine elegante Jagdtasche und ein glänzendes Pulverhorn. Eine Art Tyrolerhut und ein krauser, schwarzer Schnurrbart gaben dem schönen, gebräunten Gesichte jene interessante Romantik, die man in den Bädern um jene Zeit zur Mode erhoben hatte, vorzüglich in Spaa, wo deutsche, französische und englische Elegants sich den Rang streitig zu machen suchten.

Der Jäger konnte nur das Profil der betenden Dame sehen, aber er mußte sich bewundernd eingestehen, daß sie ein zartes, reizendes Gesicht habe. Schwarze Locken quollen unter dem leichten italienischen Strohhute auf den weißen Shawl herab, der wie angegossen auf den vollendet schönen Formen des Oberkörpers lag.

„Eine Dame hier vor dem Bilde?" murmelte der Jäger verwundert vor sich hin. „Den Kurgästen scheint sie nicht anzugehören, wenigstens erinnere ich mich nicht, sie in Spaa gesehen zu haben. Ich muß wissen, wer das fromme Wesen ist! — Ob sie wirklich von dem Glauben an das Bild getrieben wird, von welchem man sich erzählt, daß es kranke Herzen und kranke Körper heilt?"

In diesem Augenblicke ließen sich Schritte auf dem von Gebüschen versteckten Fußpfade vernehmen, der zu dem Badeorte führte. Der Jäger trat rasch hinter einen von der Kapelle vielleicht zehn Schritte entfernten Strauch, von wo aus er deutlich den ganzen Raum vor dem Kirchlein übersehen konnte, ohne bemerkt zu werden.

Kaum hatte er sein Versteck eingenommen, als die Gestalt eines langen, hagern Mannes auf dem Platze erschien. Sein bleiches, bereits durchfurchtes Gesicht verrieth eine freudige Ueberraschung, als er die betende Dame erblickte, und es war nicht zu verkennen, daß er sie hier zu finden gehofft. Leise trat er ihr näher, zog seinen eleganten Filzhut und sah lächelnd zu der Betenden empor, die

Digitized by Google

das Geräusch seiner Schritte nicht bemerkt zu haben schien, denn ruhig verharrte sie in ihrer Stellung. Nach zehn Minuten erhob sie sich, warf ein Geldstück in die Blechbüchse, die mit eisernen Klammern an der Kapelle befestigt war, und stieg die Stufen der Treppe hinab. Der hagere Mann grüßte, ergriff zwanglos die Hand der Dame und zog sie an seine Lippen.

„Fräulein Amalie, Sie sind ein Engel!" sagte er entzückt — „Sie besitzen alle Eigenschaften, die das Herz eines fühlenden Mannes mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen!"

Amalie war leicht erschreckt, als sie den Mann im schwarzen Fracke und ehrerbietig den Hut in der Hand tragend erblickt hatte. Ihr zartes Gesicht mit den lebhaften Augen überzog eine feine Röthe.

„Bei Ihnen, Herr v. Funcal," sagte sie mit einem zauberischen Lächeln, das auf jeder der Lilienwangen ein Grübchen erscheinen ließ — „bei Ihnen darf ich wohl voraussetzen, daß meine einsamen Wallfahrten zu diesem Gnadenbilde nicht bespöttelt werden, — und deßhalb zürne ich Ihnen nicht, daß sie mir heute gefolgt sind," fügte sie hinzu, indem sie züchtig die Blicke zu Boden senkte.

„Ich bekenne gern, daß mich nicht der Zufall, sondern die Absicht geführt hat, die liebenswürdige Amalie zu sehen. Ich wußte, daß Sie sich aus dem Hotel entfernt, daß Sie diesen Weg eingeschlagen hatten."

„Denselben, den Sie Morgens bei Sonnenaufgang wählen, um hier zu beten," sagte die junge Dame.

Herr v. Funcal setzte seinen Hut auf die Stufe der Treppe; dann ergriff er mit beiden Händen die niedliche Rechte der Dame.

„Amalie," sagte er mit bebender Stimme, „wir stehen hier fern von dem Treiben der vergnügungssüchtigen Badewelt, an einsamer, heiliger Stätte! Ich glaube zu fest an eine allwaltende Vorsehung, als daß ich unser Zusammentreffen in dieser hehren Stunde für ein Werk des Zufalls halten sollte, — Amalie, lassen Sie mich Ihnen bekennen, warum ich hier jeden Morgen zu der heiligen Jungfrau bete."

„Ich errathe es!" flüsterte sie. „Sie bitten um die vollkommene Kräftigung Ihrer Gesundheit."

„Dieses Gebet hat die Heilige, die den Quellen dieses Thales Heilkraft verleiht, bereits erhört, denn ich fühle eine Kraft und ein Wohlseyn in mir, daß ich auf ein langes Leben hoffen darf."

„Nun, mein Herr, um was bitten Sie denn jetzt?" fragte Amalie leise.

„Darf ich es offen bekennen?"

„Ich weiß nicht, aus welchem Grunde Sie meiner Erlaubniß bedürfen."

„Nun denn, so will ich Ihnen in Gottes Namen sagen, daß ich die heilige Jungfrau anflehe, Sie möge in Ihrem Herzen eine Neigung zu mir erwecken, die mir erlaubt, Ihnen meinen Namen, mein Vermögen und mein ganzes Leben zu Füßen zu legen."

„Mein Herr! — Mein Herr!" stammelte die junge Dame in einer reizenden Verwirrung.

„Ach, Amalie!" rief Herr v. Funcal, indem er ihre Hand an sein Herz drückte und einen unbeschreiblich frommen Blick hinauf zum Himmel sandte — „ich würde mit rettungslos krankem Gemüthe auf meine Güter zurückkehren, wäre mir nicht vergönnt, die Hoffnung mit mir zu nehmen, Sie dereinst meine Gattin vor Gott und der Welt zu nennen. Und wo fände ich eine würdigere?" fügte er in frommer Rührung hinzu. „Unsere Herzen sympathisiren in der Hingebung zu Gott und der heiligen Jungfrau, — Amalie, es ist nicht zu leugnen, Gott der Herr hat uns für einander bestimmt; er hat mich deßhalb bisher mit einer an Verachtung grenzenden Gleichgiltigkeit gegen das weibliche Geschlecht ausgerüstet, damit ich Ihnen, dem frommen Mädchen, ein reines, unbeflecktes Herz zubringen soll. — Als ich Sie das erste Mal an der Quelle sah, die nur den Guten Gesundheit gibt, begann die Rinde der Gleichgiltigkeit zu schmelzen und heute ist sie bei dem Strahle Ihres himmlischen Auges völlig verschwunden. Jetzt erkenne ich, was zu meinem Glücke noch fehlt — Amalie, wandeln wir Hand in Hand durch das dornenvolle Leben, beten wir vereint zu Gott, und er wird unsern Pfad mit Rosen schmücken!"

Die junge Dame hatte gesenkten Blickes die begeisterte Rede des frommen Mannes angehört und es entging dem Lauscher nicht, daß sie auf das wirklich reizende Geschöpf, in dem sich die zarteste Anmuth mit der reinsten Unschuld zu vereinigen schien, einen nicht geringen Eindruck hervorgebracht. Eine Dame von Welt, in der sich die Lebenslust noch kräftig regt, würde einen solchen Bewerber, der außerdem noch das Doppelte ihres Alters zählte, mitleidig belächelt haben. Amalie aber schlug züchtig die Augen auf, sah gerührt den frommen Liebhaber an und flüsterte:

„Mein Herr, Ihr bedeutungsvoller Antrag, so hoch er mich auch ehrt, kommt mir so unerwartet,

Google

daß ich Ihnen in diesem Augenblicke keine Entscheidung geben kann. Erlauben Sie daher, daß ich mit Gott und meinem Herzen zu Rathe gehe; ich werde mich nicht von Ihnen trennen, ohne das Resultat Ihnen mitgetheilt zu haben. Ich bin eine Waise, meine Eltern starben früh und hinterließen mir nur ein kleines Vermögen, welches ich jetzt zur Kräftigung meiner Gesundheit verwenden muß."

„Amalie, Sie werden Ihr Vermögen unangetastet lassen! Ich wache über Sie und werde so lange als Ihr Freund für Sie sorgen —"

„Verzeihung, mein Herr!" stammelte sie bestürzt.

„O, Sie müssen mir gestatten, daß ich die Pflicht des Christen übe!"

Die Ankunft eines Dieners unterbrach das Gespräch.

Herr v. Funcal bot Amalien den Arm und verschwand mit ihr auf dem Wege nach Spaa.

Der Jäger trat aus seinem Verstecke hervor gegen die Kapelle.

„Fritz!" rief er.

„Gnädiger Herr, ich warte seit einer halben Stunde bei dem Forsthause!" antwortete der Diener.

„Wo ist der Wagen?"

„Er hält dort auf der Straße!"

Indem der Jäger an den Stufen der Kapelle vorüberging, bemerkte er einen weißen Gegenstand auf der Stufe der Steintreppe, wo die junge Dame gebetet hatte. Er holte ihn — es war ein feines Battisttuch, das ein kleines Damen-Portefeuille umwunden hielt. Der neugierige Jäger, auf den die unzweifelhafte Besitzerin einen tiefen Eindruck ausgeübt und den Wunsch nach näherer Bekanntschaft angeregt hatte, würde den Fund sofort untersucht haben, wenn ihn die tiefe Dämmerung nicht daran gehindert hätte.

„Ein Anknüpfungspunkt ist gefunden!" dachte er lächelnd. „Ich bin Fatalist, wie dieser Herr v. Funcal, — die Vorsehung will, daß ich mit der reizenden, seltsamen Wallfahrerin in nähere Berührung trete."

Er steckte die beiden Gegenstände in seine Jagdtasche und ließ sich von dem Diener zu dem Wagen führen, der ihn in kurzer Zeit nach seiner Wohnung in Spaa brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein starker Esser, Namens Museire, ritt vor einem christlichen Kloster in der Türkei vorbei, wo einer von den Mönchen, der mit ihm bekannt war, ihn abzusteigen nöthigte. Der Mönch trug ein Dutzend kleine Brode, wie sie dort gewöhnlich sind, auf und ging zur Küche, um eine Schüssel mit Linsen zu holen. Als er nun diese hinein brachte, waren die Brode schon verzehrt, und er mußte das zweite Dutzend herbeischaffen. Unterdessen war ein neues Linsengericht nöthig, und so ging es fort, bis er fünf Mal Brod und fünf Mal Linsen aufgetragen hatte. Museire hörte endlich auf und stieg auf seinen Maulesel, um fortzureiten. „Wohin werden Sie Ihren Weg nehmen?" fragte der Mönch. „Ich will nach einer benachbarten Stadt," antwortete er, „um einen Arzt wegen meiner Gesundheit um Rath zu fragen, weil ich seit einiger Zeit beinahe gar keinen Appetit habe." „Wofern er Sie curirt," rief der Mönch ihm nach, „so kommen Sie nur nicht hier vorbei; denn das Kloster hätte eine Hungersnoth zu fürchten."

Ein englischer Tourist, welcher sich am 21. Mai als Andenken an seine Rheinreise eine Zeichnung der Festung Ehrenbreitstein nebst Umgegend anfertigen wollte, hatte sich auf einem Ponton der Rheinbrücke ein passendes Plätzchen ausgesucht und die Veste nebst Staffage recht schön zu Papier gebracht, als er plötzlich von zwei Polizeibeamten in seinem künstlerischen Wirken gestört und genöthigt wurde, auf das Polizeibureau zu folgen, wo man es dabei bewenden ließ, ihm sein artiges Bildchen abzunehmen und dann ihn seines Wegs ziehen zu lassen.

„Ganz Paris für drei Francs!" (Berlin, bei Th. Grieben), auch Nr. 21 von „Griebens Reise-Bibliothek". Zeit ist Geld, zumal bei einem Aufenthalte in der französischen Hauptstadt während der Industrieausstellung. Griebens „Ganz Paris" rüstet den Fremden aus, in der kürzesten Frist möglichst viel und gut zu sehen. Natürlich sind alle Notizen nur sehr kurz abgehalten, dafür aber alphabetisch sehr bequem und zu schnellem Gebrauche geordnet. Auch der Plan von Paris ist deutlich und ziemlich genau.

Digitized by Google

Der Schweizer Isenring hat eine Maschine erfunden, welche ein Gewitter sieben Stunden vor seinem Ausbruch an dem Orte, wo die Maschine sich befindet, ankündigt, und hinsichtlich ihrer praktischen Anwendbarkeit und Construction alle früheren ähnlichen Apparate übertrifft. Die Maschine wird durch einen elektrischen Draht mit einem Blitzableiter in Verbindung gebracht, so daß der Draht das elektrische Fluidum, welches sich in der Luft befindet und dem Blitzableiter mittheilt, der Maschine zuführt, welche durch eine Anzahl in derselben angebrachter Glocken, sowie durch das Entladen der Gewehre zweier Figuren, welche mit der Maschine in Verbindung stehen, das Signal gibt. Die durch Elektricität zum Anschlagen gebrachten Glocken waren schon früher bekannt, der Schießapparat ist aber eine Erfindung Isenrings, dem es nicht geringe Mühe gekostet hat, diesen Apparat mit den Glocken in Uebereinstimmung zu bringen, indem anfänglich die Elektricität sich durch das Losgehen der Gewehre entlud und dadurch die Glocken unwirksam wurden. Diesem Uebelstand ist jedoch durch eine von Isenring neuerfundene ringförmige Vorrichtung, vermittelst deren die Elektricität concentrirt und gefesselt wird, abgeholfen.

Die größte und umfassendste Mühle in der Welt ist, dem „Lowell Journal" (Massachusetts) zufolge, die Pacific zu Lawrence. Sie verfertigt nichts als die feinsten Arten von Sachen und der Erfolg ihrer Operationen wird mit großem Interesse von Fabrikanten beachtet. Die Fläche, welche dieses ungeheuere Gebäude einnimmt, beträgt 16 Acres, — die größte Mühle in England ist $11^1/_2$ Acres groß. Gegenwärtig sind in Thätigkeit 40,000 Baumwollenspindeln und 10,000 Wollengarnspindeln, und beide sollen bis auf 80,000 und 20,000 vermehrt werden. 1200 Webstühle sind in Wirksamkeit, die bis auf 2400 vermehrt werden sollen. Diese nebst 2000 Händen produciren 300,000 Stück Tuch das Jahr. Der wöchentliche Consum von Baumwolle beträgt 20,000 Pfund — sage $1^1/_2$ Mill. Pfd. das Jahr und $^1/_2$ Mill. Pfd. Wolle. Einmal jeden Monat versammelt sich das Arbeiter-Personale im Bureau des Cassiers und Mr. Clap zahlt ihm 50,000 Doll. als Lohn aus, indem er Jedem den genauen Betrag seines Verdienstes zukommen läßt.

Ein ödes Felsenthal im savoyischen Hochgebirge an den Quellen der Isère war neulich der Schauplatz der muthigen That eines 12jährigen Hirtenknaben. Dieser hielt dort an einem sonnigen Tage Mittagsruhe, während seine Heerde in der Nähe weidete, als er durch das ängstliche Geschrei einer seiner Ziegen geweckt wurde, welche vergebliche Anstrengungen gegen einen ungeheuern Lämmergeier machte, der ihr Junges zerriß. Der Knabe eilte herbei, aber der Raubvogel entfloh nach einem benachbarten Buchendickicht. Der Knabe schwur dem Mörder seines kleinen Lieblings Rache. — Als er Nachmittags durch seinen jüngern Bruder abgelöst war, begab er sich, mit einem Stocke bewaffnet, nach jenem Dickicht, wo er bald das riesige Nest seines Feindes auf dem Gipfel mehrerer ineinander gewachsener Bäume entdeckte. Er stieg schnell hinan und zerstörte das Raubnest, als der Geier herbeieilte und ihn unter schrecklichem Geschrei mit Schnabel und Krallen anfiel, so daß der Knabe sich in das dichte Geäst des Baumes zurückziehen mußte, wo ihn der Vogel wenigstens nicht im Fluge erreichen konnte. Letzterer umkreiste jedoch fortwährend den Baum, so daß unser Hirtenknabe endlich die Geduld verlor und herabzusteigen versuchte. Da stürzte der Geier auf's Neue auf ihn und nun entspann sich ein langer, furchtbarer Kampf, in welchem der Raubvogel endlich erlag. Der kleine Held zog triumphirend, den erlegten Gegner hinter sich, in sein benachbartes Heimathdorf, wo er allgemeine Bewunderung erntete.

Madame Jaquotot, die berühmte Porzellan-Malerin, ist zu Toulouse, wohin sie sich zurückgezogen hatte, im Alter von 83 Jahren gestorben. Sie war eine geborne Pariserin. Schon ihre ersten Arbeiten in der Porzellan-Malerei machten großes Aufsehen. Im Jahre 1800 wurde sie in der Porzellanfabrik von Sevres angestellt. 1808 erhielt sie die große goldene Medaille. 1816 wurde sie zum „ersten Porzellan-Maler des Kabinets des Königs" ernannt. Die Werke der ungemein fleißigen Künstlerin sind sehr zahlreich.

Auflösung der Charaden in № 65:

I. Geldkatze. II. Eisenfresser.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 67. Dienstag, 5. Juni 1835.

Braut und Gattin.

(Fortsetzung.)

2.

Der Spielsaal.

Es war gegen Mitternacht. Das aus elenden Hütten und prachtvollen Hotels zusammengesetzte Spaa erschien wie ausgestorben. Ruhig leuchtete der Mond auf die stillen Gassen und die leeren Promenaden herab. Die Nacht war schwül und ein fernes Wetterleuchten durchzuckte von Zeit zu Zeit das tiefblaue Firmament, das wie ein sternbesäeter Teppich über dem schmalen Thale hing. Um diese Zeit trat ein Mann aus dem ersten Hotel des Ortes, durchschritt die Straße und eine Seitenallee und blieb endlich vor einem langen Pavillon stehen, durch dessen mit Jalousieen geschlossene Fenster helles Licht blickte. Eine tiefe Stille, wie in der Umgebung, herrschte auch in dem glänzend erleuchteten Gebäude.

Der nächtliche Spaziergänger war Albrecht v. Beck, derselbe, den wir als Jäger bei der Marienkapelle erblickt haben. — Albrecht war der letzte Sprosse einer edlen ungarischen Familie; das reiche Erbe, das er vor drei Jahren übernommen, sicherte ihm ein freies, unabhängiges Leben, und wir finden ihn jetzt in Spaa, das er aus Neigung zu seinem Sommeraufenthalte gewählt hatte, weil er hier die Zerstreuungen des fashionablen Badelebens zu finden hoffte. Wir enthalten uns, die Vorzüge und Schwächen seines Charakters zu schildern, da sie der Leser aus seinen Handlungen kennen lernen wird. Aber wenn wir jetzt berichten, daß er sich am Eingange des Spielsaales befand, so wolle man nicht etwa glauben, Albrecht folge seiner Neigung zum Spiele; er hatte nur das Hotel verlassen, um sich zu zerstreuen, um seine Gedanken von der reizenden Amalie loszureißen, die auf ihn einen tiefen Eindruck ausgeübt hatte. Die Bewerbung des Herrn v. Funcal, der ihr aus frommer, christlicher Nächstenliebe sein Vermögen angeboten, ihr, der nach ihrem eigenen Geständnisse unbemittelten Dame, hatten ihn mit Befürchtungen erfüllt, denen seine schnell erwachte Liebe auch noch die Eifersucht beifügte. Er hielt Herrn v. Funcal entweder für einen Narren, für einen Mystiker, oder für einen Gleißner, für einen jener Roués, denen keine Maske zu schlecht ist, wenn es sich um die Befriedigung einer Leidenschaft handelt. Und wahrlich, Amalie war wohl im Stande, eine heftige Leidenschaft zu entzünden; sie besaß Jugend, Anmuth und Liebenswürdigkeit genug, um das Prinzip der besten und schlechtesten Handlungen zu seyn. Ihr Gebet vor dem Marienbilde war offenbar ein Beweis von ihrem kindlich frommen Gemüthe — sollte Herr v. Funcal die Maske der Scheinheiligkeit gewählt haben, um das gute Kind zu bethören? fragte sein Argwohn. Vielleicht! Aber sie ist auch schön genug, um das Herz eines Priesters in seinem Gelübde schwanken zu machen! antwortete die Eifersucht. Wenn nun Amalie selbst eine Abenteurerin wäre? Wenn sie nach dem reichen, frommen Bewerber ihre Angelhaken auswürfe, indem sie die fromme Wallfahrerin spielt? Rechtfertigte das naive Bekenntniß ihrer Armuth diese Annahme nicht? Warum vertröstete sie auf eine entscheidende Antwort? Eine Dame von Takt hätte sich anders benommen. — Oder sollte sie wirklich zu dem langen Manne eine Neigung fühlen?

Diese Zweifel, Befürchtungen und Annahmen hatten Albrecht in einen Zustand versetzt, der ihn lebhaft wünschen ließ, daß die Zeit gekommen seyn möge, wo er der jungen Dame das Portefeuille überreichen könnte. Er war, trotz der Ermüdung von der Jagd, zu aufgeregt, um schlafen

Digitized By Google

zu können. Es gab in der Nacht keine andere Zerstreuung, als die, die sich im Spielsaale bot. Albrecht entschloß sich daher, ihn zum ersten Male zu besuchen. Ueber eine schmale Hausflur trat er in ein Vorzimmer, wo ihm ein Diener Hut und Stock abnahm. Dann öffnete er eine Thür und der junge Mann befand sich in dem Spielsaale. Eine ängstliche Stille, nur von dem Klingen des Geldes, dem Rollen der Kugel und der ausdruckslosen Stimme des Bankiers unterbrochen, herrschte in dem weiten, glänzenden Raume, obgleich er mit vielleicht fünfzig Personen angefüllt war, die sich in Gruppen um zwei Spieltische drängten.

Albrecht trat zu dem Roulet. Die Mehrzahl der Spielenden bestand aus Damen. Er prüfte den bunten Kreis, der gespannt den grünen Tisch umstand, und wer beschreibt sein Erstaunen, als er unter den aufgeregten Gesichtern auch das ruhig lächelnde der reizenden Amalie bemerkte! — Sie war ohne Hut und Albrecht konnte jetzt bei der hellen Beleuchtung die wirklich blendende Schönheit in der Nähe betrachten. Die arme Amalie, die er vor einigen Stunden betend vor dem Bilde der heiligen Jungfrau gesehen, stand jetzt ruhig lächelnd an dem Spieltische, und dabei lag so viel Ruhe in ihren schwarzen Augen, wenn der Croupier ihre verlorenen Goldstücke einzog, daß man hätte glauben mögen, sie habe an dem Verluste ein kindliches Wohlgefallen!

Der Anblick der spielenden jungen Dame versetzte den Edelmann in ein schmerzliches Entzücken, er vermochte nicht, seine Augen wieder von ihr abzuwenden. Wie rein, wie edel waren ihre jungfräulichen Züge! Und wenn selbst das Spiel zu einer Leidenschaft bei ihr geworden, man hätte nicht glauben können, daß sie auf ihrem Herzen laste, denn ihr ganzes Wesen drückte Anmuth und kindliche Unschuld aus. Eine natürliche Grazie verschönte alle ihre Bewegungen. Die kleine weiße Hand spielte mit den Goldstücken, als ob sie den Werth derselben nicht kennete. Sie betrachtete mit demselben reizenden Lächeln den Verlust, als den Gewinn. Welch eine stolze, von reichem Haar umflossene Stirn sah der berauschte Albrecht! welch ein herrlicher Blick strahlte aus dem großen, dunkeln Auge! wie zart und rosig war ihr Teint! Die Formen des schlanken, eleganten Körpers, eng von einem weißen Mousselin-Oberkleide umschlossen, waren bewunderungswürdig. Es lag Alles in diesem himmlischen Wesen, was einen Dichter zur Begeisterung und einen Frauenhasser zur glühendsten Leidenschaft hinreißen kann. Aber in ihr lag auch das unbekannte Wesen des Weibes, die unter dieser trügerischen Hülle verborgene Seele, die Seele Eva's, alle Schätze des Bösen und Guten, Anmaßung und Entsagung, kalte Bosheit und warme Liebe!

Wenn sie mit dem Gelde des Herrn v. Funcal spielte! dachte Albrecht und ein kalter Schauer durchrieselte seinen heißen Körper.

Er ging leise durch den Saal, um den langen, blassen Mann zu suchen, da ihm die Eifersucht zuflüsterte, er müsse in der Nähe Amaliens seyn; aber die Argusblicke des berauschten jungen Mannes suchten ihn vergebens, Herr v. Funcal war nirgends zu sehen. Mit einer Art Beruhigung kehrte er zu dem Roulet zurück und diesmal wies ihm der Zufall einen Platz dicht neben Amalien an. Er zitterte, als seine Hand unwillkürlich den üppigen Arm berührte, der wie rosig durch die weiße Hülle schimmerte. Hätte nicht das Spiel die volle Aufmerksamkeit der Anwesenden, meist bejahrter Leute, in Anspruch genommen, man würde seine Verfassung deutlich auf seinem Gesichte gelesen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Trauerspiel von Brussa.

Glückliches Deutschland, das du keinen Begriff davon hast, was ein Erdbeben ist. Deine Berge stehen fest, du bist versichert gegen Feuersnoth und Viehseuchen, gegen Hagelschlag und Raupenfraß, ja selbst für den bittern Tod hin versichert, dessen Preis lachenden Erben auf Heller und Pfennig bezahlt wird. Kaum gibt es ein Unglück, gegen das du dich nicht leidlich gewaffnet hättest. Du weißt daher eigentlich nicht, was eine Landplage in großem Umfange, was ein mörderisches Elend ist, das mit eisernem Fußtritt über Tausende von Menschen und die schönsten ihrer Werke dahinschreitet oder sie gar hinabstürzt — wie ein Erdbeben, das in einer Sekunde zermalmt, woran Jahrhunderte geschaffen und gebaut.

Der 28. Februar, der Tag, an dem sich die erste, kleinere Schale tellurischen Zorns über die Stadt Brussa ergoß, war längst vorüber, die geängstigten Einwohner hatten sich größtentheils wieder in ihre Häuser eingenistet, man begann die Mauerbrüche auszubessern und im abgebrannten Theile der Kaufgassen erstanden täglich neue Buden, schöner und zierlicher gebaut, als die früheren. Schon begannen in der so nahrhaften Stadt die Geschäfte wieder ihren regelmäßigen

Digitized by Google

Gang zu nehmen. Auch die warmen Quellen flossen von Neuem und an die noch fortwährend sich wiederholenden Zuckungen der Erde hatte man sich gewissermaßen gewöhnt. Trügerische Sicherheit! Der 12. April sollte Brussa aus der Reihe der Städte streichen.

Am 16. kam durch einen Eilboten die erste, unvollständige Nachricht von dem neuen Unglück nach Konstantinopel, und am 17. stand ich mit drei deutschen Freunden auf dem nach Ghemlek, in der Bucht von Mudania, einem der Brussa am nächsten gelegenen Seeplätze, abgehenden Dampfboote. Wir waren die einzigen Europäer, welche die unglückliche Stadt in den ersten Tagen der Zerstörung besuchten. Ein angestrengter Ritt von Ghemlek nach Brussa und zurück machte es möglich, am 19. vor Abgang der Post wieder in der türkischen Hauptstadt zu seyn.

In Ghemlek herrschte ein reges, aber trauriges Leben. Der Ort hatte nicht gelitten und diente tausend armen Bewohnern von Brussa als vorläufige Zufluchtsstätte. Die Höfe der Häuser waren mit Zelten und aus Teppichen improvisirten Hütten bedeckt, alle Gebäude überfüllt, — die Familien des österreichischen wie des englischen Consuls campirten seit mehreren Tagen schon in einer Scheune. Alle erwarteten das Dampfschiff, das sie nach Konstantinopel bringen sollte. Auf der Landstraße, die eine Strecke lang am herrlichen Golf hinführt und sich dann links das Gebirge hinanzieht, folgte ein Saumthier dem andern, alle beladen mit Flüchtlingen: Muselmännern, Armeniern und Griechen, mit Weib und Kind und mit dem geringfügigen Hausrath bepackt, der gerettet worden. Erstaunt sahen sie den Franken nach, die nach Brussa eilten, woher sie kamen, und verwundert fragten sie uns, was wir auf der Stätte des Jammers suchten. Als die Sonne am Untergehen war, hatten wir die Höhe des Gebirges erreicht; hinter uns, tief unten, blinkte der Golf von Mudania, vor uns aber öffnete sich das wundervolle, reiche, stundenbreite Thal von Brussa mit seinem feierlichen Hintergrunde, dem an 10,000 Fuß hohen weißen Olymp, an dessen Fuß, die Vorgebirge erklimmend, die schöne Stadt lag, deren Verwüstung der Abendnebel mit einem Schleier bedeckte.

Ohne Aufenthalt ritten wir dem Schauplatz des Jammers entgegen. Am Fuß der Berge liegt das von Griechen bewohnte Dorf Demirdech, berühmt wegen der Güte seiner Seide, und von da, wo die Häuser noch aufrecht standen und sich die Scene von Ghemlek wiederholte, führt durch die wasserreiche Ebene der Weg durch unendliche Maulbeergärten bis zu einem eingestürzten Meierhofe, dem ersten Denkmal des Erdbebens, das uns aufstieß, und wieder durch die in Reihen gepflanzten Maulbeerbäume bis an die ersten Häuser von Brussa, die jenseits eines Baches, über den eine hölzerne Brücke führt, terrassenförmig auf und unter steilen Felsen gebaut sind.

Ehe wir die Brücke erreichten, stießen wir, es war indeß ganz finster geworden, auf ein Zeltlager, wo eine Anzahl Familien, arm und reich, für den Augenblick ihr Obdach aufgeschlagen, und wurden nach dem ebenfalls vor der Stadt, in einem Maulbeergarten aufgeschlagenen Zelte geführt, das der Besitzer des weiland so schönen „Hotel d'Olymp", Herr Laskis, errichtet hatte. Wenn auch keine Tische und Stühle, so fanden wir doch ein Abendessen, wie auch Bettzeug und Teppiche, um nach den ausgestandenen Strapazen die Nacht mit einiger Bequemlichkeit zu verbringen. Lange saßen wir beim Brussawein und die uns mitgetheilten Episoden aus der Geschichte des Erdbebens, wie die ungefähren Zahlenangaben erweckten in uns eine Ahnung von dem, was wir am andern Morgen mit Schaudern selbst erblicken sollten. Zu den Erzählungen aus den letzten Tagen von Brussa bildete ein dumpfes, unheimlich aus der Erde dröhnendes Stöhnen und Grollen, dem Widerhall eines Kanonenschusses in den Bergen ähnlich, die entsprechende Begleitung, und hier und da bekräftigte ein den am Boden sitzenden Zuhörern sehr bemerklicher Erdstoß die Worte der Berichterstatter.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In den größeren Städten der Provinz Sachsen wird jetzt ein Kunstwerk seltener Art gezeigt. Es ist ein Bild, welches Frau Johanna Wauer, geb. Borchardi, Gattin des pensionirten kgl. Hofschauspielers Karl Wauer in Berlin, im Sommer 1837 angefangen und ganz ohne Vorbild im Herbste 1854 vollendet hat. Es ist mit der Nadel gemalt, gestickt, 18 Zoll breit und 15 Zoll hoch. Keins der antiken Nadelwerke der Griechen, Römer und Perser kann mit dem Fadengemälde dieser Künstlerin sich messen. Ehe die Künstlerin diese Arbeit begann, hatte sie zwei Bilder nach englischen Kupferstichen gestickt, von denen eins im Palais des verstorbenen Königs von Preußen

Digitized by Google

hängt. Mit bloßem Auge vermag man kaum die unzähligen Stiche zu unterscheiden und dennoch gewahrt man mit Hilfe der Lupe, daß mancher dieser einzelnen Stiche aus 15 bis 40 andern Stichen besteht. Die dazu verwendeten Fäden sind aus getragenen Kleidungsstücken gezogen, damit die Farben im Bilde nicht verblühen. Das Bild stellt eine Landschaft bei Sonnenuntergang dar und macht durch die abendliche Ruhe, welche über derselben lagert, einen feierlichen Eindruck. Der Glanzpunkt in dem Fadengemälde ist der Baumschlag eines im Vordergrunde zur Linken stehenden Baumes, wie ihn in so idealischer Natürlichkeit kaum ein Kunstpinsel zu schaffen vermag und wie ihn die Künstlerfürsten Rauch und Krüger als gelungene Kunstschöpfung anerkannt haben. Auf der rechten Seite erblickt man auf einem plastisch hervortretenden Felsen eine Burgruine, welche von dem Baume durch einen Fluß, mit Schiffen und Wasservögeln belebt, getrennt ist. Durch ihn und seine bergigen Ufer wird die Perspective gebildet und erhält durch Haltung der Wolken und des Himmels eine treffliche Wirkung. In einer Entfernung von zwei Schritten vermag das schärfste Auge nicht die Stickerei zu erkennen. Ein reicher Engländer hat bereits auf dieses Bild 1000 Pfund Sterling geboten, welches bisher jedes Kennerauge befriedigt hat und gegen welches die bewunderten Leistungen der Lyoner Jaquards wie Stümperwerk todter Mechanismen erscheinen. Der Sohn der Künstlerin, Hugo Wauer, ist ihr Begleiter und hält rhetorische Vorträge. Die Schwester des Rhetors ist die bekannte Dichterin Minna Wauer.

Die ungeheure Ausdehnung der Vereinigten Staaten — sagt die „United States Gazette" vom 30. April — erhellt schon aus der Thatsache, daß während sich die Einwohner von New-Orleans an Erdbeeren gütlich thun, das Volk der nördlichen Extremität Schnee von 3 Fuß Tiefe in seinen Wäldern hat.

In Deutsch-Altenburg wurden vor wenigen Tagen beim Sprengen der Felsen an der Donau mehrere plastische Werke in Sandstein an das Licht gebracht, welche Bestandtheile der inneren Ausschmückung einer Mitrasgrotte zu sein scheinen.

In Buenos-Ayres starb vor Kurzem ein Genuese, der vor zwanzig Jahren in die Fremde gegangen war, sein Glück zu machen; er war thätig und sparsam und brachte es auf zehn Millionen Franks, die nun seinen Verwandten, meistens armen Handwerkern, zufallen.

Nach amtlichen Ausweisen wurden im Jahr 1854 in Siebenbürgen 86 Bären und 771 Wölfe erlegt.

Am 20. Mai wurde die Telegraphen-Linie zwischen Genua und Nizza eröffnet und durch letztere die direkte Telegraphen-Verbindung zwischen Genua und Marseille.

In der letzten Magistrats-Sitzung zu München am 22. Mai erregte das Gesuch eines Lehrlings um Erlaubniß zum — Heirathen große Heiterkeit.

Gemeinnütziges.

In Frankreich sucht man die Raupen von den Kohlbeeten dadurch fern zu halten, daß man etliche Körner Hanfsamen zwischen den Kohl säet, dessen Geruch die Raupen bekanntlich sehr meiden.

Buchstaben-Räthsel.

Mit g — wenn es ist rechter Art,
Wenn Kraft und Muth in ihm sich paart —
Ist es ein Mann,
Der kämpfen, siegen, sterben kann
Für's Rechte. —
Mit ch ist es auch ein Mann,
Und doch kein Mann,
Gleicht einem Knechte,
Keucht unter der Menschenwürde,
Als wäre sie eine Bürde,
Scheut grade Wege, off'nes Angesicht,
Ist, kurz gesagt, ein Wicht.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 68. Freitag, 8. Juni **1855.**

Braut und Gattin.

(Fortsetzung.)

Amalie hatte Unglück. Ehe zehn Minuten verflossen, war die seidene Börse leer, die vor ihr auf dem Tische lag. Ein einziges Goldstück hielt sie noch zwischen den niedlichen Fingern. Die Kugel rollte; aber die schöne Spielerin, die bisher ohne zu wählen eine Farbe besetzt hatte, hielt diesmal an sich und Albrecht glaubte in ihrem Gesichte die Unschlüssigkeit zu bemerken, ob sie den letzten Dukaten wagen sollte, oder nicht. Die Kugel rollte wieder, mit leise zitternder Hand setzte Amalie auf schwarz, dann beobachtete sie starren Blicks das Rad, die kleine Kugel machte die letzten Sprünge — „roth!" rief der Banquier und das Goldstück verschwand in der Hand des Croupiers.

Mit wehmüthigen Blicken sah Amalie auf die blinkenden Goldstücke, die von Neuem auf der grünen Fläche erschienen, und dabei drückte sie die schlaffe Börse in der niedlichen Hand.

Albrecht fühlte das innigste Mitleiden mit dem reizenden Geschöpfe, als er eine Thräne in ihrem Auge erscheinen sah.

„Sie haben Unglück gehabt!" flüsterte er.

Schmerzlich lächelnd sah sie ihn an und zuckte mit den Achseln, als ob sie sagen wollte:

„Wer kann dafür? Es läßt sich nicht ändern!"

Einige Personen verließen den Saal, und Albrecht, der fürchtete, auch Amalie würde folgen, suchte das angeknüpfte Gespräch fortzusetzen, um sie zu fesseln.

„Das Glück wird Ihnen nicht immer abhold seyn," sagte er leise; „man muß der blinden Dame Beharrlichkeit entgegensetzen."

Amalie sah ihren Nachbar mit einem unbeschreiblichen Blicke an und antwortete lächelnd:

„Wollen Sie nicht den Versuch wagen, mein Herr, ob sich diese Regel bewährt?"

„Ich bin nicht disponirt zum Spielen; wenn Sie aber statt meiner die Prüfung unternehmen wollen, so biete ich Ihnen meine Börse an. Wir theilen Gewinn und Verlust!" fügte er hinzu, indem er seine volle Börse auf den Tisch legte.

Ein Freudenstrahl, der aus dem dunklen Auge blitzte, verklärte das Gesicht der jungen Dame. Es lag in dem Antrage Albrechts so wenig Verletzendes, da sie auch den Verlust theilen sollte, daß sie ohne Bedenken antwortete:

„Gut, mein Herr, ich gehe den Pakt ein und gebe der Himmel, daß ich Ihnen Glück bringe!"

Mit einer wahrhaft kindlichen Freude schickte sie sich wieder zum Spielen an. Aber trotz des Scharfsinnes, den Albrecht anwendete, um einen Begriff von ihrem Charakter zu erhalten, vermochte er dennoch nicht zu errathen, ob sie vor Vergnügen oder Beschämung erröthete, als sie die Börse öffnete und die Goldstücke auf den Tisch schüttete; er konnte sich vielmehr einer Anwandlung von Entzücken nicht erwehren, als er seine Börse unter ihren reizenden Händen sah. Mit einer liebenswürdigen Ungezwungenheit machte sie nun die Sätze. Sie gewann. Leuchtend vor Vergnügen schob sie die geliehene Börse bei Seite und spielte von dem gewonnenen Gelde.

„Verdoppeln Sie!" flüsterte Albrecht.

„Sie wollen es?"

„Ich bitte darum!"

„Hier, sechs Louisd'or!" sagte sie und ihre kleine Hand warf die Goldstücke auf roth.

„Schwarz!" rief der Banquier.

Der Einsatz ging verloren. Amalie hatte anhaltendes Unglück, nach einer Viertelstunde war die Börse leer und die junge Dame sah ihren Nachbar mit betrübter Miene an. Dann sagte sie mit bewegter Stimme:

Digitized by Google

„Ich bin Ihre Schuldnerin. Nennen Sie mir die Summe, die Ihre Börse enthielt."

„In diesem Augenblick kann ich sie nicht angeben," antwortete Albrecht verlegen; „ich werde aber morgen genau meine Kasse berechnen." —

Beide traten von dem Spieltisch zurück. Albrecht bot ihr seine Begleitung an.

„Ich werde sie annehmen," antwortete sie erröthend, „denn Sie müssen wissen, wo Ihre Schuldnerin wohnt."

„Unter dieser Bedingung werde ich auf das Glück Verzicht leisten —"

„Sie werden mich nie wieder beim Spiele treffen!" fügte sie, ihn unterbrechend, mit einem Seufzer hinzu.

„Um so mehr Grund, daß ich mich heute so spät als möglich von Ihnen trenne."

Sie betraten das Vorzimmer. Amalie empfing von dem Diener Hut und Shawl, nahm den Arm Albrechts an und verließ mit ihm das Spielhaus.

Schweigend durchgingen sie die einsamen Alleen. Der junge Mann fühlte, wie der Arm seiner Begleiterin leicht erbebte. Ein Meer von Gedanken wogte in ihm und er faßte den Beschluß, das Geheimniß der unbekannten Schönen zu ergründen, es möge kosten, was es wolle. Vor dem ersten Hause der beginnenden Straße blieb Amalie stehen.

„Hôtel à la couronne!" sagte sie — „Nr. 10 ist mein Zimmer."

Nach diesen Worten flog sie die Stufen hinan und zog die Glocke. Die Thür öffnete sich und Amalie verschwand. — Zwei Minuten später erhellten sich zwei Fenster des ersten Stocks. Der junge Mann trat so weit zurück, daß er beobachten konnte. Noch zehn Minuten bewegten sich die Schatten zweier Frauen in dem Zimmer, dann erlosch das Licht und Albrecht, das Bild des reizenden Mädchens tief im Herzen tragend, begab sich nach seiner Wohnung.

(Fortsetzung folgt.)

Das Trauerspiel von Brussa.

(Fortsetzung.)

Die Geschäfte des Tages am 12. April waren beendigt, die Thore der Tscharschie geschlossen, die Chane und die Fabriken verödet, die ganze Bevölkerung, es war acht Uhr des Abends, in den Häusern zur Mahlzeit versammelt, als ein düsteres Rollen unter der Erde, dann zwei kleinere Stöße und darauf eine so heftige Erschütterung von unten nach oben erfolgten, daß Teller und Flaschen von den Tischen fielen, die Menschen niederstürzten. Mehrere dem verticalen Stoße folgende horizontale Bewegungen warfen das gleich durch den ersten Stoß in seinen Verbindungen gelöste Mauerwerk um. Es war ein gräßlicher Augenblick. Ein ungeheurer Schrei erscholl, ein Schrei, von 80,000 Menschen ausgestoßen, für 500 unter ihnen der letzte Laut, begleitet von dem Angstgeheul der Thiere. Was nicht begraben oder verschüttet war, flüchtete in die Gärten und zwölf Stunden lang währte das unterirdische Getöse, unaufhörliche Zuckungen der Erde, die immerfort in wellenförmiger Bewegung blieb, drängten sich aneinander und krachend und donnernd brachen die classischen Gebäude einer großen Zeit, die Häuser und Hütten der Gegenwart, die ewigen Felsen, auf und unter denen das Menschengeschlecht tausend Jahre in stolzer Sicherheit gewohnt hatte, zusammen, ein wüstes Chaos, eines das andere mit seinen Trümmern überschüttend. Bald auch leuchtete der rothe Feuerschein zu den fieberhaften Krämpfen der Erde und in dreiundzwanzigstündigem Brande frißt das gierige Element ungehemmt die Waarenschätze der Kaufstadt, den schon unter Trümmern begrabenen Wohlstand von mehr als viertausend Familien, bis es endlich von massiveren Ruinen in seinem Laufe gehemmt wird. Am 13. April beleuchtete der Tag den Umfang der Verwüstung. Von den schlanken Minarets, deren das schöne Brussa der Sage nach so viel hatte, als das Jahr Tage zählt, standen noch drei der kleinsten, seine kostbaren Bäder waren ein Schutthaufen, seine für die Ewigkeit gebauten Chane und Karawanserais, Ueberbleibsel aus Brussa's glänzendster Zeit im Mittelalter, waren alle, alle dahin, seine Kaisergräber der Erde gleich, 9000 Häuser eingestürzt, 1600 Kaufläden und 2600 Wohngebäude von den Flammen gefressen, die wenigen noch aufrechtstehenden dem Zusammensinken nahe. Das war das Bild der Bella Brussa, der Wiege der osmanischen Macht, des Sitzes einer wohlhabenden und fleißigen Bevölkerung und der zartesten Industrie, denn was ist zarter und schöner als Seide! Von 19 großen, zum Theil mit Dampf getriebenen Seidenspinnereien, jede mit 40 bis 60 Arbeiterinnen, sind 16 eingestürzt, von 1500 in den Häusern beschäftigten Webstühlen sind kaum 100 noch vorhanden. Der nächste heftige Regen, ein Sturm oder ein neuer Erdstoß wird aber auch dem

Digitized by Google

Reste ein Ende machen, der bis jetzt dem Verderben entging.

Am andern Morgen nach unserer Ankunft war es uns vorbehalten, auf einem fünfstündigen Gange die Trümmerwüste zu mustern, welche einst Brussa gewesen. Von dem Maulbeergarten, der uns die Nacht beherbergt hatte, kamen wir bergan zunächst durch den verhältnißmäßig am besten erhaltenen Theil der Stadt, indem die Häuser dort wenigstens noch nicht auseinandergefallen waren. Die massiven steinernen Gebäude jedoch, eine, Halil Pascha gehörige, sehr große Wassermühle und eine von einem Armenier gebaute Dampfmühle waren theils durch von der Höhe herabgeschleuderte Felsblöcke stark beschädigt, theils durch die Erderschütterung geborsten.

Auf der andern Seite des Thals, unter dem Felsenkamm und der antiken Mauer der ältesten Stadt, wo die großen Felsenkeller eines Schweizers, Falkeisen, liegen, ist die Zerstörung schon größer. Die Keller haben wenig gelitten, aber herabstürzende Steinklumpen haben mehrere Häuser ganz mitgenommen. Ein antikes Grab ist bei dieser Gelegenheit zum Vorschein gekommen, dessen lateinische Inschrift leider von den fanatischen griechischen Priestern bereits fortgeschafft ist, da sie in allem Lateinischen, das sie nicht verstehen, verhaßten Katholizismus wittern.

Durch eine hohläugige Todtenstadt — denn Menschen wagen sich in keines der dem Einsturz drohenden Häuser — führt so der Weg etwa zehn Minuten bis zu der noch wohlerhaltenen Seidenspinnerei des Großherrn. Hier, wo das eigentliche Brussa vor acht Tagen noch begann, endigt heute die Stadt. Von da an gibt es auf stundenlangen Wegen nur Schutt und Trümmer zu betrachten.

Nach einer kurzen Strecke bergan geht es durch ein Thor in den Hissar, die alte Stadt, die die Fläche des Felsenberges bedeckte und wo bis vor einer Woche die Hissar Dschamie, die Tophane Dschamie, die Gräber der fünf ersten Sultane der Osmanen, Osman, Orkhan, Murad I., Bajazid (dessen Körper von Samarkand, wo er in Tiburs Gefangenschaft starb, nach Brussa gebracht wurde) und Murad II., wie eine der ältesten christlichen Kirchen und eine ganz neue protestantische, einst standen. Es ist schwer, sich eine Zerbröcklung, wie sie hier stattfand, auch nur annähernd zu denken. Die ganze Fläche ist ein großer Schutthaufen, ohne Spur davon, wo früher Straße, wo Häuser und Mauern waren; die Ueberbleibsel ragen wie Dämme von Scherben empor, die Kirche und die Kaisergräber sind ein bis in die Tiefe der Grundmauern zerwühltes Steinchaos, und das so sehr, daß der frühere Grundriß der Gebäude völlig unkenntlich geworden ist.

Auf der östlichen Seite des Hissar ist dieser durch ein tiefes und felsiges Thal von dem drüben liegenden Stadttheil getrennt, über das zwei schöne Steinbrücken führen, deren eine wie die Rialtobrücke in Venedig bedeckt war und einen Bazar mit gekuppelten Bleidächern bildete. Die Brücke hat die Last sämmtlicher auf ihr stehenden Gewölbe rechts und links in den Abgrund geschüttelt, ist indeß passirbar geblieben, während die zweite, weiter oben liegende eingestürzt ist.

Ueber der Brücke wandte sich unser Weg wieder rechts, neben Felswänden, eingestürzten oder von oben herab eingeschlagenen Gebäuden hin, dem Quartier der Armenier zu, wo das schöne neue Holzhaus des englischen Consuls wohl das einzige stehengebliebene ist; dann durch eine große Brandstelle, wo die traurigen Gerippe halbgebratener Büffelochsen die Stelle bezeichnen, an der vierzig der armen Thiere den Tod im Feuer gefunden, während zwölf andere zum Erstaunen Jedermanns erhalten, zwei Tage nach dem Unglück noch lebend ausgegraben wurden. Von da kommt man in das eigentliche Handelsquartier, wo sich ungeheure, bis unter die Dächer von riesenhaften Mauern gewölbt gebaute und mit Blei gedeckte Chane erhoben, von deren Größe, Bedeutung und theilweiser Schönheit in Europa nur unsichere Vorstellungen vorhanden sind, da es an Abbildungen gerade der besten Monumente dieser Art fehlt. Mit allen den Reichthümern, die sie enthielten, mit all der Handelsthätigkeit, die dort ihren Schauplatz hatte, liegen sie in Schutt und Trümmern. Der ungeheure Simirkesch Han mit seinen kostbaren Täfelungen ist kurz und klein zusammengebrochen, sein Hofplatz ist haushoch mit Seidencocons bedeckt — hier war der Sitz des Coconhandels —, der Ipek Han, wo die gesponnene Seide lagerte, ist ein wüstes Gewirr von ungeheuren Mauerblöcken, die Grundmauern oben, die Wölbungen unter dem Schutt. So alle steinerne Kaufhäuser; nur vom Mahmud Pascha Han, als dem einzigen von einigen dreißig, stehen noch zwei seiner vier Flügel aufrecht. Die ganze große Budenstadt, die wegen ihrer niedrigen Holzconstruction dem Erdbeben vielleicht zum großen Theil widerstanden hätte, hat der Brand verzehrt, nur hier und da sind einige Buden wunderbar von der Flamme verschont geblieben.

Digitized by Google

Weiter geht der Schreckensweg zu den Hauptmoscheen, der berühmten Uramje, der Jildinemdschamie und einer dritten, deren Name mir entfallen. Alle sind geborsten, die herabfallenden Minarets haben die mächtigen Kuppeln theilweise zerschlagen, der Boden ist mit den die Wände schmückenden Porzellanfliesen, mit Kalk und Steinen besäet. Dennoch sind die drei Prachtwerke orientalischer Architektur die besterhaltenen Bauwerke der ganzen Stadt, vielleicht wegen der großen Grundfläche, die sie bedecken, und wegen des gleichförmigen Drucks, den die schwere Kuppel auf das ganze Mauerwerk ausübte. Die zu den Moscheen gehörenden Schulen, Speiseanstalten oder Hospitäler sind sämmtlich zerstört.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Am 28. Mai fand in Paris im Saale des Conservatoriums der Künste und Gewerbe die feierliche Preisvertheilung des Vereins zum Schutze der Thiere statt, welche in Abwesenheit des Generals von Grammont durch den Vicomte von Valmer präsidirt wurde; derselbe hob in warmen Worten den Zweck des Vereins, die Menschen zu veredeln, indem man alle, die mit den Hausthieren beschäftigt sind, ermuntere, dieselben gut zu behandeln, hervor, wobei er ausführte, wie Religion, Moral und persönliches Interesse uns geböten, die Hausthiere, unsere mächtigen Verbündeten bei der täglichen Arbeit, mit dem guten Willen zu behandeln, wie ihn die Vorsehung ursprünglich in jedes Menschen Herz gelegt habe. Der Prinz Adalbert von Bayern, Präsident des Münchener Vereins, hatte seine Anerkennung mit dem Wirken des Vereins dadurch an den Tag gelegt, daß er sechs Ehrenmedaillen zur Vertheilung an Mitglieder des Verwaltungsrathes gesandt hatte. Die Herren J. Geoffroy St. Hilaire, Mitglied des Instituts, Durand, General-Inspektor der Hallen und Märkte, Barault-Roullon, Ricard de Morgny, Boffin und Saillet erhielten dieselben. Nach dem Rechenschaftsbericht, den der Generalsekretär H. Richelot über das Jahr 1854/1855 verlas und worin er auch hauptsächlich die ständige Vermehrung der Gesellschaften zum Schutze der Thiere in Frankreich und dem Auslande hervorhob, geschah die Preisvertheilung, zuerst für literarische Arbeiten, den Zwecken der Gesellschaft entsprechend, dann für Erfindungen, das Loos und die Leiden der Hausthiere verbessernd, und zuletzt für thatsächliche Handlungen zum Schutze der Thiere, Verhütung oder Bestrafung von Grausamkeiten gegen dieselben. Die Preise bestanden in einer Medaille in Vermeil, 11 großen und 30 kleinen silbernen, 38 bronzenen Medaillen, sowie einer großen Anzahl ehrenhafter Belobungen. Dem Akte selbst wohnte eine zahlreiche Versammlung bei.

Das Etablissement der Herren Merklin, Schütze u. Comp. in Ixelles hat die großartige Orgel vollendet, die für die Kirche Saint-Eugene in Paris bestimmt ist. In 14 Tagen wird Herr F. Kufferath eine Séance musicale geben, die mit einer Sammlung für die Armen verbunden seyn soll. Das Publikum wird den seltenen Genuß haben, „eine grandiose Orgel von einem der bedeutendsten Künstler spielen zu hören," wie die „Independance" bemerkt.

Die englische Admiralität hat einen der berühmtesten Marine-Maler Englands, Carmichael, zur Flotte im baltischen Meere gesandt, um die Hauptbegebenheiten, während des bevorstehenden Feldzuges in der Ostsee, aufzunehmen. Zu demselben Zwecke sind auch verschiedene photographische Apparate mit eingeschifft worden.

Eisenbahn-Unfälle sind in den Vereinigten Staaten zwar häufiger, als anderswo, aber die amerikanische Phantasie spielt bei Beschreibung derselben in den Zeitungen doch auch keine kleine Rolle. Nach einem officiellen Berichte haben von den mehr als zwölf Millionen Passagieren, welche im Jahre 1854 auf den sechzehn Haupteisenbahnen der Union transportirt wurden, nur zwölf das Leben verloren.

Die berühmte alte Wasserleitung des Diocletian zwischen Salona und Spalato wird wieder hergestellt werden.

In München kamen am 28. Mai die ersten Kirschen zu Markt, die aus Verona dorthin transportirt und per Pfund um 1 fl. 42 kr. verkauft wurden.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nr. 67:
Krieger — Kriecher.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 69. Sonntag, 10. Juni 1855.

Braut und Gattin.

(Fortsetzung.)

3.

Das Portefeuille.

Nach einer ziemlich schlaflos verbrachten Nacht verließ Albrecht sein Bett. Das Portefeuille Amaliens war der Gegenstand seiner ersten Aufmerksamkeit. Lange hielt er das zierliche Buch mit der feinen Stickerei in seiner Hand, und wäre nicht der Drang nach Aufklärung so mächtig in ihm gewesen, er würde die Indiscretion nicht begangen haben, es zu öffnen. Amalie von Paulowska waren die ersten Worte, die er fand; sie standen mit Gold gestickt auf schwarzem Grunde. Der Name deutete also eine Polin an. Außer einer österreichischen Banknote von hundert Gulden fand er noch eine Karte mit der Aufschrift: Alphons von Funcal. Er hatte nicht mehr erfahren, als er schon wußte. Sorgfältiger als sonst ordnete er heute seine Toilette und bald befand er sich in der Hauptallee, wo er sie unter der glänzenden Menge von Kurgästen zu finden hoffte. Aber weder Amalie noch Herr v. Funcal war zu entdecken.

Die Zeit der Morgenpromenade verstrich, die Alleen wurden leer, und Albrecht hatte nichts weiter erlangt, als die beunruhigende Vermuthung, daß der fromme Liebhaber in seinen Bewerbungen glücklich gewesen sey. Um zehn Uhr stand er vor dem Hotel à la couronne. Er stieg die Treppe hinan und suchte das Zimmer Nr. 10. Auf sein Klopfen forderte eine Frauenstimme zum Eintreten auf. Der junge Mann öffnete und — Amalie trat ihm entgegen. Wie bestürzt grüßte sie den Besuch. Albrecht war wie geblendet von der Schönheit der Dame und verwirrt suchte er durch gewöhnliche Phrasen seinen Besuch zu entschuldigen, ohne daß er des eigentlichen Grundes Erwähnung that.

„Sie finden mich in einer traurigen Verfassung, mein Herr!" sagte sie mit ihrer weichen, kindlichen Stimme.

„Ist Ihnen ein Unglück begegnet?" fragte Albrecht, indem er sich auf dem ihm angebotenen Stuhle niederließ.

Amalie nahm auf einem kleinen Sopha ihm gegenüber Platz.

„Ich möchte es in diesem Augenblicke so nennen, und Ihnen gegenüber sogar ein doppeltes Unglück."

„Wie, mir gegenüber?"

„Nach dem Verluste, welchen ich diese Nacht gehabt, kann ich sehr leicht in den Verdacht gerathen, als wollte ich einen nichtigen Grund suchen für —"

Sie stockte und eine tiefe Röthe überflammte ihr Gesicht.

„Einen Grund — wofür?" fragte Albrecht, der kaum seiner Sinne noch mächtig war.

„Ich muß es Ihnen bekennen, mein Herr," sagte sie mit gewaltsamer Fassung, „denn Sie haben Ansprüche an mich, die ich befriedigen muß. Ja, es muß scheinen, als wollte ich einen Grund suchen für meine Zahlungsunfähigkeit."

„Ist es das?" sagte Albrecht mit einem schmerzlichen Lächeln. „Wie bedaure ich, mein Fräulein, daß ich als ein ungeduldiger, wohl gar mißtrauischer Gläubiger erscheinen und Ihnen auf diese Weise einige peinliche Augenblicke bereiten mußte!"

„Wenn auch das nicht," flüsterte sie beschämt; „ich bin Ihnen fremd, Sie sahen mich am Spieltische —"

„Und ich preise den Zufall," versetzte er, sie unterbrechend, „der mir zu diesem Glücke verhalf."

Digitized by Google

Amalie verneigte ſich ſchweigend mit einer bewunderungswürdigen Grazie.

„Sie vindiciren mir durch Ihre Annahme das Recht einer Forderung," fuhr der junge Mann fort.

„Und was fordern Sie?"

„Daß Sie mir offen mittheilen, was Ihnen den Aufenthalt im Bade trübt. Nur unter dieſer Bedingung halte ich es für geſtattet, länger zu verweilen; ich würde, wenn Sie mich als einen Gläubiger betrachten, nicht einen Augenblick mehr —"

Amalie ſah ihren Beſucher mit treuherzigen Blicken an. Sie befand ſich in dieſem Momente durch einen Zufall, der nur ſchönen Frauen begegnet, in einer Verfaſſung, die alle ihre Reize in dem hellſten Lichte zeigte. Nicht die einfache, geſchmackvolle Toilette, nicht die für eine junge Dame ungewöhnlichen Verhältniſſe oder die beſondere Schönheit ihrer Körperformen verliehen ihr ein zauberiſches Intereſſe, ſondern die eigenthümliche Miſchung von Treuherzigkeit, Ueberraſchung und Verſchämtheit, die ſich in ihren Zügen ausſprach.

„Sie wollen es!" flüſterte ſie. „Nun, ich vermiſſe mein Portefeuille. Nicht wahr," fügte ſie lächelnd hinzu, „das iſt eine ſo gewöhnliche Ausrede, daß man Anſtand nimmt, ſich ihrer zu bedienen, ſelbſt wenn man in der That den Verluſt erlitten hat. Ich kehrte geſtern von einem Spaziergange zurück — mein Portefeuille mit dem Inhalte meiner ganzen Kaſſe war dahin, mir blieb nichts als meine Börſe mit einigen Dukaten. Da gibt mir ein Dämon den Gedanken ein, mit der kleinen Summe mein Glück im Spiele zu verſuchen, um ſo raſch als möglich den Verluſt zu erſetzen. Jetzt, mein Herr, werden Sie mein Erſcheinen an dem grünen Tiſche zu deuten wiſſen."

Daß ſie die Wahrheit geſagt, wußte Niemand beſſer als Albrecht, der Finder des Portefeuille's.

Was aber bleibt ihr von der kleinen Summe, dachte er bei ſich, wenn ſie die Spielſchuld, die ich ihr als ein Geſchenk nicht anzubieten wage, getilgt hat? Eine Ausgleichung iſt nicht zu umgehen, wenn ich ihr den Fund jetzt zurückerſtatte.

„Sie haben ein Taſchenbuch verloren?" fragte Albrecht.

„Ja, mein Herr!"

„Das trifft ſich gut."

„Wie?"

„Ich habe eins gefunden."

Amalie zuckte leiſe zuſammen.

„Es trägt den Namen Amalie v. Paulowska in Gold auf ſchwarzem Grunde," gab ſie zur Antwort.

„Ich habe es nicht geöffnet, mein Fräulein, da ich fremdes Eigenthum ehre."

„Es war in ein weißes Tuch geknüpft!" verſetzte ſie raſch.

„Hier iſt es."

Albrecht überreichte beide Gegenſtände.

Amalie dankte durch eine graziöſe Verneigung. Dann öffnete ſie das Taſchenbuch und präſentirte ihm die Banknote.

„Meinen Antheil an dem Verluſte!" ſagte ſie lächelnd.

„Ich kann ihn nicht annehmen!"

„Warum nicht?" fragte ſie lebhaft.

„Weil es mir unmöglich iſt, den Inhalt meiner Börſe zu ermitteln, den das unglückliche Spiel verſchlungen hat, — ſelbſt nicht annähernd!" fügte er hinzu.

„Mein Gott, was iſt da zu thun?" rief ſie aus. „Ich kann doch nicht Ihre Schuldnerin bleiben!"

„Sie machen mich zu Ihrem Schuldner."

„Wie wäre das möglich?" fragte Amalie erſtaunt.

„Indem Sie mir das Taſchenbuch als ein Andenken an Spaa und an das kurze Glück unſeres Kennenlernens verehren. Ich ſetze dabei voraus, daß es Ihnen ſelbſt nicht etwa ein theures Andenken iſt."

„Es iſt meine eigene Arbeit, — hier iſt das Buch!"

Der junge Mann küßte die ſchöne Hand der reizenden Geberin und verbarg das Portefeuille in ſeiner Bruſttaſche. Nun erzählte er, wo er es gefunden.

Flüſternd erwiederte ſie:

„Ich pflege an dem Marienbilde meine Andacht zu verrichten. Geſtern ward ich geſtört und meine eilige Entfernung trägt die Schuld an dem kleinen Unglücke."

Sie verſchweigt die Anweſenheit des Herrn v. Funcal, dachte Albrecht, und es iſt ja natürlich, da ſie nicht verbunden iſt, mir ihre Herzensgeheimniſſe zu offenbaren.

Amalie zeigte ſich nun in einer ſo reizenden kindlichen Unbefangenheit, daß ſich in Albrechts Bruſt die Leidenſchaft für ſie mit jeder Minute mehrte, die er in ihrer Nähe zubrachte. Sie ſchien mit einer übernatürlichen Macht begabt zu ſeyn, die ihn zur Bewunderung und Liebe zwang.

Digitized by Google

Kokett, ohne daß sie es wußte, errang sie einen raschen und sichern Sieg. Ihr Lächeln fesselte und ihre Blicke berauschten. Ihre harmonische Stimme verlieh den Worten jenen Zauber, der sich in allen ihren Bewegungen aussprach. Wie schmerzlich ward Albrecht berührt, als sie ihm mittheilte, daß sie in einigen Tagen nach Aachen abreisen würde, um ihren Onkel zu erwarten, welcher um diese Zeit von Wien dort eintreffen müsse.

„Ich habe" — fügte sie hinzu — „den vergangenen Winter bei einer Tante in Brüssel zugebracht. Auf den Rath der Aerzte ging ich vier Wochen nach Spaa, um einem Nervenleiden vorzubeugen, dessen Keim ich in mir trage. Und wahrlich, ich muß bekennen, daß die Luft dieses Thales mich wunderbar gestärkt hat. Ich werde Spaa nie vergessen."

Albrecht konnte kein Mißtrauen mehr in Amalie setzen; — er hielt nicht nur die Annäherung Funcal's für sehr natürlich, er würde auch jeden Fehler gerechtfertigt haben, den dieser Engel begangen hätte. Er schlug einen Spaziergang durch die schattige Brunnenallee vor; ihre Bereitwilligkeit dazu schien eine Herablassung zu seyn, die ihn mit einem freudigen Stolze erfüllte. Sie rief durch eine Glocke ihre Kammerfrau, mit deren Hilfe sie Hut und Shawl anlegte. Beide machten einen Spaziergang von einer Stunde. Als Albrecht von ihr schied, nahm er die Gewißheit mit sich, daß die Bewerbungen des Herrn v. Funcal ohne Erfolg bleiben würden.

Vier Tage waren verflossen und Amalie dachte immer noch nicht an die Abreise. Albrecht war selig, denn nach den Erfahrungen, die er in dieser Zeit gemacht, konnte nur er der Grund zu der Verzögerung seyn.

„Sie darf nicht allein reisen," sprach er bei sich; „ich begleite sie nach Aachen. Bin ich nicht Herr meiner selbst?"

Herr v. Funcal schien verschwunden zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Das Trauerspiel von Brussa.

(S c h l u ß.)

Die Jeffil Turbe, das Grabmal Muhameb's I., ein großes, im Quadrat gebautes, mehr hohes als breites Gebäude mit majestätischer Kuppel und sehr schönem Portal, steht noch; aber Kuppel und Mauern sind von oben bis unten zersprengt und zerklüftet, so daß es scheint, daß ein in demselben abgefeuerter Pistolenschuß das Gebäude zum Sturz bringen würde. Noch hatte sich Niemand in die Ruine gewagt. Die heiligen Bücher, die Lampen, der Kronleuchter, die gestickte Sargdecke und die Wandtafeln, die zum Theil seit dem Jahre 1421 auf den in der Mitte stehenden Sarkophag herabgeschaut haben mögen, hingen noch an ihren gewohnten Orten. Der unrettbar verlorne Sarkophag ist aus glasirten Ziegeln zusammengesetzt, die auf blauem Grunde eine zierlich verschnörkelte arabische Schrift in gelbem Relief zeigen. Aber daß auch die vorher genannten Heiligthümer dem Untergange anheim fallen sollten, das bekümmerte den alten türkischen Thürhüter auf's Schmerzlichste, der treu auf dem ihm anvertrauten Posten ausgeharrt hatte. Auf dringendes Zureden öffnete er uns endlich die Thür zu einem Versuche, ins Innere einzudringen. Wer uns deßhalb für muthiger halten wollte, als die gesammte Bevölkerung von Brussa, den erinnere ich daran, daß unser Mark nicht, wie das der Zeugen des Erdbebens, von den bestandenen Gefahren erschüttert und daß auch unser Gefühl nicht abgestumpft war, wie das ihrige durch eine Riesensumme anderer Verluste. Zwei Knaben, welche der Hüter des Grabmals im Beten unterrichtet hatte, schlossen sich unserm Unternehmen an, als sie bemerkten, daß uns das Dach nicht sogleich über den Köpfen zusammenbrach bei dem Herausholen jener Kostbarkeiten. So waren sie denn zuletzt sämmtlich zum rührenden Entzücken ihres Wächters durch vier fränkische Männer ins Freie geborgen, und es wird mir beständig zur Genugthuung gereichen, bei dieser frommen Handlung mitgewirkt zu haben; denn das Unternehmen war gar nicht ohne Gefahr, selbst wenn uns kein Erdstoß bei der Arbeit störte, und ich finde die uns später gemachte Bemerkung, wir würden dergleichen schwerlich gewagt haben, wenn wir die Augenblicke der höchsten Angst miterlebt hätten, berechtigt genug. Indeß sind die heiligen Geräthe jetzt in Sicherheit.

Der Rückweg nach unserm improvisirten Hotel führte durch den untern Theil der Stadt, so daß wir die große Thalbrücke nicht wieder passirten, an der Stelle vorüber, wo die gräßlichste Episode des Erdbebens, am 28. Februar, stattfand.

Ehe wir uns aber von der furchtbar zerrütteten Stadt trennen, werfen wir noch einen Ueberblick über den Zustand derselben. Brussa ist gänzlich zerstört, kaum möchten unter den aufrecht stehen gebliebenen Häusern hundert zu zählen seyn, die

Digitized by Google

einer Wiederherstellung fähig wären, die übrigen wird man, wenn es der Mühe lohnt, abtragen oder in Gottes Namen einstürzen lassen müssen. Von den 80,000 Einwohnern sind nur wenige tausend vorhanden, die kümmerlich in Gärten und auf freien Plätzen unter Zelten lagern, — Gelegenheit zu Verdienst haben sie gar nicht, außer einigen Lebensmitteln wird auch nichts feilgeboten. Der Kaimakan der Stadt mit dem ganzen Stadtrath ist geflüchtet, theils, wie die meisten Einwohner, ins Innere, theils nach Konstantinopel, die Stadt ohne Verwaltung, ohne Gericht und ohne Polizei. In einer europäischen Stadt würde unter diesen Umständen Raub und Diebstahl an der Tagesordnung seyn — glücklicherweise benimmt sich die gänzlich verarmte Bevölkerung mit größerer Achtung vor fremdem Eigenthum. Noch mehr, sämmtliche Herren Consuln der europäischen Mächte, mit alleiniger ehrenvoller Ausnahme des französischen, haben es für gut gefunden, der unglücklichen Stadt den Rücken zu kehren. Der Erwerb der Stadt, die Zucht der Seidenwürmer, hat mit dem Untergange der Brut einen unheilbaren Stoß erhalten und der große, zur Stadt gehörige Landbezirk ist, da er ausschließlich mit Maulbeerbäumen bepflanzt ist, für dieses Jahr völlig werthlos. Schlimmer noch hier, als wenn in Europa ein Deichbruch die Felder und eine Feuersbrunst die Häuser gleichzeitig zerstört hätte, denn fortwährend erbebt die Erde noch heute in Brussa; es gibt keine Garantie gegen die Wiederholung des Unglücks und eine leider nur zu begründete Muthlosigkeit hält die Bewohner ab, sich auch nur eine Hütte zu bauen. In der nächsten Nacht kann sie ja die schlummernden Bewohner erschlagen. — Tausend Jahre hat der Boden, auf dem Brussa steht, geruht, jetzt ist er zornig geworden und eins der größten aller bekannten Erdbeben streicht eine blühende Stadt aus dem Reiche des Daseyns. Die heißen Quellen strömen seitdem in so unglaublicher Fülle, daß man zu allem Unglück noch die gänzliche Versumpfung eines Theils der Ebene fürchtet. (Am 29. April, Morgens 6 Uhr, hat, während ein furchtbarer Orkan durch das Thal raste, ein horizontaler Erdstoß von größter Stärke das Werk der Zerstörung vollendet.) —

Als wir Ghemlek wieder erreichten, fanden wir außer dem Postdampfschiff noch drei andere, ein türkisches und zwei englische, deren eins bestimmt war, den Consul und die Schützlinge englischer Nation aufzunehmen, das andere eine Ladung Brod zur Vertheilung in Brussa gebracht hatte, und wie das türkische angewiesen, die nach Constantinopel auswandernden Familien dorthin zu führen. Brussa war zwei Tage ganz ohne Brod, zum Glück aber eine vor der Stadt liegende große Dampfmühle und Bäckerei unversehrt geblieben, und dort wurde vom dritten Tage an unter Todesangst bei einem fortwährenden unterirdischen Tosen gearbeitet.

Was Brussa Noth thäte, wäre eine finanzielle Dazwischenkunft zur Rettung seiner Seidenindustrie, die Erbauung von niedrigen Schuppen zur Unterbringung der von anderswoher einzuführenden Seidenwürmer. Dadurch wäre der Werth des ungeheuern Umfangs der Maulbeergärten, die jetzt größtentheils herrenlos sind, der ganze Besitz des Mittelstandes vorläufig sichergestellt und den übrigbleibenden Bewohnern bis zum Kinde herab Arbeit und Verdienst gesichert. Eine verhältnißmäßig geringe Kapitalauslage, einige tausend Thaler würden Millionen an Werth retten. Hätte die Tragödie von Brussa in irgend einer europäischen Stadt gleicher Größe gespielt, wie vor dreizehn Jahren das Unglück in Hamburg, das doch nur geringfügig war gegen das, was in Brussa geschah, die ganze civilisirte Welt würde in ihre Taschen greifen. Aber Brussa liegt im Orient, ist von Muhamedanern bewohnt, für die sich die christlichen Wohlthäter nicht verwenden, von spanischen Juden, die unsern Juden ein Greuel sind, von Griechen, die nur türkisch reden und für die sich deßhalb die griechischen Handelshäuser des Abendlandes nicht interessiren, von Armeniern, die uns gar nichts angehen, kaum von hundert Protestanten und einigen Ungarn, Ueberbleibseln der Emigration, — armes Brussa, daß du in Asien liegst! Und doch bestehen deine Einwohner, wie bei uns, aus Schneidern, Tischlern, Krämern, Spinnern und Webern, und manches zarte Fräulein, manche stolze Frau Europa's trägt in einem Lyoner Seidenshawl oder an ihrer Busenschleife ein Werk der fleißigen Brussanerinnen. Die Thränen des Kummers und der Noth aber fließen jenseits des Bosporus so bitter, als diesseits. Es wäre groß und würdig für Europa, diese Gelegenheit zu ergreifen, einen Schritt zur Verbrüderung der Menschheit zu thun, die Achtung vor dem fränkischen Namen durch einen Akt der Humanität zu erstarken!

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 70. Dienstag, 12. Juni 1855.

Braut und Gattin.

(Fortsetzung.)

Es war am Morgen des fünftes Tages, Albrecht schickte sich an, Amalie durch die Promenade zu begleiten, als sein Diener in das Zimmer trat und ihm eine Karte überreichte. Ueberrascht las er den Namen Alphons v. Funcal.

„Wer übergab sie?"

„Der lange, blasse Herr, nach welchem ich seit einigen Tagen vergebens Erkundigungen eingezogen habe. Er bittet um eine Unterredung."

„Ich bin bereit, ihn zu empfangen."

Der Diener ging, um Herrn v. Funcal eintreten zu lassen.

Der blasse Mann trug elegante schwarze Kleider, so daß seine kostbaren Brillanten deutlicher hervortraten. Er grüßte bei seinem Eintreten mit kalter Höflichkeit.

„Herr Albrecht v. Beck?" fragte er.

„Er steht dem Herrn v. Funcal gegenüber," antwortete Jener.

„Und ich hoffe, als ein Mann von Muth und Ehre!" sagte der blasse Mann, indem er die stechenden Blicke seiner grauen Augen fest auf Albrecht heftete.

Dieser trat verwundert einen Schritt zurück; dann erwiederte er:

„Mein Herr, sollten Sie an dem Letztern zweifeln, so finden Sie mich bereit, das Erstere zu bewähren."

„Es wird sich bald zeigen, ob ich mich in meiner Erwartung täusche," sagte Herr v. Funcal mit großer Ruhe und Kaltblütigkeit. „Sie haben sich auf eine geschickte Weise in den Besitz eines Gegenstandes gesetzt, aus dem sich zarte Beziehungen zu einer Dame herleiten lassen, die unter meiner Obhut steht. Ich ersuche Sie, mir das Portefeuille Amaliens v. Paulowska zurückzugeben."

Herr v. Funcal begleitete diese Worte mit so furchtbaren Blicken, als ob er den vor Zorn bebenden Albrecht durchbohren wollte.

„Mein Herr," erwiederte der junge Mann mit zitternder Stimme, „obgleich ich Sie in diesem Augenblick zum ersten Male spreche, so habe ich doch allen Grund, Sie für einen Wahnsinnigen zu halten. Sie kennen mich nicht und doch zeihen Sie mich einer ehrlosen Handlung, für die ich die Mystification einer jungen liebenswürdigen Dame halte, die in ihrer Einfalt sowohl den Worten scheinheiliger Gleißner, als denen raffinirter Roués Glauben schenkt. Wer gibt Ihnen das Recht, ein Geschenk zurückzufordern, das ich mir zwar erbeten, aber das mir Amalie ohne den geringsten Zwang ertheilt hat? Wer gibt Ihnen das Recht, frage ich, eine völlig unabhängige Dame vertreten zu wollen, die einen Mann Ihrer Art verlacht, wenn sie ihn nicht bemitleidet? — Entfernen Sie sich, lieber Herr, ehe ich meine Ansicht von Ihnen ändere!"

Herr v. Funcal lächelte wie ein Mensch, der zu stolz ist, um seine Ueberlegenheit zerschmetternd wirken zu lassen, der es verschmäht, einen Schwachen zu vernichten.

„Ich sehe, ich habe mich getäuscht!" antwortete er mit einer eisigen Ruhe, die durch das Lächeln furchtbar ward — „darum muß ich zu Mitteln meine Zuflucht nehmen, die ich aus Rücksicht für Sie gern unberührt gelassen hätte. Um als Cavalier die Formen der Höflichkeit nicht zu verletzen, beschäftige ich mich zunächst mit Ihrer Person."

„Mein Herr, meine Geduld ist zu Ende!" rief Albrecht wuthbebend — „zwingen Sie mich nicht —"

„Ich werde Sie zur Geduld zwingen!"

Digitized by Google

Albrecht wußte nicht, was er zu dem Gebahren Funcal's sagen sollte.

Dieser streckte wie besänftigend seine lange, hagere Hand aus und fuhr fort:

„Hören Sie mich fünf Minuten an und Ihre Pulse werden langsamer klopfen. . . . In Tyrol, nicht weit von einem stattlichen Rittersitze, liegt ein einsames Forsthaus. Der Rittersitz, glaube ich, heißt Hegerswyl und die Tochter des Försters, eine liebliche Alpenblume, hieß, wenn ich nicht irre, Katharina. Von dem Schlosse schlich allabendlich ein junger Mann nach dem Forsthause, wo Katharina seiner in einer duftenden Laube wartete. Beide liebten sich mit der Schwärmerei der Jugend und der Sohn des Schloßbesitzers, der es seines Vaters wegen nicht wagen durfte, offen um die reizende Katharina zu freien, ließ sich, unter dem Beistande des verblendeten Försters, heimlich mit ihr trauen und schwur, sie der Welt als seine Gattin zuzuführen, wenn der adelstolze Vater das Zeitliche gesegnet habe. — Nicht wahr, Sie hören mich doch ruhig an?" fragte der blasse Mann den erstarrenden Albrecht. „So fahre ich fort. Der alte Freiherr v. Beck starb nach einem Jahre und sein Sohn trat zwar den unbeschränkten Besitz seiner Güter an, aber die arme Katharina blieb, was sie war — die verführte Tochter des Försters. Kennen Sie diese Geschichte?" fragte, höhnisch lächelnd, Herr v. Funcal.

„Ich kenne sie," antwortete Albrecht, der sich wieder gefaßt hatte.

„Nun, so müssen Sie auch wissen, daß der junge Baron nie wieder nach Hegerswyl zurückgekehrt ist, daß seine heimliche Gattin ihm einen Sohn geboren und daß sie —"

„Den Schluß werde ich liefern, mein Herr!" unterbrach heftig der junge Mann. „Ich weiß, daß Katharina sich von einem Pfaffen bethören ließ, daß sie mit ihm entfloh und daß die Betrogene in Wien starb. Der junge Baron, mein Herr, der Gründe hatte, seine Verheirathung noch einige Zeit zu verschweigen, hat nicht Katharina, sie hat ihn verrathen!"

„Die Tochter des Försters war ein redliches Gemüth."

„Ganz recht! aber ihr Verführer war ein Schurke, und ihm messe ich die Schuld an ihrer Untreue und ihrem Tode bei. Ich habe ihr verziehen, Herr v. Funcal —"

„Weil sie todt ist? Ah, sie hat auch einen klugen Streich gemacht, daß sie starb — nicht wahr? Im Tode verzeihen Sie ihr, — was würden Sie thun, Herr Baron, wenn sie noch lebte?"

„Diese Beharrlichkeit!"

„Antworten Sie mir!"

„Sind Sie mein Inquisitor?"

„Nein, aber der Bote, der Ihnen die Nachricht bringt, daß Katharina lebt!"

Albrecht schwieg einen Augenblick, während ein mitleidiges Lächeln seinen Mund umspielte.

„Herr v. Funcal, an mir scheitern Ihre Intriguen!" versetzte er dann. „Hoffen Sie nicht, daß Sie mich durch diese Erfindung einschüchtern; aber vernehmen Sie, daß Amalie die Hilfe Ihrer christlichen Nächstenliebe nicht annimmt, auch wenn Sie ihr das Geheimniß meiner ersten Verheirathung mittheilen. Mir scheint, Sie setzen wenig Vertrauen in die Kraft der Gebete, die Sie vor dem Marienbilde verrichten, indem Sie Ihren Nebenbuhler mit solchen Waffen zu vertreiben suchen. Noch heute wird Amalie Alles erfahren, und weigert sie sich dann, meine Hand anzunehmen, so ziehe ich mich vor dem frommen Manne zurück. Damit Sie aber sehen, daß ich ein Mann von Muth bin, — an meiner Ehre erlaube ich Ihnen, Herr v. Funcal, zu zweifeln, — so werden Sie mir bis diesen Mittag den Beweis liefern, daß Sie kein Lügner sind. Zu diesem Zwecke erwarte ich Sie mit Ihren Waffen bei der Marienkapelle. Wählen Sie Pistolen oder Degen — mir gilt es gleich, Sie werden mich gerüstet finden."

„Ich bin kein Freund des Zögerns," erwiederte Herr v. Funcal, „zumal, wenn es sich um meine Ehre handelt."

„Gut, so gehen wir gleich nach der Kapelle!" rief der erregte Albrecht. „Hier sind Pistolen, hier Degen —"

„Mit den Waffen später, Herr Baron! Zunächst liefere ich andere Beweise."

„Wie, sinkt Ihnen der Muth?" rief lachend der junge Mann.

„Diese Frage erlaube ich mir später an Sie zu richten; für jetzt öffnen Sie Amaliens Portefeuille, trennen Sie das schwarze Blatt und Sie werden ein Billet finden, das Ihnen für jetzt den geforderten Beweis liefert. Oeffnen Sie, es gehört wenig Muth dazu."

Albrecht stutzte; aber zu neugierig, den Ausgang der Sache zu erfahren, trat er rasch zu einem Sekretär und holte das Portefeuille hervor, das er bei seinen Kostbarkeiten aufbewahrte. Herr v. Funcal beobachtete ihn, und wahrlich, wäre er den Blicken seines Basiliskenauges begegnet,

Digitized by Google

er würde die Gefahr erkannt haben, die ihm drohte. Er entfernte die kleine silberne Nadel, die das schwarze Blatt mit dem Namen Amaliens an die perlengestickte Decke heftete, und das Billet, von dem der Blasse gesprochen, fiel ihm in die Hände. Bestürzt las er die von seiner eigenen Hand geschriebenen Worte:

„Katharina, Du bist mein Weib! Heute
„noch weiß es nur Gott und der Priester,
„der uns verbunden hat; aber bald soll es
„die Welt erfahren, daß Du die Herrin von
„Hegerswyl bist. Zage nicht und vertraue
Deinem Albrecht."

In sprachlosem Erstaunen starrte er die Zeilen an. Er erkannte nicht nur seine Züge, er erinnerte sich auch, daß dies die letzten Worte waren, die er an Katharina gerichtet hatte. Betrug war demnach unmöglich. — Wie war das Blatt in Amaliens Portefeuille gekommen, das sie, nach ihrer eigenen Aussage, selbst gestickt hatte? — Welche Beziehungen mußten hier obwalten? — Diese Fragen durchkreuzten wie Blitze Albrechts Kopf.

Als er die Blicke erhob, spielte der Hagere gleichgiltig mit dem kostbaren Diamantringe an seinem Finger.

„Mein Herr," sagte Albrecht, „dieses Blatt beweist nur Das, was ich nie geleugnet habe, nie leugnen werde; aber wo ist der Beweis, daß Katharina noch lebt?"

„Wenden Sie gefälligst das Blatt, Herr Baron!" war die ruhige Antwort.

Albrecht that es und er las die Zeilen:

„Erinnere Dich Deiner heiligen Pflicht, Al-
„brecht! Jahre sind verflossen und Du hast
„Dein Weib nicht anerkannt. Eile zurück, so-
„bald Du dieses Blatt gesehen hast, denn die
„Verzweiflung nagt an dem Herzen Deiner
„Katharina. Am Pfingstabend des Jahres
„1840."

Am Pfingstabende wurden wir getraut und dies ist ihre Handschrift! dachte er bestürzt.

Die magnetischen Blicke Funcal's schienen den jungen Mann verschlingen zu wollen, als er ihn fragte:

„Nun, Herr Baron, bin ich ein Lügner? Begreifen Sie nun, daß ich Sie kenne? That ich unrecht, wenn ich mich an Ihren Muth und an Ihre Ehre wandte? — Wie leicht die Heirathsgedanken bei Ihnen entstehen und wie leicht Sie sie ausführen! Noch lebt Ihre erste Gattin, und schon wollen Sie eine zweite nehmen! O, ich begreife Ihre Leidenschaft, denn Amalie ist ein Engel, in dessen Glanze alle Frauen der Erde verschwinden, wie die Sterne vor der blendenden Sonne. Zögern Sie noch, mir das Portefeuille zurückzugeben?"

„Ja!" rief Albert entschlossen. „Wählen Sie die Waffen, mein Herr; der Sieger wird der Besitzer des Portefeuille's und vielleicht auch der reizenden Amalie seyn."

„Gut; um Mittag also bei der Kapelle."

„Nicht um Mittag, Herr v. Funcal, Sie werden mich auf der Stelle begleiten! Ich halte Sie für einen Schurken —"

„Genug, ich begleite Sie! Nehmen wir jene Pistolen, sie mögen entscheiden, wer Amalien sagt, daß ihretwegen ein Duell stattgefunden hat."

Albrecht rief seinen Diener. Ruhig und still wurden die Vorbereitungen getroffen. Der Wagen fuhr vor und eine halbe Stunde später befanden sich die beiden Duellanten am Platze. Man betrat die einsame Thalschlucht hinter der Kapelle, die zwar schmal, aber sehr lang war. Albrecht lud die Pistolen und präsentirte sie seinem Gegner; Herr v. Funcal wählte eins derselben, indem er fragte:

„Tragen Sie das Taschenbuch bei sich?"

„Ja." —

Die Duellanten nahmen ihre Plätze ein, nachdem man festgestellt, daß nur eine Kugel beiderseits gewechselt werden solle.

„Ich gebe Ihnen den ersten Schuß!" sagte Herr v. Funcal in einem höhnenden Stolze, als er die weite Entfernung sah, die sein Gegner abgemessen hatte.

„Und ich nehme ihn an!" rief Albrecht, indem er zu zielen begann.

Der Baron war ein guter Schütze; das Pistol krachte und trotz der Entfernung, die ein Treffen sehr zweifelhaft zu machen schien, brach Herr v. Funcal zusammen. Albrecht eilte zu ihm. Die Kugel hatte die rechte Seite verletzt — das Blut rann aus der schwarzen Weste des Blassen, der mit einem sardonischen Lächeln sagte:

„Sie zielen gut, Herr Baron, — ich durfte es von dem Schwiegersohne eines Tyroler Försters erwarten!"

Dann fiel er ohnmächtig zurück, ohne einen beißenden Spott auszusprechen, der ihm noch auf den Lippen schwebte. Albrecht rief seinem Diener, mit dessen Hilfe er den Verwundeten in den Wagen schaffen wollte. Da schlug Herr v. Funcal die Augen wieder auf.

„Lassen Sie mich!" sagte er abwehrend. „Ich liege gut hier; das Moos ist weich. Aber senden

Digitized by Google

Sie mir den Priester jener Kapelle, — er ist jetzt dort, er läutet die Glocke."

Und wirklich ließen sich in diesem Augenblicke die Schläge einer Glocke vernehmen. Albrecht sandte seinen Diener ab.

„Sagen Sie Amalien," flüsterte der Verwundete, „wie Sie mich verlassen haben."

„Und haben Sie mir nichts von Katharina zu sagen?"

„Sie werden auch ohne mich mehr erfahren, als Ihnen lieb ist! Entfernen Sie sich, ich sehe den Priester kommen!"

Der Geistliche übernahm den Verwundeten und Albrecht, der seinen gefährlichen Gegner tödtlich verletzt glaubte, fuhr nach Spaa zurück. Er hatte Muße und Ruhe genug, einen Entschluß zu fassen. Sein erster Weg war zu Amalien. Er fand ihr Zimmer offen — eine Magd war beschäftigt, es zu ordnen.

„Wo ist die Dame?"

„Vor einer Stunde abgereist, mein Herr."

„Wohin?" fragte der überraschte Baron.

„Ich weiß es nicht."

„Hat sie Aufträge zurückgelassen?"

„Nein."

Albrecht eilte in sein Hotel. Eine halbe Stunde später saß er in seinem Wagen, der, mit zwei Extrapostpferden bespannt, eilig auf der Straße nach Aachen fortrollte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Verbrechen eigener Art ist zur Kenntniß der Behörden in Memel gelangt. Vor einigen Wochen fand man die Leiche eines neugebornen Kindes, dessen Lebensfähigkeit bei der Geburt festgestellt ward, mit abgeschnittener Zunge in dem Chausseegraben, eine halbe Meile von der Stadt. Die angestellten Nachforschungen blieben erfolglos, bis man in diesen Tagen eine litthauische Magd, welche des Verbrechens verdächtig seyn soll, zur Haft brachte und die Untersuchung gegen sie einleitete. Ein trauriger Aberglaube soll bei Litthauern zuweilen hervorgetreten seyn, in welchem sie wähnen, der Getödtete werde durch das Abschneiden der Zunge auch dort außer Stand gesetzt, dem höchsten Richter den Mörder zu verrathen.

Auf der Veste Waxholm bei Stockholm nahm sich am 17. Mai ein Artillerist durch einen Kanonenschuß das Leben. Derselbe, ein Unterkonstabler, wegen vermeintlicher Zurücksetzung durch Beförderung eines jüngeren Kameraden schwermüthig geworden, begab sich Abends zwischen 10 und 11 Uhr in die Südbatterie, deren Kanonen beständig geladen sind, nahm im Vorbeigehen eine der aufgestapelten Kugeln, stopfte sie in die Kanone und stellte sich vor deren Mündung, während er den Schuß mit der brennenden Lunte abfeuerte. Der Unterkörper wurde furchtbar zerschmettert; der Tod erfolgte augenblicklich. Alles ging so schnell vor sich, daß der wachhabende Artillerist das Vorhaben des Selbstmörders nicht eher merkte, als bis der Schuß gefallen war. (Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich vor einigen Jahren in Erfurt, wo ein Artillerist sich mit der Lärmkanone um's Leben und dadurch die ganze Garnison in Allarm brachte.)

Der „Salut public" erzählt die Geschichte eines Selbstmordes, der es wenigstens nicht an Lokalfarbe fehlt. In der Nacht vom 12. auf den 13. Mai befand sich ein Soldat des 85. Linienregiments in einer Batterie auf dem rechten Flügel der Angriffslinie gegen Sebastopol. Eine Bombe fällt plötzlich in die Batterie und Jedermann wirft sich auf den Bauch. Glücklicherweise verzichte die Bombenlunte, ohne zu zünden. Man steht wieder auf und das Abenteuer war vergessen, als eine Stunde darauf an der Stelle, wo die Bombe eingeschlagen, eine furchtbare Explosion stattfand. Man eilt hin und was findet man? Einen Soldaten des 85. Linienregiments oder vielmehr einige Fetzen seines Leichnams. Dieser Unglückliche wollte seinem Leben ein Ende machen, verfiel auf den unglaublichen Gedanken, die Bombe wieder anzuzünden, sich darauf zu setzen und die Explosion abzuwarten. Einen seiner Schenkel und einige formlose Fleischfetzen fand man 30 Schritte weit von der Stelle.

Die Zahl der bei dem Erdbeben in Brussa zu Grunde gegangenen Menschenleben beläuft sich auf 649; von den Gebäuden sind 20 pCt. abgebrannt, 20 pCt. anderweitig vollkommen zerstört, 30 pCt. so zugerichtet, daß sie abgetragen werden müssen, und nur 30 pCt. noch in einem Zustande, der eine Reparatur gestattet. Die Aufräumung des Schuttes geht rüstig voran, da in der letzten Zeit keine Erdstöße mehr erfolgten.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 71. Freitag, 15. Juni 1833.

Braut und Gattin.

(Fortsetzung.)

4.
Intriguen.

Albrecht v. Beck hatte gehofft, die entflohene Amalie unterwegs noch einzuholen; aber trotzdem die Reise mit Windesschnelle von Statten ging, trotzdem er in allen Hotels und Posthäusern genaue Nachfrage gehalten — es war keine Spur zu entdecken. Wollte er nicht der Befürchtung Raum geben, daß Amalie mit Herrn v. Funcal, den er für einen raffinirten Abenteurer hielt, einverstanden und in Spaa zurückgeblieben sey, so mußte er annehmen, daß sie eine andere Straße gewählt hatte. In diesem Falle war ein Wiederfinden in Aachen möglich. Er zermarterte sein Gehirn mit tausend Vermuthungen; aber je mehr er sich die Einzelnheiten der Erlebnisse in Spaa wiederholte, je mehr glaubte seine Liebe daran, daß die junge Dame aus Besorgniß vor einem Eclat das Bad verlassen habe. Amalie lebte in seinem Herzen und in seinem Kopfe. Mit der Beharrlichkeit seines Charakters faßte er den Entschluß, nach Spaa zurückzukehren, wenn er in Aachen kein Resultat erreichen sollte. Dort lag Herr v. Funcal an seiner Wunde darnieder und wäre er noch am Leben, so hoffte er, Unterhandlungen mit ihm anknüpfen zu können. Die Angabe, daß Katharina nicht gestorben sey, hielt er für eine Mystification und er zweifelte nicht daran, ihr mit Hilfe seines Reichthums auf den Grund zu kommen.

Es war gegen Mittag, als der Reisewagen durch das Thor von Aachen fuhr. Tausende von Menschen wogten in den Straßen und große und kleine Prozessionen erschienen bei dem Klange der Glocken. Der Wagen mußte mehr als einmal halten, um in dem Menschenstrome nicht ein Unglück anzurichten. In dem Gasthause erfuhr der Reisende, daß die Heiligthümer des Doms der gläubigen Menge zur Verehrung gezeigt würden. Albrecht befand sich in der alten deutschen Kaiserstadt zur Zeit der Heiligthumsfahrt, die alle sieben Jahre wiederkehrt. Das Fest war für ihn nicht nur ohne Interesse, es kam ihm selbst sehr ungelegen, da die fast überfüllte Stadt ihm die Erreichung seiner Absicht erschwerte.

Nach dem Mittagsmahle begann er seine Forschungen. Sie blieben indeß den ersten wie den zweiten Tag ohne Erfolg. Der glühend Liebende verlor die Hoffnung nicht, er tröstete sich mit dem Gedanken, daß Amalie nicht so rasch gereist sey, als er. Am dritten Tage früh begab er sich zu der Elisenfontaine, einem heißen Sprudel, in deren Nähe die Kurgäste ihre Morgenpromenade zu machen pflegen. Ein reges Leben herrschte unter den Hallen und in der Allee. Es wogten Kurgäste, fromme und neugierige Wallfahrer durch einander.

Der Baron trat in ein Kaffeehaus, frühstückte und las dabei die Brunnenliste. Er fand keinen Namen, der ihm bekannt war. Mißmuthig begann er seine Wanderung von Neuem. In dem Augenblicke, als er den Platz betrat, hielt ein eleganter Ghig unter den Bäumen an, — der Jockey, ein Neger, sprang von dem Sitze, ergriff den Zügel des prachtvollen Rappen und wartete. Albrecht befand sich unter den Zuschauern, welche die Equipage mit Interesse betrachteten und darauf harrten, den glücklichen Besitzer derselben kennen zu lernen.

Plötzlich erschien ein alter, schlicht gekleideter Herr, der am Arme eine junge Dame führte. Beide bestiegen den Wagen. Der Jockey reichte der Dame die weißen Zügel. Bei dieser Gelegenheit wandte sie den Kopf und Albrecht erkannte

Digitized by Google

Amalie. Auch sie mußte ihn erkannt haben: wie von einer jähen Bestürzung ergriffen, sah sie ihn einen Augenblick an, dann ließ sie dem ungeduldigen Pferde die Zügel schießen, und der leichte, zweiräderige Wagen rollte die Straße entlang. Noch einmal blickte sich Amalie um, dann verschwand sie zwischen den Bäumen.

Albrecht wußte nicht, welchem der erwachenden Gefühle er sich überlassen sollte.

„Sie war es!" flüsterte er — „wer aber ist ihr Begleiter?"

Da ging der schwarze Jockey an ihm vorüber. Hastig berührte er die Schulter des Negers, der ihn verwundert ansah.

„Wem gehört der Wagen? wer ist Dein Herr, Freund?"

Der Neger fletschte die Zähne und zuckte die Achseln, als ob er entweder sagen wollte, ich verstehe Sie nicht, oder, ich kann Ihnen keine Auskunft geben.

„In welchem Hotel wohnt Dein Herr?" fuhr Albrecht noch dringender als zuvor fort — „wie heißt er?"

Dieselbe Antwort. Noch ehe der Baron seine Frage wiederholen konnte, flüsterte eine Stimme dicht an seinem Ohre:

„Alphons v. Funcal!"

Albrecht wandte sich. Ein wahrer Koloß von einem Manne stand vor ihm. Und welches Gesicht saß zwischen seinen breiten Schultern, von denen die eine etwas höher als die andere war! Unter starken, buschigen Brauen, die offenbar geschwärzt waren, blinzelten ein Paar hellgraue Augen. Die spitze Stirn war bleich und gerunzelt; die kurzen Haare einer fuchsbraunen Perücke, wohlpomadisirt, lagen dicht an den langen, schmalen Schläfen. Eine krumme, fast eckige Habichtsnase saß zwischen herabhängenden welken Backen, die sehr glatt rasirt waren. Der breite Mund ward von dünnen, bläulichen Lippen gebildet und das, wie die Wangen, welke Kinn ruhte behäbig in einer weißen Halsbinde. In den großen Ohren erglänzten kleine gelbe Knöpfchen. Seine Kleidung bestand aus einem abgetragenen braunen Rocke, gelben Nanking-Pantalons, einem weißen Filzhute, weißen Strümpfen und Schuhen mit kleinen silbernen Schnallen. Die rechte Hand hielt ein großes spanisches Rohr.

Jeder Andere würde diese Karrikatur bewundert haben; der Baron befand sich nicht in der Verfassung dazu.

„Funcal?" wiederholte er gedehnt und ungläubig, denn der in Spaa Verwundete war ein langer, hagerer Mann von achtundvierzig Jahren, — der, den er hier den Wagen besteigen sah, ein Greis von mittlerer, gedrungener Gestalt. Und Amalie war bei ihm!

„Irren Sie auch nicht?" fragte er.

„Gewiß nicht, mein Herr!" antwortete der Koloß, lächelnd auf ihn herniederblickend.

„So, kennen Sie ihn?"

„Ziemlich genau. Das Fest der Heiligthümer wird alle sieben Jahre gefeiert und das gegenwärtige ist das siebente, welches dieser Portugiese besucht."

„Wann ist er angekommen?"

„Gestern um Mittag."

„Ist Ihnen die junge Dame bekannt?"

„Ich habe Gründe, sie für seine Tochter zu halten."

Der Baron glaubte sich diesem Manne anschließen zu müssen. Sein Aeußeres verrieth Dürftigkeit und deßhalb lud er ihn zu einem Frühstücke ein.

Der Mann mit der Habichtsnase zog seinen Hut und nahm die Einladung an. Nach wenigen Minuten saßen Beide beim Champagner.

„Wie ich Ihnen bereits gesagt," berichtete der Koloß, „so ist Herr v. Funcal alle sieben Jahre in Aachen acht Tage anwesend; außer dieser Zeit sieht man ihn nicht. Man weiß, daß er aus Portugal und enorm reich ist. Um die Reliquien zu verehren, unternimmt er die weite Reise, ein Beweis von seiner großen, bewunderungswürdigen Religiosität."

„Das ist nicht zu leugnen," entgegnete Albrecht; „aber wer ist die Dame und in welcher Beziehung steht sie zu ihm?"

„Das müßte man zu erfahren suchen," murmelte der braune Gast, dem die Aufregung des verliebten Barons nicht entging.

„Trinken Sie, mein Bester! — Heda! noch eine Flasche!"

Der Koloß verschlang den Champagner.

„Ich stehe zu Ihren Diensten," sagte er, als die zweite Flasche geleert war; „mir kann es nicht schwer fallen, die gewünschte Auskunft zu erhalten. Ich verspreche sie Ihnen," sagte er mit einem Lächeln, das Zuversicht einflößte; „hier ist meine Hand!"

„Ich verspreche Ihnen zehn Louisd'or, wenn Sie erforschen, wo die Dame wohnt!" sagte der Baron. „Ich habe sie bereits in Spaa gesprochen und habe ihr hier eine wichtige Nachricht mitzutheilen."

„Wo finde ich Sie?"

Digitized by Google

„Boule d'or № 9."

„Sie sehen mich wieder, sobald der Abend dämmert."

Albrecht war allein. Das Geheimnißvolle, das Amalie umgab, machte sie ihm noch reizender und seine Liebe quälender. Mit dem festen Vorsatz, Vermögen und Leben daran zu setzen, um Gewißheit zu erhalten, verließ er das Kaffeehaus. Müde und matt kehrte er um zwei Uhr in sein Hotel zurück. Sein Diener übergab ihm ein Billet, das ein Knabe für den Gast auf Nr. 9 gebracht hatte. — Das Billet enthielt folgende Zeilen:

„Mein Herr! Es geht Alles vortrefflich. „Halten Sie sich diesen Abend neun Uhr be„reit, es wird Sie zu dem gewünschten Ziele „führen. Barchon."

Um die bezeichnete Stunde erschien Barchon. Die Nacht war völlig angebrochen, als beide Männer das Hotel verließen. Schwarze Gewitterwolken verdunkelten den Horizont. Albrecht war vorsichtig gewesen, er hatte sich mit einem Dolche bewaffnet und seinem Diener den Befehl ertheilt, so zu folgen, daß er ihn stets im Auge habe. Barchon führte seinen Begleiter durch das Thor aus der Stadt. Dann schlug er einen Weg ein, der sich eine Zeitlang zwischen hohen Hecken hinzog. Plötzlich zeigte sich an einem Teiche ein stattliches Gebäude. Die zuckenden Blitze spiegelten sich in der ruhigen Wasserfläche ab.

„Hier wohnt der Portugiese!" sagte Barchon zu seinem Begleiter. „Was gedenken Sie nun zu thun?"

„Ich will die Dame sprechen, und soll es in seiner Gegenwart geschehen!"

„Gut, so folgen Sie mir!"

Man trat zu dem Hause, in dessen erstem Stock einige Fenster erleuchtet waren. Barchon zog einen Schlüssel hervor und öffnete die Thür. Der aufgeregte Albrecht bemerkte diesen Umstand nicht, er folgte schweigend seinem Führer über die Hausflur und stieg die Treppe zu dem Corridor des ersten Stockes hinan, der matt durch eine Lampe erhellt wurde.

„Wo ist mein Diener?" fragte sich umsehend der Baron, den in diesem Augenblicke das erste Mißtrauen beschlich.

„Ich werde dafür sorgen, daß er in Ihrer Nähe bleibt," flüsterte Barchon; „übrigens fürchten Sie nichts — der Portugiese, ein schwacher Greis, liegt um diese Zeit schon im Bette. Hier ist das Zimmer der jungen Dame — Sie werden sie ohne Zweifel allein finden."

„Kennen Sie auch Ihren Namen?" fragte der Baron, um sich zu vergewissern, daß er sich nicht geirrt habe.

„Ich hörte sie Amalie nennen."

„Gut, erwarten Sie meine Rückkehr."

Albrecht öffnete die Thür und trat in ein dunkles Vorzimmer. Ein heller Blitz erleuchtete den Raum und gleich darauf ließ sich der erste Donner vernehmen. Dann ward eine Thür geöffnet und eine Dame in einem weißen Nachtmantel erschien.

„Betty! Betty!" rief sie leise.

Albrecht erkannte die liebliche Stimme Amaliens; seiner nicht mehr mächtig, trat er ihr rasch entgegen. Mit einem unterdrückten Schrei flog sie erschreckt in das Zimmer zurück.

„Ich bin es, Amalie! Ihr Freund, Albrecht, Ihr glühender Verehrer!" rief er leise, indem er ihr folgte.

„Sie, mein Herr, Sie?" fragte sie mit ängstlicher Stimme.

„Konnten Sie zweifeln, daß ich Ihnen folgen würde? Amalie, es gibt kein Hinderniß, das mich von Ihnen trennen kann — ausgenommen Ihr eigener Wille!" fügte er hinzu, indem er ihre zarte Hand ergriff und sie an seine Lippen führte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Calais schiffte sich dieser Tage eine junge hübsche Französin nach Dover ein. Während der Ueberfahrt wurde sie von den Passagieren und der Schiffsmannschaft wegen ihres sichtlich weit vorgerückten „interessanten Zustandes" mit aller Rücksicht behandelt und beim Landen in einem Lehnsessel an den Uferplatz hinabgelassen. Dort stand sie vor dem Zollhause, als sich ihr ein Zollbeamter, ein im Dienste ergrauter Mann, der sich für den Zustand der schönen Reisenden zu interessiren schien, näherte und ihr unter dem Vorgeben, daß er sich auf die Hebammenkunst verstehe, seinen Beistand anbot. Die Fremde entgegnete, daß sie sich, obschon angegriffen, dennoch wohl fühle; aber der Mann ließ sich nicht abschrecken, führte sie in das Zollhaus und rief eine Hebamme herbei, welche die Reisende, nachdem sie sich eine Viertelstunde vergeblich bitten ließ, glücklich von 15 Schärpen, dann einer Anzahl Glacéhandschuhen, Seidenstrümpfen und andern

Digitized by Google

Modeartikeln entband. Die Mutter befindet sich wohl, das Zollamt hat die Kinder in Verwahrung genommen.

Der „Observatore Dalmato" gibt folgende Erklärung des Wortes: „Hurrah!" Es ist ein slavisches Wort, das man an den dalmatinischen Küsten, wie auch an der Behringsstraße hören kann, und zwar meistens in dem Augenblicke, wenn die betreffenden Völker eine Probe ihres waghalsigen Muthes ablegen müssen. Die Wurzel dieses Wortes ist in der Uransicht zu suchen, daß jeder Mensch, der heldenmüthig für sein Vaterland stirbt, gerade in den Himmel eingeht (hu-raj, in das Paradies), und deßhalb lassen alle Streiter, wie die Türken die „Allahs", diesen Schrei vernehmen, mit dem sie sich ermuthigen, in der sichern Hoffnung, sofort todesverachtend das ewige Leben zu erringen.

Dieser Tage sind zwei Vaudevilles von Paris nach der Krim abgegangen, welche von zwei jungen Schriftstellern auf Bestellung eines vor Sebastopol stationirten Generals verfaßt und zur Aufführung im französischen Lager bestimmt sind. Das eine dieser Stücke handelt von einer schönen Russin, die aus Sebastopol entflohen ist, und Leben und Ehre wagte, um einen Zuavenoffizier, in den sie sich verliebt hat, von der Nähe besser sehen zu können, als von der Terrasse ihres Hauses mit einem Fernglas in der Hand. Die Abenteuer jener verliebten Russin auf ihrer Flucht in das Lager der Alliirten werden in dem Stücke auf das Komischste geschildert. Das andere Vaudeville heißt: „Menschikoff's Paletot".

In „Illustrated London News" wird eine Beschreibung des Marschallstabes gegeben, den die Königin von England Lord Raglan geschenkt hat. Der Stab ist mit scharlachrothem Sammt überzogen und zeigt auf der Spitze, aus Gold meisterhaft gearbeitet, den Ritter St. Georg, wie er den Drachen tödtet. Unter dieser Gruppe befindet sich auf einem goldenen Ring die Inschrift: „Von Ihrer Majestät Alexandrina Victoria, Königin der vereinigten Königreiche Großbritannien und Irland, an den Feldmarschall Lord Raglan, Großkreuz des Bathordens, 1855."

Nächst Lucasapresto war wohl der Holländer Vanderstraaten der geschwindeste Maler, den es je gegeben. Man sagt von ihm, er habe dreißig Landschaften in einem Tage gemalt von der Größe eines gewöhnlichen Bogens Papier. Auch erzählt man von ihm Folgendes: Er hatte mehrere Töpfe mit Farbe neben sich stehen, einen für die Wolken, einen für das Grün, einen andern für den Schatten. Fing er nun an zu malen, so rief er in holländischem Accente: He Junge, eine Wolke. Er tauchte einen dicken Pinsel in den Farbentopf und fuhr nun horizontalweise über die Leinwand. Dann rief er: Da sind die Wolken; nun den Schatten her, und so ging es fort, bis die dreißig Landschaften fertig waren. Ferner sagt man, er habe ganze Leinwandstücke von einem Ende zum andern bemalt, und zwar auf die beschriebene Weise, indem er Wolken, Grün und Schatten durch das Ganze hindurchmalte. War nun aus dem Ganzen eine Landschaft geworden, so wurde sie nach den Aufträgen der Käufer in Stücken zerschnitten. Man konnte bei ihm 1, 2, 3 oder 4 Fuß Landschaften kaufen je nach der Größe des Kamins, den man damit zieren wollte.

Folgendes wird von Orleans geschrieben: Am 26. Mai wurde durch den Schnellzug nach Paris in der Nähe der Station de la Ferté ein mächtiger Wolf von der Locomotive zermalmt.

Den „Daily News" zufolge hat England in seinen großen Kriegen folgende Summen ausgegeben: Im Jahre 1688 36 Millionen und im spanischen Erbfolgekrieg 32 Millionen Pfund Sterling; im spanischen Kriege (1736) 54 Millionen; im siebenjährigen Kriege (1756) 112 Millionen; im amerikanischen Kriege 136 Millionen; im Kriege der französischen Revolution 464 Millionen; im Kriege gegen Bonaparte 1159 Millionen, demnach während eines Zeitraumes von 127 Jahren 2'023,000,000 Pfund Sterling.

Zwei Frankfurter Banquiers, die überwiesen worden sind, Kitzinger Einwohner zur Theilnahme an der badischen Staatslotterie aufgefordert zu haben, wurden von bayerischen Gerichten jeder zu 50 fl. Geldstrafe verurtheilt. So berichtet der „Frankf. Anzeiger".

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 72. Sonntag, 17. Juni 1855.

Braut und Gattin.

(Fortsetzung.)

Bei dem ungestümen Gebahren des verliebten jungen Mannes schien sich das reizende Mädchen seiner Nachttoilette zu erinnern. Sie kreuzte die vollen, runden Arme, die nur halb von feinen Spitzen bedeckt waren, auf dem erregten Busen, der wie Schnee durch den dünnen Flor ihres Ueberwurfs schimmerte. Die aufgerollten Locken bildeten einen Kranz um das liebliche Köpfchen. Wie wunderbar schön war das vor Scham und Verwirrung erröthende Mädchen! Amalie wagte kaum die Blicke emporzuschlagen.

„Ich sah Sie diesen Morgen bei der Fontaine!" stammelte sie. „Mein Gott, wie froh bin ich, daß es keine Täuschung war! Und dennoch mußte ich daran glauben."

„Amalie, dann setzen Sie wenig Vertrauen in mich!" sagte Albrecht im Tone sanften Vorwurfs. „Nach unserer letzten Unterredung in Spaa hätte ich Ihre heimliche und schnelle Abreise für unmöglich gehalten."

Sie warf einen seelenvollen Blick auf den Baron und fragte weich:

„Für unmöglich?"

„Oder sollte ich anmaßend genug gewesen seyn, ein Glück vorauszusetzen, dessen ein Anderer vielleicht würdiger gewesen?"

Sie trat rasch zu ihrem Toilettentischchen und holte einen Brief hervor.

„Lesen Sie!" sagte sie.

Der Baron las:

„Angebetete Amalie!

„Die Vorsehung hat es gewollt, daß ich ein Duell zu bestehen hatte. Mein Gegner ist zugleich Ihr gefährlichster Feind, denn er entbrennt in lasterhafter Begierde zu Ihnen und sucht Sie mit allen Künsten der Hölle zu umstricken. Noch lebt sein ihm angetrautes Weib und schon richtet er die lüsternen Blicke nach Ihnen, die er durch Schmeichelworte und Lügen zu berücken hofft. Die heilige Jungfrau, unsere Patronin, hat Sie vor Ihrem listigen Feinde sicher gestellt, denn der Baron v. Beck athmet nicht mehr — er ist in dem Zweikampf gefallen, zu dem er mich gewaltsam gezwungen. Vereinigen wir uns diesen Abend zu einer Wallfahrt nach dem Gnadenbilde, um gemeinschaftlich unser Dankgebet abzustatten. Nehmen Sie die Versicherung treuester Ergebenheit von

Alphons v. Funcal."

„Was ist das? was ist das?" versetzte der überraschte Albrecht.

„Diesen Brief erhielt ich Mittags zwölf Uhr," flüsterte Amalie; „um ein Uhr reiste ich ab," fügte sie bewegt hinzu, „da mich nichts mehr an Spaa fesselte, als eine traurige Erinnerung. Wenn ich jetzt meine Freude über Ihr Wiedersehen ausspreche, so habe ich keinen andern Grund, als daß Sie dem Leben und — Ihrer Gattin erhalten sind."

„Amalie!"

„Auf einen Besuch, Herr Baron, habe ich nicht gerechnet!"

Sie nahm mit einer Verbeugung den Brief aus seiner erstarrten Hand und verbarg ihn wieder in der Schublade des Tischchens.

„Himmel, welche geheimnißvolle Macht verfolgt mich!" sagte Albrecht, der von seinem Erstaunen kaum zurückkommen konnte. „Das Duell hat wirklich stattgefunden, ich konnte ihm nicht ausweichen, da meine Ehre verletzt war und vielleicht auch meiner Sicherheit Gefahr drohte; aber nicht ich ward verwundet, sondern mein Gegner, der vielleicht in diesem Augenblicke nicht mehr athmet."

Digitized by Google

„Herr v. Funcal verwundet?“ fragte Amalie mit einem schmerzlichen Lächeln. „Wann fand das Duell statt?“

„Kurz vor Mittag.“

„Jener Brief ist von seiner eigenen Hand geschrieben, die ich genau kenne, — wie ist es möglich, daß er ihn gleich nach dem Kampfe verfassen und absenden konnte? — Da Sie an seinem Leben zweifeln, muß er schwer verwundet seyn.“

Der Baron begriff, daß Amalie nicht anders urtheilen konnte.

„Das ist allerdings seltsam!“ murmelte er verwirrt. Ich begreife nicht, wie das möglich ist. Aber, Amalie, wie der Brief die Lüge von meinem Tode enthält, die ich durch meine unverletzte Person constatire, so sind auch die übrigen Angaben falsch.“

„Sie wären nicht verheirathet?“ fragte Amalie mit einem hellen, glänzenden Blick.

„Ich war es!“ entgegnete er. „Eine unbesonnene Jugendschwärmerei ließ mich den Schritt ohne Vorwissen meines Vaters thun. Aber Katharina ist längst todt und jenes Billet von ihr, das Sie kennen —“

„Das ich kenne?“ fragte Amalie verwundert. „Sie erlauben mir die Versicherung, daß der Brief des Herrn v. Funcal mir die erste Andeutung gab. Hätte ich ahnen können,“ fügte sie mit beleidigtem Stolze hinzu, „daß Sie bereits durch heilige Bande gefesselt seyen, ich würde Ihre zärtliche Annäherung nur mit Verachtung zurückgewiesen haben!“

Bei diesen Worten zitterte ihre Stimme und das feine Roth ihrer zarten Wangen verwandelte sich in Purpur.

Albrecht hatte keinen Grund, an der Wahrheit dieser Entrüstung zu zweifeln.

„Jenes Billet“ — stammelte er verwirrt — „befand sich in dem Taschenbuche, das Sie mir als Andenken verehrten.“

„Unmöglich, mein Herr!“

„Verzeihung, mein Fräulein, wenn ich darauf beharre! Aber ich würde es schwerlich gefunden haben, wenn es mir Herr v. Funcal nicht bezeichnet hätte.“

„Herr Baron, welchen Plan verfolgen Sie mit mir? Soll ich an eine Mystification glauben? Mein Taschenbuch ist nie in den Händen Funcal's gewesen.“

„Und dennoch fand ich unter dem schwarzen Blatte das Papier. — Amalie, lassen Sie uns vereint forschen! Jener Funcal hält uns mit unsichtbaren Banden umschlungen, — begreife ich doch selbst nicht, wie er die Ereignisse meines Lebens erfahren. Aber das ist mir klar, daß er mich als seinen bevorzugten Nebenbuhler betrachtet und kein Mittel scheut, mich aus dem Wege zu räumen. Amalie, ich liebe Sie heiß und innig, — können Sie sich mir anvertrauen, können Sie sich der Sphäre entrücken, der Sie bisher angehörten, so werden Sie nicht mehr allein stehen, Sie werden bald den Namen einer geachteten Familie tragen, denn ich schwöre Ihnen, daß ich Herr meines Willens und meines Herzens bin. O, glauben Sie mir, ich stehe nicht mehr in dem Alter, wo man leichtsinnig verspricht und handelt. Jetzt erst habe ich die wahre Liebe kennen gelernt, — Amalie, entscheiden Sie über das Glück meines Lebens!“

Er sank zu ihren Füßen nieder und sah mit flehenden Blicken, die klar die Tiefe seiner Leidenschaft verriethen, zu ihr empor.

Amalie ließ ihm ihre Hand, die er mit Innigkeit an sein Herz drückte. Sie schien sich einen Augenblick in dem Triumphe zu gefallen, den Baron zu ihren Füßen zu sehen. Plötzlich aber, wie von einer Erinnerung ergriffen, zuckte sie zusammen. Zugleich fragte sie:

„Was soll ich glauben? Herr v. Funcal liegt verwundet in Spaa, während sein Brief mir Ihren Tod berichtet —?“

„Glauben Sie, was Sie sehen, Amalie!“

„Stehen Sie auf!“ bat sie ängstlich.

„Sprechen Sie mein Urtheil aus!“

„Mein Herr!“

„Haben Sie Verpflichtungen — Ihr Gatte wird sie als ein Mann von Ehre lösen!“

Ein Blitz zischte und ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte das Haus, daß die Fenster laut erklirrten. Der Knieende erhob sich. Da folgte ein zweiter, noch stärkerer Schlag. Die erschreckte Amalie schwankte — er umfing die Sinkende mit seinen Armen. Geschlossenen Auges lag das reizende Wesen an seiner Brust. Ihr zartes Wesen hatte plötzlich eine Lilienblässe überzogen und ihre Pulse schienen still zu stehen. Albrecht war seiner Sinne nicht mehr mächtig — wie berauscht küßte er die feingeschweiften Lippen und drückte den wunderbar schönen Körper fester an sich. Er schwelgte in den Wonnen, die er in der zärtlichen Berührung dieses Engels fand. In dem Augenblicke, als er sie in dem Sopha niederließ, schlug sie die Augen auf. Beschämt und verwirrt entzog sie ihm ihre Hände. Da ließ sich Geräusch in dem angrenzenden Zimmer vernehmen.

Digitized by Google

„Großer Gott!“ flüsterte Amalie, indem sie sich mit Anstrengung erhob — „das hatte ich nicht bedacht!“

„Wer befindet sich dort?“ fragte Albrecht, in dem eine gräßliche Eifersucht erwachte.

„Findet man Sie hier, so ist es um mich geschehen!“

„Um Sie? Ich vertheidige Sie!“ versetzte der Baron, sich seiner Waffe erinnernd.

„Dann bin ich für Sie verloren!“ flüsterte Amalie in einer unbeschreiblichen Angst. „Um Gotteswillen, entfernen Sie sich still und heimlich! Der geringste Verdacht bereitet mir ein schreckliches Loos! — Wenn Sie mich lieben,“ bat sie mit Thränen in den Augen, „so verlassen Sie mich! Es gibt keine Waffe, mit der Sie mich in diesem Augenblick vertheidigen könnten!“

„Amalie,“ flüsterte er dringend, „lieben Sie mich?“

„Sie sehen meine Angst, Herr Baron! Sie mag Ihnen als Antwort auf Ihre Frage dienen! Erwarten Sie Herrn Barchon, er wird Ihnen sagen, wo Sie mich morgen finden!“

In dem Nebenzimmer erklangen Schritte. Der Schrecken bleichte Amaliens Gesicht — zitternd drängte sie den Baron zur Thür.

„Ein Pfand Ihrer Liebe!“ bat er.

Sie drückte ihm flüchtig einen Kuß auf die Lippen.

„Bewahren Sie mein Geschenk!“ flüsterte sie dann.

„Und ich sehe Sie hier wieder?“

„So wahr ich mein Glück von Ihnen erwarte! Vertrauen Sie mir — Sie werden Alles erfahren!“

Albrecht verschwand aus dem Zimmer, dessen Thür Amalie hinter ihm schloß. Er eilte über den Corridor die Treppe hinab. Auf der Hausflur traf er Barchon, der leise auf und ab ging.

„Nun?“ fragte er lächelnd.

„Sie werden mir morgen Nachricht von Amalien bringen. Jetzt begleiten Sie mich.“

„Ich bedaure, Herr Baron.“

„Warum?“

„Weil ich in Amaliens Interesse hier bleiben muß.“

„Ich verdoppele die versprochene Summe — aber ich bleibe bei Ihnen.“

„Dann treten Sie in mein Wohnzimmer.“

Der Lange führte Albrecht in ein Zimmer des Erdgeschosses. Kaum waren sie eingetreten, als das Gewitter sich zu entladen begann.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In dem Dorfe Brodno (in Ungarn) ereignete sich vor Kurzem ein Unglück, worüber sich jedes menschliche Herz entsetzt. Die Gattin des Waldhegers stillte bei Tagesanbruch ihren Säugling, während ihr Gatte noch schlief. Da vernahm sie das Bellen, später ein ängstliches Wimmern des Jagdhundes, und da sie einen Einbruch befürchtete, den vielleicht Diebe in ihre Kammer beabsichtigten, so weckte sie den Mann auf, der noch schlaftrunken auf den Hof rannte. Und hier tritt ihm ein Wolf in den Weg, greift ihn an, reißt ihm die untere Kinnlade weg und wirft ihn zu Boden. Auf sein Angstgeschrei eilt die Magd herbei und versetzt dem Wolf mit einem Scheit Holz einen Schlag über den Kopf. Da läßt die Bestie den Waldheger los und springt der Magd gerade ins Gesicht. Ein gleiches Unglück trifft weiter die Waldhegerin, welche der schreckliche Weheruf der Verwundeten hinaustrieb; denn sobald sie erscheint, läßt das Ungeheuer die Magd los, erfaßt das neue Opfer beim Genick und schindet ihm fast den ganzen Rücken. In Folge des entsetzlichen, herzzerreißenden Geschreis eilten die erwachten Dorfbewohner mit Prügeln, Aexten und Gabeln bewaffnet in die Wohnung dieser Unglücklichen, denn im ganzen Dorfe war kein Gewehr und das seinige ließ der Waldmann auf der Schafhürde, wo sich bereits Wölfe mehrere Male eingestellt hatten. Doch der in wilde Wuth gerathene Isegrimm erschrickt nicht und springt jedem Ankommenden mit dem blutenden Gebiß ins Gesicht. Und so hat er zwölf Menschen zerfleischt, von denen fünf rettungslos darnieder liegen sollen. Endlich gelang es einem starken Mann, das Ungethüm mit einer langen Holzstange zu erlegen, worauf die herbeigeeilten Gendarmen, die zufällig daselbst übernachteten, ihm mit einem Schuß den Rest gaben. Es war eine Wölfin, die mit sechs Jungen trächtig ging.

Einer der höheren Staatsbeamten in Hannover gab dieser Tage ein Diner. Als in dem zur ebenen Erde liegenden Eßzimmer die Tafel servirt und in der Küche Alles zum Diner fertig war, begibt sich der Bediente in die erste Etage, wo die Gesellschaft vereinigt war, um dem Hausherrn zu verkünden, daß dem Beginnen des Diners nichts mehr im Wege stehe. Allein wer malt das Erstaunen des Hausherrn und der

Digitized by Google

Gäste, als man die Tafel alles Silberzeuges, das in reichem Maße vorhanden war, beraubt findet! In der kurzen Zeit, daß der Bediente das Eßzimmer verlassen, noch einen Gang in die Küche gemacht und im ersten Stocke dem Hausherrn die Tafelbereitschaft angekündigt, hat ein schlauer Dieb die Gelegenheit benutzt, sich des Silberzeuges zu bemeistern.

Der „Courrier du Bas Rhin" meldet, daß die Anstalt zur künstlichen Fortpflanzung der Fische in Hüningen in den Monaten Januar und Februar etwa eine halbe Million Fischeier in Frankreich und in das Ausland versandt habe, die fast ohne Ausnahme lebendig angekommen seyen und fast durchweg Junge ergeben haben. Die Versendung von Fischsamen sey nach den jetzigen Erfahrungen daher so leicht und sicher, wie die von jeder andern Sämerei.

Dem Buchdruckereibesitzer J. Kreuzer in Stuttgart ist es nach jahrelangen Versuchen gelungen, ein Verfahren zu entdecken, mittelst dessen er die Typen auf galvanischem Wege verkupfert, und zwar in einer von der bisher bekannten gänzlich abweichenden Weise. Er überzieht nicht nur die gewöhnlichen Schriften, sondern auch die feinsten Zier- und die größten Placatschriften, Musiknoten, Stereotypplatten, Vignetten, Cliches der feinsten Holzstiche, Einfassungen, Linien ꝛc. mit Kupfer, und zwar in der Art, daß nur die Druckfläche selbst einen gleichmäßigen dauerhaften Ueberzug bekommt, die feinsten und flachsten Vertiefungen aber unberührt bleiben. Die betreffenden Gegenstände behalten ihre ursprüngliche Schärfe und erlangen eine Dauer, welche mindestens doppelt so viele Abdrücke zuläßt, als das gewöhnliche Schriftzeug. Die mit J. Kreuzer's verkupferten Schriften vorgenommenen Proben ergaben, daß sich nach 500,000 Abdrücken noch keine merkliche Abnutzung zeigte.

Gemeinnütziges.

(Branntwein aus Runkelrüben auf eine einfache Weise zu brennen.) Der hohe Preis des Getreides und der Kartoffeln hat in der neueren Zeit vielfache Versuche hervorgerufen, die Runkelrübe zur Brennerei zu benutzen, um so mehr, als die Schlempe ein sehr gutes Viehfutter gibt. Diese Versuche sind meist gut gelungen und in Frankreich wird bereits Branntwein in großen Massen aus Runkeln hergestellt. Eines der einfachsten Verfahren ist folgendes: Die Rüben werden gewaschen und ganz wie sie sind, in einem Fasse durch unten einströmenden Dampf gekocht, dann zweckmäßig zerkleinert, hierauf 3 Stunden in warmem Wasser unter Zusatz von etwas kleingeschnittenem Haferstroh gemaischt. Dieser Masse setzt man dann bei einer Temperatur von 18 bis 22 Grad Wärme nach Reaumur Oberhefe zu und läßt sie 72 Stunden gähren, wobei der auf der Oberfläche sich bildende Schaum entfernt wird. Die Flüssigkeit kann dann in jedem Apparat gebrannt werden. Ehe die Destillation beginnt, vermischt man die abgegohrene Flüssigkeit mit einer Quantität frisch ausgeglühter, grobgestoßener Holzkohle, wodurch der Rübengeschmack des Weingeists beseitigt wird. Es versteht sich von selbst, daß man mehr Branntwein gewinnt, wenn man die Zuckerrunkel, wie sie zur Bereitung des Zuckers dient, als wenn man die gewöhnliche Rübe zum Brennen benutzt.

Die Thräne.

Laß dir ein edles Kleinod nennen,
Nicht birgt's des Meeres dunkler Schooß;
Doch seinen Werth wirst du erkennen,
Und seine Wundermacht ist groß.

Die edle Perle, die verborgen
Im Innersten des Menschen ruht,
Sie löscht den Feuerschmerz der Sorgen,
Wenn sie gelöst in Lethe's Fluth
Das Auge feuchtet.

Es strahlt das Antlitz heil'ges Feuer,
Wenn funkelnd in der Freuden Kron'
Die Perle, die dem Herzen theuer,
Des Menschen Innerstem entfloh'n,
Im Auge leuchtet.

Wohl dem, der diese Perle immer
Zu schätzen weiß in Freud' und Leid:
Sie ist ein Kleinod, welches nimmer
Ihm rauben wird der Menschen Neid.

V.....

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 73. Dienstag, 19. Juni 1855.

Juni.

Wohl bracht' uns Mai des Jahres holde Blüthenzeit,
Wohl flocht in lachend Grün er zarter Knospen Blüthen;
Doch nicht das Aug' verlockt' der Farben Heiterkeit,
Und nicht wie sonst von Kraft und Feuer sie erglühten.
Denn über Fluren noch blies Winters eis'ger Hauch,
Des Himmels Blau umzogen düst're Wolkenmassen,
Verstohlen nur durch sie drang Phöbus' gold'nes Aug'
Und seinen Blitz sah man in falbem Schein erblassen.
— Doch herrlich stieg Junius, des Lenzes jüng'rer Sohn,
Zur Erd' herab, mit hauptes grün umwund'ner Binde,
In Anmuth strahlt er auf dem grünen Blätterthron,
Sein Aug' erglänzt von Lust, gleich einem Götterkinde;
Er rief auf's Neu' zum Leben die hingestreckte Saat,
Den grünen Halm, der Knospen hingestorb'ne Blüthen;
Die Blume, die darnieder lag am Wiesenpfad',
Hob farbenreicher sich auf seiner Macht Gebieten.
Mild zog zur Erde er der Sonne reinen Strahl,
Hervor lockt' er den Schmetterling aus Todesgrüften,
Zum Ufer hin mit Laichesdrang den glatten Aal
Und ihn begrüßt der Tauben bunte Schaar in Lüften.
Aus stiller Nacht, von sanftem Mondesschein umflossen,
Klagt freier aus dem Forst der Eule Frühlingslaut,
Der Schwan wiegt auf dem Teich die schnellen Flossen,
Es sehnt sein heller Schrei sich nach der jungen Braut;
Und voller rauscht zum Ohr der heiß entbrannte Schlag
Der holden Nachtigall vom grünen Bachgestade,
Denn kalt nicht zieht der Wind mehr durch ihr laubig Dach,
Noch schauern Regen mehr herab auf Wiesenmatte. —

Und heiter blickt der Mensch auf die belebte Flur,
Sein Aug' ergötzt die Blüth', des Baumes grünes Blatt;
Weg von ihr zog des Winters grausige Natur,
Die lang umschlungen hielt Gehöfe, Dorf und Stadt;
Und Hoffnung lächelt ihm mit ihren Zauberblicken,
Ihm weckt Erinnerung die schön geschwund'ne Zeit,
Wo, frei von Sorgen einst, die heute ihn bedrücken,
Den Ueberfluß erbracht der Jahre Fruchtbarkeit;
Wo munt're Lust erscholl im Kreise froher Brüder,
Der Freude sanfter Laut aus ärmster Hütte drang,
Die heiter kund sich gab in des Gefühles Lieder,
Als frei noch war Gesang, der Sinn noch ohne Zwang.
O! kehre schöne Zeit! wo Liebe man noch hegte,
Wo warm Gefühl der Mensch noch in dem Herzen trug,
Und nicht die Zwietracht noch den Weltenstreit erregte,
Der jetzt entbrannt, — der Menschheit tiefe Wunden schlug.

Hoffmann.

Braut und Gattin.

(Fortsetzung.)

5.
Der Vormund.

Kaum war Amalie allein, als sich an der Thür, die zu dem Nebenzimmer führte, ein Klopfen vernehmen ließ.

„Es war hohe Zeit, daß er ging!" murmelte sie. „Wohlan, ich selbst werde die Krisis herbeiführen, um klar zu sehen!"

Nachdem sie ihre Toilette flüchtig geordnet, öffnete sie die Thür.

Ein Greis, in einen prachtvollen Sammetpelz gehüllt, trat ein. Forschend sah er durch das elegante Boudoir. Die Blicke der großen, hellen Augen verriethen deutlich seinen Argwohn.

„Das schwere Gewitter treibt mich aus meinem Zimmer," sagte er. „Waren Sie allein, Amalie?"

„Ich stehe im Begriffe, meine Kammerfrau zu rufen."

Digitized by Google

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Gesellschaft leiste, Amalie, bis das Gewitter vorübergezogen ist."

Und der alte Mann ließ sich in dem Sopha nieder.

Amalie beobachtete ängstlich die Blitze, deren grelles Licht durch die herabgelassenen Vorhänge der Fenster drang.

„Es ist seltsam," begann der Greis, „mir war, als hörte ich in meinem halb wachen Zustande die Stimme eines Mannes. Nicht wahr, Amalie, ich muß mich wohl getäuscht haben?"

„Herr Graf, glaubt Ihr Argwohn vielleicht einen Todten in meiner Gesellschaft?" fragte sie ironisch.

„Einen Todten, mein Kind? Die Gräber öffnen sich nicht wieder, wenn sie einmal geschlossen sind! — Sie verzeihen meiner Besorgniß, Amalie, — die Todten fürchte i c h nicht, aber die Lebendigen. Darum will ich die kurze Zeit meines Lebens benutzen, um Ihr Loos in jeder Beziehung sicher zu stellen."

„Das heißt, mich und mein Vermögen einem Kloster zu übergeben."

„Amalie, Sie verkennen immer noch meine Absicht. Als Ihr Vater starb, setzte er mich zum Administrator seines Vermögens und zum Vormunde seiner Tochter ein. Ersteres verwaltete ich mit gewissenhafter Treue, denn es ist zu einem großen Reichthum angewachsen, — die Letztere entzog sich meiner Fürsorge, indem sie zu einer weltlich gesinnten Tante nach Brüssel ging. — Steht mir auch Ihr Seelenheil höher, als Ihr Vermögen, so habe ich dennoch darauf Bedacht genommen, Ihnen einen guten und braven Lebensgefährten zu verschaffen, der nicht minder für Ihr irdisches wie für Ihr geistiges Wohl sorgt."

„Das ist mehr, als ich erwarten kann!" sagte Amalie überrascht. „Ich werde indeß nie einen Mann heirathen, der nur mein Vermögen im Auge hat."

„Er liebt Sie blos Ihrer selbst wegen, mein Kind, — er weiß nicht einmal, daß Sie Vermögen besitzen. Er lernte Sie in Spaa kennen und lieben."

„In Spaa?"

„Und bewarb sich um Ihre Hand!" sagte mit Lächeln der alte Graf.

Amalie dachte an die beiden Heirathskandidaten. Sie zweifelte nicht daran, daß der Graf d e n im Sinne hatte, der seinen Namen führte.

„Sie meinen Alphons v. Funcal?" fragte sie gespannt.

„Wäre er auch nicht mein Vetter, ich würde ihm dennoch Ihr Glück anvertraut haben. Er ist von edler Familie und besitzt einen vortrefflichen Charakter. Sie sehen, daß ich nicht eigensinnig darauf beharre, Sie in ein Kloster zu schicken. Jeden Zweifel an seiner wahren Liebe zu Ihnen hat er dadurch beseitigt, daß er Ihnen, der unbekannten Schönen, seine Hand antrug und dann mit einem gefährlichen Raufbolde sich schoß, um Ihre Ehre zu retten. Wie er schreibt, hat er den Sieg mit einer Wunde erkauft, die ihn noch einige Tage von der Reise abhält. Und welch eine wunderbare Fügung der allweisen Vorsehung liegt in allen diesen Verhältnissen! Alphons bittet mich, jedes Heirathsprojekt für ihn aufzugeben, da sein Herz bereits an einen Engel gefesselt sey. Wie wird er staunen, wenn er bei seiner Ankunft sieht, daß ich ihm das Mädchen seiner Wahl zuführe! — Das ist kein Zufall, mein Kind — das ist ein Fingerzeig Gottes, den man nicht unbeachtet lassen darf, ohne eine Sünde zu begehen. Alphons war das Werkzeug, dessen sich der Höchste bediente, um einen verrätherischen Ehemann zu bestrafen. — Sie wissen, wen ich meine!"

„Also das ist es," dachte sie; „jetzt sehe ich klar!"

„Ich benutze den heutigen Abend, um Sie auf Ihre Zukunft vorzubereiten," fuhr der Graf fort; „Sie haben die Wahl zwischen Alphons und dem Kloster. Mein Wille ist der Ihres verstorbenen Vaters, und ehe das Fest der Heiligthümer vorüber ist, müssen Sie eine Entscheidung getroffen haben. In den nächsten Tagen kommt Alphons, prüfen und wählen Sie!"

„Und wenn ich mich nun zu keinem von beiden entschließe?" fragte Amalie, indem sie ihr Köpfchen keck emporhob.

Der Graf lächelte einen Augenblick still vor sich hin, dann sagte er kalt und ruhig:

„Sie werden mich nicht zwingen, daß ich meine Hand von Ihnen abziehe und Sie im Namen Ihres Vaters enterbe. Hoffen Sie nicht auf Ihre Volljährigkeit, die in drei Monaten eintritt, — denken Sie vielmehr daran, daß Ihre Mutter nicht die angetraute Gattin Ihres Vaters war. Er hat Ihnen seinen Namen gegeben, aber die Erwerbung seines Vermögens hängt von Ihrem Betragen ab, und dies hat der Erblasser meinem Urtheile unterstellt. Sie sehen, ich habe eine Gewissenspflicht zu erfüllen. Schlagen Sie die Hand meines Neffen aus, den ich nach meiner innersten Ueberzeugung für den einzigen Mann

Digitized by Google

halte, der Sie im Sinne Ihres Vaters beglücken kann, so werden Sie den Schleier wählen müssen."

„Und mein Vermögen?"

„Fällt nach der testamentarischen Bestimmung dem Kloster anheim, in das Sie eintreten."

„Also in spätestens acht Tagen muß ich mich entschieden haben?"

„Ja."

„Gut, Alphons selbst mag die Entscheidung von mir holen. Auf ein Kloster rechnen Sie nicht, Herr Graf!"

„Desto besser, Amalie, denn Ihr junges Leben hat noch Anwartschaft auf eine schöne Zukunft. Eine stille, fromme Ehe ist dem Herrn nicht minder wohlgefällig, als das Klosterleben. — Ich will schlafen gehen, denn das Gewitter ist vorüber. Der Himmel stärke Sie in Ihrem guten Vorsatze. Gute Nacht!"

Amalie küßte dem Greise die Hand und führte ihn bis zu der Thür seines Zimmers.

„Ich müßte eine große Thörin sein, wollte ich dem frommen Grafen widersprechen!" sprach sie für sich. „Die Bewerbungen des Herrn v. Funcal gaben mir den ersten Anlaß zum Argwohn, und siehe da, es bestätigt sich! — Aber wie plump ist die Lüge von dem Tode des Barons ersonnen! Er soll todt bleiben, um mich den Händen meines Peinigers zu entziehen. Den unbesonnenen Schritt seiner ersten Verheirathung verzeihe ich ihm, denn er ist jung und schön und — ich liebe ihn! — Daß ich Albrecht in Spaa kennen gelernt, ist eine Fügung der Vorsehung, Herr Graf! Er ist zur rechten Zeit erschienen, um mir Hilfe zu gewähren. Der Baron liebt mich meiner selbst wegen und ich kann nicht anders, als seine Neigung erwiedern. Aber noch darf er nicht wissen, daß ich des schönen, stattlichen Jägers wegen das Marienbild besuchte; er soll, seiner Meinung nach, meine Liebe erst erwerben. Fast hätte ich aus Schmerz über seinen Tod mich in das Kloster begraben, und die List des frommen Funcal wäre gelungen. Onkel und Neffe spielen *eine* Karte, das ist klar, — die Liebe soll Beiden das Spiel verderben. War die Nachricht von Albrechts Tode Lüge, so ist auch die Behauptung erlogen, daß seine Gattin noch lebt. Ich beginne kühn meinen Plan."

Amalie schloß die Thüren und schrieb dann einen langen Brief. — Es war noch sehr früh, als sie am nächsten Morgen einen Spaziergang durch den Garten machte. Herr Barchon, der Besitzer des Hauses, trat ihr entgegen, indem er ehrerbietig grüßte.

„Sind Sie zufrieden?" fragte er lächelnd.

„Der Baron wird Ihnen meinen Dank abstatten."

„Ist schon geschehen, mein Fräulein, und Sie sehen mich zu ferneren Diensten bereit."

Beide traten hinter einen blühenden Akazienstrauch, so daß sie von dem Hause aus nicht gesehen werden konnten.

„Herr Barchon, ich spreche nicht mehr von dem geizigen Grafen, der dieses Jahr zum letzten Male in Ihrem Hause gewohnt hat, denn nach sieben Jahren liegt wohl der alte, gebrechliche Mann im Grabe."

„Darum halte ich mich an die Jugend!" versetzte der Koloß. „Jeder Mensch ist Geschäftsmann und ich vorab, der ich stets mit Sorgen zu kämpfen habe, um mir dieses Haus zu erhalten, — ich bin ein armer Mann, war früher Küster am Dome und beziehe nur eine kleine Pension —"

„Sie haben mir das bereits gestern erzählt. Hier ist ein Brief, befördern Sie ihn so schnell als möglich an den Baron."

„Ich fliege, gnädiges Fräulein! Und die Antwort?"

„Ich kenne sie schon! — Verlassen Sie mich jetzt, damit man unsere Verschwörung nicht entdeckt."

Beide trennten sich. Eine halbe Stunde später befand sich Amalie wieder in ihrem Zimmer und Herr Barchon schritt rüstig durch das Thor der Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Als eine interessante Illustration zu unserer Zeitgeschichte verdient betrachtet zu werden, daß der berühmte Walzer-Compositeur, Johann Strauß in Wien, nach Paris berufen ist, um dort während der Dauer der Industrieausstellung seine musikalischen Productionen aufzuführen. Kaiser Napoleon III. hat zwar Herrn Strauß für die Widmung seines hier so überaus beifällig aufgenommenen „Napoleonsmarsches" bereits eine Anerkennung zu Theil werden lassen, nun ist ihm aber gestattet worden, in dem Garten des kaiserlichen Palastes der Tuilerien zu spielen. Dieser Garten ist vordem noch niemals abgeschlossen worden und wird die Erlaubniß des Kaisers als eine große Auszeichnung von den

Digitized by Google

Franzosen betrachtet. Ist einmal Strauß in Paris, so lautet das neueste Wiener Bonmot, dann werden die Pariser bald wohl kaum mehr leugnen können, daß sie nach österreichischen „Noten" tanzen.

Die ganze nördliche Façade des Verbindungsflügels des Louvre ist jetzt vollendet, überreich an Bildwerken und Ornamenten, unstreitig das formreichste Bauwerk von Paris, das jetzt von allen Rüstungen befreit ist. Die Arbeiter haben auf dem Pavillon eine Flagge aufgepflanzt mit der Inschrift: „Vive Napoléon III, qui sait honorer le travail!"

Die Anpflanzungen von Chinarinden-Bäumen auf der Insel Java gedeihen über alle Erwartung und man hofft, daß Java in einigen Jahren beinahe den ganzen Bedarf an Chinarinden wird decken können, was um so erwünschter seyn muß, als die Chinarinden-Baumwälder in Südamerika schnell ihrer gänzlichen Ausrottung entgegen gehen.

Der Pariser „Siecle" äußert die Ansicht: Unsere innerste Ueberzeugung ist, daß die Diplomatie uns mehr Schaden gethan hat, als Rußland. Ferdinand Stolle in Grimma meint, dies heiße auf gut Deutsch: Auf dem Weg des Papiers haben Wir .... Böcke geschossen und mit dem Krieg sind Wir .... in die Dinte gerathen.

Das „Morning Chronicle" meldet: Die mit dem Dampfer „Asia" aus Amerika angelangten Nachrichten bestätigen die von der früheren Post überbrachten Berichte über den befriedigenden Stand der Saaten in den westlichen Staaten.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hat Auftrag gegeben, eine Anzahl Kameele anzukaufen, mit denen in den südlichen Staaten Versuche zur Acclimatisirung gemacht werden sollen. Bekanntlich wurde das Pferd in Amerika zu Ende des 15. Jahrhunderts eingeführt. Auch das Lama verschwindet, laut einer Mittheilung des Herrn Boussingault in einer der letzten Sitzungen der französischen kaiserlichen Ackerbau-Gesellschaft, in den Cordilleren immer mehr, während das Schaf dort sich mehr und mehr verbreitet.

Der Kaiser Maximilian, heißt es in einer alten Schrift, wurde durch das viele Essen und die wenige Bewegung so dick, daß ihm die Armketten seiner Gemahlin nur wie Ringe an seine Finger paßten.

Im Jahre 1760 war es in Paris Mode, sich die Wangen nicht roth, sondern lila anzustreichen.

(Prophezeiungen über den Ausgang des gegenwärtigen Kriegs.) Dr. Lumming, ein bekannter englischer Prediger, hat kürzlich dem Herausgeber der „Illustrated London News" die folgenden Prophezeiungen zur Veröffentlichung mitgetheilt. Die erste soll aus einem alten Buch mit Weissagungen aus dem 15. Jahrhundert genommen seyn und lautet in deutscher Uebersetzung wie folgt:

Es stürzet in vierhundert Jahr
Der Bär *) sich auf den Halbmond dar;
Ist fest von Ochs **) und Hahn ***) das Band,
Behält der Halbmond auch Bestand.

Doch zweimal zehen weit're Jahr,
Nimm, Halbmond, es mit Schrecken wahr —
Wird siegend hoch das Kreuze steh'n,
Der Halbmond sinkend untergeh'n.

Die zweite steht in einem Werk in dem Augustinerkloster zu Rom, mit dem Titel: „De fluctibus mystici maris, 1675," worin sich die merkwürdigen Worte finden: „Vor der Mitte des 19. Jahrhunderts werden überall in Europa Aufstände entstehen; Hungersnoth, Pest und Erdbeben werden viele Städte verheeren; Rom wird das Scepter verlieren, der Papst von seinen eigenen Leuten zum Gefangenen gemacht werden. — Ein Fürst aus dem Norden wird Europa überziehen; sein Schwert wird die Kirche kräftig vertheidigen, den rechten (orthodoxen) Glauben aufrecht erhalten und den Muselmann unterjochen." Indem das genannte Blatt obige Mittheilung aufnimmt, ersucht es jedoch Hrn. Lumming, den Titel des alten Buches und den Ort, wo es zu finden, angeben zu wollen.

---

*) Rußland.
**) Bull — England.
***) Frankreich.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 74. Freitag, 22. Juni 1855.

Braut und Gattin.

(Fortsetzung.)

6.
Aufklärung.

Albrecht hatte zwei Tage verbracht, ohne Amalie zu sehen. Am dritten, gegen Mittag, erblicken wir ihn vor dem Hause des Herrn Barchon. Er zog die Klingel und der pensionirte Küster öffnete sogleich.

„Wo ist der Graf?"

„Er ist vor einer Viertelstunde aus dem Dome zurückgekehrt; jetzt betet er in seinem Zimmer. Fräulein Amalie" — fügte Barchon flüsternd hinzu — „befindet sich mit ihrer Kammerfrau in dem Garten."

„Wer meldet mich dem Grafen?"

„Sie werden im ersten Stocke seinen Diener treffen."

Der Baron stieg die Treppe hinan. Auf dem Corridor traf er den Neger. Da er wußte, daß der Schwarze nicht Deutsch verstand, machte er ihm durch Geberden begreiflich, daß er seinem Herrn angemeldet zu seyn wünsche.

Kaum war der Neger verschwunden, als der Graf, der seinen Neffen erwartet hatte, in der Thür erschien. Verwundert ließ er den Fremden eintreten.

„Herr Graf v. Funcal?" fragte Albrecht, sich nachlässig verbeugend.

„Derselbe; und wer gibt mir die Ehre?"

„Ein Geschäftsmann, Herr Graf, dessen Name so unbedeutend ist, daß es sich nicht der Mühe lohnt, ihn zu nennen. Auf einer Reise in Tyrol ward ich von einer schweren Krankheit ergriffen und mußte mich der wohlthätigen Pflege eines Klosters anvertrauen, das, von der Welt abgeschieden, in einem einsamen Thale liegt. Meine Wärterin war eine fromme Nonne, deren unermüdlicher Sorgfalt ich mein Leben verdanke."

„Wozu diese Geschichte?" fragte der Graf, indem er mit unsteten, ängstlichen Blicken den Baron maß.

„Man nannte die Nonne im Kloster Jungfrau Benedicta; früher aber hatte sie sich Melanie Rocheval genannt, sie war eine Elsässerin."

„Mein Herr," sagte der Graf, „ich bin als Wallfahrer nach Aachen gekommen —"

„Um so mehr werden Sie geneigt seyn, ein gutes Werk zu vollbringen. Ich bitte, hören Sie mich noch eine Minute an. Melanie erzählte mir, daß sie, von Verzweiflung über eine unglückliche Liebe getrieben, den Schleier genommen habe. Ihr Kind, die Frucht der Liebe zu dem reichen Freiherrn v. Paulowski, sey unter der Obhut ihres Verführers geblieben. Wie sie durch Zufall erfahren, habe später der Freiherr, von Gewissensbissen gefoltert, ihre Tochter adoptirt und sie zur Erbin seines Vermögens eingesetzt. Der Freiherr, der ein religiöser Schwärmer geworden, habe unter dem Einflusse eines Freundes gestanden und diesen als Vormund seiner Adoptivtochter eingesetzt, als er plötzlich von einer unerklärlichen Krankheit befallen worden und rasch gestorben sey. Seit dieser Zeit verwaltet nun der Freund das Vermögen und der Tochter des Verstorbenen zahlt er jährlich eine kleine Rente. Ich erfülle eine Pflicht der Dankbarkeit, Herr Graf, wenn ich mich jetzt bei Ihnen nach Amalien erkundige, denn meine Wohlthäterin hat mich beauftragt —"

„Genug, mein Herr!" sagte plötzlich der Graf, der bis hierher vor sich hinstarrend zugehört hatte. „Ich weiß jetzt genug, um zu begreifen, in welcher Absicht Sie mich aufgesucht haben. Ich bin allerdings der Vormund der liebenswürdigen Amalie, und wenn es Ihnen möglich ist, der frommen Benedicta eine Antwort zu bringen, so sagen Sie

Digitized by Google

ihr, daß ich nicht nur bisher meine Pflicht streng erfüllt hätte, daß ich auch gesonnen sey, mich durch keine Rücksicht bestimmen zu lassen, um ein Haar davon abzuweichen. Uebrigens bin ich nur meinem Gewissen Rechenschaft schuldig, denn mein verstorbener Freund hat mich mit voller Gewalt ausgerüstet —"

„Amalie entweder in ein Kloster zu schicken oder sie an einen Funcal zu verheirathen, der lüstern nach ihrem Vermögen ist!" fiel Albrecht ein. „Billigt Ihr Gewissen, Herr Graf, daß Sie einem lebensfrohen Mädchen eine solche Wahl stellen?"

„Mein Herr!" rief der Greis mit funkelnden Augen und in einem drohenden Tone.

„Verzeihung, Herr Graf! ich bin ja nur ein Bote, und Sie werden mir erlauben, daß ich meine Botschaft vollende. Nicht der Vater allein, auch die Mutter hat ein Recht an das Kind, und wie Sie jenes, so gedenke ich dieses geltend zu machen. Die arme Nonne ist gestorben, aber auch sie hat ein Testament hinterlassen, das sich in meinen Händen befindet."

Der Graf antwortete ironisch lächelnd:

„So genügen Sie als Testamentsvollstrecker Ihrer Pflicht, mein Herr, und da ich nicht glaube, daß wir collidiren, so ist jede weitere Rücksprache überflüssig."

Er verneigte sich, als Zeichen, daß der Besuch sich entfernen möge. Albrecht stellte sich, als ob er die Andeutung nicht verstände.

„Das kostbare Dokument" — fuhr er ruhig fort — „verfügt allerdings nicht über ein Vermögen, aber es enthält eine Geschichte, die für Sie nicht ohne Interesse ist. Die Nonne erzählt nämlich, daß ein gewisser Arzt den Tod des Freiherrn auf wissenschaftlichem Wege herbeigeführt habe, um den von Gewissensbissen gefolterten Mann zu hindern, die als blödsinnig in ein Kloster geschaffte Melanie, die Mutter seines Kindes, als seine Gattin anzuerkennen. Daß er Amalie adoptirte, war leider nicht zu verhindern, auch das nicht, daß sie sammt ihrem Vermögen unter die Willkür Dessen gestellt ward, der nichts weniger als ihr Glück beabsichtigte. — Unterbrechen Sie mich nicht, mein Herr, wir kommen jetzt zu dem Interessantesten. Sie wollen mich ohne Zweifel fragen, wodurch die verbrecherische Absicht des Vormundes bewiesen wird? Benedicta liefert ihn durch ein Liebesbekenntniß, das ihr der getreue Freund des Herrn v. Paulowski übersandte, und sie zweifelt nicht einen Augenblick daran, daß sie auch die Erbin des Vermögens geworden, wenn sie sich hätte entschließen können, dem unbegüterten Grafen v. Funcal die Hand zu reichen. Sie weigerte sich, und nun wurde das alte Experiment mit untergeschobenen Briefen gemacht, welche die Untreue der armen Melanie darthaten, und dazu bezeichnete man einen Baron v. Beck, dessen Güter an die des Freiherrn grenzten. Der Baron hatte damals seine Gattin durch den Tod verloren und es wäre wahrlich kein Wunder gewesen, wenn er seine Blicke auf die liebenswürdige Melanie gerichtet hätte, um seinem einzigen Sohne wieder eine Mutter zu geben. Diese Briefe, die noch vorhanden sind, machten den Freiherrn fast wahnsinnig; aber der Freund verfolgte ruhig seinen Plan. Melanie verschmähte es, die Hand des Erbschleichers anzunehmen; sie ertrug geduldig ihr Schicksal. Sie starb zehn Jahre später, als der Vater ihres Kindes. — Der Verwalter des freiherrlichen Vermögens wollte sich nun auch in den Besitz desselben setzen, und zu diesem Zwecke mußte die Erbin entweder gewonnen oder auf die Seite geschafft werden. Da erschien der fromme Neffe des Erbschleichers und warb um die arme Amalie, von der er genau wußte, wie viel Vermögen sie ihm zubringen würde. Zugleich aber erschien auch der Sohn des mystificirten Herrn v. Beck — er sah Amalie, liebte sie und ward wieder geliebt. Dieser gefährliche Mann mußte aus der Welt geschafft werden, und dazu ward ein Duell contrahirt, dessen Ausgang Sie ohne Zweifel kennen. Amalie, durch den Tod des jungen Barons erschreckt und betrübt, verließ Spaa, theils um ihrem Bewerber zu entgehen, theils um die Zusammenkunft mit ihrem Vormund nicht zu versäumen. — Sie sehen, daß der Faden in dem künstlich erschaffenen Labyrinthe gefunden ist. Genügen diese Andeutungen nicht, Sie zu bewegen, der volljährigen Amalie ihr väterliches Erbe zu übergeben, so werden die vorhandenen Documente der Behörde überliefert."

Der alte Graf verlor scheinbar seine Ruhe nicht. Die großen Augen seines feinen, mit Runzeln durchzogenen Gesichts warfen spöttische Blicke auf den jungen Mann, der erwartungsvoll vor ihm stand.

„Ich glaube annehmen zu dürfen," sagte er lächelnd, „daß kein Anderer als der junge Baron v. Beck sich die Freiheit nimmt, Drohungen mir gegenüber auszusprechen?"

„Sie irren nicht, mein Herr, ich bin der Baron v. Beck."

„Also der Liebhaber der schönen Amalie? Nicht übel! Ihre Familie ist mir bekannt und

daher weiß ich, daß der letzte Sprosse, Albrecht, bereits daran gedacht hat, sein Geschlecht fortzupflanzen. Man bezeichnete die Tochter eines Försters als die glückliche Gattin des Edelmanns. Die christliche Religion verbietet die Bigamie, mein Herr, und der Staat hat eine strenge Strafe darauf gesetzt."

„Ich bitte, Herr Graf, betrachten Sie mich nicht als den Liebhaber Amaliens, sondern als den Boten der unglücklichen Benedicta, der Sie an die Pflichten erinnert, die Sie Ihrem Gewissen und der Ehre des Edelmanns schulden. Sie sehen, man durchschaut Ihre eigennützigen Pläne und tritt Ihnen energisch entgegen. Weigern Sie sich, als ein Mann von Ehre zu handeln, so wird man Sie zu zwingen wissen!"

Der Graf bat in höhnender Weise die Unterredung abzukürzen, da er durchaus nicht geneigt sey, irgend eine Antwort zu ertheilen. Er fürchte, fügte er hinzu, ebensowenig die Angriffe eines verblendeten Thoren, als das Urtheil eines Gerichtshofes.

Albrecht verließ das Zimmer und suchte Amalie auf. Vergebens durchstreifte er den Garten. Endlich traf er Barchon.

„Wo ist das Fräulein?"

„Auf meine Nachricht von Ihrer Ankunft hat sie sich sogleich in ihr Zimmer begeben."

„So wird sie jetzt den Ausgang meiner Unterredung wissen!" dachte der Baron.

In dem Zimmer des pensionirten Küsters schrieb er einige Zeilen an die Geliebte. Barchon versprach sie zu befördern.

Noch stand Albrecht sinnend am Fenster; er konnte sich nicht entschließen, das arme Mädchen in den Händen des Peinigers zurück zu lassen, der ohne Zweifel andere Zwangsmittel ersinnen würde, um seinen Plan durchzusetzen. In dem Briefe hatte er ihr vorgeschlagen, zu entfliehen. Sey sie seine Gattin, so könne er immer noch einen Prozeß gegen den Vormund einleiten.

„Ich werde Sie nicht weniger lieben," schloß das Billet, „auch wenn Sie arm und verlassen meine Gattin werden."

Da fuhr ein Reisewagen vor das Haus. Ein Diener sprang vom Bocke und öffnete den Schlag. Herr v. Funcal, der in Spaa verwundete, stieg aus. Sein Gesicht war todtenbleich, er stützte sich auf den Diener, der ihn langsam und vorsichtig die Stufen der Treppe hinanführte.

„Kennen Sie ihn?" fragte Albrecht, in dem die Eifersucht mit neuer Gewalt erwachte, obgleich sein Nebenbuhler einen Anblick bot, der wahrlich wenig geeignet war, ein junges Mädchen zu reizen.

Barchon fixirte ihn scharf.

„Das ist der Fremde," murmelte er, „der schon vor vierzehn Tagen dem Grafen einen Besuch abstattete! Er kam Abends und reiste den folgenden Morgen wieder ab."

„Weiter wissen Sie nichts von ihm?"

„Nein!" versicherte der Küster.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das serbische Kloster Hilindar auf dem Berge Athos beabsichtigt, einen eigenthümlichen Prozeß gegen den österreich. Kaiserstaat zu führen. Das Kloster hatte 1292 vom serbischen König Stephan Duschan die zum Ragusaner Gebiete gehörige Insel Stagno erhalten. Nicht im Stande, die Insel selbst zu verwalten, überließ sie das Kloster der Republik Ragusa gegen einen Zins von jährlichen 1000 Perper (Dukaten). Zur Herstellung des Beweises der Identität der Münzsorte wurde ein Perper zerschnitten und ein Theil dem Kloster, ein Theil der Stadt Ragusa übergeben. Bei Einhebung der 1000 Goldstücke mußte das Kloster immer als Legitimation seinen Theil des Perper vorzeigen. Die Republik zahlte, einige durch Krieg ꝛc. herbeigeführte Stockungen abgerechnet, den Zins pünktlich, auch Napoleon zahlte ihn fort, als die Republik Ragusa in seine Hand überging. Nach der Besitznahme durch Oesterreich hörte der Zins zu fließen auf und auf vielfältiges Andrängen kam die Antwort, die Zahlung sey schon im Jahre 1501 in's Stocken gerathen, übrigens habe die Verpflichtung zur Zahlung der 1000 Perper nicht auf der Stadt, sondern auf der Republik Ragusa gehaftet, diese aber sey erloschen, mithin auch deren Verpflichtungen. Das Kloster will nun seine Ansprüche verfolgen und hat seinen Archimandriten, Onufrius Popowitsch (ein Greis, der, nebenbei bemerkt, seit 40 Jahren sein Gelübde der gänzlichen Enthaltsamkeit vom Fleischgenusse unverbrüchlich gehalten hat) nach Belgrad geschickt, um dort die Unterstützung der serbischen Regierung zu erlangen und nöthigenfalls einen Advokaten zu suchen, der einen etwaigen Rechtsstreit in dieser Angelegenheit übernehmen wollte, wofür er im Falle des günstigen Erfolgs 2000 Dukaten

Digitized by Google

erhielte. Bevor der Archimandrit aber einen solchen Schritt thut, gedenkt er die Gnade des Kaisers Franz Joseph in dieser Angelegenheit anzuflehen.

Im Staate Equador hat man die Reste einer alten Stadt aus den Zeiten der Ureinwohner dieses Landes entdeckt, die von hohem Kunstsinne jener zeugen. Diese Stadt liegt ungefähr acht Lieues von Loja im Mittelpunkte des Tamba-Blanco-Gebirges und besteht aus einem schönen Tempel von 64 Metres Länge und 10 Metres Breite, mit hübsch ausgeführten Säulengängen; südlich von dem Tempel liegt ein schöner Palast, mit einem Portikus in dem Style des vorigen Gebäudes, 60 Metres lang mit prächtigen Sälen. Die im Osten liegenden Baulichkeiten, durch Straßen durchschnitten, sind aus dem nämlichen Material wie Tempel und Palast erbaut. Daß die Stadt von einer bedeutenden Bevölkerung bewohnt war, erhellt aus den beiden an den Seiten der Stadt liegenden Pantheons, deren jedes eine starke halbe Stunde im Umfange, mit abgetheilten Plätzen zur Beerdigung der Todten versehen ist.

Junge Männer machen bei Damen auf sehr verschiedene Weise ihr Glück. In Paris wurde dieser Tage eine Heirath gefeiert, die auf eine etwas eigenthümliche Weise zu Stande gekommen ist. Der Sohn eines ehemaligen Deputirten, ein ganz unbedeutender junger Mann, hatte den einzigen Vorzug, ein Paar sehr schöne Pferde zu besitzen. Diese schönen Pferde erregten auf den Ausflügen im Bois de Boulogne die Aufmerksamkeit der Kaiserin und lenkten ihr Interesse auf den Besitzer derselben, der denn durch Vermittelung seiner hohen Beschützerin soeben seine Hochzeit mit der Tochter des Marschalls Magnan, Ehrendame der Kaiserin, gefeiert hat.

Der Lordmayor von London, Herr Moon, der am Abend des 4. Juni mit den Aldermen in Paris eintraf, ist Graveur, der als solcher und durch Herausgabe von illustrirten Werken ein bedeutendes Vermögen (ein Pariser Correspondent der „Independance Belge" gibt dasselbe, wohl übertrieben, sogar auf mehr als 1 Million 200,000 Fr. Renten an) sich erwarb. Nachdem er, wie man zu sagen pflegt, von der Pike angefangen, hat er es zum Baronet gebracht. Als er am 5. Juni den Industriepalast besuchte, hatte dieser ehrenwerthe „Emporkömmling der Arbeit" sechs stattliche Diener in prachtvoller Livree hinter sich.

Barnum hat, was den Humbug betrifft, einen gefährlichen Concurrenten erhalten in der Person eines amerikanischen Seiltänzers. Dieser kündigt an, daß er auf einem unsäglich schmalen Seile, für welches erst noch ein Breitenmaß erfunden werden müsse, tanzen und dabei so hoch springen werde, daß selbst die ihm zu dem Luftsprunge aufspielenden Musikanten ihre Instrumente tiefer stimmen müßten, um nicht vom Schwindel befallen zu werden.

Vor Kurzem ereignete sich im Theater zu M—n ein drolliger Zwischenfall. Man gab die Zauberin Sidonia. Als nun Sidonia vor dem geistlichen Gericht stand, erscholl die furchtbare Stimme des Oberrichters: Ist sie schuldig oder ist sie nicht schuldig? Freilich, rief eine Stimme aus dem versammelten Publikum, ist sie schuldig; mir allein 18 Silbergroschen für Sahnekuchen! Die Stimme gehörte dem Zuckerbäcker des Orts.

(Gemeinnütziges.) Man hat entdeckt, daß der Samen des Spargels, geröstet und gemahlen, einen kräftig duftenden Kaffee liefert, der nicht leicht von feinem Mokka zu unterscheiden ist.

Buchstaben-Räthsel.

1.

So manchen Sänger tragen sie
Zur lichten Höh' empor;
Auch füll' in süßer Harmonie
Ich zauberisch das Ohr.
Nimm mir den Kopf und auch den Fuß,
Ein Jeder mich nun hassen muß.

2.

Erwächst dir aus dem ganzen Worte Leid,
So streiche nur davon das erste Zeichen,
Alsdann ist es der ganzen Christenheit
Als eine hehre, heil'ge Handlung eigen;
Ein Nahrungsmittel wird es dir dann nennen,
Willst du davon das letzte Glied noch trennen.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 75. Sonntag, 24. Juni 1855.

Braut und Gattin.

(Fortsetzung.)

Albrecht glaubte sich nach der Mittheilung, die ihm Barchon gemacht, die Abwesenheit Funcal's von Spaa erklären zu können. Der fromme Mann war in Aachen gewesen, hatte von dem Grafen die Notizen über Albrechts erste Verbindung mit Katharina und wahrscheinlich auch die Anweisungen erhalten, sich des gefährlichen Nebenbuhlers zu entledigen. Wie aber war das verhängnißvolle Papier in das Portefeuille gekommen? Wenn die Tochter des Försters, deren Schriftzüge er genau wieder erkannt hatte, wirklich nun noch am Leben war? Dann unterlag es keinem Zweifel, daß sie mit dem Grafen in Verbindung stand. Aber, fragte er sich weiter, wie konnte der verrätherische Vormund voraussehen, daß ich je Amalie kennen lernen würde?

„Herr Barchon," fuhr er plötzlich aus seinem tiefen Sinnen auf, „rechnen Sie auf eine glänzende Belohnung, wenn Sie auf der Stelle den Brief in Amaliens Hände bringen, wenn Sie den alten Grafen genau beobachten und mir von jedem Vorgange Bericht erstatten. Sorgen Sie auch dafür, daß die junge Dame nicht abreist, ohne vorher eine Unterredung mit mir gehabt zu haben. Vergessen Sie nicht, daß ich reich, sehr reich bin!"

Er warf dem großen Manne seine Börse zu und eilte nach der Stadt zurück.

„Die Leidenschaft des Herrn Barons muß man benutzen!" dachte der pensionirte Küster, indem er schmunzelnd die schwere Börse in seiner Hand wog. „Verliebte sind großmüthig, wenn es sich um die Erlangung der Geliebten handelt. Der geizige Graf ist alt; wenn er mich jetzt verläßt, werde ich ihn nie wiedersehen. Wer kann es mir verdenken, daß ich mir neue Kundschaft suche? Herr Baron, Sie sind reich und freigebig, folglich sollen Sie gut bedient werden!"

Barchon stieg die Treppe hinan, um den Brief an Amalie zu besorgen.

Albrecht hatte indeß das Hotel erreicht und betrat athemlos sein Zimmer. Kaum hatte er sich ein wenig erholt, als er den Diener rief. Fritz war ein Mann von vielleicht vierzig Jahren, er stammte von den Gütern des Barons und diente seinem Herrn mit Treue und Anhänglichkeit. Der Baron hatte ihm stets sein volles Vertrauen geschenkt und bis zu diesem Augenblicke lag kein Grund vor, ihm dasselbe zu entziehen.

„Sind Sie krank, lieber Herr?" fragte er besorgt.

„Warum?"

„Ihr Gesicht ist bleich und Ihre Augen sind trübe: es muß etwas Ungewöhnliches vorgegangen seyn."

„Vielleicht!" sagte Albrecht. „Setze Dich dort auf den Stuhl und antworte mir genau auf alle Fragen, die ich jetzt an Dich richten werde. Sage mir die lautere Wahrheit, ohne zu fürchten, daß sie mich verletzt. Verschweigst Du mir aus irgend einer Rücksicht den kleinsten Umstand, so würde ich Dir zürnen müssen."

Der Diener verbarg sein Erstaunen über die Aufregung des Barons. Erwartungsvoll ließ er sich auf dem bezeichneten Stuhle nieder.

„Fritz," begann Albrecht, „versetze Dich in jene Zeit zurück, wo Du mein Bote nach dem Forsthause bei Hegerswyl warst —"

„Wo Sie mich mit Briefen und Bestellungen an die arme Katharina absendeten?" fragte Fritz mit einem Anflug von Heftigkeit. Dann fügte er ruhig hinzu: „Dieser Zeit erinnere ich mich noch so deutlich, als ob zwischen damals und jetzt

Digitized by Google

blos einige Wochen lägen. Die arme Katharina!" seufzte er. „Ich kann sie nicht genug beklagen!" murmelte er zwischen den Zähnen.

„Und wer trägt die Schuld an ihrem Unglücke?" fragte Albrecht. „Wer veranlaßte sie, meine Schritte falsch zu deuten? Wer pflanzte den Samen des Argwohns in ihr Herz? Wer erfüllte meinen Vater mit Vorurtheilen, daß ich ihm meine heimliche Heirath verschweigen mußte, wenn ich seinen Zorn und seinen Fluch nicht auf mich laden wollte?"

„Kein Anderer, als Prosper!" murmelte Fritz. „Der schwarze Mönch allein trägt die Schuld an dem Unglücke. — Als Sie im Auftrage Ihres Herrn Vaters die Reise nach Wien unternahmen, die Sie fast ein halbes Jahr vom Hause fern hielt, da habe ich den Mönch oft in dem stillen Forsthause gesehen. Unter dem Vorwande, Katharina zu trösten, war er mit ihr allein. Ich belauschte sie einmal in der Laube. Da hörte ich, daß sie laut weinte und in die Worte ausbrach: „„Ich bin sein Weib, ich kann es nicht glauben, daß er mich verlassen hat!"" — Es läßt sich leicht denken, was diesen Worten vorangegangen war."

„Das hast Du mir bereits erzählt, Fritz. Jetzt wiederhole mir die Einzelnheiten der Flucht, — ich will sie heute noch einmal hören, ich muß sie hören, um mir ein Urtheil bilden zu können."

„Sie hatten mir aufgetragen, Katharina während Ihrer Abwesenheit zu überwachen. Ich kam dem Auftrage pünktlich nach und machte mir täglich in dem Forsthause zu schaffen. Lieber Herr, Katharina dauerte mich, sie war bleich geworden, von ihrer früheren Munterkeit war keine Spur mehr vorhanden und still und in sich gekehrt schlich sie umher. Da trat ich eines Tages zu ihr und wollte Sie durch einen Gruß von Ihnen, obgleich ich keinen solchen erhalten hatte, zu trösten suchen —"

„Auch von allen meinen Briefen ist Dir keiner zugekommen?"

„Nicht einer, Herr Baron."

„Fahre fort!"

„Ich trat also zu Katharina, als sie sinnend in der Laube saß, wo Sie so oft mit ihr geplaudert hatten. Als sie mich sah, zuckte sie zusammen, als ob sie plötzlich von heftigen Krämpfen befallen würde, — dann begann sie bitterlich zu weinen. Mit beklommenem Herzen richtete ich meinen erlogenen Gruß aus.

„„Das soll ich glauben?"" versetzte sie, indem ihr die Thränen über das Gesicht rannen.

„„Glauben Sie es nur, Jungfer Katharina!"" sagte ich, denn ich wußte damals noch nicht, daß es Ihre Frau war.

„„Du lügst! Du lügst!"" fuhr sie wie eine Wahnsinnige auf. „„Und wenn Du die Wahrheit sagst, so will er mich nur bethören, damit ich schweigen und ihn nicht öffentlich anklagen soll, — doch das hat er nicht zu fürchten,"" fügte sie mit einem Lächeln hinzu, das mir Mark und Bein durchschnitt. „„Der Priester, der uns heimlich getraut hat, ist gestorben, — aber nein, wenn ich auch Beweise hätte, ich würde nie gegen ihn auftreten. Mag er ein reiches Fräulein heirathen, das ihm der Vater bestimmt hat, ich werde ja nicht mehr lange leben!""

„Sie ging aus der Laube und ich hatte nicht den Muth, ihr mehr zu sagen. — Der Sommer verfloß, der Herbst kam, aber immer noch blieben Sie aus. Die Domestiken des Schlosses erzählten sich wirklich, daß Sie sich in Wien verheirathen würden. Da ging ich wieder eines Tages nach dem Forsthause. Als ich mich dem Garten näherte, sah ich Katharina. Ach, Herr Baron, ich war erschreckt bei ihrem Anblicke — sie glich sich nicht mehr. Das Gesicht war bleich und hager, die Blicke der großen Augen —"

„Ich erlasse Dir die Beschreibung!" unterbrach ihn Albrecht. „Erzähle die Flucht — die Reise nach Wien!"

Fritz hatte sein Taschentuch hervorgezogen und sich die Thränen getrocknet.

„Kaum hatte mich die Arme gesehen," fuhr er bewegt fort, „als sie meine Hand ergriff und mich in die Laube zog. Nun erfolgte die Scene, die ich Ihnen früher schon oft geschildert habe.

„„Wenn Du mich nicht nach Wien begleitest, so gehe ich allein!"" rief sie verzweiflungsvoll aus.

„Ich konnte ihren Bitten nicht länger widerstehen, als sie niedersank und meine Kniee umklammerte. Sie ist ja die Frau meines Herrn, dachte ich, und wenn du sie ihm zuführst, erfüllst du deine Pflicht; du sollst über sie wachen, und darum kannst du sie nicht allein abreisen lassen. — Wir setzten also den folgenden Tag zur Abreise fest, denn ich begriff ja wohl, daß Katharina nicht zögern durfte. Der Zufall war mir günstig, denn als ich in das Schloß zurückkam, wurde mir angekündigt, daß ich am nächsten Morgen nach Wien zu meinem Herrn gehen solle, der von dort aus eine Reise nach Italien unternehmen würde. Mit Sonnenaufgang war ich gerüstet in dem Forsthause. Katharina, ein kleines Bündel tragend, erwartete mich bereits.

Digitized by Google

Sie hatte sich heimlich aus dem Hause begeben und, wie sie mir sagte, dem Vater einen Brief hinterlassen, in dem sie ihm ihre Abreise angekündigt. Um Mittag kamen wir auf die große Straße. Ich miethete einen Wagen und wir fuhren bis zur Nacht weiter. Katharina hatte keine Ruhe und ehe der Morgen anbrach, befanden wir uns wieder auf dem Wege.

„Ach, Herr Baron, wie hat das arme Wesen gelitten! — Sie nahm weder Trank noch Speise zu sich; von einer fürchterlichen Angst gefoltert, drang sie nur stets auf ein rasches Weiterreisen. Ich rieth ihr, einen Tag zu ruhen, weil ich sah, daß sie ernstlich krank war, — umsonst, sie antwortete mir mit der Drohung, allein zu gehen, wenn ich sie nicht begleiten würde. Eine Tagereise von Wien ward ihr Zustand so bedenklich, daß ich sie in ein Kloster bringen mußte, dessen Nonnen, wie man mir erzählte, sich mit der Pflege von Kranken beschäftigten. Man fragte nicht, woher Katharina käme und wer sie sey; man sah ihr Leiden und nahm sie auf. Ich blieb in einer Herberge, die in der Nähe lag.

„Als ich sie am folgenden Morgen besuchen wollte, erfuhr ich, daß sie in der Nacht einen todten Knaben geboren habe. Ich durfte sie nicht sprechen und ging in meine Herberge zurück, die ich einer Nonne bezeichnet hatte. An jenem Tage schrieb ich Ihnen den ersten Brief. Am selben, Abends, kam ein Bote aus dem Kloster und forderte mich auf, sogleich zu Katharina zu kommen, die sehr krank geworden sey. Als ich in ihre Zelle trat, rang sie bereits mit dem Tode. Sie konnte mir nichts weiter sagen, als: „„Ich verzeihe ihm, möge er meiner gedenken, ich bin ihm treu geblieben bis in den Tod!““ — Unter den Gebeten zweier Nonnen verschied sie. Am nächsten Morgen lag sie mit ihrem Kinde im Sarge. Ich drang darauf, die Beerdigung nicht zu beschleunigen, da der Gatte der Verstorbenen kommen müsse. Man wartete noch drei Tage, aber Sie kamen nicht, Herr Baron, und die Leiche mußte beigesetzt werden. Betrübt reiste ich nun allein nach Wien. Sie wissen, ich kam in dem Augenblicke an, wo Sie meinen Brief lasen, — Sie waren von einer Reise zurückgekehrt, die Sie acht Tage von Wien fern gehalten hatte. Zwei Tage später standen Sie an dem Grabe Ihrer Gattin, wo Sie schwuren, furchtbare Rache an dem boshaften Verleumder zu üben. Dann traten Sie, um sich zu zerstreuen, die Reise nach Italien an. Ein Jahr nachher kehrten wir heim, um Ihren Vater zu Grabe zu tragen.“

Fritz schwieg. Er schien von der Erzählung ungewöhnlich angegriffen zu seyn — mit der flachen Hand hielt er die stark hervorquellenden Thränen zurück. Albrecht starrte in finsterem Sinnen vor sich hin.

„Fritz,“ sagte er plötzlich, „ich habe ein großes Versehen begangen, daß ich mir von der Priorin des Klosters den Todesfall nicht habe bescheinigen lassen. Nicht wahr, Du kannst Deine Angaben beschwören?“

„Mit gutem Gewissen, Herr!“ antwortete der Diener. „Dessen wird es aber nicht bedürfen, wenn Sie sich der amtlichen Bestätigung des Klosters versichern, die man Ihnen nicht verweigern wird. Die arme Katharina schlummert so ruhig in ihrem Grabe, daß Sie sich dreist als Wittwer betrachten und eine neue Wahl treffen dürfen. Legen Sie endlich die Trauer ab, Herr Baron, und geben Sie sich den Freuden des Lebens wieder hin!“

„Fritz,“ murmelte Albrecht, „man hat mir in Spaa ein Blatt gezeigt, das von Katharina's Hand geschrieben ist und welches die Jahreszahl 1840 trägt.“

„Wer zeigte es Ihnen?“ fragte der Diener auffahrend.

„Jener Herr v. Funcal — der lange, blasse Mann. Es sollte mir beweisen, daß meine Frau noch lebt.“

„Unmöglich, Herr Baron!“ rief Fritz eifrig. „In diesem Falle wäre ich ein Lügner. Ach, hätte ich die Arme mit meinem Leben retten, hätte ich sie Ihnen gesund und munter nach Wien zuführen können! — Jener Mann ist ein Betrüger.“

„Hier ist das Blatt, das Du ihr überbrachtest; auf der Rückseite steht die Antwort.“

Fritz betrachtete es erstaunt.

„Die Zeilen sind allerdings von Ihrer Hand geschrieben, Herr Baron, und diese hier von der Katharina's; aber ich erinnere Sie an Prosper, — man verfolgt einen tückischen Plan — hier liegt eine Spitzbüberei zu Grunde —“

„Die wir aufdecken müssen!“ rief Albrecht. „Rüste Dich, Du mußt heute noch nach dem Kloster abreisen, um die Papiere zu holen. In Wien wirst Du einen Brief vorfinden, der Dir anzeigt, wo Du mich triffst.“

Zwei Stunden später verließ Fritz das Hotel, um nach Oesterreich zu reisen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Die „Z. f. N." schreibt aus Uelzen, 1. Juni: „Vor einigen Tagen wollten mehrere auf der Brücke vor dem hiesigen Gutsthore stehende Leute am Grunde der Ilmenau hellblinkende Geldstücke liegen sehen können. Einige andere Anwesende lachten darüber; die Seher blieben aber bei der Behauptung, was sie sähen, sey kein Irrthum, sondern Wahrheit. Der Versuch eines Einzelnen, jene Geldstücke von dem Grunde des Wassers herauf zu holen, überzeugte indessen zugleich, daß es wirklich schönes, blankes Silbergeld sey. Nun fand natürlich das Geldsuchen auf dem Grunde der Ilmenau mehrere Liebhaber und oft kamen die Leute in Zeit von einer halben Stunde mit 50, 60—70 Geldstücken aus dem kalten Bade zurück. Die Münzen selbst sind größtentheils preußischen Gepräges aus den Jahren 1750 bis 1757, bestehend aus Sechspfennig-, Gutegroschen-, Zweigutegroschen- und Viermariengroschenstücken mit einzelnen braunschweigischen, bernburgischen und anderen Scheidemünzen vermengt, letztere ebenfalls von denselben Jahrgängen. Auch finden sich noch ältere Stücke aus den Jahren 1655, 1729 u. s. w. darunter. Noch eine besondere Merkwürdigkeit an dem Gelde selbst ist sein schönes, blankes Aussehen, als wenn es eben unterm Prägstocke hervorgegangen wäre. Wäre das Wasser der Ilmenau jetzt nicht so kalt und der Strom an den Fundstellen minder stark, so daß noch vorgestern ein Geldsucher beinahe ertrunken wäre, unsere Ilmenau würde von Geldsuchern wimmeln, zumal ohne Zweifel eine bedeutende Menge, wenn nicht selbst zur Zeit des siebenjährigen Krieges vielleicht ein ganzes Fäßchen mit Geld von der Brücke hinab in den Fluß gefallen seyn muß."

Der talentvolle russische Uebersetzer und Commentator des „Kosmos", ein eifriger Diener der Wissenschaft Humboldt's und Ritter's, Nikolai Grigorjewitsch Froloff, starb am 27. Januar d. J. auf dem Landsitze seiner Gattin im Gouvernement Tschernigow.

Der Kaiser der Franzosen läßt dem Doktor Antomarchi, der bekanntlich Napoleon I. nach St. Helena begleitete, in Santiago de Cuba, wo derselbe starb und in der Gruft einer dortigen Familie beigesetzt wurde, ein Grab-Monument errichten.

In Seraing ist jetzt eine Riesen-Locomotive nach neuerer Construction gebaut worden, die auf zwölf Rädern läuft und hundert Waggons, jeden mit 10,000 Pfund beladen, zieht. Die Maschine wiegt 100,000 Pfund und hat mehr als 9 Fuß im Durchmesser.

Herr Rappard, Eigenthümer der Gießbachbesitzung im Berner Oberland, hat ein wichtiges Unternehmen ins Werk gesetzt. Er will zur Verbindung der an den Seen: dem Boden-, Genfer-, Neuenburger ꝛc. See ausmündenden Schienenstrecken das System der schwimmenden Eisenbahnen (mit Schienen belegter Dampfschiffe, zu Aufnahme der Eisenbahnwagen eingerichtet) einführen.

In Brüssel wurden schon neue Kartoffeln zu Markt gebracht und mit zwei Franken das Kilo bezahlt. Die ersten jungen Erbsen, die auf den Markt kamen, erreichten wahrhaft fabelhafte Preise. Man verspricht sich in ganz Belgien das Beste von der Frühernte.

Die New-Yorker Handelszeitung berichtet, daß der Stand aller Feldfrüchte in sämmtlichen Grafschaften der Union ein so befriedigender sey, daß bei fernerem guten Wetter eine weit mehr als vollständige Ernte zu erwarten ist.

In mehreren nordamerikanischen Blättern ist folgende Annonce zu lesen: „Meine Frau Maria Anna hat sich verirrt oder ist gestohlen worden. Ich verspreche dem, der sie mir wieder bringt, das Hirn zu zerschmettern. Was das Kreditgeben anbetrifft, so steht es jedem Kaufmann frei; aber da ich niemals meine eigenen Schulden zu bezahlen pflege, so ist es nicht wahrscheinlich, daß ich die ihrigen berichtige."

Auflösung der Buchstaben-Räthsel in № 74:

1. Flügel — Lüge.
2. Leid — Eid — Ei.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 76. Dienstag, 26. Juni 1855.

Braut und Gattin.

(Fortsetzung.)

Albrecht war ruhiger geworden. Er kannte die Treue seines Dieners, der ihn auf allen Streifzügen durch die Welt begleitet hatte, und es ließ sich nicht annehmen, daß er seine Hand zu einem so argen Betruge bieten würde. Fritz hatte ihm genug Proben seiner Rechtlichkeit und seines unerschütterlichen Charakters geliefert; er hatte selbst eine vortheilhafte Heirath mit einer wohlhabenden Wittwe ausgeschlagen, nur um bei seinem Herrn bleiben zu können. — Auch an Amaliens Liebe durfte er nicht zweifeln; sie hatte ihm ja in einem langen Briefe ihre Verhältnisse enthüllt und ihn zur Unterredung veranlaßt, die er mit dem alten Grafen gehabt. Wir fügen noch hinzu, daß er die in dem Briefe geschilderten Verhältnisse mit denen zusammenstellte, die ihm selbst bekannt waren, und daß er zu seiner freudigen Ueberraschung gefunden, Amaliens Vater sey ein Freund seines eigenen gewesen. Hieraus erklärte sich sein Auftreten gegen den Grafen v. Funcal, sowie sein Wissen um Dinge, die ihm Amalie nicht mitgetheilt haben konnte. Er hielt dafür, daß der Graf Alles aufbot, um Amaliens Neigung zu ersticken, und daß er ein solches Mittel wählte, konnte ihn nicht wundern, wenn er der schon seit Jahren fein angelegten Erbschleicherei desselben gedachte. Außerdem auch mußte der Vormund keine unbedingte testamentarische Gewalt über seine Mündel besitzen, da er das Zwangsmittel der Verdächtigung und nicht die Autorität anwendete, deren er sich rühmte.

Gleich nach des Dieners Abreise erschien Barchon; er brachte folgende Zeilen von Amalie:

„Ich verrichte meine Vesperandacht im Dome.
„Erwarten Sie mich dort."

Vor der festgesetzten Zeit war der feurig liebende Albrecht an Ort und Stelle. Das majestätische Gotteshaus war angefüllt mit Gläubigen, welche die sogenannten kleinen Heiligthümer, an der Kanzel angebrachte Kostbarkeiten von großem Werthe, bewunderten. Zeit und Ort waren zu einer geheimen Besprechung völlig geeignet. Mit unruhig klopfendem Herzen beobachtete er jede Gruppe der Betenden; er ging von Altar zu Altar, von Säule zu Säule — Amalie war nicht zu entdecken. Eine falbe Dämmerung herrschte bereits in den hohen Hallen, als er eine schwarzgekleidete Dame vor einem einsamen Seitenaltare erblickte; sie sah zur Seite — es war Amalie. Zitternd kniete er neben ihr auf der Steinstufe nieder.

„Amalie!" flüsterte er.

„Vorsicht, lieber Freund! dort betet der Graf. Uns bleiben nur zwei Minuten!"

„Amalie, entziehen Sie sich jenem Menschen, folgen Sie mir als meine Gattin, wir bedürfen des Vermögens nicht — ich bin reich und unabhängig."

„Unabhängig?" fragte sie und ihre schmerzlichen Blicke trafen ihn, Blicke, die ihre furchtbaren Zweifel verriethen.

„Glauben Sie mir nicht?" fragte er zitternd. „Amalie, Tod und Leben hängt von Ihrem Entschlusse ab! Vertrauen Sie meiner heißen, aufrichtigen Liebe! Opfern Sie Ihr Vermögen und lassen Sie mich nicht allein reisen!"

Mit flehenden Blicken sah er zu ihr; Thränen standen in ihren schönen Augen und die liebliche Stimme bebte, als sie zurückflüsterte:

„Albrecht, ich kann Sie jetzt noch nicht begleiten!"

„O, Sie lieben mich nicht! Ich will Sie, nur Sie besitzen! Sie senden mich in den Tod, wenn ich ohne Gewißheit gehe!"

Digitized by Google

„Ich liebe Sie, Albrecht; aber haben Sie Mitleid!“ schluchzte sie leise. „Ach, ich muß Ihnen ja vertrauen, ich kann nicht anders! Haben Sie nicht Beweise davon erhalten? Ich glaubte den Grafen einzuschüchtern, indem ich Sie in meine Geheimnisse einweihte und mein Vertheidiger zu seyn bat, — dieser Schritt hat die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht. Ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß mich der fürchterliche Mensch völlig in seiner Gewalt hat. Er kann mich und Sie verderben.“

„Amalie, lassen wir uns nicht schrecken durch leere Drohungen, — man zeigt Ihnen wie mir ein wesenloses Gespenst! Was kann er gegen meine Gattin unternehmen? Was kann er Ihnen, außer Ihrem Vermögen, entziehen?“

„Sein Neffe ist angekommen, derselbe Funcal, den Sie verwundeten —“

„Ich weiß es,“ unterbrach Albrecht; „er wirbt um Ihre Hand, und Sie, Amalie, Sie scheinen nicht abgeneigt zu seyn —“

„Ich vermuthete bereits in Spaa, wer er sey, und darum durfte ich ihn nicht entschieden abweisen, obgleich er mir in tiefster Seele verhaßt ist.“

„Amalie, kommen wir zu einem Beschlusse!“ bat Albrecht dringend. „Folgen Sie mir, wir reisen diesen Abend noch ab, und wenn uns der Graf erreicht, sind Sie meine heißgeliebte Gattin! Ich schwöre es bei dem Gekreuzigten, zu dessen Füßen wir knien!“

„Albrecht, werden Sie nie diesen Schwur bereuen?“ fragte sie in sichtlicher Bewegung.

„Nie, Amalie, nie!“

„Wohlan, so reisen wir, doch auf verschiedenen Wegen. Nennen Sie mir das Ziel.“

Der Baron bezeichnete ein Hotel in München.

„Ich reise diesen Abend, Sie werden morgen folgen!“ sagte sie fest.

„Nehmen Sie mein Portefeuille, es ist mit Banknoten gefüllt, — es ist der größeren Vorsicht wegen.“

„Ich bin gezwungen, es anzunehmen, wenn ich keinen Argwohn erregen will. Nun trennen wir uns, — reisen Sie nicht vor morgen früh!“

„Auf Wiedersehen!“

Er drückte rasch einen Kuß auf ihre zitternde Hand.

Einige Minuten später verließ sie an der Seite des Grafen, der bis dahin gebetet hatte, den Dom. Als Albrecht in das Freie trat, sah er das Cabriolet davon fahren. Heute lenkte der Graf selbst das Pferd.

Albrechts Glückseligkeit läßt sich nicht beschreiben. Zunächst ordnete er bei einem Banquier seine Geldgeschäfte, dann schrieb er einen Brief nach Wien, in dem er Fritz den Befehl ertheilte, mit den Papieren nach Hegerswyl zu reisen. Es war schon dunkel, als er die Vorbereitungen zur Abreise beendet. Träumend saß er in seinem Zimmer. Da klopfte es an die Thür und der lange Küster trat ein.

„Herr Baron!“ flüsterte er.

„Was bringen Sie?“

„Die Nachricht, daß Fräulein Amalie soeben mit der Post abgereist ist. Weder der Graf noch sein blasser Neffe wissen darum. Aber nur mit meiner Hilfe war die heimliche Flucht möglich. Als die reizende Dame in den Wagen stieg, flüsterte sie mir zu:

„„Gehen Sie zu dem Herrn Baron v. Beck und sagen Sie ihm, daß Sie mir den letzten Dienst in Aachen geleistet hätten.““

„Ich habe mich beeilt, mein Herr, diesen Auftrag auszurichten.“

Albrecht warf ihm einige Banknoten zu, ermahnte ihn zur Verschwiegenheit und versprach ihm ein bedeutendes Geschenk, das an seinem Hochzeitstage abgehen würde. Barchon schwor bei allen Heiligen, wie das Grab zu schweigen, und entfernte sich.

In der Dämmerung des nächsten Morgens reiste der Baron mit Extrapost ab. Vielleicht eine Stunde mochte er das Hotel verlassen haben, als ein Polizeikommissär erschien und nach ihm fragte. Man wußte ihm weiter nichts anzugeben, als das Thor, durch welches der Gast die Stadt verlassen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Weltausstellung zu Paris. 1855.

Wir geben hier nach dem Moniteur-Feuilleton die erste Beschreibung der Weltausstellung. Da dieselbe von einem namhaften, die Sache ex professo behandelnden Autor herrührt und obendrein die eigenen Ideen des offiziellen Frankreichs über das Unternehmen repräsentirt, so verdient dieselbe eine besondere Beachtung.

Der Hauptsaal des Ausstellungspalastes, in dem der Kaiser die Weltausstellung feierlich eröffnet hat, wird natürlich vor Allem die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehen. Hier fangen wir auch unsere Besuche an. Vorerst ein

Digitized by Google

Wort über den allgemeinen Charakter der Ausstellung, die in mehreren an einander hängenden, aber verschiedenartig angelegten Gebäuden vertheilt ist. Dieser Charakter ist die Mannigfaltigkeit der Perspektive. Wenn man von einem Theil des Gebäudes in den andern geht, so glaubt man sich in eine neue Welt versetzt. Während uns in London im Jahr 1851 der Zauber eines mächtigen Ganzen bei dem sich entrollenden Schiffe von Hyde-Park hinriß, ist es hier so zu sagen das bei jedem Schritte sich entwickelnde Panorama, das uns fesselt. Der Saal des Erdgeschosses, wo wir uns in diesem Augenblick befinden, verbindet mit der Großartigkeit der Linien eine vollständige Harmonie. So groß auch dieses Schiff ist, kann doch das Auge alle Einzelnheiten umfassen. Den ergreifendsten Anblick hat man von der Gallerie des ersten Stockes aus. Die Wunderwerke, die im Hauptsaale ausgestellt sind, gehören allen Völkern an. Hier ist die Eintheilungsweise von der in den andern Abtheilungen angenommenen verschieden. Wie bei der Londoner Ausstellung von 1851 ward auch hier die Eintheilung der Erzeugnisse nach Nationen gestattet. Jedes Volk bildet also eine eigene Gruppe. Anstatt die Zusendungen jedes Landes abzusondern, hätte man sie nach einer Industrie-Ordnung zusammenstellen können. Das wäre eine andere Methode. Ohne auf die Vor- oder Nachtheile des einen oder des andern Systems eingehen zu wollen, bestätigen wir, daß diese Völkervermischung dem Schiffe einen eigenthümlichen Reiz verleiht.

Derselbe Raum bietet noch einen andern, nicht minder die Aufmerksamkeit fesselnden Charakter dar: derselbe besteht in der Natur der Gegenstände, die er einschließt. Hier finden wir die industriellen Produkte, die dem Bereiche der Kunst am nächsten stehen. Der große Saal bildet so zu sagen einen Bindestrich zwischen Kunst und Industrie; hier können wir uns vielleicht am besten von dem eigenthümlichen Charakter des Geschmacks in den verschiedenen Ländern einen Begriff machen. Dieser Saal theilt sich in zwei Theile: der erste enthält die außergewöhnlichen Stücke, die in der Mitte des Schiffs aufgestellt sind; der andere begreift die Trophäen der Hauptindustrieen jeder Nation; diese sind unter der Form von Pavillons in Kreise gruppirt. Ein eigenes Interesse knüpft sich an diese Gruppen, die so viele Bestrebungen umfassen.

Beschäftigen wir uns vorerst mit den Trophäen der französischen Industrie, die der ganzen Nordseite entlang aufgerichtet sind; sie sind 20 an der Zahl. Wenn man von der Avenue der Champs Elysees aus durch die Hauptthüre in den Palast tritt, so befindet man sich gleich in der Mitte des Transepts. Zehn Gruppen sind zur Rechten auf der Westseite aufgestellt und zehn zur Linken, wenn man die Ostseite hinaufgeht. Rechts kommen die Wollengewebe verschiedener Art, Töpferkunstarbeiten, eine Trophäe den Pariser Artikeln vorbehalten, dann Bronze für Möblirung, mathematische Instrumente, Lyoner Stoffe, die Trophäen der Marine, die der Maschinen, die des Zinks der Vieille Montagne und Vereinigung solcher Gegenstände. Ueberdies konnte man nur durch eine Reihe von Versuchen dahin gelangen, einen vorwurfsfreien Effekt zu erreichen. Vielleicht hat man anfänglich die Zahl der Industrieen von Paris zu sehr beschränkt, die an den Trophäen Theil nahmen. In der That findet man nur 30 wahrhaft verschiedene Fabrikate, während man leicht 50 hätte finden können, ohne aus dem vorgeschriebenen Kreise sich zu entfernen. Hr. Natalis-Rondot, der schon Mitglied der Jury central von 1849 war und der Verfasser des Berichts über die Pariser Industrie ist, hat die Hauptdirection dieser Arbeit. Es ist nicht leicht möglich, anderwärts eine höhere Competenz aufzufinden, als die seine. Zwei Fabrikanten, deren Geschmack bewiesen ist, Hr. Rapot, Juwelier, und Hr. Andot, Necessaire-Fabrikant, haben ihm in dieser schwierigen Aufgabe zur Seite gestanden. Die erste dieser Trophäen, die der Schmucksachen, besteht aus 10 oder 12 verschiedenen Fabrikaturen. Die Juwelen des Hrn. Rapot nehmen den Mittelpunkt ein. Diese glänzenden Juwelenschmucke, diese kostbaren Steine, so schön gefaßt, diese Halsbänder und Busennadeln, diese Brustspangen haben einen Werth von mehr als anderthalb Millionen Franken. Die Schmuckwaaren, die nach Südamerika bestimmt sind, sehen denen, die in der Hauptstadt Frankreichs verkauft werden, gar nicht ähnlich. Man muß dem Geschmack und den Anforderungen der Welt genügen. In dem Pavillon der Juwelenarbeiten befinden sich noch andere Luxusartikel von großer Pracht, obwohl von einem mindern Werthe. Hier ein Schmuckkästchen aus Silber vom feinsten Geschmack von Hrn. Moritz Mayer, dort Gold- und Silberketten von Hrn. Dafrique, hier Gold- und Silber-Filigranarbeiten von Hrn. Royen, — dann Gegenstände kleiner Bijouterie, Modeartikel und Ballputze. Künstliche Blumen, sey es für Putz und Verzierung, die die Natur so nachahmen, daß selbst ein Kennerauge sich irren könnte, tragen nicht wenig zu dem verbreiteten

Digitized by Google

Glanze bei. Im Hintergrunde dieser Auslage sieht man eine exotische Pflanze, „Crinom", sie geht aus dem Atelier des Hrn. Duteis hervor. Am Ende dieser Trophäen sind einige schöne Erzeugnisse der Mineralindustrie ausgestellt. Auf der andern Seite zeigen sich zuerst die Trophäe der Spitzen und die des Kristallglases. Dann sehen wir die Kunstschreinerei, Kunstbronzegegenstände, Prachtmöbel, dann eine zweite Gruppe der Pariser Industrie. Die Linie wird durch eine Trophäe der Militärkunst fortgesetzt, dieser folgt eine Gruppe Verzierungen von s. g. Carton-pierre (Steinpappe) für Gebäude, die der Buchdruckerkunst und endigt mit Musikinstrumenten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der französische Schriftsteller Leonzon de Duc erzählt folgende Anekdote vom Kaiser Nikolaus: „Der Kaiser kam, in einer Winternacht, bei einem Posten in der Hauptstadt vorüber und blieb am Fenster des Wachthauses stehen, um zu sehen, was im Innern vorginge. Der diensthabende Offizier saß am Tische und schlummerte ruhig, aber in vollem dienstlichen Anzug, mit dem Helm auf dem Kopfe und den Degen an der Seite. Der Kaiser gab der Schildwache ein Zeichen, ihn eintreten zu lassen, und sah nun, daß auf dem Tische, an welchem der Offizier saß, ein beschriebenes Papier lag, auf welchem Folgendes stand: „Meine Ausgaben und meine Einnahmen. Debet: Wohnung, Nahrung, Heizung u. s. w. 2000 Rubel; Kleidung, Vergnügen 2500 Rubel; Schulden 3000 Rubel; Pension für meine Mutter 500 Rubel; zusammen 8000 Rubel. Kredit: Besoldung und andere Einnahmen 4000 Rubel, bleibt 4000 Rubel." Dabei war geschrieben: „Und wer wird dies bezahlen?" Mit dieser letzten Bemerkung schloß die Rechnung, und der Offizier, der wahrscheinlich wegen der Antwort verlegen gewesen, war, mit der Feder in der Hand, darüber eingeschlafen. Der Kaiser näherte sich ihm, und da er ihn für einen seiner tüchtigsten Offiziere der Garde erkannte, so nahm er ihm leise die Feder aus der Hand und schrieb unter die Frage seinen Namen: Nikolaus. Dann entfernte er sich, ohne den Offizier zu wecken und ohne sich den Soldaten des Postens bemerklich zu machen. Man kann sich das Erstaunen des Offiziers denken, als er die Beantwortung seiner Frage, den Namen des Antwortenden las und von der Schildwache hörte, wer ihm einen Besuch abgestattet hatte. Am andern Morgen brachte eine Palastordonnanz die 4000 Rubel und ein Billet des Kaisers an den Offizier, worin ihm dieser sagte: er möge künftig Zeit und Ort besser wählen, um zu schlafen, aber auch, wie bisher, fortfahren, seinem Kaiser treu zu dienen und für seine Mutter zu sorgen.

Ein Lyoner Fabrikant, Herr Petit, hat nach langen Versuchen die Erfindung gemacht, mit den Seidenfäden Gold, Silber, selbst Eisen so zu verbinden, daß aus denselben die feinsten und geschmeidigsten Stoffe mit allen nur denkbaren Mustern gewebt werden können. Die Pracht der Stoffe übertrifft alles bisher Gesehene, sie lassen sich zu Kleidern sowohl als zu Möbeln und Decorationen verwenden, und sind die Preise nicht außerordentlich hoch. Sind die Stoffe abgenutzt, so läßt man sie ausschmelzen, was bei Gold- und Silberstoffen stets den Hauptwerth wiedergibt.

(Zur Warnung für Eltern!) Dieser Tage wurde in einem Herrschaftshause zu München in Folge Vermissens mehrerer werthvoller Gegenstände, der Koffer der mit der Pflege der Kinder betrauten Person durchsucht. Man fand richtig nicht nur das Vermißte, sondern auch noch ein beträchtliches Quantum Opium. Auf ernstes Befragen, wozu sie das Opium habe, gestand selbe ein, daß sie jeden Abend dem 6 Monate alten Kinde eine Portion gebe, um in der Nacht Ruhe zu haben. Das Kind, welches schon seit längerer Zeit unerklärlicher Weise leidend war, soll in hoffnungslosem Zustande sich befinden.

Räthsel.

Stets war und bin und werd' ich bleiben
Im ganzen großen deutschen Reich;
Niemals kann man verkehrt mich schreiben,
Ich bleib' mir rück- wie vorwärts gleich.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 77. Freitag, 29. Juni 1855.

Braut und Gattin.

(Fortsetzung.)

7.

Der Hochzeitstag.

Nach einer anstrengenden, ununterbrochenen Reise war der Baron so zeitig in München eingetroffen, daß er Amalien noch zuvorgekommen zu seyn glaubte. Er ließ in dem bezeichneten Hotel die besten Zimmer zu dem Empfange der Dame vorbereiten. Albrecht hatte Freunde in München, er stattete Besuche ab und erneuerte alte Bekanntschaften, um die ängstliche Ungeduld zu besiegen, mit der er zwei Tage lang vergebens die Ankunft der Geliebten erwartete. Am dritten Tage erhielt er durch die Post einen Brief. Er kam von Amalien. Sie schrieb ihm, daß sie Gründe habe, eine Verfolgung des Grafen zu fürchten, und daß sie es daher vorziehe, München nicht zu berühren, sondern sich nach jener Gegend begeben wolle, wo sie sein Stammschloß Hegerswyl, von dem er so oft zu ihr gesprochen habe, ohne Schwierigkeiten auffinden würde. Der Brief schloß mit der heiligsten Versicherung ewiger Liebe und Treue.

Es läßt sich denken, daß Albrecht nicht lange säumte, abzureisen. Am dritten Tage sah er die Thürme des alten, romantischen Schlosses. Das Posthorn schmetterte lustig durch das anmuthige Thal, das Thor öffnete sich und der Wagen hielt an der großen Steintreppe. Die Dienerschaft, die ihn jubelnd empfing, war alt geworden, er war ja zehn Jahre abwesend gewesen. Der alte Verwalter war ein Greis mit schneeweißen Haaren und die Wirthschafterin ein dickes, wohlgenährtes Mütterchen.

„Wo ist Fritz, mein Vetter?" fragte sie verwundert, als sie den Diener nicht sah.

„Er wird in den nächsten Tagen eintreffen, Mutter Elsbeth; Geschäfte für mich haben ihn unterwegs aufgehalten."

Der alte Verwalter machte seinem Herrn freundliche Vorwürfe, daß er so unerwartet gekommen sey, man habe nichts zu seinem Empfang thun können.

Albrecht bezog ein Zimmer, von dessen Fenstern aus man die Straße übersehen konnte, die zum Schlosse führte. Kaum hatte er sich erholt, als er Anordnungen traf, seine zukünftige Gattin zu empfangen. Als Zweck derselben gab er seinen längern Aufenthalt auf dem Schlosse an.

Drei Tage hatte er in peinlicher Unruhe verbracht, aber weder Fritz kam an, noch Amalie. Am vierten Tage fragte er den Kastellan nach dem Förster Zierlein.

„Der lebt noch, gnädiger Herr!" war die Antwort. „Die Regierung hat ihm seinen Posten gelassen, obgleich er alt und schwach ist. Zwei tüchtige Jägerburschen versehen seinen Dienst und Alles geht gut. Der Kummer um seine Tochter, die auf so räthselhafte Weise verschwand, hat den kräftigen Mann vor der Zeit gealtert. Fragt man ihn nach ihr, so schüttelt er schmerzlich das kahle Haupt und sagt: „„Meine Katharina ist todt! Laßt sie, laßt sie!"" fügt er gewöhnlich hinzu, indem er eine abwehrende Bewegung macht — „„es ist gut, daß es so gekommen ist!""

„Und hat man nie wieder etwas von ihr erfahren?" fragte der Baron mit schwankender Stimme.

„Nie wieder, gnädiger Herr! Man flüstert sich wunderliche Dinge von ihr ins Ohr — sie soll sich selbst das Leben genommen haben."

Der Baron brach das Gespräch ab. Die Auskunft des Greises erfüllte ihn mit Schmerz, obwohl er sich den Tod der unglücklichen Katharina nicht zum Vorwurf zu machen hatte, denn um

Digitized by Google

ihre Ehre zu retten und sie zu beruhigen, hatte er sich heimlich mit ihr trauen lassen.

Um alle Zweifel zu beseitigen, kam zwei Tage später Fritz an und überreichte seinem Herrn die vom Kloster ausgestellten Papiere. Nichts fehlte mehr zu seinem Glücke, als Amalie. Die Einsamkeit wie die qualvolle Erwartung hatte seine Leidenschaft fast bis zum Wahnsinne gesteigert; er suchte tausend Gründe, die ihr Ausbleiben rechtfertigten, aber die Eifersucht, die sich nach und nach in Mißtrauen verwandelte, verwarf sie alle wieder.

Eines Morgens stand er an dem geöffneten Fenster. Da fuhr eine Postchaise durch's Thal den Hügel heran. Zitternd betrachtete Albrecht die langsame Fahrt des Wagens, der endlich in dem Thore verschwand.

„Sie kommt, gnädiger Herr!" rief Fritz, der hastig eintrat.

„Wer?" fragte der Baron, obgleich er wußte, wer gemeint sey.

„Wer anders als die reizende Dame aus Spaa und Aachen! Ich sah ihren lieblichen Kopf durch die Fenster des Wagens, — nicht wahr, sie wird unsere junge Herrin?"

Der Baron gab ihm zu verstehen, er möchte schweigen.

Fritz verschwand. Nach einigen Augenblicken öffnete er die Thür wieder und Amalie in einem eleganten Reiseanzuge trat ein. Sie hatte nicht Zeit zu grüßen, denn Albrecht schloß sie in seine Arme und bedeckte ihren Mund mit Küssen.

„Bin ich noch immer willkommen?" fragte sie, erröthend an seine Brust sinkend.

„Amalie, erlassen Sie mir die Beschreibung der Qual, die ich erduldet. Hier habe ich gehofft und gefürchtet," — er deutete auf das Fenster.

„Und ich mußte mit großer Vorsicht reisen, denn der Graf hatte meine erste Spur entdeckt."

„Jetzt hat er keine Rechte mehr an Sie!"

„Vergessen wir nicht, daß ich in zwei Monaten erst die Volljährigkeit erreicht habe. Ach, und ich weiß nicht, wie weit ihm das Testament meines Vaters Vollmacht gibt. Albrecht, ich habe viel gewagt; tragen Sie Sorge, daß man mich Ihnen nicht wieder entreißen kann."

Der Baron holte jetzt die Bestätigung des Todes seiner ersten Gattin, und indem er sie Amalien zur Ansicht überreichte, sagte er:

„Vergessen wir nun die Vergangenheit und versichern wir uns der Gegenwart und Zukunft!"

„Und wenn ich nun so arm bleibe, als ich jetzt zu Ihnen komme?" fragte sie verschämt.

„Dann besitze ich einen Schatz von Anmuth und Liebenswürdigkeit, der alle Reichthümer der Welt aufwiegt!"

Albrecht zitterte für den Besitz des reizenden Wesens, an dem er mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Charakters hing, und auch Amalie sprach die Besorgniß aus, daß der Vormund es nicht unterlassen würde, seine Gewalt so lange geltend zu machen, als es ihre Minderjährigkeit ihm gestattete. Von einem so zähen Charakter, wie dem des Grafen, ließ sich Alles fürchten. Eine Trennung, und wenn sie nur auf einige Tage erfolgte, schien den Liebenden das größte Unglück zu seyn. Außerdem erforderte es die Ehre der jungen Dame, daß der Brautstand so viel als möglich abgekürzt würde.

Dem Ansehen des Barons gelang es indeß, den Pfarrer seines Gutes zur Trauung zu bestimmen. Der Todtenschein Katharina's und der Geburtsschein Amalia's, den sie sich früher schon zu verschaffen gewußt hatte, um ihre Volljährigkeit darzuthun, beseitigten alle Bedenken des Priesters, der vor dem mächtigen und reichen Baron hohe Achtung bewahrte. Die Trauung Albrechts mit der Braut, die er sich von der Reise mitgebracht, ward still in der kleinen Kapelle des Schlosses vollzogen. Die Domestiken bewunderten die Schönheit und Milde der jungen Herrin und unter lautem Jubel führte man die beiden Gatten in ihre prachtvoll eingerichteten Gemächer.

(Fortsetzung folgt.)

Weltausstellung zu Paris. 1855.

(Fortsetzung.)

Ganz am Ende und als Seitenstück der Mineral-Industrie befindet sich eine Chororgel aus Eichenholz mit Bildhauerei und Vergoldung. Es ist bekannt, daß ein Gebäude wie der Industrie-Palast, das nicht in der Absicht gebaut wurde, um den Ansprüchen der Akustik zu entsprechen, sich zum Probiren einer Orgel schwer eignen würde. Das Schiff einer unserer Kirchen kann allein sich dazu eignen. Im Jahre 1849, jüngste Ausstellung, wurden diese Proben in der Magdalenenkirche gehalten. Wir zweifeln nicht daran, daß das Publikum den Effekt, den diese Trophäen

Digitized by Google

hervorbringen, günstig aufnehmen wird. Sie füllen hübsch die Leere dieses großen Schiffes aus. — Was die weiteren Industrieen betrifft, die hier vertreten sind, so ist es besser, diese in den Gallerieen, wo wir sie wiederfinden, zu beurtheilen, da wir sie dort in ihrem Ganzen betrachten können. Wir beschränken uns darauf, hier nur oberflächlich die Zusammenstellung derjenigen Gruppen anzudeuten, die einen hervorragenden Charakter tragen. Unter diese gehören unstreitig die zwei Gruppen der Pariser Industrie. Es galt hier die Erzeugnisse zusammenzustellen, um eine Idee zu geben von der Verschiedenheit, dem Geschmacke, der Eleganz und der Phantasie, worin sich die Artikel der Hauptstadt auszeichnen.

Die Produkte der Pariser Industrie sind in zwei, von schwarzem Holz mit Bildhauerarbeit und Vergoldung gezierten Pavillons ausgestellt. Auf einem dieser Pavillons steht: „Schmuck", auf dem andern: „Phantasie- und Kunstgegenstände." Ein ganzes Studium war nothwendig dafür. Man sieht auch unter denselben Auslage-Gegenstände, die wir gerne nützliche Gegenstände nennen möchten, obgleich sie einen noch sehr verfeinerten Luxus bezeugen. Hier z. B. Sonnenschirme neuer Art, mit reichen Spitzen geziert, nur scheint uns, sind davon zu viel Muster hier. Da: elegante Fächer, die aus den zwei berühmtesten Fabriken hervorgegangen. Führen wir noch eine Auswahl von Handschuhen an, deren zarte Farben allgemein bewundert werden. Wir machen unsere Leser aufmerksam, daß die Häute, woraus diese Handschuhe gefertigt, aus den französischen Gebirgslanden kommen und um Gelegenheit zu haben, es ihnen zu sagen, falls sie es nicht wissen sollten: die Rehe von Frankreich sind diejenigen, die die schönsten Häute der Welt geben. Auch ist es nicht blos die Vollendung der Arbeit, sondern auch der Ursprung des Leders, der den Preis der Handschuhe bestimmt.

Gehen wir nun ostwärts das Schiff wieder hinauf, so finden wir den zweiten Pavillon der Pariser Industrie zwischen dem der Möbel und Luxusstühle und dem der Kriegswaffen. Er umfaßt die Produkte von zwanzig Fabriken und ungefähr fünfzehn Industrieen. In der Mitte befindet sich eine Toilette mit massivem Silber, aus zweiundzwanzig verschiedenen Pieces bestehend; der Tisch ist von versilberter Bronze. Diese Arbeit kommt aus der Fabrik des Herrn Andot und wird ihm alle Ehre machen. Einige Gegenstände, welche schon in der ersten Gruppe vorkommen, wiederholen sich hier, allein in veränderten Formen und in eigener Bearbeitung. Unter den neuen Artikeln bemerkt man geschnitztes Elfenbein, verschiedene Gegenstände der feinen Tabletterie, Bronzen, parfümirte Sachets, falsche Perlen, ein Cigarrenetui von massivem Silber, einen Toilettenkasten ꝛc. Die Luxus-Papeterie wird durch Brieftaschen, Schreibmappen und andere kleine Gegenstände der Maroquinerie repräsentirt. Eine Auswahl von feinem Briefpapier befindet sich in zwei Rahmen ausgestellt. Zuletzt kommen wir an die Spielsachen, welche in Paris nicht nur mit vieler Sorgfalt, sondern sogar mit übertriebenem Luxus gearbeitet werden. Wir müssen heut zu Tage entweder sehr reich oder sehr verschwenderisch seyn, denn noch niemals hat man so viel Geld für Spielsachen verwandt und dieser Zweig der Industrie ist zu keiner Zeit so blühend gewesen als jetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Californien ist man allgemein der Ansicht, daß die dortigen Quecksilber-Gruben von Neu-Almaden allein hinreichen würden, den jährlichen Quecksilber-Bedarf der ganzen Erdkugel zu befriedigen. Nichts desto weniger haben die Eigenthümer die Ausbeutung so beschränkt, daß die Gruben jetzt nur den Bedarf der Vereinigten Staaten, des spanischen Amerika und China's decken. Hiedurch halten sie den Preis auf der Höhe von 50 Dollars für den eisernen Krug (75 Pfund Quecksilber) auf dem Platze in Californien. Je schwieriger die Gold-Erbeutung mit jedem Jahre wird, um so eifriger werden sich die Blicke auf die großen Reichthümer an Silber, Kupfer, Zinn, Eisen, Erdpech und Schwefel, so wie auf den Segen an Mineralquellen lenken. Die französischen „Annalen des auswärtigen Handels", denen wir obige Angaben entlehnten, bemerken übrigens mit Recht, daß zur Hebung dieser Schätze erst eine zahlreiche Bevölkerung und bessere gesellschaftliche Zustände abzuwarten seyen.

Die Amerikaner haben zwei Schiffe, den „Arctic" und „Release", unter dem Kommando des Lieutenants Harstein ausgesandt, um den Doktor Kane und dessen Gefährten aufzusuchen;

Digitized by Google

die beiden Fahrzeuge sind mit allem Nöthigen, sowie Lebensmitteln auf zwei Jahre versehen. Lady Franklin hat denselben einen Denkstein mitgegeben, der auf Beechy-Island zum Andenken an ihren unglücklichen Gemahl gesetzt werden soll.

In St. Louis (Nordamerika) ist eine medizinische Hochschule errichtet und mehrere deutsche Aerzte, die Herren Hammer aus St. Louis, Planer aus Wien und Hamernik aus Prag, als Professoren angestellt worden. Die deutsche Wissenschaft hat also abermals über den Nativismus triumphirt.

In Limerick hatte vor einigen Tagen ein zahlreich besuchtes Meeting statt, dessen Zweck die Errichtung einer Bildsäule des berühmten irischen Agitators O'Connel ist. Dem Bildhauer Hogan wurden für die Ausführung des Monuments 600 Pfund Sterling angeboten.

Der Intendant des Chatamer Arsenals, Kapitän Wypil, hat den Auftrag erhalten, aus seinen Arbeitern die durch gute Aufführung sich auszeichnenden auszusuchen, damit solche als Police-Mens zum Schutze der britischen Arsenale in Konstantinopel verwendet werden können. Jeder Mann erhält wöchentlich 26 Schillinge. (1 Schill. = 36 kr.)

Was vor vielen Wochen noch als unbestimmtes Gerücht herumging, das hat sich nun mit wunderbarer Schnelligkeit zur allbekannten Thatsache herausgebildet und nähere Quellen bestätigen, daß der Wiederaufbau der Weinsberger Burg, der Weibertreue, kein Luftschloß bleiben solle. Herr v. Holveloff verweilte in den letzten Tagen zu Weinsberg und beschäftigte sich mit Zeichnen und Abstecken auf der Burg. Die neue weibliche Walhalla ist fertig, allerdings nur auf dem Papier, aber man scheint Ernst machen zu wollen mit der Arbeit in weniger vergänglichem Material. Man spricht sogar von der bevorstehenden Ankunft hoher Personen, die sich für die Sache interessiren.

Der zu Augsburg verstorbene Hofrath Reisinger hat die Universität München zur Universalerbin seines 3—400,000 fl. betragenden Vermögens eingesetzt. Die Summe soll zur Bildung junger Mediciner, Privatdocenten ꝛc. verwendet werden.

Wer früher die Ruine Sickingen zu Landstuhl bestiegen und heute dieselbe wieder besucht, wird sich auf's Angenehmste überrascht finden. An der Stelle des früheren wilden Gesträuchs und des hoch und regellos aufgethürmten Schuttes findet der Freund des Alterthums die innere Einrichtung der Burg mit ihren Vorhöfen, gewölbten Gängen, der Schloßkapelle u. s. w. nunmehr der Versunkenheit entrissen und, mahnend an den Ernst vamaliger Zeit, das starke Mauerwerk fast allenthalben mit Schießscharten durchbrochen. Da die Ausgrabungen nach einem noch vorhandenen Grundrißplan vorgenommen wurden, war es möglich, mit verhältnißmäßig wenigem Aufwand die interessantesten Theile der Ruine offen zu legen und diese Theile selbst unter sich in ihre natürliche Verbindung zu setzen. Unter den gefundenen Alterthümern wird am meisten ein Damengürtel bewundert, der noch vollständig erhalten und von so feinem Messingdraht gearbeitet ist, daß man auf den ersten Blick das Geflecht für ein Haargeflecht halten möchte; es zeigen sich daran noch Spuren von Vergoldung. Die erste Anregung und Inangriffnahme zur Aufräumung der Ruine verdankt man einigen gebildeten jungen Leuten zu Landstuhl, welche mit anerkennenswerther Selbstbetheiligung die zweckmäßige Verwendung der ihnen anvertrauten freiwilligen Gaben anordneten und die Arbeiten leiteten.

Buchstaben-Räthsel.

(Fünf Zeichen.)

1 4 3 2.

Sie ist es, die gar vielen Dingen
Auf Erden gibt reellen Werth.

4 3 1.

Den kräft'gen Arm sieht man sie schwingen,
Doch keine Keul' ist's und kein Schwert.

5 4 4 1.

Sie, die uns spendet reichen Segen,
Ersproßt im Lenze frisch und grün.

Das Ganze.

Ob's auch in weiter Fern' gelegen,
Zieht es doch Viele nach sich hin.

Auflösung des Räthsels in № 76:

Stets.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 78. Sonntag, 1. Juli 1855.

Thränen-Trost.

Traurig saß an schwarzem Marmortische
Eine Jungfrau, engelschön fürwahr;
Auf die Hand gelehnt von Jugendfrische
Ruht ihr Haupt, umlockt von schwarzem Haar.

Saget an, was ist es wohl, das trübe
Ihr des feuchten Auges Glanz umfängt?
Ist's der Kummer heißer Jugendliebe,
Der so früh des Mädchens Herz beengt?

Immer noch vertiefet in Gedanken,
Blickt sie schweigend vor sich hin, allein;
Nur des Mondlichts ungewisses Schwanken
Dringt durch's Fensterchen zu ihr herein.

Leise Worte lispelend entgleiten
Ihren Lippen: „Wie viel mehr beglückt
War ich in der Kindheit frohen Zeiten,
Als kein Kummer noch mein Herz gedrückt!

„Freundlich nannte Jedes mich die Seine,
Glücklich war des Kindes heit'res Loos;
Doch gar bald ward die vergnügte Kleine
Und mit ihr — ihr kleiner Kummer groß.

„Und was nützt mir nun das Glück des Lebens,
Ist der Trost des Freundes mir versagt!
Mein gepreßtes Herz verlangt vergebens
Nach dem Busen, dem es Alles klagt.

„Einsam wandl' ich auf des Lebens Wege,
Bange Zweifel nur umgaukeln mich;
Schwindelnd schreit' ich über enge Stege,
Eines Freundes Hand vermisse ich." —

Also sprach sie und aus ihrem Auge
Perlte einer heißen Thräne Licht;
Frisch bethauet von Aurorens Hauche
Glich der jungen Rose ihr Gesicht.

Und die Thräne rollte heiß hernieder
Von der Wange auf den kalten Stein,
Und die Jungfrau sah ihr Bildniß wieder
In der Thräne, bei des Mondes Schein.

Aus der Thräne schauten ihre Blicke
Aufwärts, wo der Sterne Heer erblinkt,
Wo uns schützend gegen die Geschicke
Liebevoll der Freunde bester winkt.

Und das Haupt, das traurig sie geneiget,
Richtet sie empor vertrauensvoll;
Denn die Thräne, sie hat ihr gezeiget,
Wo den Freund sie künftig suchen soll.

M. S.

Braut und Gattin.

(Fortsetzung.)

Es war gegen Abend des Trauungstages, als Fritz in den kleinen Saal trat, in welchem sich die Neuvermählten befanden. Amalie, einfach in weiße Seide gekleidet, trug noch den Brautkranz in den braunen Locken. Sie glich wirklich einem Engel von überirdischer Schönheit. Albrecht saß zu ihren Füßen, ganz Anbetung und Liebe.

„Verzeihung, gnädiger Herr, daß ich störe," sagte Fritz mit zitternder Stimme.

Der Baron sah ihn fragend an. Amalie ergriff ängstlich den Arm ihres Gatten.

„Ist etwas geschehen?" flüsterte sie, bestürzt über die Aufregung des Dieners, von dem sie wußte, daß er treu an seinem Herrn hing.

„Der Graf v. Funcal, in Begleitung seines Neffen, bittet um eine Unterredung."

„Der Graf v. Funcal hier?" rief der Baron. „Ah! der würdige Mann hat seine Zeit gut gewählt. Nun, wenn ihn meine Gattin empfangen will —"

Digitized by Google

„Er mag mich an Deiner Seite sehen, Albrecht, — jetzt fürchte ich ihn nicht mehr!"

„Fritz," befahl der Baron, „laß die Herren Funcal eintreten; dann bleibst Du in dem Saale, im Falle ich Deiner Dienste bedarf."

Der Diener verschwand. Amalie warf sich an die Brust des Gatten und umschlang mit bebenden Armen seinen Hals.

„Fürchte nichts, Geliebte!" tröstete er unter Küssen. „Uns umschlingt ein heiliges Band, das weder menschliche Gewalt noch Bosheit zerreißen kann. Wenige Augenblicke werden genügen, um dem greisen Verbrecher seine Stellung zu uns anzudeuten."

Fritz öffnete die Thür und die beiden Funcal erschienen. Die beiden Gatten traten ihnen Arm in Arm entgegen. Keiner der Angekommenen drückte ein Erstaunen aus — sie grüßten mit kalter Höflichkeit.

„Herr Baron," begann der alte Graf, „mir scheint, ich komme zu spät, um die mir anvertraute Mündel von einem großen Unglücke zu bewahren."

„Verzeihung, Herr Graf!" versetzte Albrecht mit erkünstelter Ruhe — „Sie kommen zur rechten Zeit, um meiner Gattin Glück zu wünschen und aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen, daß Sie der Pflichten eines Vormundes überhoben sind."

„Mein Herr," sagte die junge Frau, „ich kann Ihnen für Ihre Sorge nicht danken, denn sie war so eigennütziger Natur, daß sie mir eine peinliche Last ward. Meine Abhängigkeit von Ihnen ist zu Ende und eine neue, mich beglückende hat begonnen. Sie werden meinem Gatten über das Vermögen Rechenschaft ablegen, das Ihnen mein Vater einst anvertraut hat."

Ein Gemisch von Schmerz und Hohn sprach sich in dem weißen Gesichte des Grafen aus.

„Ich war auf diesen Empfang vorbereitet," antwortete er ruhig; „aber rechnen Sie darauf, daß ich Ihnen verzeihe, Ihnen, der verblendeten jungen Dame."

„Herr Graf," unterbrach ihn Albrecht heftig, „vergessen Sie nicht, daß Sie ein Gast unter dem Dache des Freiherrn v. Beck sind! Jede Kränkung meiner Gattin trifft mich — und fragen Sie Ihren Neffen, er wird Ihnen darüber, was meinen Muth und meine Ehre betrifft, Auskunft geben können."

„Noch habe ich mit meiner Mündel zu verhandeln, Herr Baron!" entgegnete der alte Graf etwas gereizt. „Oder soll ich schweigen, wenn die Tochter meines verstorbenen Freundes in der Bigamie lebt?"

Amalie zuckte wie von einem Blitzstrahle getroffen zusammen.

„Fritz," rief Albrecht in zorniger Aufwallung, „Du wirst diese beiden Herren ersuchen, mein Schloß zu verlassen. Sage ihnen, daß mein Rechtsanwalt zu ferneren Unterhandlungen bereit sey."

„Gut, Herr Baron," versetzte der Graf, „so breche auch ich meine Unterhandlungen ab und stelle Ihnen sogleich meinen Rechtsanwalt entgegen. Dann wird Amalie begreifen, daß sie noch unter meiner Autorität steht und daß ich nicht streng genug meine Pflicht erfüllt habe."

Fritz hatte indessen die Thüre geöffnet und zog eine bleiche, abgehärmte Frau in den Saal. Sie trug armselige schwarze Kleider und eine Mütze nach Art der Landleute jener Gegend.

„Herein, herein!" rief Fritz, dessen ganzes Wesen plötzlich wie umgewandelt erschien. „Sage dem Herrn Baron, armes Geschöpf, daß Du ein Opfer seiner vornehmen Laune, seines Leichtsinns bist!"

„Katharina!" rief erbleichend der Baron und starr vor Entsetzen blickte er die traurige, geisterhafte Erscheinung seiner ersten Gattin an.

Aus Amaliens blühendem Gesichte war alles Blut gewichen. Unfähig, ein Wort zu äußern, entwand sie langsam ihren Arm dem des entsetzten Gatten und ging schwankend in ein Nebenzimmer, wo sie still weinend auf einen Sessel sank.

Die bleiche Katharina sah mit unheimlichem Lächeln bald den Baron, bald die beiden Männer an. Trotz der vom Irrsinn entstellten Züge ließ sich noch erkennen, daß sie einst von ausgezeichneter Schönheit gewesen. Sie schien nicht zu wissen, was das Alles bedeutete. Fritz stand neben ihr — eine wilde, gräßliche Freude blitzte aus seinen schwarzen Augen.

„Mein Gott, träume ich denn?" stammelte der Baron, indem er mit der Hand über seine schweißbedeckte Stirn fuhr, als ob er sich von der Wirklichkeit überzeugen wollte.

„Nein, Herr Baron, es ist kein Traum!" rief Fritz — „hier steht Katharina, Ihre Gattin, welche die ersten Ansprüche an Sie hat! — Zweifeln Sie nicht daran," fügte er mit erstickter Stimme hinzu, „Sie sind mit zwei Frauen verheirathet! Oh, nach diesem Augenblicke habe ich lange gegeizt — er war das Ziel meines ganzen traurigen Lebens!"

Digitized by Google

Albrecht brach faſt zuſammen; er mußte ſich an der Lehne eines Seſſels halten, um nicht zu Boden zu ſinken.

„Was iſt das? was iſt das?“ rief er in einem unbeſchreiblichen Tone. „Menſch, Deine letzten Worte rollen einen Schleier auf, der ein entſetzliches Geheimniß birgt! Treibe mich nicht zum Wahnſinn, zur Verzweiflung! Du warſt mir kein treuer Diener! Gib Aufklärung! Haſt Du mir mein Lebensglück zertrümmert?“

„Wie Sie das meinige, Herr Baron! — So raaste auch ich und rannte den glühenden Schädel an die Bäume des Waldes, als Sie die Tochter des Förſters, um deren Liebe ich mich bewarb, durch zärtliche Schmeichelreden gefangen hatten, daß ſie ſich von mir abwandte. Das ſchwache Mädchen gab dem glänzenden Herrn den Vorzug, dem Herrn, der ſie nie wahrhaft geliebt hat; der ſchlichte Diener aber, der ſie zu einer glücklichen Gattin gemacht haben würde, weil er ſie rein und wahr liebte, ward zurückgeſetzt. Mir blutete das Herz unter den fürchterlichſten Qualen; aber ich ertrug ſie, weil mich die Hoffnung nicht verließ, Sie würden Ihr Unrecht einſehen und meinen Warnungen, die mir damals Ihren Zorn zugezogen, Gehör geben. Aber Sie raubten mir das Mädchen, das ich anbetete, und zu ſpät erfuhr ich Ihre heimliche Trauung, — ja, Herr Baron, ich erfuhr ſie erſt, als Sie das arme Weſen verlaſſen hatten. Ich liebte Katharina noch, aber ich konnte ſie nur bedauern — ſie glücklich zu machen, lag nicht mehr in meiner Macht. Da erfaßte mich die Verzweiflung, zugleich auch ein Groll gegen den Urheber meines Unglücks, daß ich auf das Crucifix eine furchtbare Rache ſchwor....“

(Schluß folgt.)

Weltausſtellung zu Paris. 1855.

(Fortſetzung.)

(Malerei und Sculptur. — Mittheilungen nach dem Moniteur-Feuilleton.) Der ſehr zuſtändige Autor über dieſe Kunſtgegenſtände iſt Theophile Gautier, welcher ſagt: Zum erſten Male werden ſich die Kunſtbewegungen aller Völker auf dem friedlichen Schlachtfelde der allgemeinen Ausſtellung gegenüber ſtehen. Dieſe große Idee konnte nur unſer Jahrhundert verwirklichen mit ſeinen wunderbaren Verbindungsmitteln, vor denen Meere und Berge, Entfernungen und Hinderniſſe verſchwinden. —

„Es gibt keine Pyrenäen mehr,“ ſagte Ludwig XIV. nach Abſchluß des Friedens mit Spanien, — daſſelbe gilt heutzutage von jedweder Grenze. Ueber die blauen, grünen und rothen Linien der Landkarten hinaus unterhalten ſich die Völker vertraulich mit einander, von einem Ende der Welt zum andern. Bisher mußte man lange, mühſame und koſtſpielige Reiſen unternehmen, um ſich die Werke der verſchiedenen Maler- und Bildhauer-Lokalſchulen in Augenſchein zu nehmen. Im Leben begegneten einander die Meiſter nie: ſie lernten ſich erſt in jener heitern Atmoſphäre der Unſterblichkeit kennen, wo Raum und Zeit verſchwinden. Aber nie waren bisher die gleichzeitigen Kunſtgenoſſen auf einem Centralpunkte der Erde zuſammengetreten, um ſich die Hand zu reichen, ſich zu meſſen und zu würdigen. Um dem menſchlichen Genius in ſeinen verſchiedenen Leiſtungen zu folgen, mußten wir Griechenland, Italien, Spanien, England, Belgien, Holland und Deutſchland durchwandern. Dieſe langwierigen Peregrinationen, die uns zu einer Art „fahrenden Juden der Kunſt“ gemacht hatten, erſetzt heutzutage eine Fahrt im Fiaker nach der Avenue von Montaigne: in vier Stunden lernen Sie da mehr, als wir in fünfzehn Jahren gelernt haben, — mit einem Blicke überſchauen Sie da die verſchiedenartigſten Leiſtungen. Für Alle wird ſich eine heilſame Lehre aus dieſem Wettkampfe ergeben, deſſen Initiative Frankreich gehört.

Ehe wir jedoch ins Einzelne eingehen, wird es zweckmäßig ſeyn, die Zuſtände der Kunſt im Allgemeinen und die Kunſttendenzen der Völker, die zu dieſem großen Jubiläum der Malerei und Sculptur ihren Tribut geſendet, überſichtlich darzuſtellen.

Je nach Zeit und Umſtänden entwickelt ſich die Kunſt, gedeiht, verfällt oder ändert ihren Wohnſitz. Plötzlich — Niemand weiß warum — ſchließen ſich die Ateliers einer Stadt, welche ehemals berühmte Meiſter verherrlichten; man könnte das die „Despoblados“ im Reiche der Kunſt nennen. Drei Jahrhunderte hindurch ſaß Italien auf ſeinem goldenen Throne und führte das Scepter der Malerei, der Bildhauer- und Baukunſt. Rom, Florenz und Venedig bildeten eine ſtrahlende Trinität. An Wundern erſchöpft, ruht heutzutage Italien aus; ſein ehemals ſo thätiges Atelier iſt nur noch ein Muſeum; von ſeinen herrlichen Schulen ſind nur Meiſterwerke geblieben, ſie

Digitized by Google

haben keine Schüler mehr. Aber Italien hat seine Schuld an die Menschheit bezahlt; nächst Griechenland hat es der Welt das erhabenste Ideal des Schönen gegeben. Darum sey es fern von uns, seines Elendes freventlich zu spotten, weil es auf dem modernen Kunstcongresse nur einige Quadratschuh der Wände des Saals mit mittelmäßigen Malereien bedeckte.

Frankreich hingegen ist erstarkt. In früheren Zeiten hatte es freilich Pouſſin, Leſueur, Lebrun, Watteau und späterhin einige angenehme Maler: aber erst seit einem halben Jahrhundert und besonders in den letztverflossenen Jahren hat sich bei uns eine Schule gebildet, in welcher alle Welt lernen kann. Man geht heutzutage nach Paris, wie vordem nach Rom: Paris ist heutzutage die Metropole der Kunst; in keiner andern Stadt fände man eine solche Anzahl von merkwürdigen Künstlern. Geist besaß Frankreich von jeher; jetzt hat es auch Farbe. Ohne seine Originalität im Geringsten aufzugeben, hat es sich das Verfahren der Schulen von Venedig und Antwerpen angeeignet. Dem Studium der Werke des Phidias und Raphael verdankt es den Styl; nirgends wird gegenwärtig mit dieser Machtvollkommenheit gemalt und gezeichnet, wie in Frankreich, obschon es statt Rom, Florenz, Venedig, Mailand, Perugia, Neapel, Genua u. a. nur Paris hat, so vereinigt es doch sämmtliche Klimas und Temperamente in seiner Kunst. Ingres stellt es E. Delacroix entgegen; Decamps — Meissonier; Flandrin — Couture; Aligny — Rousseau. Uns, einem seiner unbedeutendsten Söhne, ziemt es nicht, Frankreich zu rühmen; aber auf eine solche Mutter kann Jedermann stolz seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Franzose Cortambert, Generalsekretär der geographischen Societät, hat neuerdings eine Karte der französischen Berühmtheiten publicirt nach dem geographischen Princip der Geburtsorte. Hiernach stammen aus dem Gebiete der Manche die meisten Poeten, Geschichtschreiber, Philosophen und Künstler, aus dem germanischen Gebiete der Nordsee die meisten Krieger, aus den Gegenden des Mittelmeeres die Redner, Naturforscher, Aerzte und Erfinder; in die Philosophen, Staatsmänner und Rechtsgelehrten theilen sich die Gebiete der Manche und des Mittelmeeres.

Aus der goldenen Aue hat man die Aufforderung erlassen, die dem gänzlichen Verfall entgegen gehende alte Burg des Kaisers Friedrich Barbaroſſa, den Kyffhäuser, als Denkmal deutscher Größe durch Veranstaltung einer Groschen- oder Sechserſammlung zu erhalten, die demnächst in den Gauen der Unstrut, Helme und Wipper unter dem Protectorat des regierenden Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt ins Leben gerufen werden soll.

Viersylbige Charade.

Das Erste.
(In einer Sylbe.)

Geführt von kräft'ger Männerhand,
Bringt's Schmerzen und bedroht das Leben;
Bald wird es dumm, bald schlecht genannt,
Willst du ihm and're Deutung geben.

Das Zweite.
(In zwei Sylben.)

Ein Stoff ist es, der Nutzen schafft,
Wenn wir mit Vorsicht ihn verwahren;
Doch ist entfesselt seine Kraft,
Dann bringt er Schrecken und Gefahren.

Das Dritte.
(In einer Sylbe.)

Der Kaufmann stellt zur Schau es aus,
Vielfarbig schmückt's die holden Frauen;
Und steht das Wörtchen vor dem Haus,
Dann wirst ein Arsenal du schauen.

Das Ganze.

Ein Köcher ist es ohne Pracht,
Gefüllt mit kleinen Zauberstäben:
Durch ihre wunderbare Macht
Muß schnell die Finsterniß entschweben.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nr. 77:

Tare — Art — Saat —
Teras.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 79. Dienstag, 3. Juli 1835.

Braut und Gattin.

(Schluß.)

Nachdem Fritz, um sich an dem Seelenschmerze des Barons zu weiden, einen Augenblick innegehalten, fuhr er wieder fort:

„Ich war jener Vater Prosper, von dem ich Ihnen erzählte, daß er Katharina's Argwohn anregte; ich sagte ihr, von innerem Hasse gestachelt, daß die heimliche Trauung nur ein Mittel gewesen sey, um das züchtige Mädchen zu Ihrer Buhlerin herabzuwürdigen. Und sie war es auch nur, Herr Baron, trotz der Segnung des Priesters! Die Försterstochter hätten Sie nie vor der Welt anerkannt, auch wenn Ihr Vater seine Einwilligung dazu gegeben. Um das Mädchen, das ich liebte, vor Schmach und Schande zu retten, brachte ich sie nach der einsamen Hütte meines alten Vaters oben im Gebirge, denn Sie sollten sie nur dann wieder sehen, wenn ihr Anblick eine Strafe seyn würde. Das Opfer Ihres Leichtsinns ließ sich willig leiten — eine tiefe Schwermuth hatte sich ihrer bemächtigt, die sie willenlos und aller Welt verschlossen machte. Ich aber blieb bei Ihnen, Herr Baron, brachte Ihnen die falsche Nachricht von dem Tode Katharina's und beförderte eine neue Verbindung. Ich war aus Haß Ihr treuer Diener. Bewundern Sie mich, mein Herr, die Rache ist gelungen, denn Sie können sich des Besitzes einer reizenden Gemahlin nicht erfreuen, da Sie außer ihr noch eine blödsinnige haben! — Ist Ihnen nun klar, wie das Blatt in jenes Portefeuille gekommen? Durch meine Hand — und Herr v. Funcal erfuhr es von mir, weil ich Ihre Liebe zu der schönen Fremden noch mehr reizen und ein Duell herbeiführen wollte, in dem Sie entweder zum Mörder werden oder selbst fallen mußten. Herr v. Funcal rechnete dabei so fest auf meine Hilfe, daß er im Voraus Ihren Tod anzeigte, — ich aber hatte meinen Plan geändert, als ich sah, wie Sie Feuer und Flamme für die unbekannte Schöne waren: ich machte den getreuen Boten, um eine Doppelehe herbeizuführen. . . ."

„Scheusal! Scheusal!" rief Albrecht, indem er die geballten Fäuste ausstreckte.

„Sie haben mich dazu gemacht, Herr Baron! Aber hier ist noch eines Ihrer Werke — vergessen Sie die arme Katharina nicht! Ich kann nicht mehr für sie sorgen; jetzt kommen Sie Ihrer Pflicht nach!"

Wie im Wahnsinne ergriff er die Hand Katharina's, die bisher wie ein erstauntes Kind dagestanden hatte, und führte sie hastig dem Barone zu. Dann stürzte er durch die Thür auf den Vorsaal hinaus.

Katharina erkannte ihren Gatten nicht wieder; sie zog sich scheu von ihm zurück und sah die beiden Funcal an, als ob sie von ihnen Schutz erflehen wollte.

Eine peinliche Pause trat ein. Albrecht, der sich gewaltsam ermannte, unterbrach sie.

„Katharina," sagte er mit vor Schmerz bebender Stimme, „man hat uns Beide verrathen! Könntest Du die Verhältnisse erfassen, Du würdest mich beklagen, wie ich die beklage, die mir die Hand des Priesters heute angetraut hat. Fast möchte ich Dich beneiden, daß es Dir versagt ist, das Leben mit klarem Geiste zu erschauen — Du bist glücklicher, als ich!"

Er küßte weinend ihre bleiche Stirn. Hierauf zog er die Glocke. Der alte Kastellan trat zitternd ein.

„Tragen Sie Sorge für diese Frau, ich fordere sie von Ihnen zurück."

Katharina ließ sich geduldig aus dem Saale führen. — Der Baron hatte einige Augenblicke

Digitized by Google

sinnend auf einem Stuhle gesessen. Bleich, aber gefaßt erhob er sich plötzlich.

„Meine Herren," sagte er mit fester Stimme, „Sie spielen eine traurige Rolle. Mit einem schurkischen Bedienten haben Sie sich verbunden, um des elenden Mammons wegen zwei Menschen ins Verderben zu stürzen. Ich sehe es an Ihren höhnenden Mienen, daß Sie mich zerschmettert und allen Ihren Forderungen fügsam wähnen — Sie irren, denn mit männlichem Muthe werde ich dem heraufbeschworenen Schicksale die Stirn bieten. Für heute verlassen Sie mich und denken Sie nicht daran, je einen Einfluß auf die arme Amalie auszuüben. Die Entscheidung über die obschwebenden Fragen werden die Kirche und die weltliche Behörde übernehmen."

„Herr Baron," sagte der alte Graf, „bevor wir uns entfernen, fordere ich die Entscheidung Amaliens —"

„Worüber?"

„Ob sie ihrem Vormunde folgen oder in dem Schlosse bleiben will, das jenes arme Geschöpf unter seinem Dache birgt."

„Sie haben Recht!" rief Albrecht — „diese Entscheidung darf ich nicht weigern — es ist selbst meine Pflicht, sie ihr anzutragen."

„Sie befindet sich dort in dem Kabinete," sagte der Graf.

Albrecht ging festen Schrittes der Thür zu und öffnete. Amalie, deren bleiches Gesicht in Thränen gebadet war, trat ihm entgegen. Wie geblendet von der engelgleichen Erscheinung der jungen Frau im einfachen Schmucke des Brautkranzes, bebte er zurück. Die Sprache versagte ihm bei dem Gedanken, daß ihm das höchste Glück des Lebens verkümmert sey. Von einem wüthenden Schmerze gefoltert, bedeckte er mit beiden Händen sein Gesicht. Amalie warf einen schmerzlichen Blick auf den zerschmetterten Mann. Dann trat sie den beiden Funcal entgegen.

„Herr Graf," sprach sie bewegt, „ich war eine unfreiwillige Zeugin von der erschütternden Scene, die Sie so boshaft vorbereitet, und es ist mir möglich geworden, mir ein Urtheil über die stattgehabten Vorgänge zu bilden. Das Bekenntniß Ihres Genossen, des treulosen Dieners, läßt mich Ihre Absicht deutlich erkennen. Mein Gemahl hat es von meinem Entschlusse abhängig gemacht, wo mein künftiger Aufenthalt seyn werde. So vernehmen Sie denn, daß ich es vorziehe, die Entscheidung der Behörden hier abzuwarten, als einem Manne zu folgen, der sich der Fälschung von Papieren schuldig gemacht hat. Der Baron v. Beck wird mich zu ehren und seine Einrichtungen darnach zu treffen wissen."

Mit einer Verneigung entließ sie die Gäste, die sich, um ihren Groll und ihre Verlegenheit zu verbergen, spöttisch lächelnd entfernten.

„Amalie, Amalie," rief Albrecht, „verlassen Sie mich nicht, bleiben Sie mein rettender und schützender Engel!"

„So lange es mir das Gesetz und meine Ehre gestatten, werde ich hier weilen."

„Herrin von Hegerswyl! ich erkenne meine Pflicht und werde sie erfüllen."

„Wie ich die meine, die mir der Segen des Priesters auferlegt."

Er stürzte zu ihren Füßen nieder und küßte ihre Hände. Dann verließ er rasch den Saal. Eine Stunde später blickte Amalie von dem Balkon einem Wagen nach, der ihren beklagenswerthen Gatten nach der Residenz brachte, wo er selbst seine Angelegenheiten der richterlichen Entscheidung unterbreiten wollte. Die junge Frau blieb auf Hegerswyl zurück; sie fand in dem alten Kastellan einen väterlichen Freund.

* * *

Ein harter Winter war verflossen. Der Rechtsanwalt des Barons hatte einen Prozeß gegen den Grafen Funcal und seinen Genossen, den verbrecherischen Diener, eingeleitet. Aber Fritz war verschwunden; trotz mehrfach an ihn ergangener Aufforderung stellte er sich nicht vor Gericht. Es war demnach nicht möglich, die Untersuchung zu beschleunigen. Albrecht, der eingezogen wie ein Anachoret in Wien lebte, erfuhr durch Briefe seines Kastellans, daß Amalie in ruhiger Ergebung auf Hegerswyl weile und oft Besuche in dem Forsthause abstatte, wohin die ihres Verstandes beraubte Katharina gebracht worden war. Zwischen den beiden Gatten hatte kein Briefwechsel stattgefunden — sie vermieden es, in irgend eine Beziehung zu einander zu treten.

Es war in der Pfingstwoche, als Albrecht gegen Abend in seinem Zimmer saß. Sein Advokat hatte ihn soeben verlassen. Durch diesen erhielt er die Nachricht, daß Graf Funcal den Befehl bekommen, Rechnung über das Vermögen Amaliens abzulegen und die fernere Verwaltung desselben einem Regierungskommissär zu übergeben. Auf einen günstigen Bescheid des geistlichen Gerichts hatte er wenig Hoffnung gemacht, da die katholische Confession eine völlige Ehescheidung nicht gestatte und Katharina als die erste Gattin

Digitized by Google

die ersten Rechte besitze. Aus den seitherigen Verhandlungen habe sich indeß schon so viel ergeben, daß ihm seine zweite Heirath nicht als ein Verbrechen angerechnet werden könne, da eine Fälschung der Papiere durch die beiden Funcal erwiesen sey.

Albrechts trostlose Lage läßt sich denken. Da meldete ihm sein Diener eine Dame an. Hastig öffnete er die Thür und Amalie in Trauerkleidern trat ein. Der Kastellan begleitete sie.

„Armer Freund," rief sie unter Thränen aus, „unser Wiedersehen ist ein schmerzlich-freudiges! Ich selbst habe es übernommen, Ihnen die Nachricht von dem Tode Katharina's zu überbringen; sie verschied in meinen Armen, — Gott hat sie einem Leben entrückt, dessen nur noch ihr Körper theilhaftig war. Nehmen Sie mich hin, Albrecht, ich kann nun Ihre Gattin vor Gott und der Welt seyn!"

Still weinend sanken sich Beide einander in die Arme.

Der Kastellan berichtete, daß die Jägerburschen des alten Zierlein an demselben Tage, an welchem Katharina gestorben, einen gefährlichen Wilddieb erschossen hätten; die Behörde habe in ihm seinen ehemaligen Diener, den boshaften, rachsüchtigen Fritz, erkannt.

Der Baron v. Beck blieb mit seiner jungen Gattin in Wien. Ein Jahr später stellte man ihm das Vermögen Amaliens zur Verfügung, da die Rechte des Vormundes als erloschen betrachtet wurden. Albrecht verschmähte es, den Grafen v. Funcal weiter zu verfolgen. Der Tod Katharina's hatte eine Entscheidung der Kirche überflüssig gemacht. —

„Hältst Du mich für strafbar?" fragte Albrecht seine Gattin.

„Ich liebe Dich," flüsterte sie, „und ein liebendes Herz hat kein Urtheil. Gott selbst hat gerichtet."

Weltausstellung zu Paris. 1855.

(Fortsetzung.)

(Schluß des Moniteur-Feuilleton-Artikels über Malerei und Sculptur.) — Deutschland hat der naiven und sorgfältigen Weise, dem Naturalismus des Albrecht Dürer und Lukas Cranach entsagt, es scheint sich nur noch in der Kunstästhetik zu gefallen. Kaum würdigt es die Natur eines zerstreuten Blickes; es erfindet, combinirt und zeichnet Cartons, deren Ausführung untergeordneten Händen überlassen bleibt. Es schafft nicht sowohl *Gemälde* als *Gedichte*: zyklische Erfindungen, darstellend die Schicksalswechsel des Menschengeschlechts, die Wanderzüge der Racen, die Mythen und Apokalypsen der verschiedenen Religionen, oder auch philosophische Symbole und Systeme, wo die Gestalten mehr als hieroglyphische Zeichen auftreten, denn als individuelle Darstellung. Diese durchaus vergeistigte Schule verschmäht das Colorit, die Gewandtheit des Pinsels, das Gefällige der Ausführung; sie *malt* nicht, sie *schreibt* die Idee. Für uns ist eine solche Kunstauffassung durchaus neu: sie wird den französischen Malern interessante Punkte zum Studium bieten, die von einer ganz andern Ansicht ausgehen und sich stets zunächst an die äußere Form gehalten haben.

Belgien zeichnet sich im Gegentheil durch eine seltene Kunstfertigkeit aus; ihm schwebt durchaus kein Ideal vor. Wie die ältere flamändische Schule, wird die heutige durch den unbedeutendsten Gegenstand zu einem ängstlich durchgeführten kleinen Meisterstücke veranlaßt; mit einer geduldigen Neigung zur Natur verbindet sie das Studium älterer Gemälde. Mitunter ahmt sie auch das benachbarte Frankreich nach und zwar oft sehr täuschend; doch bewahrt sie eine scharf ausgeprägte Individualität. Die großen Vorfahren würden ihre Enkel willig anerkennen.

Eine derbe Originalität, ein scharfer Lokalgeschmack bildet die Haupt-Charakterzüge Englands; es verdankt den andern Schulen durchaus Nichts: es ist, als wenn der Arm des Meeres, der es vom Festlande trennt, so breit wie ein Ozean wäre. Auch das weniger geübte Auge erkennt ein englisches Gemälde auf den ersten Blick. Man fühlt sich in eine ganz andere Welt versetzt, es ist eine ganz eigene Kunstart, raffinirt bis zur Manier, barock wie die Chinoiserien; dabei stets aristokratisch, Gentleman. Immer bewahrt sie jene weltliche Eleganz und jene fashionable Grazie, deren reinste Typen man in den Keepsaker findet. Das Alterthum hat Nichts damit zu schaffen; ein englisches Bild ist durchaus modern, wie ein Roman von Balzac. Anfangs kommt Einem Alles fremdartig vor, allmälig aber gewöhnt man sich an die wunderlichen und zugleich lieblichen Farbentöne, an diese Atlaslichter, an diese durchflechtigen Schatten, an diese Silberreflexe, an dieses Flimmern der Stoffe, an diese Mousselinwolken, und durch alle diese Koketterien findet man ein sehr feines Gefühl für Pantomimen heraus; ein seltenes Geschick für Scenerie und tiefes Studium

Digitized by Google

der Charaktere und der Physiognomien. Sir Joshua Reynold, Lawrence sind heutzutage außer Mode, wie auch Gainsborough und Constable; Wilkie zählt nur noch wenige Anhänger. Die gegenwärtige englische Schule gibt sich in vollkommener Unabhängigkeit ihrer Laune hin; Jeder folgt dem Impulse seiner Individualität, ohne daß sich jedoch das britische Gepräge verwischt. Eine abgesonderte Kirche bilden W. Hunt und Milais, bei denen sich zu einem unbestreitbaren Talente die barockeste Excentricität gesellt. — Nächst Frankreich ist England am reichlichsten vertreten. Eigentliche historische Gemälde hat es wenig, dafür aber einen Ueberfluß an Genrebildern, Phantasien, Landschaften, Marinen, Stillleben, — seine Aquarelle nehmen einen bedeutenden Raum in der oberen Gallerie ein.

Spanien hat seinen Velasquez, Ribeiro, Murillo, Zurbaran und selbst Goyn vergessen. Es hat nicht mehr seinen wilden Eifer, jenen fanatischen Katholizismus, die in den Werken seiner alten Meister athmeten; ohne das Wappenschild oben an der Wand des Raumes, welchen die spanischen Bilder einnehmen, würde man sie für französische halten.

Gleich beim ersten Besuche zerfällt die Ausstellung in vier scharf getrennte Zonen: England, Belgien, Deutschland und Frankreich. England ist die Individualität, Belgien die technische Fertigkeit, Deutschland die Idee und Frankreich der Eklektismus.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Musiker haben bekanntlich absonderliche Gewohnheiten und Liebhabereien. Wir lesen darüber in einem französischen Blatte folgende Zusammenstellung. Auber konnte es nicht zwei Tage hinter einander in der schönsten Stadt der Welt aushalten. Adam hatte eine tiefe Verachtung gegen schöne Bäume und ganze Wälder. Donizetti schlief beinahe immer auf der Reise und schenkte den Reizen der Natur nicht die geringste Aufmerksamkeit. Paër gefiel sich in Widersprüchen; er schrieb „Camilla", „Sargines" und „Achilles", während er mit seinen Freunden scherzte, seine Kinder schalt und sich ohne Unterlaß mit seinen Domestiken zankte. Cimarosa hatte immer ein Dutzend Kunstliebhaber um sich, welche, während er schrieb, sich unablässig über alle Dinge unterhielten. Sacchini verlor den Faden seiner Inspirationen, wenn seine Katzen nicht über die Tische liefen. Sarti konnte nur in einem dunkeln Zimmer ohne Möbel componiren; er ließ nur den ungewissen Schein einer düstern Lampe zu, die an der Decke des Zimmers aufgehängt war. Auch Spontini hatte die Gewohnheit, im Dunkeln zu componiren. Salieri mußte, um seine Einbildungskraft zu nähren, ausgehen und die belebtesten Straßen durchlaufen, während er Bonbons aß. Haydn im Gegentheil setzte sich in einen weiten Lehnstuhl und ließ, die Augen an die Decke geheftet, seine Imagination in den unbekannten Sphären herumwandern. Gluck setzte sich im Freien hin, manchmal ganz in die Sonne, mit zwei Flaschen Champagner und erhitzte seinen Geist durch Gestikuliren, wie es nur immer der mit der Ausführung seiner lyrischen Dramen betraute Schauspieler hätte thun können. Händel ging auf den Kirchhöfen spazieren und setzte sich oft in die einsamsten Winkel der Kirchen. Paostello, bis zum Uebermaß träg, blieb einen Theil des Tages im Bette liegen. Mehul verehrte die Blumen, er versank vor einer Rose in Betrachtungen und war nur wahrhaft glücklich, sobald er sich in einsamen Gärten verlieren konnte. Mozart las Homer, Dante und Petrarca und las sie immer wieder. Fast nie setzte er sich an's Klavier, ohne vorher einige Kapitel seiner Lieblingsschriftsteller durchlaufen zu haben. Verdi bereitete sich zu seinen Compositionen durch die Lectüre eines Drama's von Shakespeare, Göthe, Schiller, Victor Hugo oder Fragments von Ossian vor.

Für die Menagerie zu Schönbrunn bei Wien wird das Eintreffen einer zoologischen Seltenheit erwartet. Nämlich zwei Krokodile von fünf und zehn Fuß Länge, Männchen und Weibchen, die größten, welche bis jetzt nach Europa gebracht wurden. Sie waren Bewohner des Mississippi.

Auflösung der viersylbigen Charade in № 78:

Streichfeuerzeug.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 80. Freitag, 6. Juli 1855.

Königin Hortense.

Ein Napoleonisches Lebensbild von L. Mühlbach.

Erstes Buch.

Tage der Kindheit und der Revolution.

1.

Hortensia war die Tochter des Vicomte v. Beauharnais, der sich wider den Willen seiner Angehörigen mit der schönen Josephine de la Pagerie, einer jungen Creolin aus Martinique, vermählt hatte. Diese Ehe, welche nur die Liebe geschlossen, schien indeß keine glückliche werden zu sollen. Beide jung, beide unerfahren, leidenschaftlich und eifersüchtig, fehlte es ihnen beiden an Kraft und Energie, die wilden Wogen ihres Temperamentes in die kühle und stille Bahn einer ruhigen Ehe einzulenken. Der Marquis war zu jung, um seiner Josephine nicht blos ein Liebhaber und zärtlicher Gatte, sondern auch ein rathender Freund, ein warnender Lehrer in der schweren Kunst des Lebens seyn zu können, und Josephine war zu unschuldig, zu unerfahren, zu lebenslustig, um alles Das vermeiden zu können, was der auflauernden und feindlichen Familie ihres Gemahls Veranlassung zu üblen Vermuthungen geben konnte, welche sie dem Marquis als grausame Gewißheiten ins Ohr flüsterten. Es war daher begreiflich, daß diese Ehe bald von heftigen Stürmen und Schmerzen getrübt ward. Josephine war zu schön und liebenswürdig, um nicht überall Aufmerksamkeit und Bewunderung zu erregen, und sie war noch nicht blasirt und erfahrungsreich genug, um sich dieser Bewunderung und Anbetung nicht zu freuen, oder auch das Ihrige zu thun, um sie hervorzurufen. Aber weil sie naiv war und unschuldigen Herzens, verlangte sie von dem Gemahl, daß diese kleinen äußeren Koketterien ihn nicht beunruhigen und mißtrauisch machen sollten, daß er zu ihr ein unerschütterliches Vertrauen hegen solle. Ihr Stolz empörte sich gegen seinen Argwohn, wie seine Eifersucht sich gegen ihre anscheinende Leichtfertigkeit, und Beide würden willig, trotz der Liebe, welche sie im Grunde ihres Herzens für einander empfanden, ihre Ehe getrennt haben, wenn nicht ihre Kinder ihnen diese Trennung unmöglich gemacht hätten.

Diese Kinder waren ein Sohn, Eugen, und eine nur vier Jahre jüngere Tochter, Hortensia. Beide Eltern liebten diese Kinder mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und oft, wenn im Beiseyn der beiden Kinder irgend eine jener stürmischen Ehescenen stattgefunden, genügte ein bittendes Wort Eugens, eine Schmeichelei der kleinen Hortense, um die beiden Gatten, deren Zorn immer doch nichts weiter war als zürnende Liebe, mit einander zu versöhnen.

Aber diese ehelichen Stürme wurden mit der Zeit heftiger und jetzt war Eugen nicht mehr da, um seiner kleinen Schwester beizustehen, die traurigen Zwistigkeiten ihrer Eltern zu beschwichtigen. Der Marquis hatte den kleinen, jetzt sieben Jahre alten Eugen in ein Pensionat gethan und die kleine Hortense, durch die Abwesenheit ihres Bruders muthlos gemacht, floh geängstigt und scheu in irgend eine einsame Ecke und weinte da vor Angst und Schmerz über ein Unglück, dessen Größe ihr armes kleines Kinderherz doch nicht zu fassen vermochte.

In dieser schlimmen und sturmvollen Zeit erhielt die junge Marquise Josephine einen Brief aus Martinique. Madame Tascher de la Pagerie schilderte in demselben ihrer Tochter die Schrecknisse ihrer Einsamkeit in ihrem großen schweigenden Hause, in welchem Niemand sie umgab als Dienstleute und Sklaven, deren seltsam verändertes und oppositionelles Wesen die alte Dame

Digitized by Google

erschreckte und mit heimlichen Besorgnissen vor der Zukunft erfüllte. Sie forderte daher von ihrer Tochter, daß sie zu ihr kommen und bei ihr wohnend die letzten Lebensjahre ihrer Mutter mit dem Glanz ihrer Jugend verschönen solle.

Josephine nahm diesen rufenden Brief ihrer Mutter für einen Wink des Schicksals, und der häuslichen Zwistigkeiten müde, entschlossen, ihnen für immer ein Ende zu machen, nahm sie ihre kaum vierjährige Tochter Hortensia und verließ mit ihr Frankreich, um jenseits des Ozeans in den Armen ihrer Mutter sich das neue Glück ungestörten Friedens zu suchen.

Aber der Friede war damals von der ganzen Welt entflohen. Ueberall wogten und gährten finstere Ungewitter. Durch die ganze Welt ging ein finsteres, unheimliches Grollen, ein dumpfes Donnern und Heulen, gerade als wolle die Erde sich in einen einzigen feuerspeienden Berg verwandeln, als wolle sie zu einem unermeßlichen Krater sich öffnen, der mit seinen ausströmenden Lavagluthen und mit seinem feurigen Aschenregen das Glück und den Frieden der ganzen Menschheit zerschmettern und begraben solle. Und endlich öffnete er sich wirklich, dieser furchtbare Krater, und spie Verheerung und Tod rings über die ganze Welt aus und zerschmetterte mit dämonischem Zorn ganze Geschlechter und ganze Völker und machte mit seinem wilden, tobenden Geheul das heitere Lachen und den harmlosen Scherz verstummen.

Dieser feuerspeiende Krater, welcher sich öffnete, war die Revolution. In Frankreich erfolgte die erste, die furchtbarste Explosion dieses grauenhaften Kraters, aber die ganze Erde bebte noch davon, überall gährte die wilde unterirdische Masse empor und wollte das Unterste zu oberst kehren. Auch bis nach Martinique hin empfand man dieses geistige Erdbeben, das in Frankreich schon aus dem grauenvollen Revolutionskrater die blutige Guillotine hervorgeschleudert hatte. Diese Guillotine war der Altar der neuen sogenannten Völkerfreiheit geworden und auf diesem Altare opferte die freudetrunkene, sinnlose Masse ihrem neuen Götzen Diejenigen, welche bis dahin ihre Herren und Gebieter gewesen und durch deren Tod sie sich jetzt die Freiheit für immer glaubten erkaufen zu können.

Egalité, fraternité, liberté, das waren die Schlachtrufe dieses heulenden, mordenden Volkes, das waren die drei Worte, welche in blutiger Flammenschrift über ihrer Guillotine brannten und als deren höhnendes Wahrzeichen das blitzende Fallbeil sich hernieder senkte, um die Häupter der „Aristokraten", welche man trotz der neuen Religion der drei Worte nicht als Brüder, nicht als Seinesgleichen erkennen, denen man nicht die Freiheit des Gedankens und des Lebens gönnen wollte, von ihrem Rumpfe zu trennen.

Und dieser Schlachtruf des wüthenden französischen Volkes, er war auch bis nach Martinique gedrungen, er hatte die Sklaven aus ihrem dumpfen Gehorsam aufgeschreckt und sie wollten jetzt mit Gewalt ihren, ihnen so lange vorenthaltenen Antheil an der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ertrotzen. Ueberall erhoben sie sich in offener Empörung gegen ihre Herren, und die Brandfackeln, welche sie in die Häuser derselben schleuderten, däuchten ihnen die Hochzeitsfackeln ihrer Freiheit.

Auch in das Haus der Madame Tascher de la Pagerie schleuderten sie diese Brandfackeln. In einer Nacht erwachte Josephine von dem grellen Schein der Flammen, welche schon in ihr Gemach eingedrungen waren. Mit einem Schrei des Entsetzens sprang sie von ihrem Lager empor, riß die ruhig in ihrem Bettchen schlummernde kleine Hortense auf, hüllte sie in die Bettgardine und stürzte so, im leichten Nachtgewande, aus dem brennenden Hause, brach sich mit dem Löwenmuth der Mutterliebe Bahn durch die heulenden und kämpfenden Schaaren der Soldaten und der Neger und rannte in entsetzensvoller Eile dem Hafen zu. Dort lag ein französisches Schiff, bereit, die Anker zu lichten. Ein Offizier, im Begriff, das kleine Boot zu besteigen, das ihn zu seinem Schiffe bringen sollte, sah dieses junge Weib, das, ihr Kind fest an ihre Brust drückend, mit einem letzten Hilferufschrei fast bewußtlos am Ufer zusammensank. Voll tiefen Mitgefühls eilte er zu ihr hin und Mutter und Kind in seine Arme nehmend, trug er sie in sein Boot, das nun sofort vom Lande abstieß und mit seiner schönen Last über die Wellen dahin schaukelte.

Bald war das Schiff erreicht, und Josephine, fest ihr Kind an die Brust drückend und glücklich, dieses einzige Kleinod gerettet zu haben, stieg auf der schwankenden Leiter zu dem Schiffe empor. Noch waren all' ihre Gedanken nur mit ihrem Kinde beschäftigt und erst als sie die kleine Hortense in der Kajüte sicher gebettet, als sie sie von aller Gefahr befreit sah, erst als die Mutter ihre Pflichten erfüllt hatte, erwachte die Frau und warf ihre beschämten Blicke umher. Halb bekleidet nur, im leichten, flatternden Nachtgewande, ohne weitere Umhüllung ihres Busens

Digitized by Google

und Nackens als ihr schönes, lang herabwallendes Haar, das sie wie einen dichten schwarzen Schleier einhüllte — so stand die junge Vicomtesse Josephine v. Beauharnais in der Mitte dieser sie anstaunenden Männer da.

Einige der auf dem Schiffe befindlichen Frauen standen ihr indeß hilfreich bei und kaum war ihre Toilette geordnet, als sie verlangte, ans Land zurückgeschafft zu werden, um zu ihrer Mutter eilen zu können. Aber der Kapitän widersetzte sich diesem Verlangen: er wollte das junge Weib nicht den Mordbrennern in die Hände liefern, die da am Lande sengten und mordeten und deren Wuthgeheul man deutlich auf dem Schiffe vernehmen konnte. Die ganze Küste, so weit das Auge reichte, schien sich in ein zweites Meer, ein Meer von Gluth und Flammen, verwandelt zu haben, das seine spritzenden Wogen in hohen Garben zum dunklen Nachthimmel empor schleuderte. Es war ein furchtbarer, entsetzlicher Anblick und vor ihm rettete sich Josephine an das Lager ihrer schlummernden kleinen Tochter. An ihrem Bettchen niederkniend, hob sie ihr von Thränen überfluthetes Antlitz zum Himmel empor und flehte zu Gott, sich ihrer Mutter zu erbarmen.

Das Schiff lichtete die Anker, es entfernte sich weiter und immer weiter von dieser flammenden Küste. Josephine stand auf dem Verdeck und blickte hinüber nach der brennenden Wohnung ihrer Mutter, die mehr und mehr ihren Augen sich entzog, jetzt nur noch wie ein kleiner Stern dort drüben am Horizont dämmerte und dann verschwand. Mit diesem Stern war ihre Kindheit und ihre Vergangenheit hinabgesunken ins Meer und eine neue Welt, eine neue Zukunft erwartete Mutter und Kind. Die Vergangenheit war, wie die Schiffe des Columbus, hinter ihr abgebrannt, aber sie warf doch noch einen magischen Schein in ihre Zukunft, und wie Josephine, mit der kleinen Hortense im Arm, da auf dem Schiffe stand und der verschwundenen Insel ihrer Kindheit ihre letzten Grüße sandte, erinnerte sie sich der alten Mulattin, welche vor einigen Tagen ihr eine seltsame Prophezeiung zugeflüstert hatte. Diese hatte ihr gesagt: „Du wirst nach Frankreich zurückkehren, und bald wird ganz Frankreich zu Deinen Füßen liegen; Du wirst dort mehr werden als eine Königin!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Weltausstellung zu Paris. 1855.

(Fortsetzung.)

(Mittheilungen nach dem Moniteur-Feuilleton. Industrie. Der große Saal. — Mechanische Sculptur — Bronze.) Die Bronze haben zwei Trophäen. Die erste, die man Hrn. Barbedienne verdankt, enthält die schönsten antiken Statuen, antike Vasen und Kandelaber im verjüngten Maßstabe, nach dem durch Hrn. Collas erfundenen Verfahren. Es wurde zuerst auf die Venus von Milo angewendet, die sich bekanntlich im Museum des Louvre befindet. Dieses erste Specimen der mechanischen Sculptur wurde zum ersten Male in der Nationalausstellung von 1839 bewundert. Früher hatte man blos sehr theure und selten sehr treue Copieen. Diese neue Industrie gestattet nun, durch eine mathematisch richtige Reproduction die vollendetsten Darstellungen des Schönen, die im Laufe der Zeiten erscheinen, zu vervielfältigen. Diese Copieen sind bedeutend wohlfeiler und ihre Größe paßt zu den Verhältnissen unserer Wohnungen.

Man hat an dem Verfahren des Hrn. Collas getadelt, daß der Ausdruck des Gefühls am Kunstwerke durch die starre mathematische Strenge leide. Man könnte den Vorwurf allenfalls gelten lassen, wenn es sich um die Malerei handelt, die eine unbestimmte und mehr sentimentale Kunst ist, als die Sculptur. In einer Statue aber liegt das Schöne in der Form und es leuchtet ein, daß dies mit der strengsten Treue wieder gegeben werden könne.

Man erlaube uns nun einige kurze Bemerkungen über das Verfahren des Hrn. Collas.

Derselbe ging von dem damals schon allgemein bekannten Instrumente, Tour à portrais, aus, mit dessen Hilfe man Basreliefs von jeder Größe reduciren konnte. Seine Erfindung besteht darin, daß er seine Modelle vor der Operation in Basreliefs umgestaltet. Erst wird ein Abguß gemacht, sodann wird das Modell in Fragmente vertheilt, die man als Basreliefs behandelt, hierauf werden mittelst des Tour à portrais die Bruchstücke wieder zur Statue zusammengesetzt. Das von Hrn. Collas verbesserte Instrument besteht aus zwei auf einander passenden Beinen, die mit einem Spieße versehen sind. Während der eine Schenkel des Zirkels über das Modell geführt wird, fährt der andere über ein Stück harter Seife, auf welchem die Reduction bewerkstelligt wird. — Man hat ferner an diesem Verfahren gerügt, daß es nicht möglich

Digitized by Google

sey, bei Zusammenlöthung der Fragmente, nachdem die Reduction geschehen, die ursprünglichen Verhältnisse in ihrer ganzen Reinheit beizubehalten; dagegen wird aber mit Recht erwiedert, daß die lebenden Künstler in Beziehung auf ihre Werke und die Bewunderer des Alterthums in Betreff seiner Meisterwerke, im Ganzen genommen, nicht über Mangel an Richtigkeit klagen. Ist es möglich, weitere Garantie zu erlangen, so wird man sie der Galvanoplastik verdanken.

Ein anderes Verfahren ist zu demselben Zwecke durch Hrn. Sauvage erfunden worden. Er umgibt die Statue mit einer Menge sogenannter Spieße (Broches) und operirt auf verschiedenen Seiten zugleich. Die Resultate sind bei weitem nicht so vollendet, so zart und auch nicht so treu; auch findet es weit weniger Anwendung in der Industrie. Man hat in dem Krystallpalast Gelegenheit, die beiderseitig gewonnenen Produkte mit einander zu vergleichen, denn auf Einem Piedestal sind im Schiffe die Diana von Gabii und die Venus von Milo nach Hrn. Sauvage aufgestellt.

Die Modell-Sammlung des Hrn. Barbedienne ist einzig in ihrer Art; es ist dies eine wahrhaft französische Industrie, deren Produkte zur Vollkommenheit gelangt zu seyn scheinen.

Außer der Venus von Milo bemerkt man im großen Saale die Diana von Gabii; ferner eine Amazone, Polymna, eine Kriegergruppe u. s. w., unter den modernen Statuen die drei Grazien von Germain Pilon, die Kleopatra von Daniel Ducommun.

Im Hintergrunde des Pavillons sieht man das Portal des Baptisteriums von Florenz, von Lorenzo Ghiberti; die zehn Basreliefs daran, welche die bedeutendsten Scenen aus dem alten Testamente darstellen, sind mit der größten Feinheit wieder gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Dem Könige von England Jakob I. setzte sich einst eine Fliege auf die Nase. Erzürnt rief er aus: „Ich habe drei Königreiche, kannst du darin keinen andern Platz finden, als meine Nase?“

Charaden.

1.

Daß du mit Eifer darnach strebst,
Bei Brüdern, die da leiden,
Zu fördern Erste und sie hebst,
Beweis' es mit der Zweiten!
Denn der, der Wesen ohne Zahl
Mit Segen überstreuet,
Hat der dich nicht viel tausendmal
Durch's Ganze schon erfreuet?

2.

Die Erste wird, wenn die Zweite entschwindet,
Die Zweite kommt, wo die Erste sich findet;
Von Beiden, in Eines zusammengenommen,
Kannst Letztes im Ersten du immer bekommen.

Zweibrücken.

Sonntag, den 8. Juli 1855

LIEDERTAFEL-CONCERT

im

Casino-Saale.

PROGRAMM.

Die Burschenfahrten.

Cyclus von zwölf Bildern aus dem deutschen Studentenleben

von

Julius Otto.

1. Studentenlied.
2. Fuchslied.
3. Das Lied von der Kneipe.
4. Bundeslied.
5. Der Commerce.
6. Die Paukerei.
7. Ständchen.
8. Manichäerscene.
9. Wanderlied.
10. Bettelstudentenlied und
11. Kirmes.
12. Valetchor.

Die einzelnen Nummern sind durch passende Deklamationen mit einander verbunden.

Eintrittskarten für Familien zu drei Personen à 1 fl., für einzelne Personen à 24 kr. sind bei Hrn. Joseph Schuler und Abends an der Kasse zu haben.

Anfang: 7 Uhr.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 81. Sonntag, 8. Juli 1855.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

2.

Es war zu Ende des Jahres 1790, als Josephine mit ihrer kleinen Hortense wieder in Paris anlangte und in einem bescheidenen Hotel ihre Wohnung nahm. Dort erhielt sie bald die Nachricht von der glücklichen Rettung ihrer Mutter und von der Wiederherstellung der Ruhe auf der Insel Martinique. In Frankreich aber wüthete immer noch die Revolution oder die Guillotine und das Banner der Schreckensherrschaft, — die rothe Fahne warf ihre dunklen Trauerschatten über Paris hin. Furcht und Entsetzen hielt alle Gemüther gebannt; Niemand wußte am Abend zu sagen, ob er am nächsten Morgen noch frei seyn, ob er die Sonne noch einmal untergehen sehen würde. Der Tod lauerte vor jeder Thür und hielt in jedem Hause und in jeder Familie seine furchtbare Ernte. Diesen Schrecknissen gegenüber vergaß Josephine alle früheren Schmerzen, alle Beleidigungen und Demüthigungen, die sie von ihrem Gemahl erduldet, die alte Liebe erwachte wieder in ihr und da es seyn konnte, daß morgen schon der Tod an ihre Thüre klopfte, wollte sie das Heute noch zu einer Versöhnung mit dem Gemahl, zu einem Wiedersehen mit ihrem Sohne benutzen.

Aber alle ihre Bemühungen einer Annäherung, alle Schritte zu einer Versöhnung waren vergeblich, — der Vicomte hatte diese Flucht nach Martinique als einen zu tiefen Schimpf, eine zu harte Grausamkeit empfunden, um jetzt nach zwei Jahren der Abwesenheit in eine Versöhnung mit seiner Gattin willigen zu können. Theilnehmende Freunde vermittelten endlich eine Zusammenkunft der beiden Gatten, von der indeß der Vicomte nicht zuvor unterrichtet worden. Sein Zorn war daher groß, als er, der Einladung des Grafen Montmorin folgend, in dessen Salon trat und dort seine so hartnäckig und zornvoll gemiedene Gattin fand. Er wollte entfliehen, den Salon verlassen, da stürzte ein reizendes Kind mit ausgebreiteten Armen zu ihm hin, eine silberhelle Stimme rief ihn mit zärtlichem Gruß, und der Vicomte, bezaubert von diesem Klange, hatte nicht mehr die Kraft, zu fliehen. Er schloß sein Kind, seine Hortense, in seine Arme, drückte sie fest, fest an seine Brust und als das Kind jetzt mit einem reizenden Lächeln flehte: „Nun küsse auch Mama, wie Du mich geküßt hast," als er vor sich das von Thränen bethaute schöne Antlitz Josephinens sah, als er die Stimme seines Vaters hörte, welche zu ihm sagte: „Mein Sohn, versöhne Dich mit meiner Tochter; Josephine ist auch meine Tochter und ich würde sie nicht so nennen, wenn sie dessen nicht würdig wäre," als er seinen Sohn Eugen sah, der, sein schönes, edles Antlitz an die Schulter seiner Mutter gelehnt, mit zärtlichen Blicken zu ihm hinschaute, — da vermochte er nicht mehr zu widerstehen. Mit der kleinen Hortense im Arm schritt er seiner Gemahlin entgegen und mit einem lauten Freudenschrei, mit einem seligen Gruß der Liebe sank Josephine an seine Brust.

Der Friede war wieder hergestellt und mit neuer Liebe schlossen die beiden Gatten sich jetzt inniger wie je an einander an. Die Stürme schienen für immer ausgetobt zu haben und der Himmel ihres Glückes war rein und wolkenlos. Aber bald sollte die Revolution ihre verfinsternden Schlagschatten darüber hinwerfen.

Der Vicomte v. Beauharnais, von dem Adel von Blois als Deputirter in den neuen Staatskörper der Etats généreaux gesandt, legte diese Stelle nieder, um statt mit der Zunge, mit dem

Schwert für das Vaterland zu kämpfen. Mit dem Grade eines Generaladjutanten begab er sich zur Nordarmee, begleitet von Josephinens Segenswünschen und Thränen. Eine unheilvolle Ahnung sagte ihr, daß sie den Gemahl nicht wieder sehen würde, und diese Ahnung hatte sie nicht betrogen. Der Geist der Anarchie und des Aufruhrs herrschte nicht blos im Volk von Paris, sondern auch im Heer. Die „Aristokraten", welche man in Paris der Guillotine überlieferte, wurden auch bei der Armee mit scheelen, mißtrauischen, gehässigen Blicken angesehen und der Vicomte v. Beauharnais, der auf dem Schlachtfelde von Soissons wegen seiner Tapferkeit zum General en Chef avancirt war, ward bald darauf von seinen eigenen Offizieren als ein Feind des Vaterlandes und der neuen Ordnung der Dinge angeklagt. Man verhaftete ihn und führte ihn als Gefangenen nach Paris zurück, wo er in dem Gefängniß des Luxembourg neben so vielen andern Opfern der Revolution eingekerkert ward.

Josephine erfuhr das Unglück ihres Gemahls und diese Trauernachricht rief ihre ganze Energie, ihre ganze Liebe zu thatkräftigem Handeln wach. Sie schwur bei sich, den Gemahl, den Vater ihrer Kinder zu befreien oder mit ihm zu sterben. Muthvoll warf sie sich allen Gefahren, allen Verdächtigungen entgegen und war selig, als es ihr gelang, den Gatten im Gefängniß aufzusuchen, ihn zu trösten, ihm Hoffnung zuzuflüstern. Aber damals ward auch die Liebe und die Treue zu einem todeswürdigen Verbrechen, und Josephine, doppelt schuldig, einmal weil sie selber „Aristokratin" war, dann weil sie einen Aristokraten, einen angeklagten „Vaterlandsverräther", liebte und um sein Schicksal weinte — Josephine ward verhaftet und in das Gefängniß von St. Pelagie gebracht.

Eugen und Hortense waren nun kaum noch mehr als Waisen, denn die Gefangenen des Luxembourg und von St. Pelagie verließen damals ihr Gefängniß immer nur, um das Blutgerüst zu besteigen. Verlassen und jeder Hilfe beraubt, gemieden von Allen, die sie einst gekannt und geliebt, waren die beiden Kinder ganz allein, ganz hilflos, bedroht von Elend, Noth und Hunger sogar. Das Vermögen ihrer Eltern war sequestrirt und in derselben Stunde, in welcher man die Vicomtesse in das Gefängniß abführte, hatte man auch die Eingänge und Thüren ihrer Wohnung versiegelt, den armen Kindern es überlassend, sich selber ein Obdach zu suchen. Doch sie waren nicht ganz verlassen, nicht ganz hilflos. Eine Freundin Josephinens, eine Madame Holstein, hatte den Muth, den beiden Kindern zu Hilfe zu kommen und sie in ihre eigene Familie aufzunehmen.

Aber man mußte vorsichtig und klug zu Werke gehen, um nicht den Groll und den Haß Derjenigen zu erregen, die, aus der Hefe des Volks hervorgestiegen, jetzt die gebietenden Herren von Frankreich waren, die sich aus dem Blute der auf's Schaffot Geführten den Purpurmantel ihrer eigenen Majestät zu zaubern vermeinten. Ein unvorsichtiges Wort, eine Miene konnte genügen, um diese gute Madame Holstein, die muthvolle Retterin der beiden Kinder, zu verdächtigen und der Guillotine zu überliefern. Es war ohnehin schon ein Verbrechen, daß sie die Kinder der Angeklagten zu sich genommen, und man mußte daher Alles thun, um den Verdacht der Machthaber zu beschwichtigen. Hortense mußte mit ihrer Beschützerin den Festen und patriotischen Prozessionen beiwohnen, die sich bei „Decadis" zu Ehren der „einen und untheilbaren Republik" erneuerten; aber niemals ward ihr auferlegt, in diesen Prozessionen eine handelnde Rolle zu spielen, — man fand sie nicht würdig, unter den „Töchtern des Volkes" zu figuriren, denn man hatte es ihr noch immer nicht verziehen, daß sie die Tochter eines Vicomte, eines eingekerkerten „Cidevant" war. — Eugen ward bei einem Zimmermann in die Lehre gegeben und oft sah man den Sohn des Vicomte Beauharnais jetzt in einer Blouse, ein Brett auf der Schulter oder eine Säge unter dem Arm tragend, durch die Straßen dahin schreiten.

Während so die Kinder der beiden Angeklagten einer augenblicklichen Ruhe und Sicherheit genossen, verfinsterte sich die Zukunft ihrer Eltern mehr und mehr und nicht blos das Leben des Generals, sondern auch das seiner Gemahlin war jetzt ernstlich bedroht. Josephine war von St. Pelagie in das Gefängniß der Karmeliter gebracht worden — damit war sie dem Blutgerüst einen Schritt näher getreten. Aber sie zitterte nicht für sich, sie dachte nur an ihre Kinder und an ihren Gemahl. Ersteren schrieb sie zärtliche Briefe, welche man durch reichliche Bestechung der Gefangenwärter zu befördern wußte. Alle Bemühungen aber, sich mit ihrem Gemahl in Verbindung zu setzen, waren vergeblich. Da erhielt sie eines Tages die Schreckensnachricht, daß derselbe soeben vor das Revolutionstribunal geführt worden. In herzklopfender Angst wartete Josephine von Stunde zu Stunde auf irgend eine

Digitized by Google

Nachricht. Hatte dieses Tribunal ihn begnadigt oder hatte es ihn zum Tode verurtheilt? War er frei oder war er schon frei in einem höheren Sinne — war er todt? Wenn er frei war, würde er Mittel und Wege gefunden haben, ihr Kunde davon zu geben; aber wenn er schon hingerichtet worden, müßte sein Name doch auf der Liste der Verurtheilten stehen! — Unter diesen Qualen war Josephinen der lange und schreckensvolle Tag vergangen. Sie vermochte in der Nacht nicht zu schlafen und mit ihr wachten die Leidensgenossinnen, die Gefährtinnen der Qual, welche gleich mit ihr dem Tode entgegen sahen.

(Fortsetzung folgt.)

Weltausstellung zu Paris. 1855.

(Fortsetzung.)

(Schluß der Mittheilungen des Moniteur-Feuilletons über Bronze-Gegenstände. — Carton-pierre.) Die zweite Trophäe der Bronze enthält diejenigen, die als Modet dienen; sie sind von Denière dem Sohne. Das Haus Denière erhielt 1819 eine silberne und 1823 eine goldene Medaille.

Unter den schönen Sachen, die man in dieser Trophäe sieht, bemerkt man besonders einen prachtvollen Tafelaufsatz (Surtout) für ein Service von 24 Gedecken, welcher für eine hochgestellte Person gefertigt wurde, deren diplomatische Amtsverrichtungen vor Kurzem durch den Krieg unterbrochen wurden.

Außer diesem Service in vergoldeter Bronze, welches 60,000 Franken kostet, und einer großen Jardinière Lustre im Style Ludwigs XV. sieht man nur die gewöhnlichen Handelsartikel des genannten Hauses, die freilich lauter Luxusartikel sind. —

Wir gelangen nun zu einer Trophäe, welche einer Industrie gewidmet ist, die, wie die vorige, sich auf die Decoration unserer Wohnungen bezieht. Man behauptet, es hätten sich Spuren von Werken aus Carton-pierre in einigen alten Sälen des Louvre und des Schlosses von Fontainebleau vorgefunden, aus der Zeit Heinrichs II.; jedenfalls hätte diese Industrie so lange in der Vergessenheit geschlafen, um sie als neu betrachten zu können. — Die ersten Proben derselben wurden 1806 von Hrn. Gardeur ausgestellt; 1819 zeigte Hr. Birsch eine interessante Gruppe und von seinen Bestrebungen schreiben sich die Fortschritte dieses Zweiges des Kunstfleißes seit fünfunddreißig Jahren her. Er wurde nach und nach durch Hrn. Huber, dem die gegenwärtige Trophäe gehört, und durch dessen ehemaligen Associé, Hrn. Walles, vervollkommnet; er zerfällt in zwei Hauptabtheilungs-Abgüsse von Statuen und Kunstsachen einerseits, von verschiedenen Ornamenten andererseits. Zu letzterem Zwecke wird der Carton-pierre heutzutage am meisten verwendet. Man findet solche Ornamente nicht allein in den Theatersälen, sondern in den prachtvollsten Gebäuden, wie z. B. im Hotel de Ville, in den Tuilerien, den Schlössern von Fontainebleau und Versailles. In den Privatwohnungen kommen sie häufig vor.

Diese Substanz mußte natürlich willkommen seyn zu einer Zeit, wo große Vermögen selten, aber die Mittelklassen wohlhabend sind, — daß durch den allgemein verbreiteten Gebrauch derselben die wahre Kunst beeinträchtigt werde, wie man hat behaupten wollen, ist ein Irrthum; man kann jetzt schon und noch mehr in einigen Wochen sich durch den Anblick der wundervollen Bauten am Louvre überzeugen, daß die Geschicklichkeit unserer Steinhauer nicht gelitten hat.

Die Trophäe des Hrn. Huber ist fast ausschließlich der Architektur gewidmet: im Mittelpunkte ein monumentaler Kamin und darüber, in einem ovalen Medaillon, die Büste des Kaisers; Statuen, liegende Kinder vorstellend; an einem der Seitengefächer zahlreiche Proben von Verzierungen für das Innere von Häusern; Basreliefs, Kornischen, Säulen, Friesen, Kandelaber, Medaillons u. s. w.

Mannigfaltiges.

In wenigen Wochen wird die elektrisch-telegraphische Verbindung der alten und neuen Welt um einen Schritt gefördert seyn. Bei W. Kuper u. Comp. in Greenwich arbeitet man schon rüstig daran, das unterseeische Telegraphentau, welches die Insel Cap Breton mit Neufoundland verbinden soll, an Bord des Schiffes Sarah L. Bryant zu schaffen, und binnen 7—8 Wochen werden die telegraphischen Botschaften auf dieser Linie hin- und herfliegen. Das Tau, welches drei Drähte enthält, wiegt 400 Tons (20,000 Ctr.) und hat eine Länge von 74 englischen Meilen! Die Oberleitung führt M. Canning, ein Ingenieur, der den unterseeischen Tele-

Digitized by Google

graphen von Spezzia nach Corsica und Sardinien gelegt hat.

Der Marseiller zoologische Garten hat durch die Güte des Generals Yussuf ein schneeweißes Läufer-Dromedar und vier junge Gazellen erhalten, welche durch das Schiff „Ostris" von Algier ankamen. General Yussuf hatte früher zwei Dromedare eingefahren und mit seiner Kalesche den Weg von Medeah nach Algier in unglaublicher Schnelligkeit zurückgelegt.

Eine Zeitung der englischen Grafschaft Aberdeen berichtet als Curiosum, daß in der 4000 Köpfe zählenden Stadt Tain während den letzten zwölf Monaten auch nicht eine einzige Trauung stattfand. Dort hat also Gott Hymen schlechte Verehrer.

Da in den Vereinigten Staaten oft Eisenbahn-Reisen gemacht werden, die mehrere Tage und Nächte dauern, so ist es jetzt, laut einer Mittheilung im „Practical Mechanics Journal", im Werke, jedem Zuge einige Wagen beizugeben, die als Ruhezimmer mit Schlaf-Canapees eingerichtet sind, welche zum Ruhen und Schlafen von den Passagieren, die dafür bei Lösung des Billets eine Zusatzsumme zahlen, benutzt werden können.

Einen Beweis von der Geschäfts-Thätigkeit Großbritanniens liefert der Umstand, daß die Zahl der jährlich beförderten Briefe auf jeden Kopf 15 beträgt; in den Vereinigten Staaten rechnet man nur 4 Briefe auf jeden Einwohner.

Das Journal „Le Pays" theilt die Nachricht aus Montreal in Canada mit, daß der weltberühmte Zwerg Tom Pouce sich in Webster mit einer Miß Winton aus Bridge-Port verehelicht habe.

Der Kaiser von Oesterreich hat dem französischen Löwentödter Gerard ein Jagdmesser und eine Büchse geschenkt. Das „Journal des Chasseurs" gibt eine Beschreibung dieser Geschenke, die „eines Souveräns würdig sind, der den Muth zu schätzen weiß," und setzt hinzu, daß Jules Gerard mit diesen Waffen einem alten Löwen an den steilen Abhängen des Aures (in Algerien) nächstens seine Aufwartung zu machen gedenke.

---

* Sylben-Räthsel.

I.

Meine Erste geht in würd'gem Schritte
Und hält überall die richt'ge Mitte;
Was sie anfängt, thut sie immer recht,
Niemals macht sie ihre Sache schlecht.

Jede Ursach' kündet dir die Zweite,
Und mit Wenn und Aber oft im Streite
Führet sie den Zweifler zu dem Schluß,
Daß des Zweifels Grund rasch schwinden muß.

Und die Dritte sind wir Beide nimmer,
Lieber Räthselrather; aber immer
Ist's ein Anderer, ein Dritter, wenn Dir's recht,
Ueberall ist männlich sein Geschlecht.

II.

Keine Männer sind die ersten Beiden;
Darum werden jene nimmer leiden,
Daß man grabezu ins Angesicht
So sie nennt, wie einen schlimmen Wicht.

Mit den beiden Letzten geht's im Leben,
Wie bei vielem mannigfalt'gen Streben;
Vorwärts schreitet der, und der zurück,
Wie in Allem herrscht auch hier das Glück.

Wehe! wenn die Ersten mit den Zweiten
Nach Belieben schalten: schlimme Zeiten
Gibt es dann allüberall im Land,
Recht und Wahrheit werden frech verkannt.

III.

Das erste und zweite Räthsel.

Habt ihr noch nicht meinen Sinn gefunden? —
Habt ihr doch schon viele frohe Stunden
Eures Lebens bei uns zugebracht
Und gescherzt, geküßt, getanzt, gelacht!

Mancher sieht den Wald nicht vor den Bäumen,
Wie Herr Wieland spricht, und kommt vor Träumen
Zu dem Wachen nicht. Ihr Alle kennt uns;
Staatlich sind wir Eins; geschwinde nennt uns!

Auflösung der Charaden in № 80:
1. Wohlthat. 2. Nachtlicht.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 82. Dienstag, 10. Juli 1855.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Es war eine glänzende, auserlesene Gesellschaft, welche sich in dem Gefängnisse Josephinens vereinigt fand. Da war die Herzogin-Wittwe von Choiseul, die Vicomtesse von Maille, der man eben erst ihren siebenzehnjährigen Sohn guillotinirt hatte; da war die Marquise von Créqui, diese geistreiche, pikante Frau, welche man oft die „letzte Marquise des Ancien Régime" genannt hat und die in ihren geistvollen Memoiren die französische Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts vom aristokratischen Standpunkte aus geschrieben hat; da war der Abbé Texier, der, als ihm die Schreckensmänner mit der „Laterne" gedroht, weil er sich geweigert, den Eid auf die neue Verfassung zu leisten, ihnen geantwortet hatte: „Werdet Ihr heller sehen, wenn Ihr mich an die Laterne gehangen habt?" — Da war endlich noch ein Herr Duvivier, ein Schüler Cagliostro's, der gleich seinem Meister es verstand, in der Zukunft zu lesen und mit Hilfe einer Karaffe voll Wasser und einer „Taube", das heißt eines jungen unschuldigen Mädchens unter sieben Jahren, die geheimnißvollen Räthsel des Schicksals zu lösen verstand. An ihn, an den Groß-Kophta, wandte sich die Vicomtesse Beauharnais jetzt nach dem in so schreckenvoller Ungewißheit verlebten Tage, von ihm verlangte sie jetzt Aufschluß über das Schicksal ihres Gemahls.

Es war eine eigenthümliche Scene, welche sich da in der Stille der Nacht in dem düstern, öden Gefängnißsaale begab. Der Gefangenwärter, durch eine Assignate von fünfzig Franken bestochen, hatte darein gewilligt, daß sein kleines sechsjähriges Töchterchen dem Groß-Kophta als Taube diene und hatte außerdem alle nöthigen Vorbereitungen getroffen. In der Mitte des Saales also war ein Tisch aufgestellt, auf welchem sich eine Karaffe, angefüllt mit hellem, frischem Wasser, befand; um dieselbe waren, in Form eines Triangels, drei Lichter aufgestellt und zwar so nahe als möglich neben der Flasche, damit die Taube desto besser sehen könne. Das kleine Mädchen, eben aus dem Schlafe geweckt und im leichten Nachthemdchen aus ihrem Bette gehoben, saß auf einem Stuhle dicht an dem Tische und hinter ihr erhob sich die ernste, düstere Gestalt des Groß-Kophta. Rings um den Tisch standen die Gefangenen, die Herzoginnen und die Marquisen' diese Damen des Hofes von Versailles, welche noch im Gefängniß ihre aristokratischen Allurен und Manieren beibehalten hatten und die Etikette auch hier noch so streng beobachteten, daß die Herzoginnen und Marquisen, welche in den Tuilerien die Ehre des Tabourets genossen, auch im Gefängniß noch den Vortritt hatten und man ihnen alle möglichen Egards bewies. — An der andern Seite des Tisches, bleich, in athemloser Spannung, die großen dunklen Augen mit einem rührenden Ausdruck der Erwartung auf das Kind gerichtet, stand die unglückliche Josephine und in einiger Entfernung hinter den Damen der Gefangenwärter mit seiner Frau.

Jetzt legte der Groß-Kophta seine beiden Hände auf das Haupt des Kindes und rief mit lauter Stimme:

„Oeffne Deine Augen und sieh!"

Das Kind erbleichte und schauerte in sich zusammen, indem es den starren Blick auf die Karaffe heftete.

„Was siehst Du?" fragte der Groß-Kophta. „Ich will, daß Du in das Gefängniß des Generals v. Beauharnais siehst. Was siehst Du?"

„Ich sehe ein kleines Zimmer!" sagte das Kind lebhaft. „Auf einem Bette liegt ein junger Mann,

Digitized by Google

welcher ſchläft; neben ihm ſitzt ein anderer Mann, der auf ein Papier ſchreibt, welches auf einem großen Buche liegt."

„Kannſt Du leſen?"

„Ach nein, Bürger! — Ach, ach! da ſchneidet der Herr ſeine Haare ab und legt ſie in das Papier!"

„Der, welcher auf dem Bette liegt?"

„Nein der, welcher eben ſchrieb. Er ſchreibt jetzt auf das Papier, in welches er die Haare gewickelt hat. Nun öffnet er ein kleines rothes Portefeuille und nimmt Papiere heraus; es ſind Aſſignaten! Er zählt ſie und legt ſie dann wieder in das Portefeuille. Nun erhebt er ſich und geht ganz leiſe, ganz leiſe —"

„Wie denn ganz leiſe? Du haſt doch bis jetzt nicht das mindeſte Geräuſch vernommen?"

„Nein, aber er geht auf den Fußſpitzen durch das Zimmer."

„Was ſiehſt Du jetzt?"

„Jetzt legt er ſein Geſicht in ſeine beiden Hände und mir ſcheint, daß er weint."

„Aber wo hat er ſein Portefeuille gelaſſen?"

„Ah, parbleu! er hat das Portefeuille ſowie das Packet mit den Haaren in die Taſche des Kleides geſteckt, das dort auf dem Bette des Schlafenden liegt."

„Von welcher Farbe iſt das Kleid?"

„Das kann ich nicht genau unterſcheiden; es ſcheint mir braun zu ſeyn, es iſt mit ſchwarzblauem Seidenzeuge gefüttert und mit glänzenden Knöpfen beſetzt."

„Es iſt genug," ſagte der Groß-Kophta; „geh' zu Bette, Kind!"

Er neigte ſich über das Kind und hauchte auf ſeine Stirne. Das kleine Mädchen ſchien wie aus einer Betäubung zu erwachen und eilte zu ſeinen Eltern hin, die es hinausführten.

„Der General v. Beauharnais lebt alſo noch," ſagte der Groß-Kophta, indem er ſich an Joſephine wandte.

„Ja, er lebt," rief ſie ſchmerzvoll, „aber er trifft ſeine Vorbereitungen zum Tode!" —

Joſephine hatte ſich nicht getäuſcht. Wenige Tage ſpäter erhielt die Herzogin v. Anville ein Packet und einen Brief. Ein Gefangener aus Laforce, Namens de Segrais, ſandte ihr daſſelbe. Er war der Stubengenoſſe Beauharnais' geweſen und hatte am Morgen der Hinrichtung des Generals in ſeiner Kleidertaſche das Packet und den Brief an die Herzogin d'Anville gefunden. In dieſem Briefe beſchwor der General die Herzogin, das Packet, welches ſeine Haare und einen Abſchiedsbrief an ſeine Gattin und ſeine Kinder enthalte, Erſterer zu übergeben.

Das war das einzige Vermächtniß, welches der General Beauharnais ſeiner Joſephine und ihren unglücklichen Kindern hinterlaſſen konnte! — Joſephine ward von demſelben ſo erſchüttert, daß ſie beim Anblick dieſer geliebten Haare, beim Leſen dieſer letzten zärtlichen Abſchiedsworte ohnmächtig zuſammenſank, während ein Strom von Blut aus ihrem Munde hervorquoll.

Die Gefährtinnen ihrer Leiden bemühten ſich zärtlich um ſie und verlangten vor allen Dingen von dem Gefangenwärter, daß er eilig einen Arzt rufe.

„Wozu ein Arzt?" ſagte der Mann gleichgiltig. „Der Tod iſt der beſte Arzt. Er hat heute den General gerufen, vielleicht morgen ſchon wird er ihm die Generalin zuführen."

Faſt wäre ſeine Prophezeiung Wahrheit geworden! — Joſephine, kaum von ihrer Krankheit geneſen, erhielt vom Revolutionstribunal ihre Anklageakte. Das war das Vorzeichen ihres ſicheren Todes und ſie bereitete ſich mit entſchloſſenem Muthe, nur ſchmerzvoll ihrer verlaſſenen Kinder gedenkend, zu dem letzten, ſchweren Gange vor.

Ein unvorhergeſehenes, glückliches Ereigniß rettete ihr das Leben. Die Schreckensmänner waren jetzt auf dem Gipfel ihrer Macht angelangt und da es für ſie keinen Stillſtand gab, ſo mußten auch ſie in dem Abgrund verſinken, den ſie ſelber gegraben.

Der Sturz Robespierre's öffnete die Gefängniſſe und gab Tauſende dieſer ſchon verurtheilten Schlachtopfer der Revolution frei.

Die Vicomteſſe v. Beauharnais verließ ihren Kerker. Sie war der Freiheit wiedergegeben, ſie konnte zu ihren geliebten Kindern zurückgehen; aber ſie kam als Wittwe, und zwar als arme Wittwe, denn ihr und ihres Mannes Vermögen war mit Beſchlag belegt worden.

3.

Frankreich athmete wieder auf. Die Herrſchaft des Schreckens war beendet und eine gemäßigtere Regierung ſchwang jetzt ihr Scepter über das arme, in Todesſchmerzen zuckende Land. Es war nicht mehr ein todeswürdiges Verbrechen, einen edlen Namen zu führen, beſſer gekleidet zu ſeyn, als die „Sansculottes" (Ohnehoſen), keine rothe Jakobinermütze zu tragen und mit den Emigranten verwandt zu ſeyn. Die Guillotine, welche zwei furchtbare Jahre des Blutes und der Thränen

Digitized by Google

über Paris geherrscht, ruhte jetzt ein wenig aus von ihrer entsetzlichen Arbeit und erlaubte den Parisern auch wieder, an etwas Anderes zu denken, als an das Anfertigen von Testamenten und die Vorbereitungen zum Tode.

Da man das Leben wieder auf eine Stunde sein nennen konnte, wollte man diese ungewisse Stunde des Glückes genießen. Man hatte so lange geweint, daß man wohl auch einmal wieder lachen mochte; man hatte so lange in Trauer und in Schmerzen gelebt, daß man sich endlich auch nach einer Zerstreuung, einer Erheiterung sehnte. Die schönen Frauen von Paris, denen die Guillotine die Zügel aus der Hand gerissen und sie ihres Thrones beraubt hatte, fanden jetzt den Muth, diese Zügel wieder aufzunehmen und den Platz, von welchem der Sturmwind der Revolution sie vertrieben, sich wieder zu erobern. Madame Tallien, die allmächtige Frau eines der fünf Direktoren, die jetzt, an der Spitze des Senats und der General-Staaten, über Frankreich herrschten, Madame Recamier, die Freundin aller hervorragenden und ausgezeichneten Männer jener Zeit, und Frau v. Staël, die Tochter Neckers und die Gemahlin des Gesandten von Schweden, welches Land die französische Republik anerkannt hatte, — diese drei Frauen gaben Paris seine Salons, seine Réunions, seine Feste, seine Moden und seinen Luxus wieder.

Ganz Paris nahm jetzt wieder eine moderne Gestalt an; und wenn man auch noch öffentlich nicht die Kirche wieder anerkannte, so glaubte man doch schon wieder an die Existenz Gottes, und Robespierre schon hatte den Muth gehabt, über den Altären der Kirchen, die man bis dahin zu Tempeln der Vernunft umgeschaffen, die Inschrift setzen zu lassen: „Es existirt ein höheres Wesen."

Ja, es existirt ein höheres Wesen, — Der, welcher das zuerst anerkannt, sollte bald darauf es an sich selber erfahren! — Robespierre, von seinen eigenen Genossen angeklagt, daß er sich zum Diktator aufschwingen und der neuen römisch-französischen Republik ein neuer Cäsar seyn wolle, verfiel dem Revolutionstribunal, das er selber ins Leben gerufen. Eben damit beschäftigt, im Hotel de Ville die Todesurtheile zu unterschreiben, welche der Guillotine neue Opfer zuführen sollten, ward er von den Jakobinern und Nationalgarden, welche die Thüren des Stadthauses mit Gewalt erstürmten, verhaftet. Der Versuch, mit einem Pistol sich das Gehirn zu zerschmettern, mißlang. Blutend, mit zerschossener Kinnlade, ward er fortgeschleppt, um von Fouquier-Tinville sein Urtheil zu empfangen und dann auf das Schaffot geführt zu werden. Aber um allen Formen zu genügen, brachte man ihn zuerst nach den Tuilerien, wo das Comité der öffentlichen Sicherheit in dem Zimmer der hingerichteten Königin tagte. In dieses Schlafzimmer Marie Antoinette's, welche Robespierre auf das Blutgerüst gebracht, schleppte man jetzt den halb leblosen Diktator. Wie einen Pack Lumpen warf man ihn auf den Tisch, der da in der Mitte des Zimmers stand. Gestern noch hatte er als allmächtiger Herrscher über das Leben, das Hab und Gut aller Franzosen an diesem Tische gethront, gestern noch hatte er da seine Dekrete erlassen und Todesurtheile unterzeichnet, die noch nicht exequirt waren und auf dem Tische umher lagen. Und diese Papiere waren jetzt der einzige Balsam, den der ächzende, röchelnde Mann auf seine Wunde legen konnte und womit er das Blut zu stillen versuchte, das in Strömen aus der zerschossenen Wange floß. Die von ihm selbst unterzeichneten Todesurtheile tranken jetzt sein eigenes Blut und um die große, klaffende Wunde zu verbinden, hatte er nichts als den Lappen von einer Tricolore, den ein mitleidiger Sansculotte ihm zugeworfen! — Und wie er jetzt so, zerfetzt, blutend und ächzend, inmitten der blutgetränkten Papiere dalag, rief ein alter Nationalgardist, mit ausgestrecktem Arm auf dies Schreckbild hindeutend:

„Ja, Robespierre hat Recht gehabt, — es existirt ein höheres Wesen!" —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Salon der Kaiserin der Franzosen im Ausstellungspalast wurde eigens zum Empfang derselben eingerichtet und bietet ein seltenes Schauspiel von gutem Geschmack und historischer Merkwürdigkeit dar. Die Möbel sind im Style aus der Zeit Ludwigs XIV. und mit Stoffen tapezirt, auf denen mit außerordentlicher Feinheit Figuren, Helden im Opernkostüm und die herrlichsten Arabesken gestickt sind. Diese höchst merkwürdige Tapisserie hat indeß auch noch ein historisches Interesse. Sie wurde nämlich von den Fräuleins von St. Cyr unter der Leitung der Frau v. Maintenon gearbeitet und gleichsam als ein seltenes Schaustück aufbewahrt, welches man für viel zu kostbar für den ursprünglichen Zweck

Digitized by Google

gehalten haben mußte. Im Jahre 1791 fand auf Befehl des Revolutionsausschusses eine Veräußerung der in den königlichen Schlössern befindlichen Mobilien statt. Die erwähnte Tapisserie ward von einem reichen Privatmanne erstanden, der sie gleichfalls nur als Zierde in seiner Sammlung geschichtlicher Merkwürdigkeiten aufbewahrte. Durch die Revolution von 1848 um den größten Theil seines Vermögens gekommen, ward er genöthigt, seine Sammlung zu verkaufen, bei welcher Gelegenheit die in Rollen aufbewahrte und ganz frisch erhaltene Tapisserie in die Hände des Hrn. Megard gelangte, der die Dekorirung des Salons der Kaiserin im Industriepalast übernommen hatte. Auf einem mit herrlichem Gobelinteppich bedeckten Tische steht eine Papierpresse, welche Napoleon I. gehörte, als er sich auf St. Helena befand. Die Spiegel und Bronzearbeiten dieses kleinen Salons sind höchst wunderbar. In einer Ecke desselben steht der kleine Wagen, in welchem die Kaiserin die Rundschau im Palaste macht. Er ist ein Meisterstück englischer Sattlerkunst und ein Geschenk des Prinzen Albert während des Aufenthaltes des Kaiserpaares in London. Das Boudoir, in welches man durch eine rothe Sammetthüre gelangt, ist ganz mit rosenrothem antiken Moire bespannt, wattirt und mit Rosataffet gefüttert. Der sich kuppelförmig erhebende Plafond ist mit perlgrauem antiken Moire tapezirt. Die modernen Möbel sind ebenso wie die Vorhänge von grauem und rosarothem Moire. Ein gestickter Rollvorhang erregt die Bewunderung aller Damen, während ein großer venetianischer Spiegel auf das Effektvollste den Wiederschein von dem Prachtboudoir ausstrahlt. Ein Tisch und eine Console sind von einem der besten Arbeiter gefertigt und mit Medaillons aus Sevres-Porzellan verziert. Der Teppich ist von weißem Seidendamast.

Bei Gelegenheit des jüngst zu Mainz gefeierten Sängerfestes kam die Gründung eines „mittelrheinischen Musikverbandes" in Anregung, zu welchem bereits neun Vereine ihren Beitritt vorläufig in Aussicht gestellt haben.

Die Stadt Nürnberg, obwohl mitten im Binnenland liegend, war seiner Zeit bei den seefahrenden Nationen hoch angesehen — wegen ihrer Compasse! Diese wurden damals nur dort gemacht und zwar in solcher Menge, daß sich im Jahre 1510 die Compaßmacher zu einer besondern Zunft zusammenthaten.

Landwirthschaftliches.

Herr v. Babo, eine Autorität im landwirthschaftlichen Fache, warnt vor einem zu starken Gebrauche der Jauche (des Pfuhles) beim Tabakbau. Allerdings werden die Blätter dadurch größer, erhalten aber durch die entwickelten Ammoniaksalze die Eigenschaft, mit Heftigkeit die Luftfeuchtigkeit an sich zu ziehen. Hiedurch werden auch bei trockenem Abhängen die Blätter wieder feucht und es könnte durch das Einreißen dieses Fehlers der Pfälzer Tabak an seinem Rufe verlieren. — Bei dem Erscheinen blauer Flecken an dem Laube der Kartoffeln soll man dieses sofort abschneiden. So behandelte Kartoffeln hätten bei den in Hessen gemachten Versuchen durchaus keine Knollenfäule gezeigt, während diese in großem Maße da gewesen sey, wo man die Stengel bis zum Herausnehmen stehen gelassen. Indessen spricht Herr v. Babo die Ansicht aus, daß aus der Abnahme der Cholera und dem Ausbruche des Vesuvs Hoffnung geschöpft werden könne, die Krankheit der Kartoffeln werde verschwinden. Auch 1784 und 1785 sey dies nach dem starken Ausbruche des Vesuvs bemerkt worden. — Als erprobte Erfahrung endlich bestätigt er, daß, wenn die tragenden Kühe beim Trockenstellen vor dem Kalben nur des Morgens gemolken würden, das Kalben derselben höchst selten zur Nachtzeit sich ereigne.

Räthsel.

Obgleich wir fort und fort in Streit und Zwiespalt leben
Und unwillkürlich stets einander widerstreben,
So wirken wir vereint in schönster Harmonie;
Denn Keins von uns kann 's Andre leicht entbehren:
Zu unsrer Existenz muß Eins das Andre nähren,
Trotz aller gegenseitigen Antipathie.
Als Lösung kann man vier verschiedne Namen nennen,
Doch läßt ein Name schon euch dies Quartett erkennen:
So nennt denn mir die Vier in Compagnie!

Auflösung der verbundenen Sylbenräthsel in № 81:

Ernstweiler-Bubenhausen.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 83. Freitag, 13. Juli 1855.

Ode.

An die Freunde.

Was hilft dem Mann ein treu bewährter Sinn für Recht,
Wenn treulos von ihm flieh'n des Glückes Sonnenblicke!
Ist es die Welt, die sorgsam dann die Mittel wägt,
Damit des Unglücks Wucht ihn nicht zu Boden drücke? —
Tritt hin vor Welt und sprich: „Stets übt' ich meine Pflichten;
Nie fiel mir ein, fremd Anvertrautes mir zu eignen,
Noch durch erhob'nen Arm die Wahrheit wegzuleugnen;
Wer Anders mir beweis't, soll mich als Lügner richten.
Wer kann mich zeih'n, daß ich mit Unrecht Gut erworben?
Daß Armuth trostlos je von meiner Schwelle wich,
Daß für das Mitgefühl mein Blut blieb abgestorben?" —
— Dir wird der leid'ge Trost: „Du handelst brüderlich."
Geh' zu dem Jugendfreund, der einst dir Spielgefährte
Sprich: „Mich traf unverdient Geschick — gib Arbeit mir,
Damit des Körpers Noth in mir gelindert werde,
Ich nicht verarmt hintreten muß vor Feindes Thür!
Duld' nicht, daß jetzt des Hasses Unversöhnlichkeit,
Der Rache Geist, den ich mit Absicht nicht erregt,
Mich wieder zwingt zu jener Lebensbitterkeit,
Die einst mit Trauer mir die junge Brust bewegt;
Denn über Arbeitskräfte hast Du zu verfügen,
Es hilft Dein Einfluß, an den Fremden mich zu bringen;
Fürwahr, der alte Satz: ein Freund vermag —
müßt' lügen,
Wenn je ein Werk von seiner Hand nicht sollt' gelingen." —
Und sieh! des Freundes Blick umziehet sich mit Leid,
Er spricht: „Längst weiß ich es — Du mußt es tief entgelten,
Doch morgen kann vielleicht, was nicht vermag ich heut'," —
O Trost! wo war es noch, daß dir die Worte fehlten!
Freundschaft! himmlisch Licht im menschlichen Getriebe,
Die stets das schlaffe Band der Menschheit fester wand!
Wo noch dich ehrend flicht man deinen Kranz der Liebe
Den einst so willig dir erbracht der Väter Hand!
Auf völkerheil'gem Herd' warst du der Götterfunken,
Der bis zur Todesweihe einst die Herzen regt';
Noch zeigt dich Welt — doch ist es nur ein falsches Prunken,
Dem Irrlicht gleich, das sich auf Moores Grund bewegt.
Nicht mehr ereilt dein Hilferuf des Freundes Herz,
Zur Unzeit tönet er, wie Harf' zur Trauerzeit;
Die Welt kennt heute nur noch einen großen Schmerz,
Vor dessen Selbstsucht selbst mit Schrecken flieht das Leid.

H.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Robespierre war todt. Theroigne de Mericourt war nicht mehr die Göttin der Vernunft, Mademoiselle Maillard nicht mehr die Göttin der Tugend. Die Frauen hatten es aufgegeben, Göttinnen darzustellen und sich als symbolische Figuren zu repräsentiren. Sie wollten wieder sie selbst seyn und durch ihren Geist und ihre Anmuth in den Salons sich wieder den Thron aufrichten, den die Revolution ihnen zertrümmert hatte.

Madame Tallien, Madame Recamier und Frau v. Staël stellten, wie schon erwähnt, die Salons und die Gesellschaft wieder her, und Jedermann drängte sich, zu diesen Salons den Zutritt zu gewinnen. Freilich sahen diese Gesellschaften und Réunions noch wunderlich und phantastisch genug aus, und die Mode, welche so lange der „Carmagnole" und der rothen Mütze hatte weichen

Digitized by Google

müssen, suchte sich durch alle möglichen Launen und Koketterieen für ihre lange Zurückhaltung zu rächen. Man trug nicht mehr Coiffuren à la Jacobine, sondern à la Victime und au repentir. Man wollte seinen Geschmack an den schönen Künsten beweisen und kleidete sich nach den Statuen Griechenlands und des alten Roms. Man gab griechische Feste, bei denen man die schwarze Suppe Lykurg's wieder zu Ehren brachte, und römische Gastmähler, die an Pracht und Verschwendung denen des Lucullus wenig nachstanden.

Diese Feste fanden besonders im Palast Luxembourg statt, wo die Direktoren der Republik jetzt ihre Wohnung aufgeschlagen und wo Madame Tallien der neuen französischen Gesellschaft die neuen Wunder des Luxus und der Mode offenbarte. Zu stolz, um das allgemein angenommene Kostüm der weiland griechischen Republik zu tragen, wählte sich Madame Tallien das der römischen Patrizierinnen, und die goldgestickten Purpurgewänder und das goldene Stirnband in ihrem glänzend schwarzen Haare verliehen der reizend schönen Republikanerin den Glanz einer Imperatorin. Auch hatte sie einen schönen Hof um sich versammelt, — Jedermann beeiferte sich, der mächtigen Gemahlin des mächtigen Tallien seine Ehrfurcht zu bezeigen und sich ihr Wohlwollen zu verdienen; ihr Haus war der Mittelpunkt aller Derer, welche in Paris eine wichtige Stelle einnahmen oder sie einzunehmen wünschten. Während man im Salon der Madame Recamier, welche trotz der Republik eine treue Royalistin geblieben war, von der Vergangenheit und der schönen Zeit der Bourbonen flüsterte, während man im Salon der Frau v. Staël den Künsten und Wissenschaften ein Asyl geöffnet hatte, lebte man im Salon der Madame Tallien nur der Gegenwart und dem Glanze, welchen diese über das Leben der Diktatoren Frankreichs ausbreitete. —

Die Vicomtesse Josephine v. Beauharnais indeß lebte mit ihren Kindern in stiller Zurückgezogenheit, nur ihrem Gram und ihren Erinnerungen hingegeben. Aber eines Tages mußte sie sich aus diesem letzten Trost der Unglücklichen, diesem Nachdenken ihrer Schmerzen entreißen, wenn sie nicht ihre Kinder dem Elend, dem Hunger preisgeben wollte; eines Tages mußte sie sich entschließen, aus ihrer Einsamkeit herauszutreten und als eine Bittende sich Denen gegenüberzustellen, welche die Macht hatten, ihr als eine Gnade zu gewähren, was doch nur ihr gutes Recht war, und ihr, wenn auch theilweise, ihr eingezogenes Vermögen wieder herauszugeben. Josephine hatte Madame Tallien gekannt, als diese noch Frau v. Fontenay war; sie mußte sich jetzt dessen erinnern, um ihren Kindern vielleicht das Erbtheil ihres Vaters zu retten.

Madame Tallien, die „Merveilleuse de Luxembourg", welche ihre Anbeter auch „Notre Dame de Thermidor" zu nennen pflegten, fühlte sich sehr geschmeichelt, von einer wirklichen Vicomtesse, die am Hofe Königs Ludwig schon eine glänzende Beachtung gefunden, aufgesucht zu werden, — sie nahm sie daher mit zuvorkommender Freundlichkeit auf und bemühte sich, die schöne und liebreizende Vicomtesse zu ihrer Freundin zu machen.

Aber es war doch nicht so leicht, seine Güter wieder zu erlangen, als es leicht war, sie zu vertheilen. Die „eine und untheilbare Republik" war immer sehr bereit, zu nehmen, aber nicht zu geben, und selbst die Freundschaft der schönen Madame Tallien konnte der armen Josephine nicht so bald zur Wiedererlangung ihres Vermögens helfen, wie es ihre Noth erforderte. Und sie litt wirklich Noth, sie mußte mit ihren beiden Kindern die schwere Schule der Entbehrungen und jener Demüthigungen, welche die Armuth mit sich führt, durchleiden; aber inmitten ihres Elendes blieben ihr doch wahre Freunde, Freunde, welche mit zarter Schonung für sie wie für ihre Kinder den Tisch deckten und es sich als einen Freundschaftsdienst erbaten, für ihre Garderobe sorgen zu dürfen. Damals überhaupt fühlte man sich nicht erniedrigt und nicht beschämt, von seinen Freunden Wohlthaten anzunehmen. Diejenigen, welche Alles verloren, hatten dies nicht durch ihre Schuld, und Diejenigen, welche aus dem Schiffbruch aller Verhältnisse sich ihr Eigenthum gerettet, hatten das nicht ihrem Verdienst, sondern nur dem Zufall zu verdanken. Sie betrachteten es daher als eine heilige Verpflichtung, mit Denen zu theilen, welche weniger glücklich gewesen waren, als sie, und diese durften mit Stolz auf ihre Armuth, welche ein Zeugniß war, daß sie sich selber und ihrer Gesinnung treu geblieben, annehmen, was ihnen die Freundschaft bot. Es war eine Art Communismus, welchen die Revolution aus ihrem gährenden Schooße erzeugt hatte. Die Besitzenden hatten die Pflicht, mit den Besitzlosen zu theilen, und solche Theilung anzunehmen, war ein gutes Recht, nicht eine empfangene Wohlthat.

So durfte auch Josephine ohne Erröthen die Hilfleistungen ihrer Freunde annehmen, sie durfte der Frau v. Montmorin erlauben, für ihre und

Digitized by Google

ihrer Tochter Toilette zu sorgen, sie durfte die Einladungen der Madame Dumoulin annehmen und zweimal wöchentlich bei ihr mit Hortensen diniren.

Dort, bei Madame Dumoulin, versammelte sich an bestimmten Tagen eine Anzahl von Freunden, welche die Stürme der Revolution ihres Vermögens beraubt hatte. Madame Dumoulin, die Gattin eines reichen Fourniers der Armen, gab ihren Freunden die Diners, nur mußte Jeder zu denselben sein Weißbrod mitbringen. Das Weißbrod gehörte damals zu den größten Luxusartikeln, denn da man an Mehl und Frucht Mangel litt, hatte die Republik das Gesetz erlassen, daß in allen Sectionen von Paris nur ein bestimmtes Quantum Brod ausgetheilt werden und kein Individuum davon mehr als vier Loth beanspruchen durfte. Es war daher allgemeiner Gebrauch geworden, bei Einladungen hinzuzufügen: „Es wird gebeten, sein Weißbrod mitzubringen," — weil man sich für Geld selbst nicht mehr zu verschaffen wußte, als was Einem zustand und was man theuer genug bezahlen mußte. Josephine Beauharnais aber hatte nicht einmal so viel Geld, um ihre vom Gesetz erlaubte Portion Weißbrod zu bezahlen. Sie allein kam ohne Brod zu den Diners der Madame Dumoulin, die indessen sie auch für immer von dieser Mode, ihr Brod mitzubringen, befreite und stets für Josephine und ihre Tochter Hortense ein Weißbrod in Bereitschaft hatte.

Aber die Vicomtesse v. Beauharnais sollte bald darauf das Ende dieser Noth erreichen. Eines Tages, als sie bei Madame Tallien zu einem Diner eingeladen war und sich mit Hortensen zu Fuß dahin begeben hatte, kündigte ihr der Direktor Tallien an, daß das Gouvernement auf seine Bitten bereit sey, der Gemahlin eines hingeopferten wahren Vaterlandsfreundes einige Zugeständnisse zu machen; daß er eine Ordonnanz von der Administration der Domänen ausgewirkt habe, in Folge deren die Siegel von ihrem Mobiliar abgenommen werden sollten, und daß die Republik ihr ein Mandat auf den Tresor durch ihn zustellen lasse, bis auch binnen Kurzem das Sequester ihrer Güter aufgehoben werde.

Josephine fand keine Worte, um zu danken. Sie schloß ihre Tochter in ihre Arme und sprach unter Thränen: „Wir werden endlich wieder glücklich seyn! Meine Kinder werden keine Noth mehr leiden!" Diesmal waren es Thränen der Freude, welche Josephine weinte, die ersten, welche sie seit langen Jahren vergossen.

Die Noth war jetzt vorüber, Josephine konnte jetzt ihren Kindern eine ihrem Range angemessene Erziehung geben, sie konnte selber wieder in der Gesellschaft die Stelle einnehmen, welche ihrer Schönheit, ihrer Jugend, ihrer Liebenswürdigkeit und ihrem Namen gebührte. Aber sie zog den glänzenden Gesellschaften das stille häusliche Glück vor, das sie mit ihren Kindern genoß. Mehr und mehr zog sie sich aus den lauten, geräuschvollen Kreisen zurück, um in friedseliger Stille sich ihren geliebten Kindern zu weihen, welche sich immer anmuthiger entwickelten.

Eugen war jetzt ein Jüngling von sechszehn Jahren. Er bereitete sich unter der Anleitung tüchtiger Lehrer zum Militärdienste vor und setzte dieselben durch seinen glühenden Eifer und seine seltene Fassungskraft in Erstaunen. Der Kriegsruhm und die Großthaten Frankreichs erfüllten ihn mit Begeisterung und eines Tages, als er mit einem seiner Lehrer von den Thaten Turenne's sprach, rief er mit strahlenden Augen und flammendem Angesicht: „Auch ich werde einst ein tapferer General seyn!"

Hortense, jetzt ein Mädchen von zwölf Jahren, lebte mit ihrer kaum dreißigjährigen Mutter in süßer Vertraulichkeit, gleich einer ältern und einer jüngern Schwester. Beide waren sie unzertrennliche Gefährtinnen. Die Natur hatte Hortensen die Schönheit gegeben, ihre Mutter gab dieser Schönheit die Anmuth und Grazie. Befähigte Lehrer mußten die heranwachsende Tochter unterrichten und ihren Geist bilden, wie Josephine ihr Gemüth bildete. Früh an Kummer und Sorgen, an Noth und Entbehrung gewöhnt, hatte sie nicht diesen leichten, flatternden Sinn, der sonst Mädchen ihres Alters eigen zu seyn pflegt; sie hatte zu früh die Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles irdischen Glanzes einsehen gelernt, um nicht alle diese Dinge, auf welche junge Mädchen sonst Werth zu legen pflegen, gering zu achten. Sehr früh gereift in der Schule der Erfahrungen und Leiden, hatte das zwölfjährige Mädchen den Ernst und die Entschlossenheit einer erwachsenen, selbstständigen Jungfrau, und doch trugen ihre reinen, edlen Züge noch ganz den Ausdruck der Kindheit und in ihren großen blauen Augen lag ein ganzer Himmel von Unschuld und Frieden. Wenn sie in der Dämmerung mit ihrer Harfe im Arm in der Fensternische saß, wenn die letzten Strahlen der Abendsonne ihr liebliches Antlitz beleuchteten und ihr schönes blondes Haar wie mit einer Glorie umgaben, dann glaubte Josephine eine jener Engelsgestalten der Unschuld und Liebe vor

Digitized by Google

sich zu sehen, wie sie die Dichter und die Maler uns verwirklichen. Mit Andacht lauschte sie den Klängen, welche Hortense ihrer Harfe entlockte und zu denen sie mit silberheller Stimme Worte sang, welche sie selber gedichtet und die, halb Kindergebet, halb Liebesgedicht, die geheimsten Gedanken dieses unschuldsvollen jungen Wesens kund gaben, das mit einem seligen Abschiedslächeln und ahnungsvollen Träumen an der Grenze stand, welche das Kind von der Jungfrau trennt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Weltausstellung zu Paris.) Allerliebste Spielsachen sieht man in der Pariser Ausstellung. Vor einer großen Glasglocke steht immer ein Haufen Neugieriger beschauend. Einen Baum sieht man darin, an dessen Fuß eine Quelle rieselt; der Baum ist voller ausgestopfter Vögel der Südzone, Kolibris, Bengalis schimmern hier in ihrem glänzenden Gefieder. Man dreht das Spielwerk auf und die Vögel fangen an zu flattern, pfeifen und singen um die Wette. Sie ahmen auf das Täuschendste die Naturlaute nach. — Alte und schwächliche Personen können fortan auch bequemer die Pariser Ausstellung besuchen. Es sollen nämlich im Innern des Palastes Handwagen den Besuchern für einen billigen Preis zu Gebote gestellt werden, die indessen nur von neun Uhr Morgens bis Mittag fahren dürfen. Sonntags ist dies untersagt.

(Gauner in der Pariser Ausstellung.) Neulich regnete es in Paris und mithin auch im Industrieausstellungs-Palaste, denn das gehört mit zu den mannigfachen Eigenschaften desselben, daß das Dach nicht hinlänglich den Regen abzuwehren im Stande ist. Da tritt zu dem Ausstellungskasten eines belgischen Wachsleinwand- und Kautschuckwaaren-Fabrikanten ein Herr, erfaßt, ohne sich zu geniren, einen mit Kautschuck gefütterten englischen Ueberzieher und fährt vor allen Augen in denselben. Keinem Menschen fällt es ein, ihn darin zu hindern, Jeder meint, der Herr sey hier zu Hause; ein Wächter ist sogar so zuvorkommend, ihm in den Aermel zu helfen und den Kragen zu richten. Der Herr war aber nichts als ein kecker Gauner, der Ueberzieher ließ sich nicht mehr sehen.

Zu den vielen wunderlichen Gewerben der Weltstadt London zählt sich auch das des Menschenhaarhändlers. Es sind ihrer sehr viele, und sie führen mit einander gegen fünf Tonnen Haar jährlich ein. Schwarzes Haar kommt hauptsächlich aus der Bretagne und dem südlichen Frankreich. Alles blonde Haar dagegen kommt aus Deutschland und wird von einer Gesellschaft holländischer Pächter aufgetrieben, die alle Jahre nach London kommen, um Bestellungen anzunehmen.

Der Verkehr zwischen der Mannschaft der englischen Flotte und ihrem Vaterlande ist ein sehr lebhafter, denn es kommen via Danzig durchschnittlich 5000 bis 7000 Briefe per Woche auf die Post.

In der Gemeinde Cerans Foulletourte hatte jüngst eine Wolfsjagd statt, da diese Thiere in der Sarthegegend seit einiger Zeit große Verheerungen anrichten. Es wurde eine sehr starke Wölfin geschossen und fünf junge Wölfe von drei oder vier Monaten gefangen.

An der komischen Oper zu Paris erregt ein Chorist jetzt die Aufmerksamkeit. Dieser brave Mann hat gegenwärtig neun Söhne im Dienste des Vaterlandes und der Civilisation vor Sebastopol stehen. Vier seiner Söhne dienen in der kaiserlichen Marine, zwei in einem Cuirassier-Regiment, zwei in der Linien-Infanterie und einer unter den Zouaven.

Die drei Kirchhöfe von Paris, Père-Lachaise, Montmartre und Montparnasse, sind alle drei bedeutend erweitert worden. Die großen Todtenfelder haben jetzt eine Oberfläche von mehr als 3000 Hectaren.

Das Museum von Douai besitzt gegenwärtig ein schwarzes Dromedar — eine große Seltenheit.

Nach einem Erlaß des französischen Staatsministers wurde Mademoiselle Rachel zur „Professorin der Redekunst" am Conservatorium ernannt.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 84. Sonntag, 15. Juli 1855.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

4.

Während Josephine v. Beauharnais nach langen, sturmvollen Jahren selige Tage stillen Glückes und heitern Friedens durchlebte, zuckten in Frankreich noch immer die Stürme der Revolution in einzelnen heftigen Ausbrüchen nach und die Ruhe war immer noch nicht dauernd wieder hergestellt. Die Klubbs, diese Gebärhäuser der Revolution, übten noch immer ihren verderblichen Einfluß auf die Bevölkerung von Paris aus und regten die rohen Massen zu immer neuer Unzufriedenheit und neuen Ruhestörungen auf.

Aber es hatte sich schon der Mann gefunden, welcher diese rohen Massen in seiner eisernen Faust zerdrücken und mit seinem flammenden Herrscherblick die Sprecher der Klubbs zu Staub zermalmen sollte.

Dieser Mann war der General Napoleon Bonaparte. Er war kaum neunundzwanzig Jahre alt und doch sprach schon ganz Frankreich von ihm als von einem ruhmgekrönten Helden, doch lag schon eine glänzende Siegeslaufbahn hinter ihm. Als Bataillonschef hatte er bei der Wiedereinnahme von Toulon Wunder der Tapferkeit verrichtet und war dann, zum General befördert, im Auftrage der Republik nach Italien zur Armee gegangen. Mit den Lorbeeren von Saorgio, Oneille und Tanaro geschmückt, kehrte der fünfundzwanzigjährige General nach Frankreich zurück. Das Gouvernement, feindlich und argwöhnisch gegen ihn gestimmt, wollte ihn von Paris entfernen und als Brigadegeneral der Infanterie nach der Vendée senden. Bonaparte lehnte diese Sendung ab, weil er lieber bei der Artillerie zu bleiben wünschte, und das Gouvernement enthob ihn dafür seiner Würden und setzte den jungen General auf Wartegeld.

Bonaparte blieb also in Paris und wartete. Er wartete auf den glänzenden Stern, der bald für ihn am Firmamente aufgehen und seine Strahlen über die ganze Welt ausgießen sollte. Vielleicht hatten ihm die Stimmen, welche in seiner Brust von einer glänzenden Zukunft und einer mährchenhaften Heldenlaufbahn geflüstert, schon den Aufgang seines Sterns verkündet.

Bonaparte lebte still und in sich gekehrt dunkle, thatenlose Tage dahin, nur mit einigen wenigen treuen Freunden verkehrend, die mit taktvoller Schonung seiner äußeren beschränkten Lage zu Hilfe kamen. Denn Bonaparte war arm, er hatte in den Stürmen der Revolution sein geringes Vermögen verloren, sein einziges Besitzthum waren seine auf den Schlachtfeldern gewonnenen Lorbeeren und der Halbsold eines Brigadegenerals.

Aber gleich der Vicomtesse v. Beauharnais hatte Napoleon Bonaparte treue Freunde, welche es sich zur Ehre rechneten, ihn als Gast an ihrem Tische zu sehen, und gleich Josephinen war er zu arm, um der Sitte gemäß sein Weißbrod mit zu den Diners zu bringen. Oft speiste er in Begleitung seines Bruders Louis bei seinem Jugendfreunde Bourienne und sein dereinstiger Sekretär war jetzt noch sein vom Glück begünstigter Gastgeber. Der junge General brachte statt des Weißbrodes nur seine „Ration" Schwarzbrod mit, welches er indessen seinem Bruder Louis überließ, der es begierig verzehrte, während Madame Bourienne dafür sorgte, daß er immer auf seinem Teller sein Weißbrod fand. Sie hatten sich von dem Gute des Herrn v. Bourienne Mehl nach Paris einschmuggeln lassen und ließen von einem Pasteten-bäcker davon heimlich Weißbrod backen, was, wenn man sie denuncirt hätte, ihnen unfehlbar den Weg

Digitized by Google

zum Schaffot würde bereitet haben. — Im Kreise seiner Freunde also lebte Bonaparte stille Tage der Erwartung, hoffend, daß seine Wünsche, wenn das jetzige, ihm feindliche Gouvernement durch ein anderes verdrängt werde, sich endlich erfüllen sollten. Diese Wünsche waren jetzt noch ziemlich bescheidener Art.

„Könnte ich ruhig hier in Paris leben," sagte er einst zu Bourienne, „dies hübsche kleine Haus da drüben, mit dem Vis-à-vis auf meine Freunde, miethen und außerdem mir ein Cabriolet halten, so würde ich der glücklichste Mensch seyn."

Er dachte allen Ernstes daran, sich dieses „hübsche kleine Haus" mit seinem Oheim Fesch (dem nachherigen Kardinal) zu miethen, aber die wichtigen Ereignisse, welche bald darauf auf's Neue Paris erschütterten, verhinderten ihn daran und der berühmte dreizehnte Vendemiaire 1795 rief den jungen General aus seinem müßigen Hinbrüten wieder zu thatkräftigem Handeln auf. An diesem Tage kam der Sturm, welcher so lange schon sein unterirdisches Grollen hatte vernehmen lassen, zum Ausbruch. Die Sectionen von Paris empörten sich gegen den Nationalconvent, welcher Frankreich mit einer neuen Constitution beschenkt und darin festgestellt hatte, daß zwei Drittheile des Convents als Mitglieder in den neuen Gesetzgebungskörper übergehen sollten. Die Sectionen von Paris aber erklärten sich nur dann zur Annahme der Constitution bereit, wenn der gesetzgebende Körper ganz und gar aus Neuwahlen gebildet würde.

Der Convent, in seinem ehrgeizigen Machtgelüste angegriffen, war entschlossen, seinen Platz zu behaupten und rief die Repräsentanten, welche die bewaffnete Macht commandirten, zur Vertheidigung der Republik und des Convents auf. Barras ward zum ersten commandirenden General der Armee des Innern ernannt und Bonaparte zum zweiten.

Bald entspann sich ein wüthender und blutiger Straßenkampf zwischen den Truppen und den revoltirenden Sectionen. Damals hatte man noch nicht die Erfindung gemacht, das Straßenpflaster zu Barrikaden zu benutzen, und die Aufrührer, von dem furchtbaren Feuer und den heftigen Angriffen der Artillerie in die Flucht getrieben, machten die Kirche St. Roch und das Palais Royal zu ihren Barrikaden. Sie wurden auch von dort vertrieben, der Straßenkampf begann auf's Neue und Ströme von Blut mußten erst fließen, bevor er beendigt war. Nach zwei Tagen war die Ruhe wieder hergestellt und Barras erklärte dem siegreichen Nationalconvent, daß man den Sieg über die Rebellen zumeist dem umsichtigen und tapfern Handeln des Generals Bonaparte verdanke.

Der Convent übertrug ihm aus Dankbarkeit auf die Dauer die Stelle des zweiten Generals en Chef der Armee des Innern, die er ihm am Tage der Gefahr provisorisch verliehen. Von diesem Tage an trat Bonaparte aus dem Dunkel hervor — sein Name war am Horizonte aufgegangen. Er hatte nun eine Stellung und er verstand jetzt schon besser die flüsternden Stimmen, die in seiner Brust das stolze Siegeslied seiner Zukunft sangen. Er wußte jetzt schon, daß er ein glänzendes Ziel vor Augen habe, ein Ziel, dem er jetzt noch keinen Namen zu geben wagte, das ihn wie ein goldenes Mährchen umgaukelte, das er sich aber schwur, dereinst zur Wirklichkeit machen zu wollen. —

Eines Tages kam in das Quartier des jungen General en Chef ein Jüngling, der ihn dringend zu sprechen begehrte. Bonaparte ließ ihn vor sich kommen und die stolze Gestalt, der kühne, feurige Blick, das edle, schöne Angesicht stimmten ihn sogleich zu Gunsten des jungen Mannes, den er mit sanfter Freundlichkeit nach seinem Begehren fragte.

„General," sagte der junge Mann, „ich heiße Eugen Beauharnais, ich bin der Sohn eines Cidevant, des Generals Beauharnais, welcher der Republik am Rheine gedient hat. Er ward dem Comité der öffentlichen Sicherheit als verdächtig denuncirt und dem Revolutionstribunal überliefert, welches ihn drei Tage vor dem Sturze Robespierre's ermorden ließ."

„Ermorden!" rief Bonaparte mit drohendem Tone.

„Ja, General, ermorden!" erwiederte Eugen mit Entschlossenheit. „Ich komme jetzt, um im Namen meiner Mutter Sie zu ersuchen, daß Sie die Güte haben wollen, Ihren Einfluß bei dem Comité dahin zu verwenden, daß man mir den Degen meines Vaters wieder gibt. Ich will ihn treulich dazu anwenden, die Feinde des Vaterlandes zu bekämpfen und die Sache der Republik zu vertheidigen."

Diese so stolzen und edlen Worte riefen ein sanftes, wohlwollendes Lächeln auf das strenge, bleiche Antlitz des jungen Generals und der feurige Blitz seiner dunkeln Augen milderte sich.

„Gut, junger Mann, sehr gut," sagte er, „ich liebe diesen Muth und diese kindliche Zärtlichkeit. Der Degen Ihres Vaters, der Degen des

Generals Beauharnais soll Ihnen zurückgegeben werden. Warten Sie."

Er rief sogleich einen seiner Adjutanten und gab ihm die nöthigen Befehle. Nach kurzer Zeit kehrte dieser zurück und brachte den Degen des Generals Beauharnais.

Bonaparte selber übergab ihn Eugen.

Der junge Mann, von tiefer Rührung ergriffen, drückte den Degen, das einzige, theure Vermächtniß seines Vaters, an seine Lippen, an sein Herz und Thränen heiliger Rührung entstürzten seinen Augen.

Sofort trat der General an seine Seite und seine schlanke, weiße Hand, die so gut den Degen zu führen wußte und so weich und fein, so durchsichtig weiß wie die Hand einer Herzogin war, legte sich sanft auf die Schulter des jungen Mannes.

„Mein junger Freund," sagte er mit dem weichen, sanften Ton, der ihm stets alle Herzen gewann, „ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich Etwas zu Gunsten Ihrer Familie thun könnte."

Eugen sah ihn mit einem Ausdruck kindlichen Erstaunens an.

„Gut, mein General," sagte er; „Mama und meine Schwester werden für Sie beten."

Diese Naivetät machte den General lächeln und mit einem gütigen Nicken des Kopfes forderte er Eugen auf, seine Mama zu grüßen und ihn bald wieder zu besuchen.

Dieses Begegnen Eugens mit dem General Bonaparte war der Anfang der Bekanntschaft zwischen diesem und Josephinen. Der Degen des guillotinirten Generals Beauharnais setzte eine Kaiserkrone auf das Haupt seiner Wittwe und schmückte die Stirnen seines Sohnes und seiner Tochter mit Königskronen.

5.

Wenige Tage nach dieser Unterredung Bonaparte's mit Eugen traf Josephine in einer der glänzenden Abendgesellschaften des ersten Generals en Chef Barras mit Bonaparte zusammen. Sie bat Barras, ihr den jungen General vorzustellen, und dann in ihrer offenen, aller Pruderie feindlichen und doch immer zarten und sittsamen Weise Bonaparte ihre Hand darreichend, dankte sie ihm mit der zärtlichen Gluth einer Mutter für die Freundlichkeit und Güte, welche er ihrem Sohne erwiesen. — Der junge General betrachtete mit staunender Verwunderung diese junge und schöne Frau, welche sich die Mutter eines erwachsenen Sohnes nannte, deren reizendes Angesicht in der That von Jugend und Schönheit strahlte und deren große, dunkle Augen ein Meer von Leidenschaft und Gluth ausströmten, während das anmuthige, liebreizende Lächeln ihres Mundes die zarte Weiblichkeit, die Sanftmuth ihres Charakters verrieth.

Napoleon Bonaparte hatte es niemals verstanden, den Frauen in der leichten, gefälligen Weise eines Petitmaitre zu schmeicheln, und wenn er es versuchte, waren seine Schmeicheleien oft so seltsamer und schwerfälliger Art, daß sie ebenso gut eine Beleidigung als eine Huldigung enthalten konnten.

„Ach, ach, wie wunderbar das aussieht," sagte er einst als Kaiser zu der reizenden Herzogin v. Chevreuse, „welche merkwürdige rothe Haare Sie haben!" — „Das ist möglich, Sire," erwiederte sie ihm, „aber es ist das erste Mal, daß mir ein Mann das sagt." Und die Herzogin hatte wohl Recht, denn ihr Haar war nicht roth, sondern von einem schönen Blond. — Zu einer andern Dame, deren volle, schöne Arme ihm auffielen, sagte er einmal: „Was Sie für runde Arme haben!" — Wieder zu einer andern: „Welch schönes Haar Sie haben; aber wie häßlich diese Coiffure ist, wer hat Sie denn so lächerlich aufgeputzt?" —

Bonaparte, wie gesagt, verstand es nicht, den Frauen mit Worten zu schmeicheln; aber Josephine verstand sehr wohl die schmeichelhafte Sprache, die seine Augen zu ihr redeten. Sie wußte, daß sie in dieser Stunde den kühnen jungen Löwen besiegt habe, und sie selber fühlte sich stolz und glücklich dadurch, denn die imponirende Erscheinung des jungen Helden hatte ihr eigenes Herz, welches sie seit lange todt geglaubt, wieder zu rascheren Schlägen erweckt.

Von nun an sahen sie sich öfter und bald empfing Josephine von Bonaparte das glühende Geständniß seiner Liebe. Sie erwiederte dieselbe und sagte ihm ihre Hand zu. Vergebens riethen ihre mächtigen Freunde Barras und Tallien ihr davon ab, sich mit diesem jungen, unbemittelten General zu verbinden, vergebens stellten sie ihr vor, daß er in der ersten Schlacht getödtet werden und sie zum zweiten Male als arme Wittwe zurückbleiben könnte. Josephine schüttelte mit einem seltsamen Lächeln ihr schönes Lockenhaupt. Vielleicht dachte sie an die Prophezeiung der Negerin auf Martinique, vielleicht hatte sie in den kühnen Feuerblicken Bonaparte's und auf seiner

Digitized by Google

breiten, gedankenvollen Stirn gelesen, daß er diese Prophezeiung zur Wahrheit machen könne, vielleicht auch liebte sie ihn glühend genug, um ein äußerlich beschränktes Loos an seiner Seite jeder andern reichen und glänzenden Verbindung vorziehen zu wollen. Die Vorstellungen ihrer Freunde schreckten sie nicht ab, sie blieb entschlossen, die Gemahlin des jungen, aber armen Generals zu werden; der Tag ihrer Verbindung ward festgesetzt und mit freudiger Ungeduld eilten Beide, ihre bescheidenen Vorbereitungen zu ihrer neuen „Wirthschaft" zu treffen. Noch hatte Bonaparte sein Vorhaben, das ihn zum „glücklichsten Menschen" machen sollte, nicht ausführen können, noch besaß er weder ein Haus noch ein Cabriolet, und auch Josephine hatte keine Equipage. Sie mußten es sich also beide gefallen lassen, oft zu Fuß durch die Straßen zu gehen, und vielleicht empfanden sie das beide in dieser hellen Zeit ihres Glückes weniger als ein Mißgeschick, denn als eine Gunst des Schicksals; das laute Geräusch der rollenden Räder störte nicht ihr zärtliches und inniges Zwiegespräch, man hatte nicht nöthig, durch das Aus- und Einsteigen seine süßen Plaudereien zu unterbrechen. Arm in Arm ging das Brautpaar durch die Straßen — er stolz lächelnd, wenn die Vorübergehenden in unwillkürliche Ausrufe über Josephinens Schönheit ausbrachen; sie glücklich und selig, wenn sie, mit dem General durch die Menge sich drängend, das leise Geflüster der Bewunderung vernahm, mit welchem das Volk dem jungen Helden überall folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus der östlichen Schweiz wird unterm 24. Juni geschrieben: „Reisende nach der Schweiz mögen ihrer Reiselust noch einige Wochen Weile geben. Der ungewöhnliche Schneefall hat die meisten Gebirgsgegenden ungangbar gemacht, so daß man nur eine höchst unerquickliche Wanderung über Schneefelder vornehmen würde. Splügen und Gotthardt sind fahrbar, an den Straßen sind aber 15 — 20 Fuß hohe Schneewände aufgeschichtet. Auf der Oberalp und in dem Paß zwischen Bündten und Uri ist Schreiber dieses heute über ein fast zwei Stunden langes, ununterbrochenes Schneefeld gewandert. Der See auf der Höhe war noch halb zugefroren. Furca und Grimsel sollen dieser Tage auf Kosten der Gastwirthe an der Straße gangbar gemacht werden. Auf dem Bernina bedeckt ein Schneefeld zwei Stunden lang die Straße. Am Bernina- und am Julier-Wirthshause hängen lange Eiszapfen vom Dache. In Engadin waren vor einigen Tagen nur 2° Wärme Morgens um 8 Uhr. Der Comersee ist so hoch, daß der Speisesaal des Hotels Genazzini zu Bellaggio unter Wasser stand. Zu Como reichte das Wasser bis an den Dom. Im Waltelin war durch die Ueberschwemmungen der Adda die Straße an einigen Stellen mehrere Tage lang selbst für Fußgänger nicht zu begehen."

In Turin hatte man am 23. Juni das Schauspiel einer Fata morgana. Die Basilica auf Superga, von ihrem Bergkegel auf Dutzende von Miglien in die weite Po-Ebene hinaus sichtbar, stand in einiger Entfernung in bewunderungswürdigen Linien am Himmel abgebildet und bot einen bezaubernden Anblick. Am 20. Juni um die Mittagsstunde sah man ebendaselbst eine Land-Windhose von seltener Höhe. Auf schwarzdunklem Gewittergrunde in südwestlicher Richtung erhob sich, einem umgestürzten Kegel gleich, eine wirbelnde milchfarbene Säule. Der Ort ihres Aufsteigens mochte wohl zwei Miglien von Turin entfernt seyn und dennoch erhob sie sich für die dortigen Beschauer bis zu einer Winkelhöhe von 45 Graden. Das Schauspiel blieb wohl volle 15 Minuten sichtbar. Nach Verlauf dieser Zeit senkte sich die Säule und eilte immer rascher dem Po zu, über welchem sie endlich verschwand.

Buchstaben-Räthsel.

Sehr Viele ringen und streben
Mit aller Kraft nach mir.
Nimm mir das erste Zeichen:
So komm' aus fremden Reichen
Als Speise ich zu dir.

Auflösung des Räthsels in № 82:
Die Elemente.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 85. **Dienstag, 17. Juli** **1855.**

* Bei einem schlafenden Kinde.

Ein Kind noch liegst du in der Mutter Schooße,
Der Unschuld Lächeln ruht in deinem Blick;
Schön wie die halberblühte Rose —
O süßes Glück!

Dein Aug' ist blind für Alles was nicht Wonne;
Der Mutter Herz schlägt dir so treu und warm.
Mild lächelt dir die Morgensonne
Im Mutterarm.

Und jeder neue Tag bringt neue Freuden,
Besorgter Mutterliebe heitern Scherz;
Beglückt siehst du die Sonne scheiden
Am Mutterherz.

Genieße, was die Gottheit nun dir reichet,
Gar bald entreißt man dich der Mutterbrust!
Du stehst allein und von dir weichet
Der Kindheit Lust.

Du stehst allein, umbraust von kalten Stürmen,
Der Freuden Quelle ward zum wilden Meer,
Und schwere, bitt're Sorgen thürmen
Sich um dich her.

„Erklimm die Schranken, die man dir gesetzet!"
So ruft in deinem Busen strenge Pflicht.
Du stürmst voran, doch müdgehetzet
Vermagst du's nicht.

Da reichen tausend Führer dir die Hände,
Ein jeder lobt dir prahlend sein Geschick;
Sie leiten dich an schroffe Wände
Und — flieh'n zurück.

Du wirst mit Schreck die Morgensonne grüßen,
Denn neuen Kummer bringt sie, neue Noth;
Und deine Thränen werden fließen
Beim Abendroth.

Es treibt das Gaukelspiel des Erdenlebens
Dich tückisch wie den Spielball her und hin,
Und Dornen nur sind deines Strebens
Lohn und Gewinn.

Doch Muth! Bewahre Eins, bewahr' den Glauben,
Dann bleibet Hoffnung dir auf Himmelsluft;
Dies Kleinod lasse dir nicht rauben
Aus deiner Brust.

Dann trägst du standhaft all die bittern Leiden,
Dann stehst du stolz auf diese Welt herab;
Im Glauben an die Himmelsfreuden
Gehst du zu Grab'.

Doch nun genieß', was dir die Gottheit reichet,
Gar bald entreißt man dich der Mutterbrust;
Du stehst allein und von dir weichet
Der Kindheit Lust.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Eines Tages begleitete Bonaparte die Vicomtesse zu Ragideau, dem kleinsten Mann, aber dem größten Advokaten von Paris. Er war seit lange der Geschäftsanwalt der Familie Beauharnais gewesen und Josephine wollte jetzt von ihm eine ihr gehörige Summe zu ihrer Einrichtung entnehmen. Bonaparte blieb im Vorsaal zurück, während Josephine sich in das neben anstoßende Arbeitskabinet Ragideau's begab.

„Ich komme, Ihnen anzuzeigen, daß ich mich wieder vermählen will," sagte sie mit ihrem reizenden Lächeln zu Ragideau.

Der kleine Advokat nickte ihr freundlich zu.

„Sie thun wohl daran, Vicomtesse, und ich gratulire Ihnen von Herzen," sagte er, „denn

Digitized by Google

ich bin überzeugt, daß Sie nur eine würdige Wahl können getroffen haben."

„Gewiß, eine sehr würdige Wahl," versetzte Josephine mit dem glücklichen Stolz einer Liebenden; „mein zukünftiger Gemahl ist der General Napoleon Bonaparte!"

Der kleine große Anwalt zuckte zusammen vor Schrecken.

„Wie," rief er, „Sie, die Vicomtesse Beauharnais, Sie wollen diesen kleinen General Bonaparte heirathen, diesen General der Republik, die ihn schon einmal abgesetzt hat und ihn morgen wieder absetzen und in das Nichts zurückwerfen kann!"

Josephine sagte statt aller Antwort:

„Ich liebe ihn."

„Ja, Sie lieben ihn jetzt!" rief Ragideau eifrig. „Aber Sie haben doch Unrecht, ihn zu heirathen, und Sie werden es eines Tages bereuen. Sie begehen eine Thorheit, Vicomtesse; Sie wollen einen Mann heirathen, der Nichts hat, als seinen Hut und seinen Degen!"

„Aber der außerdem auch noch eine Zukunft hat!" sagte Josephine freudig und der Unterredung eine andere Wendung gebend, sprach sie zu dem Anwalt von den Geschäften, die sie hergeführt.

Als diese Geschäfte beendet waren, kehrte sie in den Vorsaal zurück, wo der General sie erwartete. Er kam ihr lächelnd entgegen, aber auf den ihr folgenden Ragideau warf er einen so zornvollen, flammenden Blick, daß dieser entsetzt zurückwich. Auch bemerkte Josephine, daß des Bräutigams Antlitz heute noch bleicher sey, als sonst, und daß er weniger mittheilsam und gesprächig war. Aber sie hatte schon gelernt, daß es nicht rathsam sey, ihn um den Grund dieser Verstimmung zu fragen. Sie schwieg also und ihrer Anmuth und Liebenswürdigkeit gelang es bald, die düstere Wolke von seiner Stirn zu vertreiben. —

Die Vermählung Bonaparte's mit Josephinen erfolgte am 9. März 1796. Die Trauzeugen waren, außer Eugen und Hortense, Barras, Lemarois, Tallien und Leclerq.

Die Civilakte enthielt neben den unumstößlichen Thatsachen eine angenehme Schmeichelei für Josephine, denn um die Gleichheit der Jahre zwischen den beiden Gatten herzustellen, ließ Bonaparte sich fast um ein Jahr älter und Josephinen um vier Jahre jünger machen. Bonaparte war nicht, wie die Civilakte besagt, am 5. Februar 1768, sondern am 15. August 1769, Josephine nicht, wie es in der Akte heißt, am 23. Juli 1767, sondern am 23. Juni 1763 geboren.

Josephine dankte ihrem jungen Gemahl diese Galanterie auf erhebende Weise. Sie brachte ihm als Hochzeitsgeschenk die Ernennung zum Obergeneral der italienischen Armee, welche Barras und Tallien ihr auf ihre Bitte gewährt hatten.

Bevor aber der junge Ehemann sich auf den Schauplatz seiner neuen Wirksamkeit begab, um neue Lorbeeren zu erwerben, verbrachte er noch einige glückliche Wochen mit seiner Gemahlin und seiner neuen Familie in dem kleinen Hotel in der Straße Chantereine, das der General kurze Zeit vor seiner Vermählung gekauft und das Josephine mit dem noblen und gewählten guten Geschmack, der ihr immer eigen gewesen, eingerichtet hatte.

Die eine Hälfte von Bonaparte's Lieblingswunsch war also erfüllt; er hatte sein Haus, welches groß genug war, seine Freunde aufzunehmen. Es fehlte nur noch das Cabriolet, um ihn zum „glücklichsten Menschen" zu machen.

Aber wie die Wünsche der Menschen immer weiter gehen, war auch Bonaparte jetzt nicht mehr zufrieden, ein kleines Hotel in Paris zu bewohnen, sondern er wollte auch ein Landhaus haben. „Suche doch," schrieb er um diese Zeit an Bourienne, welcher sich auf seinem Gute bei Sens aufhielt — „suche doch für mich in Deinem schönen Thal der Yonne ein kleines Besitzthum; so wie ich Geld habe, will ich es kaufen. Dahin will ich mich alsdann zurückziehen; nur vergiß nicht, daß ich kein Nationaleigenthum will."

Was das Cabriolet anbelangt, so trug der Friede von Campo Formio dem siegreichen General Bonaparte ein prachtvolles Gespann von sechs Schimmeln ein, welches ein Geschenk des Kaisers von Oesterreich an den General der französischen Republik war, von dem der Kaiser nicht ahnte, daß er kaum ein Jahrzehent später sein Schwiegersohn werden solle.

Diese prachtvollen sechs Schimmel waren indeß außer den Lorbeeren die einzige Kriegsbeute, die Bonaparte von seinem ruhmvollen italienischen Feldzuge heimbrachte, das einzige Geschenk, welches der General sich nicht weigerte, anzunehmen.

Freilich ließen die sechs Schimmel sich nicht vor ein Cabriolet spannen, aber sie nahmen sich sehr stattlich aus vor der vergoldeten Staatscarosse, in der ein Jahr später der erste Consul seinen feierlichen Einzug in die Tuilerien hielt.

Digitized by Google

6.

Josephine, jetzt die Generalin Bonaparte, hatte also nur einige kurze Wochen sich ihres schönen Glückes zu freuen und blieb dann einsam in Paris zurück, doppelt einsam, da sie jetzt sich nicht nur von ihrem Gemahl, sondern auch von ihren Kindern trennen mußte. Eugen begleitete seinen Stiefvater nach Italien und Hortense trat als Pensionärin in die Erziehungsanstalt der Madame Campan. Die einstige Kammerfrau der Königin Marie Antoinette hatte jetzt in St. Germain ein Pensionat errichtet und die vornehmen und großen Familien des neuen republikanischen Frankreichs liebten es, ihre Töchter in die Anstalt der Madame Campan zu bringen, damit sie von der weiland königlichen Kammerfrau die Manieren und den feinen Anstand des alten königlichen Frankreichs erlernen möchten. Hortense lebte hier in Gesellschaft ihrer neuen Tante Caroline, der Schwester Bonaparte's und nachherigen Königin von Neapel, und der jungen Gräfin Stephanie v. Beauharnais, ihrer Cousine, einige glückliche Jahre der Arbeit, der Studien und der jungen Mädchenträume.

Während sie mit eisernem Fleiß und mit nie ermattender Begeisterung den Studien oblag, die indeß nicht blos im Erlernen der Sprachen, im Musiciren und Zeichnen, im Studium der Geschichte und Geographie bestanden, sondern mehr noch im Aneignen dieses sogenannten „Bon Ton" und dieses aristokratischen „Savoir-vivre", in welchem Madame Campan Meisterin war, — während Hortense also bei dem berühmten Alvimara das Spiel der Harfe, bei Isabey das Malen, bei Coulon das Tanzen und bei Lambert den Gesang lernte, während sie auf dem Liebhabertheater des Pensionats die Rollen der Heldinnen und Liebhaberinnen ausführte, während sie auf Bällen und in Concerten, die Madame Campan veranstaltete, um vor den eingeladenen Freunden die Talente ihrer Pensionärinnen glänzen zu lassen, mitwirkte, — während also mit Einem Worte Hortense zu einer Dame von Welt erzogen ward, ahnte sie doch nicht, wie nöthig ihr eines Tages alle diese kleinen, anscheinend so nichtigen Dinge seyn würden und wie gut es war, daß sie bei Madame Campan gelernt hatte, zu repräsentiren und als „Grande Dame" in der Gesellschaft zu erscheinen.

Josephine indeß lebte in Paris Tage stolzen Glückes und glänzender Triumphe, denn immer glänzender erhob sich der Stern ihres Helden, immer machtvoller durchschallte der Name Bonaparte's die Welt und erfüllte ganz Europa mit einer Art ahnungsvollen Schreckens und Zitterns, wie das Meer erbebt, wenn die Sonne aufzugehen beginnt. Sieg auf Sieg tönte jauchzend herüber von Italien und unter des französischen Obergenerals ehernem Heldenschritt stürzten Staaten zusammen, bildeten sich neue Staaten. Die alte glänzende Republik Venedig, einst der Schrekken der ganzen Welt, die siegreiche Königin des mittelländischen Meeres, mußte ihr Haupt beugen und ihre Krone zerbrach zu den Füßen ihres siegreichen Ueberwinders; der Löwe von St. Marco machte nicht mehr mit seinem Wuthgebrüll die halbe Welt erbeben und die schlanken Erinnerungssäulen auf der Piazetta waren das Einzige, was der zerbröckelten und gefallenen Republik Venedig von ihrer eroberten Herrschaft über Candia, Morea und Cypern übrig blieb. Aber aus dem Schutt und der Asche der venetianischen Republik stieg auf Bonaparte's Befehl ein neuer Staat, stieg die „cisalpinische Republik" als eine junge Tochter der französischen hervor, und während der letzte Doge, Luigi Manin, seine spitze Dogenkrone zu den Füßen des Siegers hinlegte und dann in Ohnmacht fiel, trat ein anderer Venetianer, der Sohn einer Familie, welche Venedig die größten und ruhmvollsten Dogen gegeben, trat Dandolo mit an die Spitze des neuen Staates, Dandolo, welcher nach Bonaparte's Ausspruch ein „Mann" war. — „Guter Gott," sagte Bonaparte eines Tages zu Bourienne, „wie selten begegnet man auf der Welt doch Männern! Es wohnen in Italien achtzehn Millionen Menschen, aber ich habe unter ihnen kaum zwei „Männer" gefunden."

Aber während derselbe inmitten seiner Siege an den „Männern" verzweifelte, bewahrte er die heiße und sehnsuchtsvolle Liebe zu einer Frau — zu seiner Frau, welcher er fast täglich die zärtlichsten und glühendsten Briefe schrieb und deren Antworten er mit ungeduldiger Sehnsucht erwartete. Josephinens Briefe machten allein eine Ausnahme von der seltsamen und drolligen Gewohnheit, welche Bonaparte zu jener Zeit angenommen hatte, von der Gewohnheit, alle an ihn einlaufenden Briefe, mit Ausnahme derjenigen, welche durch außerordentliche Couriere ankamen, ungelesen in einen großen Korb zu werfen und sie erst einundzwanzig Tage nach ihrer Ankunft zu erbrechen und zu lesen. General Bonaparte war immer also doch noch milder als der Kardinal Dubois, welcher alle an ihn ankommenden Briefe sofort ungelesen in die Flammen des Kamins warf und während das grausame Feuer das Papier verzehrte,

Digitized by Google

auf welchem vielleicht eine verzweifelnde Mutter um Gnade für ihren Sohn, eine trostlose Gattin um Mitleid für ihren Gatten flehte, mit einem sardonischen Lächeln sagte: „Voilà ma correspondence faite!“ — Bonaparte las wenigstens doch einmal die Briefe, freilich drei Wochen später, als er sie erhalten, aber diese drei Wochen ersparten ihm und seinem Sekretär viel Zeit und Arbeit, denn wenn man endlich zu dieser Lektüre schritt, so ergab sich, daß vier Fünftheile dieser Briefe durch die Zeit und die Umstände schon erledigt waren und daß nur ein Fünftheil noch der Beantwortung bedurften.

Die Briefe Josephinens aber durften keine Minute warten, ehe sie gelesen wurden. Er empfing sie stets mit freudeklopfendem Herzen und beantwortete sie dann in einer so leidenschaftlichen und glühenden Sprache, wie nur sein heißes, südliches Naturell sie erfinden konnte.

Indessen bald genügte es Bonaparte nicht mehr, von seiner Josephine Briefe zu erhalten, er wollte sie selber haben, und kaum hatten die Stürme des Krieges sich ein wenig gelegt, als er sie nach Mailand rief. Sie folgte mit Freuden seinem Ruf und eilte nach Italien. Stolze Tage des Triumphes und der beseligten Liebe folgten jetzt. Alles huldigte der Frau, welche den Namen des siegreichen Helden trug und deren unvergleichliche Anmuth, Liebenswürdigkeit und Schönheit ihr alle Herzen gewann. Ihr Leben glich jetzt einem berauschenden Zauberfest, einem Mährchen aus Tausend und Einer Nacht, dessen sternenfunkelnde Fee Josephine war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Industrieausstellung in Paris hat aus Valenciennes einen Zuckerhut erhalten, den der Meißel eines Künstlers zu der schönsten weiblichen Büste verarbeitet hat. Jeder Zuschauer hält das Gebilde für den reinsten Alabaster und begreift nicht, warum es nicht in der Abtheilung für die schönen Künste aufgestellt ist. Die Venus Anadyomene, die nicht aus Meeresschaum, sondern aus Runkelrüben entstanden ist, macht unter den steifen Zuckerhüten einen tragikomischen Eindruck.

Im neuen Hafen von Marseille, wo fortwährend Schiffe aus aller Herren Ländern ankommen, findet man auch Gasthäuser und Läden mit Aufschriften in allen Sprachen; darunter ganz artige, wie z. B. über einer Barbierbude: „Hier wird Haar geschneit und rasirt.“ Auf dem Schild eines kleinen Wirthshauses befinden sich die Worte: „Hier spricht man deutsch und prussien.“

Der älteste jetzt lebende Prälat ist Samuel, Erzbischof der vereinigten armenischen Kirche zu Lemberg; 104 Jahre alt, ist er noch immer rüstig und beobachtet genau die strengsten Fasten.

Landwirthschaftliches.

Die sogenannte Mumien-Erbse, welche in dem Alter von über zweitausend Jahren von dem Engländer Grimstone zum Keimen und Wachsen gebracht wurde, steht gegenwärtig in zahlreichen Exemplaren bei dem Mühlaugärtner Stängel in Mannheim in Blüthe und Frucht und liefert den Beweis ihrer großen, nämlich 6—700fachen Ertragsfähigkeit. Wie in England durch Grimstone seit Jahren, so ist die Mumien-Erbse jetzt auch bei uns durch berührten Gärtner Stängel ein Handelsartikel geworden, bei welchem auch genaue Angaben über die Art der Bebauung derselben zu erhalten sind.

Gemeinnütziges.

Um Zuckererbsen in den Schoten zu trocknen, werden von den Schoten der jungen Erbsen die Fäden abgezogen, die Schoten sodann mit starkem Zwirn eingefaßt, in ein Haarsieb gelegt und auf demselben in kochendes weiches Wasser gesetzt, worin man sie ein Mal aufkochen läßt. Hierauf werden dieselben herausgenommen, zwischen Tücher gepackt und hier abgekühlt. Wenn sie ganz erkaltet sind, werden sie auf einen luftigen Boden gehangen und getrocknet. Man kann dies auch besser und schneller in einer warmen Stube bewerkstelligen, da sie in diesem Falle auch trocken die grüne Farbe behalten. Bei dem Gebrauche müssen sie eingeweicht und abgebrüht werden.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in № 84:

Preis — Reis.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 86. Freitag, 20. Juli 1833.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

7.

Glänzend war der Triumphzug, mit welchem Bonaparte nach seiner Heimkehr aus Italien seinen Einzug in Paris hielt. Im Vorhof des Luxembourg, welchen Palast der Gesetzgebungs-Körper bewohnte, stieg ein großes Amphitheater empor, auf welchem alle Autoritäten Frankreichs thronten; im Mittelpunkt desselben erhob sich der Altar des Vaterlandes, überragt von den drei riesengroßen Statuen der Freiheit, der Gleichheit und des Friedens.

Als der Sieger in diesen Raum eintrat, erhoben sich alle die Männer, welche die Sitze des Amphitheaters in dichten Massen einnahmen, um mit entblößtem Haupte den siegreichen Helden zu begrüßen. Die Fenster des Palastes waren dicht bekränzt mit schön geschmückten Frauen, welche den jungen Obergeneral mit ihren wehenden Taschentüchern willkommen hießen. Plötzlich ward diese so glänzende Feier durch ein unglückliches Ereigniß unterbrochen. Ein Beamter des Direktoriums, der, um seine Neugierde besser zu befriedigen, auf das Gerüst des im Ausbau begriffenen rechten Seitenflügels des Palastes gestiegen war, fiel von der Höhe desselben herab und fast gerade zu den Füßen des Obergenerals nieder. Ein tausendstimmiger Schrei des Entsetzens durchhallte die Luft, die Frauen erblaßten und traten schaudernd von den Fenstern zurück; das vorher so glänzend mit lebendigen Blumen geschmückte Palais stand verödet und mit leeren Fensterhöhlen da, durch die Reihen des Corps législatif flog ein ahnungsvolles Grauen und leise flüsterte man sich hie und da schon ins Ohr, daß dieser Fall eines der Beamten des Direktoriums den nahen Sturz des Direktoriums selber verkünde und daß es bald, gleich diesem Unglücklichen, in Todeszuckungen zu Bonaparte's Füßen liegen würde.

Aber trotz dieses vorahnenden unheimlichen Gefühls beeiferte das Direktorium sich dennoch, dem Sieger von Arcole täglich neue Feste zu geben, und wenn diese Feste beendigt waren und der Gefeierte, ermattet von den Reden und Toasten, heimkehrte, so war da noch das Volk von Paris, welches sich auf seinem Wege gruppirte, um ihm entgegen zu jubeln, und dem er dann mit Händedrücken, Kopfnicken, Lächeln und Zuwinken danken mußte.

Es war ein allgemeiner Jubelrausch, der sich der Franzosen bemächtigt hatte. Jeder sah in dem jungen Feldherrn seinen eigenen Ruhm, seine eigene Größe, Jedermann betrachtete ihn als die glänzende Verkörperung seines eigenen Ichs und liebte ihn daher mit einer Art anbetenden Entzückens.

Josephine gab sich der Freude dieser glanzvollen Tage mit ganzer Seele hin. Wenn Bonaparte fast verschüchtert und ängstlich diesen Ovationen der Pariser auszuweichen suchte, so erfüllten sie das Herz seiner Gemahlin mit stolzem Glück; wenn er im Theater den Blicken des Publikums, das seine Anwesenheit erfahren und ihn unter lauten Zurufen zu sehen verlangte, sich entzog und hinter dem Sessel seiner Gemahlin sich verbarg, so dankte Josephine dem Publikum mit einem bezaubernden Lächeln und thränenfeuchten Augen für diese Beweise einer Liebe, welche ihr nur eine gerechte Huldigung für ihren „Achill" dünkte.

Aber Bonaparte ließ sich nicht blenden von diesen Zurufen, und als eines Tages der Enthusiasmus gar kein Ende nehmen wollte, als das Volk nicht müde ward, zu schreien: „Vive Bonaparte!" — und Josephine sich dann freudestrahlend

Digitized by Google

zu ihm umwandte mit den Worten: „Sieh, wie sie Dich lieben, die guten Pariser!“ — da erwiederte er mit einem fast traurigen Ausdruck: „Bah! das Volk würde sich mir ebenso eifrig entgegen drängen, wenn man mich zum Schaffot führte!“ —

Endlich aber erschöpften sich diese Freudenbezeigungen und Feste und das Leben nahm wieder seinen stilleren, ruhigeren Gang. Bonaparte konnte jetzt mit seiner Josephine wieder einige stille Tage der Ruhe und des Behagens in seinem jetzt glänzender ausgeschmückten Hotel der Straße de la Chantereine genießen, welche nun von der städtischen Behörde zu Ehren des Siegers in die Straße „de la Victoire“ umgetauft war. Er konnte nach so vielen Schlachten und solchem Triumphe ausruhen in den Armen des Glückes und der Liebe.

Indeß bald fing diese Ruhe an, seine Seele zu bedrücken. Er dürstete nach neuen Thaten, nach neuen Siegen; er fühlte, daß er erst am Anfange, nicht am Ende seiner Siegeslaufbahn stände, er hörte immer vor seinem innern Ohre das Tönen der Schlachttrompete, die ihn auf neue Bahnen des Ruhmes rief, — die Liebe konnte sein Herz nur beglücken, nicht ausfüllen, die Ruhe däuchte ihm der Anfang des Sterbens. „Wenn ich noch lange hier unthätig bleibe,“ sagte er, „so bin ich verloren. Man bewahrt in Paris keine Erinnerung an irgend etwas; eine berühmte That verdrängt in diesem Babylon die andere. Wenn ich mich noch lange dem Volke zeige, wird es mich nicht mehr ansehen, und unternehme ich nicht bald etwas Neues, wird es mich vergessen.“

Er unternahm also etwas Neues, etwas Unerhörtes, welches ganz Europa mit Staunen erfüllte: er verließ mit einem Heere Frankreich, um für die französische Republik das alte Aegypten, auf dessen Denkmälern das grüne Moos vergessener Jahrtausende wucherte, zu erobern.

Josephine begleitete ihn auf diesem Zuge nicht. Sie blieb in Paris zurück; aber sie bedurfte des Trostes und der Aufheiterung, um diese Trennung, von der Bonaparte ihr selbst gestanden, daß sie ebenso gut sechs Jahre als sechs Monate dauern könne, zu ertragen. Allein was konnte dem zärtlichen Herzen Josephinens bessern Trost gewähren, als die Nähe und Anwesenheit ihrer geliebten Tochter? Sie hatte den Sohn willig an ihren Gemahl abgetreten und er begleitete ihn nach Aegypten; die Tochter aber war ihr geblieben und diese wollte sie jetzt Niemanden mehr abtreten, auch nicht dem Pensionat der Madame Campan.

Hortensens Erziehung war jetzt auch vollendet. Das Kind, welches nach St. Germain gekommen, verließ die Erziehungsanstalt nach zweijährigem Aufenthalt als eine blühende, schöne Jungfrau, geschmückt mit allen Reizen der Unschuld und der Anmuth. Obwohl jetzt ein Mädchen von fast sechszehn Jahren, hatte sie doch noch immer den kindlichen Sinn, die unnahbare Unschuld bewahrt; ihr Herz war wie ein weißes Blatt, auf welches noch keine profane Hand einen irdischen Namen zu schreiben gewagt. Sie liebte noch nichts weiter als ihre Mutter, ihren Bruder, die Künste und die Blumen. Für ihren jungen Stiefvater hatte sie eine tiefe, aber wortlose Ehrfurcht; seine glühenden Flammenaugen machten sie ängstlich und scheu, sein kurz abgebrochener, gebieterischer Ton ließ ihr Herz erbeben, — sie verehrte ihn mit zu angstvoller Scheu, um ihn lieben zu können.

Hortense liebte also noch nichts als ihre Mutter und ihren Bruder, als die Künste und die Blumen. Kein Stachel hatte noch ihr Herz verwundet, keine Enttäuschung hatte schon einen Schatten auf dieser klaren Stirn zurückgelassen; der Ausdruck ihrer großen blauen Augen war noch ungetrübt und ihr Lachen noch so hell und rein, daß es ihre Mutter fast taurig stimmte, wenn sie es vernahm, denn es klang ihr wie das letzte Echo eines süßen, zauberhaften Kinderliedes, von dem sie wohl wußte, daß es bald verstummen werde.

Doch noch lachte sie, noch sang sie mit den Vögeln um die Wette, noch lag die Welt wie ein junger Morgentraum vor ihr und sie hoffte auf den Aufgang der Sonne.

So war Hortense, als ihre Mutter sie aus dem Pensionate abholte, um mit ihr in die Bäder von Plombières zu gehen. Aber fast hätte sie hier den ersten großen Schmerz ihres Lebens erfahren, fast hätte sie hier ihre Mutter verloren.

Sie war mit derselben und einigen Damen im Salon des von ihnen bewohnten Hotels in Plombières. Die Thüren am Balkon waren geöffnet und ließen die warme Sommerluft einströmen. Hortense saß an einem der Fenster und malte ein Bouquet Feldblumen, das sie auf den Bergen von Plombières sich selber gepflückt. Josephine fand die Luft des Zimmers zu schwül und forderte einige der Damen auf, mit ihr auf den Balkon hinaus zu treten. Auf einmal vernahm man ein donnerähnliches Krachen und

Digitized by Google

gleichzeitig lautes Wehegeschrei, und als Hortense entsetzt empor sprang und nach den Balkonthüren hinstürzte, war der Balkon mit ihrer Mutter und den Damen verschwunden. Sie waren mit dem Gebälk auf die Straße hinabgestürzt. Hortense, in dem ersten verzweiflungsvollen Schmerz, wollte sich der geliebten Mutter nachstürzen und nur mit Mühe und Gewalt konnte man sie zurückhalten. Aber diesmal hatte das Schicksal noch Mitleid mit dem jungen Mädchen, es gönnte ihr noch den reinen, ungetrübten Himmel ihres Jugendglückes. Ihre Mutter kam mit dem Schrecken und einer leichten Verletzung am Arm davon, während eine der Damen beide Füße gebrochen hatte.

Josephine durfte noch nicht sterben, denn die Prophezeiung der Wahrsagerin hatte sich ja noch nicht erfüllt. Sie war zwar die Gemahlin eines berühmten Generals, nach den Worten der Mulattin aber mußte sie ja noch mehr werden, als eine Königin! —

(Fortsetzung folgt.)

Die Burschenfahrten von Julius Otto.

Zweibrücken, den 15. Juli 1835.

Sonntag den 6. Juli wurden von der hiesigen Liedertafel die Burschenfahrten von Julius Otto aufgeführt und wir erlauben uns, einige Bemerkungen hierüber öffentlich auszusprechen.

Beim Durchlesen der vorausgegangenen Concertanzeige mochten wohl Viele der Meinung gewesen seyn, daß dieses Concert allenfalls nur für Denjenigen Interesse haben könne, der früher das Universitätsleben selbst mitgemacht hätte, und dieses mag wohl der Grund gewesen seyn, daß der Besuch so schwach war, da sich hiefür nicht leicht etwas Anderes annehmen läßt. Auch wir wären unter den Nichtbesuchern gewesen, hätten wir es uns einestheils nicht längst schon zum Grundsatze gemacht, allen Produktionen der hiesigen musikalischen Vereine beizuwohnen, und wären wir anderntheils nicht schon im Voraus überzeugt gewesen, daß bei dem jedesmaligen Auftreten derselben nur gediegene Compositionen zur Ausführung kommen, mögen dieselben ernsten oder heitern Charakters seyn. Dieses Mal hatten wir uns keineswegs in unserm Urtheile getäuscht; denn wir fanden, daß die Liedertafel eine ganz originelle Tondichtung vortrug, und unser innigster Wunsch war, daß Alle, die sich durch irgend welches Vorurtheil abhalten ließen, der Liedertafel durch den Concertbesuch ihre Anerkennung zu beweisen, gegenwärtig gewesen wären, um kennen zu lernen, wie der Componist hier alle Stufen des Studentenlebens in eine sinnige, wohldurchdachte Verbindung gebracht, und zwar auf eine Weise, die nicht nur äußerst anständig, sondern im höchsten Grade angenehm unterhaltend ist. — Wir konnten von vornherein nicht glauben, daß das Concert blos in dem Absingen der allerwärts bekannten und auch beliebten Burschenlieder bestehe; auch hierin hatten wir vollkommen Recht. Eine Reihe von zwölf großen, mitunter sehr schwierigen Chor- und Sologesängen, jede Nummer von einem eigenthümlichen Reize, ergötzte unser Ohr, und ganz am gehörigen Orte angebracht, ertönten die Studentenlieder mit ihrem eigenen Zauber; man glaubte hie und da einem alten lieben Freunde zu begegnen. Schwierig ist es eigentlich, zu sagen, welche der Nummern die schönste sey; denn jede hat ihre besondern Schönheiten. Ganz ausgezeichnet gefielen uns das Fuchslied, das Ständchen, die Manichäerscene, Kirmes und Vaterchor. Der zwischen den einzelnen Gesängen gesprochene Text war zum Verständniß des Ganzen von wesentlichem Belang und der Herr Deklamator hat ebenso, wie die Herren Sänger den ihrigen, den betreffenden Theil meisterhaft ausgeführt.

Die herrliche Darstellung aller Chöre und Solopartieen, die wegen des außerordentlich häufigen Tonarten- und Tempowechsels äußerst schwierig auszuführen sind, zumal das Ganze ohne Begleitung gegeben wurde, beweist am besten, welcher Fleiß und welche Anstrengung sowohl von Seiten des dermaligen Musikdirektors, Herrn Wohlfahrt, als auch von jener der Herren Sänger zur Einstudirung aufgewendet worden sind, und unseres Erachtens hat die Liedertafel nur selten mit solcher Präcision und Frische und mit so sorgfältiger Beobachtung Dessen, was in dynamischer Hinsicht zu wünschen ist, gesungen. Allen Mitwirkenden sey hier der verdienteste Dank gespendet, und wir können hiebei nur wünschen, daß die Liedertafel in ihrem schönen Streben immer weiterfahren möge; denn nur durch der Kräfte vereintes Zusammenwirken zu edlem Zwecke kann das wahrhaft Schöne gefördert werden. — Wir glauben, daß unsere ausgesprochene Meinung so ziemlich die Stimme aller Zuhörer ist, die in der gelungenen Aufführung dieser höchst originellen und lieblichen Composition eine angenehme Abwechslung fanden mit der in den sonstigen Concerten vorkommenden erhabenen und ernsten klassischen

Digitized by Google

Musik. — Alle sangen im Valetchor im Geiste mit: „Auf Wiederseh'n! auf Wiederseh'n! Ade! Ade!“ — Ja, wackerer Sängerbund, lasse uns recht, recht bald bei den Burschenfahrten wiedersehen, damit wir uns nochmals über dich freuen können, auf daß aber hauptsächlich deinen bei der ersten Aufführung abgehaltenen Freunden und Freundinnen ein so schöner Genuß nicht vorenthalten werde! ..m..

Mannigfaltiges.

Man schreibt aus New-York unterm 25. Mai: „Eine deutsche Frau, Namens Clara Engel, wurde unter der Anklage verhaftet, dem Charles Hienfell 200 Doll. gestohlen zu haben. Sie wurde vor Richter Connolly geführt, wo auch der Kläger erschien und zum Erstaunen des Richters diesem eröffnete, daß, wenn die Angeklagte einwilligen wolle, ihn zu heirathen, er die Klage zurücknehmen werde. Der Richter legte ihr den Antrag vor und sie entschied sich, ihn anzunehmen. Der Eheknoten ward sofort geschürzt und das glückliche Pärchen verließ den Gerichtshof.“

So schnell avancirt nicht jeder Offizier, wie der russische General Totleben, welcher die Geniearbeiten in Sebastopol leitet. Noch am 20. Sept. 1854 war er Hauptmann; am 2. Okt. Major; am 31. Okt. Oberstlieutenant; kaum vier Wochen nachher, am 27. Nov., war er Oberst und wieder kaum über vier Wochen nachher, am 24. Dez., General. — Totleben hat, wenn wir russischen Quellen vertrauen dürfen, versichert, daß er Sebastopol erhalten wolle, wenn die Armee nicht durch Krankheit weggerafft würde.

Ein englischer Photograph, Mr. Montgommery, hat dem Geheimenrath der Königin eine von ihm aufgenommene Generalansicht des britischen Indiens überreicht, welche auf einem sechs Quadratschuh großen Blatt ein genaues Bild dieses Landes mit seiner natürlichen Eintheilung, den Bergketten, Flüssen, Kanälen und Eisenbahnen gibt.

Kommendes Jahr wird ein wichtiger Geburtstag stattfinden; da werden es hundert Jahre, daß Deutschlands größter Tondichter, Wolfgang Amadeus Mozart, geboren ward. Bereits trifft man Vorbereitungen, diesen Erinnerungstag zu Ehren des großen Meisters so festlich wie möglich zu begehen.

Wenn Zahlen gelten, so scheint Dr. Gall's „Weinverbesserungssystem“ doch Anerkennung zu finden, und zwar mehr, als davon in die Oeffentlichkeit dringt: in Ostheim fabrizirt eine Fabrik jährlich 18,000 und eine andere in Neuwied gar 100,000 Zentner Traubenzucker! — Charakteristisch ist die Thatsache, daß jüngst einem der lautesten Widersacher des Gall'schen Systems das Mißgeschick passirte, beim Trierer Gericht wegen einer Schuld verklagt zu werden, welche theilweise von einer Partie — Traubenzucker herrührte!

Bei der Erziehung der Mädchen — sagt der englische geistreiche Humorist Kanonikus Sidney-Smith — hat man bisher einen Umstand nicht aufmerksam genug behandelt: daß kein weibliches Herz einer Offiziersuniform widerstehen kann, ist eine ausgemachte Thatsache. Ich meine also, in jeder Pension sollte man einige Offizierspuppen aufstellen, um die Herzen der Mädchen an die Uniformen zu gewöhnen und so gegen dieselben abzuhärten.

Gemeinnütziges.

(Mittel gegen den Bienenstich.) Sobald man von einer Biene gestochen wird, bringt man so schnell als möglich nur etwa einen Tropfen gewöhnlichen Oeles auf die gestochene Stelle, ohne dasselbe einzureiben, und wenn dies recht bald geschieht, so dauert es oftmals keine Minute, bis aller Schmerz vergangen ist, auch wird sich nicht die geringste Geschwulst zeigen. Sollte man zu lange warten, bis das Gift zu weit eingedrungen ist und schon eine Geschwulst beginnt, so zeigt immer noch das Oel seine heilende Kraft, wiewohl nicht so auffallend, als wenn es gleich nach erhaltenem Stiche angewendet wird. Jede Art von Oel leistet den nämlichen Dienst. Es werden daher die Bienenhalter wohl daran thun, sich ein Gläschen mit Oel in der Nähe ihres Bienenstandes aufzubewahren, wenn sie, was bekanntlich nicht bei Jedermann der Fall ist, auf einen erhaltenen Bienenstich unter einer Geschwulst zu leiden haben.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 87. Sonntag, 22. Juli 1835.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

8.

Bonaparte war aus Aegypten heimgekehrt. Der Sieg bei den Pyramiden hatte seine Stirn mit einem neuen Lorbeer geschmückt und Frankreich jauchzte ihm wiederum mit freudigem Stolz entgegen.

Zum ersten Male wohnte Hortense jetzt den Festen bei, welche die Stadt Paris ihrem Stiefvater gab; zum ersten Male sah sie die Huldigungen, mit welchen Männer und Frauen, Greise und Kinder den Helden von Italien und Aegypten begrüßten. Diese Feste, diese Huldigungen erfüllten ihr Herz mit einem bangen Schauder und doch zugleich mit einem seligen Entzücken. Inmitten dieser Triumphe erinnerte sich das junge Mädchen des Gefängnisses, in welchem ihre Mutter einst geschmachtet, des Schaffots, auf welchem das Haupt ihres Vaters gefallen, und oft, wenn sie mit stolzer Freude auf die glänzende Uniform ihres geliebten Bruders hinblickte, erinnerte sie ihn mit einem köstlichen Lächeln an die Zeit, wo Eugen in der Blouse, ein Bord auf der Schulter, als Zimmerarbeiter durch die Straßen von Paris gegangen.

Diese Erinnerungen an die ersten schreckensvollen Jahre ihrer Kindheit bewahrten Hortense vor dem Stolz und dem Hochmuth des Glückes, erhielten ihr den bescheidenen, anspruchslosen Sinn, ließen sie aber auch im Unglück nicht verzagt und hoffnungslos erscheinen. Niemals wiegte sie sich in Träume eines unvergänglichen Glückes ein, ihre Erinnerungen hielten ihr Auge wach, und darum, als das Unglück kam, überraschte es sie nicht, sondern fand sie gewappnet und bereit, ihm zu widerstehen.

Doch war sie selig, ihre angebetete Mutter so im Strahlenkranz des Ruhmes und der Liebe zu sehen, und im Namen ihres hingemordeten Vaters dankte sie es dem General Bonaparte in ihrem Herzen doppelt heiß, daß er ihrer Mutter, welche so viel gelitten in ihrer ersten Ehe, jetzt in der zweiten so glänzende Tage der Herrlichkeit bereitet hatte.

Indeß sollten neue Tage der Stürme und der Ungewitter bald die kurze Ruhe des Glückes unterbrechen. Eine neue Revolution durchzitterte Frankreich und bald war Paris in zwei Heerlager getheilt, welche beide glühten, sich zu vernichten.

Auf der einen Seite standen die demokratischen Republikaner, welche sich zurücksehnten nach den Tagen des Terrorismus und des Blutes, weil sie sehr gut fühlten, daß die Ruhe und der fortdauernde Friede ihnen die Zügel der Herrschaft aus den Händen winden mußten, und welche sich deßhalb durch den Schrecken die Macht sichern wollten. Diese Partei erklärte die Freiheit in Gefahr und die Constitution bedroht; diese Partei rief die Sansculotten und die tobenden Republikaner der Klubbs zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes unter die Waffen und wies mit drohender Hand auf Bonaparte, als auf denjenigen hin, welcher die Republik stürzen und Frankreich auf's Neue in die Bande der Knechtschaft schlagen wolle.

Auf der andern Seite standen die besonnenen Vaterlandsfreunde, die Republikaner par Force, welche den Terrorismus verabscheuten und nur der Republik Treue geschworen, weil sie unter dieser Schlangenhaut nur sich vor dem drohenden Messer der Guillotine zu retten vermocht. Da standen die Männer des Geistes, die Künstler und Dichter, welche einer neuen Aera entgegen hofften, weil sie wußten, daß die Zeiten des Terrorismus und der tyrannisirenden demokratischen

Digitized by Google

Republik nicht blos die Menschen, sondern auch die Künste und Wissenschaften auf das Schaffot brächten; da standen die Kaufleute und die meisten Handwerker, die Banquiers, die Geschäftsleute, die Grundbesitzer, welche alle die Republik auf ruhigerer und gemäßigterer Basis wollten gebaut sehen, um an ihre Dauer und Beständigkeit glauben und die Arbeiten des Friedens mit besserer Ueberzeugung des Erfolges beginnen zu können. Und an der Spitze dieser gemäßigten Republikaner stand Napoleon Bonaparte.

Der achtzehnte Brumaire des Jahres 1798 war der Tag der Entscheidung. Es war ein furchtbarer Kampf, welcher da auf's Neue begann, ein Kampf, bei welchem indeß nur wenig Blut floß und bei dem nicht Menschen, sondern Prinzipien getödtet wurden.

Der Rath der Alten, der Rath der Fünfhundert, das Direktorium und die Constitution des Jahres III stürzte zusammen und aus den Trümmern der wilden, blutigen Republik stieg die gemäßigte, geläuterte des Jahres 1798 hervor. An ihrer Spitze standen drei Consuln: Bonaparte, Cambacères und Lebrun.

Am Tage nach dem achtzehnten Brumaire zogen die drei Consuln unter dem Jujauchzen des Volkes in das Palais Luxembourg ein und schliefen als Sieger in den Betten der Direktoren von gestern.

Von diesem Tage an begann eine neue Welt sich zu gestalten und die Formen der Etiquette, die sich unter der demokratischen Republik scheu in die entlegensten Winkel des Luxembourg und der Tuilerien verschlupft hatten, traten wieder, wenn auch nur langsam und besonnen, an das Tageslicht hervor. Man hatte nicht mehr nöthig, dem Prinzip der Gleichheit gemäß jeden Unterschied des Standes und der Bildung mit den Worten „Bürger" und „Bürgerin" zu negiren; man war nicht mehr gezwungen, im Namen der Brüderlichkeit die Vertraulichkeit jedes bramarbasirenden Straßenhelden zu ertragen und im Namen der Freiheit sich sein persönliches Behagen in Fesseln schlagen zu lassen.

Die Etiquette trat, wie gesagt, wieder aus den entlegenen Winkeln hervor und den drei Consuln, welche in das Luxembourg eingezogen, flüsterte sie das Wort „Monsieur" ins Ohr, und Josephinen, welche am andern Tage mit ihrer Tochter die für sie bereiteten Zimmer dieses Palastes bezog, begrüßte sie mit dem Worte „Madame". — Vor einem Jahre noch hatten diese beiden Worte in Paris Revolten hervorgebracht und Blutvergießen veranlaßt; vor einem Jahre noch hatte der General Augereau in seiner Division die strenge Ordre publizirt, daß, wer mündlich oder schriftlich, unter welchem Vorwande es immer sey, sich des Wortes „Monsieur" oder „Madame" bediene, von seinem Grade ausgestoßen und für unwürdig erklärt werden solle, jemals wieder in der Armee der Republik zu dienen. —

Josephine war jetzt wenigstens „Madame" Bonaparte, Hortense „Mademoiselle" Beauharnais. Die Frau des Consuls durfte jetzt eine größere Zahl von Dienern, einen glänzenderen Haushalt haben; freilich wagte man noch nicht, von einem „Hof" der Madame Bonaparte, von „Hofdamen" der Mademoiselle Hortense zu sprechen; freilich mußte man jetzt noch mit den beschränkten Räumen des Luxembourg sich zufrieden geben, — aber bald sollte man für dieses Alles Entschädigung haben, und wenn man sich im Luxembourg noch Monsieur und Madame nannte, so konnte man sich wenige Jahre später in den Tuilerien „Majestät", „Hoheit" und „Monseigneur" nennen lassen. —

Der Luxembourgpalast erwies sich bald zu klein, um den drei Consuln als gemeinsame Wohnung zu dienen — zu klein für den Ehrgeiz Bonaparte's, der sich die beiden Männer, welche mit ihm die Oberherrschaft Frankreichs theilten, nicht zu nahe gerückt sehen mochte, zu klein endlich für die Wünsche, welche jetzt mit immer lautern Stimmen in Bonaparte's Brust ertönten und ihn vorwärts trieben auf der Bahn des Ruhmes und der Herrlichkeit, die ihm anfangs nur als die Fata Morgana seiner Träume, jetzt aber schon als die glänzende Wirklichkeit seines Wachens erschien. — Das Luxembourg war zu klein für die drei Consuln. Aber man mußte doch vorsichtig und besonnen zu Werke gehen, um sich den Weg zu dem alten Königsschlosse der Bourbonen zu bahnen, — man durfte aus demselben nicht auf einmal die Volksrepräsentanten, welche bis jetzt darin tagten, verbannen; man durfte die argwöhnischen Republikaner nicht fürchten lassen, daß man damit umgehe, Frankreich wieder zu einer Monarchie umzugestalten und das vielköpfige Ungeheuer Republik wieder unter einer Krone und einem Scepter zu ersticken. Man mußte daher, bevor man in die Tuilerien einzog, dem französischen Volke den Beweis liefern, daß man immer noch ein sehr guter Republikaner seyn könne, wenn man auch in dem ehemaligen Schlafgemach der Könige sein Lager aufzuschlagen wünschte.

Digitized by Google

Zuerst also ward in einer Gallerie der Tuilerien die schöne Büste des ältern Brutus, eine Siegesbeute Bonaparte's aus Italien, aufgestellt, sodann mußte der Bildhauer David noch einige andere Statuen von Helden des republikanischen Griechenlands und Roms meißeln und in den Sälen aufstellen. Ferner erhielt eine Anzahl der demokratischen Republikaner, welche am dreizehnten Vendemiaire unterlegen und deportirt waren, die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich, und da um diese Zeit die Nachricht von dem Tode des edelsten und weisesten Republikaners, die Nachricht von dem Tode Washington's einlief, erließ Bonaparte einen Armeebefehl, wornach das ganze französische Heer eine Trauer auf zehn Tage anlegen mußte. Man trug einen schwarzen Flor am Arm und von den Fahnen wehten schwarze Schleifen nieder.

Am Ende dieser zehn Tage aber, als Frankreichs Heer genugsam seinen Schmerz über das Hinscheiden des großen Republikaners manifestirt hatte, zogen die drei Consuln in die Tuilerien ein durch das große Thor, zu dessen beiden Seiten sich zwei Freiheitsbäume erhoben, welche noch die alte Inschrift der Republik von 1792 trugen. Auf dem Baum zur Rechten las man: „Der 10. August 1792" — auf dem zur Linken: „Das Königthum ist in Frankreich niedergeschmettert und wird sich niemals wieder erheben." Durch diese beiden bedeutungsvollen Bäume schritt Bonaparte zuerst in die Tuilerien.

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

(15. Juli 1855.)

Die Pariser Industrieausstellung steht nunmehr so gut wie vollendet da und wir können jetzt einen Blick auf deren Gesammtcharakter werfen. Nur eine Bemerkung wollen wir vorausschicken, die sich uns beim Durchlaufen der einzelnen Abtheilungen aufgedrängt hat; man nimmt nämlich bei den meisten Ländern die Tendenz wahr, im Industriepalaste nicht sowohl mit denjenigen Produkten zu glänzen, welche der natürlichen Beschaffenheit, der geographischen Lage und den sonstigen nationalökonomischen Bedingungen des Landes entsprechen, als mit sogenannten Luxusprodukten, welche in die Augen fallen und dem Auslande einen hohen Begriff von der industriellen Entwickelung des ausstellenden Staates beibringen sollen. Nicht ohne Lächeln kann man an den Schränken mancher kleinen Länder vorbeigehen, welche ebenso viele Gattungen von Gegenständen als Gegenstände selbst ausstellen. Was soll man nun nach solchen Proben von der industriellen Kraft eines Landes denken? Um indessen gerecht zu seyn, müssen wir sagen, daß auch die großen Staaten von jener Schwäche nicht ganz frei geblieben sind und daß man auch in ihren Ausstellungen so gar Manches sieht, von dem der Unterrichtete sehr wohl weiß, daß es in jenem Lande nicht naturwüchsig ist.

An der Spitze der im Industriepalaste vertretenen Nationen steht natürlich Frankreich, — die französische Industrie, als an Ort und Stelle der Ausstellung befindlich, hatte es auch am leichtesten, von vornherein schon durch ihre Menge vorzuherrschen, wenn sie es nicht durch die Güte und Schönheit ihrer Produkte that. Doch von beiden Gesichtspunkten aus betrachtet, gebührt ihr gewiß die Palme. Mögen einzelne Länder in einzelnen Industriezweigen den Preis verdienen, es ändert dies nichts an der allgemeinen Ueberlegenheit Frankreichs. Nur ein einziger Punkt ist für den Beobachter häufig unergründlich geblieben, nämlich der des Preises. Denn wenn zwei im Uebrigen gleich vorzügliche Produkte zu verschiedenen Preisen hergestellt werden, so gebührt natürlich dem billigeren der Vorzug. Die Industriellen, und besonders die französischen, haben dies nicht zu würdigen verstanden; an sehr vielen Gegenständen vermißt man die Preisangabe und muß in solchen Fällen vermuthen, daß der Fabrikant Grund hat, seinen Preis geheim zu halten. In London war die Preisbezeichnung untersagt, hier in Paris ist sie dem Belieben der Aussteller anheimgegeben worden; auf der nächsten großen Industrieausstellung wird sie gewiß obligatorisch seyn.

Welche Industriegruppe wir auch herausgreifen mögen, wir finden darin Frankreich auf glänzende Weise vertreten; überall macht sich der Schönheitssinn, der gute Geschmack und die unendliche Mannigfaltigkeit der Formen geltend. Mit Bewunderung steht man vor den Bronzen still, welche im untern Raume des Hauptgebäudes ausgestellt sind; die große Menge dieser Artikel deutet auf eine der Hauptindustrieen Frankreichs hin. In allen Formen ist das Metall verarbeitet, wir finden das größte Monument neben der kleinsten Nippe. Besonders zahlreich sind die Pendulen, Kandelaber und Kaminstücke, wie dies die Bauart

Digitized by Google

der französischen Wohnungen sehr begreiflich macht, auch ist der Verbrauch in diesem Artikel so außerordentlich bedeutend, daß sie zu sehr billigen Preisen geliefert werden können.

An die Bronzewaaren schließen sich zunächst die Bijouterie-, Gold- und Silberwaaren an. Erstere nehmen so ziemlich die ganze Länge der vordersten Reihe auf der obern nördlichen Gallerie ein. Wir finden hier die ächten wie die falschen Edelsteine, die wirklichen wie die nachgeahmten Perlen, Gold, Silber, Compositionsmetalle zu allen Arten von Schmucksachen verarbeitet; fast jeder Gegenstand hat eine andere Form, das Auge findet gar keine Ruhe, man weiß nicht, was man zuerst betrachten soll, und selten vermißt man den guten Geschmack, überall nimmt man eine Idee wahr, welche den Arbeiter geleitet hat — etwas, was sich leider nicht bei allen Nationen rühmen läßt. Die Gold- und Silberwaaren befinden sich in der Mitte des untern Raumes, dem Transepte zunächst. Die französischen Erzeugnisse der Goldschmiedekunst machen sich weniger durch die Masse des Metalls, als durch künstlerische Form bemerklich, auch sind darin meist nur die feingehaltigen Goldarten verwendet. — Eine Spezialität dieser Industrieklasse bilden die Kirchengeräthe, für welche Frankreich wohl das bedeutendste Fabrikland ist.

Nicht minder glänzend ist die französische Porzellan-Industrie vertreten. Sèvres braucht nicht erst seinen Ruf zu rechtfertigen, es ist die Musterschule der modernen Ceramik, und seine Ausstellung in der Rotunde des Industriepalastes gleicht mehr einem Museum als einem Bazar. Sèvres' Beispiel konnte natürlich an den Privatfabriken nicht ohne Nachahmung vorbeigehen; wir sehen denn auch eine Fülle der prächtigsten Geschirre und Bisquitsachen die Auslagen der französischen Porzellanfabrikanten zieren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

„Daily News" erzählt, daß bei dem Angriff auf den grünen Mamelon eine englische Dame, die Frau eines Offiziers und Tochter eines alten Generals, gegenwärtig war und viel Muth und Kaltblütigkeit zeigte. General Pennefather, welcher Zeuge dieser Bravour war, nahm eine Medaille von der Uniform eines getödteten russischen Offiziers und heftete dieselbe an den Shawl der Dame, indem er ihr wegen ihrer Kaltblütigkeit ein Compliment machte und ihr bemerkte, daß sie die ihr ertheilte Auszeichnung wohl verdient habe.

Um einen guten Salat zu machen, sind vier Personen nothwendig: ein Verschwender für Oel, ein Geizhals für Essig, ein Advokat für Pfeffer und Salz, und ein Wahnsinniger, der Alles durcheinander bringt.

Beim Königsfest in Nürnberg hatte das Schuhmacher-Gewerk folgende Reime ausgehängt:

„Zeuch deine Schuhe aus, hier ist ein köstlich Land,"
Sprach Gott einst aus dem Busch; jetzt möchten wir es sagen.
Und wenn Crispin für arme Leut' das Leder stahl in frühen Tagen,
So sey es ihm verzieh'n, die Zeit hat sich gewandt.
Es fehlt uns nur Hans Sachs, dem schöner Reim gelungen;
Doch reimen wir nach ihm, wir hoffen ungezwungen:
Mehr' immer unser Wachsthum, guter König Max!

Sylben-Räthsel.

Zu einem Ungeheuer
Macht dich die Erste leicht,
Wenn ungedämpft ihr Feuer
Den höchsten Grad erreicht
Drum ist's vernünft'gen Geistern
Auch auferlegt als Pflicht,
Dieselbe zu bemeistern
Durch der Vernunft Gewicht.

Die Zweite liegt gemüthlich
Inmitten ihrer Flur,
Und drinnen leben friedlich
Die Kinder der Natur,
Die, fern vom Lärm der Städte
Und selber sich genug,
Der Erde hartes Bette
Befruchten durch den Pflug.

Vom Ganzen ich berichte
Ganz kurz und unverblümt,
Daß in der Kriegsgeschichte
Sein Name ist berühmt;
Kennst du die Waffenthaten
Des großen Friederich,
So ist des Räthsels Rathen
Ein Kinderspiel für dich.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 88. Dienstag, 24. Juli 1835.

* Komm mit mir!

In deinem Land, Geliebte,
Wie ist es trüb und kalt!
Wie düster ist der Himmel,
Wie stumm, wie öd' der Wald!
Nicht frisches Grün die Wiese schmückt,
Nicht Vogelsang das Ohr entzückt;
O süße Maid, so liebeswarm,
Wie ist dein Land so arm!

Siehst einsam du die Rose
Auf hohem Felsen steh'n?
Sie steht so ganz alleine
Und muß vor Schmerz vergeh'n.
Sie schaut betrübt ins Thal zurück,
Möcht' theilen dort der Schwestern Glück,
Die blüh'n in schönem Kranz vereint;
Nur Röschen einsam weint.

Entflieh' von hier, entfliehe,
Wo kalt der Sonne Strahl!
O folge dem Geliebten
Ins heimathliche Thal,
Wo milde, weiche Frühlingsluft
Uns sanft berauscht mit Blüthenduft;
O komm und eil' an meiner Hand
In dieses Blumenland!

Dort wo sich Alles liebet,
Wo frei der Vogel fliegt
Und Melodieen schmetternd
Im dunkeln Grün sich wiegt,
Und wo in warmer Sommernacht
Der Nachtigallen Schaar erwacht
Und im Verborg'nen Liebe klagt,
Bis fern der Morgen tagt.

Wo in des Waldes Schatten
An heller Silberwell'
Das scheue Wild sich labet
Aus moosumgrüntem Quell,
Wo Epheu grüne Schleier schlingt,
Die nie ein neid'scher Blick durchdringt;
Dort wo nur Lieb' und Liederlust
Erfüllt die heiße Brust.

O folge mir, Geliebte,
In dieses schöne Land!
Dort winden wir beglücket
Ein rosig Liebesband!
Wo milde, weiche Frühlingsluft
Uns sanft berauscht mit Blüthenduft —
O komm, o komm an meiner Hand
In dieses Blumenland!

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Es war ein sehr feierlicher, sehr langer Zug von Wagen, welcher sich durch die Straßen von Paris den Tuilerien zu bewegte. Nur fehlte ihm der äußere Glanz und Pomp, welcher die späteren Feste des Kaiserthums so bewundernswürdig machte. Mit Ausnahme des glänzenden Wagens, in dem die drei Consuln saßen und der von den sechs Schimmeln, dem Geschenk des österreichischen Kaisers beim Abschlusse des Vertrags zu Campo Formio an den General Bonaparte, gezogen ward, sah man nur einige gute Equipagen. Die meisten waren Miethwagen und Fiacres, auf welchen man die Nummern einfach mit Papier überklebt hatte. — Das neue Frankreich hatte sich noch keine Staatscarossen bauen können und die des alten Frankreichs waren auf eine zu schmachvolle Weise gemißbraucht worden, als daß man derselben sich jemals wieder bedienen konnte. Denn unmöglich konnte man zu diesem feierlichen Zug der Consuln die Carossen der alten Aristokratie verwenden, welche

Digitized by Google

der demokratischen Republik zu Leichenwagen für die Hunde gedient hatten!

Das war in den Septembertagen des Jahres 1793 gewesen. Die herrenlosen Hunde der geflüchteten oder hingerichteten Aristokraten trieben sich zu Tausenden auf den Straßen umher und stillten ihren Durst an dem Blut, das in Strömen von der Guillotine herniederfloß und die Gassen von Paris mit dem Purpur der neuen Volksfreiheit färbte. Der Geruch des frischen Blutes und die grausige Nahrung, welche ihnen die Guillotine lieferte, hatte den Hunden ihre ursprüngliche Wildheit und Blutdürstigkeit wieder gegeben, — wer daher bis dahin das Glück gehabt, dem Mordbeil der Sansculotten zu entgehen, mußte jetzt befürchten, den scharfen Zähnen der wilden Bestien als Opfer zu fallen, und da dieselben keinen Unterschied zwischen den Aristokraten und den Demokraten machten und sie beide gleich wüthend anfielen, sah man sich endlich genöthigt, diese neuen Feinde der Republik zu vernichten.

Die Champs Elysées wurden also von der bewaffneten Macht umzingelt, die Hunde sodann bis zur Rue- und Place-Royal vorwärts getrieben, wo man sie mit Flintenschüssen tödtete, so daß an diesem einzigen Tage mehr denn dreitausend Hundeleichen auf den Straßen umherlagen. Und diese Leichen blieben daselbst drei Tage lang liegen, denn es hatte sich unter den Behörden ein Streit erhoben, welche von ihnen die Pflicht habe, die Leichen zu bestatten. Endlich nahm der Convent die Sache in die Hand und übertrug die Ausübung der Bestattung dem Volksrepräsentanten Gasparin, der es verstand, dieselbe zu einer republikanischen Ceremonie zu erheben. Es waren ja die Hunde der Ci-devants und Aristokraten, welche man begraben wollte, und daher war es auch billig, daß man sie mit aristokratischen Ehren bestattete! Gasparin ließ daher all die Staatswagen der emigrirten oder gemordeten Adeligen aus ihren Remisen hervorholen, und in diese vergoldeten Wappenkutschen des alten Frankreichs legte man jetzt die Hundeleichen! Sechs große Carossen des Königs eröffneten den Zug und hinter den glänzenden Scheiben sah man die Köpfe, Schwänze, Leiber und Beine der getödteten Hunde in wilder Unordnung aufeinander gehäuft.

Nach diesem Hundeleichenbegängniß der Einen und untheilbaren Republik konnte man füglich die vergoldeten Staatswagen nicht mehr zu einer menschlichen Freudenfeier benutzen, und deßhalb fehlte es dem Consulzug nach dem Tuilerienschlosse so sehr an Carossen und deßhalb mußte man sich mit Fiacres begnügen, deren Nummern verklebt waren. —

Mit dem Einzug der Consuln in die Tuilerien war die Revolution beendet. Bonaparte legte sein Siegerschwert über diesen gährenden, blutigen Abgrund, welcher zugleich das Blut der Aristokraten und der Demokraten getrunken; er machte dieses Schwert zu einer Brücke, auf welcher man aus einem Jahrhundert in das andere und aus der Republik in das Kaiserreich hinüberschritt.

Als Bonaparte an der Seite Josephinens und Hortensens am Morgen nach dem Einzug in das alte Königsschloß durch die Dianengallerie dahin schritt, um mit seinen kunstsinnigen Damen die Statuen zu betrachten, welche er da hatte aufstellen lassen, blieb er vor der Statue des Brutus, welche dicht neben der des Julius Cäsar sich erhob, stehen. Er betrachtete lange und sinnend die beiden ernsten, feierlichen Gestalten. Aber auf einmal, wie aus tiefen Träumen erwachend, warf er sein Haupt empor und seine Hand mit einer hastigen Bewegung auf Josephinens Schulter legend und mit flammenden, fast drohenden Blicken zu der Statue des Brutus empor blickend, sagte er mit einer Stimme, welche das Herz der beiden Damen erbeben machte:

„Es ist nicht genug, in den Tuilerien zu seyn, man muß auch darin bleiben können! — Was nicht Alles hat schon in diesem Schlosse gehaust! Habe ich nicht selbst gesehen, wie die wilden Jakobiner und Sansculotten hier wirthschafteten? Und wie verfuhren diese mit dem guten König Ludwig dem Sechszehnten! — Ach, sey ruhig und unbesorgt, Josephine, sie sollen es nur wagen, noch einmal hierher zu kommen!"

Und wie Bonaparte, vor den Statuen des Brutus und Cäsar stehend, so sprach, hallte seine Stimme wie ein grollender Donner durch die lange Gallerie wieder und machte die Gestalten der Helden der beiden todten Republiken, Griechenlands und Roms, auf ihren Postamenten erbeben.

Bonaparte aber hob drohend seine Arme zu der Statue des Brutus empor, als wollte er in diesem wilden Republikaner, der den Julius Cäsar ermordete, das ganze republikanische Frankreich, dem er ein Cäsar und ein Augustus zugleich seyn wollte, zum Kampfe herausfordern! —

Die Revolution war geschlossen. Bonaparte war mit Josephinen und ihren beiden Kindern in die Tuilerien eingezogen. Der Sohn und die Tochter des Generals Beauharnais, den die Republik gemordet, hatten jetzt einen Vater wieder

Digitized by Google

gefunden, der diesen Mord an der Republik selbst zu rächen bestimmt war.

Die Revolution war geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

(Fortsetzung.)

Glas und Krystall, bis vor einigen Jahren noch das Monopol Böhmens, gehören gegenwärtig zu den Hauptindustrien Frankreichs. Seine bunten Gläser, seine Spiegel, seine geschliffenen Krystalle tragen über die ähnlichen Erzeugnisse anderer Länder den Sieg davon.

Was könnten wir aber von den französischen Stoffen sagen, was nicht alle Welt weiß? Ueberwältigend ist der Anblick, den die Hunderte von riesigen Glasschränken gewähren, in welchen die Erzeugnisse der Seiden-, Sammt- und Spitzen-Industrie ausgestellt sind; welche Farben, welche Zeichnung, welche Solidität! In diesen Zweigen kennt Frankreich keinen Nebenbuhler, so wenig es in der Fabrikation der Tuche, Wollenzeuge, der Teppichfabrikation, der Baumwollenstoffe und anderer Manufakturwaaren die ebenbürtigen Engländer und Deutschen zu fürchten hat. — Es schließen sich hieran noch einige Spezialitäten der Mode, wie z. B. die Handschuhe, die künstlichen Blumen, die Hüte, Schirme, Theaterkostüme; — kurz, in dem Gebiete der Kleidung wie in dem Ameublement herrscht Frankreich als unumschränkte Königin.

Begeben wir uns aus dem Hauptgebäude der Ausstellung in das Annex, so finden wir auch dort Frankreich in quantitativer Beziehung überwiegend; allerdings hat es aber auch hier Nebenbuhler, die ihm den Rang zuweilen streitig machen. Die Bergwerks-Industrie Frankreichs hat erst in den letzten zehn Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen. Für diese kurze Zeit aber leistet sie schon Bedeutendes. Kohlen und Eisen, die beiden Haupthebel der modernen Industrie, finden sich unter allen Formen und Gattungen in der französischen Abtheilung des Annexes. Nächstdem spielt dort der Maschinenbau eine bedeutende Rolle und unter den Maschinen wieder die Webstühle, Spinnmaschinen, die Dampf- und die hydraulischen Maschinen.

Unter den Rohstoffen finden wir namentlich die verschiedenen Getreidesorten. Vor allen Dingen aber zieht hier die algerische Ausstellung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Algerien ist erst seit zwei Jahren aus der ersten Periode eines eroberten Landes in die zweite Phase, nämlich die der friedlichen Kolonisation, eingetreten und es erschließt sich uns hier förmlich eine neue Welt, wir sehen eine Menge von Dingen, welche bisher aus Amerika bezogen werden mußten, unter andern namentlich Baumwolle. Algerien geht gewiß, bei intelligenter Verwaltung, einer bedeutenden kommerziellen Zukunft entgegen.

Das sind im Allgemeinen die Industriezweige, in welchen sich die französische Ausstellung auszeichnet, und wir dürfen uns nunmehr zu den übrigen Ländern wenden.

Wie natürlich, beginnen wir mit England, dem großen Rivalen. Wir möchten hier den Vorwurf ausdrücken, dessen wir im Eingange dieses Artikels Erwähnung gethan haben. Die englischen Fabrikanten, nicht zufrieden mit dem Rufe gewisser Industriezweige ihres Landes, scheinen sich die Aufgabe gestellt zu haben, den Franzosen zu zeigen, daß sie auch in den sogenannten Phantasiearbeiten Meister seyen; der Beweis ist ihnen aber nicht immer gelungen. — In den Glas-, Porzellan- und Bronzewaaren bietet England zwar viel Schönes dar, doch kann es sich darin weder mit Frankreich noch mit Deutschland messen. — Seine Möbel, reich und solid gearbeitet, dürfen sich in Beziehung auf Form neben den französischen sehen lassen. Aehnlich verhält es sich mit seinen übrigens musterhaft gearbeiteten Wollenteppichen und seinen Seidenzeugen. Wo es dagegen glänzt, das ist zunächst im Gebiete der Baumwollen- und Leinenwaaren, der Strumpfwirkerei, der Tülle und Spitzen, der Lederwaaren, besonders aber der Metall-Industrie. Ueberaus prachtvoll ist die Ausstellung der Gold- und Silberwaaren, namentlich, wenn man die unglaublichen Massen von edlem Metall in Betracht zieht, die hiezu verwendet worden sind und mit denen man einen ziemlich beträchtlichen Theil der ganzen Pariser Ausstellung kaufen könnte. Was die Arbeit und die Zeichnung betrifft, so lassen viele dieser Erzeugnisse freilich Manches zu wünschen übrig. — Ein Land, das der Erdkunde, der Astronomie, den Naturwissenschaften so zahlreiche und wichtige Dienste geleistet hat, muß es wohl auch in der Verfertigung der Instrumente, deren sich die Gelehrten dieser Fächer bedienen, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht haben. In diesem Industriezweige bietet denn auch die englische Ausstellung ein sehr großes Interesse dar;

Digitized by Google

keine der übrigen Nationen hat eine solche Menge von wissenschaftlichen Instrumenten aller Art ausgestellt, wie England. Schiffs- und Wasserbaukunst, Wegebauten sind ebenfalls Hauptgegenstände englischen Genies; man braucht nur die zahllosen Modelle von Schiffen und Schiffsgeräthschaften, Leuchtthürmen, Schleußen, Brücken, Viadukten, Hafenanlagen ꝛc. zu sehen, um sich davon zu überzeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In № 82 des Wochenblattes haben wir des großen Festzuges der Nürnberger Gewerbe nach der königlichen Burg und der dabei erfolgten Uebergabe der „Hausgeschenke" an JJ. MM. den König und die Königin sowie die königlichen Prinzen Erwähnung gethan. Es war dies die Beobachtung eines alten Gebrauches, indem jedes Gewerbe und jede Innung ein entsprechendes Fabrikat zur Ausschmückung der neu hergerichteten königlichen Burg lieferte. Wir wollen einige der dargebrachten und von JJ. MM. huldvollst angenommenen Hausgeschenke hier namhaft machen. Die Baugewerke übergaben ein in der Fleischmann'schen Papiermaché-Fabrik sehr kunstvoll gefertigtes Modell der königlichen Burg; die Tapezierer und Schreiner einen gepolsterten Stuhl von Eichenholz; die Schlosser ein großes Schloß nebst Schlüssel, — das Schloß wurde sogleich, nachdem JJ. MM. es besichtigt hatten, am sogenannten Himmelsthor angeschlagen und der Schlüssel auf einem Kissen im Saale niedergelegt. Die Uhrmacher brachten eine Stockuhr; die Hafner zwei Vasen und Küchengeschirr von allen Sorten; die Flaschner ein allerliebstes Vogelhaus mit einem Kanarienvogel und einem Wasser-Reservoir für Goldfische; die Rothschmiede 24 Stück Leuchter, 8 Pfannen, 2 Mörser, 2 Tischglocken und verschiedene Spielwaaren: Kanonen, Mörser u. s. w.; die Kammmacher ein Sortiment Kämme aus Horn, Schildplatt und Elfenbein; die Schirmfabrikanten einen Regenschirm für Se. Maj. den König mit einem in der Kunstschule von Seuferheld geschnitzten Knopf, einen Sonnenschirm für Ihre Maj. die Königin und zwei Regenschirme für JJ. kk. HH. die Prinzen; die Schuhmacher zwei Paar gestickte Hausschuhe; die Schneider einen Hausrock und die Strumpfwirker gewirkte Unterkleider für Se. Maj. den König. Die Bäcker kamen mit allen Sorten Brod, darunter kolossale „Spitzwecken" und Brezeln; die Lebküchner mit einem Lebkuchen von 1½ Ztr. Gewicht; die Conditoren mit zwei herrlichen Tafelaufsätzen, sechs Etagères mit Confekt und einem kleinen „gespritzten" Tableau, eine Ansicht von Nürnberg darstellend; an diese reihten sich die Metzger mit zwei Mulden voll Rindfleisch, zwei Mulden voll Schweinebraten, einem Kalbs- und einem Lammviertel und einem schönen Spanferkel; dann die Garköche und Rauchfleischfabrikanten mit einem aus Würsten gebildeten Tempel nebst Schweinskopf, geräuchertem Fleisch u. dgl. Die Weber kamen mit einem Tafeltuch und 12 Servietten von Handgespinnst; die Kirschner mit zwei Fußteppichen von Pelzwerk; die Beutler mit einer Uniformmütze und Handschuhen; die Hutmacher mit Hüten für Se. Maj. und die Prinzen; die Messerschmiede mit zwei Bestecken und zwei kleinen Säbeln für die Prinzen; die Goldschmiede mit einer Wand-Etagère, worauf ein aus Filigran gearbeitetes Meublement stand; dann kamen die Zirkelschmiede mit zwei Reißzeugen für die Prinzen; die Buchbinder mit einem Gesangbuche für Ihre Maj. die Königin, Grübel's Gedichten für Se. Maj. den König und zwei Lesebücher für JJ. kk. HH. die Prinzen; die Häftleinmacher mit einem Sortiment ihrer Arbeiten; dann die Wagner, Sattler, Schmiede, Gürtler, Posamentierer, Gerber, Tuchmacher und Tuchbereiter, welche zusammen eine kleine Chaise für die königlichen Prinzen übergaben; die Spielwaarenfabrikanten mit einem reich geputzten Christbaum und einer Auswahl von Spielwaaren aller Art: Hauptwache, Theater, Festung Sebastopol, Panoramen, Schießscheiben, Geduldspiele, Zinnfiguren, Pferde, Bilderwaaren, Schatullen u. s. w. Die Kugler'sche Portefeuille-Fabrik mit einem Portefeuille für das den Majestäten überreichte Album und die Buchdrucker mit vier Prachtexemplaren der bei Ueberreichung der Geschenke von je einem Gewerbsvorsteher gesprochenen Reime bildeten den Schluß. JJ. kk. MM. gaben bei jedem der Geschenke durch die huldvollsten Aeußerungen ihre Freude und dankende Anerkennung kund.

Auflösung des Sylben-Räthsels in № 87:

An Zorndorf denk' ich all mein Tag,
Da kriegt ich ein'n Musketenschlag;
Darob ward ich von Zorn entbrannt
Und hab' das Dorf Zorndorf genannt.

W. Wallheim in „Leonore".

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 89. Freitag, 27. Juli 1855.

Königin Hortense.

Ein Napoleonisches Lebensbild von L. Mühlbach.

Zweites Buch.

Die Königin von Holland.

1.

Mit dem Einzug Bonaparte's in die Tuilerien war die Revolution geschlossen und glückselige Tage des Friedens und der heitern Feste folgten jetzt. Josephine und Hortense waren der Mittelpunkt aller dieser Feste — sie Beide waren es, welche ihnen die Grazie und Schönheit, die Liebenswürdigkeit und geistige Bedeutsamkeit verliehen.

Hortense war eine leidenschaftliche Tänzerin und Niemand am „Hofe" Josephinens tanzte mit solcher Grazie und anmuthiger Sittsamkeit, als gerade sie.

Jetzt, wie man sieht, sprach man schon von dem „Hofe" der Madame Bonaparte, der mächtigen Gemahlin des ersten Consuls von Frankreich. Jetzt wurden schon „Audienzen" ertheilt und Josephine und Hortense hatten schon einen förmlichen Hofstaat, der sich ihnen mit derselben Unterwürfigkeit und Demuth näherte, als wären sie Prinzessinnen von Geblüt. Madame Bonaparte fuhr jetzt mit ihrer Tochter in einer reich vergoldeten Kutsche und unter Eskorte eines Pikets Soldaten durch die Straßen von Paris, und wo das Volk ihrer ansichtig ward, begrüßte es dieselben mit lautem Jubelrufen. Die Kutscher und Bedienten Bonaparte's hatten jetzt eine Livree bekommen und erschienen in grünen Röcken mit goldgewirkten Tressen. Man hatte seine Kammerdiener und Lakaien, seine Vorreiter und Grooms; man gab glänzende Diners und Soireen und empfing in feierlichen Audienzen die Gesandten der fremden Mächte, — denn jetzt unter dem Consulat hatten alle europäischen Mächte die französische Republik anerkannt und da letztere jetzt auch mit England und Oesterreich Frieden geschlossen, schickten auch diese beiden Mächte ihre Gesandten an den mächtigen Consul Bonaparte.

Statt der Kriegsstreitigkeiten hatte man in den Tuilerien jetzt Streitigkeiten um die Toilette, und ob gepudert oder nicht gepudert, das war jetzt eine der großen Fragen der Etikette, in welcher Josephine jedoch den Ausschlag gab mit der Erklärung: es solle sich Jeder so kleiden, wie es ihm angemessen scheine, aber sich bestreben, den guten Geschmack walten zu lassen. —

Seit einiger Zeit nahm indeß Hortense weniger lebhaft als sonst an den Zerstreuungen und Festen Theil, seit einiger Zeit suchte sie mehr als sonst die Einsamkeit, zog sie sich lieber in die Stille ihrer Gemächer zurück, und die melancholischen, zarten und innigen Melodieen, welche sie ihrer Harfe alsdann entlockte, schienen ihr eine bessere Unterhaltung, als die heiteren und flatternden Gespräche, welche man im Salon ihrer Mutter führte.

Hortense suchte die Einsamkeit, denn ihr durfte sie allein vertrauen, was ihr Herz bewegte, ihr allein durfte sie gestehen, daß sie liebte, liebte mit der ganzen Unschuld und Energie, der ganzen Gluth und Hingebung einer ersten Liebe. Wie selig waren diese Stunden des Träumens, des ahnungsvollen Schauens in die Zukunft, welche ihren strahlenden Blicken das Aufgehen einer neuen Sonne des Glückes zu verheißen schien, — denn diese Liebe des jungen Mädchens hatte die geheime Billigung ihrer Mutter und ihres Stiefvaters, und Beide gaben sich lächelnd den Anschein, als ob sie gar nichts gewahrten von dem zärtlichen Einverständniß, das zwischen ihrer Tochter und dem ersten Adjutanten Bonaparte's, dem General Duroc, herrschte; nur daß, während Josephine

Digitized by Google

daſſelbe für die erſte zärtliche Spielerei eines erwachenden Mädchenherzens hielt, Bonaparte ihm eine gewichtigere Bedeutung gab und ernſthaft daran dachte, eine Verbindung zwiſchen Hortenſen und Duroc vorzubereiten. Er wollte alſo dieſem vor allen Dingen eine bedeutſamere und impoſantere Stellung geben und ſchickte ihn deßhalb als Geſandten nach Petersburg, um dem Kaiſer Alexander, welcher ſoeben den Thron ſeines Vaters beſtiegen, die Glückwünſche des erſten Conſuls darzubringen.

Die armen jungen Liebenden, immer bewacht, immer von der ſtets mächtiger hervorſchreitenden Etikette beengt, hatten nicht einmal den Troſt, mit einem letzten unbewachten Händedruck, mit einem letzten zärtlichen Schwur ewiger Treue von einander Abſchied nehmen zu können. Aber ſie hofften auf die Zukunft, auf des Geſandten Rückkehr, auf den köſtlichen Lohn, den der Conſul ſeinem Freunde andeutend verheißen — Hortenſens Hand. Bis dahin mußte man ſich begnügen mit dem einzigen und ſüßeſten Troſt aller getrennten Liebenden, mit den Briefen, die man ſich ſchrieb und deren treuer und diskreter Beförderer Herr v. Bourienne, Bonaparte's Sekretär, war.

„Faſt jeden Abend" — erzählt Bourienne in ſeinen Memoiren — „ſpielte ich mit Mademoiſelle Hortenſe eine Partie Billard, welches ſie ganz vortrefflich ſpielte. Wenn ich ihr dann leiſe ſagte: „„Ich habe einen Brief,"" ſo hörte das Spiel ſofort auf und ſie eilte haſtig auf ihr Zimmer, wohin ich ihr den Brief dann brachte. Ihre Augen füllten ſich jedesmal mit Thränen der Rührung und des Entzückens und erſt nach langer Zeit ging ſie wieder hinunter in den Salon, wohin ich ihr vorausgegangen war." —

Hortenſe, nur mit ihrer jungen Liebe und ihren unſchuldsvollen Zukunftsträumen beſchäftigt, bekümmerte ſich wenig um das, was um ſie her geſchah, und ahnte nicht, daß man ihr junges Herz zum Spielball häuslicher und politiſcher Intriguen zu machen bereit ſey.

Die Brüder Bonaparte's, eiferſüchtig auf den Einfluß und die Macht, welche die ſchöne und liebreizende Joſephine auf den erſten Conſul noch immer, wie in den erſten Tagen ihrer Ehe, ausübte, wollten, indem ſie Hortenſe von ihrer Mutter trennen, Letztere eine der mächtigſten Stützen ihrer Macht berauben und ſich ſelber, indem ſie Joſephine iſolirten, ihrem Bruder näher rücken. Sie kannten ſehr wohl die Liebe, welche derſelbe für die Kinder ſeiner Joſephine hegte, ſie wußten, daß Eugen und Hortenſe es eines Tages geweſen, welche, nicht durch Bitten oder Thränen, ſondern nur durch ihr bloßes Daſeyn eine Trennung Bonaparte's und Joſephinens verhindert hatten. Dies war damals geweſen, als es den Einflüſterungen ſeiner Brüder gelungen war, den aus Aegypten heimkehrenden General auf ſeine Gemahlin eiferſüchtig zu machen.

Damals war General Bonaparte feſt entſchloſſen geweſen, ſich von einer Frau zu trennen, welcher er indeſſen nur darum ſo ſehr zürnte, weil er ſie ſo ſehr liebte, — damals hatte er, als Bourienne, ſein Vertrauter, ihn beſchwor, wenigſtens Joſephine erſt zu hören, bevor er ſie verdamme, und erſt abzuwarten, ob ſie ſich nicht entſchuldigen und er ihr verzeihen könne, geantwortet: „Ich ihr verzeihen? Niemals! Wenn ich diesmal meiner nicht ſicher wäre, würde ich mir das Herz aus dem Leibe reißen und es ins Feuer werfen!"

Und indem Bonaparte mit vor Zorn zitternder Stimme ſo ſprach, hatte er mit beiden Händen ſeine Bruſt gepackt, als wollte er ſie zerreißen.

Das war am Abend geweſen; als aber am nächſten Morgen Bourienne in das Arbeitskabinet kam, trat ihm der General lächelnd und etwas verlegen entgegen.

„Nun, Bourienne," ſagte er, „Sie werden zufrieden ſeyn, ſie iſt hier! — Aber glauben Sie nicht, daß ich ihr verziehen habe — nein, gewiß nicht! Ich habe ihr heftig gezürnt und ſie fortgeſchickt; aber was wollen Sie, als ſie mich weinend verließ, bin ich ihr nachgegangen. Wie ſie gebeugten Hauptes die Treppe hinunterſtieg, ſah ich Eugen und Hortenſe, welche ihr ſtill weinend folgten. Ich habe nicht das Herz, um ungerührt Thränen fließen zu ſehen. Eugen hat mich nach Aegypten begleitet und ich habe mich gewöhnt, ihn als meinen Adoptivſohn zu betrachten; er iſt ſo tapfer und ein ſo guter junger Mann! Hortenſe ſoll jetzt in die Welt eintreten; Jeder, der ſie kennt, ſagt nur Ehrenwerthes von ihr. Ich geſtehe es, Bourienne, ihr Anblick hat mich tief gerührt; ich ſagte mir: ſollen die beiden armen Kinder die Opfer der Fehler ihrer Mutter ſeyn? — Ich rief Eugen zurück. Hortenſe wandte ſich um und folgte mit der Mutter ſofort ihrem Bruder. Ich ſah es und ſagte nichts. Was ſollte ich thun? Man kann nicht Menſch ſeyn, ohne nicht auch ſeine ſchwachen Stunden zu haben!"

„Seyen Sie überzeugt, General," rief Bourienne, „daß Ihre Adoptivkinder es Ihnen lohnen werden!"

Digitized by Google

„Sie müssen es, Bourienne, sie müssen es; denn es ist ein großes Opfer, welches ich ihnen gebracht habe!"

Josephine hatte sich indeß zu rechtfertigen vermocht und Bonaparte hatte die freudige Ueberzeugung gewonnen, daß die Beschuldigungen seiner eifersüchtigen Brüder ungerechtfertigt gewesen. —

Deßhalb also wollten die Brüder Bonaparte's Hortense entfernen, weil sie wußten, daß sie eine Hauptstütze ihrer Mutter sey, daß sie mit ihrem sanften, überlegenen Geist, ihrer taktvollen Besonnenheit, ihrer durchschauenden und nie zu bethörenden Klugheit als ein weiser junger Mentor ihrer sehr schönen, liebreizenden, vom Augenblick beherrschten, etwas eitlen und sehr verschwenderischen Mutter zur Seite stand.

Es war leichter, Josephine wegzudrängen, wenn man erst Hortense entfernt hatte. Und Josephine wollte man entfernen, weil sie den ehrgeizigen Wünschen der Brüder ihres Gemahls hindernd in den Weg trat. Da diese nicht groß und berühmt seyn konnten durch sich selber, wollten sie es durch ihren großen Bruder werden, und damit sie Könige werden konnten, mußte vor allen Dingen er erst eine Krone tragen.

Josephine war diesem Projekt entgegen. Sie liebte ihren Gemahl genug, um die Gefahren zu fürchten, welche die Usurpation der Krone mit sich führte; sie war nicht ehrgeizig genug, um nicht ihr jetziges glänzendes und friedliches Loos dem stolzen, aber gefahrvollen Glücke eines Thronhimmels vorzuziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

(Fortsetzung.)

In der Maschinen-Gallerie ist England zwar sehr trefflich, jedoch nicht so stark vertreten, als man von ihm erwartet hatte. Wir sehen nur wenige Lokomotiven, wenig eigenthümliche Produkte der Mechanik; nur die Webemaschinen finden sich fast in zu großer Menge vor. Dagegen glänzt England in der Wagenfabrikation; die zehn oder zwölf Wagen, welche dasselbe ausgestellt hat, sind Meisterwerke solider, eleganter und leichter Bauart. —

Eine bedeutende Stelle nehmen in dem Annexe die Ausstellungen der englischen Kolonieen, namentlich Canada's, ein. Hier begegnen wir den Erzeugnissen, welche so wesentlich die Blüthe des englischen Handels, seine Macht und seinen Reichthum ausmachen. — Vergessen wir auch nicht die Ackerbaugeräthschaften und die landwirthschaftlichen Maschinen, in denen England ebenfalls seine alte Meisterschaft behauptet. — Ein besonderes Element der englischen Ausstellung bilden die ostindischen Erzeugnisse, welche die ostindische Compagnie uns in ziemlicher Vollständigkeit vorgeführt hat. Außer den Produkten der indischen Wollen-, Seiden- und Shawls-Industrie, den Möbeln aus Ebenholz, Sandelholz und Elfenbein, den Waffen und Sattlerarbeiten bietet die Sammlung auch noch bedeutendes ethnographisches Interesse dar, indem wir in einer Reihe von plastischen Darstellungen ein getreues Bild des öffentlichen, religiösen und Familienlebens der Hindus finden. —

Wir wenden uns nunmehr zu Deutschland oder, richtiger gesagt, zu den deutschen Ländern, denn auch auf dem industriellen Gebiete erscheint unser liebes Vaterland in seiner bunten Vielköpfigkeit. Finden wir doch nicht einmal den Zollverein als Einheit vertreten, wie er es doch 1851 in London war, sondern die einzelnen Staaten dieses Handelsbundes, welche ihre Namen und Wappen so deutlich als möglich, damit man sich ja nicht irre, über ihren Abtheilungen angebracht haben.

Oesterreich hat vor allen Dingen durch seine Glasindustrie vertreten seyn wollen; wir sehen nicht weniger als vier große Etagères von diesen Erzeugnissen eingenommen. Darunter befinden sich einzelne Stücke, die in der Form wohl den Vergleich mit den französischen bestehen können, doch sind dies leider Ausnahmen, die meisten Gegenstände zeigen eine gewisse Schwerfälligkeit und einen Mangel an Erfindungsgabe; hingegen behauptet Böhmen in der Färbung seiner Gläser, sowie auch in den gravirten Gläsern seine alte Meisterschaft. Die Porzellanwaaren überschreiten die Stufe des Mittelmäßigen nicht; trefflich aber sind die Thonwaaren aus den Fabriken Mährens. Nächst diesen Erzeugnissen nehmen die Tuche, die Wollenzeuge, die Damaste, endlich die Seidewaaren den meisten Raum ein. Was die letztern anbelangt, so scheinen die Fabrikanten hauptsächlich bezweckt zu haben, ihren französischen Kollegen zu zeigen, wie man diese so vielbegehrten Zeuge den Börsen des größeren Publikums zugänglich machen könne. Die Wiener glatten Seidenstoffe nehmen es mit den gleichartigen Lyonern wohl auf, nur eben fehlen die schwereren Sorten, und natürlich ist hinsichtlich der Muster ein Vergleich

Digitized by Google

mit den französischen gar nicht zulässig. Doch jenes erwähnte Streben ist sehr anerkennenswerth und verdient größeres Lob, als wenn man sich unnützerweise mit unglücklichen Nachahmungen abgequält hätte. — Zu erwähnen sind ferner noch die mannigfaltigen und verdienstvollen Erzeugnisse der Wiener Staatsdruckerei, des einzigen Etablissements dieser Art, welches auch der Ausstellung der französischen Staatsdruckerei eine gefährliche Concurrenz bereitet.

Sehr zahlreich ist die Meerschaum-Industrie vertreten, ein ungeheurer Tisch zeigt uns Hunderte von Pfeifenköpfen und Cigarrenspitzen aus ächtem und falschem Meerschaum. — Eine pyramidenförmig aufgebaute Trophäe bietet die Erzeugnisse der Industrie musikalischer Instrumente, namentlich derer aus Messing- und Kupferblech, dar, auf welchem Felde Oesterreich einen glänzenden Sieg davon tragen wird.

In der Maschinen-Gallerie sind von österreichischen Produkten, außer einigen Lokomotiven und Modellen von solchen, die Wagen zu erwähnen, welche indessen in den dicht daneben stehenden englischen überlegene Meister finden. Sodann ist auch die Bergwerks-Industrie reichlich vertreten, namentlich diejenige Steiermarks.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Se. Maj. König Maximilian von Bayern hat den historischen Vereinen den Auftrag gegeben, kurze Monographien über den Ursprung, Wachsthum und die hauptsächlichsten Schicksale der bedeutenderen Städte des Reiches ausarbeiten zu lassen, welche Arbeiten zunächst im Staatsarchiv niedergelegt werden sollen. Den Gedanken dazu hat der König selbst gefaßt, den Plan mit eigener Hand entworfen. Was die Pfalz betrifft, so hat der seit lange in derselben bestehende historische Verein die kundigsten Männer mit der Ausführung des allerhöchsten Auftrages betraut. Wie wir hören, wird Herr G. Rau, Professor der Geschichte am Lyceum zu Speyer und Conservator der dortigen Antiquitäten-Sammlung, die Geschichte der Stadt Speyer, Herr W. E. Schultz, Verfasser der Geschichte des Bliesgaus, die der Stadt Zweibrücken bearbeiten. Die übrigen Städte wird der auf diesem Gebiete völlig heimische und durch zahlreiche Schriften rühmlichst bekannte Herr Pfarrer Lehmann zu Nußdorf bei Landau behandeln.

General Pelissier hat der Bibliothek von Algier als Geschenk ein in der Kapelle des Kirchhofs von Sebastopol vorgefundenes altes Buch in slavischer Sprache, das Leben des Heilandes beschreibend, gesandt. Dieses Buch, gegen das Ende des XV. Jahrhunderts in Moskau gedruckt, ist ein Meisterwerk des damaligen Standes der Typographie.

Der Italiener Bertinetti hat ein verbessertes Rettungsseil erfunden. Nach mehrfachen Versuchen ist es demselben gelungen, sein das Rettungsseil nachreißendes Projectil auf eine Entfernung von über 700 Metres zu schleudern, ohne Gefahr zu laufen, daß das Seil in Stücke geht. Diese Erfindung ist berufen, in der Folge bei den Katastrophen zur See Hunderten von sonst rettungslos Verlorenen ersehnte Hilfe zu bringen.

Man liest in der „Gazette de Lyon“: „Ein Greis von 121 Jahren durchreiste unsere Stadt vor einigen Tagen, um sich nach seiner Heimath Savoyen zu begeben; dieser Mann hat 80 Jahre auf den Galeeren zugebracht und will jetzt mit seinem Neffen die Einkünfte eines kleinen Anwesens in seiner Heimath, aus dem er seit 100 Jahren keinen Nutzen mehr gezogen, verzehren. Sein Körper ist der Art gebeugt, daß sein Kopf fast seine Kniee berührt. Er befindet sich übrigens bei vollkommenster Gesundheit.“

Aus dem Nachlasse eines Münzensammlers, Herrn Norblin in Paris, wurde jüngst eine Anzahl sehr seltener Münzen, ungefähr 9000 Stück, versteigert, wovon einige auf ziemlich hohe Preise kamen. Eine Goldkrone von Philipp von Valois kam auf 581 Franken, ein Georgsgulden auf 300, ein Doppel-Royal auf 121, zwei 10-Louis-Stück von Ludwig XIII. auf 550 und 350, ein 8-Louis-Stück auf 242 Franken; ein Silbergroschen von Bohemund VI., Graf von Tripoli (1251) auf 30 Fr., ein Silberheller von Bohemund III. (1187) auf 20 Fr., ein Silber-Carlin von Peter I., König von Cypern (1358) auf 55 Fr.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº. 90. Sonntag, 29. Juli 1855.

Der Königspark.

Sieh' hier den Park, um den zum Schutz sich Mauern rings erheben,
Tritt ein! hier wirket die Natur mit stillem Pflanzenleben;
Nicht Festgeräusch, nicht Jagdgetös' dringt mehr durch seinen Raum, —
Sein Bild zeigt die Vergangenheit, zeigt Erdenlebens Schaum.
— Wo der Kastanien und der Linden schattenreiche Gänge, —
Welch' Einsamkeit! welch' Ruhe da! — wie frei vom Weltgedränge!
Die Stille nur bricht Spechtes Schrei, der grell durch sie hinschallt,
Wenn ihn aufschreckt des Menschen Tritt, der von dem Boden hallt.
Sie einst zog jenes Königs Hand, der floh vom kalten Norden,
Verjagt von Reich, geächt't, verfolgt von wilden Kriegeshorden;
Der Boden hier scheucht' seinen Gram, gab seinem Herzen Frieden,
Den nicht ein Thron, nicht Hofes Glanz ihm wohl je mochte bieten. —
Doch nicht herrscht' Stille stets, durchbrochen nur von Waldgesang:
Das Ohr vernahm noch lautern Klang, der durch den Park hindrang.
Hier war es, wo der Hirsch, gehetzt von stolzem Jagdgepränge,
Vorüber flog bei Jägerruf mit Hörnerschall-Gemenge;
An Mauern von der Meut' erfaßt, hinsank sein stolz Geweih,
Ihm selbst raubt da das Augenlicht der Büchse tödtlich Blei.

Da wo jetzt Fichten, Riesen gleich, hoch in die Lüfte reichen,
Der dunkeln Tannen Kronen sich auf Trümmerwände neigen,
Wo Buchen und Kastanienlaub sich lieblich untermengen,
Der Birken und der Aspen Aest' um'sie die Zweige hängen:
— dort trauernd steht am Wiesengrund das kleine Trümmerschloß,
Das einst so herrlich sich erhob im grünen Waldesschooß.
Doch nicht den Glanz der Erdenpracht barg es als innern Kern —
Weit edler war, was sonst in ihm erglänzt als schöner Stern.
Noch lebt in Volkes Liede sie, die holde, sanfte Frau,
Die hier den Lauf den Thränen ließ, nicht fand, daß Himmel blau.
— Wohl flossen sie an Teiches Quell, beim Stand der Trauerweiden,
Drum nannt' ihn Liedes Sang auch schön: „den Born der stillen Leiden."
Und klarer fließt von jener Zeit der Quell, der dort noch springt,
Es perlen Thränen stets darin, wenn er im Glase blinkt.

H.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Die Brüder Bonaparte's beschäftigten sich also vor allen Dingen damit, Hortense zu entfernen. Sie erzählten demselben von der glühenden Liebe des jungen Paares, von den Briefen, welche sie mit einander wechselten, und machten ihm den Vorschlag, Duroc mit einem höheren Grade zur italienischen Armee zu versetzen und ihm sodann Hortense zu geben. Sie beredeten den arglosen, großsinnigen, in diesen kleinen Dingen leicht zu täuschenden Helden, darum leicht zu täuschenden, weil er stets mit großen Plänen beschäftigt war; sie beredeten ihn ferner, die projektirte Verbindung jetzt noch als ein Geheimniß zu bewahren und bei Duroc's baldiger Rückkehr das junge Paar und auch Josephine damit zu überraschen.

Aber Josephine hatte diesmal die Pläne ihrer feindlichen Schwäger durchschaut; sie fühlte, daß

dadurch zu stützen und fester zu gestalten. Sie hatte schon ein ahnungsvolles Grauen vor der Zukunft und es geschah ihr zuweilen, daß sie den machtvollen Adler, der über ihrem Haupte schwebte, für den drohenden Vogel des Unglücks hielt, dessen unheilvolles Gekrächze sie zuweilen in der Stille der Nacht zu vernehmen glaubte.

Die Negerin auf Martinique hatte zu ihr gesagt: „Du wirst mehr seyn als eine Königin." Aber jetzt hatte Josephine die neue Pariser Zauberin, Madame Villeneuve, besucht und diese hatte zu ihr gesagt: „Sie werden eine Krone auf Ihrem Haupte tragen, aber nur auf kurze Zeit."

Nur auf kurze Zeit! Josephine war zu jung und zu gesund, um an ein baldiges Sterben denken zu müssen; es war also etwas Anderes. Es war vielleicht eine Scheidung! Sie hatte keine Kinder aus ihrer zweiten Ehe und Bonaparte wünschte so sehr, einen Sohn zu haben, zumal seine Brüder ihm täglich wiederholten, daß dies für ihn eine politische Nothwendigkeit sey.

Josephine stritt also für ihre eigene Zukunft, sie streckte angstvoll ihre Hände nach Hilfe aus und in dem Egoismus ihres eigenen Kummers verlangte sie von ihrer Tochter, daß sie den Traum ihres eigenen Glückes dem wirklichen Glücke ihrer Mutter opfern solle! —

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

(Fortsetzung.)

Preußen glänzt im Mittelschiffe durch die Erzeugnisse der Berliner Porzellan-Manufaktur, die in Form und Malerei mit den besten Fabrikaten aus Sèvres wetteifern können. Nächstdem bemerken wir die Gold- und Silberwaaren, von denen Preußen, nächst Frankreich und England die größten Stücke ausgestellt hat. Die blanken Waffen, wie überhaupt die Stahlwaaren nehmen ebenfalls eine bedeutende Stelle unter den preußischen Erzeugnissen ein und stellen sich den englischen an die Seite, wo sie dieselben nicht gar übertreffen. Ueberhaupt spielen die Metallwaaren eine hervorragende Rolle in der preußischen Ausstellung, so namentlich die Fabrikate aus Zink und Bronze, die Klempnerwaaren und Quincaillerien. Eine Spezialität der Ostseeprovinzen bilden die Bernsteinwaaren. — Unter den Manufakturwaaren stehen in erster Linie die Tuche, welche sich in respektabler Masse vorfinden; demnächst sind die Leinen-, Baumwoll- und Wollenwaaren, die Seiden- und Sammetstoffe zu erwähnen, auf welche letztere dasselbe, was wir bei Oesterreich bemerkt haben, seine Anwendung findet. Zu der Maschinen-Gallerie hat Preußen ein beträchtliches Contingent geliefert, namentlich an Lokomotiven, Webe- und Spinnmaschinen, Zuckersiederei-Apparaten, großen Schmied- und Gußeisenstücken, Bergwerks-, Hütten- und Bodenerzeugnissen aller Art.

Unter den kleineren deutschen Staaten dürfen wir Würtemberg und Baden in erster Reihe nennen. Ersteres ist durch seine Manufakturwaaren, Uhren, Leder, Spitzen und Spielwaaren, letzteres durch ziemlich dieselben Industriezweige in ganz trefflicher Weise vertreten. Bayern scheint sich der Pariser Ausstellung nur lau angenommen zu haben; nur in zwei Industriezweigen macht es seinem alten Rufe Ehre, nämlich in den Glas- und in den Spielwaaren. Auch von Sachsen hätte man eine regere Betheiligung an dem großen Wettkampfe der Industrie erwarten sollen. Vergebens suchen wir die Erzeugnisse seiner Meißener Porzellan-Manufaktur. Hervorragend sind blos die Stickereien und eine Anzahl von Maschinen aus Chemnitz und Leipzig.

Von den Ausstellungen anderer deutscher Länder, wie Hannovers, Braunschweigs, Oldenburgs, der thüringischen Staaten, Hessens, ist nur Weniges zu berichten; die ersteren beiden stellen einige bemerkenswerthe Bergwerksprodukte aus, Offenbach und Hanau sind durch ihre Galanteriewaaren vertreten. —

Von europäischen Ländern bleibt uns zunächst Holland und Belgien zu erwähnen. Das erstere glänzt durch alle auf das Schiffswesen bezüglichen Industrieen, durch seine Leinenwaaren und Teppiche; letzteres bekundet seine industrielle Vielseitigkeit, in welcher sich englische Solidität und französischer Geschmack gepaart finden. Besonders prächtig sind die Schnitzarbeiten in Holz, die Marmorarbeiten, die Spitzen und Seidenstoffe, die Möbel, die Leinenwaaren und Teppiche. Ein glänzendes Zeugniß seiner großartigen Industrie legt Belgien in der Maschinen-Gallerie ab, wo seine Dampfmaschinen, seine Fabrikapparate aller Art, seine Hüttenerzeugnisse eine der ersten Stellen unter den versammelten Nationen einnehmen.

Wenn wir die Schweiz nennen, so nennen wir die Uhrenfabrikation, die Waaren in Seide und Baumwolle, die Weißstickereien und Strohfabrikate, in welchen dieses Land seine anerkannte Meisterschaft von Neuem bethätigt. Es sind nur

wenige Zweige, in welchen die Schweiz vertreten ist, aber diese sind auch reichhaltig und mannigfach vorhanden und bekunden die Betriebsamkeit jener Nation.

Der Norden Europa's ist nur durch die skandinavischen Reiche vertreten, da Rußland es verschmäht hat, sich an dem friedlichen Feste des Westens zu betheiligen. Von den dänischen Produkten ist wenig zu sagen; es ist schwer, aus den aufgestellten Waaren eine Spezialität herauszufinden, man sieht von Allem etwas — multa non multum. Schweden und Norwegen werden hauptsächlich nur durch ihre Bergwerksindustrie sich bemerkbar machen; von ihren übrigen Erzeugnissen gilt im Allgemeinen dasselbe wie von den dänischen.

Das südliche Europa zeigt uns die Erzeugnisse der pyrenäischen Halbinsel, Italiens, Griechenlands und der Türkei. Spanien glänzt mehr durch seine Rohprodukte, als durch seine Fabrikate, während Portugal durch einige vortreffliche Wollen- und Seidenstoffe überrascht, die in Mustern und Farbe überaus gelungen sind. — Unter den italienischen Staaten machen sich Sardinien durch seine rohe Seide, seine Seidenstoffe, Lederwaaren und Möbel, Toscana und Rom durch ihre Marmorarbeiten und Mosaiken bemerklich. — Griechenlands Ausstellung ist so nichtssagend wie möglich, während die türkische nur kulturhistorisches Interesse darbietet. —

Die nichteuropäischen Länder, d. h. diejenigen, welche nicht Kolonieen europäischer Staaten sind, haben wenig Theilnahme für die Pariser Ausstellung gezeigt. Nordamerika hat im Verhältniß seiner Produktivität so gut wie nichts gesandt; wir sind in Verlegenheit, was wir außer einigen Rohprodukten, Kautschukfabrikaten und seinen Revolver-Pistolen erwähnen sollen. — Mexico hat seinen guten Willen gezeigt, indem es die Proben seiner verschiedenen Bodenprodukte und seiner noch sehr in der Kindheit begriffenen Industrie gesandt hat. — China's hat sich ein Pariser Antiquitätenhändler erbarmt, indem er eine kleine Sammlung von chinesischen Erzeugnissen zusammenzustellen versucht hat. — Von Aegypten und Tunis gilt das Nämliche, was wir von der Türkei bemerkt haben.

Mannigfaltiges.

(Zur Warnung!) Am 12. Juli kam in Leonberg (im Würtembergischen) ein trauriger Todesfall durch den Genuß von Körnern der Herbstzeitlose (Colchicum autumnale) vor. Eine Frau wollte die Körner der Herbstzeitlose, die bekanntlich eine giftige Wiesenpflanze ist und zur Heuernte reif wird, für die Apotheke im Freien trocknen. Einige Kinder, die den Samen für Mohn (Oelmagen) gehalten, haben davon genossen, worunter der hoffnungsvolle, fünf Jahre alte Knabe des Collaborators, das einzige Kind und die Freude seiner Eltern. Gleich nach dem Genusse stellte sich Erbrechen ein und der Knabe ist, trotz aller angewandten Mittel und Mühe, nach 24 Stunden gestorben.

Der Betrag der preußischen Kassenanweisungen aus dem Jahr 1835, welche, ohnerachtet der bewilligten und am 1. d. M. abgelaufenen Nachfrist, nicht umgewechselt worden, wird auf ungefähr 200,000 Thlr. geschätzt.

Jungfrau Sebastopol.

Es zogen drei Bursche wohl über das Meer;
Aus fernem Westen kamen sie her.

Beim russischen Kaiser kehrten sie ein:
„Wo hast du dein liebstes Töchterlein?“

Da sprach der Kaiser mit barscher Stimm':
„Mein Töchterlein findet ihr in der Krim.

„Und forschet nach seinem Namen ihr wohl:
„Es heißet Jungfrau Sebastopol.“

Und als die drei Bursche die Jungfrau geschaut,
Erkor sie sich jeder zu seiner Braut.

Der erste zupfte am Schleier ihr,
Da klopfte sie ihm die Finger dafür.

Der zweite warf feurige Blicke ihr zu
Und schlürfte viel Thee und fror dazu.

Er sprach auf Englisch: „Du spröde Miß,
„Wart' nur, im Sommer krieg' ich dich gewiß!“

Der dritte, ein gar zu feuriger Mann,
Der sprang hinzu und faßte sie an:

„Ma chère Demoiselle, jetzt hab' ich dich schon,
„Ergib dich dem Freier nur sans façon.“

Die Jungfrau lachte ihm ins Gesicht:
„Nur sachte, mein Freund, es pressirt ja nicht.

„Ihr mögt um mich buhlen wie gestern so heut' —
„Ihr kriegt mich doch nimmer in Ewigkeit!“

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 91. Dienstag, 31. Juli 1855.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Aber Hortense liebte! Ihr junges Herz bäumte sich auf bei dem Gedanken, nicht blos ihrer Liebe entsagen, sondern einem ungeliebten Manne, einem Manne, der sie nie beachtet und den sie kaum je gewahr geworden, sich vermählen zu sollen. Sie hielt es für unmöglich, daß man von ihr fordern könne, sie solle ihr eigenes, schönes und heiliges Glück einer kalten Berechnung, einer künstlichen Familien-Intrigue opfern. Mit aller Begeisterung einer ersten Liebe schwur sie, eher sterben zu wollen, als ihrem Geliebten zu entsagen.

„Aber Duroc hat Dir kein Glück und keine Zukunft zu bieten," sagte ihre Mutter. „Was er ist, ist er nur durch die Freundschaft des Consuls. Er hat kein Vermögen, keine Bedeutung, keinen Ruhm; wenn der Consul ihn verläßt, fällt er in das Nichts und die Dunkelheit zurück."

Hortense antwortete, unter Thränen lächelnd: „Ich liebe ihn und habe keinen andern Ehrgeiz, als seine Gattin seyn zu wollen."

„Aber er? Meinst Du, daß auch er keinen andern Ehrgeiz hat, als nur Dein Gatte seyn zu wollen? Meinst Du, daß er Dich liebt um Deiner selbst willen?"

„Ich weiß es," sagte das junge Mädchen mit strahlenden Augen; „Duroc hat mir gesagt, daß er mich und nur mich liebt. Ja, er hat mir ewige Liebe und Treue geschworen, und wir Beide verlangen nichts weiter, als einander angehören zu dürfen."

Josephine zuckte fast mitleidig die Achseln.

„Und wenn ich behaupte, daß Duroc nur deßhalb Dich heirathen will, weil er meint, er würde alsdann rascher befördert werden?"

„Das ist eine Verleumdung!" rief Hortense, in edlem Zorn erglühend. „Duroc liebt mich und seine edle Seele ist fern von aller eigennützigen Berechnung."

„Und wenn ich Dir das Gegentheil beweise?" fragte Josephine, gereizt von dem Widerstand ihrer Tochter und grausam in ihrer Sorge für ihr eigenes Glück.

Hortense erbleichte und ihre so begeisterte, so schöne Zuversicht ward wie von einem eisigen Todesschauer angehaucht.

„Wenn Du mir das beweisen kannst," sagte sie matt, „wenn Duroc mich nur aus Ehrgeiz liebt, dann bin ich bereit, ihm zu entsagen und zu heirathen, wen Du willst."

Josephine triumphirte.

„Duroc kehrt heute von seiner Reise zurück," sagte sie; „in drei Tagen will ich Dir den Beweis geben, daß er nicht Dich liebt, sondern nur die Verwandtschaft, die Du ihm bietest."

Hortense hatte von den Worten ihrer Mutter nur den Anfang gehört, nur „Duroc kehrt heute zurück." Was kümmerte sie alles Andere! Sie sollte ihn wieder sehen, sie sollte aus seinem männlich schönen Gesicht sich Trost und Zuversicht lesen!

Aber Josephinens schöne Hände waren indessen geschäftig, das Netz dieser Intrigue immer weiter zu spinnen. Sie bedurfte durchaus in der Familie eine Stütze gegen die Familie, deßhalb mußte Louis Bonaparte ihrer Tochter Gemahl werden.

Napoleon Bonaparte selber war dieser Verbindung entgegen und fest entschlossen, Duroc mit seiner Stieftochter zu vermählen. Josephine aber wußte ihn mit Bitten, mit Vorstellungen, mit Schmollen und mit Zärtlichkeiten wenigstens schwankend zu machen in seinem Entschlusse, sie wußte ihm mit so liebenswürdiger Beredtsamkeit

Digitized by Google

auseinander zu setzen, daß Duroc Hortense gar nicht liebe, sondern nur eine ehrgeizige Spekulation mit ihr machen wolle, daß Bonaparte beschloß, ihn wenigstens zu prüfen, und versprach, wenn Josephine Recht gehabt, Hortense mit Louis zu vermählen.

Nach dieser letzten Uebereinkunft mit Josephinen begab sich Bonaparte in sein Arbeitskabinet, wo er Bourienne wie immer an seinem Schreibtische fand.

„Wo ist Duroc?" fragte er hastig.

„Er ist ausgegangen — ich glaube, in die Oper."

„So wie er zurückkommt, sagen Sie ihm, daß, da ich ihm Hortense versprochen habe, er sie heirathen soll. Aber ich will, daß es spätestens in zwei Tagen geschieht. Ich gebe Hortensen fünfmalhunderttausend Franken; Duroc ernenne ich zum Commandanten der achten Division. Den Tag nach seiner Hochzeit wird er mit seiner Frau nach Toulon abreisen und wir werden getrennt leben. Ich will keinen Schwiegersohn in meinem Hause haben. Da ich diese Sache endlich beendigt sehen will, so sagen Sie mir noch heute, ob Duroc meine Vorschläge annimmt."

„Ich glaube kaum."

„Nun gut, dann wird Hortense meinen Bruder Louis heirathen."

„Wird sie es wollen?"

„Sie wird es wollen müssen, Bourienne!" —

Spät am Abend kam Duroc und Bourienne theilte ihm genau, Wort für Wort das Ultimatum des ersten Consuls mit.

Duroc hörte ihm aufmerksam zu; aber während Bourienne sprach, verfinsterte sich sein Antlitz mehr und mehr.

„Wenn dem so ist," sagte er endlich, als Bourienne schwieg, „wenn Bonaparte nichts weiter für seinen Schwiegersohn thun will, so mag er seine Tochter behalten; ich entsage einer Heirath mit Hortensen, und statt nach Toulon zu gehen, werde ich in Paris bleiben können."

Und ohne eine Spur von Aufregung nahm Duroc seinen Hut und ging. —

Denselben Abend noch erhielt Josephine von dem Consul die Einwilligung zur Vermählung mit dessen Bruder Louis.

Denselben Abend noch theilte Josephine ihrer Tochter mit, daß Duroc die Probe nicht bestanden, daß er ihr aus Ehrgeiz jetzt entsagt habe, wie er sie früher aus Ehrgeiz geliebt hatte.

Hortense starrte ihre Mutter mit thränenlosen Blicken an; sie hatte kein Wort der Klage oder des Vorwurfs, sie war sich nur bewußt, daß eben ein Blitzstrahl hernieder gefahren war und ihre Liebe, ihre Hoffnung, ihre Zukunft und ihr Glück für immer zerschmettert hatte.

Aber sie hatte nicht mehr die Kraft und den Willen, dem Unheil, das seine Ketten nach ihr ausgeworfen, entfliehen zu wollen; sie unterwarf sich ihm. Sie war von der Liebe selbst verrathen worden, was kümmerte sie nun noch ihre Zukunft, ihr zerpflücktes, blüthenleeres, duftloses Leben, da er sie verrathen, er, der Einzige, den sie geliebt!

Am andern Morgen trat Hortense gefaßt und lächelnd in das Boudoir Josephinens und erklärte sich bereit, die Wünsche ihrer Mutter zu erfüllen und Louis Bonaparte's Gattin zu werden.

Josephine schloß sie freudejauchzend in die Arme. Sie ahnte nicht, welche eine Nacht der Qualen und Schmerzen, der Thränen und der Verzweiflung die Arme durchkämpft hatte und daß ihre jetzige lächelnde Ruhe nichts weiter sey, als die dumpfe Hoffnungslosigkeit eines ausgebrannten Herzens.

Sie ahnte nicht, daß Hortense nur deßhalb lächelte, weil Duroc nicht ahnen sollte, daß sie leide. Ihre Liebe zu ihm war gestorben, aber ihr jungfräulicher Stolz war wach geblieben und dieser trocknete ihre Thränen und rief ein Lächeln auf ihre widerstrebenden Lippen, dieser bewirkte, daß sie sich bereit erklärte, den Gatten anzunehmen, den ihre Mutter ihr entgegen führte.

Josephine hatte also ihren Zweck erreicht: sie hatte einen Bonaparte zu ihrem Sohn gemacht. Nun blieb es noch die Frage, ob sie durch diesen neuen Sohn auch den andern Zweck erreichen, ob sie an ihm eine Stütze gegen die Intriguen der andern Brüder Bonaparte's finden würde.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Sprüche der Nürnberger Gewerke.

(Bei Ueberreichung ihrer Haussteuer, als JJ. MM. der König und die Königin ihre neu eingerichtete Burg, jetzt als Burgherren ihr Eigenthum, bezogen.)

Die Tapezierer.

Zur Hausschenk suchten wir Euch aus
Ein weich gepolstert Ruhekissen!
Das weichste bringt Ihr selbst ins Haus:
Es ist ein ruhiges Gewissen.

Die Hafner.

Was an Schüſſeln, was an Töpfen,
Was an Tiegeln, was an Näpfen
Nur die Küche brauchen kann,
Schleppen wir in Menge an.

Und dazu noch die Deviſe,
Die wir führen — es iſt dieſe:
O heiliger Sanct Florian,
Verſchon' dies Haus, zünd' and're an!

Die Glaſer.

Wir haben manches Glas verbleit
Und es ging in Trümmer, —
Was wir heut' dem Hauſ' geweiht,
Das zerbreche nimmer!
Sind zwei Wappen, ehrenreiche,
Beider Glückſtern nie erbleiche!

Die Büttner.

Weiber, die nicht keifen,
Sind ein rares Stück;
Eimer ohne Reifen
Unſer Meiſterſtück.

Edelſte der Frauen,
Weiſ' uns nicht zurück,
Du, in der wir ſchauen
Unſers Königs Glück!

Die Kammmacher.

Wenn einſt die böſe Lorelei
Geſtrält mit gold'nem Kamm ihr Haar,
So iſt das wohl nur Faſelei —
Wir zweifeln, ob es wirklich wahr.

Es gibt der Kämme mancherlei —
Man hatte welche ſelbſt von Stein;
Der beſten ſind nur zweierlei:
Die ſind von Horn und Elfenbein.

Die bringen wir getroſt herbei
Und ſehen keiner Stadt drin nach;
Dies aber unſer Wahlſpruch ſey:
„Es grün' und blühe Wittelsbach!“

Die Seiler.

Das Handwerk, das ſtets rückwärts geht,
Selbſt wenn's in voller Blüthe ſteht,
Das hat ſich ausgeſonnen,
Daß es zum tiefen Bronnen
Euch bring' ein langes, feſtes Seil
Und ruft dabei: „Dem König Heil!“

Die Pürſtenbinder.

Nicht von Eiern, nicht von Schmalz,
Nur von Waſſer, Brod und Salz
Aß Sanct Anton, der uns ſchützt
Hier ſchon an vierhundert Jahr.
Im Eſſen er uns Muſter war;
Im Trinken hat's nicht recht genützt —
Thut uns immer dürſten.

Die Regenſchirmmacher.

Unter dem Regen wegzugehen,
Die Nürnberger wohl verſtehen.
Gott läßt aber auch ſeine Sonne ſcheinen,
Ob ſie es gut, ob übel meinen,
Das geht ſo fort bis zum jüngſten Tag;
Macht Ihr dem lieben Gott es nach!

Die Fiſcher.

Haltet in Gnaden, daß ſich erkühnen
Die g'ſalz'nen Fiſcher und die grünen,
Zu legen auf des Königs Tiſch
Aus der Pegnitz dieſen Fiſch.

Die Lebküchner.

Lebkuchen kann Nürnberg bereiten,
Daß Ulm und Baſel es beneiden.
Wir bringen Euch weiße und braune,
Verzehrt ſie in fröhlicher Laune!

Die Metzger.

Der Menſch lebt nicht von Brod allein,
Es gilt nicht faſten alle Tage,
Und ziert den Tiſch Fiſch, Obſt und Wein,
Schmückt erſt der Braten das Gelage.
Brat' ihn der Koch nur mit Geſchick,
Dann wird er Euch gar köſtlich munden;
Wir nahmen ihn vom beſten Stück,
Das weit und breit ward aufgefunden.
Wir fügen auch zwei Ferkel bei,
Daß Rind und Schwein vertreten ſey.

Die Garköche.

Rauchfleiſch jeglicher Art,
Schweineknöchel gar zart,
Sauerkraut und Wurſt
Iſt gut für den Durſt.
Wie wir es zubereiten,
Mundet's vornehmen Leuten;
Iſt gewiß eine Gottesgab',
Drum König Max ſich daran lab'!

Digitized by Google

Die Bierbrauer.

Gar edel ist die Gabe, die wir bringen,
Sie labt den Armen wie den Reichen, —
Hat auswärts nimmer ihres Gleichen
Und läßt ein lustig Lied uns singen:
„Hie all'weg gut bayerisch!“

Die Gürtler, Posamentirer, Wagner, Sattler und Schmiede.

Wenn man an's Meisterstück gedacht,
Sattel und Rad man sonst gemacht —
Uns fehlt dazu nicht die Gourage!
Da and're Hilf' uns zugesagt,
Wir weiter haben uns gewagt,
Ja weiter — bis zur Equipage.
Die bringen wir zum Angedenken;
Ludwig und Otto mögen sie lenken,
Der König lief're die Fourage.

Die Schwertfeger.

Dieses Schwert, ein Feind des Bösen,
Es sey der Schirm dem eig'nen Herd;
Und ist ein Knoten nicht zu lösen,
So werd' es Alexanders Schwert!

Mannigfaltiges.

Zu den Wunderdingen Londons, zu seinen seltensten Sehenswürdigkeiten gehören die sogenannten „Aquarien“ im zoologischen Garten, in welchen man das stille, geheimnißvolle Leben und Treiben der Fische, der Schal- und Weichthiere, der Mollusken und Polypen, die ganze uns bisher im Schooße des Meeres verborgene Welt mit allen ihren unbeschreiblichen Wundern beobachten und studiren kann. Auch Brüssel besitzt jetzt in seinem botanischen Garten ein Aquarium im großartigsten Maßstabe, welches hinsichtlich seiner Anlage und Einrichtung das Londoner noch überbieten soll.

Wir haben schon früher des neuen Metalls Aluminium erwähnt, sowie seiner seltenen Eigenschaften, indem dasselbe leicht wie Glas, weiß wie Silber und dehnbar wie Gold ist und dabei noch weniger als die edlen Metalle von Säuren angegriffen wird. Wenn es den Chemikern, denen Kaiser Napoleon einen unbeschränkten Kredit auf seine Privatkasse zu ihren Experimenten eröffnet hat, gelingt, ein Verfahren zu finden, das Alumin, die Basis der Thonerde, ohne große Kosten darzustellen, so wird dasselbe ebenso massenhaft auf der Erde verbreitet seyn, als das Eisen. Und von dem Eintreten dieses Falles verspricht man sich die großartigsten Wirkungen. Unter Andern hat auch bereits ein Pariser Mechaniker, welcher ein neues Luftschifffahrtssystem erfunden haben will, die Absicht, seine aëronautische Maschine aus Alumin anzufertigen; diese würde kaum halb so schwer seyn, als aus Eisen.

Die in der Rotunde des Industriepalastes zu Paris ausgestellten Diamanten der Krone ziehen die Menge an. Der schönste Diamant ist der „Regent“, der 136 Karate hat und auf 5 Millionen Franken geschätzt wird.

Gemeinnütziges.

(Blumenkohl gut aufzubewahren.) Dieses gelingt ebenso gut, wie mit den übrigen Kohlarten, durch Einschlagen in die Erde. Man macht in einen trockenen Boden eine Grube, etwa $1^1/_2$ Fuß tief, und schlägt die trocken ausgezogenen und unversehrten Blumenkohlsträuße, nachdem man die Blätter, ohne sie zu brechen, um die Käse herum zusammengelegt hat, mit der Wurzel nach oben dicht neben einander ein. Ueber diese Schicht kann man eine neue, nur umgekehrt, einschlagen. Hierauf wird Erde aufgeworfen und diese, zum Ablaufen des Regens, zu beiden Seiten glatt bearbeitet. Auf diese Art hält sich der Blumenkohl bis ins nächste Frühjahr.

Landwirthschaftliches.

(Neue Oelpflanze.) Der sogenannte Biwitz, ein Oelgewächs, mit welchem auf dem fürstlich Schwarzenbergischen Gute Wudrow sehr gelungene Anbauversuche gemacht wurden, dürfte bald den Raps verdrängen. Der Ertrag an Körnern und Stroh lieferte auf dem Versuchsfelde gegenüber dem Rapse dreimal so viel. Bei der Oelprobe gab der Biwitz um 4 pCt. mehr Oel, als der Raps. Die Behandlung desselben ist gleich jener des Rapses. Die Hasen halten sich von den Biwitzfeldern der stacheligen Blätter und ihres bittern Geschmackes wegen ferne.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 92. Freitag, 3. August 1855.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

2.

Nur zwei Tage waren zwischen der Verlobung des jungen Brautpaares und seiner Vermählung. Am 7. Januar 1802 ward Hortense dem Bruder des ersten Consuls, dem jungen Louis Bonaparte, angetraut. Napoleon Bonaparte, welcher sich selber mit der Civiltrauung begnügte und seiner Ehe mit Josephinen niemals die kirchliche Weihe hatte geben lassen, war minder nachsichtig für die junge Ehe, welche freilich sehr des himmlischen Segens bedurfte, um dem jungen Paare zum Glücke zu gedeihen. Vielleicht glaubte er, daß das Bewußtseyn der Unauflösbarkeit ihrer Ehe die Neuvermählten zu dem ehelichen und aufrichtigen Streben nach einer gegenseitigen Zuneigung führen würde, vielleicht war es deßhalb, daß er ihnen eine Scheidung unmöglich machen wollte. Der Kardinal Caprara ward, nachdem die Civiltrauung beendet, in die Tuilerien berufen und mußte dem jungen Paare den Segen Gottes und der Kirche verleihen.

Und nicht ein Wort oder ein Blick war bis dahin zwischen den beiden jungen Gatten gewechselt worden! Schweigend bestiegen sie nach Beendigung der Ceremonie den Wagen, der sie in ihre neue Wohnung trug, in das kleine Hotel der Rue de la Victoire, welches ihre Mutter in den ersten glücklichen Wochen ihrer jungen Ehe bewohnt hatte.

Jetzt hielt wieder ein junges, neuvermähltes Paar in dies Hotel seinen Einzug, — aber die Liebe kam nicht mit ihnen, das Glück glänzte nicht aus ihrem Angesicht, wie einst bei Bonaparte und Josephinen. Hortensens Augen waren von Thränen umdüstert und das Antlitz ihres jungen Gemahls war finster und mißmuthig; denn auch er empfand keine Liebe für dieses junge Weib, und wie sie ihm nimmer verzieh, daß er ihre Hand angenommen, indem ihm nicht unbekannt war, daß sie einen Andern geliebt, so vergaß er ihr niemals, daß sie eingewilligt, seine Gattin zu werden; zumal nicht er es gewesen, der sie darum gebeten, und er ihr niemals gesagt, daß er sie liebe. Beide hatten sie sich dem Willen Dessen gebeugt, welcher nicht blos Frankreich, sondern auch seiner Familie Gesetze vorschrieb; Beide hatten sie sich vermählt aus Gehorsam, nicht aus Liebe, und das Bewußtseyn dieses Zwanges hob sich zwischen den beiden jungen verschüchterten und trotzigen Herzen gleich einer unübersteiglichen Barriere empor. In diesem Bewußtseyn wollten sie es nicht einmal versuchen, sich zu lieben und Eins neben dem Andern das Glück zu suchen, welches anderswo zu finden ihnen verwehrt war.

Bleich und trauervoll, im glänzenden Schmuck, aber mit gramvollem Herzen wohnte Hortense den Festen bei, welche man zu Ehren ihrer Vermählung gab; mit finsterer Stirn und abgewandtem Angesicht nahm Louis Bonaparte die Glückwünsche zu dieser Vermählung entgegen, und während Alles um sie her eine heitere und frohe Miene zeigte, während man ihnen zur Ehre Feste gab, tanzte und sang, war das junge Paar allein trübe und ernst. Louis vermied es, Hortense anzureden, und sie wandte ihre Blicke von ihm weg, vielleicht damit er nicht in denselben ihre tiefe, zürnende Gleichgiltigkeit lesen solle.

Aber sie mußten ihr Geschick annehmen, — da sie unauflöslich mit einander verbunden waren, mußten sie es wenigstens versuchen, mit einander zu leben! — Hortense, anscheinend so weich und biegsam, so mädchenhaft, schüchtern und zart, besaß dennoch eine starke Seele und in dem edlen Stolz ihres keuschen Herzens wollte sie Niemanden

Digitized by Google

das Recht geben, sie zu bemitleiden. Sie weinte ihre Thränen in sich hinein und versuchte wieder zu lächeln, und wäre es auch nur gewesen, um zu verhindern, daß Duroc auf ihren eingefallenen Wangen nicht die Spur ihrer Thränen sehen solle. Sie hatte diese Liebe aus ihrem Herzen heraus gerissen und sie zürnte sich selber, daß da noch eine Wunde zurückgeblieben war. Sie machte keine Ansprüche mehr auf das Glück, aber ihre Jugend, ihr stolzes Menschenbewußtseyn empörte sich dagegen, hinfort nur eine Sklavin des Unglücks seyn zu sollen. Sie faßte also ihren Entschluß und mit einem traurigen und schwermuthsvollen Lächeln sagte sie zu sich selbst: „Man muß auch glücklich seyn können ohne Glück! Ich will es versuchen!"

Und sie versuchte es. Sie lächelte wieder und nahm wieder Theil an den glänzenden Festen, welche jetzt in St. Cloud, Malmaison und den Tuilerien stattfanden und die nichts weiter waren, als der Schwanengesang der hinsterbenden Republik, oder, wenn man so will, das Wiegenlied der erwachenden Monarchie.

Denn mit jedem Tage näherte man sich mehr diesem großen Wendepunkt, an welchem das französische Volk zwischen einer scheinbaren Republik und einer wirklichen Monarchie wählen mußte.

Frankreich war nur noch eine scheinbare Republik — die Monarchie erst ein neugeborenes, noch nacktes Kindlein; es fehlte nur eine kühne Hand, welche den Muth hatte, es mit dem hermelinverbrämten Purpurgewande zu bekleiden, um sofort das hilflose Kind in einen stolzen, siegesgewissen Mann zu verwandeln.

Napoleon Bonaparte hatte den Muth dazu, aber höchst bedächtig ging er dabei zu Werke. Er ließ das Kindlein, das nackt und hilflos vor ihm lag, noch ein wenig länger zappeln; damit es jedoch nicht frieren sollte, warf er ihm einstweilen den Mantel seines Consulats „auf Lebenszeit" über. Unter diesem Mantel konnte es sich schon erwärmen und einige Wochen ruhig schlummern und seines Purpurmantels harren. —

Bonaparte war jetzt durch den Willen des französischen Volkes Consul auf Lebenszeit. Er stand vor den Stufen eines Thrones und es kam nur auf ihn an, ob er diese Stufen hinaufsteigen, oder ob er den geflüchteten König zurückrufen und ihm den Thron seiner Väter übergeben wolle.

Die Brüder Bonaparte's wünschten das Erstere, Josephine erflehte von dem Himmel das Letztere. Sie war zu sehr liebendes Weib, um diese kalten Freuden des Ehrgeizes zu ersehnen; sie war zu sehr mit ihrem persönlichen Glücke beschäftigt, um nicht für dasselbe zu fürchten. Wenn Bonaparte eine Krone auf sein Haupt setzte, mußte er auch daran denken, daß er der Gründer einer neuen Dynastie sey, und um seinen Thron zu befestigen, mußte er sich einen legitimen Thronerben an die Seite stellen. Josephine hatte ihrem Gemahl keine Kinder gegeben und sie wußte, daß dessen Brüder ihm schon mehr als einmal den Vorschlag gemacht, seine kinderlose Ehe zu trennen und sich eine junge Gemahlin zu wählen.

Für Josephine bedeutete also eine Krönung Bonaparte's eine Scheidung von ihr, und sie liebte ihn noch zu sehr mit der Liebe einer jungen Frau, um ein solches entsagungsvolles Unglück ertragen zu können. Zudem war sie im Grunde ihres Herzens eine Royalistin und nannte ganz heimlich den Grafen von Lille, welcher nach so vielen Stürmen und Irrfahrten in Hartwell ein Asyl gefunden, den legitimen König von Frankreich.

Die Briefe, welche der Graf von Lille — der nachherige König Ludwig XVIII. — an Bonaparte geschrieben, hatten Josephinens Herz mit tiefer Rührung erfüllt und in einer Art banger Vorahnung hatte sie ihren Gemahl beschworen, dem unglücklichen Bruder des enthaupteten Königs wenigstens eine milde, schonende und versöhnende Antwort zu geben. Ja sie hatte es sogar gewagt, Bonaparte zu bitten, das zu erfüllen, was Ludwig von ihm forderte, nämlich den Thron seiner Väter ihm wieder zu geben. Allein Bonaparte hatte zu diesem ihrem Plane nur wie zu einem leichten Kinderscherze gelacht; es war ihm nicht im Entferntesten in den Sinn gekommen, daß man im Ernst von ihm fordern könne, seine Lorbeeren und seine Siegestrophäen zu den Stufen eines Thrones niederzulegen, den nicht er, sondern ein Glied der Familie der Bourbonen, welche Frankreich auf ewig verbannt hatte, besteigen solle!

Ludwig hatte an Bonaparte geschrieben:

„Ich kann es nicht glauben, daß der Sieger von Lodi, Castiglione und Arcole, der Eroberer von Aegypten nicht den wahren Ruhm einer eitlen Berühmtheit vorziehen sollte. Indeß verlieren Sie eine kostbare Zeit. Wir können den Ruhm Frankreich sichern, — ich sage „wir", weil ich dazu Bonaparte's bedarf und weil er es nicht ohne mich vollenden kann."

Aber Bonaparte fühlte schon die Kraft, nicht „wir", sondern „ich" zu sagen, d. h. sein Werk allein zu vollenden, und er antwortete Jenem:

Digitized by Google

„Sie können Ihre Rückkehr nach Frankreich nicht wünschen, denn Sie würden über hunderttausend Leichen dahinschreiten müssen. Opfern Sie Ihr Interesse der Ruhe und dem Glücke Frankreichs. Die Geschichte wird es Ihnen Dank wissen."

Ludwig hatte in seinem Briefe Bonaparte gesagt: „Wählen Sie Ihren Platz, bestimmen Sie das Schicksal Ihrer Freunde." — Nun wohl, Bonaparte bestimmte sich selber seinen Platz, aber es war unglücklicherweise für den Grafen von Lille derselbe Platz, den dieser sich selbst vorzubehalten wünschte.

Josephine wäre gern bereit gewesen, dem „König" seine Stelle einzuräumen, wenn nur dadurch ihr Gemahl ihr erhalten bliebe. Sie sehnte sich nicht nach einer Krone, deren freilich ihr schönes, anmuthiges Haupt nicht bedurfte, um bewundert zu werden.

„Sie werden es nicht vermeiden können, eines Tages Königin oder Kaiserin zu werden," sagte Bourienne einmal zu ihr.

Sie antwortete mit Thränen:

„Mein Gott, ich bin fern davon, diesen Ehrgeiz zu haben; so lange ich lebe, die Frau Bonaparte's, des ersten Consuls, zu seyn, das ist Alles, was ich wünsche. Sagen Sie ihm das, beschwören Sie ihn, daß er sich nicht zum König machen solle."

Und Josephine begnügte sich nicht, Bourienne zu beauftragen, ihrem Gemahl das zu sagen, sie hatte auch den Muth, es ihm selber zu sagen.

Alsbald kam sie in das Kabinet Bonaparte's, welcher sich ihr heute beim Dejeuné ungewöhnlich heiter und guter Laune gezeigt. Sie war eingetreten, ohne sich melden zu lassen, und näherte sich jetzt leise auf den Fußspitzen ihrem Gemahl, der, den Rücken gegen sie gekehrt, sie noch nicht gesehen hatte.

Leise schlang sie den Arm um seinen Nacken und ließ sich auf seinen Schooß niedergleiten, und dann mit einem Ausdruck unaussprechlicher Liebe und Zärtlichkeit seine bleichen Wangen und sein glänzendes braunes Haar streichelnd, sagte sie zu ihm:

„Ich bitte Dich, mache Dich nicht zum König. Dein böser Bruder Lucian will Dich dazu drängen, doch höre nicht auf ihn!"

Bonaparte lächelte. „Du bist eine Thörin, meine arme Josephine!" sagte er. „Es sind Deine alten Wittwen aus dem Faubourg St. Germain und vor allen Dingen Deine La Rochefaucould, welche Dir solche Mährchen einreden; aber sie langweilen mich. Laß mich daher in Ruhe damit." —

Bonaparte hatte Josephine nur lachend und mit einem Scherzworte abgewiesen, allein mit seinen Vertrauten sprach er jetzt schon ernsthaft davon, sich eine Krone auf sein Haupt zu setzen.

Bourienne sagte einst im Laufe eines solchen Gespräches zu ihm:

„Sie sind als erster Consul der erste und berühmteste Mann in ganz Europa, während, wenn Sie sich eine Krone aufsetzen, Sie der jüngste der Könige seyn werden und den andern den Vortritt lassen müssen."

Bonaparte's Augen blitzten höher auf und mit jenem kühnen, imponirenden Ausdruck, der ihm in großen und entscheidenden Momenten eigen war, erwiederte er:

„Der jüngste der Könige? Nun, so werde ich alle andern von ihren Thronen verjagen und neue Dynastieen gründen; dann wird man mich doch als den ältesten Fürsten anerkennen müssen!"

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Feuerspritzen.

Wenn man den Industriepalast, entzückt von dem Anblicke seiner Herrlichkeiten, verläßt und sich im Panorama, das man mit Recht die Krone der Ausstellung nennen darf, an seiner blendenden Pracht satt gesehen hat, führt uns ein Viadukt in die eine Viertelstunde lange, an der Seine hinlaufende Maschinen-Gallerie. Welch großartiges Schauspiel! Hat uns der Anblick der einzig schönen Fabrikate kaum erst mit Bewunderung erfüllt, so stehen wir jetzt auf einmal staunend vor den auf's Sinn- und Kunstreichste construirten Maschinen, welche jene erzeugten. Namentlich macht aber das Leben, welches der Dampf diesen Metallkörpern einhaucht, das Arbeiten dieser wundervollen Maschinen, welche vor den Augen der Beobachter Proben von ihrer Virtuosität ablegen, den Besuch dieser Gallerie interessanter, als irgend einen andern Theil der Ausstellung. Für heute wollen wir aber nicht weiter von diesen Maschinen reden, sondern Ihre Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand lenken, der, weil er so tief in die Lebensverhältnisse eingreift, das allgemeine Interesse wohl verdient, nämlich die Feuerspritzen. Fabrikanten aus verschiedenen Ländern, besonders Frankreich,

England und Nordamerika, haben derartige Musterpumpen aufgestellt und man sollte meinen, daß mit diesen Ländern, wo der Maschinenbau so erstaunliche Fortschritte gemacht hat, auch hinsichtlich dieses Fabrikats keine Concurrenz möglich wäre. Nachdem wir aber alle diese Feuerspritzen genau untersucht hatten, überzeugten wir uns, daß sie, abgesehen von ihrer Schwerfälligkeit und Plumpheit, wegen ihrer mangelhaften Einrichtung ihrem wichtigen Zwecke kaum halbwegs entsprechen, und namentlich mußten wir uns über die noch sehr unvollkommene Spritze, welche ein Fabrikant aus Paris aufgestellt hat, wo doch das Institut der Pompiers sonst so gut organisirt und so weit vorgerückt ist, im höchsten Grade wundern. Welch günstigen Eindruck macht dagegen schon auf den ersten Anblick die von Hrn. C. Metz aus Heidelberg gefertigte Feuerspritze nebst dem vollständigen Lösch- und Rettungsapparate. Auf einem kleinen Raum steht diese mit meisterhafter Kunst und größtem Fleiße gearbeitete Maschine, deutsche Solidität mit französischer Eleganz verbindend, vor uns. Was sie hauptsächlich noch auszeichnet, ist, daß sie trotz ihrer Niedlichkeit und Leichtigkeit, womit sie gehandhabt und überallhin geführt werden kann, eine Spritzkraft von 150 Fuß besitzt, welche je nach Erforderniß mittelst eines Regulators beliebig reducirt werden kann. Durch die zweckmäßigsten Erfindungen, worauf Hr. Metz während seiner vieljährigen praktischen Laufbahn als Feuerspritzenfabrikant, sowie als Gründer und Instructor von bereits 61 Feuerwehren nach und nach gekommen ist, und namentlich durch einen verbesserten Luftapparat, vermöge dessen der Pompier im dichtesten Rauch und Schwefeldampf für sein Leben nicht das Geringste zu fürchten hat, im höchsten Grade vervollkommnet, übertrifft dieses Meisterstück alle andern Maschinen dieser Art, welche wir auf der Ausstellung sehen. Wahrlich, Deutschland und speciell Baden darf sich geehrt und geschmeichelt fühlen, daß es an Hrn. Metz einen so tüchtigen Künstler besitzt, der mit seltener Aufopferung und Nächstenliebe sein ganzes Leben und Wirken dem Wohle der Menschheit in so gefährlichen, verzweiflungsvollen Augenblicken widmet und auf nichts Anderes hinstrebt, als den Gemeinden die nützlichsten und billigsten Mittel zur Abwendung eines oft übernächtigen, Leben, Hab und Gut raubenden Unglücks zu bieten. — Möchten doch alle Gemeinden, denen es noch an einer vollkommenen Feuerwehranstalt fehlt, sich die Leistungen dieses sachkundigen, dienstfertigen, unermüdeten Mannes zu Nutzen machen und nicht zuwarten, bis sie erst durch Schaden klug gemacht werden! — Zum Schlusse fügen wir noch bei, daß die Jurycommission nach genauer Untersuchung der Metz'schen Spritze und des damit verbundenen Lösch-, Rettungs- und Luftapparats die vollste Anerkennung darüber ausgesprochen hat, und es läßt sich jetzt schon als gewiß voraussetzen, daß Hr. Metz, welcher übrigens bereits in München die große Medaille erhalten hat, auch in Paris den Sieg über alle seine Concurrenten davon tragen wird. Dem Verdienste seine Krone!

Mannigfaltiges.

Jüngst entschloß sich in London der Eigenthümer eines Elephanten, das Thier, welches 120 Jahre alt und durch ein Fußleiden an jeder Bewegung verhindert war, eines möglichst sanften Todes sterben zu lassen. Ein Arzt und ein Apotheker, welche die Aufgabe übernommen hatten, fingen ihre Todeskur damit an, daß sie den altersschwachen Patienten Chloroform einathmen ließen. Nach Verlauf von 10 Minuten war er bewußtlos und sie brachten ihm eine starke Dosis Blausäure bei. Als diese nicht half, gaben sie ihm zwei erkleckliche Dosen Strychnin, aber der Elephant verdaute das Strychnin wie die Blausäure ohne die geringsten Beschwerden. Man hoffte ihn durch Chloroform allein bewältigen zu können, ließ es ihn drei Stunden nacheinander unausgesetzt einathmen, und gab endlich auch diesen Versuch auf, da sich im Athmungsprozesse des Thieres keine Veränderung zeigte. Nach anderthalb Stunden hatte er sich von der dreistündigen Betäubung vollkommen erholt, und nun blieb nichts Besseres zu thun übrig, als dem Elephanten, nachdem man ihn neuerdings durch Chloroform bewußtlos gemacht hatte, eine der Carotiden zu öffnen. Nach einigen Minuten hatte so das riesige Thier, ohne auch nur das geringste Zeichen von Schmerz zu zeigen, verendet.

Am 8. Juli starb in Bad Ems der berühmte Nordpolfahrer Admiral Sir William Edward Parry. Er war im Jahre 1790 zu Bath geboren.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 93. Sonntag, 5. August 1855.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

3.

Die Verbindung Hortensens mit einem Bruder Bonaparte's hatte für Josephine nicht die Resultate gehabt, welche sie davon erhofft. Sie hatte eine unglückliche Wahl getroffen, denn Louis war von allen Brüdern des Consuls derjenige, welcher sich am wenigsten um Politik kümmerte, am wenigsten dazu geeignet war, Intriguen zu machen. Außerdem hatte diese Verbindung die Liebe, welche Louis für Josephine sonst immer empfunden, bedeutend vermindert. Er zürnte ihr in seinem redlichen Herzen, daß sie so egoistisch gewesen, ihrem persönlichen Wohl das Glück ihrer eigenen Tochter zu opfern; er zürnte ihr auch, daß sie ihn gezwungen, in eine Ehe zu treten, welche die Liebe nicht geschlossen, und wenn Louis Bonaparte sich gleichwohl niemals zu den Feinden Josephinens gesellte, so hatte sie doch in ihm einen Freund verloren.

Seltsam und ungewöhnlich war die Ehe dieser beiden jungen Leute; sie hatten einander offen die Abneigung gestanden, welche sie für einander fühlten, sie machten sich gegenseitig kein Hehl daraus, daß nur der Zwang sie zu dieser Vermählung getrieben, und in ihrer seltsamen Vertraulichkeit gingen sie so weit, einander zu bemitleiden und sich als Freunde zu trösten über das Unglück, welches sie als Gatten empfanden. Sie sagten einander offenherzig, daß sie sich niemals lieben könnten, daß sie sich haßten; sie bemitleideten sich so sehr, daß aus diesem Mitleid die Zärtlichkeit, aus diesem Haß die Liebe hätte hervorblühen können. Schon konnte Louis stundenlang neben seiner jungen, schönen Frau sitzen, bemüht, mit heiterem Scherzwort sie zu zerstreuen und die Schatten von ihrer Stirn zu verjagen; schon hielt Hortense es für ihre heiligste und süßeste Pflicht, ihren Gemahl durch freundliches Entgegenkommen und zarte, aufmerksame Beachtung für das Unglück zu entschädigen, das er an ihrer Seite empfand; schon trösteten sie einander damit, daß das Kind, welches Hortense jetzt unter ihrem Herzen trug, ihnen dereinst Beiden ein Trost und eine Vergeltung seyn werde für ihre unglückliche Ehe und ihre verlorene Freiheit.

„Wenn ich Ihnen einen Sohn schenke," sagte Hortense lächelnd, „und wenn er Sie einst mit dem süßen Worte „Vater" anredet, dann werden Sie mir verzeihen, daß ich seine Mutter bin."

„Und wenn Sie den Sohn an's Herz drücken, wenn Sie fühlen, daß Sie ihn grenzenlos lieben," sagte Louis, „dann werden Sie mir verzeihen, daß ich Ihr Gemahl bin, dann werden Sie mich wenigstens nicht mehr hassen, denn ich werde der Vater Ihres geliebten Kindes seyn." —

Hätte man diesen jungen, reinen Herzen Zeit gelassen, sich selber zu begreifen und zu verstehen, so würden sie das Unglück besiegt und aus dem Hasse sich die Liebe geboren haben. Aber die Welt war ihnen erbarmungslos und grausam, sie hatte kein Mitleid mit ihrer Jugend und ihrem Leid, sie zerstörte mit rauher Hand diese zarte Blüthe einer zukünftigen Liebe, welche da in ihrem Herzen zu knospen begann. — Josephine hatte Hortense an ihren Schwager vermählt, um durch ihn eine Stütze in der Familie zu haben, um ihre Tochter an ihrer Seite zu behalten, — jetzt machte man ihre eigene Tochter zu einer Zielscheibe hämischer Angriffe, boshafter Verleumdungen, jetzt wollte man ein anderes Mittel versuchen, Hortense zu entfernen.

Man flüsterte einander ins Ohr, daß Bonaparte nur deßhalb seine Stieftochter mit seinem Bruder vermählt habe, weil er selbst Hortense

Digitized by Google

liebe, weil er selber eifersüchtig gewesen auf Duroc, ja man ging in diesen schamlosen Verleumdungen so weit, daß man sogar anzudeuten wagte, das Kind, welches Hortense zu hoffen habe, sey ihm auf andere Weise verwandt, als nur dadurch, daß es das Kind seiner Stieftochter und seines Bruders sey.

Es war eine infernalische, aber klug berechnete Verleumdung, denn man wußte sehr wohl, wie sehr Bonaparte auch nur den Verdacht solcher unsittlichen Verhältnisse haßte, wie streng er in seinen Grundsätzen war und wie widerlich es ihm daher seyn mußte, sich selber zum Gegenstande solcher schmachvollen Verdächtigungen gemacht zu sehen. Man rechnete darauf, daß er, um denselben ein Ende zu machen, seinen Bruder Louis und Hortense von sich entfernen würde, und dann stand Josephine ganz allein und vereinsamt da, dann war es leichter, sie zu beseitigen und den Consul von seinem Schutzgeist zu trennen, der ihm mit schmeichelndem Flehen stets zuflüsterte: „Bonaparte, mache Dich nicht zum König! — Sey damit zufrieden, der größte Mann zu seyn! Setze nur keine Krone auf Dein Haupt!“ —

In Paris, wie gesagt, flüsterte man sich diese Verleumdungen nur leise ins Ohr, aber im Auslande sprach man desto lauter davon. Die Feinde Bonaparte's bemächtigten sich dieses elenden Gerüchtes und machten daraus eine Waffe, mit der sie wenigstens Bonaparte als Mensch angreifen wollten, da er als Held unangreifbar schien.

Eines Morgens las Bonaparte ein englisches Journal, welches ihm feindlich und, wie er wußte, das Organ des in Hartwell wohnenden Grafen von Artois war. Eine finstere Wolke zog, während er las, über die Stirn des ersten Consuls und mit einer zornigen Bewegung zerknitterte er das Papier in seiner Hand. Dann plötzlich erhellte sich sein Antlitz und ein stolzes Lächeln flog darüber hin. Er ließ seinen Haushofmeister rufen und trug ihm auf, sofort die nöthigen Einladungen zu einem Ball ergehen zu lassen, den er am nächsten Tage in St. Cloud geben wolle. Sodann begab sich Bonaparte selber zu Josephinen, um ihr die Nachricht von dem morgenden Feste zu bringen und ihr aufzugeben, Hortensen, welche seit einiger Zeit leidend war, zu sagen, daß er durchaus von ihr fordere, morgen auf dem Balle zu erscheinen.

Hortense war zu sehr gewohnt, den Befehlen ihres Stiefvaters zu gehorchen, als daß sie es gewagt haben sollte, ihm zu opponiren. Sie erhob sich von ihrer Chaise-longue, worauf sie schon seit Wochen träumend und sinnend zu liegen pflegte, und befahl ihren Frauen, sie zu dem Feste zu schmücken. Sie fühlte sich belästigt von diesem Putz, der so wenig zu ihrer Stimmung und auch zu ihrer Figur paßte, denn sie erwartete schon in einigen Wochen ihre Entbindung; aber in ihrem sanften und ergebenen Sinn wagte sie es nicht einmal, mit einem Gedanken zu murren gegen diesen Zwang, welchen der Befehl ihres Stiefvaters ihr auferlegte.

Sie begab sich also zur festgesetzten Zeit nach St. Cloud auf den Ball.

Der Consul kam ihr mit einem freundlichen Lächeln entgegen und statt ihr dafür zu danken, daß sie überhaupt gekommen, forderte er sie dringend auf, zu tanzen.

Hortense sah ihn erstaunt an und weigerte sich, diesem Wunsche zu genügen. Aber Bonaparte ward nur um so lebhafter in seinem Begehren.

„Du weißt, Hortense, wie gerne ich Dich tanzen sehe,“ sagte er mit seinem unwiderstehlichen Lächeln; „also thue es mir zu Liebe, tanze, wenn auch nur ein einziges Mal, wenn auch nur einen einzigen Contretanz!“

Und Hortense, obwohl widerstrebend, obwohl schamvoll erröthend, sich in dieser unförmlichen Gestalt den Blicken Aller preiszugeben, gehorchte dennoch und tanzte.

Das war in der Nacht geschehen; wie sehr also mußte Hortense erstaunen, schon am nächsten Morgen in dem Journal, welches sie las, ein Gedicht zu finden, welches in entzückenden und schmeichlerischen Worten von ihrem Tanze sprach und es als eine besondere Liebenswürdigkeit pries, daß Hortense trotz ihres Umstandes dennoch einen Contre getanzt habe.

Hortense fühlte sich durch dieses emphatische Gedicht nicht geschmeichelt, sondern beleidigt und sie eilte sofort nach den Tuilerien, um sich bei ihrer Mutter zu beklagen und zu fragen, wie es möglich sey, daß schon in den Zeitungen des nächsten Morgens Gedichte über dasjenige sich befinden könnten, was sich während der Nacht auf dem Ball begeben.

Bonaparte, welcher sich eben bei Josephinen befand, als Hortense eintrat, und an den sie jetzt zuerst ihre Frage richtete, gab ihr nur eine ausweichende, scherzende Antwort und entfernte sich dann. — Hortense wandte sich nun an ihre Mutter, welche da, wie sie jetzt erst bemerkte, mit verweinten Augen auf dem Divan lehnte. Ihr hatte Bonaparte keine ausweichende Antwort gegeben, sondern die volle Wahrheit gesagt, und Josephinens Herz war zu kummervoll, zu überfüllt

Digitized by Google

von diesem neuen, bittern Weh, als daß sie es vermocht hätte, dasselbe schweigend in sich zu verschließen.

Hortense verlangte eine Erklärung und ihre Mutter gab sie ihr. Sie sagte ihr, daß der Consul sie nur gebeten habe, einen Contre zu tanzen, weil er das Gedicht darüber schon vorher von dem Poeten Esmenard habe verfassen lassen; daß er den Ball nur befohlen habe, daß Hortense tanze, damit das Gedicht, welches von ihrem interessanten Umstande und ihrem Contre sprach, schon am andern Morgen in der Zeitung erscheinen könne.

Und als Hortense entsetzt nach dem Grunde aller dieser Veranstaltungen forschte, hatte Josephine den grausamen Muth, ihr von den Verleumdungen zu erzählen, welche man über sie und ihren Vater verbreitet habe, — ihr zu sagen, daß derselbe den Ball, ihren Tanz und das Gedicht nur deßhalb gewollt habe, weil er gestern in einem englischen Journal die verleumderische Anzeige gelesen, Madame Louis Bonaparte sey „schon vor einigen Wochen" von einem gesunden, kräftigen Kinde entbunden worden, und weil er diese boshafte Anzeige auf diese Weise habe widerlegen wollen.

Hortense empfing diese neue Wunde mit einem kalten, verächtlichen Lächeln. Sie hatte für diese unerhörte Beleidigung, diese schmachvolle Verleumdung kein Wort des Zornes oder der Indignation; sie weinte nicht und klagte nicht, nur als sie sich erhob, um ihre Mutter zu verlassen, sank sie ohnmächtig zusammen und es bedurfte stundenlanger Bemühungen, um sie ins Leben zurück zu rufen. —

Einige Wochen später gebar Hortense einen todten Knaben und damit war ihr letzter Traum von Glück zerstört, damit war die Hoffnung einer Annäherung zwischen ihr und ihrem Gemahl vernichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Goldschmiedwaaren.

Wir wenden uns heute zu einer Industrie, die wohl nur ihres praktischen Zweckes wegen als solche bezeichnet wird, ihrem Wesen nach aber eine Kunst ist, und zwar eine solche, welche einst sehr berühmte Meister als die ihrigen betrachtete — wir meinen die Goldschmiedekunst. Doch nicht allein als Kunstwerke verdienen die Erzeugnisse der Industrie unser Interesse, sie sind, wenn wir sie auf den kulturhistorischen Standpunkt stellen, die Repräsentanten der Bildungsstufe der Völker. Wenn die Baudenkmäler im Laufe der Jahrtausende verschwinden, wenn Eisen und Holz verrosten und verfaulen, so bleiben die edlen Metalle als Zeugen ihres Zeitalters; man vergräbt sie und entzieht sie auf diese Weise der Zerstörung, dem Raube, der Einschmelzung. Wir brauchen nur auf die Schmucksachen zu verweisen, welche unsere Museen als Reliquien der alten Völker Indiens, Aegyptens, Griechenlands, Roms bergen, um den Werth und die Wichtigkeit der Goldschmiedarbeiten, auch abgesehen von ihrer vorübergehenden weltlichen Bestimmung, einleuchtend zu machen.

Ohne von den biblischen Traditionen, ohne von den Andeutungen Homers zu sprechen, erinnern wir an die Vorliebe, welche Phidias für die Goldschmiedekunst hatte. Griechenland übertrug diesen Geschmack auf Rom, wo jene Kunst bis zum Verfalle des Reiches in hoher Blüthe stand; und da wir von dem Verfalle des römischen Reiches sprechen, so wollen wir den Leser ersuchen, die Goldarbeiten aus jener Zeit zu betrachten, um sich zu überzeugen, wie sehr dieselben ihre Epoche abspiegeln.

Wie das Christenthum überhaupt Kunst und Literatur durchdrang, so geschah dies auch mit der Goldschmiedekunst. Die meisten Erzeugnisse dieser Gattung aus dem Beginne der fränkischen Kaiserperiode, so wie aus den folgenden Jahrhunderten haben einen kirchlichen Zweck. Der Mönch Tudilo, welcher im 9. Jahrhundert eine Kunstschule im Kloster zu St. Gallen leitete, war nicht allein Dichter, Musiker, Maler, sondern auch Ciseleur und Goldschmied. Aus dieser Schule von St. Gallen ging die Florentiner Schule hervor, deren Zierde der Bildhauer und Goldschmied Ghibati und dessen Genossen Masolino da Paricale, Ghirlandajo und Pollajuolo waren. Ghibati, der Meister der Bronzethüren im Baptisterium zu Florenz, war ein durch und durch gläubiger Mann; ebenso seine Freunde und Schüler, welche hauptsächlich für Kirchen und Geistlichkeit arbeiteten. Ghirlandajo verdankt seinen Namen einem guirlandenförmigen Schmuck von seiner Erfindung, welcher solchen Beifall fand, daß er davon eine große Anzahl für die Florentiner Damen verfertigen mußte. Von ihm sind auch die vielen kleinen silbernen Bilderchen, welche die Gläubigen der Kapelle in der Verkündigungskirche zu Florenz

Digitized by Google

schenkten und die er gerade so sorgfältig ausarbeitete, wie irgend ein großes Kunstwerk.

Ghirlandajo nun war der Meister von Michel Angelo, wie Ghibati der Raphaels gewesen war; und so haben wir ein neues Beispiel von der innigen Verbindung, welche im Mittelalter zwischen Malern, Bildhauern und Goldschmieden bestand. Endlich als vierten und größten Meister der italienischen Goldschmiedeschule begrüßen wir Benvenuto Cellini, jenen unglückseligen Mann, auf dessen Schultern so viele mittelmäßige Werke geladen werden, um der großen Menge müßiger Museumsbesucher einige Aufmerksamkeit abzugewinnen.

Mit Benvenuto Cellini hat aber auch die Goldschmiedekunst in Italien ihren Höhepunkt erreicht. Er bewerkstelligt namentlich bedeutende Fortschritte in der Ciselirkunst und man verdankt ihm die Erfindung des sogenannten Mattbunzens. Nach ihm beginnt der Verfall; an die Stelle des guten Geschmackes der Raphael'schen Schule treten die Schnörkel und der Flitterstaat der mediceischen Periode. Nur in Venedig fand die italienische Kunst noch einen Zufluchtsort, nahm aber dort, in Folge der vielfachen Beziehungen der Republik zu den Türken, einen orientalischen Charakter an, wie sich dies namentlich in den verschlungenen Ornamenten auf geprickeltem Grunde, in den Formen der Armbänder, Ringe, Ketten, Filigranarbeiten aus jener Zeit zeigt. Aus Venedig stammen denn auch ebensowohl gewisse maurische Formen, als aus Spanien, das die Kunstwerke wohl mit dem Golde der neuen Welt zahlte, dieses Gold selbst aber wenig verarbeitete.

Inzwischen aber war die Goldschmiedekunst in Deutschland auf eine hohe Stufe der Entwickelung gelangt, Dank dem Einflusse Hemmelings, Dürers, Aldegrave's und anderer Künstler. Virgilius, Solis, Paulus, Birkenholtz, v. Hülsen, Vulsen u. s. w. verschafften den deutschen Goldschmiedewaaren einen ungeheuren Ruf; Ulm, Augsburg, Nürnberg und Frankfurt waren die Hauptsitze dieser Kunst. Doch mit dem Ende des 16. Jahrhunderts trat auch hier der Verfall ein. Die Reformation wirkte einigermaßen hierauf ein, indem sie die kirchlichen Geräthe auf ein bescheidenes Maß beschränkte und somit das Goldschmiedehandwerk außerordentlich schmälerte. Von dieser Zeit an tritt Frankreich an die Spitze der Goldschmiedekunst.

Zwar blieb auch hier der Styl nicht immer rein, zwar drängten sich auch hier unkünstlerische Formen ein, allein die Kunst an und für sich ging nicht unter, da der Katholizismus und die angeborene, von seinen Fürsten stets genährte Prachtliebe des französischen Volkes ihr anhaltende Beschäftigung darboten. Indessen sind nur wenige Erzeugnisse aus der Zeit Ludwigs XIV., XV. und XVI. auf uns gekommen; der Adel, welcher zuletzt verarmte, verkaufte sein Silberzeug und die Revolution schmolz zu Geld ein, was noch übrig geblieben war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das Reizendste, was die Pariser Industrie an Tischuhren jetzt hervorgebracht, hat eine ganz eigenthümliche Form. Diese Uhren sind Bouquets oder einzelne blühende Pflanzen in Töpfen in vortrefflicher Arbeit, z. B. Rosenstöcke, Camellien ꝛc. Auf einer der voll erblühenden Rosen oder Camellien sitzt ein Schmetterling und rund um ihn herum auf den Blumenblättern sind die Stundenzahlen angebracht. In der Blume befindet sich das Uhrwerk, von dem man gar nichts sieht; der Schmetterling aber dreht sich langsam herum und seine Fühlhörner deuten die Zeit an.

Vor einiger Zeit ist eine Lyoner Dame auf einem ihrer Güter unweit der Stadt im 70sten Lebensjahre gestorben. Sie war berüchtigt geizig und hatte nur für ihre Hausthiere ein Herz. In ihrem Testamente setzte sie 800 Franken jährlich für ihre zwei Lieblingskatzen und 20 Fr. für ihre 21 Jahre alte Pudelhündin aus. Ein alter Kräuterhändler, der das Vertrauen der Verstorbenen besaß, erhält eine Rente von 500 Fr. unter der Bedingung, daß er seine Sorgfalt der Pflege obiger drei Thiere widmet und sie gut behandelt. Wird er von einem seiner Pfleglinge überlebt, so geht die Rente auf seine älteste Tochter über, und sind die drei Thiere sämmtlich todt, so erhält der Testamentsvollstrecker das Kapital unter der Bedingung, daß er zehn Jahre hindurch 100 Fr. jährlich an arme Frauen spendet, welche die mit dem 1. Januar 1856 beginnende Hundesteuer nicht bezahlen können.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 94. **Dienstag, 7. August** **1855.**

Die Ernte.

Kaum beglüht der frühe Sonnenstrahl
Den frischen Thau am Halm, im Grase,
Tragen auch schon den gedengelt scharfen Stahl
Rasche Schnitter durch die Straße
Nach beglänztem Erntefeld,
Dessen Last die Halmung schwankend hält.

Sieh, wie Sens und Sichel schimmernd blinkt,
Tönend rauschen sie im Zirkelbogen
Durch das dürr' Gehälme, und zu Boden sinkt
Das Geroll der reifen Segenswogen!
Frohsinn mit Gesang ertönt,
Der des Gotteslängners Zweifel höhnt.

Wie sich Kleck' und Garb' und Haufen drängt,
Hier und dort noch schwer sich Aehren wiegen!
Wie die Achs' kracht, an das Vieh sich strengt,
Sich der hohen Wagen Leitern biegen! —
Sag' wer rief aus nacktem Land
Dies durch Regen und durch Sonnenbrand?

Armes Mitgeschöpf, an Zweifeln krank,
Mehr noch du, der ständig Gott will fliehen!
Wer befahl, daß mild der Regen sank?
Wer der Sonn', die Saaten zu erziehen?
Wer gab Nahrungsstoff dem Kern,
Der erhält, erfreut; kommt's nicht vom Herrn?

Auf, ihr Ernter! strömt mit Lust hinaus!
Der ist euer Gott, der euch jetzt segnet.
Führt den Segen jauchzend ihm nach Haus
Und vergeßt es nie, wie er geregnet,
Sonne gab; vergeßt ihn nicht,
Ach, und nie der Wiedersegnung Pflicht!

Wenn die hag're Noth, vom Glück verbannt,
An um eine milde Gab' euch flehet,
Laßt sie geh'n dann nicht mit leerer Hand;
Denkt der Flur, auf der ihr heute stehet, —
Was sie übervoll euch gab,
Ist der bleichen Noth ein Hungerstab.

Wohl euch, wenn ihr diese Pflicht erfüllt! —
Wie die schwere Aehr' euch segnend nicket,
So das Aug', das eine Thräne füllt
Für die Wohlthat eurer Hand — es blicket
Segen euch von Gott herab,
Netzt auch einst noch thränend euer Grab.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Hortense erhob sich von ihrem Krankenlager mit einem festen und entschlossenen Herzen. In diesen langen und einsamen Tagen, die sie auf ihrem Lager verbracht, hatte sie Muße gehabt, Vieles zu bedenken, Vieles zu durchschauen und ihre ganze Stellung und Zukunft zu erwägen. Sie war jetzt Mutter geworden, ohne ein Kind zu haben; indeß die Energie einer Mutter war ihr geblieben. Das junge, sanfte, träumerische Mädchen hatte sich jetzt in ein entschlossenes, thatkräftiges Weib verwandelt, das sich nicht mehr dem Unglück gramvoll beugen, sondern ihm eine stolze, klare Stirn entgegen stellen wollte. Da ihr Schicksal unabänderlich war, nahm sie es an, aber sie wollte sich von demselben nicht mehr unterjochen lassen, sondern es beherrschen, sie wollte versuchen, glücklich zu seyn, nicht durch das Herz, sondern durch den Geist, und da es ihr denn versagt war, eine harmonische, stillbefriedigte Häuslichkeit zu haben, so wollte sie sich bestreben, ihr Haus wenigstens zu einem angenehmen Mittelpunkt für ihre Freunde, für die Männer der Wissenschaft und der Künste, für Dichter und Sänger, Maler und Bildhauer zu

Digitized by Google

machen. Bald sprach man in ganz Paris von dem Salon der Madame Louis Bonaparte, von den heitern, kunstvollen Festen, welche man dort veranstaltete, von den Concerten, welche dort stattfanden, in denen die ersten Sänger der großen Oper die Compositionen Hortensens aufführten und Talma mit seiner wunderbar klangvollen Stimme deren Poesieen recitirte. Jedermann sehnte sich darnach, Zutritt zu haben zu diesen Soiréen, in welchen man nicht blos repräsentirte, sondern sich amusirte, nicht medisirte und einander verlästerte, sondern edlere Gegenstände der Unterhaltung fand, wo man die Werke der Künstler und Dichter bewunderte und des wieder erwachenden Geisteslebens sich freute.

Hortense wollte, da sie das Leben einmal angenommen, sich dasselbe so viel wie möglich verschönern und das Häßliche und Abstoßende, welches es enthielt, wollte sie nicht sehen, sondern wandte sich davon ab mit einem edlen, verachtungsvollen Stolze.

Niemals hatte sie nur mit einem Worte jener schmachvollen Verleumdungen gedacht, welche ihre Mutter ihr hinterbracht, denn sie hatte es für unmöglich erachtet, daß es ihrerseits einer Rechtfertigung, einer Darlegung ihrer Unschuld bedürfe; diese schamlosen Verdächtigungen, welche man gegen sie ausgestreut, lagen so tief unter ihr, waren so machtlos zu ihren Füßen niedergefallen, daß sie sie nicht zu erreichen im Stande gewesen.

Aber Bonaparte fühlte sich immer noch verletzt von diesen verleumderischen Gerüchten, die fortwährend durch seine Feinde wach erhalten wurden, um seine ruhmvoll errungenen Lorbeeren mit dem Schatten eines schmählichen Verbrechens zu verdüstern.

„Man verbreitet immer noch das Gerücht von einer Liaison zwischen mir und Hortensen," sagte er eines Tages zu Bourienne. „Damals glaubte ich, daß man dasselbe blos deßhalb im Publikum ausgesprengt habe, weil dies so sehr wünschte, daß ich ein Kind haben möchte. Nimmer aber glaubte ich an die Dauer solch abscheulichen Geredes."

„Ja, General, ich gestehe selber, daß ich nie geglaubt, diese Verleumdung würde sich so lange erhalten."

„Sie, Bourienne, wissen am besten, was daran ist; Sie haben Alles gehört, Alles gesehen, nicht der kleinste Umstand konnte Ihnen entgehen, Sie waren der Vertraute Hortensens Liebesverhältnisses mit Duroc, — ich erwarte von Ihnen, daß, wenn Sie einst über mich Etwas schreiben sollten, Sie mich von diesem infamen Vorwurf rein waschen werden. Denn nicht wahr, Bourienne, Sie haben niemals an diese abscheuliche Verdächtigung geglaubt?"

„Nein, niemals, General."

„Ich rechne also auf Sie, Bourienne, nicht blos um meinetwillen, sondern auch um der armen Hortense willen. Sie ist ohnedies schon unglücklich genug und auch mein Bruder ist es. Es verursacht mir Kummer, weil ich Beide liebe und dadurch die schändlichen Gerüchte über meine Beziehungen zu ihr neue Nahrung erhalten."

„Rechnen Sie auf mich, General, ich werde die Wahrheit sagen; unglücklicherweise aber hängt es nicht von mir ab, daß die Wahrheit von der Welt geglaubt werde." —

Bourienne hat jedenfalls sein Wort erfüllt. Mit tiefer Entrüstung weist er diese Verleumdungen, mit welchen man noch bis auf unsere Zeit das Andenken an Bonaparte und Hortense besudeln möchte, zurück und in seinem Zorn vergißt er sogar die feine Sprache, die ihm sonst überall eigen ist.

„Man lügt in seinen Hals hinein," schreibt er, „wenn man behauptet, daß Bonaparte für Hortense andere Gefühle als die eines Stiefvaters für seine Stieftochter hegte! — Hortense hatte für den ersten Consul eine achtungsvolle Furcht, sie sprach nur zitternd zu ihm. Niemals wagte sie ihn um Etwas zu bitten; sie wandte sich stets an mich, ich mußte ihre Wünsche vortragen, und nur wenn ich bei Bonaparte Widerstand fand, nannte ich die Bittstellerin. „„Die kleine Thörin,"" sagte der Consul, „„warum spricht sie nicht selbst? Hat sie denn Furcht vor mir?"" — Napoleon hat jederzeit für sie eine wahrhaft väterliche Liebe gehegt. Er liebte sie seit seiner Verheirathung wie sein eigenes Kind. Als jahrelanger Zeuge ihrer Handlungen und ihres intimsten Privatlebens erkläre ich, niemals etwas gehört und gesehen zu haben, was auch nur die kleinste Spur einer frevelhaften Vertraulichkeit verrathen hätte. Man muß diese Verleumdung zu denen rechnen, welche die Bosheit gern über diejenigen Menschen, die ein großes Eklat machen, ausbreitet und die der Neid gerne glaubt. Ich erkläre freimüthig, daß, wenn ich auch nur den mindesten Zweifel über diese elende Anschuldigung hegte, ich es sagen würde. Indeß Napoleon ist nicht mehr! — die unparteiische Geschichte darf und soll also diesen Vorwurf nicht aufbewahren, sie darf nicht leichtfertig aus einem Vater einen Liebhaber machen

Digitized by Google

wollen! — Gehässige Schriftsteller haben, ohne indessen Beweise geben zu können, behauptet, daß eine verbrecherische Liaison zwischen Bonaparte und Hortense bestanden habe. Lüge, schmähliche Lüge! Und dieses Gerücht ist allgemein nicht blos in Frankreich, sondern in ganz Europa verbreitet gewesen. Ach, sollte es denn wahr seyn, daß die Verleumdung einen so mächtigen Zauber ausübt, daß, wenn sie sich einmal eines Menschen bemächtigt hat, dieser nicht wieder von ihr befreit werden kann!" —

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Goldschmiedwaaren.

(Fortsetzung.)

So wie Frankreich die Goldschmiedekunst des Mittelalters zu Grabe getragen, hat es dieselbe auch wieder von Neuem auferstehen lassen. Das Kaiserreich brachte diese Auferstehung durch Herstellung des katholischen Cultus zu Wege, und wieder vereinigen sich Bildhauer und Maler mit tüchtigen Goldschmieden, um eine Reihe von Kunstwerken zu Stande zu bringen, welche die Vorbilder der übrigen Länder wurden. Proudhon und Isabey lieferten Odiot, Birnais, Lafontaine die Zeichnungen, und aus der Fremde kamen die jungen Goldschmiede nach Paris und eigneten sich die neuen Muster, die neuen Verfahrungsarten an. Die Bourbonen setzten das Bestreben Napoleons fort, sowie auch die Julidynastie, unter welcher Goldschmiede wie Fauconnier, Fannière, Froment-Meurice, Lebrun, Morel, Wagner ꝛc. lebten.

Die Juweliere bleiben hinter den Goldschmieden nicht zurück, die veralteten, unschönen Rosetten und Sterne machen neuen, künstlerischen Formen Platz. Kurz, Paris wird die unumschränkte Herrscherin auf dem Gebiete dieser beiden Kunstzweige; und so gelangen wir denn zur Besprechung der französischen Goldschmiede- und Juwelierarbeiten.

Der erste unter den Glasschränken, welche wir rechts vom Haupteingange im untern Saale antreffen, gehört Hrn. Rudolphi, einem Dänen von Geburt, der aber durch langjähriges Domicil ganz Franzose geworden ist. Hr. Rudolphi beschäftigt sich hauptsächlich mit der Nachahmung antiker und orientalischer Goldschmiede- und Bijouteriewaaren und verwendet dabei zwei der tüchtigsten Künstler ihres Faches, Jeoffroy de Chaulmes und Stenel. Wir sehen in seiner Ausstellung u. A. einen Humpen von Elfenbein und Silber mit Türkisen besetzt, eine persische Vase, einen mit Türkisen besetzten Säbel, alles Stücke von großer Schönheit; ferner einen Gueridon, in dessen Platte 97 alte Emaillen, das Leben Christi und aller Heiligen darstellend, eingelassen sind; endlich eine große silberne Vase und mehrere silberne Schüsseln. Das Einzige, was man an diesen Sachen auszusetzen hätte, ist, daß sie mehr ausciselirt seyn könnten; allein dies ist ein rein technischer Punkt, welchem leicht nachzuhelfen ist und welcher nicht verhindert, daß die Erzeugnisse des Hrn. Rudolphi einen ausgezeichneten Platz unter denen des Industriepalastes einnehmen.

Mitten unter allen diesen Schätzen zieht ein kleiner, unscheinbarer Gegenstand unsere Aufmerksamkeit auf sich; es ist eine ganz kleine silberne Tasse, die höchstens für 40 Fr. Silber enthält, dennoch aber ihren Verfertiger, Hrn. Lebrun, an 4000 Fr. gekostet hat. Freilich ist diese Tasse auch ein Meisterstück, ein Wunder der Ciselirkunst, vor dem man geblendet und gefesselt stehen bleibt. Zwei kleine Basreliefs, Faune und Satyre vorstellend, welche unter Blumen und Früchten tanzen, zieren die Obertasse; der Grund ist mit minder erhabenen Blumen und Fruchtguirlanden geziert. Auf der Untertasse sind die vier Jahreszeiten dargestellt; Kinderfiguren zieren den Deckel. Man kann nichts Graziöseres, Lieblicheres sehen, und gewiß, Benvenuto hat nichts Vollendeteres gemacht. Hr. Lebrun will, wie wir hören, noch ein Service ausstellen, welches vom Vicomte de Viart bestellt ist und 40,000 Fr. kosten wird.

In einem und demselben Schranke befinden sich die Ausstellungen von Lepage und Wiese. Lepage war einer der ersten Waffenfabrikanten von Paris, welcher sein prächtiges Kunstkabinet seinem Schwiegersohne Hrn. Bro, Oberst bei den Spahis, hinterlassen hat. Dieser setzt nun, aus Liebe und Sinn für die Kunst, das Geschäft fort und läßt bei den ersten Künstlern arbeiten. Wir sehen in seiner Ausstellung einen Schild aus getriebenem Stahl; das Sujet ist aus Ariost: Roger, Angelika, Morphise, Rinaldo, Bradamont, Roland tummeln sich und kämpfen mit den Ungeheuern. Man erkennt an der ganzen Arbeit die Meisterhand, namentlich bemerken wir eine Frauengestalt auf dem Rücken eines Ungeheuers, die von unendlicher Schönheit ist; der Grund des Schildes ist mit Arabesken verziert. Außerdem erwähnen wir ein Service

Digitized by Google

für den Kaiser, einen Schild für den Herzog von Luynes, eine Gießkanne, silberne Vasen. Das Hauptstück aber ist eine von Vechte gearbeitete Vase, deren Fuß von jungen Centauren umgeben ist; das große Basrelief stellt Frauen und Centauren im Kampfe dar; unter der Schnauze der Vase befindet sich eine geflügelte Siegesgöttin, auf dem Henkel sieht man Bacchus und ein Kind, welches Weintrauben auspreßt. Die ganze Composition zeugt von Energie und großer Geschicklichkeit, nur sind die Reliefs etwas übertrieben. — Wir müssen endlich noch den Schild erwähnen, welcher für den Herzog von Luynes nach dessen eigener Zeichnung von Cavallier modellirt und von Fannière getrieben worden ist; es ist dies ein Meisterstück der Technik.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Gutsbesitzer im Rheingau kam zufällig in den Besitz eines Verzeichnisses der Weinjahre von 1626 bis auf die neuere Zeit und hat dieses im nassauischen landwirthschaftl. Wochenblatte (1835) abdrucken lassen und seitdem fortgesetzt. Dieses Verzeichniß rührt aus dem ehemaligen Kloster Eberbach her, welches den berühmten Steinberg, jetzt herzogl. nassauische Domäne, sein Eigenthum nannte. Es stimmt mit allen Notizen, welche man über diesen Gegenstand in den weinbauenden Gegenden besitzt, überein. Im obigen Jahrgange des angegebenen Blattes sind diese Weinjahre in drei Klassen getheilt. Schlechte, mittelmäßige und auch solche, welche blos trinkbare Weine boten, kamen unter die Rubrik Fehljahre, und die andern wurden in gute und Hauptjahre geschieden, und am Schlusse der Durchschnittsberechnung wurde aufgestellt, wie viel sogenannte Treffer jedesmal in 20 Jahren vorkamen. Jetzt, wo gar Manche daran verzweifeln, jemals wieder guten Wein zu trinken, dürfte es vielleicht nicht uninteressant seyn, diese hier am Schlusse in Abschrift folgende Durchschnittsberechnung zu lesen. Aus dem Verzeichniß ergibt sich, daß die nämlichen Verhältnisse von jetzt, sechs aufeinander folgende Fehljahre, schon öfter vorkamen. Die

Jahre	1671	bis	1675	waren	5	Fehljahre,
	1730	„	1735	„	6	„
	1767	„	1772	„	6	„
	1789	„	1793	„	5	„

Daß aber in der Natur sich Alles ausgleicht, wird ein Blick auf die folgende Durchschnittsberechnung zeigen, und in Folge derselben dürften wir in dem doppelten Jahrzehnt, von 1846 bis 1865, mindestens 6 gute Weinjahre zu erwarten haben. In einem Rheingauer Blatte wird der leidige Trost gegeben, daß auch in diesem Jahre der Wein schlecht werden würde, aus dem Grunde, weil seit mehr als 1000 Jahren alle auf 55 endigenden Jahrgänge schlecht gewesen. Abgesehen davon, daß nur allein der Aberglaube auf dieses zufällige Zusammentreffen würde Rücksicht nehmen können, ist auch die Sache an sich nicht wahr; denn wenn auch das Jahr 1755 nur einen Wein lieferte, welcher als trinkbar bezeichnet ist, so gab doch das Jahr 1655 einen solchen, welchem das Prädikat „gut" beigelegt wurde. Es dürfen also die Weintrinker noch nicht verzweifeln, in nicht allzu langer Zeit wieder gute und preiswürdige Schoppen zu finden. Im 20jährigen Durchschnitte von 1626 bis 1845 einschließlich gaben die Jahre

1626	bis	1645	7	gute	und	2	Hauptjahre,
1646	„	1665	6	„	„	2	„
1666	„	1685	5	„	„	3	„
1686	„	1705	6	„	„	2	„
1706	„	1725	4	„	„	5	„
1726	„	1745	7	„	„	2	„
1746	„	1765	7	„	„	5	„
1766	„	1785	7	„	„	2	„
1786	„	1805	8	„	„	—	„
1806	„	1825	5	„	„	3	„
1826	„	1845	7	„	„	2	„

69 gute und 28 Hauptjahre.

220 Jahre 97

Sylben-Räthsel.

Die erste liebt an manchem Instrument man zwar,
Doch tadelt Mancher sie am zweiten Sylbenpaar.
Dies zweite Sylbenpaar nennt einen Mann im Staat,
Vor dessen Stande man die größte Achtung hat.
Das Ganze findet in den meisten Staaten man,
Doch wohl dem Staat, der immer es entbehren kann.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 93. Freitag, 10. August 1833.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

4.

Josephinens Bitten waren fruchtlos gewesen, oder wenigstens hatte Bonaparte sie nur nach dem Wortlaut befriedigt. Sie hatte gesagt: „Ich bitte Dich, mache Dich nicht zum König!" Nun wohl, Bonaparte machte sich nicht zum König, sondern — zum Kaiser! Er nahm die Krone nicht auf, welche von dem Haupte der Bourbonen herabgefallen war, er schuf sich eine neue — eine Krone, welche ihm indessen von dem französischen Volk und dem Senat angeboten ward.

Die Revolution stand noch immer als ein drohendes Gespenst hinter dem französischen Volk, man fürchtete immer noch ihre Wiederkehr und seit der entdeckten Verschwörung von Georges, Moreau und Pichegru fragte man sich angstvoll, was aus Frankreich werden solle, wenn es den Verschworenen gelänge, den Consul zu ermorden, und wenn die Republik ohne Lenker und Steuermann wieder hinaus gestoßen würde auf das wilde Meer der Revolution.

Das Volk verlangte also eine Feststellung und Sicherung seiner Institutionen, und nur eine Dynastie war im Stande, eine solche zu bieten. Das Consulat auf Lebenszeit mußte daher in ein erbliches Kaiserreich verwandelt werden. Hatte doch Bonaparte selber gesagt: „Man kann Kaiser (Imperator) einer Republik seyn, nicht aber König einer Republik." — Man wollte also Bonaparte zum Kaiser machen, weil man sich schmeichelte, dabei immer noch die Republik erhalten zu können.

Am 18. Mai des Jahres 1804 ward der so lange, so sorgsam vorbereitete Plan ausgeführt, am 18. Mai begab sich der Senat nach St. Cloud, um im Namen des französischen Volkes und des Heeres Bonaparte zu bitten, die Kaiserwürde anzunehmen und den römischen Stuhl eines Consuls mit dem französischen Thron eines Kaisers zu vertauschen.

Cambacères, jüngst noch der zweite Consul der Republik, stand an der Spitze des Senats und hatte die Pflicht, Bonaparte die Wünsche des französischen Volkes vorzutragen. Cambacères, welcher einst, als Mitglied des Convents, seine Stimme zu der Verurtheilung Ludwigs XVI. gegeben, damit das Königthum auf immer aus Frankreich verbannt werde — Cambacères war jetzt der Erste, welcher Bonaparte als „kaiserliche Majestät" und mit dem kleinen, aber so bedeutungsvollen Worte „Sire" anredete. Dafür belohnte ihn der neue Kaiser, indem er gleich an diesem ersten Tage seines Kaiserthums und als erste That seines neuen Herrscherthums an denselben schrieb und ihn zum Erzkanzler und Erzschatzmeister des Reichs ernannte.

In diesem Briefe, dem ersten Schriftstück, das Bonaparte mit dem einfachen Namen „Napoleon" unterzeichnete, behielt der Kaiser noch die Schreibart des Republikaners bei. Er redete Cambacères als „Bürger Consul" an und behielt noch die Zeitrechnung der Revolution bei, denn sein Brief enthielt das Datum: „den 18. Floréal des Jahres XII."

Die zweite That des Kaisers am ersten Tage seiner neuen Würde war, daß er auch den Mitgliedern seiner Familie neue Würden verlieh und sie zu Prinzen von Frankreich mit dem Titel „kaiserliche Hoheit" erhob. Außerdem ernannte er seinen Bruder Joseph zum Kurfürsten, seinen Bruder Louis zum Connetable (Reichsmarschall). In dieser neuen Würde hatte Louis dem Kaiser schon am selben Tage die Generalität und die Stabsoffiziere vorzustellen und sie sodann auch

Digitized by Google

zur Kaiserin zu führen — zur Kaiserin Josephine.

Die Prophezeiung der Negerin von Martinique war jetzt erfüllt — Josephine war „mehr als eine Königin."

Aber Josephine, inmitten ihrer neuen Herrlichkeit und des Glanzes dieser neuen Würde, dachte mit angstvollem Herzen an die Worte der Wahrsagerin von Paris: „Sie werden eine Krone tragen, aber nur auf kurze Zeit." — Sie fühlte wohl, daß dieses mährchenhafte Glück nicht lange dauern könne, daß der neue Kaiser es mindestens machen müsse wie die Könige des Alterthums, nämlich seinem Glück das Liebste und Theuerste zu opfern, um die grollenden Dämone der Rache und des Neides zu befriedigen, — daß er sie also opfern werde, um sich die Dauer seines eigenen Glückes und seine Dynastie zu sichern.

Deßhalb also war die neue Kaiserin traurig und wehmuthsvoll, deßhalb erschreckte sie diese neue Größe, und nur mit bangem Zagen nahm sie Besitz von den neuen Titeln und Würden, welche das Schicksal wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn des Glückes über sie ausgoß. — Mit einer Art schamvollen Erbebens hörte sie sich jetzt mit dem Titel anreden, mit dem sie einst vor Jahren in diesen nämlichen Räumen die Königin von Frankreich angeredet, wenn sie als Marquise v. Beauharnais in die Tuilerien kam, der schönen Marie Antoinette ihre Huldigungen darzubringen. Marie Antoinette war auf dem Schaffot gestorben, jetzt war *sie* die „Majestät", welche in den Tuilerien thronte, während in einem Winkel von England der legitime König von Frankreich ein einsames und düsteres Leben hinträumte.

Josephine, wie gesagt, war eine gute Royalistin und sie trauerte noch als Kaiserin über das Loos der unglücklichen Bourbonen. Sie erachtete es als heilige Pflicht, Denen helfend und rathend zur Seite zu stehen, welche, treu ihrem Prinzip, den königlichen Flüchtlingen gefolgt waren. Den Emigrirten stand daher stets ihre Börse offen, und wenn sie immer neue Schulden machte und in neue Geldverlegenheiten gerieth, trotz der enormen Summen, welche sie allmonatlich erhielt, so war nicht blos ihre Verschwendung daran schuld, sondern auch ihr gutes und großmüthiges Herz — denn Josephine hatte die Hälfte ihrer monatlichen Einnahmen zur Unterstützung armer Emigrirten bestimmt, und wie sehr sie selber auch zuweilen in Verlegenheit seyn mochte, wie sehr ihre Gläubiger sie drängten, niemals duldete sie, daß von diesen Summen etwas genommen werde, welche sie für genannten Zweck bestimmt, dem Unglück und der Treue geweiht hatte.

Josephine also war jetzt Kaiserin und ihre Tochter, die Gemahlin des Connetable von Frankreich, nahm nach ihrer Mutter an diesem glänzenden Hofe des Kaisers die zweite Stelle ein. Die Tochter des guillotinirten Vicomte v. Beauharnais war jetzt eine Prinzessin von Frankreich, eine „kaiserliche Hoheit", welcher man sich nur ehrfurchtsvoll nahte, welche ihren Hof und ihre Ehrendamen hatte und deren Freiheit und persönliches Behagen, gleich dem ihrer Mutter, von der strengen Etikette, welche der Kaiser an dem neuen Hofe eingeführt sehen wollte, in Fesseln geschlagen ward.

Aber weder Josephine noch Hortense ließen sich blenden von dem neuen Glanz, — die Krone hatte der Ersteren keine neue Würde zu verleihen vermocht, die glänzenden Titel konnten Hortensens Schönheit nicht steigern, ebenso ihr verschwiegenes Leid nicht mindern; sie wäre glücklich gewesen in bescheidener Zurückgezogenheit an der Seite eines geliebten Mannes — ihre imposante Stellung vermochte sie nicht zu entschädigen für das verlorene Frauenglück.

Indeß das Schicksal schien Mitleid zu haben mit diesem edlen, sanften Wesen, welches das Unglück und die Größe mit gleicher lächelnder Würde zu tragen wußte, — das Schicksal wollte Hortensen einen Ersatz bieten für den Verlust ihres ersten Mutterglückes und eine neue Hoffnung regte sich unter ihrem Herzen.

Ihre Mutter empfing diese Nachricht mit Entzücken, denn diese Hoffnung war auch eine Hoffnung für sie. Wenn Hortense einen Sohn gebar, so mochte das Unglück von dem Haupte der Kaiserin abgewandt werden, so mochten die bösen Dämone versöhnt seyn. Denn mit diesem Sohne war die Dynastie der Kaiserfamilie gesichert; dieser Sohn konnte der Erbe des Kaiserthrones seyn und Napoleon konnte das Kind, welches zugleich sein Neffe und sein Enkel war, wohl zu seinem Sohn adoptiren. Und Napoleon versprach Josephinen, daß er das thun werde; er wolle, sagte er, sich lieber begnügen mit einem Adoptivsohn, in dessen Adern das Blut des Kaisers und der Kaiserin gemischt war, als sich von ihr, seiner Josephine trennen zu müssen.

Noch liebte Napoleon seine Gemahlin, noch verglich er Alles, was ihm schön und genußvoll erschien, mit *ihr*, diesem guten Engel, welcher seine Größe mit holder Anmuth und Güte segnete. Als das Volk den Imperator mit lauten

Digitized by Google

Jubelrufen begrüßte, als es mit donnerndem Applaus ihn empfing, da sagte Napoleon mit strahlendem Antlitz: „Welch köstliche Musik ist das! Diese Acclamationen und Grüße, sie klingen mir so süß, so sanft, wie die Stimme Josephinens! Wie stolz und glücklich bin ich, so geliebt und geehrt zu werden!"

Aber immer noch nicht war dem großen Ehrgeiz Napoleons genug gethan. Wie er einst, als er in die Tuilerien als erster Consul seinen Einzug gehalten, gesagt hatte: „Es ist nicht genug, in den Tuilerien zu seyn, man muß auch darin bleiben können," so sagte er jetzt: „Es ist nicht genug, vom französischen Volk zum Kaiser ernannt zu seyn, man muß auch vom Papst als Kaiser die Weihe erhalten haben."

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Goldschmiedwaaren.

(Fortsetzung.)

Wir hätten vor allen Dingen von der Ausstellung des Hrn. Froment-Meurice sprechen sollen, dieses Fürsten der französischen Goldschmiede; doch die schönsten Sachen fehlen noch in seinem Schranke. Beschäftigen wir uns einstweilen mit einem seiner talentvollsten Schüler, Hrn. Wiese, einem jungen Anfänger, welcher aber in die Fußstapfen seines Meisters treten zu wollen scheint, indem er künstlerische Arbeiten mit nicht allzu kostspieliger Masse herzustellen sucht. Wir erwähnen unter den von ihm ausgestellten Gegenständen ein emaillirtes Armband, eine silberne Papierpresse, einen Handspiegel, eine Vase aus Wachs, auf welcher ein Tanz der Willys dargestellt ist.

A. Gueyton in Paris hat verschiedene Gegenstände aus galvanoplastischem Silber ausgestellt; ebenso J. Cassés. Leider aber haben Beide nicht die besten Modelle benutzt. Von Letzterm sehen wir auch ein Champagnerkühlfaß von origineller Form, es besteht aus stalaktitförmig gruppirten Eiszapfen.

Eine große Anzahl von Pariser Goldschmieden beschäftigen sich fast ausschließlich mit Kirchengeräthen. Wir führen dieselben hier zusammen auf. Zuerst nennen wir Bachelet, in dessen Schranke wir Bischofsstäbe, Leuchter, Kannen, Ostensorien u. s. w. sehen, sämmtlich vortrefflich in Form und Ausführung. Von ihm ist auch ein im Mittelschiffe aufgestellter Altar von vergoldeter Bronze nach Zeichnungen von Viollet-Leduc. Der Altar und die beiden dazu gehörigen Leuchter sind in byzantinischem Style gehalten; die Platte des Altars ist mit farbigen Steinen besetzt, an dem Aufsatze befinden sich Heiligenstatuen und auf dem Tabernakel Engel mit Schildern und Schwertern. Das Ganze gewährt einen überaus schönen und kirchlich-ernsten Anblick.

Trionillier in Paris zeichnet sich ebenfalls durch richtigen Takt in der Ausstellung kirchlicher Geräthe aus. Wir sehen von ihm mehrere Kannen und Schalen mit byzantinischen Emaillen, sodann auch einige sehr schöne Reliquienkasten. — A. Thiery hat ein Ostensorium in byzantinischem Style aus Gold und Silber auf emaillirtem Grunde, ferner Bischofsstäbe, Kelche, emaillirte Schalen und ein prächtiges Rauchfaß in gothischem Geschmack ausgestellt. — Von Poussielgue-Rusand sehen wir zwei Kandelaber und ein Rauchfaß in byzantinischem Style, sowie im Mittelschiffe einen Altar, ähnlich dem obigen von Bachelet, nur daß auf dem von Rusand die Figuren der Apostel und Heiligen auf der Platte des Altars stehen. Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, inmitten der vielen frivolen und rein praktischen Erzeugnisse des Industriepalastes, jene Altäre zu sehen, mehrere sogar dicht bei den Trophäen des Krieges; ein Beweis, daß die katholische Religion, trotz aller Revolutionen, in Frankreich noch einen festen Boden hat. Endlich nennen wir Favien und Neveux, welche verschiedene Monstranzen, Kelche und Bischofsstäbe in gothischem Geschmack ausgestellt haben.

Gegenüber dem Schranke Rudolphi's sehen wir den von F. Durand aus Paris. Wir finden hier ein überaus großartiges Stück, nämlich ein vollständiges Theeservice auf einem etagenförmigen Aufsatze und mit allem Zubehör. Die Modellirung ist von Klagmann. Alle Welt bewundert die leichte, anmuthige Form dieser verschiedenen Pieces.

Erwähnen wir noch die Ausstellung von Veyrat, namentlich einen Schmuckkasten von massivem Silber, welcher 4000 Fr. kostet, und wenden wir uns nunmehr zu den Bijouterieen und Juwelen, welche auf der oberen nördlichen Gallerie eine Reihe von Glasschränken einnehmen.

Man muß an jenen Schränken vorbeigehen, sie betrachten, um an eine solche Menge von Diamanten, Rubinen, Smaragden, Saphiren, Türkisen ꝛc. zu glauben. Allein nicht allein darin besteht der Ruhm der französ. Juweliere, sondern und zwar hauptsächlich in dem unüber-

Digitized by Google

trefflichen Geschmacke, welchen sie in der Anordnung und Fassung dieser Edelsteine entfalten. Wir sehen hier Brillanten, welche von Feenhänden an ihren goldenen oder silbernen Käpselchen befestigt zu seyn scheinen; die natürliche und die phantastische Botanik hat hier ihre Schöpfungen verschwendet, die Wunder der Tausend und Einen Nacht sind durch diese Wirklichkeit weit übertroffen.

Der erste Schrank östlich gehört Hrn. Rouvenat; wir sehen da einen sehr reichen, mit Läpis, Smaragden, Granaten und Diamanten besetzten Säbel, der Grund ist emaillirt und mit Arabesken verziert. Derselbe hat einen großen und prächtigen Rockenbesatz von Diamanten ausgestellt; die Steine sind äußerst rein und weiß, die Blumenkelche sind von Gold, die Blüthen von Silber, die Staubfäden von Rubinen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Einem Hrn. Hall, Syndikus von Doncaster, der am 3. Juni d. J. auf der „großen Nordbahn" durch Abgleiten und Sturz des Wagens, in welchem er fuhr, einen vierfachen Arm- und Beinbruch erlitt, jedoch nach achtwöchentlichem Schmerzenlager so ziemlich wiederhergestellt ist, ward am letzten Sonnabend von den Assisen in York eine Entschädigung von 4500 Pf. Sterl. zuerkannt, welche die Eisenbahngesellschaft zu zahlen hat.

In Philadelphia fand kürzlich ein Selbstmord statt, der seines Gleichen sucht. Ein Mann, Namens Monigel, der in Verzweiflung darüber gerathen, daß seine Geliebte einem Andern die Hand reichte, tödtete sich dadurch, daß er geschmolzenes Blei verschlang.

Ein Wiener Privilegiumsbesitzer auf eine neue Art von Briefcouverts beabsichtigt dieselben zu Annoncen zu benützen, die auf der Rückseite des Couverts angebracht würden.

Landwirthschaftliches.

Nach einer Aufstellung des Frhrn. v. Babo kann eine einzige Schnecke im Verlaufe einer kurzen Zeit an 500 Eier ablegen, und die Jungen, die aus denselben kommen, können unter günstigen Umständen nach einem halben Jahre schon wieder fortpflanzungsfähig seyn. Ein einziges Ackerschneckenpaar kann sich also im Verlaufe eines Jahres auf 500,000 Thiere vermehren! Und wenn auch nicht gerade jede Schnecke die volle Eierzahl legt und nicht jedes Ei die nöthige Wärme und Feuchtigkeit erhalten wird: so kann man doch daraus ersehen, wie möglicherweise die Ackerschnecken sich in kurzer Zeit ins Unglaubliche vermehren können. Man hat zur Vertilgung der Ackerschnecke schon mehrmals das Ueberstreuen der Felder mit Kalk anempfohlen, da dieselben, wenn sie mit dem Kalke auch nur in geringer Menge in Berührung kommen, unter Ausscheidung von vielem milchweißen Schleime sterben. Schon im vorigen Jahrhundert hat A. G. Schirach, um mit seinem Kalkvorrathe weiter zu reichen, den Versuch gemacht, die Felder mit Kalkwasser zu begießen, und er hat gefunden, daß eine Mischung von 8 Theilen Wasser und 1 Theil Kalk für die Ackerschnecke bei der Berührung sofort tödtlich sey.

Gemeinnütziges.

(Schutz der wollenen Tücher und des Pelzwerkes gegen die Schaben.) Man bedeckt Papierblätter mit einer dünnen Schicht Terpentingeist und legt diese Blätter verkehrt auf die von Schaben angegriffenen Stoffe, worauf die Insekten sogleich absterben. Man kann auch die betreffenden Stoffe damit begießen, ebenso die Schubladen und Kisten, welche dieselben enthalten. Um den unangenehmen Geruch jener Substanz zu entfernen, genügt es, die damit behandelten Stoffe kurze Zeit der Luft auszusetzen. Viele Tuchhändler legen Stückchen Kampher von der Größe einer Muskatnuß in Papier eingewikkelt in dem Laden herum. Durch diese Maßregel und durch Ausklopfen der Stoffe alle 2, 3 oder 4 Monate (namentlich in den Monaten April und Mai) schützen sie dieselben vor den Schaben.

Auflösung des Sylben-Räthsels in № 94:

Scharfrichter.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 96. Sonntag, 12. August 1855.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Napoleon wollte für seine Kaiserkrone die Weihe des Papstes haben und der Papst verließ die heilige Stadt der Christenheit und machte sich auf nach Paris, um in Notre-Dame dem Kaiser die Weihe der Kirche zu geben.

Das war eine neue Glorie, welche das Haupt Napoleons umstrahlte, ein neuer unermeßlicher Triumph, welchen Napoleon über Frankreich, über die ganze Welt und ihre Vorurtheile, über alle Dynastien von Gottes Gnaden feierte! Der Papst kam nach Paris, um den Kaiser zu krönen, — die deutschen Kaiser hatten nach Rom wallfahrten müssen, um die Weihe des Papstes zu empfangen, aber jetzt wallfahrtete der Papst nach Paris, um den französischen Kaiser zu krönen und den Sohn der Revolution anzuerkennen als den geweiheten Sohn der Kirche.

Ganz Frankreich war wie in einem Taumel des Entzückens über diese Nachricht, ganz Frankreich betete den Helden an, der die Mährchen zur Wirklichkeit schuf und dem selbst der heilige Stuhl zu Rom als Fußschemel seiner Größe dienen mußte. Napoleons Reise, die er mit Josephinen durch Frankreich unternahm, während man den Papst erwartete, glich daher einem einzigen glänzenden Triumphzug, und es war keineswegs blos das Volk, welches ihn überall mit Jubel empfing, auch die Kirche sang ihm überall feierlich ihr Sanctus, Sanctus entgegen, die Priester empfingen ihn mit lauten Segenswünschen vor den Pforten der Kirchen und priesen ihn als den Retter Frankreichs. Allerwärts empfing man das Kaiserpaar mit Jauchzen, mit Glockengeläute und feierlichen Begrüßungsreden, die zuweilen einen seltsam überschwänglichen Flug nahmen.

„Gott schuf Bonaparte," sagte der Präfekt von Arras in seiner begeisterten Rede zu dem Kaiser, „Gott schuf Bonaparte und dann ruhte er aus."

Endlich durchlief ganz Frankreich die Kunde, daß das Unerhörte, an welches man noch immer nicht zu glauben gewagt, Wahrheit geworden, daß der Papst Pius VII. die Grenze Frankreichs überschritten habe, daß er sich der Hauptstadt nähere. Ueberall ward der heilige Vater vom Volk und von den Behörden mit den größten Auszeichnungen empfangen. Fontainebleau, das alte Schloß der Könige, war mit kaiserlicher Pracht neu möblirt worden und mit besonders zarter Aufmerksamkeit hatte man das Schlafzimmer des Papstes genau so eingerichtet, wie sein Schlafkabinet im Quirinal zu Rom war.

Nach Fontainebleau also begab sich der Kaiser mit der Kaiserin und dem Hofe, um Se. Heiligkeit zu empfangen. Man hatte indeß das ganze Ceremoniell schon genau vorher bestimmt und geordnet und sich mit dem Papst über die verschiedenen Fragen der Etikette geeinigt.

Diesem Ceremoniell gemäß begab sich der Kaiser, als die Couriere ihm die Annäherung des Papstes meldeten, auf die Jagd, um anscheinend zufällig dem Papste auf seinem Wege zu begegnen. Im Walde von Nemours waren die Equipagen und der kaiserliche Hofstaat aufgestellt. Napoleon aber ritt im Jagdkleide mit seiner Suite den kleinen Hügel hinan, den der päpstliche Wagen eben erreicht hatte. Pius befahl sofort anzuhalten und der Kaiser gebot mit einem Wink der Hand seiner Suite Stillstand. Eine tiefe, feierliche Stille trat ein. Jedermann fühlte, daß sich da ein ungeheures, ein welthistorisches Ereigniß begab, und Aller Blicke waren mit staunender Erwartung auf die beiden Hauptfiguren dieser Scene gerichtet: auf den Kaiser, der da im einfachen Jagd-

Digitized by Google

kleide auf seinem Pferde saß, auf den Papst, der in seiner von sechs Rappen gezogenen Kutsche im reichen, goldgestickten Gewande lehnte. Als Napoleon vom Pferde stieg, schickte sich der Papst an, aus dem Wagen zu steigen. Indeß, wie er schon den Fuß auf den Wagentritt gesetzt hatte, zögerte er einen Augenblick; aber Napoleons Fuß hatte schon die Erde berührt. Pius durfte also nicht mehr zögern, er mußte sich entschließen, mit seinen weißen, goldgestickten Atlaspantoffeln in den feuchten Schmutz der Straße, welche von Regengüssen aufgeweicht war, zu treten, — die Jagdstiefeln des Kaisers waren freilich besser zu diesem Rencontre auf der Landstraße geeignet, als die weißen Atlaspantoffeln des Papstes.

Der Kaiser und der Papst näherten sich jetzt einander und umarmten sich zärtlich, dann, gleichsam aus Unachtsamkeit der Piqueurs, zogen die Pferde der in der Nähe haltenden kaiserlichen Equipage plötzlich an und trennten im hastigen Vorwärtsgehen die zärtliche Umarmung. Es war ganz zufällig, wie es schien, daß der Kaiser auf der rechten, der Papst auf der linken Seite des Wagens stand, der jetzt wieder anhielt. Gleichzeitig wurden von den Lakaien die beiden Wagenthüren geöffnet und sofort stieg auf der linken Seite der Papst, auf der rechten der Kaiser ein, sie nahmen neben einander Platz und damit war die Etikette entschieden. Keiner von Beiden hatte vor dem Andern den Vortritt gehabt; nur nahm der Kaiser den Ehrenplatz zur Rechten Sr. Heiligkeit ein.

Am 2. Dezember 1804 fand die feierliche Krönung des Kaiserpaares in Notre-Dame statt. Ganz Paris nicht blos, sondern ganz Frankreich war an diesem Tage in Bewegung. Eine ungeheure Menschenmasse wogte und drängte in den Straßen der Hauptstadt, die Fenster aller Häuser waren mit reichgeschmückten Frauen besetzt, von allen Kirchen ertönte Glockengeläute, überall hörte man das Schmettern der Fanfaren, untermischt mit dem Jubelgeschrei des Volkes.

Während der Papst mit der hohen Geistlichkeit sich in den Dom begab, um dort das Kaiserpaar zu erwarten, legte Napoleon in den Tuilerien den Kaiserornat an, umhüllte er sich mit dem hermelinverbrämten, mit goldenen Bienen übersäeten, von Brillanten flimmernden grünen Sammetmantel, legte er den ganzen glänzenden Schmuck seiner neuen Würde an. Dann, schon im Begriff, mit seiner Gemahlin, die im kaiserlichen Schmuck an seiner Seite stand, die Tuilerien zu verlassen, gab Napoleon plötzlich den Befehl, man solle den Notar und Advokaten Ragideau zu ihm rufen, er müsse denselben sogleich sprechen. — Sofort wurden Eilboten zu ihm gesandt, eine kaiserliche Equipage holte ihn von seiner Wohnung ab und nach einer Viertelstunde trat der kleine Notar in das Kabinet der Kaiserin, in welchem Niemand außer Napoleon und Josephinen sich befand. Mit leuchtendem Antlitz und triumphirendem Lächeln trat der Kaiser dem kleinen Notar entgegen.

„Nun, Meister Ragideau," sagte er heiter, „ich habe Sie rufen lassen, blos um Sie zu fragen, ob der General Bonaparte wirklich nichts besitzt, als seinen Hut und seinen Degen, und ob Sie es der Vicomtesse Beauharnais heute verzeihen wollen, daß sie ihn geheirathet hat?"

Und als Ragideau ihn erstaunt ansah, als Josephine ihn um den Sinn seiner seltsamen Worte befragte, da erzählte ihnen der Kaiser, daß er damals, als er im Vorzimmer bei Ragideau stand, sehr wohl gehört habe, wie dieser der Vicomtesse gerathen, sich nicht mit dem armen kleinen Bonaparte zu vermählen, der nichts besäße als seinen Hut und seinen Degen.

Die Worte des Notars hatten sich damals als ein Dolchstoß in das Herz des jungen, ehrgeizigen Generals gebohrt und ihn tief und schmerzlich verwundet. Indeß niemals hatte er darüber geklagt, nie ein Wort darüber gesprochen. Heute aber, am Tage seines höchsten Triumphes, heute erinnerte sich der Kaiser an jenen Moment der Demüthigung und im vollen Ornat der höchsten irdischen Würde gönnte er sich den Triumph, den kleinen großen Pariser Advokaten an den Rath zu erinnern, welchen er einst Josephinen gegeben.

Der arme General Bonaparte hatte sich jetzt in den machtvollen Kaiser Napoleon verwandelt. Damals besaß er nichts als seinen Hut und seinen Degen, jetzt aber wartete in Notre-Dame der heilige Vater auf ihn, um die goldene Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen.

5.

Hortense hatte an den Festlichkeiten der Kaiserkrönung keinen Antheil nehmen können, aber für sie hatte sich im Innern ihrer Gemächer eine andere Festlichkeit bereitet, denn sie hatte wiederum einen Sohn geboren, ein Kind, aus dessen Anblick die junge, glückselige Mutter neuen Muth und neue Lebenskraft schöpfte.

Josephine, welche nur mit ahnungsvoller Wehmuth die Kaiserkrone angenommen, empfing die

Digitized by Google

Botschaft von der Geburt ihres Enkels mit lautem Jubel; es schien ihr, als ob die Wolken, welche so lange über ihrem Haupte geschwebt, sich jetzt zerstreuten, als ob ein reiner, sonnenheller Tag des Glückes ihr wieder zulächele. — Hortense hatte die Zukunft ihrer Mutter gesichert, denn sie hatte einen Sohn geboren, sie hatte der neuen kaiserlichen Dynastie die erste Stütze gegeben. Jetzt hatte Napoleon nicht mehr nöthig, an eine Scheidung zu denken, denn der Sohn war da, dem er eines Tages den Kaiserthron von Frankreich vererben konnte. Auch schien der Kaiser ganz gesonnen zu seyn, die Hoffnungen Josephinens zu erfüllen und den Sohn seines Bruders zu seinem Adoptivsohn anzunehmen. Er selber bat den Papst, seine Abreise noch um einige Tage zu verschieben, um an dem Kinde die Taufhandlung zu verrichten. In St. Cloud fand diese Taufe statt; der Papst vollzog dieselbe und der Kaiser mit seiner Mutter, Madame Lätitia, versahen die Stelle der Zeugen. —

Hortense hatte jetzt ein Wesen gefunden, das sie lieben durfte mit der ganzen Gluth, die so lange in ihrem Herzen sich hatte verbergen müssen. Der kleine Karl Napoleon war ihre erste glückliche Liebe und mit einem wahrhaften Entzücken gab sie sich diesem berauschenden Gefühl hin. Jetzt ward ihr Haus ihre schönste und beste Heimath und doppelt glücklich pries sie sich jetzt, denn sie durfte die Freuden dieser schönen Heimath so ganz nach Wunsch im Stillen genießen. Louis Bonaparte, der Groß-Connetable von Frankreich, war vom Kaiser zum Gouverneur von Piemont ernannt worden und Hortense verdankte es ihrer noch schwankenden Gesundheit, daß sie nicht nöthig hatte, ihren Gemahl zu begleiten, sondern daß ihr verstattet ward, in ihrem kleinen Hotel in Paris zu bleiben, das sie, als der Sommer kam, mit dem Schlosse von St. Leu, der neuen Besitzung ihres Gemahls, vertauschte.

Aber diese Ruhe, welche Hortense in dem reizenden Landaufenthalt, nur beschäftigt mit ihrem herrlich gedeihenden Kinde, genoß, sollte nicht von langer Dauer seyn. Der Bruder des Kaisers und die ihm verschwägerte Tochter durften nicht hoffen, ein stilles, prunkloses Leben führen zu können; sie waren Strahlen der Sonne, welche jetzt die Augen der ganzen Welt blendete, sie mußten ihre Bestimmung erfüllen und durch ihr eigenes Leuchten den Glanz dieser Sonne doppelt strahlend erscheinen lassen.

Ein Befehl Napoleons rief den Connetable, welcher seit Kurzem aus Piemont zurückgekehrt und nach St. Leu geeilt war, um seinen Sohn zu sehen, nach Paris und gebot seiner Gemahlin, ihn zu begleiten. Der Kaiser hatte seinem Bruder ein glänzendes Loos auserwählt, der Connetable sollte sich zu einem König verklären. Abgeordnete der batavischen Republik, des alten Hollands, waren nach Paris gekommen und hatten den mächtigen Nachbar, den Kaiser Napoleon, gebeten, ihnen einen König zu geben, der sie mit dem glänzenden Frankreich durch verwandtschaftliche Bande einige. Napoleon wollte ihre Wünsche erfüllen und ihnen seinen Bruder Louis als König schenken.

Aber Louis empfing diese Nachricht mit einem tiefen Gefühl des Schreckens und weigerte sich, diese Würde, welche seine Augen erstarren machte, statt sie zu blenden, anzunehmen. Und diesmal befand er sich in vollkommenster Harmonie mit seiner Gemahlin, die seine Widerstandskraft nur befeuerte und ihm immer neue Energie verlieh. Beide fühlten sie, daß diese Krone, welche man auf ihr Haupt setzen wollte, nichts weiter seyn würde, als eine goldene Kette der Abhängigkeit, und der König von Holland nichts weiter, als der Vasall Frankreichs. Und diesen politischen Bedenken fügte ihre persönliche Stellung zu einander neue Gründe hinzu. In Paris konnten beide Ehegatten die Fessel vergessen, welche sie zusammengebunden hielt; sie waren da im Kreise ihrer Verwandten und Bekannten; der große kaiserliche Familienkreis stellte sich versöhnend zwischen Beide, die es sich niemals verzeihen konnten, daß sie Eins das Andere in diese unfreiwillige Ehe hineingezwängt hatten. In Holland waren sie ganz auf sich angewiesen, mußten sie immer und ewig das Klirren der Kette hören, welche sie an die Galeeren einer Ehe ohne Liebe fesselte. In Paris konnten sie wenigstens als gleichgiltige Freunde neben einander hingehen; dort aber mußte das Aufeinandergewiesenseyn sie in zürnende Feinde verwandeln.

Das fühlten Beide und darum vereinigten sie sich in dem Bestreben, dieses neue Unglück, das in Gestalt einer Königskrone über ihnen schwebte, von ihrem Haupte abzuwenden.

Aber wo hätten sie die Macht hernehmen sollen, dem Willen Napoleons mit Erfolg zu trotzen! — Hortense hatte nie den Muth gehabt, sich mit ihren Wünschen und Bitten an ihren Stiefvater selber zu wenden, und ihre Mutter vermied es, in einer Sache die Vermittlung zu übernehmen, wo sie nicht sicher war, zu reüssiren. — Louis indeß hatte anfänglich den Muth, seinem Bruder

Digitized by Google

mit offenem Widerstreben entgegen zu treten; aber des Kaisers zornblitzendes Auge schmetterte seinen Willen zu Boden und seine sanfte Natur mußte sich in Gehorsam fügen.

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Goldschmiedwaaren.

(Schluß.)

Aus dem Schranke des Hrn. Rouvenat erwähnen wir ferner einen Degen von Silber und Gold, mit kobaltblauem Grunde, auf welchem ein Namenszug in Diamanten angebracht ist; sodann ein Armband, einen Adler vorstellend, welcher aus einem von Perlen gebildeten Neste herausfliegt; endlich eine Monstranz, mit Diamanten, Smaragden und Rubinen besetzt und mit den Figuren der vier Evangelisten, dem Engel des Glaubens und dem Gotteslamme. Letzteres Stück ist etwas zu effektvoll für den heiligen Zweck, dem es zu dienen bestimmt ist.

Nicht minder glänzend ist die Ausstellung von Marret und Beaugrand aus Paris. Wir finden hier Smaragden und Saphire, wie sie der Reisende Sindbad wohl nicht größer gesehen hat. Erwähnen wir für's Erste ein Diadem von Kornblumen, welches den Fabrikanten 35,000 Franken kostete. Wie man uns versichert, wäre der Arbeiter, welcher die Steine geordnet hat, schier wahnsinnig geworden. Als nämlich der Schmuck nach unsäglicher Mühe ziemlich vollendet war, überfiel den Aermsten eine solche Ueberspannung der Nerven, daß er die Arbeit, das Resultat zweier Jahre, vernichten wollte. — Neben diesem Schmucke bewundern wir ein Halsband von Diamanten und Perlen, ferner ein Halsband von schottischen schneeweißen Perlen, einen Rosenkranz von Perlen mit daranhängendem byzantinischem Kreuze. Endlich erwähnen wir noch einen von vier Negern getragenen Cigarrenkasten, welcher 6000 Fr. herzustellen gekostet hat, ein Gebetbuch mit Deckel aus Jaspis und eingelassenem Granatkreuze.

Der folgende Schrank gehört Hrn. Lemoine. Wir sehen hier mehrere sehr schöne Broschen, einen Brustbesatz ganz von Diamanten, ein wahren Funkenregen, welcher aus einer Blumengarbe hervorsprüht; man kann sich nichts Prächtigeres denken. Ferner sey erwähnt ein Brustbesatz von Fluria.

Wir gelangen nun zu dem Schrank von Marret und Jarry. Hier bewundern wir namentlich einen Schmuck von Diamanten auf blauem Grunde von unbeschreiblich reicher Zeichnung, ferner einen andern von Türkisen, noch andere von Perlen und Opalen, ein Armband mit einem Opal, das große Summen kosten muß, ein mit Brillanten besetztes Flacon.

Petiteau in Paris stellte vorzugsweise Korallen und Granaten in Silber gefaßt aus. — In dem Schranke von Lecointe sehen wir einen Haarschmuck und einen Brustbesatz von hohem Werthe; ersterer besteht aus Fliederblättern, letzterer aus Wasserblüthen und Perlen. Ferner bemerken wir eine sehr schöne silberne Schale, ein Schmuckkästchen, mehrere trefflich gearbeitete Kirchengeräthschaften, Meßbücher in Gold und Silber und ein emaillirtes Kreuz.

Als letzter unter den Schränken der französischen Goldschmiede und Juweliere finden wir den von Meller Frères, welche eine überaus reiche Ausstellung haben. Wir sehen hier vor Allem einen Diamantenschmuck, dessen kostbare Aehren bei der geringsten Erschütterung erzittern und einen blendenden Glanz um sich verbreiten; erwähnen wir noch einen Brustbesatz von Diamanten, eine mit Rubinen besetzte Uhr, sodann mehrere Broschen und Ohrgehänge.

Mannigfaltiges.

Die „Feuerspritze" erzählt, daß ein aus Australien kürzlich zurückgekehrter Landsmann den durch seine Flucht aus Magdeburg (1849) bekannten ehemaligen Lieutenant Techow, sowie das ehemalige Frankfurter Parlamentsmitglied Schütz als Hirten dienend bei Melbourne angetroffen habe.

Gemeinnütziges.

Als ein sehr bewährtes Heilmittel für die jetzt allgemein um sich greifende Maul- und Klauenseuche wird beim Beginnen der Krankheit mit sicherem Erfolg als Kühltrank angewendet: 4 Loth Weinstein und 2 Loth Salpeter. Dann täglich dreimaliges Auswaschen des Mauls und der Klauen mit Essig und Salz.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 97. Dienstag, 14. August **1855.**

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Im Beiseyn der Deputation der batavischen Republik, welche sich so sehr nach einem Scepter und einer Krone sehnte, forderte Napoleon seinen Bruder Louis auf, die Krone von Holland anzunehmen und seinem Lande ein König zu seyn, welcher seine Freiheiten, seine Gesetze und seine Religion achte und schütze.

Louis Bonaparte erklärte sich mit bewegter Stimme bereit, diese Krone anzunehmen, und schwur, seinem Volke ein guter und treuer Herrscher seyn zu wollen.

Und diesen Schwur getreulich zu erfüllen, war von nun an sein einziges, sein heiligstes Bestreben, dem er seine ganze Thatkraft, sein ganzes Sinnen und Denken weihte. Da die Holländer ihn einmal zu ihrem König gewählt hatten, wollte er dieser Wahl Ehre machen; da er sich einmal hatte entschließen müssen, sein Vaterland aufzugeben und nicht mehr Franzose zu seyn, wollte er mit Herz und Sinn, mit allen seinen Wünschen und Gedanken seinem neuen Vaterlande angehören und ganz und gar ein Holländer werden, weil er nicht mehr Franzose seyn konnte.

Diese sonst so sanfte Natur entwickelte jetzt eine ganz neue, nie geahnte Energie; der träumerische, bleiche, schweigsame Bruder des Kaisers verwandelte sich plötzlich in einen selbstbewußten, freien, thatkräftigen Mann, der sich ein großes Ziel gesteckt hatte und sein ganzes Wesen aufbot, es zu erreichen.

Als König von Holland wollte er vor allen Dingen von seinem Volke geliebt seyn und zu dessen Wohlergehen und Glück beitragen können. Er lernte daher mit unermüdlichem Fleiß seine Sprache, er machte sich bekannt mit seinen Sitten und Gewohnheiten und bemühte sich, dieselben sich anzueignen; er forschte nach den Quellen seines Wohlstandes und seiner Leiden, und suchte die einen zu erweitern, die andern zu verstopfen. Er war immer rastlos thätig, immer bemüht, für sein Land zu sorgen und die Liebe und das Zutrauen zu verdienen, welches dessen Bewohner ihm entgegen trugen.

Und gleich ihm war auch seine Gemahlin bemüht, ihrer neuen und glänzenden Stellung zu genügen und die Krone, welche sie so ungern angenommen, mit Würde zu tragen. In ihren Salons vereinigte sie die alte Aristokratie und den jungen Adel von Holland zu heiteren Festen und lehrte die steife und langweilige holländische Gesellschaft den feinen, ungezwungenen Ton und die geistvolle, anregende Unterhaltung der französischen Salons. Die Künste und Wissenschaften traten an Hortensens Hand und unter ihren lächelnden, Beifall spendenden Blicken zuerst in die Salons der hohen Aristokratie von Holland ein und verliehen denselben eine höhere und schönere Bedeutung.

Aber Hortense war nicht blos die Beschützerin der Künste und Wissenschaften, sondern auch die Mutter der Armen, der hilfreiche Engel der Unglücklichen, deren Thränen sie trocknete, deren Leiden sie sänftigte und verminderte.

Und dieses Königspaar, von seinem Volke angebetet und gesegnet, konnte doch im Innern seines Palastes nicht den leisesten Wiederschein des Glückes finden, das es außerhalb desselben Andern so schön zu bereiten verstand!

Beide, sonst so weich und nachgiebig, hatten in ihrem Verhältniß zu einander sich einen seltsamen Eigensinn des Widerstandes bewahrt und Nichts, nicht einmal die Geburt eines zweiten und eines dritten Sohnes, konnte diese Kluft ausfüllen, welche ewig und immerdar zwischen

Digitized by Google

den beiden Gatten lag! — Und bald sollte ein neuer Schlag des Schicksals diese Kluft noch größer machen. Der älteste von Hortensens Söhnen, der Adoptivsohn Napoleons, der muthmaßliche Erbe seines Thrones, dieses Kind, welches der Kaiser so sehr liebte, daß man ihn oft stundenlang auf der Terrasse des Schlosses von St. Cloud mit ihm spielen gesehen, welches Josephine anbetete, weil es ihr eine Sicherung ihres eigenen Glückes erschien, welches Hortensen das erste köstliche Gefühl des Mutterglückes gegeben, welches Louis Bonaparte sogar oft mit heitern, glücklichen Zukunftsgedanken über die unerquickliche Gegenwart getröstet hatte — der kleine Karl Napoleon starb im Jahre 1807 an den Masern.

Es war ein zerschmetternder Schlag, der nicht blos die Eltern, sondern auch das Kaiserpaar mit gleicher Gewalt traf. Napoleons Augen füllten sich mit Thränen, als man ihm diese Nachricht brachte, und ein Schrei des Entsetzens tönte von Josephinens Lippen.

„Jetzt bin ich verloren!" murmelte sie leise — „jetzt ist mein Schicksal entschieden!"

Aber nach diesem ersten egoistischen Ausbruche ihres eigenen Schmerzes dachte sie an ihre Tochter und eilte zu ihr nach dem Haag, um mit ihr zu weinen und sie dem Orte ihrer Trauer und ihrer Schmerzen zu entreißen.

Hortense folgte der Kaiserin in willen- und wortlosem Schmerze nach St. Cloud; ihr Gemahl, dessen schwache Gesundheit dem Gram fast erlag, mußte in die Pyrenäenbäder gehen, um sich zu stärken. Das Königsschloß im Haag stand jetzt wieder vereinsamt da, der Tod hatte das Leben und die Freude aus demselben vertrieben, und wenn auch das Königspaar wieder dahin zurückkehren mußte, die Freude und das Glück kamen nimmer mit ihnen. —

König Louis war finsterer und verstimmter als je aus den Bädern heimgekehrt, ein krankhaftes Mißtrauen, eine gehässige Reizbarkeit hatte sich seines ganzen Wesens bemeistert und seine Gemahlin hatte jetzt nicht mehr den guten Willen, seine Launen zu ertragen, seine reizbare Stimmung zu entschuldigen. In ihren Ansichten und Wünschen, ihren Neigungen und Bestrebungen ganz und gar verschieden, waren auch die Kinder ihnen kein Mittelpunkt der Einigung, sondern der neuen Entzweiung; Jedes wollte sie als sein ausschließliches Eigenthum betrachten und ihnen eine Erziehung nach seinen Ansichten geben lassen.

Aber bald sollte Hortense ihre eigenen häuslichen Kümmernisse und Sorgen in dem noch viel größeren Leid ihrer Mutter vergessen und aufgehen lassen. Ein Brief Josephinens, der nichts weiter, als ein tiefer, trostbedürftiger Schmerzensschrei war, rief sie an die Seite der Mutter, und Hortense verließ das Haag und eilte nach Paris.

Josephinens Ahnungen und die Weissagung der französischen Prophetin wollten sich jetzt erfüllen; die Krone, welche Josephine widerstrebend und kummervoll auf ihr Haupt gesetzt, welche sie dann mit so viel Anmuth und Liebenswürdigkeit, so viel natürlicher Würde und Majestät getragen, diese Krone war im Begriff, von ihrem Haupte zu fallen. Napoleon hatte den grausamen Muth, die Frau, welche ihn geliebt und ihn gewählt, als er ihr nichts zu bieten hatte als die Hoffnung auf seine Zukunft, diese Frau jetzt zu verstoßen, da die Zukunft sich erfüllt hatte.

Josephine, welche mit heiterem Muth und fester Treue in den Zeiten der Gefahren und Sorgen an seiner Seite gestanden, sollte jetzt von dieser Seite verbannt und in die Einsamkeit eines glanzlosen Wittwenthums hineingestoßen werden. Napoleon hatte den Muth, dies zu *wollen*, aber es fehlte ihm doch der Muth, es Josephinen zu *sagen* und das Wort der Scheidung selbst auszusprechen. Er wollte seinem Ehrgeiz die Frau, welche er so lange „seinen guten Engel" genannt, aufopfern, aber er, welcher in keiner Schlacht gezittert, er zitterte doch vor ihren Thränen und vermied es, ihren traurigen und flehenden Blicken zu begegnen.

Aber Josephine errieth dieses ganze furchtbare Unglück, das drohend über ihrem Haupte schwebte. Sie las es in dem finstern, abgewandten Gesicht des Kaisers, der, seit er jetzt von Wien zurückgekehrt war, ohne Josephine davon zu benachrichtigen, die Verbindungsthüre hatte schließen lassen, welche seine Zimmer mit denen seiner Gemahlin verband; sie las es in den Gesichtern der Höflinge, die ihr mit einem Anflug mitleidiger Theilnahme begegneten; sie errieth es endlich an den versteckten, mysteriösen Andeutungen der Journale, welche der Reise des Kaisers nach Wien eine weitgreifende, tiefe Bedeutung beilegten.

Sie wußte, daß ihr Geschick sich jetzt erfüllen mußte und daß sie zu schwach und machtlos sey, um ihm einen Widerstand entgegensetzen zu können. Aber sie wollte bis zum letzten Moment ihre Rolle als Frau und als Kaiserin würdig zu Ende führen; sie wollte ihre Thränen nicht nach außen fließen lassen, sondern nach innen, in ihr gramerfülltes Herz hinein, sie erstickte ihre Schmerzensseufzer

Digitized by Google

unter einem Lächeln und verbarg ihre bleichen Wangen unter der Schminke. Allein sie sehnte sich nach einem Herzen, dem sie ihren Jammer klagen und ihre Thränen zeigen durfte, und deßhalb rief sie ihre Tochter an ihre Seite.

Wie schmerzvoll, wie bitter war dieses Wiedersehen zwischen Mutter und Tochter, wie viel Thränen wurden vergossen, wie viel Klagen flüsterte Josephine in das Ohr ihrer Hortense!

„Oh," sagte sie, „wenn Du wüßtest, in welchen Qualen ich die letzten Wochen hingebracht, diese Wochen, wo ich nicht mehr seine Gemahlin und doch genöthigt war, als solche vor Aller Augen zu erscheinen! — Welche Blicke, Hortense, welche Blicke sind das, welche die Höflinge auf eine verstoßene Frau heften! — In welcher Ungewißheit, welcher Erwartung, die grausamer als der Tod, habe ich gelebt und lebe ich noch, immer denkend, daß der Blitz, welchen ich längst in seinen Augen zucken sehe, zerschmetternd auf mich herabfallen wird!"

Hortense hörte diesen wehmuthsvollen Klagen ihrer Mutter mit traurigem Herzen und bitterer Pein zu. Sie dachte daran, wie sie dem Glück ihrer Mutter ihr eigenes Lebensglück hatte opfern müssen, wie sie zu einer Ehe ohne Liebe verurtheilt worden, damit dadurch die Ehe ihrer Mutter befestigt werde. Und jetzt war Alles vergeblich gewesen, das Opfer hatte nicht genügt, das Unglück aufzuhalten, es war bereit, vernichtend über die Mutter hereinzubrechen, — und Hortense konnte es nicht mehr hindern. Sie war eine Königin und doch nur ein schwaches, beklagenswerthes Weib, das die Bettlerin auf der Straße beneidete um ihre Freiheit und ihr unscheinbares Loos. — Beide, Mutter und Tochter, standen sie auf der Höhe irdischer Herrlichkeit, und Beide, die Kaiserin und die Königin, sie fühlten sich doch so arm an Glück und an Lebensfreude, so arm und elend, daß sie sich fast mit Entzücken der Tage der Revolution erinnerten, jener Tage, wo sie in Dürftigkeit und Armuth ein stilles, dunkles Leben geführt. Damals, obwohl kämpfend mit Entbehrungen, Noth und Sorgen, damals waren sie reich gewesen an Hoffnungen und Wünschen; jetzt, wo sie Alles besaßen, was nur das Leben schmücken kann, wo Millionen Menschen sich vor ihnen beugten und sie mit dem stolz tönenden Worte „Majestät" begrüßten — jetzt standen sie einander gegenüber reich an bittern Täuschungen, aber arm an Hoffnungen und an Wünschen, die alle zerschmettert zu ihren Füßen lagen, und nur des einen Glückes sich noch erfreuend, des Glückes, Eine an der Andern Brust weinen, sich gegenseitig Trost spenden zu können! —

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Gold- und Silberwaaren der Engländer.

Die Goldschmiedekunst in England feierte ihre Glanzperiode zur Zeit Heinrichs VIII. und Elisabeths; namentlich unter der Regierung der Letzteren wurden mehrere bedeutende Stücke verfertigt, wie unter andern die schöne kelchförmige Schale, welche jener Fürstin die Londoner Goldschmiede-Corporation zum Geschenk machte. Die große Revolution von 1649 brachte die Goldschmiedekunst nicht wesentlich zum Stocken und da seit jener Zeit mit der Macht Englands auch sein Reichthum wuchs, so folgte diese Kunst jener Entwickelung und schwang sich zu einer auf dem Continente kaum geahnten Höhe empor.

Als man auf der Londoner Ausstellung von 1851 die Pracht der englischen Goldschmiedearbeiten bewunderte, klagten die dortigen Fabrikanten, daß sie nur so wenig ausstellen könnten, allein — so meinten sie — die schöne Zeit ihrer Kunst und ihres Gewerbes sey vorüber. Nun aber gibt es kein Land in der Welt, wo mehr Gold und Silber verarbeitet wird, als in England, und zwar sind nicht allein die Produkte bedeutend an Zahl, sondern die Engländer halten auch auf den Werth der Masse.

Es ist kaum nöthig, zu sagen, daß alle Fabrikationsmethoden, welche bei der Goldschmiedekunst zur Anwendung kommen, von den Engländern erfunden oder angenommen worden sind, und in dieser Beziehung, wie in Beziehung auf Schmelzung, Fassung, Adjustirung, werden sie von keiner Nation der Welt übertroffen. Mehr bestritten ist der Geschmack der englischen Arbeiten, und namentlich die Franzosen haben denselben mit einer an Uebertreibung grenzenden Strenge kritisirt.

Allerdings neigt sich der englische Geschmack nicht gerade dem reinsten Kunststreben zu; sie lieben eine massive und unverständliche Ornamentirung; in ihren großen Stücken sind die Figuren und sonstigen Accessorien, wie Bäume, Pflanzen, Thiere, ohne Schönheit in der Symmetrie, ohne Anmuth in ihrer Unregelmäßigkeit angebracht und scheinen eher Kinderspielzeug, als Sculpturgegen-

Digitized by Google

stände zu seyn. Nichtsdestoweniger aber besitzen die Engländer mehrere sehr verdienstvolle Künstler, sowie viele Liebhaber, welche in der Beurtheilung von Kunstwerken sehr erfahren sind und Europa bereist haben; hierdurch ist die Geschmacksrichtung der englischen Fabrikanten wesentlich veredelt worden und schon in London sind die Franzosen erstaunt gewesen, zu sehen, wie die Engländer ihnen in Dingen gleich kamen, in welchen sie sich bis dahin für die Ersten gehalten hatten. Außerdem haben die englischen Goldschmiede mit außerordentlichen Geldopfern Künstler vom Festlande kommen und durch sie eine Reihe von trefflichen Arbeiten ausführen lassen.

Das englische Genre ist auch keineswegs durchaus tadelnswerth. Wenn einerseits seine Ornamentirung schlecht angeordnet, verwirrt und widersinnig ist, so ist dafür namentlich die Form des Tischgeschirres für den Gebrauch sehr bequem und entspricht vollkommen der Bestimmung jedes einzelnen Gegenstandes. Merkwürdigerweise haben die Franzosen, die doch am meisten den englischen Geschmack bekritteln, gerade die lächerlichsten Seiten desselben aufgenommen. Ueberhaupt mit welchem Rechte kann man in Frankreich den Engländern einen Vorwurf daraus machen, daß sie französische, deutsche, italienische Goldarbeiter kommen lassen? Haben die Franzosen von Franz I. bis Ludwig XIV. nicht alle ihre Kunstformen Italien oder italienischen Künstlern entlehnt?

Sollten wir die Bilanz ziehen zwischen den englischen und den französischen Goldschmiedewaaren, so finden wir allerdings bei den ersteren Nachahmung französischer Muster, Spuren französischer Ciselur; dafür aber finden wir bei einem Theile der letzteren eine große Leichtheit in der Masse, nachlässige Fabrikation und schlecht aussehende, oftmals Fehler maskirende Oxydirung. Es versteht sich von selbst, daß einzelne Künstler hievon eine Ausnahme machen.

In erster Linie unter den englischen Ausstellern stehen die HH. Hunt und Roskell, die Nachfolger Mortimer's. Mortimer hat außerordentlich viel für den künstlerischen Aufschwung seines Gewerbes gethan, und die Massen von Gold und Silber, welche in diesem Etablissement jährlich verarbeitet werden, grenzen fast an's Unglaubliche. Es werden dort zwischen 3 — 400 Gold- und Silberarbeiter und 6 — 700 Bijouteriearbeiter beschäftigt; die besten Arbeiter erhalten zwischen 3 — 4 Pfd. St. Wochenlohn, einige der angestellten Künstler bekommen über 12 Pfd. wöchentlich. Man begreift, was sich mit solchen Hilfsmitteln bewirken läßt, wenn der Leiter des Etablissements Umsicht und Kunstsinn besitzt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das theuerste, in der That aber auch werthvollste Autograph, das seit langer Zeit in den Handel gekommen, ist die vollständige, ganz von Mozart's Hand geschriebene Partitur des „Don Juan", die jetzt in London für 1330 Pfd. St. (14,000 Gulden!) zum Kaufe ausgeboten ist. — Jedenfalls hat Mozart für seine sämmtlichen Opern nicht so viel von den Bühnen und den Verlegern erhalten.

Der zoologische Garten in Antwerpen hat von Agab einen schwarzen Panther mit zwei Jungen erhalten, welche auf dem Schiff geworfen wurden. Diese Species ist sehr selten in Europa, bis jetzt besaß nur der Pariser Pflanzengarten ein Exemplar.

Landwirthschaftliches.

In Nro. 8 der „Blätter für Landwirthschaft und Gewerbewesen in der Pfalz" wird über die beste Methode der Braunheu-Bereitung Folgendes angegeben: Man läßt das Gras, den Klee ꝛc. nach dem Mähen etwa 24 Stunden abwelken und bringt es dann auf Haufen, indem man die einzelnen Lagen fest zusammentreten läßt. Die Haufen, die nicht unter 4 und nicht über 20 Fuß hoch werden sollen, sind auf dem platten Boden anzulegen und dürfen keine Unterlagen haben, die von unten Luft zuließen. Das Ganze wird 2 Fuß mit Stroh bedeckt, in das sich alle vom Haufen ausströmende Feuchtigkeit setzt. Der Gährungsprozeß dauert 4 — 6 Monate und darf auf keine Weise gestört werden; denn schon das Herausziehen von Futter mit der Hand gestattet der atmosphärischen Luft Zutritt und bringt Gefahr, daß der Haufen in Brand gerathe. Soll die Braunheu-Bereitung in Gebäuden stattfinden, so muß man Stellen wählen, wo nicht Balken in den Haufen kommen, weil dieser sich immer setzt und dadurch in ihm ein leerer Raum entstände. Der Futterwerth des Braunheues ist um $^1/_6$ höher als der des gewöhnlichen Heues anzunehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 98. Freitag, 17. August 1855.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Wenige Tage nach Hortensens Ankunft ließ sie der Kaiser in sein Kabinet rufen. Er kam ihr lebhaft entgegen, aber vor ihren großen, jetzt umschleierten Augen schlug der Mann, vor welchem die ganze Welt sich beugte, den Blick fast schamvoll zu Boden.

„Hortense," sagte er, „wir stehen jetzt vor einer Entscheidung und es ist unsere Pflicht, nicht zurück zu weichen. Die Nation hat so viel für mich und meine Familie gethan, daß ich ihr das Opfer schuldig bin, welches sie von mir fordert. Die Ruhe und das Glück Frankreichs erheischen, daß ich mir eine Gemahlin wähle, welche dem Lande und mir einen Thronerben geben kann. Seit sechs Monaten lebt Deine Mutter in Angst und Erwartung; das muß enden. Du, Hortense, bist ihre theuerste Freundin, ihre liebste Vertraute, Dich liebt sie mehr, als Alles auf der Welt. Willst Du es daher übernehmen, Deine Mutter auf ihre neue Bestimmung vorzubereiten? Du würdest mein Herz dadurch von einer schweren Last befreien."

Hortense hatte die Kraft, ihre Thränen zurück zu drängen und ihre Augen mit festem, entschlossenem Blicke auf das Antlitz des Kaisers zu heften, und wieder senkte dieser, unwillkürlich zurücktretend, das Auge zu Boden, wie der Löwe erbebend zurückweicht vor dem glanzvollen Blicke eines reinen, unschuldsvollen Weibes.

Noch mehr, Hortense hatte den Muth, die Bitte des Kaisers entschieden abzulehnen.

„Wie, Hortense," rief Napoleon schmerzvoll, „Du verweigerst mir meinen Wunsch?"

„Sire," sagte sie, nicht ferner mehr im Stande, ihre Thränen zurück zu halten, „Sire, ich habe nicht die Kraft, den Dolch in das Herz meiner Mutter zu stoßen!"

Und der Etikette vergessend, wandte Hortense sich ab und verließ mit hervorbrechenden Thränen das Kabinet des Kaisers. —

Napoleon machte noch einen Versuch, Josephinen die traurige Nachricht durch eine Mittelsperson zu hinterbringen. Er bat Eugen, den Vicekönig von Italien, nach Paris zu kommen, und theilte ihm seine Absichten und Wünsche mit. Eugen nahm die Nachricht von der beabsichtigten Scheidung mit gleicher schweigender Unterwürfigkeit hin, wie Hortense, aber wie Hortense weigerte er sich, der Träger einer Nachricht zu seyn, welche das Glück seiner Mutter auf immer zerschmettern mußte.

Der Kaiser mußte sich also wohl entschließen, die Trauerbotschaft selber zu überbringen.

Es war am 30. November 1809. Der Kaiser speiste wie gewöhnlich mit der Kaiserin an einer Tafel. Der finstere Blick, mit welchem er in den Salon trat, machte das Herz Josephinens erbeben; sie las in seinen düstern Zügen, daß die Stunde der Entscheidung gekommen sey. Aber sie erstickte die Thränen, welche wider Willen in ihre Augen traten, und warf nur einen hilfeflehenden Blick zu ihrer Tochter, welche bleich und mit einem schmerzvollen Ausdruck ihr gegenüber saß.

Nicht ein einziges Wort ward gesprochen während dieses traurigen, unheilvollen Diners. Man konnte deutlich die angstvollen Seufzer vernehmen, welche sich aus der hochwogenden Brust der Kaiserin hervordrängten. Draußen heulte und wimmerte der Wind und der Regen schlug prasselnd wider die ächzenden Fensterscheiben; drinnen im Speisesaal herrschte eine schauervolle Stille, die Niemand auch nur mit einem Laut zu unterbrechen wagte. Nur einmal brach Napoleon diese Stille,

Digitized by Google

indem er mit barscher Stimme den hinter seinem Stuhl stehenden Lakaien fragte, wie viel Uhr es sey. Dann war wieder Alles still und lautlos wie zuvor.

Endlich hob der Kaiser die Tafel auf und man nahm stehend seinen Kaffee ein. Napoleon trank hastig und wie er dann die geleerte Tasse hinsetzte, klirrte und zitterte sie in seiner Hand. Mit einer stürmischen, zornigen Bewegung verabschiedete er die Anwesenden.

„Sire, darf Hortense bleiben?" fragte Josephine kaum hörbar.

„Nein!" sagte der Kaiser ungestüm.

Hortense verneigte sich tief und mit einem schmerzvollen Blick von ihrer unglücklichen Mutter Abschied nehmend, schritt sie, gefolgt von dem Hof, aus dem Salon hinaus.

Das Kaiserpaar war jetzt allein. Welch ein furchtbares, entsetzliches Alleinseyn war dies — mit welchem furchtbaren Schweigen standen sie einander gegenüber! Welch ein Ausdruck, welch ein Blick war das, mit welchem der Kaiser zu der Kaiserin blickte! Sie las in seinen erregten, zuckenden Zügen den Kampf, der seine Seele bewegte, aber sie las auch darin, daß ihre Stunde gekommen sey.

Wie er sich ihr jetzt näherte und seine Hand ausstreckte, zitterte diese und Josephinens ganze Gestalt zuckte und bebte wie im Fieberschauer.

Napoleon nahm ihre Hand, die sie ihm willenlos überließ, und legte sie auf sein Herz. Josephinens Zähne schlugen krampfhaft auf einander und ein banges Stöhnen kam aus ihrer Brust hervor. Napoleon betrachtete sie mit einem langen, schmerzvollen Blicke.

„Josephine," sagte er dann mit trauriger, zitternder Stimme, „meine gute Josephine, Du weißt, ob ich Dich geliebt habe! — Dir, nur Dir allein verdanke ich die einzigen Augenblicke des Glückes, die ich in dieser Welt genossen. Josephine, mein Schicksal ist stärker, als mein Wille. Meine theuersten Neigungen müssen vor den Interessen Frankreichs verstummen."

„Sprich nicht weiter," entgegnete Josephine, ihm mit zornigem Schmerz ihre Hand entreißend, „nein, sprich nicht weiter. Ich verstehe Dich und erwartete dies; aber der Schlag ist doch nicht minder tödtlich —"

Sie konnte nicht weiter sprechen, die Stimme versagte ihr. Der lange gefesselte Sturm ihres Schmerzes mußte endlich losbrechen; sie weinte, sie rang die Hände, ihr Mund öffnete sich zu einem lauten Schrei des Entsetzens, krampfhaftes Stöhnen entstieg ihrer Brust und endlich befreite eine tiefe Ohnmacht sie von dem Bewußtseyn ihrer Qual.

Als sie wieder erwachte, befand sie sich auf ihrem Lager, vor welchem Hortense und Corvisart, ihr Leibarzt, saßen. Sie streckte ihre zitternden Hände ihrer Tochter entgegen und diese warf sich laut schluchzend an das Herz ihrer Mutter. Corvisart zog sich schweigend zurück; er fühlte, daß er da nichts mehr zu helfen vermöchte. Er hatte Josephine nur zu dem Bewußtseyn ihres Unglücks zurückrufen können, für ihr Unglück aber hatte er keine Arznei, er wußte, daß ihre Thränen und das Mitgefühl ihrer Tochter ihr allein Linderung gewähren könnten.

Josephine weinte an Hortensens Herzen lange und schmerzvoll, aber als Napoleon kam, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, als er sich vor ihrem Lager niederließ, da zuckte sie in tiefem Entsetzen zusammen, ihre Thränen versiegten und diese sonst immer so sanften, so liebevollen und lächelnden Augen hatten jetzt Blitze des Zorns und der tiefgekränkten Liebe. Indeß die Liebe besiegte bald den Zorn in ihr. Sie reichte dem Kaiser ihre bebende Hand dar, auf ihren Lippen zitterte jenes schmerzvolle Lächeln, welches nur den Frauen angehört, und mit rührend sanfter Stimme fragte sie:

„Hatte ich nun nicht Recht, mein Freund, daß ich stets davor zurückschreckte, Kaiserin zu werden?"

Napoleon erwiederte nichts, er wandte sich ab und weinte. Aber diese Abschiedsthränen seiner Liebe konnten das Schicksal Josephinens nicht ändern; der Kaiser hatte es schon unwiderruflich festgestellt. Er hatte in Wien schon die Zusage erhalten, daß man ihm die Hand der Tochter des österreichischen Kaisers, der Erzherzogin Marie Louise, gewähren wolle. Es war nur nöthig, Josephine von dem Thron zu verstoßen, um eine neue Kaiserin auf denselben zu erheben.

Napoleon konnte und wollte also nicht mehr zurück. Er versammelte alle seine Brüder, alle die Könige, Herzöge und Fürsten, welche sein machtvoller Wille geschaffen, um sich, und vor der Kaiserfamilie, dem Hof und dem Senat, in den großen Staatsgemächern der Tuilerien vereinigt, erschien der Kaiser an der Seite der Kaiserin, welche heute zum letzten Male im vollen Pomp dieser Würde sich darstellte, die sie im Begriff war, für immer abzulegen.

Mit lauter, fester Stimme erklärte der Kaiser den Versammelten seinen Entschluß, sich von seiner

Digitized by Google

Gemahlin zu trennen, und Josephine, obwohl mit zitternder Stimme und kaum mächtig, ihre Thränen zu bemeistern, wiederholte die Worte ihres Gemahls. Der Erzkanzler Cambacères ließ sodann durch den Staatssekretär den betreffenden Artikel des Code-civil verlesen, machte davon in einer kurzen, gedrungenen Rede eine Anwendung auf den vorkommenden Fall und erklärte die Ehe des Kaisers und der Kaiserin für getrennt.

Damit war die Ceremonie geendet und dem Gesetz Genüge gethan.

Josephine hatte nun noch von ihrem Gemahl und dem Hofe Abschied zu nehmen, und sie that dies mit der sanften, engelgleichen Ruhe, dem anmuthigen, lächelnden Wesen, welches ihr, wie kaum jemals einer andern Frau, eigen war.

Wie sie sich mit bleichem, aber von innerer Bewegung strahlendem Angesicht vor Napoleon verneigte, da murmelten seine Lippen einige unverständliche Worte, da zuckte ein tiefer Schmerz durch sein ehernes Angesicht, und wie sie dann zwischen ihren Kindern, zwischen Eugen und Hortense durch den Saal dahinschritt und Alle mit einem letzten sanften Blick, mit einem letzten Neigen des Hauptes begrüßte, da hörte man nichts als Weinen und Seufzen und selbst Diejenigen, welche sich ihres Sturzes freuten, weil sie auf die neue Kaiserin und die neue Dynastie hofften, wurden jetzt zu Thränen gerührt von dieser so stillen und doch so tief beredten Abschiedsscene.

Das Opfer war jetzt vollendet! — Napoleon hatte, indem er sich von Josephinen trennte, das Liebste, was er besaß, seinem Ehrgeiz geopfert!

Noch am selben Tage verließ sie die Tuilerien, um sich nach Malmaison zurückzuziehen, nach Malmaison, welches, einst das Paradies ihrer Liebe, jetzt ihr Wittwensitz seyn sollte.

Josephine verließ den Hof, aber die Herzen verließen sie nicht. Während der nächsten Wochen war auf der Straße von Paris nach Malmaison eine wahre Prozession Kommender und Gehender, man sah da die Equipagen aller Fürsten, die jetzt in Paris weilten, aller Großen des neuen Frankreichs, selbst des Faubourg St. Germain, das immer noch seine Sympathien für die Bourbonen sich bewahrt und seine heimlichen Vertreter in Paris hatte, selbst dieses begab sich nach Malmaison zur Kaiserin. Und nicht blos die Vornehmen und Reichen wallfahrteten dahin, sondern auch die Armen und Unbemittelten. Jedermann wollte der Kaiserin sagen, daß man sie immer noch liebe und verehre, daß sie immer noch Herrscherin geblieben über die Herzen, wenn auch ihre Herrschaft auf dem Thron aufgehört.

Das ganze Volk trauerte mit Josephinen und ihren Kindern; ahnungsvoll flüsterte man einander ins Ohr, daß jetzt des Kaisers Stern erbleichen werde, daß mit Josephinen sein guter Engel und sein Glück ihn verlassen habe, daß die Zukunft die Thränen der Kaiserin rächen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Gold- und Silberwaaren der Engländer.

(Fortsetzung.)

Die Ausstellung der HH. Hunt und Roskell besteht aus einer Reihe von großen monumentalen Stücken. Wir erwähnen namentlich einen in Stahl und Silber getriebenen und mit Gold ausgelegten Schild; ferner drei getriebene Vasen von oxydirtem Silber, nach Zeichnungen des französischen Goldschmieds Vechte; sodann mehrere sogenannte Testimonials und Ehrengeschenke, darunter das für Sir Moses Montefiore. Auf letzterem sieht man Moses mit den Gesetzestafeln, Esdras in einer Rolle lesend, einen Juden von Damaskus, der mit Ketten beladen ist, in der Mitte einen Feigenbaum und einen Weinstock; das Ganze wird von einer Gruppe gekrönt, David darstellend, welcher ein Lamm dem Rachen eines Löwen entreißt. Basreliefs beziehen sich auf Stellen des alten Testaments und auf die Unterhandlungen, welche Sir Moses Montefiore zu Gunsten der verfolgten Juden in Damaskus gepflogen hat.

Ferner sehen wir hier einen Tafelaufsatz, den Lord Ellenborough bei seinem Abgang von Indien von seinen dortigen Freunden zum Geschenk erhalten hat. Der Werth des ganzen Service beläuft sich auf 6000 Pfd. St. An den Kandelabern, an dem Mittelaufsatz und an den beiden Endstücken befinden sich Figuren von Kriegern, Pflanzen, Fakirs, Frauen, Rauchern und Wasserträgern; alles dieses bildet ein ganz eigenthümliches Gemisch, allein künstlerischen Werth hat es nicht, sein Werth besteht in der Metallmasse. Dagegen ist der Kandelaber ein wahres Meisterstück; derselbe ist mit mythologischen Figuren geschmückt, welche ganz vorzüglich ciselirt und modellirt sind; die vier Hauptgruppen stellen die vier Jahreszeiten vor; ferner sieht man die Winde, sowie Tag und

Digitized by Google

Nacht. Alle diese Figuren sind auch trefflich componirt. Erwähnen wir endlich noch eine silberne mit Emaillen geschmückte Vase und gehen wir zu andern Ausstellern über.

R. und S. Garrard in London stehen den soeben genannten Ausstellern an Reichthum ihrer Erzeugnisse kaum nach. Wir bewundern hier eine Tafelfontaine aus Silber und Gold, welche der Königin von England gehört; dieselbe stellt eine Moschee vor, vor welcher Pferde weiden. Die Pferde sind Portraits der Lieblingspferde der Königin Victoria. Wir erwähnen ferner mehrere Tafelaufsätze, Kannen, endlich — doch nur der Bizarrerie wegen — eine Gruppe, Sancho Pansa und die Dulcinea von Toboso darstellend.

In der Ausstellung von Hancock aus London bemerken wir eine Gruppe, die Königin Elisabeth, von einem ihrer Höflinge und einem Pagen zu Pferde begleitet, darstellend; ferner Napoleon, die Pyrenäen übersteigend und von einem Hirten geführt; den heiligen Georg, der den Lindwurm bekämpft, eine mächtige silberne Vase und eine Gießkanne.

Die Gesellschaft der Londoner Goldschmiede hat mehrere Kandelaber und Testimonials ausgestellt. Von G. Richmond sehen wir verschiedene auf elektrischem Wege versilberte Gegenstände, von Cartroright aus Birmingham einen Kandelaber und ein Tafelservice, ebenfalls elektrisch versilbert, von Gollis aus Birmingham eine mächtige Vase und ein Plateau von Silber.

R. Philipps ist fast der einzige Engländer, welcher nur Bijouterieen bringt. Derselbe beschäftigt sich vornehmlich mit der Nachahmung antiker Schmucksachen, welche allerdings mit ihren einfach eleganten Formen am besten den blonden Schönheiten Albions stehen müssen. Wir sehen in dieser Ausstellung eine Reihe schöner Steine, die mit vielem Geschmack gefaßt sind.

So hätten wir das Bemerkenswertheste unter den englischen Goldschmiedewaaren besprochen; im nächsten Blatte werden wir nun noch von den ostindischen Erzeugnissen dieser Art berichten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein aus London von dem dramatischen Künstler Ira Aldridge (Neger) in Berlin angekommener Brief bestätigt die Nachricht, daß der genannte Mime mit seiner Gattin, der Tochter eines englischen Parlamentsmitgliedes, und mit seinem aus dieser Ehe entsprossenen Sohne für immer nach seiner Heimath, den Ufern des Senegal, zurückkehren, jedoch vorher noch einmal Deutschland besuchen will, um daselbst zu gastiren. Bekanntlich ist ihm bei seinem Gastrollencyklus in Berlin allerhöchsten Ortes als Anerkennung seines hohen dramatischen Talentes die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft zu Theil geworden.

Unter den See-Ungeheuern, welche die französischen Küsten bewohnen, ist die sogenannte Meerspinne nach dem „Pays" für den Badenden am gefährlichsten; denn wenn sie diesen erhascht, zieht sie ihn auf den Meeresgrund, um nur von seiner Leiche zu lassen. Sie hat die Gestalt einer Kugel, welche zwei große Augen überragen; an dieser Kugel befinden sich acht mit kräftigen Saugwerken versehene Arme, mit deren Hilfe sie ihre Beute erfaßt; leistet diese ernsten Widerstand, so versetzt sie ihr einen derartig kräftigen Schlag, daß alle Kräfte ihres Opfers gelöset werden. Zur Flucht gezwungen, verbreitet sie eine schwarze, klebrige Flüssigkeit um sich, in deren Dunkel sie entflieht.

Gemeinnütziges.

(Einfaches Mittel, Messer zu schärfen.) Schon vor längerer Zeit hat man die Erfahrung gemacht, daß Rasirmesser dadurch am einfachsten geschärft werden, daß man sie in Wasser, welches $^1/_{20}$ seines Gewichts mit Salz- und Schwefelsäure gesäuert ist, $^1/_2$ Stunde lang eintaucht, leicht abwischt und nach einigen Stunden auf einem Stein abzieht. Die Säure versieht hier die Stelle des Schleifsteins, indem sie die ganze Oberfläche gleichförmig ätzt, worauf nur noch Glätten nöthig ist. Diese Behandlung hat guten Klingen nie geschadet, dagegen häufig schlecht gehärtete verbessert. In neuerer Zeit nun wird dieses Verfahren auf viele andere Schneidwerkzeuge angewendet, in der Art, daß die Arbeiter beim Beginn der Mittagsruhe oder des Abends die Klingen ihrer Werkzeuge mit obigem gesäuerten Wasser, dessen Preis kaum anzuschlagen ist, benetzen, wodurch sie das viel kostspieligere Schleifen, das überdies die Klingen rasch abnutzt, ersparen. Mit ganz besonderem Nutzen müßte sich diese Schärfmethode auf Sensen und Sicheln anwenden lassen.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 99. Sonntag, 19. August 1855.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

6.

Während Josephine in Malmaison ihre Scheidung beweinte, suchte Hortense für sich eine eben solche Lösung ihres Schicksals. Sie würde eine Scheidung, welche ihre Mutter als ein Unglück beklagte, weil sie ihren Gemahl immer noch liebte, sie würde eine Scheidung als ein Glück begrüßt haben, weil sie ihren Gemahl niemals geliebt hatte. Diesmal wieder im Einklang mit dem Letztern bat Hortense den Kaiser, ihre Ehe trennen zu wollen, und der König von Holland vereinigte seine Bitten mit denen der Königin.

Aber Napoleon blieb unerbittlich. Seine Familie sollte nicht dem Lande das unerquickliche Beispiel geben, daß man die Ehe nicht heilig halte. Er hatte sich aus Staatsrücksichten von seiner Gemahlin getrennt und aus Staatsrücksichten wollte er nicht einwilligen, daß die Ehe seines Bruders und seiner Stieftochter getrennt werde.

Sie mußten sich also weiter schleppen an dieser Kette, welche sie vereinte; sie thaten es Beide mit zornigem Schmerz im Herzen, und da sie Niemanden sonst hatten, den sie wegen ihres Unglücks anklagen durften, klagten sie sich gegenseitig selber an, zürnten sie einander für das, was sie durch sich erduldeten.

Louis kehrte verstimmt und niedergebeugt nach Holland zurück, während Hortense auf den ausdrücklichen Befehl des Kaisers noch für einige Zeit in Paris verbleiben mußte. Sie sollte den Festen beiwohnen, welche jetzt bald am Kaiserhofe zur Feier der Vermählung des Kaisers mit der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich stattfinden sollten. Die Tochter der geschiedenen Kaiserin sollte mit den Schwestern des Kaisers am Vermählungstage die Schleppe der Kaiserin tragen. Napoleon wollte Frankreich und ganz Europa beweisen, daß es in seiner Familie kein anderes Gesetz gebe, als seinen Willen, und daß die Tochter Josephinens niemals aufgehört habe, auch seine gehorsame Tochter zu seyn. Napoleon wünschte außerdem die Königin, welche von Josephinen die ganze Anmuth geerbt hatte und deren ächte Weiblichkeit den Damen seines Hofes ein gutes Vorbild seyn konnte, an die Person seiner jungen Gemahlin zu fesseln.

Hortense fügte sich schweigend den Befehlen des Kaisers. Sie trug am 1. April 1810, als Marie Louise dem Kaiser vermählt ward, mit Napoleons Schwestern die Schleppe der neuen Kaiserin; sie allein that das ohne Widerstreben, während die Schwestern Napoleons, die Königin Karoline von Neapel, die Herzogin Pauline von Guastalla und die Großherzogin Elise von Toskana, nur nach heftigem Widerstande sich dem Befehl ihres Bruders gefügt hatten und mit finstern Blicken als dienstbare Unterthaninnen hinter ihrer neuen Souveränin daherschritten.

Und die Schwestern des Kaisers waren nicht die Einzigen, welche am Tage der Vermählungsfeier Napoleons und Marie Louisens dem Kaiserpaar grollten. Nur ein kleiner Theil der hohen Geistlichkeit war der Einladung des Großmeisters der Ceremonien gefolgt und hatte sich in die zur Trauung des Kaiserpaares in den Tuilerien selbst errichtete Kapelle verfügt. Dafür bestrafte der Kaiser die widerspenstigen Kardinäle, indem er ihnen verbot, hinfort im rothen Kardinalsgewande zu erscheinen, und sie zu dem schwarzen Pönitenzkleide verdammte.

Auch das Volk von Paris empfing die neue Kaiserin nur mit einem befohlenen Enthusiasmus, es schaute mit unheilvollen Ahnungen auf die

Digitized by Google

neue „Oesterreicherin", und als bald darauf bei dem Feste, das der Fürst von Schwarzenberg zu Ehren der kaiserlichen Vermählung gab, jene furchtbare Feuersbrunst entstand, welche so viel Menschenleben kostete und so viel Familienglück zerstörte: da erinnerte sich das Volk mit Entsetzen jenes andern Unglücks, welches den Einzug Marie Antoinettens in Paris bezeichnet hatte, und nannte diese Feuersbrunst das Wahrzeichen des Unglücks, welches die Oesterreicherin über Frankreich und den Kaiser bringen werde. —

Während Hortense in Paris den Festen zu Ehren der neuen Kaiserin beiwohnen mußte, zog sich über dem Haupte ihres Gemahls ein finsteres Ungewitter zusammen, das bald sein Leben und seine Krone bedrohen sollte. Als Louis damals auf Befehl des Kaisers die holländische Königskrone angenommen, hatte er den heiligen Eid geleistet, seinem Volke ein treuer Herrscher zu werden und dessen Wohl sein ganzes Daseyn zu weihen. Und er war ein zu redlicher Mann, als daß er diesen feierlichen Schwur nicht hätte erfüllen wollen. Er war nur bedacht, solche Einrichtungen zu treffen, solche Verordnungen und Gesetze zu erlassen, wie sie dem Wohl und Gedeihen des Landes gemäß waren, und nicht im Mindesten berücksichtigte er dabei, ob diese Gesetze den Interessen Frankreichs nicht zuwiderlaufen möchten. Er wollte Holland nicht als eine von Frankreich abhängige Provinz betrachten, deren Statthalter er war, sondern als ein freies Land, das ihn zu seinem freien und unabhängigen König erwählt.

Aber Napoleon war nicht der Ansicht seines Bruders; in seinen Augen war es ein unerhörtes Sacrilegium, das Königreich Holland gegen die Obergewalt Frankreichs sich auflehnen zu sehen. Als der Kaiser damals seinen Bruder mit der Krone Hollands belehnte, hatte er es ihm zur Pflicht gemacht, „seinem Volke ein guter König zu werden, dabei aber immer ein treuer Franzose zu bleiben und die französischen Interessen zu wahren." Allein Louis hatte sich bemüht, ein guter Holländer zu werden, und als daher zwischen den Interessen Frankreichs und Hollands Conflikte entstanden, stellte der König sich auf die Seite seines neuen Vaterlandes und handelte und dachte als Holländer. Er war von der Ansicht durchdrungen, daß Holland nur dem Handel und der Industrie seinen Wohlstand verdanke, daß es nur groß seyn könne durch seine merkantilische Bedeutsamkeit; er verringerte daher das Heer und verkleinerte die Flotte, er verwandelte die Kriegsschiffe in Kauffahrteischiffe und die Seesoldaten in Matrosen friedlicher Handelsschiffe.

Napoleon betrachtete diese Umwandlung mit Entsetzen und machte dem Könige von Holland zornige Vorwürfe darüber, daß er ganze Escadres desarmirt, die Soldaten entlassen, die Armee so desorganisirt habe, daß Holland sich jetzt ohne Land- und Seemacht befände, gleichsam als ob die Negocianten und Commis im Stande wären, eine Macht zu consolidiren. Einen noch bittern Vorwurf aber machte Napoleon seinem Bruder daraus, daß er die Verbindungen Hollands mit England wieder angeknüpft und für Holland den Blokus, welchen Frankreich zu einem Gesetz gegen England erhoben, aufgehoben hätte.

Der Kaiser forderte von dem Könige von Holland, daß er sich unbedingt seinem Willen und den Interessen Frankreichs füge, daß er sofort alle Handelsbeziehungen Hollands mit England verbiete, daß er die Flotte und das Heer wieder organisire und alle Privilegien, die der Constitution zuwider liefen, aufheben solle.

König Ludwig hatte den Muth, im Namen Hollands diesen Forderungen zu widerstehen und sich den Befehlen des Kaisers, deren Ausführung den Wohlstand seines Landes nothwendig ruiniren mußte, nicht fügen zu wollen.

Napoleon beantwortete diese Weigerung mit einer Kriegserklärung, er ließ dem holländischen Gesandten in Paris seine Pässe ausfertigen und sandte ein französisches Truppencorps nach Holland, um den Uebermuth des Königs zu beugen.

Aber das Unglück, welches Holland bedrohte, rief die ganze Energie des Königs wach und alle Drohungen Napoleons konnten dessen Entschlüsse nicht beugen. Als der Befehlshaber der französischen Truppen, der Herzog von Reggio, sich Amsterdam näherte, um es zu belagern, zog Louis es vor, lieber von seinem Thron herabzusteigen, als sich den ungerechten Forderungen Frankreichs zu unterwerfen.

Er erließ daher an sein Volk eine Proklamation, in welcher er sagte, daß er überzeugt sey, nichts mehr für des Volkes Wohlergehen thun zu können, daß er im Gegentheil glaube, ein Hinderniß der Wiederkehr der wohlwollenden Gesinnungen des französischen Kaisers gegen Holland zu seyn, und sich daher entschlossen habe, zu Gunsten seiner beiden Söhne, Louis Napoleon und Karl Louis Napoleon, abzudanken. Bis zu ihrer Volljährigkeit solle die Königin Hortense, der Constitution gemäß, die Regentschaft führen.

Digitized by Google

Er nahm dann mit kurzen, aber rührenden Worten Abschied von seinem Volke und begab sich, unter dem Namen eines Grafen von St. Leu, durch die Staaten seines Bruders Jerome, des Königs von Westphalen, und durch Sachsen nach Töplitz, wo er zum Gebrauch der Bäder verweilte.

Dort erfuhr er, daß Napoleon, weit entfernt davon, die Klauseln seiner Abdikation zu achten, das Königreich Holland mit dem Kaiserreich vereint habe.

Hiergegen erließ Louis eine Protestation und bezeichnete darin im Namen seines Sohnes, des minorennen Königs Louis Napoleon, den Akt des Kaisers als eine durch nichts gerechtfertigte Gewaltthat, beanspruchte die Wiederherstellung Hollands auf Grund der geheiligten Völkerrechte und erklärte die Vereinigung Hollands mit Frankreich in seinem und seiner Söhne Namen für ungiltig.

Napoleon beantwortete diese Protestation damit, daß er seinem Bruder durch den französischen Gesandten in Wien befehlen ließ, bis zum 1. Dezember 1810 wieder nach Frankreich zurückzukehren, wenn er nicht als ein Rebell, der es wage, sich gegen das Oberhaupt seiner Familie aufzulehnen, betrachtet und darnach behandelt seyn wolle.

Louis ließ diese Drohung unbeantwortet und fügte sich ihr nicht. Er begab sich nach Gratz und lebte dort als einfacher Privatmann, nicht blos geliebt und bewundert von Denen, die ihm hier nahe kamen, sondern auch ganz Europa Achtung einflößend durch die edle und wahrhaft hochherzige Weise, in welcher er seine eigene Größe dem Wohl seines Volkes geopfert hatte.

Selbst seine und Napoleons Feinde konnten ihm den Tribut ihrer Achtung nicht versagen und sogar Ludwig XVIII. äußerte über ihn:

„Louis Bonaparte ist durch seine Abdankung in Wahrheit ein König geworden; indem er der Krone entsagte, hat er sich würdig gezeigt, sie zu tragen. Er ist der erste Monarch, der ein so großes Opfer aus reiner Liebe zu seinem Volke gebracht hat; Andere vor ihm haben auch ihren Thron verlassen, allein sie haben es aus Degout, aus Ueberdruß der Macht gethan. In der Handlungsweise des Königs von Holland liegt etwas wahrhaft Erhabenes, welches man anfangs nicht recht gewürdigt hat, aber welches, wenn ich nicht irre, die Nachwelt bewundern wird." —

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Gold- und Silberwaaren der Engländer.

(Schluß.)

Nur wenige Schritte von den Schränken der Londoner Goldschmiede befindet sich die ostindische Ausstellung; in zwei zeltförmigen Glasschränken sind die Arbeiten aufgestellt.

Wenn man diese tropischen Produkte betrachtet, so überzeugt man sich von Neuem, daß die Goldschmiedekunst in vielfacher Beziehung das Leben, die Sitten, die Religion eines Volkes darstellt. Wir sehen hier silberne und goldene Filigranarbeiten, welche nur die Hand eines Sklaven hat vollenden können, und zwar in einem Lande, wo man einen Menschen für sechs Kreuzer Reis täglich ernährt. Wie doch jene buntscheckigen Armbänder die schönen Indierinnen mit ihren sonneverbrannten Armen entzücken müssen; europäische Damen zucken mitleidig die Achseln darüber.

Besonders bemerkenswerth in den ostindischen Goldschränken ist eine reich getriebene Vase, die mit Fischen, menschlichen Figuren und Arabesken verziert ist; im Louvre befindet sich eine antike Vase, deren Ornamentirung der obigen überaus ähnlich ist. Ferner erwähnen wir einen Säbel aus Elfenbein in Gold; Halsbänder von Smaragden und Perlen, die in kleinen Päckchen zusammengestellt sind und den ägyptischen Amuletten aus Rhamses' Zeiten überaus ähnlich sehen; Halsbänder von Smaragden mit Gold ausgelegt; ditto von Rubinen und Perlen; goldene Armbänder mit Tiger-, Elephanten- und anderen Thierköpfen; Halsbänder, welche mit großen, von Türkisen und mit Perlen eingefaßten Platten, zur Zierde des Oberarms, versehen sind; Broschen in Form von goldenen oder silbernen Halbmonden und mit Glöckchen von demselben Metalle; Kofferchen und Herzen von Filigran; ein goldenes Schreibzeug, welches aus fünf mit emaillirten Pfauen verzierten Herzen besteht; endlich noch verschiedene Emaillen.

In allen diesen Gegenständen tritt der Contrast zwischen dem außerordentlichen Geschmack in der Ornamentirung und den mangelhaften Arbeitsmitteln zu Tage. Der Indier besitzt die kostbarsten Materialien, den Lapis, die Korallen, das Elfenbein, den Malachit ꝛc.; er sieht vor seinen Augen die Insektenwelt mit Farben, wie man sie nirgends reicher wiederfindet. Perlenmutter, Perlen, Bernstein, Topase sind in unendlicher

Digitized by Google

Fülle vorhanden; dazu treten noch der Tiger mit seinem prachtvollen Felle, die Schlange mit ihren poetisch-graziösen Windungen, kurz, die ganze tropische Thierwelt; — wie soll da der Arbeiter nicht zum Künstler werden? Allein er bleibt dabei stehen, den Fortschritt kennt er nicht, er macht, was seine Vorfahren vor tausend Jahren gemacht haben, dieselben Formen, dieselben Werkzeuge, deren einige wohl noch aus den Zeiten der biblischen Völker stammen.

Das Geheimniß dieses Stillstandes liegt darin, daß die Bewohner des Morgenlandes noch immer in einem Zustande blinder Knechtschaft — körperlicher und geistiger — schmachten; die Kunst kann nur unter freien Menschen gedeihen, welche der göttliche Genius inspirirt, nicht unter jenen zu ewiger Abhängigkeit verdammten Pendjab-Sklaven, welche thönerne Götzenbilder anbeten. Nur mit Gefühlen der Trauer und des Mitleids kann man diese Erzeugnisse Indiens verlassen.

Mannigfaltiges.

(Der Palast Marigny zu Paris.) Mit jedem Tage — wird von Paris unterm 4. Aug. geschrieben — wächst die Zahl der Besucher im Palais Marigny; mit jedem Tage wird das Publikum mit einem neuen Reize in diesem Wundertempel überrascht. Durch einen glücklichen Einfall des Prinzen Napoleon hat dieses unvergleichliche Werk einen neuen Zauber erhalten, indem er den Raum zwischen dem Industriepalaste und dem anstoßenden Panorama in einen Garten umwandeln ließ. Einige Tage haben hingereicht zur Herstellung dieses Lustplatzes, dieser köstlich erfrischenden Oase, wo der erschöpfte Wallfahrer ausruhen und Luft schöpfen kann. Es läßt sich unmöglich etwas Imposanteres und zugleich Koketteres denken. Unter den großen Alleen der elysäischen Felder, im Schatten ihrer grünen Laubgänge, haben die Architekten den Boden mit herrlichen Rasen und Blumenrabatten geschmückt. Um diese frischen Grasplätze und duftenden Blumengewinde schlängeln sich breite Alleen zwischen zwei Reihen majestätischer Orangenbäume, welche man aus dem Schlosse zu Fontainebleau herbeischaffte. Diese stattlichen Bäume, welche die Lustwandler mit Bewunderung und Wonne erfüllen, verdankt man der hohen Munificenz des Kaisers. Auch die Aussteller haben zur Anlegung und Ausschmückung dieses neuen Gartens beigetragen. Das Eingangsgitter ist eine musterhafte, höchst geschmackvolle Arbeit; der zierliche Kiosk wurde von Tronchon geliefert. Hier steht ein niedliches Bauernhaus, dort schaut man eine hängende Brücke nach neuester Construction; weiterhin Zierrathen aus Zink und äußerst schön gemeiselte Blumenkelche, kurz, überall die neuesten Erzeugnisse unserer Nationalindustrie, womit dieses kleine irdische Paradies angefüllt ist. Dieser Panoramagarten, welcher erst seit einigen Tagen dem Publikum geöffnet ist, ist bereits der Lieblingsplatz der eleganten Welt. Hier gibt sich die vornehme Gesellschaft Rendezvous, hier erhebt sie sich unter den hübschen Damen und reichen Toiletten. Der Freitag namentlich gewährt dort den herrlichsten Genuß, welcher durch die Militärmusik noch erhöht wird.

Ein Privatbrief aus der Krim theilt folgenden heroischen Zug eines Voltigeurs vom 6. Linienregiment mit. Dieser befand sich als Tirailleur in der Nähe des Feindes und rief, von demselben überrumpelt, aus vollem Halse: „Herr Oberst, rücken Sie nicht vorwärts; die Russen stehen da und ich bin gefangen!“

Das Gewitter, welches am 20. Juli um 1 Uhr Nachmittags New-York heimsuchte, hat Abends um 5 Uhr über Philadelphia eine solche Wassermasse ausgegossen, daß manche Stadttheile im strengsten Sinne des Wortes unter Wasser standen und in einigen Straßen das Wasser 3 — 4 Fuß hoch war und von da aus in die Häuser drang. In einem Magazine allein hat die Ueberschwemmung für 15,000 Doll. Schaden angerichtet und eines solchen Wolkenbruches erinnert man sich in der Quäkerstadt nicht.

In der jüngsten Sitzung der Gesellschaft für wissenschaftliche Medizin in Berlin stellte Dr. Moriz Meyer zwei Kranke vor, von denen der erste sich eine Lähmung beider Vorderarme und Hände mit erschwerter Bewegung der Schultern durch sechs Jahre lang fortgesetztes Schnupfen eines bleihaltigen Tabaks zugezogen hatte, — eine Diagnose, welche durch die chemische Analyse des benutzten Schnupftabaks und durch das eigenthümliche elektrische Verhalten der gelähmten Muskeln bestätigt wurde.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 100. Dienstag, 21. August 1855.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

In Gratz lebte Louis Bonaparte als Graf von St. Leu einige friedliche, stille Jahre, die ersten Jahre des Glückes vielleicht, die er in seinem kurzen und von so vielfachen Stürmen bis dahin zerrissenen Leben genossen. Arbeit und Studien füllten seine Tage aus und ließen ihn leicht seine frühere Größe vergessen. Wie er einst seinen Ehrgeiz darauf gesetzt, ein guter König zu seyn, war es jetzt sein Ehrgeiz, ein guter Schriftsteller zu werden. Er ließ einen Roman „Marie" drucken und durch den Erfolg, den derselbe in Freundeskreisen gefunden, ermuthigt, ließ er auch seine Gedichte erscheinen, Gedichte, deren zärtliche und glühende Sprache bewies, daß dieses so viel verkannte, so oft zurückgestoßene und darum so scheue und mißtrauische Herz endlich sich erwärmen konnte zu einer ebenso zarten als innigen Liebe, welcher Marie Badeal, die schöne Harfenkünstlerin, zu widerderstehen wohl nicht die Grausamkeit hatte.

Aber es kam ein Tag, an welchem Louis Bonaparte all den süßen Stimmen des Glückes, des Friedens und der Liebe sein Ohr verschloß, um nur noch die Stimme der Pflicht zu hören, die ihm gebot, nach Frankreich und an die Seite seines Bruders zurückzukehren. So lange die Sonne des Glückes über Napoleon leuchtete, hielt der freiwillig von seinem Throne herabgestiegene König Ludwig von Holland sich in dunkler, unscheinbarer Ferne; als aber die Tage des Unglücks über den Kaiser hereinbrachen, da gab es für seinen treuen Bruder nur Eine Stelle, die Stelle an der Seite seines Bruders.

„An dem Tage" — sagt Frau v. St. Elme, welche sich grade zu dieser Zeit in Gratz befand und Zeuge der Abschiedsscene zwischen Louis Bonaparte und den Bewohnern von Gratz war — „an dem Tage, wo Oesterreich auf so unvermuthete Weise seine Allianz mit Frankreich brach, fühlte König Ludwig die Nothwendigkeit, dem Asyl zu entsagen, welches er jetzt nur noch den Feinden Frankreichs verdankt haben würde, und er eilte, von dem ungerechten großen Manne, der ihn zurückgestoßen hatte, den einzigen Platz zu beanspruchen, welcher der Würde seines Charakters angemessen war, den Platz an seiner Seite. Aber welch ein Kummer, welch ein Gegenstand des Bedauerns war dies für die Einwohnerschaft von Gratz, ja für ganz Steiermark, denn es gab hier nicht eine fromme Stiftung, nicht eine nützliche Anstalt, nicht eine arme Familie, die sich nicht seiner Wohlthaten zu erinnern gehabt hätte, und doch wußte man, daß er, der so eilig und unvorbereitet vom Throne herabgestiegen war, nur geringe Mittel besaß und sich selber manchen Lebensgenuß versagte, um Andern hilfreich zu seyn. Man bat, man beschwor ihn mit Thränen, da zu bleiben, und als er dennoch bei seinem Beschluß beharrte, als man ihm endlich die Pferde, welche man ihm anfangs verweigerte, auf seine dringend wiederholte Forderung doch gewähren mußte, da spannte das Volk dieselben von seinem Wagen, um sich selber davor zu spannen und ihm bis vor die Thore der Stadt das Geleit ihrer Liebe zu geben; seine freiwillige Abreise glich einem wahren Triumphzuge und dieser verbannte König ohne Vaterland ward, indem er sein Exil verließ, mit eben solchen Liebesdemonstrationen begrüßt, als damals, wo er den Thron bestiegen hatte." —

7.

Allmälig begann der Glanz der Sonne, welche so lange die Augen von ganz Europa geblendet, zu erbleichen und der leuchtende Stern des Kaisers

Digitized by Google

Napoleon fing an, von Wolken umflüstert zu werden. Das Glück hatte ihm Alles gewährt, was es einem Sterblichen darzubringen vermag. Napoleon, der Beherrscher Europa's, war so hoch gestiegen, daß er nicht nöthig hatte, die Niedrigkeit, von welcher er hergekommen, zu verläugnen, vielmehr mußte ihm dieselbe ein neuer Triumph der Größe werden.

Während des Congresses zu Erfurt waren eines Tages alle Kaiser, Könige und Fürsten an der Tafel Napoleons versammelt. Er hatte seinen Platz zwischen dem Kaiser von Rußland, seinem begeisterten Freunde, und dem Kaiser von Oesterreich, seinem Schwiegervater; ihnen gegenüber saßen der König von Preußen, der König von Bayern, dessen Tochter an Napoleons Adoptivsohn Eugen verheirathet war, der König von Würtemberg, Schwiegervater von Napoleons Bruder Hieronymus; da saßen ferner der König von Sachsen und der Großherzog von Baden. Lauter legitime Fürsten, deren Stammbaum eine glänzende Dynastie zeigte. Und in ihrer Mitte saß der Sohn des Advokaten von Corsica.

Man sprach eben von Napoleons eminentem, wunderbarem Gedächtniß und der Kaiser wollte seinen staunenden Zuhörern erzählen, wodurch er dasselbe so ausgebildet hatte.

„Als ich noch Unterlieutenant war," begann er und sofort senkten sich die Blicke vieler der erlauchten Zuhörer scheu auf die Teller nieder und eine Wolke des Unwillens flog über die Stirn des Kaisers von Oesterreich bei dieser Erinnerung an die niedrige Herkunft seines Schwiegersohnes. Napoleon schien es zu bemerken, denn er ließ einen Flammenblick über alle diese verlegenen Gesichter dahin schweifen und begann noch einmal mit scharfer Betonung: „Als ich noch die Ehre hatte, Unterlieutenant zu seyn," — hiebei legte der Kaiser Alexander von Rußland seine Hand auf die Schulter Napoleons und nickte ihm lächelnd zu, denn er schien sich der Geschichte zu freuen, die der Kaiser erzählte aus der Zeit, als er noch „die Ehre hatte", Unterlieutenant zu seyn. —

Napoleon, wie gesagt, war jetzt so hoch gestiegen, daß es für ihn keinen Gipfelpunkt mehr gab, und auch das letzte, das ersehnteste Glück hatte ihm das Schicksal gewährt. Seine Gemahlin Marie Louise hatte ihm am 20. März 1811 einen Sohn geboren und durch den kleinen König von Rom waren die heißesten Wünsche des Kaisers erfüllt worden; er hatte jetzt einen Erben, seine Dynastie war gesichert.

Aber der Ehrgeiz des Eroberers fand immer noch nicht sein Genüge. Die Krone Rußlands hatte er noch nicht zu seiner Hand gewogen und daraus auch keinen Stein herausbrechen können. Er zog also mit seinem Heer nach Rußland, um im Kreml zu Moskau die Krone der Zaren aufzusuchen.

Der Stern seines Glückes erblaßte vor den Feuergluthen des Brandes von Moskau und die Sonne seiner Herrlichkeit und seines Ruhmes hatte nicht die Macht, diese Schneemassen und diese Winterkälte zu erwärmen, welche sein stolzes Heer in Wilna und an der Beresina vernichtete.

Der Stern seines Glückes war erblaßt und ohne Heer und ohne Ruhm war er aus Rußland heimgekehrt.

Unter traurigen Auspizien nahm das Jahr 1813 seinen Anfang. Abergläubische und furchtsame Leute wollten schon darin eine unglückliche Vorbedeutung sehen, daß dieses Jahr die schlimme Zahl 13 trug und daß es an einem Freitag begonnen hatte.

Dennoch gab man überall Feste zu Ehren des neuen Jahres und betäubte das unheimliche Geflüster seiner Ahnungen unter den rauschenden Klängen der Musik. Der Kaiser hatte befohlen, daß auch der Hof und die ganze Kaiserfamilie in diesem Winter Feste und Bälle gebe und dadurch den Parisern seine gute Zuversicht beweise. Er wollte nicht, daß man das Unglück von Moskau als ein Unglück für Frankreich betrauere. — Diejenigen also, welche auf den Todtenfeldern Rußlands ihre Angehörigen verloren, mußten sich bemühen, ihre Thränen zu verbergen; Diejenigen, deren Angehörige als Krüppel, mit erfrorenen Gliedern und in siechem Zustande heimgekehrt, mußten diese Heimkehr als ein Glück preisen und sie in glänzenden Festen feiern.

Feste daher überall, Feste in den Tuilerien, Feste in den Palästen der Königin von Neapel und der Herzogin von Guastalla, des Kaisers Schwestern, Feste bei all den Herzögen des Kaiserreichs wie bei der Königin von Holland.

Zwar fühlte sich Hortense krank und leidend; ein nervöses Kopfübel plagte sie seit einiger Zeit und verrieth das Geheimniß der Schmerzen und des Grames, das sie so sorgsam in ihrem Innern verborgen gehalten. Die Rosen ihrer Wangen waren verwelkt, das Feuer ihrer Augen war erloschen. In Malmaison weinte ihre Mutter um ihr verlorenes Glück, und wenn Hortense sie getröstet und mit ihr geweint, mußte sie ihre Augen trocknen und in die Tuilerien eilen, um lächelnden

Digitized by Google

Antlitzes vor Derjenigen zu erscheinen, welche die glückliche Rivalin ihrer Mutter war.

Indeß Hortense hatte ihr Geschick angenommen und sie war entschlossen, es ihrer Mutter würdig durchzuführen.

Sie bemühte sich also, der jungen Kaiserin eine treue, aufrichtige Freundin zu seyn und die Wünsche des Kaisers zu erfüllen, indem sie trotz ihrer Schmerzen Feste gab und glänzende Gesellschaften um sich versammelte.

„Der Kaiser will es so, der Kaiser hat es gesagt," das genügte für Alles, was ihn umgab, es genügte auch für die Tochter Josephinens. — Ihre Mutter war gegangen, weil der Kaiser es so gewollt; Hortense war geblieben und sie gab jetzt Feste, weil der Kaiser es wollte.

Aber selbst die Feste des Karnevals hatten etwas Trauriges, denn man sah da so viele Invaliden, welche die schrecklichen Niederlagen des vergangenen Jahres vergegenwärtigten. Es fehlte den Bällen an jungen Männern, welche zu tanzen vermochten, denn die fortwährenden Kriege hatten die Jugend Frankreichs gänzlich aufgerieben.

Doch während Hortense anscheinend glänzende Tage der Freude dahin lebte, war ihre Seele von trüben Ahnungen erfüllt, bereitete sie in der Tiefe ihres Herzens sich vor auf die Tage des Unglücks, von denen sie wußte, daß sie unabwendbar seyen. Sie wollte für diese Tage sich ein starkes Herz und eine entschlossene Seele schaffen und auch ihre Kinder, ihre beiden geliebten Söhne, wollte sie lehren, an die Vergänglichkeit des Glückes zu glauben und dem Unglück stets gefaßt entgegen zu gehen. Sie hatte kein Mitleid mit der zarten Jugend dieser acht- und sechsjährigen Knaben, kein Mitleid, weil sie sie zu warm und stark liebte, um sie verweichlichen zu wollen. Sie befaß die edle Energie der Mutterliebe, welche die Kinder nicht schont, um sie zu tapfern Kämpen gegen das Mißgeschick heranzubilden und ihre Stirnen hart zu machen, damit sie gestählt seyen gegen die Pfeile der Widerwärtigkeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Die Goldwaaren des Herrn Froment-Meurice.

Wir haben bereits ein vollständiges Bild der verschiedenen Erzeugnisse der Goldschmiedekunst gegeben, nur noch einem Aussteller bleibt uns übrig, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; dieser Aussteller aber ist wohl, in Beziehung auf künstlerische Vollendung seiner Fabrikate, der erste der Welt, wir meinen Froment-Meurice in Paris. Die ebenso reichhaltige als reiche und glänzende Ausstellung dieses Meisters nimmt einen ungeheuren Schrank im Transepte ein und repräsentirt eine der Trophäen der französischen Industrie. Vor allen Dingen haben wir hier die Gruppe der Leda nach Pradia zu nennen; die Figur der Leda ist aus Elfenbein, Draperie und Schmuck sind von Gold und der Schwan von oxydirtem Silber. Sodann folgen zwei Gruppen, ebenfalls aus Elfenbein, deren Draperien von getriebenem Silber und die Geschmeide von Gold, emaillirt und mit Edelsteinen besetzt sind. Die eine Gruppe zeigt uns Venus aus dem Meere steigend und auf einer Muschel ruhend; die Göttin spiegelt sich in einem Spiegel, den ihr ein alter Triton vorhält; der Fischschweif des Tritonen ist unter dem Waser sichtbar. Die zweite Gruppe stellt eine halbberauschte Bachantin vor, welche ein alter Satyr mit einer Weintraube zu verlocken sucht; zur Rechten der Bachantin spielt ein junger Faun die Flöte. Beide Gruppen gehören dem Prinzen Demidoff.

Wir gelangen nun zu den Schalen, deren wir drei vorfinden. Die eine, von Silber, gehört dem Marquis v. Verey und ist ein Ehrengeschenk, welches dieser verdienstvolle Landwirth bei der Thierschau zu Poissy davongetragen hat. Auf dem Fuß der Schale sind vier Ochsen und zwei Hirten um einen Baum gruppirt, welcher seinerseits die Schale trägt; letztere ist mit den von den unten abgebildeten Ochsen gewonnenen Medaillen geschmückt.

Die zweite Schale, aus orientalischem Achat, ruht auf emaillirtem Blätterwerk mit Weintrauben von ächten Perlen. Auf dem Fuße befinden sich drei Gruppen, die liebefeurige, die traurige und die nachsinnende Trunkenheit darstellend; auf dem Sockel sieht man in liegender Stellung die Jahreszeit, von kleinen Amors eingeschläfert. Die Schale gehört der Prinzessin Mathilde.

Die dritte Schale, in Silber getrieben, stellt das Wasser dar, nämlich einen Fluß, einen See und den Ozean, in Gestalt von drei Figuren, welche eine mit drei großen Medaillons geschmückte Schale tragen; die Medaillons sind emaillirt und stellen auf das Wasser bezügliche Allegorieen dar; dazwischen befinden sich Kinder mit Fischschweifen. Die drei Figuren ruhen auf Muscheln, die von

Digitized by Google

Kindern gelenkt werden und von denen die eine mit Seepferden, die andere mit Schwänen und dritte mit Delphinen bespannt sind.

Ferner sehen wir einen Reliquienschrein von Silber, mit Blätterwerk verziert, welches oben in einer Dornenkrone mit einem Kreuze ausläuft; die Blätter sind emaillirt und die Früchte werden durch schwarze Perlen und Rubinen gebildet. Das Ganze ist in deutsch-gothischem Styl gehalten. An dem Fuße sind die vier Evangelisten mit ihren Attributen angebracht. Im Innern befinden sich vier Engel und vier Basreliefs in Silber getrieben, mit Darstellungen aus dem Leben Christi, sowie drei große Emaillen mit Darstellungen aus der Kreuzigung Christi.

Ein anderer Reliquienkasten aus emaillirtem Silber und zur Aufnahme der Reliquien Johannes des Täufers und der h. Jungfrau bestimmt, ist mit vierzehn Figuren und Thieren verziert und von oben bis unten mit Steinen besetzt. Der Styl ist der des zwölften Jahrhunderts.

Betrachten wir nun jenes Schmuckkästchen im Style Ludwigs XII. Es ist mit zwölf Emaillen in Grisaille verziert, welche die berühmtesten Frauen Frankreichs darstellen. An den vier Ecken stehen vier Pagen, von denen der eine ein Jagdhorn, der andere einen Falken, der dritte einen Blumenstrauß und der vierte ein Musikinstrument trägt. Vier Ungeheuer tragen den Kasten und auf demselben ruhen zwei Kinder, welche einen Wappenschild mit einer Krone tragen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Chinesen scheinen Werth darauf zu legen, in ihrem Vaterlande begraben zu werden, denn in San Franzisko in Californien, in welchem Lande eine Menge Chinesen arbeiten, hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche den Transport der Leichen nach China übernimmt und dafür pr. Kopf ungefähr 30 Doll. rechnet. Am 18. Juni fuhr das Schiff „Sunny South" mit 70 todten Chinesen in Franzisko ab; wir werden also in Zukunft bei der Befrachtung der Schiffe lesen: „Passagiere: todte so und so viel, — lebende . . . . ."

Eines Tages wird Algerien die „Kornkammer von Frankreich" seyn. Im Jahre 1854 bebauete es 707,852 Hektaren, welche 9,124,571 Hektol. Getreide im Werthe von 135,030,102 Fr. produzirten. Hiervon expedirte Algerien für die Orientarmee 1,592,766 Hektol. Getreide, ferner 3,727,127 Kilogr. Mehl und 2,696,117 Kilogr. Brod und Zwieback. In diesem Jahre wird die Ausfuhr wegen der überreichen Ernte noch bedeutender seyn, da auch bei den Eingeborenen der Ackerbau eine große Ausdehnung erhalten hat. Algerien produzirt ein eigenes Riesenkorn, Weizen, Mais, Reis, Gemüse, Orangen, Datteln, Bananen ꝛc. und trotz des Verbots des Korans schlingt sich die Rebe die Hügel von Medeah hinan.

Der „Frankf. Anz." berichtet: Während eines Gewitters am vergangenen Donnerstag Nachmittag flüchteten sich bei Sindlingen mehrere auf freiem Felde befindliche Personen unter aufgestellte Kornhaufen. Zwei derselben, Mutter und Sohn, hielten die Sicheln über ihre Köpfe, um das Einstürzen der Haufen zu verhüten, als ein Blitzstrahl, wahrscheinlich durch das Eisen angezogen, niederfuhr und sie augenblicklich tödtete.

Bei dem Abbruche eines Theiles der um Alzei führenden alten Ringmauer wurden in einer Büchse 150 Stück durchgängig sehr alte römische Münzen, welche noch recht gut erhalten sind und von Kennern für werthvoll erklärt worden, aufgefunden.

(Literarische Notiz.) Wer eine Reise nach Paris machen oder sich nur aus einem Plan darin orientiren will, der kaufe sich den bei Weber in Leipzig erschienenen illustrirten „Plan von Paris", der im größten Landkartenformat ($2^1/_2$ Fuß breit und 2 Fuß hoch) nicht nur die größte Deutlichkeit und Uebersichtlichkeit, in jeder Straße den Namen eingezeichnet und alle öffentlichen oder merkwürdigen Gebäude hervorstechend gedruckt enthält, sondern auch durch eine alphabetische Uebersicht das Auffinden der Straßen, Plätze und Gebäude sehr erleichtert und auf der Rückseite 43 Ansichten der merkwürdigsten Gebäude und Denkmäler bringt. Das ganze Blatt kostet nur 18 Kreuzer.

Redaktion, Druck und Verlag von Auguſt Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 101. Freitag, 24. August 1855.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Eines Tages gab die Herzogin von Bassano der Königin von Holland zu Ehren einen Ball, und Hortense, obwohl leidend, raffte sich von ihrer Causeuse auf und ließ sich schmücken. Ihr blondes Haar, das, wenn es aufgelöst war, über ihre Schultern bis auf die Füße niederfiel, ward auf altgriechische Weise coiffirt und mit einer Guirlande geziert, die indeß nicht aus natürlichen Blumen, sondern aus Hortensien von Diamanten bestand. Dazu legte sie ein Kleid von rosa Crêpe an, das mit einem Fleur von großen Hortensien in Silber gestickt war; den Saum des Kleides und der Schneppe faßte eine Guirlande von künstlichen Blumen, aus Veilchen und Rosen bestehend, ein. Ein Bouquet von Hortensien aus Diamanten prangte an ihrem Busen und auch das Collier und die Bracelets bestanden aus kleinen diamantnen Hortensien.

In diesem reichen und geschmackvollen Anzug, einem Geschenk, das die Kaiserin Josephine am Tage zuvor ihrer Tochter gesandt, trat Hortense in den Salon, wo die Damen und Cavaliere ihres Hofes sie in glänzender Parure erwarteten, um der Königin zu dem Ballfeste zu folgen.

Es war ein glänzender Anblick, den der Saal mit diesen geschmückten, von Brillanten funkelnden Frauen, mit diesen Cavalieren in ihren reichen, goldgestickten Uniformen darbot. Die beiden Söhne der Königin, welche in diesem Moment hereingesprungen kamen, um von ihrem „guten Mamachen" Abschied zu nehmen, blieben wie geblendet von all dem Glanze, der sie umgab, einen Augenblick stehen und nahten sich dann nur schüchtern ihrer Mutter, die ihnen wie die in Rosenwolken schwebende Feenkönigin ihrer Mährchen erscheinen mochte.

Die Königin errieth die Gedanken ihrer Knaben, deren offenes Gesicht für sie wie ein aufgeschlagenes Buch war, in dem sie jede Empfindung zu lesen verstand. Sie reichte jedem derselben eine Hand dar und führte sie zu einem Sessel, auf welchem sie sich niederließ und den jüngsten, den kleinen, kaum sechsjährigen Louis Napoleon, auf ihren Schooß hob, während Napoleon Louis, ihr um zwei Jahre älterer Sohn, neben ihr stand und, seinen vollen, schönen Lockenkopf an die Schulter Hortensens gelehnt, mit zärtlichen Blicken zu dem bleichen, ausdrucksvollen Antlitz seiner schönen Mutter emporschaute.

„Nicht wahr, Napoleon," sagte Hortense, indem sie ihre feine, von Brillanten funkelnde Hand auf das Haupt ihres ältesten Sohnes legte, „nicht wahr, Du findest, daß ich heute sehr schön gekleidet bin?"

„Wunderschön, Mama!" sagte der kleine Napoleon lächelnd — „Du gefällst mir sehr mit Deinen Brillanten."

„Würde ich Dir weniger gefallen, wenn ich arm wäre und keine Brillanten trüge, sondern nur ein einfaches Kleid? Würdest Du mich dann weniger lieb haben?"

„Nein, Mama!" rief der Knabe fast zürnend, und der kleine Louis Napoleon, der auf dem Schooß seiner Mutter saß, wiederholte mit seiner zarten Stimme: „Nein, Mama!"

Die Königin lächelte und sagte:

„Brillanten und Kleider machen nicht glücklich und wir Drei würden uns ebenso sehr lieben, wenn wir auch keine Brillanten besäßen, wenn wir auch arm wären. Aber sage mir doch, Napoleon, wenn Du nun Nichts besäßest und allein in der Welt daständest, was würdest Du thun, um Dir weiter zu helfen?"

„Ich würde Soldat werden!" rief Napoleon mit blitzenden Augen. „Ja, ich würde Soldat

Digitized by Google

werden und mich so tapfer schlagen, daß man mich zum Offizier befördern müßte."

„Und Du, Louis, was würdest Du thun, um Dir Dein Brod zu verdienen?"

Der kleine Knabe hatte mit tief-ernstem Gesicht den Worten seines Bruders zugehört und schien noch darüber nachzudenken. Er mochte fühlen, daß der Tornister und das Gewehr doch noch zu schwer für seine kleinen Schultern seyn würden, daß er wohl noch zu schwach sey, um Soldat zu werden.

„Ich," sagte er nach einer Pause, „ich würde Bouquets von Veilchen verkaufen, wie der kleine Knabe, der immer am Thor der Tuilerien steht und von dem wir alle Tage kaufen."

Die Damen und Cavaliere der Königin, welche diesem seltsamen Gespräche schweigend zugehört hatten, lachten jetzt laut auf bei der naiven Antwort des kleinen Prinzen.

„Lachen Sie nicht, meine Damen," sagte die Königin sehr ernst, indem sie aufstand; „es war kein Scherz, sondern eine Lehre, welche ich meinen Söhnen gab, die so geblendet waren von dem Schimmer der Brillanten. Das Unglück der auf dem Thron geborenen Fürsten ist das, daß sie glauben, daß Alles ihnen unterthan sey und sie keine Verpflichtungen gegen andere Menschen hätten. Die Meisten wissen nichts von den Entbehrungen und Leiden der Menschen und glauben nicht, daß solche sie jemals berühren könnten. Deßhalb sind sie, wenn sie ein Mißgeschick trifft, so überrascht und niedergeschmettert und bleiben immer unter ihrem Schicksal niedergebeugt. Davor will ich meine Söhne bewahren."

Sie beugte sich nieder und küßte ihre Knaben, die, während Hortense mit ihrem glänzenden Gefolge nach dem Hotel der Herzogin von Bassano fuhr, noch lange überlegten, ob sie sich leichter ihr Brod verdienen könnten, wenn sie Soldat würden, oder wenn sie, wie jener kleine Knabe vor den Tuilerien, Veilchenbouquets verkauften.

8.

Die Feste und Bälle, mit denen man sich in Frankreich das nahende Unglück hinwegzuläugnen strebte, sollten indeß bald ihr Ende erreichen. Der Schlachtendonner von Leipzig und Hanau machte die Tanzmusik in den Tuilerien verstummen, und in dem Salon der Königin Hortense, wo man sonst gezeichnet und gesungen und die neuesten Erscheinungen der Literatur gelesen, beschäftigten sich die Damen damit, Charpie zu rupfen für die Verwundeten, welche täglich von der Armee in den Hospitälern von Paris eintrafen. Die Kriegserklärung Oesterreichs und Rußlands hatte Frankreich aus seinem stolzen Siegestaumel aufgeschreckt, die verlorenen Schlachten hatten ihm das Erbleichen des Sternes verkündet, der so lange über Napoleon geleuchtet. Jedermann fühlte, daß man sich dem Abgrunde nähere, Jedermann bereitete sich vor auf die unheilvollen Ereignisse, die wie eine dunkle Wolke über Frankreich heraufzogen, Jedermann beeilte sich, die Stelle einzunehmen, welche ihm die Pflicht und die Ehre geboten. Deßhalb kehrte Louis Bonaparte jetzt aus Gratz nach Paris zurück, denn er hatte die Stimme des Unglücks gehört, welche den Kaiser bedrohte, und er wollte an seiner Seite seyn, um ihn zu vertheidigen.

Hortense empfing diese Nachricht von der Rückkehr ihres Gemahls nicht als Weib, sondern als Französin. „Ich bin ganz damit zufrieden," sagte sie, „denn mein Gemahl ist ein guter Franzose und er beweis dies dadurch, daß er in dem Moment, wo ganz Europa sich gegen Frankreich erklärt, hierher zurückkehrt. Er ist ein Ehrenmann und wenn unsere Charaktere nicht mit einander sympathisirten, so rührte das von unsern Fehlern her, die sich nicht zusammen vertragen konnten. Unsere Interessen aber bleiben immer dieselben und es ist des Charakters des Königs würdig, daß er herbeilt, um sich mit allen Franzosen zur Vertheidigung seines Vaterlandes zu einigen. Auf diese Weise allein können wir in Dankbarkeit vergelten, was das Volk für unsere Familie gethan hat."

In den ersten Januartagen des Jahres 1814 verbreitete sich ein panischer Schrecken durch ganz Paris und mit Entsetzen flüsterte man sich einander ins Ohr: die Feinde hätten die Grenze Frankreichs überschritten, die Russen, Oesterreicher und Preußen marschirten auf Paris zu. Zum ersten Male nach so langen Jahren des Triumphes zitterte Frankreich für seine siegesstolze Armee und glaubte an die Möglichkeit des Unterliegens.

Auch in den Tuilerien herrschte zum ersten Male eine traurige, düstere Stimmung und während man sonst, wenn der Kaiser zur Armee abgegangen war, immer gefragt hatte: „Wann werden wir wohl die erste Siegesnachricht erhalten?" schaute man jetzt nur mit ängstlichen Blicken in das finstere Antlitz Napoleons.

Am 24. Januar verließ Napoleon Paris, um sich zur Armee zu begeben. Die Kaiserin Marie Louise, die er zur Regentin ernannt und ihr

Digitized by Google

einen aus seinen Brüdern und den Ministern bestehenden Regentschaftsrath an die Seite gestellt, hatte unter tausend Thränen von ihrem Gemahl Abschied genommen, und die Königin Hortense, welche allein bei diesem Abschied zugegen gewesen, hatte noch lange bei der Kaiserin bleiben müssen, um sie zu trösten und ihr Muth einzusprechen.

Aber Hortense war weit entfernt, jene Zuversicht wirklich zu empfinden, welche sie der Kaiserin gegenüber zur Schau trug. Sie hatte nie an die Dauer dieser Triumphe und dieses Glückes geglaubt, sondern in stiller, verschwiegener Seele sich immer vorbereitet auf das nahende Unheil, und deßhalb fühlte sie sich jetzt muthig und bereit, demselben gegenüber zu treten und sich und ihre Kinder gegen dessen Angriffe zu vertheidigen. Sie allein war daher besonnen und ruhig, während die ganze Kaiserfamilie bebte und zagte, während die furchtbare Botschaft Paris durchlief: „Die Kosaken kommen!"

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Die Goldwaaren des Herrn Froment-Meurice.

(Schluß.)

Ein sehr schönes Stück ist ein silbernes Theeservice, welches auf einem Tische von vergoldeter Bronze steht und das der Kaiserin gehört. Es besteht aus vier Casserollen, vier Fruchtkörben und dem eigentlichen Service; die Hauptstücke sind mit Gruppen von Kindern und Thieren verziert. Auf dem Fuße des Tisches befinden sich vier Kinder, welche sich auf das Wappen der Kaiserin stützen.

Erwähnen wir auch ein Portrait der Kaiserin Eugenie in einem Rahmen, auf welchem zwei das Bildniß krönende, geflügelte Ruhmesgöttinnen angebracht sind; der Rahmen ruht auf einer emaillirten, dem Lapis nachahmenden Platte, die mit goldenen Bienen ausgelegt und von goldenen Verzierungen umgeben ist.

Endlich bleiben uns noch zwei Schalen anzuführen, die eine von Silber in byzantinischem Styl und durchweg emaillirt, die andere von oxydirtem Silber im Renaissance-Styl und mit den Figuren der drei Grazien geschmückt.

Unter den Juwelen und Bijouterieen dieser fürstlichen Ausstellung bemerken wir für's Erste vier Paruren. Die eine ist von Diamanten und Smaragden und besteht aus einem Halsband, einer großen Brosche, einem Paar Ohrringen und einem Armband; die zweite, aus Diamanten und Rubinen, besteht aus einem Halsband, fünf kleinen und einer großen Brosche, einem Stirnbande und einem Armband; die dritte ist aus Kameen aus der Renaissancezeit gebildet, welche in weiße und schwarze Emaillen, Rubinen und goldene Blätter mit Perlen gefaßt ist, sie besteht aus einem Armband, einer Kamee, einer Brosche und einem Halsband; der vierte Schmuck endlich ist von Diamanten und besteht aus einem prächtigen Diadem, einem großen Bouquet und einem Haarschmuck.

Weiter bemerken wir ein Halsgeschmeide aus emaillirtem Golde und mit Edelsteinen besetzt; in der Mitte befindet sich eine antike Kamee, die Schmiede des Vulkans darstellend und mit durchbrochenen, emaillirten und mit Edelsteinen besetzten Ornamenten eingefaßt; unten befinden sich acht kleine Figuren, welche die Venus, umgeben von Tritonen und Nereiden, vorstellen. Hieran schließen sich Früchte- und Blumenguirlanden, an welchem Perlengehänge angebracht sind. Dies unbeschreiblich prachtvolle Stück ist im Style des sechzehnten Jahrhunderts.

Das nächste Stück ist ein Handspiegel im Renaissance-Styl; um den Spiegel sind zwei ciselirte Figuren angebracht, welche einen Kranz von Früchten und Blumen halten, ferner Arabesken und emaillirte Masken; der Griff ist aus Blutjaspis. Ferner sehen wir eine herrliche Brosche und ein Armband, beide in der Mitte mit einem meisterhaft sculptirten Smaragd besetzt, welcher bei der Brosche von zwei Sirenen, bei dem Armband von zwei Kindern gehalten wird. Die Verzierungen rings herum bestehen aus Arabesken, Masken und Guirlanden, beide Stücke sind mit Smaragden, Perlen, Diamanten und Rubinen besetzt und mit Emaillen im Style des sechzehnten Jahrhunderts verziert.

Vergessen wir nicht eine Sammlung von acht Petschaften, theils aus Eisen, theils aus damascirtem und oxydirtem Silber. Dieselben stellen vor eine Burgfrau zu Pferde und auf ihren Pagen gestützt; einen Kreuzfahrer bei dem Sturme von Jerusalem; Scenen aus Don Quixote; Affenköpfe; Scenen aus dem Leben Franz I.; Faust und Gretchen; René und Mariette; Krieg und Frieden. — Noch ein Armband fesselt unsern Blick; es ist mit zwei ruhenden Frauengestalten geziert, welche den Deckel eines Pfännchens lüften,

Digitized by Google

letzteres bildet den Mittelpunkt des Armbandes und ist mit einem Saphir besetzt.

Noch zwei Stücke bleiben uns zu erwähnen. Das eine ist ein kleines Feuerzeug, welches von vier Ungeheuern gehalten und himmelblau emaillirt ist; oberhalb befindet sich ein kleiner Amor, welcher Fackeln in der Hand trägt und auf der Weltkugel steht. Das andere Stück ist eine Bonbonniere im Style Ludwigs XV. mit vier Basreliefs in getriebener Arbeit, welche die vier Jahreszeiten darstellen, sowie mit Sträußen von Blumen und Früchten aus grünem, weißem, rothem und gelbem Golde verziert.

Wir haben nur eine einfache, aber möglichst getreue Beschreibung der in jenem Feenschranke enthaltenen Ausstellung geben wollen. Unsere Feder ist aber unfähig, den Reichthum und Glanz, die meisterhafte Composition, die vollendete Ausführung zu beschreiben, welche alle diese Stücke auszeichnen. Welch ein Zaubermährchen könnte man nicht über diese Schätze dichten? Was sind die vielgepriesenen Herrlichkeiten der persischen und arabischen Mährchen im Vergleiche mit denen, die wir hier vor unsern Augen sehen? Bei solcher Wirklichkeit kann allerdings das Reich der Wunder nicht länger bestehen.

Mannigfaltiges.

In Krajowa lebt ein Muskus, Namens Simonis, der Bruder von Omer Pascha's Frau. Auch an ihn kam die Reihe, von den Russen festgenommen zu werden, und zwar wegen angeblicher Correspondenz mit seinem Schwager. Der Fall war kritisch, doch der Verhaftete dokumentirte auf die schlagendste Weise seine Unschuld: er konnte nicht schreiben. Sonderbare Laune des Zufalls! Der Schwager machte sein Glück bei den Türken durch seine schöne Handschrift und Simonis entging seinem Schicksale bei den Russen, weil er nicht schreiben konnte.

Der Humbugkönig Barnum hat, nachdem er so gute Geschäfte mit seiner Kinderausstellung gemacht, Preise bis zu 5000 Dollars für die „schönsten Damen in Amerika" nach New-York ausgeschrieben. Wenn die Behörde nicht dagegen, wird diese Ausstellung viel Geld einbringen.

Ein unbemittelter Stuhlflechter in Füstenwalde, der für einen Offizier eine Stube mit Korbflechter-Arbeiten ausmöblirte und von letzterem sowohl veranlaßt als auch unterstützt wurde, ein ähnliches Ameublement auszuführen, um es zur Pariser Industrieausstellung zu senden, dürfte dadurch sein Glück gemacht haben. Das Korbflechter-Meublement gefiel nämlich in Paris so außerordentlich, daß der Kaiser Napoleon es sofort ankaufte und die Prinzessin Mathilde ein ähnliches beim Korbflechter bestellte. Außerdem sind ihm in Folge dessen noch mehrere Aufträge zu verschiedenen Korbflechterarbeiten aus Paris zugegangen, die sich auf die Summe von 30,000 Franken belaufen sollen.

Der Montblanc ist von einer Seite bestiegen worden, auf der er bis jetzt für unersteigbar galt, nämlich von Courmajeur in Piemont aus. Mit sechs jungen Leuten aus dieser Gemeinde zog ein Oxforder Student, James Ramsay, am 30. Juli um 3 Uhr Morgens aus und erreichte am folgenden Tage mit vier seiner Begleiter den Gipfel des Montblanc, wo er zwei Landsleute antraf, die von Chamounix hinaufgestiegen und im höchsten Grade überrascht waren, Gesellschaft zu finden.

Am 16. August d. J. feierte in Magdeburg ein sehr würdiges Ehepaar das seltene Fest seiner diamantenen Hochzeit bei völliger Rüstigkeit des Körpers und des Geistes.

In der Wiener Vorstadt Wieden hat ein Kochkünstler ein Kabinet eröffnet, in welchem über die Kochkunst Vorträge gehalten und auch jede darauf bezügliche Auskunft ertheilt wird.

Ein Spinnereibesitzer zu Brionne im Eure-Departement, Hr. Duret, verfertigt aus bisher für zu nichts brauchbar gehaltenen Abfällen der algerischen Baumwolle ein Nankin, der angeblich mit dem chinesischen wetteifern kann.

In Antwerpen hat sich Jemand verbindlich gemacht, für nächsten October 10,000 hectolitres seeländischer Kartoffeln zu 4 Franken den Hectolitre zu liefern.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 102. Sonntag, 26. August **1855.**

Zufriedenheit.

Zufriedenheit ist eine Gnade,
Vom lieben Gotte uns geschenkt;
Sie streuet Rosen auf die Pfade,
Bis wir zum Endziel sind gelenkt;
Und was auf Erden uns erfreut,
Ist nichts denn die — Zufriedenheit.

Betrachten wir die lieben Kleinen,
Wenn sich ihr Mund zum Lächeln zieht,
Wenn, fern vom Leide, fern vom Weinen,
Die Wonn' auf ihrem Antlitz blüht;
Was dann das linde Lächeln beut,
Ist nichts denn die — Zufriedenheit.

Und sehen wir die Knaben spielen,
Wie sie um Mädchen flink sich dreh'n,
Erwacht in uns ein sonder Fühlen,
Wie wenn wir Liebe hier schon säh'n;
Und was wohl bringt die Fröhlichkeit,
Ist nichts denn die — Zufriedenheit.

Verfolgen wir des Jünglings Wege
Im Waldesdom, zu Markt und Tanz,
So ziehen wir der Lieb' entgegen,
Wie sie sich malt mit Rosenglanz;
Und was die Liebe bringt, erneut,
Ist nichts denn die — Zufriedenheit.

Und wenn die Schicksalsgottheit schleudert
Den Mann in Eck und Winkel hin,
Und hier doch lachet, singt, erheitert,
So hat er einen muntern Sinn;
Und was bedingt die Munterkeit,
Ist nichts denn die — Zufriedenheit.

Begegnen wir des Greises Jahren
Und blicken wir bedachtsam ein,
So ziehen dort auch Freudenschaaren
An uns vorbei mit seit'nem Schein;
Und was bewinkt des Greises Freud',
Ist nichts denn die — Zufriedenheit.

Und wenn wir uns an's Todbett stellen
Und sehen dort dem Sterben zu,
Da wähnen wir in vielen Fällen,
Als würden Engel fächeln Ruh';
Und was wohl bringt die Heiligkeit,
Ist nichts denn die — Zufriedenheit.

Beschauen auf- und niedersteigend
Wir jedes Alter, jeden Stand:
Dann Vieles ist, das Schmerz erzeugend,
Doch Mehres ist, der Freud' bekannt;
Und was da bringt die Heiterkeit,
Ist nichts denn die — Zufriedenheit.

Zufriedenheit ist darum Gnade,
Von Gott, dem lieben, uns geschenkt,
Die Rosen auf die Lebenspfade
Uns streut, bis wir zum Grab gesenkt;
Und was uns bringt die Seligkeit,
Ist nichts denn die — Zufriedenheit.

B. K. B.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

In Paris träumte man beim Herannahen des Feindes nur noch von Plünderung, Mordbrennerei und Raub; der Großfürst Constantin, hieß es, habe seinen Truppen versprochen, daß sie sich an der Asche von Paris wärmen sollten. Man zitterte nicht blos für sein Leben, sondern auch für sein Eigenthum und beeilte sich daher, seine Schätze, seine Brillanten, sein Gold und Silber zu vergraben, um es vor den raubgierigen Händen der gefürchteten Kosakenhorden zu sichern. Man vergrub seine Schätze in den Kellern oder legte sich Verstecke in den Mauern der Häuser an. So ließ die Herzogin v. Bassano alle ihre Kostbarkeiten in ein kleines abgesondertes Kabinet bringen, die Thüre desselben alsdann vermauern und

Digitized by Google

mit Tapeten überhängen. Unter diesen Kostbarkeiten hatten sich auch einige große Stutzuhren in goldenen, mit Edelsteinen ausgelegten Gehäusen befunden; aber unglücklicherweise hatte man vergessen, diese Uhren anzuhalten, und so verkündeten sie noch etliche Tage lang durch ihr gemeinsames regelmäßiges Schlagen der Stunden den Nachbarn das Geheimniß, welches man ihnen so gern hätte verbergen mögen.

Aber die Botschaft: „Die Kosaken kommen!" war nicht das einzige Schreckbild; noch ein zweites, lange verstummtes Wort wehete jetzt durch Paris hin und klang den Kaiserlichen wie eine ganz fremde, nie gehörte Melodie, den Royalisten wie ein süßes, lange nicht mehr vernommenes Heimathslied. Dies Wort hieß: „der Graf von Lille!" oder wie die Royalisten sagten: „der König Ludwig XVIII.!" Und jetzt flüsterten die Royalisten diesen Namen nicht mehr leise, sondern sie sprachen ihn mit lautem Enthusiasmus und selbst diejenigen unter ihnen, welche sich dem Kaiserhof angeschlossen und eine Rolle an demselben gespielt, wagten jetzt schon ein wenig die Maske zu lüften und ihr wahres Antlitz sehen zu lassen.

Madame du Cayla, eine der eifrigsten Royalistinnen, welche indeß zur Hofgesellschaft der Tuilerien gehörte, war nach Hartwell gegangen, um dem Grafen von Lille im Namen aller Royalisten von Paris die Grüße ihrer Liebe und ihrer Sehnsucht zu bringen und ihm zu sagen, daß man jetzt beginne, die Wege zu seiner Rückkehr und zu seiner Thronbesteigung zu bahnen. Sie war wiedergekehrt mit Vollmachten, die Verschwörung der Königlichen zu organisiren und ihnen die Sanction des Königs zu geben. Talleyrand, der Minister Napoleons, die glänzende Wetterfahne der Politik, hatte schon im Innern von dem sich drehenden Winde der Politik eine Schwankung der Gesinnung erfahren und als die Gräfin du Cayla, von Ludwig XVIII. mit heimlichen Aufträgen für Talleyrand versehen, in sein Kabinet trat und mit lauter Stimme sagte: „Ich komme von Hartwell, ich habe den König gesehen und er hat mir aufgetragen —", unterbrach er sie mit lauter, zürnender Stimme: „Sind Sie rasend, Madame? Sie wagen es, mir ein solches Verbrechen zu gestehen?" Leise aber fügte er dann hinzu: „Also Sie haben ihn gesehen? Nun gut, Madame, ich bin sein ganz ergebenster Diener."

Die Royalisten also bildeten schon mit ziemlicher Offenheit ihre Zusammenkünfte und ihre Verschwörungen und der Polizeiminister Fouché, der Herzog von Otranto, dessen Augen und Ohren immer offen waren und der Alles wußte, was in Paris geschah, Fouché kannte auch sehr gut die Complotte der Royalisten, aber er hinderte sie nicht, sondern ermahnte sie nur zur Vorsicht, indem er ihnen damit beweisen wollte, welche tiefe Verehrung und Liebe er selber für die unglückliche Königsfamilie empfände.

Unter all diesen Wirrnissen und Beängstigungen bewahrte Königin Hortense allein sich ihre Ruhe und ihren entschlossenen Muth und fern davon, wie die Uebrigen, ihre Kostbarkeiten zu verbergen, ihr Gold und Silber und ihre Papiere zu sichern, wollte sie in ihrer eigenen Lebensweise so wenig als in ihrem Haushalt irgend eine Veränderung oder Beschränkung vornehmen; sie wollte den Parisern ein Beispiel geben, daß die Familie des Kaisers voll unerschütterlichen Vertrauens sey und fest an den Sieg glaube. Sie ließ daher ihren Haushalt im hohen königlichen Ton weiter gehen, obwohl sie schon seit drei Monaten aus der erschöpften Staatskasse keine Auszahlung der für sie und ihre Söhne bestimmten Appanage erhalten hatte. Aber das Geld kümmerte sie wenig und das großmüthige und selbstvergessende Herz der Königin war mit ganz anderen Interessen beschäftigt, als mit denen ihrer Kasse und ihrer pekuniären Verhältnisse. Sie beschwor die Kaiserin Marie Louise, die Regentin von Frankreich, in diesen Stunden der Gefahr sich des großen Vertrauens, welches ihr Gemahl in sie gesetzt, würdig zu zeigen und feste und energische Entschlüsse zu fassen. Deßhalb, als am 28. März die Schreckenskunde sich verbreitete, daß die feindlichen Armeen nur noch fünf Lieues von Paris entfernt seyen, als ganze Schaaren von Flüchtigen schon Paris verließen, eilte Hortense in die Tuilerien, um die Kaiserin zu beschwören, auszuharren in Muth und Standhaftigkeit und Paris nicht zu verlassen, um sie im Namen des Kaisers, ihres Gemahls, und des Königs von Rom, ihres Sohnes, anzuflehen, nicht zu achten auf die Stimme des Staatsraths, welcher nach langer Sitzung zu der Erklärung sich geeinigt, Paris könne sich nicht mehr vertheidigen und die Kaiserin mit ihrem Sohn und dem Regentschaftsrath solle daher die Hauptstadt verlassen.

Allein Marie Louise war gegen all diese dringenden und energischen Vorstellungen unempfänglich gewesen und die Königin hatte nicht vermocht, ihr die Energie einzuflößen, welche sie selber beseelte.

Digitized by Google

„Meine Schwester," hatte Hortense zu ihr gesagt, „mindestens werden Sie wissen, daß, wenn Sie Paris jetzt verlassen, Sie die Vertheidigung neutralisiren und dadurch Ihre Krone verlieren können; aber ich sehe, daß Sie mit vieler Resignation zu diesem Opfer bereit sind."

„Es ist wahr," hatte ihr Marie Louise traurig geantwortet, „ich sehe es ein, ich müßte anders handeln. Indeß es ist zu spät; der Staatsrath hat entschieden, ich kann nichts dafür."

So war denn Hortense traurig und niedergeschlagen in ihr Hotel zurückgekehrt, wo Lavalette und die Marschallin Ney mit den Damen der Königin sie erwarteten.

„Es ist Alles verloren," sagte sie mit einem so traurigen Ausdruck, wie man ihn nie zuvor an ihr bemerkt; „ja, es ist Alles verloren. Die Kaiserin will Paris verlassen — sie gibt mit leichtem Muth Frankreich und den Kaiser auf — sie reist ab!"

„Wenn sie das thut," rief der General Lavalette verzweiflungsvoll, „dann ist wirklich Alles verloren und doch könnte sie jetzt durch Muth und Standhaftigkeit den Kaiser retten, welcher im Sturmschritte nach Paris eilt. Man hat also so lange berathen und erwogen, bis man das Schlimmste, was man wählen konnte, gewählt hat! Aber da es einmal so ist, was werden Sie thun, wozu werden Sie sich entschließen, Majestät?"

„Ich bleibe in Paris," sagte die Königin entschlossen; „da man mir gestattet, Herrin meiner Handlungen zu seyn, so will ich hier bleiben und mit den Parisern die guten und die schlechten Chancen erwarten. Das ist immer besser und würdiger, als vielleicht auf offener Landstraße zur Gefangenen gemacht zu werden."

Und da Hortense einmal diesen Entschluß gefaßt, zeigte sie eine freudige, ungetrübte Besonnenheit. Sie beeilte sich vor allen Dingen, einen Courier nach Malmaison an die in dieser Stunde von Allen vergessene und verlassene Kaiserin Josephine zu senden und sie zu beschwören, sofort nach Navarra aufzubrechen; dann zog sie sich bei hereinbrechender Nacht in ihr Schlafgemach zurück, um nach so vielen Stunden der Aufregung zu ruhen.

Aber mitten in der Nacht ward sie aus ihrem Schlummer aufgeschreckt. Ihr Gemahl, mit dem sie seit seiner Rückkehr in keinerlei Berührung gekommen, wollte jetzt in der Stunde der Gefahr seine Rechte über sie und seine Kinder in Anspruch nehmen. Er schrieb an die Königin und verlangte von ihr, daß sie mit ihren Söhnen gleich der Kaiserin Paris verlasse und derselben folge. — Hortense antwortete ihm mit einer entschiedenen Weigerung. Eine zweite, bestimmte und unbedingte Botschaft ihres Gemahls war die Erwiederung. Er kündigte ihr an, daß, wenn sie nicht sofort seinem Willen sich füge und mit ihren Söhnen der Kaiserin folge, er kraft seiner Rechte als Vater von ihr seine beiden Söhne zurückfordern und sie ihr sogleich entreißen werde.

Bei dieser Drohung sprang die Königin wie eine gereizte Löwin von ihrem Lager empor. Ihre Wangen glühten und ihre Augen blitzten, mit lauter Stimme befahl sie, sofort ihre Kinder zu ihr zu bringen, und dann die beiden Knaben mit leidenschaftlicher Innigkeit in ihre Arme schließend, rief sie:

„Sagt dem König, daß ich in dieser Stunde noch mit meinen Kindern abreisen werde!"

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Ameublement.

Nächst den Industriezweigen, welche sich mit der Erzeugung und Zubereitung der Nahrungsmittel und der Bekleidung beschäftigen, berührt wohl keiner mehr die menschliche Existenz, als diejenigen, welche den Bau und die innere Einrichtung unserer Wohnungen zum Zweck haben. Der offizielle Katalog der Pariser Ausstellung führt denn auch als 24. Klasse den Titel: Industrie concernant l'Ameublement et la décoration auf, und wir wollen bei derselben heute etwas verweilen. Wenn man die verschiedenen Möbel betrachtet, welche von den einzelnen Ländern gesandt worden sind, so bemerkt man durchgängig eine ganz falsche Auffassung des Zweckes der Ausstellung seitens der Fabrikanten. Wohl sieht man hier die verschiedenartigsten Gegenstände des Mobiliars, in den kostbarsten Holzarbeiten, mit den prächtigsten Skulpturen und Inkrustirungen; das Auge ist wahrhaft geblendet von dem Luxus, den namentlich die französischen und englischen Gallerieen der Ausstellung in diesem Falle darbieten. Allein man fragt sich, ob denn alle Welt in Palästen und Hotels wohnt, oder auch nur Salons hat, in welchen jene Prachtstücke ihren Platz finden sollen; ob denn alle Welt in Prachtbetten aus Ebenholz und Palisander schläft; ob denn alle Kinder in Wiegen

Digitized by Google

aus Rosenholz in vergoldeter Bronce, unter Baldachinen von Seide und Sammet gewiegt werden? Kurz, man findet diesen Theil der Ausstellung überaus mangelhaft; es fehlen die bescheidenen Möbel, wie sie das Haus des Bürgers und Arbeiters schmücken, es fehlt der eigentliche Kern dieser ganzen Industrie, nämlich die für den allgemeineren Verbrauch bestimmten Erzeugnisse. Wir nannten im Eingange dieses Artikels zusammen: Bau und Einrichtung der Wohnungen. Die Möbelausstellung erinnert uns daran, daß dieser Industriezweig gegenwärtig an demselben Uebel zu laboriren scheint, wie der Häuserbau. Die Grundeigenthümer und Baumeister setzen ihren ganzen Stolz darein, Prachtbauten zu errichten und recht viele Wohnungen für die Reichen darin anzulegen; sie glauben ihren Ruf und ihren Geldbeutel zu beeinträchtigen, wenn sie sich mit bescheidenen Häusern zur Logirung des Handwerkers befassen. Man verlange nur hundert Baumeistern Plane zu dergleichen Arbeiterwohnungen ab, und man wird sehen, wie viele ihrem Zwecke entsprechen. Ganz so scheinen es nun auch die Möbeltischler zu machen. Als höchstes Ideal ihres Gewerbes erscheint ihnen ein künstlich in Ebenholz geschnitzter Schrank oder ein mit bunten Hölzern und Metallen ausgelegter Tisch oder ein üppiger, mit Seidendamast bezogener Lehnstuhl; für einfache, solide Stücke aus Birken- oder Fichtenholz sind sie nicht zu Hause, sie fürchten sich förmlich, dergleichen in ihren Läden auszustellen, höchstens fabriziren sie dergleichen im verborgensten Winkel der Werkstatt. Eine solche Tendenz ist überaus beklagenswerth, und die Presse hat wohl selten eine bessere Gelegenheit als jetzt, gerade in Veranlassung der Weltausstellung, gehabt, ihre Stimme dagegen mit aller Macht zu erheben. Ist es dann etwa kein Verdienst, aus billigen Materialen Möbel mit leichten und graziösen Formen herzustellen, welche auch den minder begüterten Menschen, d. h. der überwiegenden Mehrheit zugänglich sind? Werden denn nicht hundertmal mehr Tische und Stühle aus Kienholz und Birkenholz abgesetzt, als aus Mahagoni- und Eichenholz, und verdienen daran die Tischler im Verhältniß nicht mehr, als an einem selten begehrten Prachtstück? Es sind das so einfache, so oft besprochene Wahrheiten, daß man gar nicht nöthig haben sollte, sie den Fabrikanten ins Gedächtniß zu rufen, und doch werden dieselben in unbegreiflicher Weise und zwar täglich verkannt. Vergebens sieht man sich im Industriepalaste nach einfach gearbeiteten Möbelstücken um, ihre Zahl ist außerordentlich gering und verschwindet unter der Masse von Luxusmöbeln. Ganz offen gestanden, wir wüßten nur zwei Gegenstände dieser Art zu bezeichnen, und zwar finden sie sich in der norwegischen Ausstellung; es ist dies ein Schreibsekretär aus Birkenholz und ein Mahagonitisch. Da ist gar kein Schnörkelwerk daran, sie sind ganz glatt gehalten, einige Auskehlungen und Linien bilden die ganzen Zierrathen. Diese beiden Stücke werden schwerlich eine Preismedaille erhalten, und doch sind sie in industrieller Beziehung interessanter, als viele ihrer glänzenden Pariser und Londoner Nebenbuhler. Diese allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt, gelangen wir zu der Prüfung des in der Ausstellung Vorhandenen.

(Fortsezung folgt.)

Mannigfaltiges.

Dem „Independent" von Saintes meldet man, daß eine Magd von einer großen schwarzen Fliege gestochen wurde und trotz aller Pflege an den Folgen des Stiches starb; ein vierteljähriges Kind hatte dasselbe Schicksal. Im Hafen von Rochefort fiel ein Herr Girandeau auf ähnliche Weise als Opfer. Der „Independent" glaubt, daß diese Fliege aus Amerika importirt worden sey. Es gehört dies Insekt der Gattung der Hymenopteren an. Einreibungen mit Alkali werden als Mittel gegen die Stiche dieses schädlichen Thieres empfohlen.

Für die letzte Hopfenernte haben die Einwohner der Stadt Saaz in Böhmen vier Mill. Gulden eingenommen; sie haben bei 20,000 Ztr. Hopfen, den Ztr. zu 150 bis 295 fl. verkauft.

* Sylben-Räthsel.

Die Erste schützt oft Feld und Garten,
Du hast sie da gesehen schon.
Die letzten Zwei findst du bei Karten,
Bei Kegelspiel, wie auf dem Thron.
Das Ganze, munter, lieblich, klein,
Singt frisch bei Sturm und Schnee hinein.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 103. Dienstag, 28. August **1855.**

Die schönste Blume.

Im kühlen Meeresschooße
So ganz alleine liegt
Verborgen eine Rose,
Die nur der Fluth Gekose
Auf tiefem Grunde wiegt.

Sie lebt ein stilles Leben,
Gar fern von Glanz und Licht;
Der Einsamkeit ergeben,
Empfindet sie das Streben
Der stolzen Schwestern nicht.

Die Sonne schaut sie nimmer
In ihrem gold'nen Lauf,
Und nur der Sterne Flimmer,
Des Mondes sanfter Schimmer
Lockt sie des Nachts herauf.

Da öffnet sie dann gerne
Den Kelch so weiß und rein,
Und duftet in die Ferne,
Und all die gold'nen Sterne
Die weinen Thau hinein.

Und Himmelsthränen trinket
Ihr reiner Marmormund;
Doch wie der Morgen winket,
Schließt sie den Kelch und sinket —
Und stirbt auf stillem Grund.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

9.

Die Angst der Mutterliebe hatte bewirkt, was weder die Abreise der Kaiserin, noch die Nachricht von dem Herannahen der Kosaken vermochte — Hortense war abgereist. Sie hatte mit ihren Kindern und ihrem Gefolge, das sich indessen schon merklich zu verkleinern begann, Paris verlassen und langte, nach einer gefahrvollen und eiligen, schon von herumschwärmenden Feinden beunruhigten Flucht in Navarra an, wo die Kaiserin Josephine mit Thränen des Kummers und der Freude zugleich ihre Tochter in ihre Arme schloß. Wenn auch Alles verloren war, ihr Glück und ihre Größe, und wenn das Unglück des immer noch von ihr geliebten Kaisers Napoleon ihr Herz bedrückte, so hatte Josephine doch jetzt ihre Tochter, ihre treueste Freundin, an ihrer Seite und das war inmitten dieses Mißgeschicks und dieser Sorgen noch immer ein süßer Trost, ein köstlicher Gewinn.

Im Schloß zu Navarra erfuhr Hortense die Nachricht von dem Untergange des Kaiserreichs, von der Capitulation der Hauptstadt, von dem Einzug der Verbündeten, von der Abdankung des Kaisers.

Als der Courier, den der Herzog v. Bassano mit diesen Nachrichten nach Navarra gesandt, Josephinen sodann berichtete, daß man Napoleon die Insel Elba als Aufenthaltsort angewiesen und er im Begriff sey, Frankreich zu verlassen und in die Verbannung zu gehen, rief Josephine mit Thränen des Schmerzes, indem sie in die Arme ihrer Tochter sank:

„Ach, Hortense, er ist unglücklich und ich bin nicht bei ihm! Er ist nach Elba verbannt! — O, wenn seine Frau nicht wäre, würde ich zu ihm hineilen, um seine Verbannung mit ihm zu theilen!"

Während die Kaiserin klagte und weinte, hatte Hortense sich schweigend in ihre Gemächer zurückgezogen. Sie sah und erfaßte alle Consequenzen, welche für sie und die ganze Familie des Kaisers aus seinem Sturze hervorgingen, sie fühlte schon

Digitized by Google

jetzt alle die Demüthigungen und Kränkungen, denen die Napoleoniden von allen Seiten ausgesetzt seyn würden, und sie wollte sich und ihre Kinder denselben entziehen. Sie faßte daher einen schnellen Entschluß. Sie ließ ihre Vorleserin, Fräulein v. Cochelet, eine von den wenigen ihrer Damen, welche treu an ihrer Seite geblieben, rufen, um ihr ihr Vorhaben mitzutheilen.

„Louise," sagte sie zu ihr, „ich will auswandern. Ich stehe allein und schutzlos da, immer bedroht von einem Unglück, das für mich härter ist, als der Verlust aller Größe und aller Güter, von dem Unglück, mir meine Kinder von meinem Gemahl entrissen zu sehen. Meine Mutter kann in Frankreich bleiben, weil die Scheidung sie frei und unabhängig gemacht hat; aber ich trage einen Namen, den man in Frankreich nicht mehr wird hören wollen, indem die Bourbonen zurückkehren. Ich habe kein weiteres Vermögen, als meine Diamanten; ich werde sie verkaufen und mit meinen Kindern nach Martinique gehen, wo meine Mutter eine Besitzung hat. Es ist ohne Zweifel ein hartes Loos, mein Vaterland, meine Mutter, meine Freunde verlassen zu müssen; aber großen Schicksalsschlägen gegenüber muß man sich einen großen Muth bewahren. Ich werde meine Kinder gut erziehen und das wird mein Trost seyn."

Fräulein v. Cochelet neigte sich mit Thränen der Rührung über die dargereichte Hand der Königin und bat sie mit so flehenden und eindringlichen Worten, sie begleiten zu dürfen, daß Hortense es ihr endlich bewilligen mußte. Es ward unter ihnen ausgemacht, daß Louise nach Paris eilen solle, um in aller Stille die nöthigen Vorkehrungen, welche zu der großen Reise der Königin nothwendig waren, zu machen und sie reiste also unter dem Schutze des Couriers am andern Tage dahin ab.

Welch ein verändertes Bild bot Paris den Blicken des Fräuleins v. Cochelet dar. An dem Thor, durch welches sie einfuhren, hielten Kosaken die Wache, in den Straßen begegnete man nur den Uniformen der Russen, Oesterreicher und Preußen, an deren Armen man die stolzen Damen des Faubourg St. Germain mit freudigem Triumph daher schreiten sah, diese Royalistinnen, welche die Sieger Frankreichs fast mit solchem Enthusiasmus und solcher Hingabe behandelten, als wären sie identisch mit den geliebten Bourbonen, deren Rückkehr man in einigen Tagen erwartete. Das Hotel der Königin war von einer feindlichen Abtheilung besetzt, alle Diener waren daraus entflohen, die glänzenden Empfangssäle dienten jetzt den Eroberern Frankreichs zur Wohnung und in den Tuilerien machte man Vorbereitungen zum Empfange der Bourbonen. Niemand wagte es, den Namen Napoleons auszusprechen; Diejenigen, welche ihm sonst am glühendsten geschmeichelt, waren jetzt am schnellsten bereit, ihn zu verdammen; Diejenigen, welchen er die größten Wohlthaten erwiesen, verläugneten ihn am ersten, um dadurch die Wohlthaten, welche sie empfangen, vergessen zu machen; die eifrigsten Napoleonisten wurden jetzt die glühendsten Royalisten und steckten die größten weißen Cocarden an ihren Hut, um sich den neuen Herrschern desto früher bemerklich zu machen.

Aber doch gab es Einen Mann, welcher laut und mit liebevoller Bewunderung noch immer den Namen Napoleon nannte und ihm öffentlich den Zoll seiner Anerkennung darbrachte. Dieser Eine war der Kaiser Alexander von Rußland. Er hatte Napoleon so sehr geliebt, daß selbst die von der Politik ihm auferlegte Feindschaft nicht die Freundschaft für den Heros, welcher so lange Europa beherrscht, aus seinem Herzen hatte verwischen können. Napoleons Geschick war entschieden und nur den eifrigsten Bemühungen des Zaren verdankte er es, daß die Alliirten die Forderungen des Kaisers bewilligt und ihn zum souveränen Herrn der Insel Elba ernannt hatten. Jetzt, da Alexander nichts mehr für ihn thun konnte, wollte er sich wenigstens noch seiner Familie nützlich erweisen und dadurch dem gestürzten Titanen die Treue und die Bewunderung bezeigen, die er noch immer für ihn empfand.

Die Kaiserin Marie Louise und der kleine König von Rom bedurften indeß seines Beistandes nicht. Die Kaiserin hatte von der Erlaubniß der Verbündeten, ihren Gemahl nach Elba begleiten zu dürfen, keinen Gebrauch gemacht, sondern hatte sich mit ihrem Sohn unter den Schutz ihres Vaters, des Kaisers von Oesterreichs, begeben.

Kaiser Alexander wandte also seine ganze Theilnahme der geschiedenen ersten Gemahlin Napoleons und ihren Kindern, dem Vicekönig von Italien und der Königin von Holland zu. Sein Interesse für die Königin war so groß, daß er erklärte, Hortense, falls dieselbe nicht nach Paris kommen möchte, in Navarra aufsuchen zu wollen, um von ihr selber zu erfahren, in welcher Weise er ihr nützlich seyn könne und wie sie ihr Schicksal geordnet zu sehen wünsche. Diesen wohlwollenden Gesinnungen des Kaisers gab sein Minister, der Graf Nesselrode, immer neue Nahrung und Niemand war so beifert, der Königin zu dienen,

Digitized by Google

als er. Seit langer Zeit mit dem Fräulein v. Cochelet innig befreundet, wollte der Graf ihr jetzt von seiner Freundschaft Beweise geben, und er wußte, daß er das nicht besser vermöchte, als indem er der Königin Hortense und ihren Kindern nützlich zu seyn strebe. Diesem vertrauten Freunde theilte das Fräulein die Absicht der Königin mit, Frankreich zu verlassen und nach Martinique auszuwandern. Graf Nesselrode lächelte traurig über diesen verzweifelten Entschluß eines so treuen und wackern Mutterherzens und beauftragte das Fräulein, die Königin zu bitten, daß sie ihm offen alle ihre Wünsche und Forderungen durch ihre Vertraute mittheilen lasse, damit er sie dem Kaiser hinterbringen könne.

Die Theilnahme an dem Geschick der Königin war überhaupt ganz allgemein. Als in einer der Sitzungen der Minister der Alliirten, in denen die Geschicke Frankreichs, der Bourbonen und der Napoleoniden gegen einander abgewogen wurden, man darüber berieth, was man für die Familie des Kaisers thun wolle, rief der Prinz v. Benevent: „Ich plaidire allein für die Königin Hortense, denn sie ist die Einzige, welche ich hochachte." Graf Nesselrode fügte hinzu: „Wer würde nicht stolz darauf seyn, sie in seiner Nation zu haben? Sie ist eine Perle Frankreichs!" Und Metternich vereinigte seine Lobsprüche mit denen der Uebrigen.

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Ameublement.

(Fortsetzung.)

Von den nicht französischen Ländern hat England die meisten Möbel gesandt. Die reichste Sammlung stammt aus Ostindien; die ostindische Compagnie hat große Mühe darauf verwandt, möglichst vollständige Proben der Industrie ihres Landes zusammenzubringen und auf diese Weise den Völkern Europa's ein treues Bild derselben zu geben. Was diese indischen Möbel charakterisirt, das ist die kunstsinnige und geschmackvolle Ornamentirung, welche den indischen Holzschneidekünstlern ein rühmenswerthes Zeugniß ausstellt. Die Zartheit der Umrisse, der Geschmack, mit welchem die Arabesken in einander verschlungen sind, der außerordentliche Takt in der Wahl und Zusammenstellung der Schattirungen in Stoffen, Teppichen und Tapeten, alles das ist wirklich unübertrefflich. Betrachten wir jenes Salonsmobiliar, sein Verfertiger heißt Rustongo Nowrope. Dasselbe besteht aus Lehnstühlen, Sesseln, Kanapee, Tête-à-tête, Jardinière ꝛc., sämmtlich wahre Meisterstücke; man kann nichts Leichteres und Anmuthigeres sehen, als die durchbrochenen Zierrathen, deren einfache Zeichnung den ornamentalen Reichthum des Ganzen mildert. Die Form der ostindischen Möbel im Allgemeinen deutet darauf hin, daß europäische Sitten und Gebräuche in den Orient einzudringen beginnen. Ihr ganzer Zuschnitt ist europäisch, nur an den Verzierungen erkennt man den Orient, die Palme spielt dabei die Hauptrolle, ihre biegsamen, verschlungenen Blätter passen zu allen bildhauerischen Combinationen. Weniger befriedigend sind die Stoffe, mit denen jene Möbel überzogen sind, sie scheinen nur als Nebensache betrachtet worden zu seyn; jedenfalls hätte man unter den in den benachbarten Schränken ausgestellten Stoffen hübschere und dem Charakter der Möbel entsprechendere Ueberzüge gefunden. Die Lehnen der Sessel sind in der ganzen Dicke des Holzes mit Zierrathen durchbrochen, wodurch die ganze Arbeit ebenso solid als elegant wird, nur sieht man das Solide nicht. Auf den ersten Blick will es scheinen, als habe man irgend eine gebrechliche Spitzenarbeit vor sich, während in Wahrheit jene Lehnen von einer seltenen Stärke und Zähigkeit sind. Besondern Beifall bei der Masse der Besucher findet ein Zelt, unter dessen luftigem Dache ein mit einem reich in Gold gestickten Teppich bedeckter Lehnstuhl und zwei herrlich ausgelegte kleine Tische stehen. Man kann sich nichts Reizenderes, nichts Koketteres denken, als diese Tischchen, welche der darauf befindlichen Elfenbeinschachfiguren würdig sind. Die ganze übrige Ausstattung des Zeltes entspricht dem Charakter seines Ursprungslandes, Tapeten, Flechtwerk, Alles versetzt uns im Geiste an die Ufer des Ganges, unter den tiefblauen tropischen Himmel, inmitten der üppigsten Vegetation, welche die Natur aufzuweisen hat. Doch wir müssen uns von diesen asiatischen Wundern losreißen und in die untere Gallerie hinabsteigen, wo Altengland seine Möbel ausgestellt hat. Sehr schöne Stücke befinden sich unter den von William Fry in Dublin gesandten. Wir bemerken unter Anderem eine Bibliothek aus dunklem Nußbaumholz, von achteckiger Form; dieselbe ist sehr elegant und graziös, nur ist zu beklagen, daß der Verfertiger der Tagesmode folgt, welche einem Möbel tausend verschiedenartige Bestimmungen gibt. Der Schrank enthält eine Menge

Digitized by Google

von Laden und Schubfächern, Federn und Klappen mit Verwandlungen aller Art; bald hat man einen Schreibtisch, bald einen Spieltisch, bald eine Medaillensammlung und Gott weiß was noch für Dinge statt des Bücherschrankes vor sich. Von Grace in London sehen wir einen sehr schönen Anrichtetisch mit vorzüglich ausgeführter Schnitzarbeit. Die Thürladen sind mit byzantischen Ornamenten auf Goldgrund verziert, was einen sehr hübschen Effekt macht. Das Ganze zeigt von reinem Geschmacke. Unter den Möbeln von Banting und Sohn bemerken wir einen Spiegel in einem goldenen Rahmen, welcher mit trefflich gemalten Blumen und Fruchtguirlanden geschmückt ist, ferner einen Bibliothekschrank aus Sykomorenholz und mit Schnitzwerk, ferner einen Schrank aus Tulpenholz. Diese Stücke dürfen mit den schönsten französischen wetteifern. Trollope und Sohn fabriziren hauptsächlich Möbels, die mit farbigen Holzarten ausgelegt sind. Wir erwähnen namentlich ein prachtvolles Gestell, so wie ferner zwei Bücherschränke, welche des Ehrenplatzes im Hauptschiffe würdig befunden worden sind. In dem Mittelschiffe steht auch ein in Eichenholz geschnitzter schöner Bücherschrank von Hollard und Sohn. Derselbe ist in gemischtem Style gehalten und zerfällt in drei mit Rundbogen gekrönte Felder, die durch Säulen von einander geschieden sind und einen griechischen Aufsatz tragen; zwischen dem obern und dem untern Theile befindet sich ein Bord von grünem Marmor und die Paneele sind mit kostbaren Marmorarten ausgelegt oder auch mit Schnitzwerk verziert. Das Ganze hat einen strengen Charakter, die Ausschmückung ist einfach und geschmackvoll; die innere Einrichtung endlich ist überaus sorgfältig und praktisch behandelt. Gillow u. Comp. haben ebenfalls künstlich ausgelegte Möbel gesandt, darunter einen Schrank im Style Louis XV. mit trefflich ciselirten Bronzeverzierungen, und ein großes rund geschweiftes Bureau. G. C. Magnus in London stellt verschiedene Möbel von buntgemaltem und emaillirtem Schiefer aus. Die technischen Schwierigkeiten, welche diese Arbeiten erfordern, sind interessant zu beobachten, das verhindert aber nicht, daß die Formen dieser Möbel schwerfällig und ungraziös sind. Dasselbe gilt auch von den Möbeln aus Glas, Serpentinstein und andern Steinarten, welche die Fabriken von Ford, Gates und Georges, Phillips und Stevens ausgestellt haben. Wenn im Allgemeinen den englischen Möbeln der Vorwurf gemacht werden kann, daß sie zu sehr den französischen nachkopirt sind, so gilt das in noch viel stärkerem Grade von den belgischen, deren Anzahl übrigens nicht gar groß ist. Zu erwähnen ist hier besonders Mean in Lüttich, welcher mehrere der oben erwähnten Möbel mit Verwandlungen ausgestellt hat, darunter eine Toilette, aus der ein Schreibtisch ꝛc. wird, eine Bettstelle, welche als Kleiderspinde dient, namentlich aber ein großer Lehnstuhl, der sich sehr wohl für einen Kranken eignet, indem derselbe mit allen Bequemlichkeiten zum Schreiben, Lesen, Schlafen u. s. w. versehen ist. Erwähnen wir auch eine Bettstelle von Cambier in Atel, welche bei Tage leicht zusammengeschoben werden kann und dann nur wenig Platz einnimmt; dieselbe kostet nur 24 Ft. Vandenbrande in Mecheln stellt einen prächtig verzierten und ausgelegten Anrichttisch aus Nußbaumholz, sowie einen Büscherschrank aus Eichenholz aus, der sich vermittelst einer in einer Guirlandenverzierung versteckten Druckfeder öffnet. Meisterhaft aber sind die Parketböden von Dekeyn und von Godefroy in Brüssel; ersterer stellt unter Anderm einen riesigen Parketboden aus, der im Industriepalaste wohl einzig dasteht.

(Schluß folgt.)

---

* Buchstaben-Räthsel.

(Sechs Zeichen.)

1 2 6 5.

In den Gebirgen zieh' ich still dahin;
Mein schönstes, liebstes Kleid ist hoffnungsgrün.

6 2 5 3.

Ein Werkzeug nett bin ich, das Jeder hält bereit,
Will schaffen er des Fußes Oberkleid.

4 3 2 5 3.

Durch mich dem Menschen Sprache, Ton gelingt,
Und so nur Lob und Dank zum Himmel dringt.

2 3 4 5 6.

Wenn sich in mir das Eingeweide regt,
Dann halb Europia die Köpf' bewegt.

1 2 3 4 5 6.

Mich sucher nicht im Finsteren und nicht im Blauen:
Ich bin der Name vieler liebevollen Frauen.

Auflösung des Sylben-Räthsels in № 102:

Zaunkönig.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 104. Freitag, 31. August 1855.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Alle die Nachrichten, welche Fräulein v. Cochelet der Königin mittheilte, alle die dringenden Bitten und Vorstellungen ihrer Freunde konnten Hortense nicht bewegen, ihre Einsamkeit zu verlassen und nach Paris zu kommen.

Es sey uns hier vergönnt, einen Brief, den sie über diese Angelegenheit an Fräulein v. Cochelet schrieb, mitzutheilen, weil er Zeugniß gibt von der edlen, schönen und ächt weiblichen Gesinnung der Königin.

Dieser Brief lautet:

„Meine liebe Louise! Alle Freunde schreiben mir gleich Dir dieselbe Frage: „Was wünschen Sie? was verlangen Sie?" Euch Allen antworte ich: Ich will gar nichts! — Was kann ich auch wünschen? Ist mein Schicksal nicht schon festgestellt? Und wenn man die Kraft hat, einen großen Entschluß zu fassen, wenn man mit festem Blick und kaltem Blut der Idee ins Auge sehen kann, die Reise nach Indien oder nach Amerika zu machen, dann ist es unnöthig, von irgend Jemanden noch Etwas zu fordern. Ich bitte Dich, thue keine Schritte, welche ich nachher desavouiren müßte. Ich weiß, daß Du mich liebst, und das könnte mich fortreißen; aber in der That, ich bin persönlich gar nicht so sehr zu beklagen. Ich habe inmitten der Größe und des Glanzes so viel gelitten, vielleicht werde ich jetzt die Ruhe kennen lernen und sie all dieser glänzenden Bewegung, die mich einst umgab, vorziehen. Ich glaube nicht, daß ich in Frankreich bleiben kann; das lebhafte Interesse, welches man mir jetzt bezeigt, könnte in der Folge Anlaß zu Mißtrauen geben. Dieser Gedanke ist niederschlagend, ich fühle es, aber ich will Niemanden Unruhe verursachen. Mein Bruder wird glücklich seyn; meine Mutter kann ihr Vaterland und ihre Güter bewahren; ich werde mit meinen Kindern in die Fremde gehen und, weil dann das Glück Derer, welche ich liebe, gesichert ist, das Unglück ertragen können, welches nur meine Existenz, nicht aber mein Herz trifft. Ich bin noch ganz tief ergriffen von dem Schicksal, welches man dem Kaiser und seiner Familie bestimmt hat. Ist es wahr? ist Alles schon festgesetzt? Schreibe mir darüber! Ach, ich hoffe, daß man mir wenigstens meine Kinder nicht entreißen wird, denn dann würde ich keinen Muth mehr besitzen. Ich will sie so erziehen, daß sie in allen Lagen des Lebens sich glücklich fühlen sollen; ich will sie lehren, das Glück und das Unglück mit gleicher Würde zu ertragen und ihr wahres Glück in der Zufriedenheit mit sich selbst zu suchen. Das ist mehr werth, als alle Kronen. Danke Herrn v. Nesselrode in meinem Namen für seine Theilnahme. Ich versichere Dich, daß es Tage gibt, welche man mit Recht unglückliche nennt und die doch nicht ohne Reiz sind, — das sind diejenigen, welche uns befähigen, die wahren Gesinnungen, welche man uns entgegen trägt, zu beurtheilen. Ich freue mich der Zuneigung, welche Du mir beweisest, und es wird mir immer wohlthuend seyn, Dir zu sagen, wie sehr ich sie erwiedere." —

10.

Am 12. April 1814 hielt der Graf v. Artois, welchen König Ludwig XVIII. sich selber vorangeschickt und ihn mit der Würde eines General-Lieutenants von Frankreich bekleidet hatte, seinen Einzug in Paris. Das Volk empfing ihn mit kalter Neugierde und die Truppen der Alliirten bildeten Spalier auf seinem Wege zu den Tuilerien, auf welchem die Damen des Faubourg St.

Digitized by Google

Germain ihn mit glühendem Enthusiasmus und geschmückt mit weißen Lilien und weißen Cocarden empfingen.

Das Volk, wie gesagt, empfing den Grafen v. Artois, den Bruder des Königs, schweigend; bald aber begann es zu murren, als es von dem Vergleich erfuhr, welchen der Generallieutenant mit den Alliirten abgeschlossen. Die Bourbonen waren so ungeduldig, sich wieder als Herren von Frankreich zu sehen, daß es ihnen gar keine Ueberwindung kostete, um so rasch als möglich zu diesem Zwecke zu gelangen, alle die Eroberungen Frankreichs, die mit französischem Blute erkauften und noch von Franzosen besetzten festen Plätze wieder herauszugeben und das Land wieder in den Grenzen herzustellen, welche es vor der Revolution gehabt. Die Franzosen, welche den Kaiser verlassen, weil sie der ewigen Kriege müde geworden, sie waren doch noch stolz auf die Eroberungen, welche sie unter Napoleon gemacht, und dieses Aufgeben derselben verletzte ihren Stolz und ihr Nationalgefühl. Diese Bereitwilligkeit der heimkehrenden Bourbonen, Frankreich zu verkleinern, war ihre erste That und ihr erster Fehler, und damit nahm das Murren des Volkes über die Restauration seinen Anfang.

Die Königin Hortense hatte sich endlich den Bitten und Vorstellungen ihrer Mutter, welche nach Malmaison zurückgekehrt war, und ihrer Freunde gefügt: sie war nach Paris gekommen. Man hatte ihr zu oft wiederholt, daß sie es ihren Söhnen schuldig sey, ihnen eine Zukunft und ein Vermögen zu sichern, als daß sie nicht ihr persönliches Widerstreben hätte überwinden und sich diesem neuen Gebot der Pflicht fügen sollen.

Sie war also auf einige Tage nach Paris in ihr Hotel zurückgekehrt, dessen Oede und Stille mit trauriger Beredtsamkeit sie an die verlorene Größe erinnerte. Diese Säle, welche einst der Versammlungsort so vieler Könige und Fürsten gewesen, standen jetzt verödet und trugen auf ihren beschmutzten Parquets die Spuren der Füße jener feindlichen Soldaten, denen das Hotel der Königin in letzter Zeit als Kaserne gedient. Jetzt hatten sie auf Befehl des Zaren das Hotel verlassen, aber auch die Dienerschaft war nicht mehr da; treulos und undankbar hatten sie der untergegangenen Sonne den Rücken gekehrt und waren diesem Gewitter entflohen, das die Krone ihrer Herrin zerschmettert hatte.

Als Kaiser Alexander daher, von der Ankunft der Königin in Paris benachrichtigt, sofort zu ihr in ihr Hotel eilte, kam ihm die Königin ganz allein bis in das äußerste Vorzimmer entgegen.

„Sire," sagte sie mit einem sanften Lächeln, „ich habe Niemanden mehr, um Sie mit hergebrachter Ceremonie empfangen zu können; mein Vorsaal ist ganz verödet."

Der Anblick der vereinsamten Frau, dieser Königin ohne Krone, ohne Land, ohne Vermögen, ohne Schutz und Beistand, welche dennoch mit heiterm Auge und sanftem Lächeln in allem Liebreiz der Schönheit und der Weiblichkeit ihm gegenüber stand, machte einen tiefen, bewältigenden Eindruck auf den Kaiser und seine Augen füllten sich mit Thränen.

Die Königin sah es und beeilte sich zu sagen: „Aber was thut das? ich denke nicht, daß die mit goldbetreßten Livreen angefüllten Antichambres Diejenigen, welche kommen, um mich zu besuchen, glücklicher machen würden, und ich selber bin glücklich, Ihnen ganz allein die Honneurs meines Hauses machen zu können; ich habe also nur gewonnen."

Der Kaiser nahm ihre Hand und indem er die Königin in ihr Zimmer führte, sprach er zu ihr mit jenem sanften, schwermüthigen Ausdruck, der ihm eigen war, und beklagte es fast mit bittern Vorwürfen gegen sich selbst, daß er mit die Schuld daran trage, daß der Kaiser und seine Familie jetzt so unglücklich und von dem Schicksal zerschmettert seyen. Er beschwor die Königin sodann, ihren Entschluß, Frankreich zu verlassen, aufzugeben und sich ihrer Mutter und ihren Freunden zu erhalten; er sagte ihr, daß, indem sie so ihr Vaterland und ihre Rechte aufgeben wolle, sie sich eines Vergehens gegen ihre Kinder schuldig machen würde.

Die Königin mußte doch endlich von diesen so beredten, so innigen Vorstellungen überwunden werden und mit hervorstürzenden Thränen erklärte sie sich bereit, wenn es das Wohl ihrer Söhne erheische, in Frankreich zu bleiben.

„Bis jetzt hatte ich meine Entschlüsse nur in Bezug auf das Unglück gefaßt," sagte sie, „ich war ganz resignirt und habe gar nicht daran gedacht, daß mir noch etwas Glückliches geschehen könnte; ich weiß also auch jetzt nicht, was ich fordern und wollen kann. Nun, ich bin entschlossen, für mich und meine Kinder nichts anzunehmen, was nicht unserer angemessen und würdig ist, und ich weiß nicht, was das seyn könnte."

Der Kaiser reichte ihr sanft lächelnd die Hand und sagte;

Digitized by Google

„Nun wohl, verlassen Sie sich auf mich. Sie bleiben also in Frankreich?"

„Sire, Sie haben mich überzeugt, daß es für die Zukunft meiner Söhne nothwendig ist. Ich bleibe also." —

Der Kaiser hielt Wort, er vertheidigte die Rechte und Ansprüche der Königin von Holland und ihrer Kinder, er vertheidigte sie gegen das Uebelwollen der Bourbonen, gegen die Mißgunst der Royalisten und die Ungeneigtheit der Alliirten; ihm allein und seiner Festigkeit verdankte es die Familie des Kaisers, daß der Artikel des Traktats vom 11. April, in welchem Ludwig XVIII. sich den Verbündeten gegenüber verpflichtete, daß die Titel und Würden jedes Mitgliedes der Familie des Kaisers Napoleon anerkannt und ihnen nicht genommen werden sollten, etwas mehr als eine bloße Phrase blieb. Des Kaisers wiederholten Bemühungen gelang es endlich, Hortensen von dem Könige von Frankreich ein Besitzthum und einen Titel auszuwirken, der ihre Stellung sicherte. Nur auf die dringenden Forderungen des Zaren ernannte der König Hortense zur Herzogin von St. Leu und erhob ihre Besitzung gleichen Namens zu einem Herzogthum.

Aber dies geschah nur mit Widerstreben und nur unter dem Druck der Verpflichtungen, welche der König gegen die Bundesgenossen hatte, die ihm seinen Thron wieder gegeben, Verpflichtungen, welche die Bourbonen ebenso gern hinweggeläugnet hätten, als die ganze Zeit der Revolution und des Kaiserthums. Denn sie schienen nur wie aus einem langen Schlaf zu erwachen und wunderten sich sehr, daß die Welt während dessen weiter gegangen war. Nach ihrer Meinung mußte Alles auf dem Punkt stehen geblieben seyn, auf welchem sie es vor zwanzig Jahren verlassen hatten, und sie wollten wenigstens jetzt das, was dazwischen lag, negiren. König Ludwig zeichnete daher seinen ersten Akt als im „neunzehnten Jahre seiner Regierung" und versuchte in allen Dingen unmittelbar an das Jahr 1789 anzuknüpfen.

Deßhalb waren die Patentbriefe, in welchen Hortense zur Herzogin von St. Leu ernannt wurde, in einer für die Königin beleidigenden Weise abgefaßt, denn es war darin gesagt: „der König ernennt die Mademoiselle Hortense v. Beauharnais zur Herzogin von St. Leu." — Die Königin erklärte, diesen Titel unter solchen Umständen nicht annehmen zu wollen und wies die Patentbriefe zurück. Erst auf des Zaren zürnende Forderung entschloß sich Herr v. Blacas, der Premierminister Ludwigs, zu einer andern Redaktion der Patentbriefe und es hieß jetzt: „der König ernennt Hortense, mit inbegriffen in dem Traktat vom 11. April, zur Herzogin von St. Leu." — Das war freilich eine sehr versteckte Anerkennung des früheren Ranges der Königin, aber es war wenigstens keine Erniedrigung mehr, sie anzunehmen.

Ebenso viele Schwierigkeiten machte den Bourbonen der Vicekönig von Italien, der edle und von Jedermann geliebte Eugen, welcher auf ausdrückliches Begehren des Zaren nach Paris gekommen war, um seine Zukunft zu sichern. Der König konnte dem tapfern Helden des Kaiserreichs, dem Schwiegersohn des Königs von Bayern, der mit zu den Alliirten gehörte, seine Anerkennung nicht versagen, und als Eugen wünschte, sich dem Könige vorzustellen, ward ihm sogleich eine Audienz bewilligt. Aber wie sollte man ihn empfangen? welch einen Titel sollte man dem Stiefsohn Napoleons geben? Es wäre allzu lächerlich gewesen, die Absurdität des Patentbriefes Hortensens zu wiederholen und Eugen „Vicomte von Beauharnais" zu nennen, aber ihm den Königstitel bewilligen, würde die legitime Würde der Dynastie der Bourbonen compromittirt haben. König Ludwig ersann also einen geistreichen Ausweg. Als der Herzog v. Aumont den Prinzen Eugen einführte, näherte sich ihm der König mit einem freundlichen Lächeln, indem er sagte:

„Mein Herr Marschall von Frankreich, ich bin erfreut, Sie zu sehen."

Eugen, der seine Begrüßung eben abstatten wollte, hielt verstummt inne und schaute hinter sich, um zu sehen, mit wem der König wohl spräche.

Ludwig lächelte und fuhr fort:

„Sie, mein Herr, sind Marschall von Frankreich. Ich ernenne Sie zu dieser Würde."

„Sire," sagte Eugen sich tief verneigend, „ich bin Ew. Majestät sehr verbunden für Ihren guten Willen, aber das Unglück des Ranges, zu welchem mein Schicksal mich erhoben hat, erlaubt mir nicht, den edlen Titel, mit dem Sie mich beehren, anzunehmen. Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, aber ich muß ihn ausschlagen."

Die Kriegslist des Königs war somit aus dem Felde geschlagen und Eugen ging als Sieger aus diesem Begegnen mit dem König hervor. Er war nicht genöthigt, Wohlthaten von dem König von Frankreich anzunehmen, denn sein Schwiegervater ernannte ihn zum Prinzen des bayerischen Königshauses und errichtete für ihn das Herzogthum Leuchtenberg. Dahin zog sich Eugen zurück und lebte dort an der Seite seiner Gemahlin, umgeben

von seinen Kindern, schöne und friedliche Jahre der Ruhe und des Glückes, bis ihn der Tod im Jahre 1824 den Armen seiner trauernden Familie entriß.

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Ameublement.

(Schluß.)

In der österreichischen Ausstellung bemerken wir vor Allem die Möbel der Gebr. Thonet in Wien. Das Holz in denselben ist der Länge nach gesägt und darnach mit Hilfe des Dampfes gebogen, wodurch dieselben eine außerordentliche Solidität erlangen. Die Versuche, welche die Jury damit angestellt hat, sind sehr befriedigend ausgefallen. Von Röhrs in Prag sind mehrere sehr schöne Stücke vorhanden. Zu erwähnen sind noch die hübschen ausgelegten Tische von Rosari in Brescia und Foradori in Verona. — Preußen hat, außer einigen nicht sonderlich hervorragenden Stücken, hauptsächlich Korbmöbel gesandt, die sich durch sehr gefällige und leichte Formen auszeichnen, ebenso Hamburg. — Aus Bayern und Würtemberg sind mehrere sehr hübsche Möbel aus Eisen und Eisendraht vorhanden. — Die Schweiz sandte mehrere sehr bescheidene Salonmöbel. — Schweden hat geschmackvolle Kanapeen und Sessel, Norwegen, außer dem Eingangs erwähnten birkenen Sekretär, einen von einem Bauer ausgeschnitzten Lehnsessel, der als Kuriosität interessant ist, Kopenhagen endlich einen großen sehr schön gearbeiteten Bücherschrank aus Eichenholz und einige Salonstücke gesandt.

Die reichhaltigste Ausstellung von Möbeln ist die französische und innerhalb dieser wieder die Pariser. Fast die Hälfte des in den Rundgängen der Panoramagallerie vorhandenen Raumes ist von den Erzeugnissen der Möbelfabriken des Faubourg St. Antoine eingenommen. Namen zu nennen, ist hiebei unmöglich, wenn man nicht so gut wie alle nennen will; denn fast sämmtliche Stücke sind mit gleicher Meisterschaft gearbeitet, mit gleichem künstlerischen Geschmacke verziert und ausgelegt. — Eine der ersten Stellen unter den Pariser Möbelfabrikanten nehmen zwei Deutsche ein, Krieger und Klein; der Erstere namentlich hat herrliche Bettstellen aus Ebenholz und ein Büffet aus Eichenholz in edlem Style ausgestellt. In den Polsterwaaren glänzt besonders Jeanselme, in den Kunstmöbeln Tahan und Barbedienne. Beaufils in Bordeaux hat einen riesigen Bücherschrank ausgestellt, dessen Schnitzwerk allgemeine Bewunderung erregt. In ungeheurer Menge sind die mit Marmor, Perlmutter und seltenen Holzarten ausgelegten Möbel vorhanden. Eine Neuigkeit sind die mit Porzellan ausgelegten und ausgemalten Möbel, deren Preis aber entsetzlich hoch ist. Im Allgemeinen verschwinden die Mahagonimöbel mehr und mehr, kaum findet man in der französischen Ausstellung ein Dutzend Stücke davon; Möbel aus Palisander, Nußbaum, Ebenholz treten an deren Stelle. — Einige Pariser Fabriken beschäftigen sich besonders mit Kinderbettstellen und Wiegen; es befinden sich auf der Ausstellung viele Stücke dieser Art von einer Pracht und einer Kostbarkeit, daß man den gothaischen Almanach befragen möchte, ob es denn so viele fürstliche Wiegenkinder in der Welt gibt. Eine andere Spezialität sind die Billards, die man in großer Auswahl in den kostbarsten Holzarten, sogar aus Ebenholz und mit ächt vergoldeten Bronzeverzierungen antrifft. Vergessen wir endlich nicht eine ziemlich bedeutende Anzahl von Möbeln mit Verwandlungen. Wir haben u. A. einen mäßig großen Guéridon gesehen, aus welchem man einen Liqueurtisch mit allem Zubehör, einen Spieltisch mit allen Spielen, ein Roulette, eine Desert-Etagère, eine Pfeifen- und Cigarrenspinde u. s. w. machen kann. Das Kunstwerk kostet 5000 Fr.

Mannigfaltiges.

Um so viel möglich den Spekulationen in Getreide auf den Mittelpreis zu begegnen, hat die französische Regierung beschlossen, die Fruchthallen im ganzen Kaiserreiche nur an Einem und demselben Tage der Woche zu öffnen.

Als Beispiel von außerordentlicher Fruchtbarkeit erzählt der „Schw. Merk.", daß kürzlich auf der Solitude (bei Stuttgart) eine dreijährige Hündin neunzehn lebendige Jungen zur Welt brachte.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in № 103:
Thal, Ahle, Kehle, Hekla, Thekla.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 105. Sonntag, 2. September 1835.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

11.

Malmaison, wohin Hortense nach kurzem Aufenthalt in Paris zurückgekehrt war und wo auch die Kaiserin Josephine wieder weilte, ward für die in Paris versammelten Souveräne eine Art Mittelpunkt der Geselligkeit und der Unterhaltung. Jeder dieser Fürsten wollte der Kaiserin Josephine und ihrer Tochter seine Huldigung darbringen und dadurch gewissermaßen dem entthronten Kaiser die letzte Ehre erweisen.

Eines Tages hatte der König von Preußen mit seinen beiden Söhnen, den Prinzen Friedrich Wilhelm und Wilhelm, sich in Malmaison zum Besuch anmelden lassen. Josephine sandte ihnen eine Einladung zu einem Familiendiner und bat den Kaiser Alexander, mit seinen beiden Brüdern an demselben Theil zu nehmen.

Der Kaiser folgte dieser Einladung und als er mit den Großfürsten in den Salon eintrat, wo Hortense sich befand, nahm er seine beiden Brüder bei der Hand und führte sie zu ihr hin.

„Madame," sagte er, „Ihnen vertraue ich meine Brüder an; sie treten zum ersten Male in die Welt; meine Mutter ist in Sorgen, die schönen Französinnen möchten ihnen den Kopf verdrehen, und ich erfülle freilich schlecht mein Versprechen, sie davor zu bewahren, indem ich sie nach Malmaison führe, wo so viele reizende Personen vereinigt sind."

„Beruhigen Sie sich, Sire," erwiederte die Königin ganz ernsthaft, „ich will den Mentor machen und ich verspreche Ihnen eine ganz mütterliche Beaufsichtigung."

Der Kaiser lachte und auf die beiden Söhne Hortensens deutend, die eben eintraten, sagte er: „Ach, Madame, es wäre für meine Brüder weniger gefährlich, wenn sie so alt wären, wie diese Knaben hier."

Er näherte sich den beiden Kindern und indem er ihnen die Hand reichte und freundlich und liebevoll zu ihnen sprach, redete er sie mit den Titeln „Monseigneur" und „kaiserliche Hoheit" an.

Die Kinder betrachteten ihn mit erstaunten Blicken, denn der russische Kaiser war der Erste, welcher den kleinen Napoleon und seinen Bruder Louis Napoleon mit diesen hochtönenden Titeln anredete. Die Königin, ihre Mutter, hatte es niemals geduldet, daß die Knaben von ihrer Umgebung anders als nur einfach mit ihren Namen genannt würden; sie wollte sie bewahren vor dem eitlen Stolz auf ihre Größe und sie lehren, ihre Bedeutsamkeit nur aus sich selber zu schöpfen.

Kurz darauf ward der König von Preußen mit den Prinzen gemeldet und der Kaiser mit seinen Brüdern verließ die beiden jungen Prinzen, um dem König entgegen zu gehen.

Während die Fürsten sich begrüßten, fragten die Söhne Hortensens ihre Gouvernante um die Namen der eben eintretenden Herren.

„Es ist der König von Preußen," flüsterte die Gouvernante, „und der Herr, welcher eben mit Ihnen sprach, ist der Kaiser von Rußland."

Der kleine Louis Napoleon schaute nachdenklich einen Augenblick hinüber zu den hohen Gestalten der Fürsten, deren hochtönende Namen ihm gar nicht imponirten; er war so gewohnt, Könige bei seiner Mutter zu sehen, und diese Könige waren immer seine Onkels gewesen.

„Mademoiselle," sagte der kleine Louis Napoleon nach einer Pause, „sind diese beiden neuen Herren, der Kaiser und der König, auch wie alle die Andern unsere Onkels und müssen wir sie so nennen?"

„Nein, Louis, Sie nennen sie einfach: Sire."

Digitized by Google

„Aber," fragte der Knabe sinnend, „warum sind diese denn nicht unsere Onkels?"

Die Gouvernante zog die beiden Kinder weiter zurück in den Hintergrund des Salons und erklärte ihnen leise, daß die Fürsten, die jetzt in Paris wären, weit entfernt davon, ihre Onkels zu seyn, ihre Besieger wären.

„Dann also," rief der ältere Knabe Napoleon Louis mit Erröthen, „dann also sind sie die Feinde meines Onkels, des Kaisers. Warum aber umarmte uns denn dieser Kaiser von Rußland?"

„Weil er ein edler und großmüthiger Feind ist, der in Ihrem jetzigen Unglück Ihnen Beiden und Ihrer Frau Mutter nützlich seyn will. Ohne ihn würden Sie nichts auf der Welt mehr besitzen und das Schicksal Ihres Onkels, des Kaisers, würde dann noch viel trauriger seyn, als es jetzt schon ist."

„So müssen wir ihn wohl sehr lieb haben, diesen Kaiser da?" fragte der kleine Louis Napoleon.

„Ja gewiß, denn Sie sind ihm Dankbarkeit schuldig."

Der kleine Prinz blieb schweigend stehen und heftete seine großen dunklen Augen unverwandt und mit einem tiefsinnigen Ausdruck auf den Zaren, welcher sich eben mit der Kaiserin Josephine unterhielt. —

Als der Kaiser Alexander am andern Tage wieder nach Malmaison kam und im Gartensalon neben der Königin saß, näherte sich der kleine Louis Napoleon ganz leise auf den Zehen hinter dem Rücken des Kaisers, schob dann einen kleinen blitzenden Gegenstand in die Hand des Kaisers und sprang eilig von dannen.

Die Königin rief ihn zurück und fragte mit zürnendem Ernst, was er gethan habe.

Louis kehrte zögernd zurück und sein Haupt verlegen auf die Brust senkend, sagte er mit Erröthen:

„Ach, Mama, es ist der Ring, welchen mir Onkel Eugen geschenkt hat, und ich wollte ihn jetzt dem Kaiser schenken, weil er so gut gegen meine Mama ist."

Kaiser Alexander zog den kleinen Louis Napoleon zu sich heran und indem er ihn auf seinen Schooß setzte, umarmte er ihn mit tiefer Rührung und küßte ihn zärtlich.

Dann, um dem kleinen Prinzen gleich einen Lohn zu gewähren, befestigte er den kleinen Ring an seiner Uhrkette und schwur, daß er dieses Andenken tragen wolle, so lange er lebe. —

12.

Seit Napoleons Stern erblichen war und er als ein Verbannter Frankreich verlassen hatte, schien auch Josephinen das Leben wie mit einem düstern Trauerschleier bedeckt zu seyn, fühlte sie, daß ihre Sonne untergegangen und die Nacht für sie gekommen sey. Aber sie bewahrte dies Gefühl als ein heiliges Geheimniß in ihrer Seele und niemals verrieth sie durch eine Klage, einen Seufzer ihrer zärtlichen Tochter die Schmerzen, die sie empfand. Sie klagte nur um den Kaiser, sie seufzte nur um das Loos ihrer Kinder und ihrer Enkel; sich selber schien sie ganz vergessen zu haben, für sich hatte sie gar keine Wünsche mehr.

Mit ihrer nicht gealterten Anmuth machte Josephine den fremden Souveränen in Malmaison die Honneurs ihres Hauses und zwang sich zu einer Ruhe, von der ihre Seele nichts empfand. Sie würde es vorgezogen haben, mit ihren Leiden und ihrem Gram sich in die Stille ihrer Gemächer zurückzuziehen, aber sie mußte dem Wohl ihrer Tochter und ihrer Enkel, wie sie meinte, dieses Opfer bringen, und sie, die zärtliche Mutter, konnte thun, was Hortensen ihr Stolz nicht erlaubte, sie konnte beim Kaiser Alexander bitten, sich des Schicksals ihrer Tochter anzunehmen.

Als es daher dem Zaren gelungen war, ihr Loos zu fixiren und die Ausfertigung der Patentbriefe, welche der Königin das Herzogthum St. Leu sicherten, zu Stande gebracht hatte, eilte derselbe sogleich nach Malmaison, um vor allen Dingen der Kaiserin Josephine diese glückliche Nachricht zu bringen.

Sie dankte ihm nicht mit Worten, sondern mit hervorstürzenden Thränen und reichte dem Kaiser ihre beiden Hände dar. Dann bat sie ihn mit rührender Innigkeit, von ihr ein Andenken an diese Stunde anzunehmen.

Alexander deutete auf eine Tasse hin, worauf das Portrait Josephinens gemalt war, und bat sie, diese ihm zu schenken.

„Nein, Sire," sagte sie, „solche Tassen kann man überall kaufen. Aber ich möchte Ihnen etwas geben, was man sonst nirgends auf der Welt haben kann und was Sie zuweilen an mich erinnern wird. Es ist ein Geschenk, welches ich am Tage meiner Kaiserkrönung von Papst Pius erhalten habe. Heute, an dem Tage, da Sie meiner Tochter die Herzogskrone bringen, will ich Ihnen dieses Andenken geben, Sire, damit Sie es zugleich an die entthronte Kaiserin und an die entthronte Königin erinnern möge."

Digitized by Google

Dieses Geschenk, welches Josephine jetzt mit einem bezaubernden Lächeln dem Kaiser darreichte, war eine antike Kamee von ungeheurer Größe und so wunderbarer meisterhafter Ausführung, daß die Kaiserin wohl Recht hatte, zu sagen, es gäbe sonst nirgends auf der Welt ein zweites Exemplar davon. Auf dieser Kamee wären die Köpfe Alexanders des Großen und seines Vaters Philipp von Macedonien dargestellt und sowohl die Schönheit der Arbeit wie die Größe des Steins machte diese Kamee zu einem Kleinod von unschätzbarem Werth.

Alexander weigerte sich daher anfangs, dieses kostbare Geschenk anzunehmen, und er that es erst dann, als er gewahrte, daß seine Weigerung die Kaiserin, welche heute ungewöhnlich bleich schien, verletzen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Produkte des Bergbaues und Hüttenwesens.

Diese nehmen fast die Hälfte des Raumes in der großen Maschinengallerie ein. Sagen wir zunächst einige Worte von den geologischen und geognostischen Karten, welche die meisten der in dieser Klasse vertretenen Staaten gesandt haben. In der französischen Abtheilung sehen wir ein Fragment der neuen und großen geologischen Karte, mit deren Herausgabe gegenwärtig die bekannten Dufrenoy und Elie de Beaumont beschäftigt sind. Diese Karte, auf Kosten der Regierung gestochen und gedruckt, wird, wenn sie vollständig ist, 24 Fuß breit seyn; das auf der Ausstellung befindliche Fragment enthält den nördlichen Theil von Frankreich, der südlich von der Seinemündung bei Havre begrenzt wird. Die Terrainarten sind durch Farben so deutlich bezeichnet, daß die geringste Gemeinde daraus die geologische Beschaffenheit ihres Bodens zu erkennen vermag. Neben dieser Karte sehen wir geologische Karten der Departemente Cote d'Or, Vogesen, des Kohlenbassins von Brassac im Departement des Puy de Dome, endlich mehrere kleinere Karten über den Mineralreichthum der Gegenden von La Calle und Philippeville in Algerien.

Auch aus andern Ländern sind vortreffliche geologische Karten gesandt worden; aus Oesterreich eine Sammlung geologischer Karten des Kaiserstaates, welche unter Leitung des k. k. geologischen Instituts in Wien herausgegeben worden sind, ferner Sandtorr's geognostische Karte über Böhmen; aus Belgien: Dumont's geolog. Karte von Belgien, mehrere Karten über die unterirdische Topographie Belgiens und der Nachbarländer, ferner eine geolog. Karte von Europa. Hr. v. Strombeck in Braunschweig stellt verschiedene Karten über den Harz aus. An englischen Karten finden wir eine interessante Sammlung von de la Beche, mehrere geolog. Karten und Bergwerksplane aus dem engl. Bergwerksamt zu London, Griffith's geolog. Karte von Irland. — Hannover sandte die Karten und Modelle der Minen zu Rammelsberg, sowie eine geolog. Karte über den südlichen Theil des Landes. Aus Preußen endlich finden wir geolog. Karten über den Kohlendistrikt der Ruhr und über die Rheinprovinz und Westphalen im Allgemeinen.

Wie man also sieht, findet der Naturforscher und Bergmann hier reiches Material über die bedeutendsten Bergbauländer beisammen.

Betrachten wir nun die einzelnen Gebiete des Bergbaues und Hüttenwesens und beginnen wir mit den Steinkohlen, so müssen wir vor Allem der interessanten Ausstellung der Kohlencompagnie von Anzin erwähnen. Dieselbe zeigt uns nämlich ein Modell in sehr großem Maßstabe ihrer Lager, Schachte, Gallerieen, kurz, ihres ganzen Betriebes, Alles so deutlich dargestellt, daß selbst der Unkundigste sich darnach einen Begriff von dem Betriebe eines Kohlenwerkes machen kann. Ferner sehen wir daneben alle Werkzeuge des Bergmannes von der Davy'schen Sicherheitslampe bis zur gewöhnlichen Haue. Außer der Gesellschaft zu Anzin haben alle bedeutenden Kohlenbergwerke Europa's Proben ihrer Ausbeute gesandt; man findet unter diesen alle Arten von Steinkohlen, den Anthracit, der keinen Coak gibt und der deßhalb in den Kupferhütten von Wales jetzt eine so wichtige Rolle spielt, die fette Steinkohle, die Steinkohle aus Newcastle, die magere Steinkohle, den Lignit und den Torf. Nächst Frankreich haben England, Belgien, Rheinpreußen und Westphalen, Oesterreich und Portugal reiche Sammlungen ihrer Steinkohlenarten gesandt. Graf Albert Nostitz in Prag stellte vier Stücke Lignit aus seinen Bergwerken zu Türmitz aus; dieselben sind insofern interessant, als der unvollkommene Karbonisirungszustand, in welchem sie sich befinden, gestattet, ihre Bestandtheile genau zu erkennen.

Im Ganzen kann man sagen, daß, wenn die als Brennmaterial dienenden Mineralien die wichtigste Stelle in der Industrie des Bergbaues ein-

Digitized by Google

nehmen, die Pariser Ausstellung auch ein so vollständiges Bild derselben darbietet, wie der Nationalökonom oder der Industrielle es nur irgend wünschen können.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Sonst und jetzt.) Das „Bamberger Volksblatt" theilt folgenden alten Senatusbeschluß der Stadt Regensbnrg mit, den wir nnseren Bierbrauereien zum Westen geben: „Demnach ein Ehrbarer Cammerer und Rath dieser des heyl. Reichs freyen Statt Regensburg mit höchstem Mißfallen und nicht ohne sonderbares bekümmern vernehmen müssen, daß bei diesen ohnedas schwären Zeiten und da der Allerhöchste uns wegen übermachten Sünden heimbsuchet, etliche geltsüchtige und aigennutzige Pierbrauer sowol unter der Burgerschafft als auch unter den Innwohnern durch Uebersatz des Nechsten und schändlichen Wucher mit elendem Piere solchen Grimm, Straff und Zorn Gottes noch vermehren, und hindangesetzt der christlichen Lieb erbärmliches Pier vor theueres Geld auszuschenken und zu verkaufen pflegen, dadurch aber der arme benötigte Mit- und Nebenchrist in großen Schaden, auch endlich zeitliches Verderben gebracht würdt: Als können Ihre Ehrenvesten Weißheiten Ihrem tragenden Obrigkeitlichen Amt nach nicht unterlassen, diejenigen, so solch unchristlich wucherliches Pier ausschenken, der Gebühr nach abzustraffen. Befehlen solchem nach aus vätterlichem Eyfer hiemit und wollen, daß an mennigklich in denen Schenken gutes Pier verschenkt und verleutgegeben wird, und verordnen, daß die Contravenienten unter den Pierbrauern und Pierschenkern ihr eigenes elendes Pier selber zu trinken verurtheilt werden sollen, während Ihre liebe Burgerschafft, Innwohner und Beisitzer erinnert werden, sich des Pierholens in solchen Schenken bei Straff von Vier Gulden gänzlich zu entäussern. Gestalten dann auff solche wucherische Händel ein mehrer und schärfere Auffsicht gegeben werden solle. Darnach sich mennigklich zu richten und vor Straff und Schaden zu hüten wissen würd. Decretum in senatu, 28. Decembris 1644."

Gemeinnütziges.

(Gurken bis Weihnachten frisch zu erhalten.) Zu dem Ende übertüncht man die frisch abgebrochenen, grünen Gurken mit Eiweiß, trocknet sie und bewahrt dann dieselben an einem trockenen Orte auf.

Wohlgemeinter Rath,

ertheilt einem jungen Mädchen in der Nähe, welches sich auf sein bischen Schönheit zu viel einbildet.

Von Eigendünkel aufgebläht,
So wandelst du,
Und wähnst, daß Jeder nach dir späht, —
Hab' darum Ruh'!

Jedwedem strebst du zu gefallen,
Doch merk' und hör':
Gerade so mißfällt man Allen
Nur desto mehr.

Bescheidenheit, der Jungfrau Tugend,
Ist dir nicht hold;
Bescheid'ner Sinn ziert mehr die Jugend,
Denn Flittergold.

Ist dein Gesichtchen gleich erträglich,
Wozu dies Bläh'n?
Siehst du nicht Schönheit oft und kläglich
Zu Grabe geh'n?

Auch deine Larve wird veralten,
Ja glaube mir,
Es drohen Runzeln einst und Falten
In Fülle dir.

Das dunkle Haar wird einst erbleichen,
Der Augen Glanz
Erlischt: dann locken keine Geigen
Zu Spiel und Tanz.

Drum poche nicht auf deine Schöne,
Bethörte Maid!
Schnell ändert sich die Wonnescene
Der Blüthenzeit.

Bescheiden deßhalb sey vor Allem!
Nur das gefällt;
Nur so magst du geachtet wallen
Durch Gottes Welt.

Waldhalben, 24. August 1855.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 106. Dienstag, 4. September 1855.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Josephine war in der That an jenem Tage, als Kaiser Alexander von Rußland sie besuchte, trauriger als sonst, denn die Königsfamilie der Bourbonen hatte ihrem Herzen heute einen neuen Kummer bereitet. Sie hatte in einem Journal einen Artikel gelesen, in welchem in den verachtungsvollsten und härtesten Ausdrücken daran erinnert ward, daß in Notre Dame die Leiche des ältesten Sohnes der Königin von Holland sich befände, und hinzugefügt ward, daß der Minister Blacas den Befehl erlassen habe, den Sarg aus Notre-Dame fortzunehmen und ihn auf einem gewöhnlichen Kirchhofe einzugraben.

Hortense, welche diesen Artikel gleichfalls gelesen, war nach Paris geeilt, um die Leiche des Kindes, um welches sie so viel geweint, sich selbst aus Notre-Dame zu holen und sie in der Kirche von St. Leu beisetzen zu lassen.

Als Josephine dem russischen Kaiser diese neue Beleidigung erzählte, bedeckte eine außergewöhnliche Blässe ihr Antlitz und ihre ganze Gestalt erbebte.

Zum ersten Male hatte die Kaiserin heute nicht die Kraft, ihre Leiden zu verbergen; Hortense war weggegangen und sie durfte sich also wohl einmal den traurigen Trost gönnen, das Lächeln und die Schminke von ihren Wangen zu nehmen und ihr bleiches Angesicht zu zeigen, das der Tod schon leise berührt hatte.

„Majestät, Sie sind krank!" rief der Kaiser entsetzt.

Sie deutete mit einem Lächeln, welches Thränen in die Augen Alexanders trieb, auf ihre Brust und flüsterte:

„Sire, ich habe da den Todesstoß empfangen!"

Ja, sie hatte Recht, sie hatte den Todesstoß empfangen und ihr Herz verblutete sich.

Der Kaiser, erschüttert von dem Zustande Josephinens, eilte sofort nach Paris und schickte seinen eigenen Arzt nach Malmaison, um Nachricht von dem Zustande der Kranken zu erhalten.

Als Letzterer zurückkehrte, sagte er dem Zaren, daß Josephine gefährlich krank sey und er nicht mehr an ihre Genesung glaube.

Er hatte Recht und Alexander sah die Kaiserin nicht wieder!

Hortense und Eugen, ihre beiden Kinder, wachten eine traurige Nacht am Lager ihrer Mutter; sie riefen die geschicktesten Aerzte herbei, aber diese bestätigten nur, was bereits der russische Arzt gesagt, der Zustand der Kaiserin war hoffnungslos — ihr Herz war gebrochen! Sie hatte es mit starken Händen so lange zusammengehalten, als ihr Leben für ihre Kinder nothwendig schien. Jetzt, da auch Hortensens Schicksal entschieden, da sie wußte, daß ihre Enkel wenigstens nicht als verbannte Bettler umherirren müßten, jetzt zog Josephine ihre Hände von ihrem Herzen zurück und ließ es verbluten.

Den 29. Mai 1814 starb die Kaiserin Josephine nach einer Krankheit, welche äußerlich nur zwei Tage gedauert hatte. Hortense hatte die Todesseufzer ihrer Mutter nicht empfangen; als sie, nachdem Josephine von dem Abbé Bertrand die Sterbesakramente erhalten, mit Eugen wieder in das Zimmer trat, als sie ihre Mutter sah, die ihnen die Arme entgegenstreckte und vergeblich versuchte, zu ihnen zu sprechen, sank Hortense bewußtlos an dem Lager ihrer Mutter zusammen und in Eugens Armen hauchte die Kaiserin den letzten Seufzer aus. —

Die Kunde von dem Tode der Kaiserin machte in Paris eine erschütternde Wirkung. Es war, als ob ganz Paris auf einen Tag vergessen hätte,

Digitized by Google

daß Napoleon nicht mehr der Herrscher von Frankreich sey und daß die Bourbonen wieder den Thron ihrer Väter bestiegen. Jedermann klagte, Jedermann war traurig, denn die Herzen der Franzosen hatten diese Frau nicht vergessen, welche so lange ihre Wohlthäterin gewesen, von der Jeder die rührendsten Züge ihrer Güte, ihrer Großmuth und Milde zu erzählen wußte.

Josephine erhob sich jetzt, da sie gestorben war, noch einmal als Kaiserin in den Herzen der Franzosen und Tausende von Menschen strömten nach Malmaison, um ihrer abgeschiedenen Kaiserin die letzte Huldigung darzubringen. Selbst das Faubourg St. Germain nahm Theil an der Trauer der Pariser; diese jetzt so stolzen, so übermüthigen Royalistinnen, welche mit den Bourbonen heimgekehrt waren, mochten vielleicht einen Moment der Wohlthaten gedenken, welche ihnen die Kaiserin erwiesen, als sie die mächtige Herrscherin von Frankreich gewesen und so viele Gelder zur Unterstützung der Emigranten verwandt hatte. Sie waren mit König Ludwig heimgekehrt, ohne daran zu denken, der vergessenen Wohlthäterin ihren Dank darzubringen; jetzt, da sie todt war, wollten sie ihr den Tribut ihrer Bewunderung nicht versagen.

„Ach," rief Frau du Cayla, die Freundin des Königs, „ach, welche interessante Frau war doch diese Josephine! Welcher Takt, welche Güte, welch schönes Maß in Allem, was sie that! Auch das ist noch fein und taktvoll und dem guten Ton gemäß, daß sie gerade in diesem Moment gestorben ist!" —

Hortense war gleich nach dem Tode Josephinens, fast gewaltsam von ihrem Bruder aus dem Sterbezimmer hinweggebracht, mit Eugen nach St. Leu gegangen. Nur ihre beiden Enkel folgten dem Sarge der Kaiserin, welche in Malmaison begraben ward. Der Kummer hatte ihre beiden Kinder auf das Krankenlager geworfen und hinter den kleinen Prinzen Napoleon und Louis Napoleon sah man nicht ihre Verwandten, sondern den russischen General v. Sacken, welcher den Kaiser vertrat, und die Equipagen aller der Könige und Fürsten, mit deren Hilfe die Napoleoniden von ihren Thronen gestoßen und die Bourbonen heimgeführt worden waren.

In St. Leu brachte Kaiser Alexander die letzte Nacht in Frankreich zu, bevor er nach England abreiste, und als er von Eugen und Hortense, welche nur auf die dringende Bitte ihres Bruders sich entschloß, zum ersten Male nach dem Tode ihrer Mutter ihr Zimmer zu verlassen und den Kaiser zu sehen, Abschied nahm, versicherte er sie Beide seiner unwandelbaren Freundschaft und Anhänglichkeit. Da er wußte, daß der Gesandte, welchen er in Paris zurückließ, Pozzo di Borgo, ein unversöhnlicher Feind Napoleons und seiner Familie sey, hatte er diesem Gesandten einen von Fräulein v. Cochelet selbst ausgewählten Attaché, Herrn v. Boutiakim, beigegeben, durch den er die Briefe und Wünsche Hortensens und ihrer treuen Gesellschaftsdame empfangen und beantworten wollte.

Wenige Tage später verließ auch Eugen St. Leu und seine Schwester, um mit dem König von Bayern nach Deutschland, in seine neue Heimath, zurückzukehren.

Hortense blickte ihm traurig nach; sie fühlte jetzt erst ganz ihre Verlassenheit, die trostlose Einsamkeit, welche sie umgab. Sie hatte nicht geweint, als alle Größe und Pracht, welche sie umgab, in Trümmer zusammenfiel, sie hatte nicht gejammert, als der Orkan des zürnenden Schicksals die Kronen von den Häuptern aller ihrer Verwandten herniederschleuderte, sondern sie hatte mit Resignation auch ihr Haupt diesem Sturmwind dargeboten und dazu gelächelt, als er ihr den Königstitel und die Pracht und Herrlichkeit ihrer Vergangenheit nahm; aber jetzt, wie sie einsam, verlassen, Niemand neben sich, als ihre beiden kleinen Knaben und die wenigen Damen, welche ihr treu geblieben, in dem Salon ihres Schlosses zu St. Leu stand — jetzt weinte sie.

„Ach!" rief sie unter Thränenströmen, Fräulein v. Cochelet die Hand darreichend — „es ist zu Ende mit meinem Muth! Meine Mutter lebt nicht mehr, mein Bruder hat mich verlassen, Kaiser Alexander wird bald genug die versprochene Protektion vergessen, und ich allein muß mit meinen beiden Kindern kämpfen gegen all diese Widerwärtigkeiten, die Feindseligkeiten, welche man mir um des Namens willen, den ich trage, entgegensetzen wird! Oh, ich fürchte, ich werde es zu bereuen haben, daß ich mich bereden ließ, meinen früheren Plan nicht auszuführen! Wird die Liebe, die ich meinem Vaterlande entgegen trage, mich für all diese Qualen, welche ich voraussehe, entschädigen?"

Ach, diese Ahnungen Hortensens sollten sich nur zu sehr verwirklichen. In den großen und heiligen Stunden des Unglücks verleiht das Schicksal den Sterblichen die Kraft des Schauens und gleich Cassandra sehen sie die schlimmen Dinge, die da kommen, ohne sie abwenden zu können! —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Produkte des Bergbaues und Hüttenwesens.

(Fortsetzung.)

Nächst der Steinkohle ist es das Eisen, dessen Gewinnung und Bearbeitung in allen Gestalten uns die Ausstellung in einer außerordentlichen Anzahl von Probestücken vorführt. Wir finden hier das Eisen und Erz als Barren, Platten, Stäbe, Schmied- und Gußstücke, Schienen, Räder, Röhren, Dampfkessel, Küchengeschirr, Gitter ꝛc. Beginnen wir mit der französischen Abtheilung, so finden wir zuerst die Eisenwerke von Aubin im Avignoner Departement, welche namentlich schöne Proben von Schienen ausstellen. Dann folgen die Eisenwerke zu St. Maur bei Paris, die Gasröhren und Brennapparate von Gandillot, die Eisengießerei zu Conches im Eure-departement; letztere stellt u. A. einen ungeheuren Dampfkessel von 9 Fuß Durchmesser aus, den man nur mit großer Mühe durch das Hauptthor des Gebäudes hat hindurchschaffen können. Hierauf folgt das große Hüttenwerk zu Fourchambault, mit seinen Filialetablissements zu Imphy, Montluçon, Lapique und Commentry. Wir sehen hier unter einer Menge von Röhren, Cylindern, Kabeln ꝛc. die enormen Leitungsröhren, welche für die Wasserleitung in Madrid bestimmt sind; die Stücke sind 9 Fuß lang und haben ziemlich 3 Fuß Durchmesser. Von außerordentlichem Interesse ist auch die Ausstellung der Eisenwerke von Martin in Etienne. Wir sehen hier u. A. eine Kanonenlafette, ferner die Modelle zu vier gußeisernen Viadukten. Pinard Frères zu Marquise bei Boulogne stellen mehrere wohlgelungene Büsten in Eisenguß auf, darunter die des Kaisers und der Kaiserin der Franzosen. Sehr bedeutend ist auch die Ausstellung von Jackson, Petit und Gaudet in Rives de Gier; besonders zu erwähnen ist ein Dampfkessel aus gehämmertem Gußstahl, eine Schiffsschraubenwelle von 24 Fuß Länge und 36 Ztr. Schwere, Reife zu Lokomotivrädern aus einem Gusse; alle diese Produkte sind aus Eisen von Corsica. Endlich nennen wir noch die Eisenwerke von Cabrol und Decazeville im Departement von Avignon; es ist das die größte Eisenbahnschienen-Anstalt in Frankreich.

Unter den englischen Eisenprodukten haben wir vor Allem die Eisenbahnschienen zu nennen, unter denen wir mehrere Stücke von ungewöhnlicher Länge finden. So ist darunter eine Schiene nach Barlow'schem System von 48 Fuß Länge, eine andere nach Brunel'schem System von 72 und eine doppelte T-Schiene von 90 Fuß Länge. Im Allgemeinen bemerkt man keine wesentlichen Fortschritte in der englischen Eisenindustrie seit der Londoner Ausstellung, die Verfahrungsarten sind ziemlich dieselben geblieben. Dafür bleibt ihr aber der Ruhm, der continentalen Eisenindustrie in jeder Beziehung als Vorbild gedient zu haben. Vor Allem gilt das von Belgien, dessen Eisenindustrie einen so außerordentlichen Aufschwung genommen hat, obschon dies Land sich bei weitem nicht in so günstigen Verhältnissen dafür befindet, als England. Steinkohlen und Eisen finden sich dort nicht beisammen, man muß Transportmittel schaffen, um sie zu vereinigen. So z. B. sind Charleroy und Lüttich die Hauptsitze der belgischen Kohlenindustrie, sie besitzen aber wenig Eisen und müssen dies aus den Hütten bei Namur und von den Ufern der Sambre und Maas holen. Besonders zeichnet sich die Eisenindustrie von Charleroy aus; dieselbe beschäftigte im letztverflossenen Jahre 31 Coakshochöfen und produzirte 140,000 Tonnen. Die auf der Ausstellung vertretenen Etablissements sind die von Conillet, Montreaux, Montigny sur Sambre; ihre Erzeugnisse bestehen meist in Schienen, Eisenblechen u. s. w. Aus dem Bassin von Lüttich finden wir die Etablissements zu Ougrée, Seesslin und Griveignée.

Außerordentlich glänzend ist Deutschland in der Eisenindustrie vertreten, namentlich Nassau, Rheinpreußen und Westphalen. Die deutschen Eisenhütten haben sich lange Zeit gegen das englische Verfahren der Kohlenheizung gesträubt, bis sie zuletzt endlich die Vortheile desselben erkannt haben und dasselbe nun in großartigem Maßstabe zur Anwendung bringen. Das Kohlenbassin der Ruhr ist der Hauptsitz dieser Industrie, man zählt dort gegenwärtig schon 20 große Coakshochöfen und eine verhältnißmäßige Zahl von Puddelöfen. Von diesen 20 Hochöfen gehören 12 der Gesellschaft Phönix. Diese Gesellschaft besitzt jetzt bekanntlich die Hochöfen zu Vorbeck in Nassau, die Hochöfen und Eisenhämmer zu Ruhrort, die Hochöfen zu Kupferdreh und den Eisenhammer zu Eschweiler. Außer verschiedenen Arten von Schienen und sonstigen Eisengußfabrikaten erwähnen wir einen runden eisernen Baum, welcher 66 Ztr. wiegt; derselbe hat 27 Centimetres Durchmesser, 21 Fuß Länge und ist das größte Stück gehämmerten Eisens, welches sich auf der Ausstellung befindet. Alle Fachmänner bewundern dieses seltene Stück und lassen dem Etablisse-

Digitized by Google

ment, aus welchem es hervorgegangen, die verdiente Anerkennung widerfahren. Sämmtliche Hütten der Gesellschaft Phönix beschäftigen 6380 Arbeiter und verarbeiten jährlich 170,000 Tonnen Eisenerz, 215,000 Tonnen Kohlen, 53,000 Tonnen Gußeisen und 32,000 Tonnen Eisen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Für die Erzgebirgbewohner dürfte sich bald eine Aussicht zur Verbesserung ihrer Lage ergeben. Der Hutmacher Flebus in Wien hat nämlich ein Privilegium auf die Erzeugung von Hüten aus einer Raupe (Sarturnia Spini) erhalten. Da die Nahrung derselben in Schlehenblättern besteht und im Erzgebirge ganze Waldungen dieses Gesträuches sich vorfinden, beabsichtigt Flebus die Zucht dieser Raupe im Erzgebirge einzuführen. Ein aus diesem Stoffe verfertigter Jagdhut, der Sr. Maj. dem Kaiser überreicht ward, läßt an Schönheit und Leichtigkeit nichts zu wünschen übrig.

Unter den Gegenständen der Pariser Ausstellung befindet sich auch einer, welcher bisher noch in keiner Industrieausstellung prangte: ein Bienenstock unter zwei über einander stehenden, 4 Zoll von einander entfernten Glasverschlägen. Man kann alle Bewegungen dieses Bienenstaates genau beobachten. Die Bienen blieben eine geraume Zeit darin unbeweglich, seit einigen Tagen aber fliegen sie durch eine aus Glas und Zink gearbeitete, mit dem Glaskasten in Verbindung stehende Röhre, die aus dem Dache des Ausstellungsgebäudes führt, aus und ein. Abends sind alle Bienen daheim, bei Tage dagegen kaum der dritte Theil. Die Pariser sind ganz entzückt über dieses Schauspiel, das Vielen ganz neu ist.

Die für Gothenburg in Schweden bestimmt gewesene und bei Helgoland gestrandete Statue Gustav Adolphs wird in Kurzem in Bremen errichtet werden. Sechs Bremer Kaufleute haben sie nämlich von den Helgoländern für den geringen Preis von 3000 Thlrn. angekauft und ihrer Stadt geschenkt.

In München hat man Versuche gemacht, wie sich der nach Liebig's Vorschrift bereitete Fleisch-Extrakt hält. Es war solcher, in mehreren Töpfen versiegelt, acht Wochen gestanden und ganz unverändert geblieben. Man glaubt, daß diese Probe nicht ohne Einfluß auf die Ausstattung der Feld-Apotheken seyn werde.

Der „Frankf. Anz." vom 26. Aug. berichtet: Vorgestern kam im benachbarten Höchst der seltene Fall vor, daß ein junges Mädchen von 22 Jahren an einem Fliegenstich nach wenigen Tagen starb. Die eiligst herbeigerufenen Aerzte konnten keine Hilfe bringen, das Gift verbreitete sich schnell im ganzen Körper und zwar so schrecklich, daß nach dem erfolgten Tode die Leiche sich kaum über Nacht hielt und sie gleich beerdigt werden mußte. Die Aerzte halten den Stich für den einer amerikanischen Fliege.

Gemeinnütziges.

(Untrügliches Mittel gegen jede Diarrhöe und sicheres Präservativ gegen die Cholera.) Man koche ein Quantum leichten Lindenblüthenthee, schütte die Flüssigkeit von der Blüthe ab, lasse den Thee kalt werden und trinke ihn statt Wasser, aber für einen Mann mehrere Gläser des Tags. Die Krankheit wird schnell nachlassen, auch wenn sie schon Wochen angehalten hätte. Da die Cholera fast durchschnittlich mit Diarrhöe anfängt, dieser kalte Thee bald angewendet, solche auf der Stelle stillt, so ist die Ursache der Krankheit gefallen und der Magen hergestellt. Wer in angesteckten Gegenden täglich 1 bis 2 Glas dieses Thees kalt trinkt, kann ganz ruhig wegen Ansteckung seyn, Schreiber dieses hat sich wenigstens so geschützt. Warmer oder heißer Lindenblüthenthee hat eine ganz andere Wirkung.

(Einfaches Mittel, Gemüse von Würmern zu reinigen.) In englischen Küchen hat man ein Behältniß mit Salzwasser, wodurch Salat, Gemüse ꝛc., wenn sie einige Minuten hineingelegt werden, sehr schnell von Würmern, Schnecken ꝛc. gereinigt werden können. Es wäre, wie überhaupt den Hausfrauen, so besonders den Gastwirthinnen dieses Mittel sehr zu empfehlen.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 107. Freitag, 7. September 1855.

Königin Hortense.

Ein Napoleonisches Lebensbild von L. Mühlbach.

Drittes Buch.

Die Herzogin von St. Leu.

1.

Die Restauration war vollendet. Die Alliirten hatten Frankreich endlich verlassen und Ludwig XVIII. war jetzt der unbeschränkte Herr von Frankreich. In ihm, den heimgekehrten Mitgliedern seiner Familie und den von allen Seiten herbeiströmenden Emigrirten repräsentirte sich das alte Frankreich, das Frankreich der unumschränkten königlichen Gewalt, der glänzenden Manieren, der Intriguen, der Ueppigkeit und Leichtfertigkeit. Ihnen gegenüber stand das junge Frankreich, die von der Revolution und Napoleon gebildete Generation, welche keine anderen Ahnen besaß, als ihre Großthaten, und welche freilich nicht vom „Oeil de Boeuf" und den „Petits Maisons" zu erzählen wußten, aber desto mehr von den Schlachtfeldern und den Lazarethen, in denen man ihre Wunden geheilt.

Diese beiden Parteien standen sich einander gegenüber, das alte und das junge Frankreich kämpften am Hofe Ludwigs XVIII. jetzt einen stündlichen, nie ermattenden Krieg, nur daß dabei das junge Frankreich, welches bis dahin immer gewohnt gewesen, zu siegen, alle Tage neue Niederlagen, neue Demüthigungen empfangen mußte. Denn das alte Frankreich war jetzt das siegreiche. Es siegte nicht durch seine Tapferkeit, seine Verdienste, es siegte durch seine Vergangenheit, welche man jetzt unmittelbar an die Gegenwart anknüpfen wollte, ohne die Kluft zu bedenken, welche dazwischen lag. König Ludwig hatte freilich allen seinen Unterthanen in dem Traktat vom 11. April zugesagt, daß ihnen ihre Titel und Würden unbenommen bleiben sollten, und die neuen Herzöge, Fürsten, Marschälle, Grafen und Barone durften daher auch bei Hofe erscheinen, aber sie spielten da nur eine traurige, demüthigende Rolle und man ließ sie es nur zu sehr empfinden, daß sie blos die Geduldeten, nicht die Willkommenen seyen. Die Herren, welche vor der Revolution berechtigt gewesen waren, in die Kutschen des Königs zu steigen, behielten dies Recht auch jetzt, und niemals öffneten sich die Thüren dieser Kutschen den Herren vom neuen Napoleonischen Adel; — die Damen des alten Frankreichs behielten ihr Tabouret, ihr großes und ihr kleines Entrée in die Tuilerien und den Louvre, und man würde es sehr anmaßend gefunden haben, wenn die Herzoginnen des jungen Frankreichs gleiche Ehren hätten beanspruchen wollen.

Die Herzogin v. Angouleme war es, welche den Damen des Faubourg St. Germain in der Unduldsamkeit und dem hochmüthigen Abweisen und Negiren des vergangenen Kaiserreichs als maßgebendes Beispiel voranging. Sie war am unerbittlichsten gegen diese aus der Revolution hervorgegangene neue Zeit und deren Vertreter, und freilich hatte sie, die Tochter des hingerichteten Königspaares, welche selbst so lange im Temple geschmachtet, die Schreckniße der Revolution in ihren traurigsten und schmerzlichsten Ausartungen kennen gelernt. Sie wollte sich jetzt bemühen, die Zeit, die sie nicht mehr strafen konnte, zu vergessen und sich den Anschein geben, als sey sie gar nicht vorhanden gewesen.

Bei einem der ersten Diners, welches der König den Alliirten gab, saß die Herzogin v. Angouleme neben dem König von Bayern und, auf einen andern deutschen Fürsten deutend, fragte sie ihn, ob das nicht Der sey, welcher sich mit einer „Prinzessin von Bonaparte's Machwerk"

Digitized by Google

verheirathet habe. Dabei sprach sie ihre Verwunderung aus über die „Schwäche, sich mit diesem General alliirt zu haben." — Die Herzogin dachte nicht daran, oder wollte nicht daran denken, daß der König von Bayern ebensowohl wie auch der Kaiser von Oesterreich, welcher auf der andern Seite der Herzogin saß und sehr wohl ihre Worte hören konnte, sich mit dem „General Bonaparte" alliirt hatten. — Als sie wieder Besitz genommen hatte von ihren einstigen Zimmern in den Tuilerien, fragte die Herzogin v. Angouleme den alten Dubois, ihren einstigen Klavierstimmer, der auch unter dem Kaiserreich dieses Amt verwaltet hatte und der Herzogin jetzt die schönen neuen, von Josephinen angeschafften Instrumente zeigte, wo denn ihr Piano geblieben sey? Dieses Piano war ein altes, schlechtes Spinet gewesen und die Herzogin wunderte sich, es nicht zu finden, als ob nicht ein Vierteljahrhundert vergangen, seit sie es zuletzt gesehen, als ob der 10. August von 1792, wo das Volk die Tuilerien demolirte, gar nicht existirt hätte!

Aber es war Prinzip, die Zeit von 1789 bis 1814 zu negiren, und die Bourbonen schienen wirklich ganz und gar vergessen zu haben, daß zwischen dem letzten Lever Ludwigs XVI. und dem heutigen Lever Ludwigs XVIII. mehr als eine Nacht liege. Sie schienen ganz erstaunt, daß Diejenigen, welche sie als kleine Kinder gekannt, gewachsen seyen, seit sie sie nicht mehr gesehen, und wollten Jedermann so behandeln, wie sie es vor 1789 gethan. —

Nach dem Tode der Kaiserin Josephine besuchte der Graf v. Artois Malmaison, welches vor der Revolution kaum existirt und das Josephinens Liebe und Sinn für Kunst geschaffen hatte. In Malmaison hatte die Kaiserin, welche eine große Vorliebe für die Botanik hegte, prächtige Gewächshäuser angelegt, in denen die Pflanzen der ganzen Erde vereinigt waren, denn alle Fürsten Europa's hatten sich, den Geschmack der Kaiserin kennend, in den Tagen ihrer Größe beeifert, ihr durch Uebersendung seltener und neuer Pflanzen und Blumen einen angenehmen Moment zu bereiten. Der Prinzregent von England sogar ließ ihr einige seltene indische Pflanzen zukommen, und so waren die Treibhäuser von Malmaison die reichsten und vollständigsten in ganz Europa, ein wahrer Schatz für die Botanik geworden. — Der Graf v. Artois, wie gesagt, war nach Malmaison gekommen, um diesen berühmten Aufenthaltsort Josephinens in Augenschein zu nehmen, und als ihm die großartigen Treibhäuser mit ihren herrlichen Gewächsen gezeigt wurden, rief er, gleichsam als erkenne er seine alten Blumen von 1789 wieder:

„Ah, da sind unsere Pflanzen von Trianon!"

Und wie die Bourbonen, ihre Herren und Gebieter, waren auch die Emigrirten mit denselben Ideen, mit welchen sie aus Frankreich entflohen, wieder dahin zurückgekehrt. Sie wollten mit all ihren Gewohnheiten, Sitten und Ansprüchen wieder an das Jahr 1789 anknüpfen; sie waren von ihrem eigenen Verdienst so eingenommen, daß sie das der Andern gar nicht bemerkten, und ihr größtes Verdienst bestand darin, daß sie emigrirt waren! Für dieses Verdienst wollten sie jetzt belohnt werden. Jeder dieser von Koblenz heimgekehrten Emigrirten verlangte Stellen und Pensionen und fand es unbegreiflich, daß man sie Denen, welche im Besitz derselben waren, nicht sofort wieder abnahm. Es war ein unaufhörliches Intriguiren, Kabaliren und Medisiren und gemeinhin gelang es dem alten Frankreich, wie in den Hofehren, so auch in den Aemtern und Pensionen das neue Frankreich zu verdrängen. Alle höheren Stellen in der Armee wurden mit den Marquis, Herzögen und Grafen des alten Frankreichs besetzt, welche in Koblenz Tapisserie gewoben und Seidenfäden gesponnen hatten, während die Söhne des neuen Frankreichs sich auf den Schlachtfeldern schlugen, und sie wollten die Soldaten der Republik und des Kaiserreichs das Commando von 1789 wieder lehren.

Ebenso führte man am Hof die alte Etikette wieder ein und in der Gesinnung dieser alten Cavaliere des vergangenen Jahrhunderts herrschte noch dieselbe Leichtfertigkeit, welche man in den „Petits Maisons" einst gutgeheißen hatte. Sie verachteten das junge Frankreich um seiner strengeren Sitten willen und blickten mit Achselzucken auf diese jungen Männer hin, welche vielleicht nicht mehr als Eine Maitresse hatten und denen die Frau ihres Freundes so heilig war, daß sie derselben nie mit einem unehrerbietigen Gedanken zu nahen wagten. Diesen gegenüber unterhielten sich die Herren des legitimen Frankreichs gern von der Vergangenheit. Inmitten dieser vielen neuen Dinge, welche sie umgaben und die sie nicht alle hinwegzuläugnen vermochten, war es ihre süßeste Erquickung, sich in die Erinnerung an das alte Regime zu versetzen, und wenn sie von dieser Zeit sprachen, vergaßen sie ihres Alters und waren wieder die Roués des „Oeil de Boeuf."

Als sich einst im Vorsaal König Ludwigs der Marquis v. Chimene und der Herzog v. Lauraguais,

Digitized by Google

diese beiden alten Heroen der frivolen Zeit, von irgend einer früheren Begebenheit unterhielten, sagte der Herzog v. Lauraquais zur näheren Bezeichnung der Zeit, von welcher sie sprachen, zum Marquis:

„Es war in eben dem Jahr, in welchem ich meine Liaison mit Deiner Frau hatte."

„Ah," erwiederte der Marquis v. Chimene mit vollkommener Ruhe, „das war im Jahr 1766."

Beide Herren dachten nicht im Mindesten daran, in dieser Anknüpfung ihrer Erinnerungen etwas Auffälliges zu finden. Jene „Liaison" hatte zu den natürlichsten Dingen der Welt gehört und es wäre von dem Herzog ebenso lächerlich gewesen, sie zu verläugnen, als von dem Marquis, sich über ihre Existenz zu ereifern.

Der Klügste und Aufgeklärteste indessen von allen diesen Herren des alten Frankreichs war der Herr dieser Herren, war König Ludwig selbst. Er durchschaute sehr wohl die Fehler Derer, die ihn umgaben, und setzte sehr wenig Vertrauen in die Leute des alten Hofes. Aber er vermochte sich doch nicht ihrem Einfluß zu entziehen und nachdem er gegen den Willen und die Ansicht der ganzen königlichen Familie, des ganzen Hofes und der Minister seinem Volke die Charte gegeben und sie trotz des Widerstrebens von „Monseigneur" und des Prinzen v. Condé beschworen hatte, zog sich Ludwig in das Innere der Tuilerien zurück und überließ es seinem Minister Blacas, sich mit den Details der Regierung zu befassen, von denen er nur die großen seiner Aufmerksamkeit würdig erachtete.

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Produkte des Bergbaues und Hüttenwesens.

(Schluß.)

Der Ruhrdistrikt ist ferner durch die Eisenwerke von Jacobi, Haniel und Huyssen in Oberhausen und Sterkrade, vorzüglich aber durch die herrlichen Fabrikate von Krupp in Essen vertreten. Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, daß diese Krupp'sche Ausstellung der Glanzpunkt der ganzen Metallindustrie ist, so weit sie im Industriepalast vertreten ist. Niemals hat man so ungeheure Stücke Gußstahl gesehen, wie die, welche Hr. Krupp ausgestellt hat. Wir erwähnen namentlich einen Block, welcher 100 Ztr. wiegt, ferner eine Wagenachse, welche eine Last von 130 Ztrn. tragen kann, endlich eine Kanone aus Gußstahl von 12pfündigem Kaliber und 10 Ztr. schwer. Unter den übrigen Ausstellern von Gußstahl können nur Jackson u. Comp. mit Krupp in die Schranken treten. Erwähnen wir auch bei dieser Gelegenheit die anonyme Bergbaugesellschaft zu Bochum im Luxemburgischen, welche zwei große Blöcke Gußstahl und große Glocken aus demselben Metall zu 1 Fr. 50 Cent. das Kilogr. ausstellt, eine der Glocken wiegt 2750 Kilogr. — In Beziehung auf die preußische Eisenindustrie haben wir noch einige schlesische Etablissements zu nennen, nämlich Grundmann in Kattowitz, welcher Eisenerze und Schmiederze ausgestellt hat, sodann Prinz Hohenlohe-Oehringen in Slawentzitz, welcher ebenfalls Erze, Schmied- und Gußeisen ausstellt, endlich Graf Renaud in Großstrelitz, dessen Hütten treffliche Proben von Eisen und Stahl gesandt haben. Was den schlesischen Produkten abgeht, ist die Schuld der geologischen Beschaffenheit dieser Provinz; die dortigen Steinkohlen sind von magerer Qualität, und darunter leidet natürlich die Beschaffenheit des Eisens. — Die österreichische Eisenindustrie hat mit der der Zollvereinsstaaten nicht gleichen Schritt gehalten. Die Steinkohlenheizung hat sich in Oesterreich bis jetzt noch nicht Bahn gebrochen und an neuen Verfahrungsarten ist nur die Torfheizung der Puddelöfen zu nennen. Je mehr sich indessen Oesterreichs Eisenbahnnetz verbreitet und an die westlichen Eisenbahnlinien anschließt, desto mehr wird auch seine metallurgische Industrie sich der des Westens annähern müssen. Einstweilen bemerken wir die Hüttenwerke Steyermarks, Kärnthens und Nieder-Oesterreichs, welche sehr löbliche Anstrengungen machen, die Holzheizungsmethode zu vervollkommnen. In Ermangelung der Steinkohlen verwendet man dort trockenes Holz, dessen Wirkungen mit denen der Steinkohle viel Analogie haben. So namentlich gestattet die hohe Temperatur, welche dies Holz gibt, und die Flamme, die es erzeugt, den Gebrauch von Reverberöfen zum Puddeln.

Sehr bemerkenswerth ist noch die schwedische Ausstellung von Eisenprodukten. Das schwedische Eisen geht bekanntlich fast ausschließlich nach England, dessen Fabriken es für lange Zeiten mit Beschlag belegt haben. Die englischen feinen Stahlwaaren werden aus Eisen von Danemora bereitet, die Erze dieser Bergwerke liefern durchschnittlich 50 Prozent Metall. Was die eigentliche Eisenindustrie Schwedens anbelangt, so ist dieselbe

Digitized by Google

stationär, die Fabrikationsmethode ist heute das, was sie vor einem Jahrhundert gewesen ist.

Mannigfaltiges.

Bonelli's Erfindung des elektrischen Lichtes wird gegenwärtig zur Schifffahrt angewendet und zwar zuerst von französischer Seite. Der gelehrte Physiker hat der Pariser Ausstellungs-Jury ein lithographirtes Modell seines zu diesem Zweck dienlichen Apparats eingesendet, und es ist zu hoffen, daß diese Schieds- und Prüfungsbehörde dasselbe in seinem ganzen Umfang würdigen werde. Der Zweck ist ein doppelter: erstlich die so häufigen und in ihren Folgen oft so schauderhaften Zusammenstöße der Schiffe zu vermeiden und in weiterer Linie eine beständige und allgemeine Beleuchtung des Verdecks zu erzielen. Ist hier der Kostenpunkt, wie zu befürchten, kein Hinderniß der Einführung, so würde durch diese schwimmenden Mondlichter oder maritime Nachtsonnen mancher Katastrophe voll Schauer und Schrecken vorgebeugt werden. Auch hier wird aber der Vortheil erst einleuchtend, wenn man erfährt, daß in den letzten zehn Jahren, von 1844 bis 1854, nicht weniger als 6165 Zusammenstöße stattfanden, worunter 603 mit dem völligen Untergang des einen oder des andern Schiffs endeten, und es wäre, eine solche Scala als maßgebend vorausgesetzt, bei so entsetzlichen Verlusten an Menschenleben, an Schiffen und Gut wohl kein Opfer zu groß.

Am 5. August geriethen auf einem Schleppschiffe bei Turnu-Severin sieben Kisten mit Zündhölzchen in Brand. Die am Ufer stehende walachische Schildwache sah die Kisten rauchen und in helle Flammen auflodern, da sie aber Ordre hat, nur darauf Acht zu haben, daß ohne Verzollung nicht aus- und eingeladen wird, so kümmerte sie die Sache wenig; sie schaute ruhig zu und würde sich vielleicht auch nicht gerührt haben, wenn der ganze Schlepp gebrannt hätte; zum Glück aber für die anderen am Bord befindlichen Waaren wurde der Brand vom dortigen Agenten bemerkt und durch schleuniges Ueberbordwerfen der Kisten ein weiteres Unglück verhütet.

Bei Verden kam dieser Tage wieder ein Fall vor, wo ein Schwefelholz die Ursache des Todes eines Menschen wurde. Eine Frau, die sich sehr unbedeutend am Finger verwundet, hatte ein Streichschwefelholz, um vielleicht solches nicht abzubrechen, sehr kurz angefaßt und bei der Reibung der Zündmasse desselben mit der oben erwähnten Wunde des Fingers in Berührung gebracht. Schon nach wenigen Stunden zeigte sich Anschwellung des Fingers, des Armes und trat Bewußtlosigkeit verbunden mit Phantasiren ein. Nach zwei Tagen erfolgte der Tod.

Paris besitzt heute noch ein lebendes Denkmal Jean Racine's, einen Weinstock, den er selbst pflanzte und der in dem Hofe eines Hauses im Marais St. Germain befindlich ist. Nimmt man nur das Todesjahr Racine's, 1699, an, so ist der jetzt außerordentlich große Weinstock über 150 Jahre alt und doch ist derselbe auch dieses Jahr wieder mit einer Menge gesunder Trauben geziert.

Die Londoner Parks haben nach einem an das Parlament gegebenen Berichte folgende Ausdehnung: Kensington Garden 261, Hyde Park 388, St. James Park 91, Green Park 60, Regents Park 472 und der neue Victoria Park 265 englische Acres (ungefähr 1½ bad. Morgen).

In Tyrol ist gegen einen Schneidergesellen, welcher aus mehreren Choleralazarethen hinausgeworfen worden war, weil er sich der guten Pflege wegen krank gestellt hatte, die gerichtliche Untersuchung eingeleitet worden, und zwar (wie auf den Acten bemerkt ist) „wegen unbefugter Anmaßung der Cholera."

Ein Specificum gegen die Cholera will man in Pilis Maroth bei Gran im Safte der Wachholderbeere gefunden haben. Von 35 Kranken, welche von der Cholerabefallen und mit Wachholderbeerenabguß behandelt wurden, sey kein Einziger gestorben, ja die meisten seyen einen Tag nachher bereits so kräftig gewesen, daß sie ihrer gewöhnlichen Arbeit nachgehen konnten.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 108. Sonntag, 9. September **1855.**

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

2.

Ludwig XVIII. war auch im Innern seines Palastes der Aufgeklärteste und Vorurtheilsloseste des alten Frankreichs; er sah manche Dinge mit offeneren Augen an, Dinge, vor denen seine Rathgeber absichtlich die Augen verschlossen, und er bemerkte zu seinem Erstaunen, daß die Großen Bonaparte's, welche der König als Inventarium seiner Erbschaft mit übernommen, nicht so lächerlich, ungeschickt und tölpelhaft seyen, als man sie ihm geschildert hatte.

„Man hatte mir da draußen vorgeschwindelt," sagte Ludwig, „diese Feldherren Bonaparte's seyen lauter Bauern und Grobiane, aber das ist eine Unwahrheit. Der Mann hat sie vortrefflich geschult. Sie sind höflich und ebenso schlau, als die Agenten des alten Hofes. Wir müssen ihnen gegenüber sehr vorsichtig seyn."

Diese Art Anerkennung der Vergangenheit, welche dem König zuweilen entschlüpfte, war für die Herren des alten Frankreichs ein Gegenstand bitterer Sorge und tiefen Unwillens, den sie sich nicht immer bemühten, ihrem Souverän zu verbergen.

Ludwig fühlte das und um seinen eifersüchtigen alten Hof zu versöhnen, sah er sich oft wider Willen genöthigt, die „Emporkömmlinge", welche sich in ihre Mitte gedrängt, zu demüthigen und zurückzusetzen.

Stete Verstimmungen, Zänkereien und Intriguen im Innern der Tuilerien waren die Folge davon und oft inmitten des Glanzes, der ihn umgab, war Ludwig verstimmt, unwillig und verzagt, und in solcher Stimmung sagte er einst zu seiner Vertrauten:

„Ich bin zornig gegen mich und die Andern; eine unsichtbare und geheimnißvolle Gewalt arbeitet immer meinem Willen entgegen, vernichtet meine Pläne, paralysirt meine Autorität."

„Und doch sind Sie der König, Sire!" erhielt er zur Antwort.

„Ohne Zweifel, ich bin der König," versetzte Ludwig, „aber bin ich auch der Herr? — Der König ist der, welcher sein Leben hindurch die Gesandten zu empfangen, langweilige Audienzen zu geben, tödtende Reden anzuhören hat, der in Ceremonie nach Notre-Dame geht, alle Jahr einmal öffentlich dinirt und den man, wenn er todt ist, pomphaft in St. Denis begräbt. Der Herr ist der, welcher gebietet und sich Gehorsam zu verschaffen versteht, der die Intriguen vernichten und den alten Frauen wie den Priestern Stillschweigen auferlegen kann. Bonaparte war zugleich der König und der Herr! Seine Minister waren seine Commis, die Könige, seine Brüder, weiter nichts als seine Intendanten und seine Hofleute wenig mehr als seine Diener. Seine Minister machten seinem Senat in der Servilität den Rang streitig und sein Corps législatif suchte den Senat und die Kirche noch darin zu überbieten. Er war in der That ein außerordentlicher und auch ein beneidenswerther Mann, denn er hatte nicht blos ergebene Diener, treue Freunde, sondern auch eine gefällige Kirche."

König Ludwig, der ewigen Zwistigkeiten und Intriguen müde, schloß sich, wie gesagt, mehr und mehr in das Innere seines Palastes ab und ließ Herrn v. Blacas regieren, der freilich, trotz seines Hochmuths und seiner Eigenliebe, wenig vom Regieren verstand.

Der König zog es vor, mit seinen Freunden geistreich zu plaudern, ihnen Stellen aus seinen Memoiren vorzulesen, seine Verse von ihnen bewundern zu lassen und durch seine geistvollen,

Digitized by Google

nicht immer unzweideutigen Anekdoten ihr Entzücken zu erregen, als mit seinen Ministern langweilige Streitigkeiten und nutzlose Dispute zu haben. Er hatte seinem Volke die Charte gegeben und nach derselben konnten seine Minister jetzt regieren.

„Man will Freiheit," sagte der König, „nun, ich gebe deren genug, um gegen Despotismus zu schützen, und nicht so viel, um in Zügellosigkeit zu verfallen. Ehedem hätten mich die Steuern, durch meinen einfachen Willen festgesetzt, verhaßt gemacht, jetzt ist es Frankreich selbst, das sich besteuert. Ich kann gar nichts Anderes mehr als nur Gutes thun und Gnade üben, denn was das Böse betrifft, so fällt dessen Verantwortlichkeit ganz auf die Minister."

Während seine Minister also nach der Charte regierten und „Böses" thaten, beschäftigte sich der König, der „nur noch Gutes" zu thun hatte, damit, die schweren und gewichtigen Fragen der alten Etikette wieder herzustellen.

Eines der wichtigsten Kapitel dieser Etikette war die Frage der Mode, welche man jetzt am Hofe einführen wollte; denn unmöglich konnte man daran denken, die Mode des Kaiserreichs zu adoptiren und dadurch am Hofe anzuerkennen, daß wirklich eine Veränderung seit 1789 eingetreten sey. Man wollte nicht blos in der Politik, sondern auch in der Mode eine Contre-Revolution durchführen, und diese wichtige Angelegenheit beschäftigte vor der ersten großen Cour, welche der König in den Tuilerien stattfinden lassen wollte, Wochen lang die Großwürdenträger des Hofes. Da sie aber mit ihrer Weisheit nicht zu Stande kommen konnten, hielt der König endlich mit seinen vertrautesten Freunden und Freundinnen eine Geheimrathssitzung über diesen Gegenstand, der leider durch die „Charte" nicht entschieden worden war.

Der Groß-Ceremonienmeister Marquis de Bregé erklärte dem König, daß es durchaus unziemlich erscheine, die Moden des Kaiserreichs auf den Hof des legitimen Königs von Frankreich zu übertragen.

„Wir werden also wieder Puder, Reifröcke und Falbles haben?" fragte der König.

Herr v. Bregé erwiederte ganz ernsthaft, er denke Tag und Nacht über diesen Gegenstand nach, habe aber noch immer keine würdige Entscheidung finden können.

„Sire," sagte der Herzog v. Chartres lächelnd, „ich fordere die kurzen Beinkleider, die Schnallen und den Zopf."

„Aber ich," rief der Prinz v. Poix, welcher während des Kaiserreichs in Frankreich geblieben war, „ich fordere Schadenersatz, wenn man uns nöthigt, zu den alten Moden und Kleidern zurückzukehren, bevor die neuen nicht verbraucht sind. Und was die Damen anbetrifft, so schlage ich vor, daß, wenn der Herr Ober-Ceremonienmeister sie wieder mit einem Wall von Reifen umgeben will, er doch so höflich seyn wird, diese nicht mehr als „Vertugadin" zu fordern!" — (Vertugadin, d. i. Tugendwächter, hieß eine Art Wulst, welche die Damen um den Leib trugen und welche unter Ludwig XIV. von der Montespan, die damit ihre Schwangerschaft verbergen wollte, erfunden ward. Man sieht, das legitime Frankreich war in allen Dingen das Gegenspiel der Revolutionszeit. Unter dem Consulat war es Mode, diesen Zustand zu zeigen, selbst wenn man sich nicht in demselben befand, und die Damen des legitimen Frankreichs trugen die s. g. Vertugadin, wenn sie sich in gedachtem Zustand befanden.)

Der Ober-Ceremonienmeister beantwortete diesen Spott nur mit einem tiefen und schmerzvollen Seufzer und der König entschied endlich die große Frage dahin, daß es Jedermann überlassen bleiben sollte, sich seinem Geschmack und seinen Neigungen gemäß nach der alten oder nach der neuen Mode zu kleiden.

Herr v. Bregé mußte sich der königlichen Entscheidung fügen, aber indem er es that, sagte er tieftraurig:

„Ew. Majestät geruhen zu lächeln, aber das Kleid macht die Hälfte des Menschen aus; die Gleichheit im Anzug verwirrt die Rangordnung und führt auf geradem Wege zu einem agrarischen Gesetz."

„Ja, Marquis," rief der König lachend, „Sie denken wie Figaro: Mancher spottet eines Richters im kurzen Rock, der vor einem Prokurator im langen Gewande zittert!"

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Gegenstände der Landwirthschaft.

a) Maschinen und Apparate.

Indem wir uns heute der landwirthschaftlichen Abtheilung der Ausstellung zuwenden und zunächst die Ackerbauinstrumente betrachten, bemerken wir, daß man von der Besichtigung derselben einen Eindruck mitbringt, der, wie wir glauben, allgemein

Digitized by Google

seyn wird, nämlich den Eindruck, daß trotz der großen Anzahl von schönen Maschinen, trotz einer Reihe von trefflichen Erfindungen, welche die Ausstellung uns vorführt, der Fortschritt im landwirthschaftlichen Maschinenbau nicht auf gleicher Stufe mit dem steht, welcher in der industriellen Mechanik gemacht worden ist. Ja man kann sagen, daß der Unterschied zwischen diesen beiden Zweigen so groß ist, daß es fast unmöglich ist, sie mit einander zu vergleichen. Diese Hintansetzung der Landwirthschaft, diese Bevorzugung der Manufakturindustrie ist im höchsten Grade bedauerlich, denn ohne die Bedeutung der letztern zu verkennen, ist es doch unbestreitbar, daß die erstere die wichtigere, unentbehrlichere ist. Ist es doch die Landwirthschaft, welche der Industrie ihre Rohprodukte liefert, wie Wolle, Leinen, Hanf, Leder, Knochen, Holz, kurz alle vegetabilischen und animalischen Stoffe, und nicht nur daß sie auf diese Weise die Basis der Industrie legt, sie ernährt auch die Bevölkerung durch die Lebensmittel, die sie dem Boden abgewinnt. Die Landwirthschaft nimmt verhältnißmäßig kaum so viele Menschenhände in Anspruch, als die Industrie, und dabei operirt sie mit Kapitalien von ganz anderer Bedeutung, von ganz anderem Umfange, als die Manufakturindustrie. Es kann hier nicht unsere Aufgabe seyn, die Ursachen dieses Uebelstandes näher zu untersuchen, sondern wir haben nur eine Thatsache constatiren wollen, die übrigens in noch viel höherem Grade sich auf Frankreich bezieht, als auf England, Belgien und Deutschland. Nicht als ob die französische Ausstellung an landwirthschaftlichen Instrumenten arm wäre, im Gegentheil, sie ist sehr reichhaltig in dieser Beziehung. Allein das Verhältniß der Fabrikmaschinen und der landwirthschaftlichen Maschinen zu ihren betreffenden Gewerbszweigen ist ein verschiedenes. Die ersteren sind im Allgemeinen die wirklichen Repräsentanten der Entwickelungsstufe dieser oder jener Industrie, sie sind mehr oder weniger die allgemein üblichen Werkzeuge, welche zur Fabrikation eines und desselben Gegenstandes dienen. Anders ist es mit den letztern, sie sind sehr häufig nur Experimente einzelner Landwirthe, während die große Masse sie kaum dem Namen nach kennt. Das ist nun, wie schon angedeutet, ganz besonders in Frankreich wahr, wo der größte Theil des bebauten Bodens sich in den Händen von Bauern befindet, die sich schwer entschließen, neue Verbesserungen in der Kulturmethode anzunehmen oder gar Geldopfer dafür zu bringen. Wir lassen es bei diesen wenigen Bemerkungen bewenden, die uns nothwendig schienen, um den Besucher der Ausstellung oder auch den entfernten Leser auf den Standpunkt hinzuführen, von dem aus jene Sammlung von landwirthschaftlichen Maschinen und Geräthen zu beurtheilen ist.

Das landwirthschaftliche Gebiet ist auf der Ausstellung zahlreich genug vertreten, wie die folgende Uebersicht zeigt; dem Katalog zufolge zählt Baden 18, Bayern 1, Belgien 67, Dänemark 3, Frankreich und Kolonien 643, Griechenland 25, Großbritannien 29, Kirchenstaat 46, Niederlande 8, Oesterreich 109, Preußen 47, Sachsen 2, Sardinien 6, Schweiz 5, Spanien 78, Toscana 22, Würtemberg 10 Aussteller — zusammen 1109 Aussteller. Hierzu treten nun noch 200 Aussteller von landwirthschaftlichen Maschinen.

Die französischen Maschinen zeichnen sich vor denen der übrigen Länder durch übermäßige Eleganz aus. Es will uns bedünken, daß es angemessen wäre, die Maschinen so auszustellen, wie man sie in Gebrauch nimmt. Wenn wir z. B. ein Lokomobil in einem Kasten von Holz sehen, so ist dies zwar sehr schön, allein unsere Bewunderung wird etwas abgekühlt, wenn wir erfahren, daß der elegante Kasten die Maschine um 100 Fr. theurer macht. — In der englischen Abtheilung haben wir u. A. die Ausstellung von Clayton und Bigg bemerkt. Bigg ist der Erfinder eines Mittels gegen Schafkrankheiten und bedeutende Autoritäten im Gebiete der Viehzucht rühmen dieses Mittel als unfehlbar. Dieselbe Fabrik stellt auch Badeapparate für Schafe aus. Die besondere Protektion, welche Prinz Albert diesem Etablissement angedeihen läßt, scheint auf dessen wirkliches Verdienst hinzudeuten. Ferner erwähnen wir eine Maschine zum Trocknen der Gemüse und eine Kartoffelschneidmühle von Stanley. Paige u. Comp. in Untercanada haben eine Dreschmaschine ausgestellt, welche durch zwei Pferde in Thätigkeit gesetzt wird und täglich 200 canad. Malter Getreide drischt. Die Erfinder sind so sehr von der Vortrefflichkeit ihrer Maschine überzeugt, daß sie auf dieselbe folgende Aufschrift gesetzt haben: „Zeit und Arbeit gespart, Geld gespart.“ Amerikanischen Journalen zufolge erzielt die Paige'sche Maschine eine Ersparniß von 50 Fr. täglich gegen andere ähnliche Maschinen; angeblich läßt dieselbe auch nicht ein Korn im Stroh zurück und das Getreide berührt gar nicht den Boden, sondern fällt sofort in Säcke oder in das Schiffsgefäß und in die Speicher. Unter den Säemaschinen sind namentlich die von Garret und von Hornsby,

Digitized by Google

ferner die von Claes in Belgien zu erwähnen, unter den Jätemaschinen die von Garret und Smith in England; von den Mähemaschinen sind die drei amerikanischen von M'Camlete, Manny und Wright die besten, dann folgt die von Courtier.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das „Chronicle" von Francisville (Louisiana) enthält folgendes Menschenjagd-Bulletin: „Vor zwei oder drei Tagen stieß ein Herr aus unserem Bezirke, als er nach weggelaufenen Negern jagte, auf ein ganzes Rudel derselben in dem Sumpf auf der Katzeninsel. Es gelang ihm, zwei davon zu fangen, der dritte aber leistete Widerstand, d. h. er lief davon, erhielt einen Schuß in den Rücken und floh in den Morast, wo es indessen den Hunden gelang, ihn zu ersäufen, bevor er herausgezogen werden konnte."

Die französische geographische Gesellschaft hat einen Preis von 5000 Franken ausgeschrieben, welchen der Reisende erhalten soll, der von Algerien direkt durch die Wüste und den Staat Tombuktu nach den französischen Niederlassungen am Senegal geht und verlässige Notizen über den Zug der Karawanen ꝛc. geben kann. Der Kriegsminister, Marschall Vaillant, hat obiger Summe noch 1000 Fr. beigefügt und vermuthlich dürften sich durch Subscriptionen die nun ausgesetzten 6000 Fr. noch vergrößern.

In Deez in Siebenbürgen ist ein Bürger bei der Behörde darum eingekommen, auf einem öffentlichen Platze der Stadt — nach Schätzen graben zu dürfen; — „nicht Phantasie und nutzlose Einbildung veranlassen ihn zu diesem Gesuch" — so begründet er es —, „sondern klare Ueberzeugung; denn er habe die blauen Flämmchen gesehen, die den unten ruhenden Schatz andeuten." (!)

Die k. preußischen Polizeibehörden sind veranlaßt worden — schreibt das „C. B." —, die Herkunft und sonstigen persönlichen Verhältnisse eines sehr sonderbaren, in der Gegend von Paderborn erschienenen Menschen auszumitteln. Derselbe verweigert jede Auskunft und gibt nur die vom polizeilichen Standpunkte völlig ungenügende Erklärung ab: „er sey zum König der Wahrheit eingesetzt und habe die Macht empfangen, Sünden zu vergeben und die Verdammniß auszusprechen." Mit der Ausübung der letztern Befugniß verfährt er wenig sparsam und dies hat ihn zunächst in das Gefängniß zu Paderborn gebracht. Seinen eigentlichen Namen nennt er nicht und besteht darauf, mit dem seinen selbstgewählten Beruf andeutenden Namen „Georg Pilger" bezeichnet zu werden. Bis jetzt hat es noch nicht gelingen wollen, die Personalien dieses seltsamen Vagabunden festzustellen.

Die Gemeinden von Leuk und Ems (Kanton Wallis) lagen bis in die jüngste Zeit im Prozeß über einen steilen Bergwald. Das Erdbeben hat nun den ganzen Wald in die Thalsohle herunter geworfen, so daß den Parteien nur noch der nackte Felsen zum Streiten übrig blieb.

Aus Sinay in Belgien wird gemeldet, daß man nach dem am 23. August dort stattgehabten Hagelwetter in einem Gehölze der Gemeinde über 2500 Vögel aller Gattungen, 200 Rebhühner und 40 Hasen auflas, die alle von den Hagelschlossen getödtet worden.

Räthsel.

Es ist ein Wasser, ungetrübt von Wellen,
Doch nicht der Erde Schooß entquillt die Fluth,
Und es versiegen seine klaren Quellen
Durch Kälte nicht und nicht durch Sonnengluth.

Auch eine Waffe — nicht zum Mord erfunden
Und auch kein Werk von eines Menschen Hand, —
Die aber oft schon Helden überwunden,
Schon oft den Weg zum Feindesherzen fand.

Zur Sprache wird es, wenn von schwerem Leide,
Von Schmerz und Weh des Menschen Brust erbebt,
Wenn in dem Hochgefühle reinster Freude
Das Auge glänzt, die Seele sich erhebt.

Ein Opfer auch, das heiligem Erinnern
Die Liebe und die Freundestreue bringt; —
Auch ein Gebet, das aus dem tiefsten Innern
Zum Strahlenthron des ew'gen Vaters dringt!

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 109. Dienstag, 11. September 1855.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Wenn König Ludwig auch die Contre-Revolution der Moden zurückgewiesen hatte, so entschädigte er den Ober-Ceremonienmeister de Bregé dadurch, daß er ihm gestattete, die ganze Etikette des alten Frankreichs wieder einzuführen. Der König durfte demgemäß nie anders als unter Beihilfe seiner „Kammern" sich Morgens von seinem Lager erheben, und er that das nicht eher, als bis die Thür sich allen Denen, welche „großen Eintritt" hatten, d. h. den Beamten des Hauses, den Standespersonen, den Marschällen von Frankreich, einigen bevorzugten Damen, ferner dem Cravatier, dem Pantoffelträger, dem ordentlichen ausübenden Barbier u. s. w. geöffnet hatte. Im Beisein aller dieser Bevorzugten ward der König angekleidet, die Etikette erlaubte ihm nur, sich selber das Halstuch zu knüpfen.

Auch die Mode des alten Frankreichs, die Mode des öffentlichen Dinirens der königlichen Familie ward wieder eingeführt und der Ober-Ceremonienmeister hatte nicht allein Wochen lang zu diesem wichtigen Tage seine Vorkehrungen zu treffen, sondern auch der König hatte sich damit zu beschäftigen und mußte zu dieser großen Ceremonie erst die nöthigen „Speisebeamten", d. h. den Weinkoster, den Becherbeamten, die Oberküchenmeister und den Großthürwärter ernennen. — Bei dieser ersten öffentlichen großen Tafel stand auch das berühmte, an der königlichen Tafel ganz unentbehrliche „Schiff" wieder vor dem Platz des Königs. In dem großen Schiffbruch der Monarchie 1792 war auch das alte Schiff der Königstafel, ein uraltes Geschenk der Stadt Paris, verloren gegangen und der Ober-Ceremonienmeister hatte erst ein neues beim Hofjuwelier anfertigen lassen. Dieses Schiff war eine Arbeit in vergoldetem Silber, in Form eines seiner Masten und seines Takelwerkes baaren Schiffes und in demselben wurden zwischen zwei goldenen Platten die Servietten des Königs, welche man zuvor mit wohlriechendem Wasser besprengt hatte, aufbewahrt. Der alten Etikette zufolge durfte Niemand, selbst nicht die Prinzen und Prinzessinnen, an dem Schiff vorübergehen, ohne sich tief zu verneigen, wie man das auch beim Vorübergehen am Bette des Königs thun mußte.

Noch eine andere Mode des alten Frankreichs stellte der König wieder her, die Mode der „königlichen Freundinnen." König Ludwig sowohl wie sein Bruder, der Graf v. Artois, hatte seine Freundinnen, unter denen die schöne und geistreiche Gräfin du Cayla die erste Stelle einnahm. Sie hatte das Amt, den König zu amüsiren und die finstern Wolken zu zerstreuen, welche sich nur zu oft auf der Stirn Ludwigs zeigten, den Gicht, Schwäche und übertriebene Corpulenz an seinen Lehnstuhl fesselten. Sie erzählte ihm die „Chronique scandaleuse" des Kaiserhofes, sie erinnerte ihn an seine alten Jugendgeschichten, die der König mit so viel Witz und Geist zu erzählen wußte und die er so gern erzählte, sie mußte die Briefe des „schwarzen Kabinets", die das Briefbüreau dem König „aus amtlicher Gefälligkeit" mittheilte, prüfen und ihm die interessanten vorlesen. Der König pflegte dieses Briefbüreau in seiner geistreichen Weise dem „Ohr des Dionys" zu vergleichen, welches die tiefsten Geheimnisse in sein Ohr gelangen ließ.

Ludwig war übrigens nicht undankbar gegen seine königliche Freundin und er lohnte es ihr auf wahrhaft königliche Weise, daß sie zuweilen die Langeweile aus den Gemächern des Königs zu verjagen wußte. Da er fand, daß die Gräfin

Digitized by Google

du Cayla nicht sehr in der Lektüre der Bibel bewandert war, schenkte er ihr die große Prachtbibel von Royaumont, geziert mit 150 herrlichen Kupferstichen nach Gemälden von Raphael. Jeder dieser Kupferstiche war statt des Seidenpapiers mit einer neuen, tausend Franken geltenden Banknote bedeckt. — Ein anderes Mal schenkte ihr der König ein Exemplar der „Charte"; wie bei der Bibel war auch hier jedes Blatt mit einer Tausendfrankennote bedeckt.

Für so viele Beweise königlicher Großmuth ließ die schöne Gräfin es sich vielleicht recht gerne gefallen, daß man sie allgemein „die Tabaksdose des Königs" nannte, welche Benennung ihren Ursprung daher hatte, daß König Ludwig es liebte, auf die weiße, üppige Schulter der Gräfin etwas Schnupftabak zu streuen und denselben von dort mit seiner Nase wegzuschnaufen.

3.

Während in den Tuilerien die Etikette und die Leichtfertigkeit des alten Frankreichs wieder eingeführt ward und Herr v. Blacas in sorglosester Unbekümmertheit regierte und sich bemühte, die Zeit rückwärts zu drehen, ging dieselbe vorwärts. Während aus dem fortwährenden Kampfe des alten und des neuen Frankreichs bald genug das unzufriedene Frankreich hervorging, machte Napoleon, der Kaiser von Elba, im Geheimen seine großartigen Eroberungspläne, bereitete er im Einverständniß mit seinen Getreuen sich vor, das Exil zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren. Die Armee, das wußte er, war ihm treu geblieben, welche laut rief: „Vive le roi!" und leise hinzufügte: „de Rome et son petit papa!"

Hortense, die neue Herzogin v. St. Leu, nahm an allen diesen Dingen wenig Theil. Sie hatte trotz ihrer Jugend und ihrer Schönheit schon gewissermaßen abgeschlossen mit der Welt; sie fühlte sich nicht mehr als Frau, sondern nur noch als Mutter, sie hatte Alles, was an Zärtlichkeit, an Liebe und Güte in ihrem Herzen war, auf ihre Söhne übertragen und lebte nur ihnen. In ihrer stillen Zurückgezogenheit in St. Leu waren ihre Tage nur den Künsten, der Lektüre, dem Studium geweiht, und wenn sie den Tag über gemalt, gedichtet, componirt und mit ihren Kindern sich beschäftigt hatte, so brachte sie den Abend in ihrem Salon in zwangslosem und geistvollem Geplauder mit ihren Freunden zu. Denn sie hatte Freunde, welche ihr trotz ihrer veränderten Stellung, trotz der Dunkelheit, in die sie sich zurückgezogen, treu und ergeben geblieben waren und die, obschon sie am neuen Hofe bedeutende Stellen einnahmen, der einsamen, entthronten Königin ihre Freundschaft bewahrt hatten. Mit diesen Freunden unterhielt sich die Herzogin v. St. Leu im Abendzirkel von der großen und schönen Vergangenheit, und ganz diesem Cultus ihrer Erinnerungen hingegeben, dachten sie gar nicht daran, wie sehr einer kleinlichen, argwöhnischen und kurzsichtigen Gegenwart gegenüber dieses stete Rückblicken, dies Besprechen der großen und stolzen Vergangenheit geeignet sey, Verdacht zu erregen. Denn Fouché oder vielmehr der Herzog v. Otranto, dessen schlauer List es gelungen, sich unter Ludwig XVIII. wie unter Napoleon als Polizeiminister zu erhalten, hatte seine Spione überall, er wußte, was in allen Salons von Paris gesprochen ward, er wußte auch, daß man im Salon der Herzogin v. St. Leu durch die trübe und glanzlose Gegenwart hinein schaute in die helle, strahlende Vergangenheit und über das kleinliche Jetzt sich tröstete mit dem großen, ruhmvollen Einst! Und Fouché wußte aus Allem Nutzen zu ziehen. Um den Minister Blacas aus seiner stupiden Verblendung zu wecken und ihn aufmerksam zu machen auf seine große Unbefangenheit den Dingen gegenüber, die sich vorbereiteten, sagte ihm Fouché, daß man im Salon der Herzogin v. St. Leu gegen die Regierung conspirire, daß sich da alle heimlichen Bonapartisten versammelten, um Pläne zu machen, den Kaiser von Elba zu befreien.

Um aber auch im Fall einer möglichen Rückkehr Napoleons sich auf der andern Seite sicher zu stellen, eilte der Herzog v. Otranto nach St. Leu, um die Herzogin zu warnen und sie zu beschwören, auf ihrer Hut zu seyn, weil sie von Spähern umringt sey und weil man sie leicht am Hofe verdächtigen könne.

Hortense achtete nicht auf seine Warnung, sie hielt die Vorsicht für unnöthig, weil sie nichts zu verbergen hatte, sie wollte sich nicht des einzigen Glückes berauben, ihre Freunde zu sehen und mit ihnen zwanglos und frei sich zu unterhalten. Nach wie vor also blieb der Salon der Herzogin den treuen Freunden offen, welche zugleich die treuen Diener des Kaisers gewesen, und die Herzöge v. Vicenza, v. Bassano, v. Friaul, v. Ragusa, v. d. Moskwa mit ihren Gemahlinnen, sowie der kühne und feurige Karl v. Labedoyère und der feine Diplomat Graf Regnauld de St. Jean d'Angely vereinigten sich im Salon der Herzogin v. St. Leu.

Digitized by Google

Immer lauter erhob sich gegen Hortense und ihre Freunde die Stimme der Feindseligkeit, mit immer gehässigeren Farben wußte man am Hofe der Tuilerien die Versammlungen zu schildern, welche in St. Leu stattfänden, und die arme Herzogin, welche still und unbekümmert in ihren Gemächern lebte, ward das Opfer des Neides dieser stolzen Damen der alten Aristokratie, die es gar nicht begreifen konnten, daß man neben ihnen noch dieser Frau gedachte, welche einst am Kaiserhofe gewesen und die man sogar jetzt unter dem legitimen Königthum noch als liebenswürdig, geistreich und schön zu preisen wagte.

Hortense hörte endlich von den böswilligen und unsinnigen Gerüchten, die man über sie verbreitete, und um ihrer Söhne und ihrer Freunde willen war sie entschlossen, ihnen ein Ziel zu setzen.

„Ich muß meinem lieben St. Leu entsagen und nach Paris gehen," sagte sie; „dort wird man Alles, was ich thue, besser beobachten können. Die Vernunft gebietet, daß man sich den Umständen fügt."

Sie entsagte also ihrem stillen Aufenthalte in St. Leu und ging mit ihren Kindern und ihren Getreuen nach Paris, um dort wieder ihr Hotel in der Rue de la Victoire zu bewohnen.

Aber dies gab den Verleumdungen ihrer Feinde, welche in ihr die verkörperte Erinnerung an das Kaiserreich sahen, das sie zugleich haßten und fürchteten, immer neue Nahrung. Die Bonapartisten kamen nach wie vor in den Salon der Herzogin und keine Ueberredung, keine Vorstellung konnte Hortense bewegen, den treuen Freunden ihre Thür zu verschließen. Um aber dem Gerede, als ob nur Anhänger des Kaiserreichs in ihr Hotel kämen, zu entgegnen, gestattete sie fortan auch den Fremden, welche Empfehlungen an sie brachten und ihr vorgestellt zu seyn wünschten, den Zutritt zu ihrem Salon und Jedermann beeilte sich, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen. Da waren die Großen des Kaiserreichs, welche aus treuer Anhänglichkeit kamen, die Fremden, welche aus Bewunderung und endlich die Aristokraten des legitimen Frankreichs, welche aus Neugierde kamen, um zu sehen, ob die Herzogin v. St. Leu wirklich so geistreich und liebenswürdig, so anmuthig, so graziös sey, ob man sich bei ihr wirklich so ungezwungen und geistvoll unterhalte, als von ihr gesagt ward.

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Gegenstände der Landwirthschaft.

a) Maschinen und Apparate.

(Fortsetzung.)

Sehr zahlreich sind die Drainirungsapparate, unter welchen sich namentlich die von Marquis Bryas im Gironde- und die von Graf Rougé im Aisne-Departement auszeichnen. — Die Zahl der Pflüge ist Legion. Besondere Erwähnung verdienen die Pflüge des Hohenheimer Instituts, welche sich auch bei der praktischen Probirung der Instrumente sehr bewährt haben. Unter den österreichischen Pflügen befinden sich mehrere eiserne von Horsky in Liebiegitz, Ziegel in Sazawa, Bokor, Felber und Meszaros in Zinkendorf in Ungarn. Sodann sind die Pflüge von Hamois in Ransom, aus der agronomischen Schule zu Grignon, von Rudolfi in Toskana, von Meuh und Odens in Belgien zu erwähnen. — Cappulens in Norwegen hat eine bemerkenswerthe Egge gesandt, ebenso Croskill in England. Aus Baden finden wir eine vorzügliche Wurzelschneidmaschine von Maurer in Gaggenau, aus Belgien eine Häckselmaschine neuer Art sowie eine Buttermaschine von Claes. — Unter den Dynamometern sind namentlich die von General Morin und von Bentall zu erwähnen. Das Bentall'sche Instrument wurde bei der letzten landwirthschaftlichen Ausstellung zu Lincoln von der kgl. landwirthschaftlichen Gesellschaft amtlich zum Probiren der Instrumente benützt. Der Apparat ruht auf vier Rädern, von denen eines die zurückgelegte Strecke Weges mißt; das Resultat wird von einem Griffel auf einem um einen Cylinder gewickelten Papierstreifen vermerkt. Der Preis dieses vorzüglichen Instrumentes (750 Fr.) ist leider zu hoch, als daß dasselbe eine allgemeine Verbreitung finden könnte. Wir finden aus der Anstalt von W. Hamm in Leipzig einen Dynamometer, welcher nur 240 Fr. kostet; ein Pariser Fabrikant, Hr. Arnheiter, hat deren sogar für 150—200 Fr. ausgestellt. — Oesterreich hat eine sehr reichhaltige Sammlung von Schneideinstrumenten aller Arten gesandt, namentlich sind hier die Fabriken von Bamer in Thalgau, Göbel u. Comp. in Oberungarn, Offner, Weinmeister in Steyermark zu erwähnen.

b) Produkte.

Die verschiedenen Getreidearten und andern Bodenfrüchte Frankreichs sind ganz vollzählig vorhanden, u. a. auch Proben von Reis, welcher

Digitized by Google

bei La Camargue an der Mündung der Rhonem gewonnen worden ist. Von besonderem Interesse ist die landwirthschaftliche Ausstellung Algeriens; es kommen hier ungeahnte Schätze zum Vorschein. Ferner erwähnen wir die Sammlung von Cerealien von Vilmorin in Paris; dieselbe enthält alle bis jetzt bekannten und kultivirten Getreidearten und die daraus gewonnenen Produkte, so namentlich eine Probe von Branntwein, welcher aus einem indo-chinesischen Zuckerrohre gewonnen ist. England hat ebenfalls eine prächtige Sammlung von Weizenhalmen, Gerste, Futterpflanzen, Hafer, ferner eine Menge Früchte und Gemüse, endlich seine vollständige Sammlung an Medizinalpflanzen gesandt. Die Anordnung in Aufstellung dieser Sammlung ist überaus übersichtlich, sie ist das Werk des bekannten Agronomen Professors Wilson. Einen sehr hervorragenden Rang nehmen in der landwirthschaftlichen Abtheilung die österreichischen Aussteller ein. Wir sehen hier namentlich die Getreidearten und die Wollsorten Böhmens und Ungarns. Ganz besonders interessant ist die ungarische Sammlung, zu der mehrere Gemeinden beigesteuert haben; wir erwähnen nur die verschiedenen Maissorten, Paprika, Mohn, Hirse und Bohnen, die wir in unendlicher Mannigfaltigkeit vorfinden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Lyon folgten dieser Tage bei Ankunft der Rhonedampfer die Blicke der Menge mit Theilnahme einem Soldaten des 86. Linienregiments, welcher in der Krim das rechte Bein verlor und den eine Russin von großer Schönheit begleitete. Der Soldat hatte dieselbe während eines Brandes gerettet. Aus Dankbarkeit folgte sie dem Schwerverwundeten und pflegte ihn im Lazareth. Er beschloß sie zu heirathen und begibt sich mit ihr nach seinem Geburtsort.

Der „Courrier de Marseille" entnimmt aus einem Brief von Sebastopol vom 20. August das merkwürdige Faktum, daß eine einzige französische Kanonenkugel bei der Affaire von Traktir zwanzig hintereinander stehenden Russen beide Beine weggerissen hat.

Ein angeblicher circassischer Fürst, in dem reichen Kostüm jenes Landes, hielt sich seit einigen Wochen in Lausanne auf und fand dort bei den angesehensten Familien Eingang. Man fühlte sich durch seine Herablassung nicht wenig geehrt, bis der hochgefeierte Gast es sich beikommen ließ, einem seiner dortigen Freunde die Kleinigkeit von 4000 Franken zu stehlen. Er soll ein Schneidergesell aus Wien seyn.

Der Besuch des Niagarafalls hat jüngst fünf Personen das Leben gekostet, die in einem Nachen sich zu weit vorgewagt und, indem das Ruder zerbrach, von dem Strom in den Abgrund gerissen wurden.

Gemeinnütziges.

(Aufbewahrung grüner Gemüse im Winter, mit Beibehaltung ihres Geschmacks, daß man sie von frischen nicht unterscheiden kann.) Man sammelt eine beliebige Menge Bohnen, Erbsen, Spargeln oder dergleichen an einem heitern Tage, wenn die Sonne recht warm scheint, bringt sie so, daß sie sich über einander nicht erhitzen, nach Hause, wischt sie mit einem trockenen Tuche ab und füllt damit gläserne Flaschen so viel als möglich an, doch ohne die Gemüse zu drücken, welches am besten durch langsames Klopfen auf der Hand mit der Flasche geschehen kann. Hat man eine hinlängliche Menge solcher Flaschen gefüllt, so verstopft man sie mit einem gut passenden neuen Korkstöpsel, setzt sie dann in einen kupfernen Kessel, welchen man so weit mit kaltem Wasser füllt, daß dasselbe bis an den Hals der Flaschen reicht, worauf man ein gelindes Feuer gibt, bis das Wasser siedet. Dieses Sieden wird eine Viertelstunde unterhalten, dann nimmt man den Kessel vom Feuer weg und läßt Alles erkalten. Die Flaschen werden herausgenommen, wenn das Wasser noch so warm ist, daß man die Hand kaum darin halten kann, und gut verpicht, so daß der Eintritt der atmosphärischen Luft in die Flasche gänzlich vermieden wird, worauf man sie in einem Keller oder an einem kühlen Orte aufbewahrt.

Auflösung des Räthsels in № 108:

Die Thräne.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 110. Freitag, 14. September **1855.**

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Der Salon der Herzogin v. St. Leu machte in Paris noch mehr von sich reden, als er es in St. Leu gethan. Die alten Herzoginnen und Prinzessinnen, welche mit ihren Vorurtheilen und ihren veralteten Koketterieen im Faubourg St. Germain zusammenkämen, waren wüthend, dieses ewige Lob, dieses stete Anpreisen der reizenden Hortense zu vernehmen und suchten sich durch immer erneuerte Feindseligkeiten zu rächen. Es war nicht genug, daß man sie am Hofe und in der Gesellschaft als eine gefährliche Intriguantin schilderte, man suchte auch in der Presse und in den Journalen gegen sie zu wirken. Sie war, wie schon gesagt, die verkörperte Erinnerung an das Kaiserreich und man wollte sie deßhalb vernichten. Flugschriften und Broschüren erschienen, in denen man den König aufforderte, diese gefährliche Frau, welche öffentlich und unter den Augen der Regierung eine Verschwörung für Napoleon leite, aus Paris, ja aus Frankreich zu entfernen und mit ihr ihre Kinder, diese beiden Napoleoniden; „denn die Prinzen dalassen," sagten diese gehässigen Ankläger, „das hieße in Frankreich selbst die Wölfe erziehen, von denen man eines Tages würde verschlungen werden."

Indeß kümmerte sich Hortense wenig um all diese Klatschereien. Sie war zu sehr daran gewöhnt, mißverstanden und falsch beurtheilt zu werden, als daß sie sich noch die Mühe hätte geben sollen, sich darüber zu beunruhigen. Sie wußte, daß man Verleumdungen durch Widerlegung niemals ertödtet und daß man besser thut, ihnen nur ein stolzes Schweigen gegenüberzustellen und sie durch Verachtung zu bezwingen, statt ihnen durch Widerstand und Bekämpfung neue Nahrung zu geben. Sie selber verachtete die Verleumdung und die Medisance so sehr, daß sie es niemals duldete, daß man ihr von irgend Jemanden etwas Nachtheiliges sagte, das ihm in ihrem Geist hätte schaden können, und als eines Tages, während sie als Königin in Holland war, eine der holländischen Damen ihr über eine andere Dame, die sie als Oranistin bezeichnete, eine gehässige Schilderung machen wollte, unterbrach sie die Königin:

„Madame, ich bin hier allen Parteien fremd; ich empfange alle Personen als gleichberechtigt, denn ich liebe es, von Jedermann Gutes zu denken, und ich empfinde gewöhnlich einen ungünstigen Eindruck nur von Denen, welche Uebles über Andere sprechen."

Und sie selber war merkwürdiger Weise immer der Gegenstand der Verleumdung, der Anklage, der Beschuldigung gewesen!

„Ich habe," sagt Fräulein v. Cochelet in ihren Memoiren, „ich habe fünfundzwanzig Jahre lang die Fürstin Hortense niemals verlassen und ich habe bei ihr nicht einen Augenblick das mindeste Gefühl der Erbitterung, gegen wen es auch sey, gesehen; immer gut, immer sanft, wurden alle Diejenigen, welche unglücklich waren, ihr interessant und sie beschäftigte sich damit, ihnen zu helfen, wo und wie sie sich ihr darstellten. Und diese so edle, so sanfte Frau befand sich immer inmitten des gegen sie entfesselten Hasses, der absurdesten Verdächtigungen, und das ohne weitern Schutz, ohne weitere Stütze, als nur die Geradheit und Reinheit ihrer Handlungen und ihrer Absichten!" —

Hortense dachte also auch jetzt nicht daran, diese Verleumdungen zu widerlegen, welche man über sie ausbreitete. Ihre Seele war überdies von andern und wichtigern Dingen bewegt. Ein Abgesandter ihres Gemahls, welcher in Florenz

Digitized by Google

lebte, war gekommen, um von Hortensen im Namen ihres Gemahls seine beiden Söhne zu fordern. Da sie sich dessen geweigert, hatte er sich endlich bereit erklärt, zufrieden zu seyn, wenn seine Gemahlin ihm einen seiner Söhne, und zwar den ältesten, Napoleon Louis, sende. Aber die zärtliche Mutter konnte und wollte nicht in diese Trennung von einem ihrer Kinder willigen, und da trotz ihres Bittens und Flehens ihr Gemahl nicht darauf eingehen wollte, ihr die beiden Söhne zu lassen, damit unter ihren Augen deren Erziehung vollendet werde, so entschloß sie sich in der bittern Pein der geängsteten Mutterliebe, selbst zu den äußersten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, um nur sich im Besitz ihrer Kinder behaupten zu können. Sie erklärte also dem Abgesandten ihres Gemahls ganz entschieden, daß sie ihre beiden Söhne behalten werde, und rief den Schutz der Gesetze für sich an, damit ihre Rechte anerkannt würden und man ihren Sohn nicht zwingen solle, seines Heimathsrechtes als Franzose und Grundbesitzer in Frankreich verlustig zu gehen, indem er in ein gezwungenes Exil gehe.

Während man also die Herzogin v. St. Leu der Intriguen und Verschwörungen zu Gunsten Napoleons beschuldigte, war ihre ganze Seele nur mit diesem Prozeß beschäftigt, welcher darüber entscheiden sollte, ob ihr einer ihrer Söhne entrissen werden könne, und wenn sie Verschwörungen machte, so waren es nur diese, welche sie mit ihren Advokaten gegen die Pläne ihres Gemahls spann.

Aber die Verleumdungen, die Anklagen, die Schmähartikel in den Zeitungen nahmen immer ihren Fortgang und eines Tages hielten ihre Freunde es für nothwendig, der Herzogin eine Zeitung zu bringen, welche einen heftigen und gehässigen Schmähartikel gegen sie enthielt, um sie zu fragen, ob sie es erlaube, daß man auf denselben etwas erwiedere.

Hortense las das Blatt mit einem trüben Lächeln und gab es dann zurück.

„Es thut wehe," sagte sie, „von seinen Landsleuten so geschmäht zu werden; aber es würde unnütz seyn, etwas darauf zu erwiedern. Ich weiß mich über solche Angriffe hinweg zu setzen, sie berühren mich nicht."

Als aber am andern Tage dasselbe Journal einen giftvollen Artikel gegen Louis Bonaparte, Hortensens Gemahl, enthielt, da erglühte sie in edlem Zorn und all der Zwistigkeiten und des Unglücks, ja sogar des Prozesses, den sie gegen ihn führte, vergessend, erinnerte sie sich nur, daß es der Vater ihrer Kinder war, welchen man angegriffen, und daß er nicht da war, sich zu vertheidigen. Sie mußte es also für ihn thun.

„Ich bin empört und ich will, daß Herr Després diesen Artikel sogleich beantworte," sagte Hortense. „Wenn die elterliche Zärtlichkeit uns Beide in einen peinlichen Prozeß verwickelt hat, so geht es Niemanden etwas an, denn dies macht uns ja keine Schande. Ich wäre in Verzweiflung, wenn man diese traurige Discussion benutzte, um den Vater meiner Kinder und den schönen Namen, welchen er trägt, zu beschimpfen. Eben weil ich allein bin, muß ich, so viel es in meinen Kräften ist, die Vertheidigerin des Abwesenden seyn. Man lasse also sogleich Herrn Després kommen, ich will ihm sagen, wie er auf diesen schmachvollen Artikel antworten soll."

Am andern Tage erschien in dem Journal ein feiner und beredter Artikel zu Gunsten Louis Bonaparte's, welcher seine Ankläger beschämte und verstummen machte und von dem der so warm vertheidigte Fürst wohl nicht ahnte, daß er durch seine Gemahlin, gegen die er einen so traurigen Prozeß führte, veranlaßt worden sey.

4.

Den eifrigen Bemühungen des königlichen Hofes war es endlich gelungen, die traurigen Ueberreste des unglücklichen Königspaares aufzufinden, das die Revolution auf's Schaffot geführt und das mehr für die Schuld seiner Vorgänger als für seine eigene hatte büßen müssen. Den Angaben Derer, die damals Zeugen des düstern und verachtungsvollen Begräbnisses gewesen, welches man den Leichen der königlichen Märtyrer zu Theil hatte werden lassen, folgend, fand man in einem wüsten Winkel des Kirchhofes von St. Roche die Gebeine Ludwigs XVI. und an einer andern Stelle auch die der Königin Marie Antoinette auf.

Es war ganz der natürliche und gerechte Wunsch des Königs, die Leichen in der Königsgruft von St. Denis zu bestatten, aber er wollte es in der Stille und ohne allen Prunk thun. Sein feiner politischer Takt sagte ihm, daß man mit den heiligen Ueberresten des unglücklichen Königspaares nicht eine politische Demonstration machen müsse, daß man die Gebeine des edlen und guten Ludwigs XVI. nicht zu einem neuen Zankapfel machen solle.

Aber der Hof des Königs, seine nächsten Verwandten sogar, seine Minister und die ganze Schaar dieser übermüthigen, stolzen Höflinge, welche mit

Digitized by Google

diesem Akt der öffentlichen, prunkvollen Beerdigung nicht blos der Pietät gegen das gemordete Königspaar genug thun, sondern mehr noch Diejenigen strafen wollten, welche sich heimlich „die Königsmörder" nannten und welche sie doch jetzt neben sich dulden mußten, — der ganze königliche Hof verlangte eine feierliche Beerdigung und König Ludwig, der, wie er selber gesagt, „wohl der König, aber nicht der Herr sey," er mußte sich ihrem Verlangen fügen.

Man traf also die Vorbereitungen zu einem öffentlichen und pomphaften Begräbniß der königlichen Gebeine und am 21. Januar 1815, dem Tage so schmerzvoller Erinnerungen und ewigen Bedauerns für die Royalisten, am Todestage Ludwigs XVI., sollte die melancholische Festlichkeit stattfinden. Herr v. Chateaubriand, der geistvolle Lobredner und Freund der Bourbonen, ließ in dem Journal des Debats einen Artikel erscheinen, in welchem er in begeisterten Worten die bevorstehende Feier verkündete. Dieser Artikel ward sodann besonders abgedruckt und so groß war die Theilnahme der Pariser an dem bevorstehenden Ereignisse, daß an einem Tage 30,000 Exemplare desselben abgesetzt wurden.

Am 20. Januar wurden die Gräber der königlichen Märtyrer geöffnet und alle Prinzen des Königshauses, welche dabei gegenwärtig waren, knieten nieder am Rande der Gräber, um im Verein mit den Tausenden von Menschen, welche ihnen gefolgt waren, zu beten.

Aber der König hatte ganz Recht gehabt, dieser Akt, welcher den Einen Gerechtigkeit dünkte, erschien den Andern als eine provocirende Beleidigung, erinnerte sie an jene Tage des Irrthums, des Fanatismus und der Verblendung, in denen auch sie von dem allgemeinen Taumel sich hatten fortreißen lassen.

Viele von den Mitgliedern des Convents, welche damals für den Tod des Königs gestimmt, lebten noch jetzt in Paris, ja sogar, wie z. B. Fouché, am Hofe des Königs, und diesen Allen erschien die bevorstehende Feierlichkeit als eine tiefe Kränkung und Schmach.

Indeß an dem festgesetzten Tage fand das feierliche Leichenbegängniß statt. Ganz Paris wohnte demselben bei; Jedermann, selbst die alten Republikaner, und die Bonapartisten so gut wie die Royalisten beeilten sich, dem Zuge sich anzuschließen, um so ein feierliches Zeugniß abzulegen, daß sie mit der Vergangenheit gebrochen und zur Reue über sich selber gekommen. — Langsam und feierlich, unter dem Geläute der Glocken, dem dumpfen Wirbeln der Trommeln, dem Donner der Kanonen und den heiligen Gesängen des voranschreitenden Clerus bewegte sich der Zug. Glänzend blitzte die goldene Krone, welche über dem Leichenwagen als Baldachin schwebte; sie war von den Häuptern des Königspaares gefallen, als sie noch lebten, jetzt hatte man die Todten damit geschmückt.

Jetzt war der Zug auf dem Boulevard angekommen, welcher die beiden Straßen Montmartre trennt. Plötzlich erschallte die Luft von einem ungeheuren, vieltausendstimmigen Schrei des Entsetzens. Die Krone, welche über dem Leichenwagen schwebte, war herabgefallen, hatte mit einem dumpfen Schlag die Särge berührt und war dann, in Stücke zersprungen, auf den blinkenden Schnee der Straße niedergefallen.

Das geschah am 21. Januar, — zwei Monate später, um dieselbe Stunde und an demselben Tage, fiel die Krone Ludwigs XVIII. von seinem Haupte und Napoleon setzte sie wieder auf das seine.

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Gegenstände der Landwirthschaft.

b) Produkte.

(Fortsetzung und Schluß.)

Preußen glänzt besonders durch die herrlichen Wollsorten der kgl. Stammschäferei zu Frankenfeld und der Schäferei zu Wollin in der Provinz Brandenburg. In ähnlicher Weise zeichnet sich die landwirthschaftl. Centralstelle zu Stuttgart aus. Die niederländische Ausstellung wird hauptsächlich aus Produkten der Kolonien gebildet. — Sehr reich ist Toskana durch die Sendungen der „Societa dei Georgofili", des kgl. Instituts zu Florenz und der landwirthschaftl. Gesellschaft zu Casentino vertreten. Die gesandten Produkte sind ebenso mannigfaltig als trefflich und legen Zeugniß ab von der hohen Stufe der Entwickelung, welche die Landwirthschaft in Toskana einnimmt. Wir finden hier Getreide und Futterpflanzen, ungeheure Kolben von rothem Mais, Pinienfrüchte, Eicheln, Kastanien, Disteln zum Walken des Tuches, Bohnen, Mandeln und Erbsen, die unter dem Namen Aqua di Vacciana bekannten weißen Weine, italienische Nudeln, Olivenöle ꝛc. An ähnlichen Produkten ist auch die portugiesische Ausstellung reich, sowie auch die Spaniens, unter

Digitized by Google

welcher wir besonders die Wollsorten aus den Schäfereien der Krone, die Topffruchtsämereien, Tabak und Cigarren erwähnen. — In der französischen Abtheilung finden wir c) eine reichhaltige Sammlung von Düngerarten, darunter die Poudrette de Versailles, den Guano von Derrien und den Ichthyo-Guano von Petit, Sorten, welche in Frankreich besonders geschätzt werden. — Erwähnen wir endlich d) ein in das landwirthschaftliche Gebiet einschlagendes Kartenwerk, nämlich den meteorologisch-landwirthschaftlichen und physikalischen Atlas von Nicolet, ehemaligem Conservator am agronomischen Institut zu Versailles. Dieser Atlas ist das vollständigste und zuverlässigste Werk dieser Art, welches bis jetzt existirt. Die erste Karte ist die Wärmekarte der Erde, mit den Berghaus'schen Isothermenlinien; dann folgen die Regenkarte von Europa und die hydrographisch-klimatische Karte von Frankreich. Die 4te bis 6te Karte beziehen sich auf Orographie, Klimatologie, Geologie, zoologische und botanische Geographie Frankreichs. Ferner finden wir die botanische Karte von Europa, die sowohl in ökonomischer Beziehung als wegen der Angabe der vegetabilischen Höhenlinien interessant ist. Die 9te Karte zeigt uns die Weinberge des Alterthums; der Erfahrene wird hier manchen Anhaltspunkt für Studien über die Traubenkrankheit und über das Verhältniß des Weinbaues zum Ackerbau finden. Die 11te Karte beschäftigt sich mit den industriellen und Handelspflanzen der ganzen Erde, die 12te mit den Getreidearten und den unentbehrlichsten Nahrungspflanzen unseres Planeten. Die letzte Karte endlich bringt die weniger unentbehrlichen Nahrungspflanzen, wie Vanille, Cacao, Thee, Kaffee u. s. w.

Mannigfaltiges.

Das „Bamb. Tagbl." schreibt: „Die Ursache der Kartoffelkrankheit, nach der so Viele schon vergebens gesucht, ist endlich aufgefunden und sonnenklar erwiesen in der eben in Altenburg bei Pierer erschienenen Schrift: „Grundursachen der Kartoffelkrankheit und deren Heilung, von Theurer, beabschiedetem schlesw.-holstein. Hauptmann und quitt. kgl. bayer. Oberlieutenant." Hienach ist das — Cigarrenrauchen die Ursache der verderblichen Seuche! Indem nämlich die weggeworfenen Cigarrenreste in den Dung gerathen, bewirkt die darin enthaltene Tabakssäure (!) (Nicotin) eine Gährung resp. Vergiftung desselben, die sich später den Kartoffeln mittheilt und sie krank macht. Man darf demnach nur das Cigarrenrauchen verbieten und man wird keine Kartoffelkrankheit mehr haben!

Auf den 25. September nächsthin berechnet man das Eintreffen einer der periodischen großen Fluthen und werden an diesem Tage wohl eine Menge auswärtiger Besucher an den französischen Küsten des Kanals dieses Phänomen bewundern. In Rouen namentlich wird es interessant seyn, wenn die mächtig anprallenden Wassermassen des Ozeans die Strömung der Seine einige Augenblicke aufhalten und solche sogar gegen ihre Quelle fließen wird.

* Toast,

ausgebracht bei dem am 8. September zu Ehren des Herrn Pfarrer Matthias in Homburg stattgehabten Abschiedsmahle.

Wenn Bayern heut' sein Königshaus beschicket
Mit Wünschen für der Fürstin Wohlergeh'n,
Daß möge sie noch lange hochbeglücket
Des Gatten Freud' und Volkes Heil erhöh'n:
So woll'n auch wir beim Abschiedsmahl, bereitet
Dem Manne, den wir ungern scheiden seh'n,
Vom Pflicht- und Dankgefühle angeleitet,
Des Tages Feier stolz dadurch begeh'n,
Daß jubeln wir beim frisch gefüllten Glase
Im Hinblick' auf die gute Königin,
Die Gaben schenkt in unbeschränktem Maße
Und ihre Liebe gibt uns zum Gewinn,
Die allen Frauen dient zum Musterbilde
Durch frommen Wandel und Genügsamkeit,
Durch stille Sanftmuth und durch zarte Milde,
Durch Herzensgüte und Zufriedenheit.
Es möge Gott, der König aller Thronen,
Sie reichlich segnen in der Lebenszeit
Und lassen uns das Herrscherhaus umwohnen
Mit Unterthanentreu' und Dankbarkeit.
Ja, Gott mög' uns'rer theuern Landesmutter geben
Ein freudenreiches langes Leben.

Sie lebe hoch! hoch! hoch!

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 111. Sonntag, 16. September 1855.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

5.

Ein ungeheures Wort durchhallte in den ersten Tagen des März 1815 ganz Paris, ganz Frankreich, ganz Europa. Napoleon, hieß es, habe Elba verlassen, Napoleon habe sich eingeschifft und werde bald wieder in Frankreich seyn. Die Royalisten vernahmen es mit Entsetzen, die Bonapartisten mit einem Entzücken, welches sie sich kaum noch die Mühe gaben, zu verbergen.

Hortense allein theilte nicht das allgemeine Entzücken der Kaiserlichen. Ihre Seele war tieftraurig und von unheilvollen Ahnungen bewegt.

„Ich beklage diesen Entschluß des Kaisers," sagte sie, „ich würde Alles auf der Welt darum geben, wenn er nicht nach Frankreich zurückgekehrt wäre, weil ich für ihn kein Glück und keine Erfolge mehr sehe. Viele werden sich für ihn, Viele wider ihn erklären, und wir werden einen Bürgerkrieg haben, dessen beklagenswerthes Opfer der Kaiser selber seyn wird."

Indessen ward die allgemeine Aufregung immer größer, Jedermann ward davon ergriffen und fortgerissen und Niemand wäre in diesen Tagen im Stande gewesen, dem Andern einen kühlen, vernünftigen Rath zu geben. Die alten Freunde des Kaisers kamen in Massen zur Herzogin von St. Leu und forderten von ihr Rath, Beistand und Ermuthigung. Da sie Hortense aber traurig gestimmt und nicht geneigt fanden, ihre Hoffnungen zu theilen, beschuldigten sie sie der Theilnahmlosigkeit und Gleichgiltigkeit.

Allein die Spione der noch herrschenden Regierung, welche das Hotel der Herzogin umlagerten, hörten nicht die Worte Hortensens, sie sahen nur die einstigen Generäle, die einstigen Rathgeber des Kaisers täglich in das Hotel der Herzogin v. St. Leu gehen, und das war genug, um Hortense als die Urheberin dieser ganzen Verschwörung, welche Napoleon nach Frankreich zurückführte, zu stempeln.

Hortense erkannte die Gefahr ihrer Lage, aber sie neigte ihr Haupt, um in schweigender Resignation alle Schläge des Schicksals zu empfangen.

„Ich sehe auf allen Seiten für mich nur Qualen und Wirrnisse," sagte sie, „aber kein Mittel, ihnen auszuweichen. Es bleibt mir also nichts übrig, als mich mit Muth zu waffnen, und das will ich thun."

Die königliche Regierung indeß hoffte immer noch, dem heranwogenden Meer einen Damm zu setzen, den Wellen der Empörung gebieten zu können, rückwärts zu fluthen und Diejenigen in ihren Fluthen zu begraben, welche sie entfesselt hatten. Sie wollte dieses ungeheure Ereigniß, welches Frankreich mit neuen Pulsschlägen durchglühte, nur wie eine Verschwörung behandeln, die man noch zur rechten Zeit entdeckt hätte und die man deßhalb noch zurückzuweisen vermöchte. Man wollte daher vor allen Dingen sich der „Verschwörer", d. h. aller Derjenigen, von denen man wußte, daß sie dem Kaiser in ihren Herzen treu geblieben, versichern und sie durch Verhaftnahme unschädlich machen.

Eine wahre Hetzjagd der Polizei entstand jetzt, Spione umlagerten alle Häuser der Generäle, Herzöge und Fürsten des Kaiserreichs und nur unter Verkleidungen und mit List entkamen sie den spähenden Augen der Häscher.

Die Herzogin v. St. Leu mußte endlich auch dem dringenden Flehen ihrer Freunde nachgeben und für sich während dieser Tage der Ungewißheit und der Gefahr einen Zufluchtsort suchen; sie verließ verkleidet ihr Hotel und gelangte mitten durch die Schaar der Späher, welche die ganze

Digitized by Google

Straße, in der sie wohnte, belagerten, glücklich in das für sie bei einer ehemaligen treuen Dienerin ihrer Mutter bereitete Versteck. Ihre Kinder hatte sie schon mehrere Tage zuvor bei einer andern treuen Dienerin aus den Tagen des Glanzes untergebracht.

Auch der Herzog v. Otranto, der jetzt wieder der treue Fouché des Kaiserreichs geworden, sollte verhaftet werden, entkam aber durch eine List seinen Feinden und entfloh. — General Lavalette, welcher wußte, daß die Polizei das Hotel der Herzogin v. St. Leu nicht mehr bewachte, weil sie wußte, daß die Herzogin nicht mehr dort sey, Lavalette benutzte diesen Umstand und verbarg sich in dem Hotel der Herzogin vor den Nachstellungen der Polizei, und Herr v. Dandré, der Chef der Polizei, welcher sich vergeblich bemüht, die sogenannten Verschwörer zu fangen, rief mit Händeringen: „Ich kann Niemanden mehr verhaften; man hat so viel und so lange davon gesprochen, daß diese Bonapartisten verhaftet werden müßten, daß sie in dieser Stunde Alle versteckt und gar nicht aufzufinden sind."

Indessen platzte auf einmal wie eine Bombe in das geängstete, zweifelnde, hin und her wogende Paris die Nachricht hinein: „Der Kaiser ist in Grenoble vom Volk mit Jubel empfangen worden und die Truppen, welche gegen ihn geführt werden sollten, haben sich unter Anführung ihres Chefs, Charles de Labedoyère, zu dem Kaiser geschlagen. Die Stadt hat ihm ihre Pforten geöffnet, das Volk ist ihm mit Jubelrufen entgegen gegangen und jetzt steht Napoleon nicht mehr an der Spitze eines kleinen Trupps, sondern an der Spitze einer kleinen Armee, die sich aber mit jeder Stunde vergrößert."

Die Regierung versuchte noch in ihren Journalen und durch ihre Beamten den Parisern das Gegentheil glaublich zu machen; aber sie selber glaubte nicht mehr. Sie hörte durch die Luft das alte, verhaßte Jauchzen: „Vive l'Empereur!" und vernahm das Flattern der Siegesfahnen von Marengo, Jena und Austerlitz. Der Kaiser war noch immer der siegreiche Held, welcher das Schicksal beherrschte und es zwang, sich für ihn zu erklären.

Ein wahrer Taumel des Entsetzens bemächtigte sich nun der königlich Gesinnten, verzweiflungsvolle Entschlüsse wogten in ihnen auf, und als sie erfuhren, daß Napoleon jetzt schon in Lyon angekommen, daß die Bevölkerung ihn auch dort mit Begeisterung aufgenommen, die Garnison auch dort für ihn sich erklärt habe, da bemächtigte sich ihrer ein panischer Schrecken, ein ungeheures Entsetzen. Im Hause des Grafen de la Pere versammelten sich die Häupter der Royalisten zu einer letzten großen Besprechung und Berathung. Die ausgezeichnetsten Personen, Männer und Frauen der verschiedensten Denkweise sonst, nur zusammentreffend in dem einen Punkte: dem Schrecken vor Bonaparte, in der Liebe zu den Bourbonen, vereinigten sich hier in demselben Salon, mit denselben Empfindungen des patriotischen Entsetzens und demselben guten Willen für das öffentliche Wohl. Da waren Frau v. Staël, Benjamin Constant, Graf Lainé und Chateaubriand, ferner der Herzog v. Nemours und der treue Mirebrix, und um sie her drängte sich die Schaar der geängsteten Royalisten, erwartend und hoffend, daß die beredten Lippen dieser berühmten Personen, welche da in ihrer Mitte standen, ihnen den Sieg, die Hoffnung, kurz das Leben wiedergeben sollten.

Benjamin Constant sprach zuerst. Er sagte, man müsse Napoleon, das heißt der Gewalt, eine Gewalt gegenüberstellen. Bonaparte sey bewaffnet mit der Liebe der Soldaten, man müsse ihm die Spitze bieten mit der Liebe der Bürger. Sein Anblick sey imposant, wie das Antlitz Cäsars, man müsse ihm ein ebenso erhabenes Angesicht gegenüberstellen; man solle also Lafayette zum General en Chef der französischen Armee ernennen. Herr v. Chateaubriand rief mit dem edlen Feuer des Zornes: das Erste, was das Gouvernement zu thun habe, sey, daß es ein Ministerium, welches so vieler Fehler und so großer Kurzsichtigkeit schuldig sey, strenge bestrafe. — Lainé erklärte mit Thränen in den Augen und mit fast schluchzender Stimme, Alles sey verloren und nur noch Ein Mittel gäbe es, um der Tyrannei zu imponiren: man müsse ihr das Schauspiel des Schreckens, des Entsetzens und Schmerzes bereiten, was Alles die ganze Hauptstadt bei der Annäherung des verhaßten Feindes empfände; demzufolge müßten die ganze Bevölkerung von Paris, die Mütter, die jungen Mädchen, die Kinder, die Greise und die jungen Männer die Stadt verlassen und vor den Mauern derselben solle diese Menschenmasse den an sich vorübergehen lassen, der komme, ihnen den Frieden zu rauben, und solle ihn erschrecken oder rühren durch dieses Tableau eines ganzen Volkes, das vor dem Anblick eines einzigen Menschen fliehe. — Frau v. Staël sprach in ihrer begeisterten, energischen Weise ein Anathema gegen den Usurpator, der auf's Neue die Fackel des Krieges über das wimmernde, zuckende Frankreich schwingen wolle.

Digitized by Google

Jedermann war gerührt, begeistert, angeregt; aber Alles, was die beredten Lippen dieser berühmten Dichter und Politiker gesprochen, war doch in gewissem Betracht nichts weiter als ein Verbalprozeß über den Zustand des Kranken und über die unheilbaren Wunden, welche ihm geschlagen worden. Dieser Kranke war Frankreich und die Royalisten, welche da in dem Salon des Grafen de la Pere versammelt waren, fühlten jetzt, daß sie ihn nicht mehr zu retten vermöchten, daß ihnen nichts mehr übrig blieb, als in die Verbannung zu gehen und ihn zu beweinen!

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Astronomische Instrumente. — Modelle von Leuchtthürmen.

Die astronomischen Instrumente gehören meist England an, nur einige sind von Pariser Optikern und einige wenige auch von Deutschen ausgestellt. Wir sehen im Mittelschiff ein großes Fernrohr von Secretan in Paris; dasselbe hat 24 Centimeter Oeffnung und 4 Meter Brennweite, ist parallaktisch für eine nördliche Breite von 48° 50′ aufgestellt und wird vermittelst eines Uhrwerks in Bewegung gesetzt, um der Parallele des Sternlaufes folgen zu können. — C. Starcke in Wien stellte ein dem dortigen polytechnischen Institut gehöriges sehr schönes Meridianfernrohr aus; dasselbe ist zwischen zwei Pfeilern schwebend angebracht, ist 5 Fuß lang und mit Lampe, Meßzirkel, Chronometer und sonstigen Accessorien versehen. — Im Transepte sehen wir ein förmliches Conglomerat von Mauern, hölzernen Gestellen und Pfeilern mit Instrumenten aus Holz, die gelb, schwarz und roth angestrichen und mit gewöhnlichen Fenstergläsern versehen sind. Es ist dies ein Modell in natürlicher Größe des großen Meridianzirkels zu Greenwich. Es befinden sich daran alle dazu gehörigen Apparate, namentlich das große Fernrohr, sowie der nördliche und der südliche Collimator; ein mit Gewichten versehener Mechanismus dient dazu, den Apparat herauf oder herunter zu schrauben. Endlich gehören noch dazu ein kleines messingenes Modell des erwähnten Mechanismus, das Modell des innern Horizontaldurchschnitts des Fernrohrs, ein Theil der Achse des Zirkels, dann das Modell des Apparates zur Beobachtung des Merkur. — Auf der obern Gallerie der englischen Ausstellung sehen wir eine Sammlung von Modellen astronomischer Instrumente, die gewissermaßen die Geschichte der Astronomie des 18. und 19. Jahrhunderts darstellen. So finden wir hier das Rossi'sche, das Lassell'sche und das Herschel'sche Teleskop, wie den Spiegel und die Achsen des Letztern. Erwähnen wir auch das Modell eines von der Royal Society zu Kew errichteten Thurmes, auf welchem Versuche mit Huygens'schen Fernröhren angestellt werden sollen. Interessant ist auch das Modell einer Sternwarte mit Terrasse, die Kuppel halb offen, so daß man das darin aufgestellte Modell eines Dollond sehen kann, kurz mit allen Zimmern und Instrumenten, letztere aus Messing verfertigt.

An dem westlichen Ende des Transepts erhebt sich ein hoher Thurm, dessen Wände mit allegorischen Figuren, die seefahrenden Nationen darstellend, geschmückt sind; auf diesem Thurme ruht die Laterne eines Fresnel'schen Leuchtfeuers, die für einen neuen Leuchtthurm in Bellisle bestimmt ist. Die Treppe, welche sich im Innern dieses natürlich nur für den Zweck der Ausstellung errichteten Thurmes befindet, führt zunächst in ein Zimmer, in welchem sich das Uhrwerk befindet, durch welches die Laterne in Umschwung gesetzt wird. Die Lampe ist mit vier concentrischen Dochten versehen, und die Linsengläser, welche sie umschließen, sind so angebracht, daß alle Minute ein Hauptlichtstrahl nach außen fällt. Drei andere Leuchtthurmslaternen nach demselben Systeme sind von Wagner in Paris, Lepaute ebendaselbst und von Chance in Birmingham ausgestellt. Außerdem stellen die Engländer verschiedene Modelle von Leuchtthürmen aus. Wir erwähnen namentlich das Modell des Leuchtthurms, welchen die Trinity-Corporation in London vor Kurzem westlich von den Sorlingsinseln hat errichten lassen; der Leuchtthurm ist 131 Fuß hoch. Wir sehen ferner ein Modell des Leuchtthurms zu Sunderland; dieser Thurm ist ganz aus Quadersteinen gebaut, 70 Fuß hoch und wiegt 610,000 Pfd. Trotzdem hat man dieses kolossale Bauwerk, ohne es abzutragen, 370 Fuß weit von seinem ursprünglichen Standorte fortgeschafft und aufgestellt. Das betreffende Modell ist von Holz; daneben befinden sich die Modelle der Gerüste, Maschinen und Werkzeuge, vermittelst welcher die erwähnte Translocation stattgefunden hat. Nicht minder interessant ist das Modell des Leuchtthurms zu Maplin, welcher nach einem eigenen, für gewisse Terrainschwierigkeiten berechneten Systeme

Digitized by Google

erbaut ist. Es gibt nämlich Küsten, wo es sowohl an Felsen als überhaupt an festem Erdboden fehlt, um darin die Grundmauern eines steinernen Leuchtthurms anlegen zu können. Eine von Mitchell und Saunders erfundene Schraube erlaubt nun, auch solchen Küsten die Wohlthat eines Leuchtthurms angedeihen lassen zu können. Die Laterne des Leuchtthurms ruht nämlich auf einem dicken eisernen Pfeiler, welcher senkrecht, und acht andern eisernen Pfeilern, welche rings umher schräg aufgestellt sind. Diese Pfeiler sind unter sich durch Querbalken aus Eisen verbunden und gehen von der Oberfläche der See an senkrecht in den Sand hinein; ganz unten sind dieselben vermittelst der Mitchell'schen Schraube befestigt.

Mannigfaltiges.

Ein englischer Correspondent gibt folgende Schilderung des Theaters der Zuaven bei Inkerman, welches seit seiner Eröffnung außerordentlich besucht wird. Das Theater ist unter freiem Himmel, von einer kleinen Steinmauer umgeben, mit amphitheatralisch geordneten Erdsitzen. Die Bühne selbst ist eine Hütte, ein wenig höher als das Parterre. Vor derselben steht ein Opferstock für die Verwundeten. Die Beleuchtung besteht aus zwei großen Papierlaternen, denen die naiv gemalten Decores entsprechen. Eine Militärmusikbande bildet das Orchester. Gewöhnlich zählt jede Vorstellung über tausend Zuhörer, die sich an den Vaudevilles: „La permission de dix heures" und „La question d'Orient" weidlich ergötzen, laut und herzlich beim Kanonendonner lachen. Die Schauspieler sind gemeine Soldaten, die auch Frauenrollen geben in möglichst weiten Unterröcken und süßflötender Stimme. Alles amüsirt sich auf's Beste und vergißt Strapazen und Wunden und Tod bei den muntern Refrains der Couplets der Vaudevilles. Heute auf der Bühne, morgen ins Feuer!

Der Nachfolger des berühmten Jolsvaer Wetterpropheten, ein Steyermärker, prophezeit „nach allen Zeichen der Natur" den Landwirthen im künftigen Jahre „eine der gesegnetsten Roggenernten" und räth denselben deßhalb, „sehr viel Roggen auszusäen."

Mitchell aus Paris hat mit dem Kölner Männergesangverein einen Vertrag in Betreff einer Sängerfahrt nach der Hauptstadt an der Seine abgeschlossen. Dieselbe soll Mitte September stattfinden und werden sich 70 Mitglieder daran betheiligen. Es sollen dort unter dem Protectorat des Kaisers 14 Concerte im italienischen Opernhause stattfinden.

Buchstaben-Räthsel.

(Sechs Zeichen.)

3 2 1.

Es besitzt gemeiniglich
Auf dem Land der Reiche mich.

5 4 2.

Wie ich heute dir erschein',
Kann ich ewig fort nicht seyn.

4 5 3.

Wenn ich bin in deinem Haus,
Ziehest oder räumst du aus.

5 4 1 1.

Hast an mir du deine Lust?
Drück' zusammen deine Brust!

4 3 3 4.

Ich bin fremd der feinen Welt,
Denn man braucht mich auf dem Feld.

4 5 6 4.

Alles laß' ich fertig seyn,
Dann komm' ich erst hintendrein.

4 5 1 4.

Schön ist meine Stimme nicht,
Doch man liebt mich als Gericht.

6 4 3 4 5.

Herren tragen mich als Zier,
Oft auch dien' als Waff' ich dir.

3 4 5 2 3.

Wenn du gierig nach mir strebst,
Flieh' ich dich, so lang' du lebst.

1 2 3 4 5 6.

Sittliche Vollkommenheit
Deutet man mich allezeit.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 112. Dienstag, 18. September 1855.

Balaklava.

Am Chersonese an des Pontus Strand
Vor grauer Zeit ein Heidentempel stand.
Da troff vom blanken Opferstahl
Manch Fremdlings Blut beim Götzenmahl.

Wohl ist des Wahnes Dunkel längst gelichtet
Und sein Idol vom Zeitenstrom zernichtet;
Wohl sind Kultur und sanft're Sitten
An Wahnes Stelle längst geschritten.

Doch hat allda ein neuer Götze jetzt
Auf jenem Blutaltar sich festgesetzt.
Ihm fallen täglich Hekatomben,
Gewürgt von mordbeschwingten Bomben.

Sieh' dort auf Balaklava's stolzen Höh'n
Der Christen Heere mordgerüstet steh'n!
Der Tod aus tausend Schlünden brüllt
Und Yalta's Bucht mit Leichen füllt.

Noch liegt er da der Heiden Blutaltar,
Viel blut'ger noch, als er Dianens war. *)
Noch ist's des Wahnes Opferstein,
Wo Tausende dem Tod sich weih'n. —

Weh! wenn der Völker grimmer Haß entbrennt,
Des Friedens und der Eintracht Bande trennt!
Wenn eins das and're wild bedroht,
Des Krieges Fackel heiß aufloht!

Weh! wenn ein Volk, vom Wahn bethöret,
Zur blut'gen Waffenbahn die Sinne kehret!
Wenn Griffel es und Hippe meidet
Und Werke nur des Tods bereitet!

Weh! weh! wenn Feind des Feindes Grenze stürmt
Und Leich' auf Leich' wie Berge thürmt!
Wenn Ströme Bluts der Pontus trinkt
Und Stadt um Stadt in Trümmer sinkt!

Dem Volke Heil, das solchem Gräu'l abhold,
Des Landes Kräfte nur dem Frieden zollt!
Das nichts begehret, als was ehrt,
Was Recht, Gesetz und Sitte lehrt!

Dem Fürsten Heil, der eiteln Schimmer haßt,
Begeistert nur des Landes Wohl erfaßt!
Der Krieges Würfeln nicht vertraut,
Auf sie nicht seine Größe baut!

Der hehren Sinn für Kunst und Wissen hegt,
Die Friedenspalme stets getreulich pfleget!
Der in der Liebe Majestät
Ein Cherub seines Volkes steht!

*) Nicht weit vom Stationsorte der Arnauten im Hafen von Yalta streckt sich die Landzunge ins Meer, auf welcher der Diana blutige Menschenopfer fielen, auf welcher Iphigenie zuerst mildere Sitten lehrte. Noch wird der viereckige Stein gezeigt, welcher der grausamen Ceremonie geweiht gewesen seyn soll.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

6.

Während die Royalisten überlegten, berathschlagten, verzweifelten und weinten, hatte der König allein noch seine Ruhe und Sicherheit zu bewahren gewußt. Das heißt, man hatte sich wohl gehütet, ihm die Dinge so darzustellen, wie sie sich wirklich begaben; — man hatte ihm vielmehr gesagt, daß Bonaparte überall vom Volk mit kaltem Schweigen empfangen werde und daß die Armee seinem Rufe nicht folge, sondern dem Könige die Treue bewahre. Das Jubelgeschrei des Volkes, mit dem es aller Orten den fortschreitenden Napoleon empfing, fand daher keinen Wiederhall in den Tuilerien und das, was sich dem König, als er am 16. März sich in die Kammern begab, um an das Corps législatif

Digitized by Google

eine ermunternde und anfeuernde Rede zu halten, das, was sich auf einem Wege dem König entgegendrängte, war wieder nicht das Volk, sondern die Royalisten, diese sonst so stolzen Herren und Damen vom alten Adel, welche wiederum, wie am Tage des ersten Einzugs, die Rolle übernahmen, zu der das Volk sich nicht bequemen mochte, welche sich selbst auf eine Stunde in das Volk verwandelten, um dem König die Demonstrationen der Liebe seines Volkes zu machen.

Ludwig XVIII. ward völlig getäuscht. Herr v. Blacas erzählte ihm von immer neuen Niederlagen Bonaparte's, während immer neue Siege den Weg des Kaisers bezeichneten. Man war so weit gegangen, dem König zu sagen, Lyon habe Bonaparte seine Thore verschlossen, Ney sey ihm entgegen gerückt und habe geschworen, ihn in einem eisernen Käfig nach Paris zu bringen.

Der König war also ruhig, gefaßt und entschlossen, als plötzlich sein Bruder, der Graf v. Artois, und der Herzog v. Orleans, welche nach der Meinung des Königs siegreich in Lyon standen, allein, flüchtig, von den Soldaten, von ihren Dienern verlassen, in Paris anlangten und dem König sagten, daß die Stadt Lyon Napoleon mit offenen Armen empfangen und daß ihnen nichts übrig geblieben, als schleunig zu fliehen. Und eine zweite, eine entsetzlichere Nachricht folgte dieser ersten. Ney, die Hoffnung des Königs, die letzte Stütze seines wankenden Thrones, Ney hatte es nicht vermocht, seinem alten Waffengefährten feindlich gegenüber zu stehen, er war zum Kaiser übergegangen und seine Armee war ihm jauchzend gefolgt.

Jetzt öffnete der König die Augen, jetzt sah er die Wahrheit und erkannte, wie sehr man ihn getäuscht hatte.

„Oh," rief er schmerzlich, „Bonaparte fiel, weil er die Wahrheit nicht hören und ich werde fallen, weil man sie mir nicht sagen wollte!"

In diesem Moment und während der König seine Brüder und übrigen Verwandten und die Herren seines Hofes, welche ihn umgaben, mit beredten Worten aufforderte, ihm jetzt endlich die Wahrheit zu sagen, öffnete sich die Thür und der bis dahin immer noch so sorglose, so zuversichtliche und so siegesgewisse Minister Graf v. Blacas schwankte bleich und zitternd herein. Die Wahrheit, welche er dem König so lange verschwiegen, sprach jetzt deutlich aus seinem bleichen, entsetzten Gesicht. Der König hatte die Wahrheit hören wollen: sie stand ihm gegenüber in der Person seines zitternden Ministers.

Eine tiefe Stille trat ein, Aller Blicke wandten sich nach dem Grafen hin und inmitten des allgemeinen Schweigens hörte man ihn mit beinahe schluchzender Stimme sagen:

„Sire, es ist Alles verloren; die Armee verräth Ew. Majestät sowohl als das Volk. Ew. Majestät muß sich entschließen, Paris zu verlassen."

Der König wankte einen Schritt rückwärts und ließ dann seine fragenden Blicke an den Gesichtern aller Anwesenden vorüberschweifen, — kein einziges Auge wagte ihm zu begegnen, ihm einen Schimmer von Hoffnung zu geben, Alle senkten sie den Blick zu Boden.

Der König verstand diese stumme Antwort und ein schwerer Seufzer rang sich aus seiner Brust hervor.

„Nun wohl," sagte er mit einem bittern Lächeln, „der Baum trägt seine Frucht; Ihr habt mich bis jetzt für Euch regieren lassen wollen, von nun an werde ich für Niemanden mehr regieren. Wenn ich aber noch einmal wieder auf den Thron meiner Väter zurückkehre, dann stehe ich Euch dafür, Ihr sollt sehen, daß Ihr mich habt Erfahrungen machen lassen!" —

Wenige Stunden später, bei hereinbrechender Dunkelheit, verließ der König, gestützt auf den Arm des Grafen v. Blacas und unter Vortritt eines einzigen Lakaien, welcher eine Fackel trug, die schon wieder verödeten Tuilerien und entfloh nach Holland.

Vierundzwanzig Stunden später, am Abend des 20. März, zog Napoleon, unter dem Zujauchzen des Volkes und dem donnernden „Vive l'Empereur!" der Truppen in die Tuilerien ein, auf denen heute an derselben Stelle, wo gestern noch die weiße Fahne der Bourbonen geflattert, die Tricolore des Kaisers stolz durch die Luft rauschte.

In den Tuilerien fand der Kaiser alle seine alten Minister, seine Generäle, seine Hofbeamten versammelt; Jedermann wollte ihn sehen, ihn grüßen; eine ungeheure Menschenmenge drängte sich im Vestibule, auf den Treppen, in den Corridors; von den Händen, Armen und Schultern dieser Masse getragen, schwebte der Wiedergekehrte die Treppen empor zu seinen Gemächern hin, und während man drinnen jauchzte und schrie, umlagerte das Volk zu Tausenden die Tuilerien, um gleich den Glücklichen, welche den Kaiser eben in seine Gemächer trugen, zu jauchzen und zu schreien: „Vive l'Empereur!" — In seinem Kabinet angelangt, empfingen Napoleon die Gemahlin seines

Digitized by Google

Bruders Joseph und Hortense, welche jetzt endlich ihr Versteck hatte verlassen dürfen und nach den Tuilerien geeilt war, um den Kaiser zu begrüßen.

Napoleon erwiederte Hortensens Gruß kalt und finster; er fragte flüchtig nach dem Befinden ihrer Söhne und fügte dann fast strenge hinzu:

„Du hast meine Neffen in eine falsche Stellung gebracht, indem Du sie mitten unter meinen Feinden ließest."

Hortensens Augen füllten sich mit Thränen. Napoleon schien es nicht zu bemerken und fuhr fort:

„Du hast die Freundschaft meiner Feinde angenommen und Dich von den Bourbonen verpflichten lassen. Ich rechne mehr auf Eugen; ich hoffe, er wird bald hier seyn; ich habe schon von Lyon aus an ihn geschrieben."

Das war der Empfang, welchen Hortense von dem heimkehrenden Kaiser erhielt.

Er zürnte ihr, daß sie in Frankreich geblieben. Und während dessen sagten die Bourbonen, welche auf der Straße nach Holland flüchteten:

„Die Herzogin v. St. Leu ist an Allem schuld! Ihre Intriguen und Kabalen allein haben Bonaparte wieder nach Frankreich geführt!"

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Produkte der Chemie.

Wir betreten die chemische Abtheilung der Ausstellung, ein für uns schwieriges Terrain, da der Raum dieser Blätter nicht gestattet, im Einzelnen die Fortschritte zu besprechen, welche jene so hochwichtige Wissenschaft in ihrer praktischen Anwendung gemacht hat. Nur ganz flüchtig können wir auf die Beziehungen der Chemie zur Landwirthschaft und zur Industrie hindeuten. Es ist noch nicht gar lange her, als die praktischen Landwirthe über die Stubengelehrten verächtlich die Nase rümpften und von der Einmischung der Chemie in ihre Oekonomie nichts wissen wollten. Gegenwärtig sind die Chemiker nicht allein von den Landwirthen sehr gesuchte Rathgeber, sondern letztere befleißigen sich selbst des Studiums der Chemie. Vor allen Dingen hat diese Wissenschaft sich um das Studium der mineralischen und organischen Düngerarten verdient gemacht; man bereitet sie besser und ökonomischer, benützt die auf den Gütern selbst vorhandenen zweckmäßiger und der Import von außerhalb hat in beträchtlichem Maße zugenommen. Eine bedeutende Rolle spielt hiebei der Kalkdünger, vermittelst dessen große Strecken lehmig-kieselhaltigen Bodens um das Dreifache produktiver geworden sind. Wir finden auf der Ausstellung eine große Anzahl verschiedener Sorten von Kalkdünger, sowie auch Meerdünger. Von besonderem Interesse ist ein von Payen und Boussingault herausgegebenes Tableau, welches den vergleichenden Werth der Azotdüngerarten angibt.

Die vielen schlechten Weinernten, die Frankreich seit mehreren Jahren erlebt hat, haben verschiedene Versuche hervorgerufen, aus anderen Stoffen Branntwein zu gewinnen. Unter diesen Versuchen sind die mit Runkelrüben und Asfodel am glücklichsten ausgefallen. Asfodelbranntwein haben namentlich Algerien, Toscana, Corsica und Sardinien, theilweise auch der Süden Frankreichs gesandt. Spanien sandte Branntwein aus Caraïben. Endlich finden wir auch verschiedene aus süßem Sorgho gezogene Branntweinarten.

Betrachten wir nur diejenigen Gegenstände der Ausstellung, welche auf der Anwendung der Chemie auf die eigentliche Industrie beruhen, so finden wir hier eine große Mannigfaltigkeit. Die chemische Analyse der verschiedenen Brennmaterialien ist für die Baukunst von großem Nutzen geworden, ebenso auch die Analyse der Mineralien für die Herstellung von Maschinen, Apparaten und Geschirren. Die Analyse der Brennmaterialien ist indirekt auch auf den Betrieb der Steinkohlenbergwerke von Einfluß gewesen, indem sie alle Besitzer und Unternehmer derselben genöthigt hat, die zur Kolebereitung dienende Kohle zu waschen, um sie von den lehmigen und kiesigen Theilen zu befreien, welche schuld sind, daß Eisengitter und Eisenstäbe vom Roste angefressen werden. Früher gab der Koke 8 — 10 pCt. Asche, jetzt nur 2 — 3 pCt. Wir finden auf der Ausstellung einen Apparat zum Reinigen der Kohlen, welcher in 10 Stunden 150 Tonnen reinigt. Nicht geringeren Nutzen hat man im Hüttenbetriebe und in der Irdenindustrie aus der Eigenschaft gezogen, welche das Feuer besitzt, nämlich die Körper je nach den Brenngasen, aus welchen die Flamme besteht, zu oxydiren oder zu reduziren. So also z. B. läutert man die Metalle durch aufeinanderfolgende Oxydirungen und Reduktionen; auf diese Weise erzielt man auch bei der Bereitung der Porzellan-Emaillirungen verschiedene Farben, wie man dies an zwei Vasen aus Sèvres sehen kann; welche

Digitized by Google

mit Chromoxyd von verschiedener Farbe gefärbt sind. Vermittelst geistvoll erdachter Apparate scheint man auch dahin kommen zu sollen, die Brennmaterialien ohne Verlust oder Rauch in Wärmegas zu verwandeln und dadurch zwei Drittel der jetzigen Kosten für Heizung zu ersparen. Die Destillirung der Kohlen und des Lehmes gibt uns jetzt billiges Gas, klare und farblose Essenzen zur Malerei und Beleuchtung, schönere und weissere Masse als Wallrath, Oele zum Einschmieren und künstlichen Asphalt.

Auch die elektrische Beleuchtung macht täglich Fortschritte. Vor einigen Jahren kostete ein Experiment dieser Art von nur wenigen Minuten 60 Franken, — ein französ. Chemiker Namens Soleil hat einen Bauplatz in Paris für 800 Arbeiter allnächtlich für 20 Franken erleuchtet; noch weniger hat die Erleuchtung der Bauten in der Rivolistraße gekostet. Hr. Soleil stellt einen Apparat aus, welcher die Itensität des Lichtes regelmäßiger gestaltet. Etwas langsamer schreiten die Arbeiten vor, die Elektrizität dem Eisenbahntransporte dienstbar zu machen; doch sehen wir einzelne Versuche von elektrischen Maschinen auf der Ausstellung, so eine von Marié-Davy von der Kraft eines Pferdes, welche 2000 Fr. kostet und deren Betrieb nur 2 Fr. alle 24 Stunden kostet.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Weibliche Aerzte.) Seit dem Jahr 1848 besteht in Boston in den Vereinigten Staaten eine Schule der Arzneiwissenschaft, auf welcher ausschließlich nur junge Frauen Vorlesungen über alle Zweige der Heilwissenschaft hören und in einem damit verbundenen Krankenhause die Krankenpflege üben. Seit 1849 ist eine zweite Anstalt in Philadelphia eröffnet worden. Beide vom Staate wohl unterstützte Einrichtungen haben sich zahlreicher Schülerinnen zu erfreuen gehabt, von denen ein großer Theil als Krankenpflegerinnen, als ärztliche Gehülfinnen sich bereits bemerkbar gemacht, von welchen aber auch schon Viele alle sogenannten medizinischen Grade erhalten haben und sich besonders glücklich am Krankenbette der Frauen und Kinder bethätigen. Man ist gegenwärtig im Begriffe, eine dritte derartige Schule in Cincinnati zu eröffnen.

Ein russischer Soldat, der sich in der Bretagne als Kriegsgefangener befand, ist zu Fuß und mit wenigen Franken versehen, trotz aller Wachsamkeit der französischen Polizei, unversehrt und unbehindert nach Brügge gelangt, wo er zu seinem Erstaunen erfuhr, daß er nicht mehr auf französischem Boden sey. Nur der russischen Sprache mächtig, hatte er sich in Frankreich für stumm ausgegeben und von Dorf zu Dorf durchgebettelt. Man schickte ihn von Brügge nach Brüssel, woselbst ihn die russische Gesandtschaft mit den nöthigen Mitteln versah, um in seine Heimath zu gelangen.

In Großbritannien gibt es 700 Papierfabriken, von denen durchschnittlich zwei Drittel in Thätigkeit sind, welche jährlich für 28 Millionen Thaler Papier liefern.

Die belgische Regierung hat beschlossen, eine Million Hektoliter Weizen und eine Million Hektoliter Roggen kommen zu lassen, um möglichst dem Mangel in einzelnen Distrikten vorzubeugen. Der Weizen würde auf 20 — 22 Fr. die 80 Kilo und der Roggen auf 14 — 16 Fr. die 75 Kilo kommen.

Am 28. August stürzte sich ein wohlgekleideter Mann von der Spitze des Straßburger Münsters herab. Diese Art der Selbstentleibung ist dort seit vielen Jahren nicht mehr vorgekommen.

Die österreich. Staatseisenbahngesellschaft beabsichtigt, im Winter ihre Waggons mittelst gewärmter Sandsäcke zu heizen. Dieses einfache Mittel gegen die Kälte ist bereits auf der sächsischen Bahn in Anwendung.

Gemeinnütziges.

(Einfaches Verfahren, um Flecken aus Weißzeug zu vertilgen.) Man koche Gyps auf Kohlenfeuer, zerstoße ihn zu Pulver, rühre dieses mit etwas Wasser und Seife an, reibe die Flecken damit und wasche sie alsdann aus.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in № 111:

Tugend.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 113. Freitag, 21. September 1855.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

7.

Die hundert Tage, welche der Rückkehr des Kaisers folgten, sind wie eine uralte Mythe, wie ein Homerisches Gedicht, wo die Heroen mit einem Schlag ihrer Hand Welten zerschmettern und mit einem Tritt ihres Fußes Armeen aus der Erde stampfen, wo ein Athemzug genügt, um Völker untergehen und neue auftauchen zu lassen. Wie ein Riesen-Epos stehen diese hundert Tage in der Geschichte da und Alles, was die Erde an Herrlichkeit und Entzücken, an Pracht und Glanz, an Glück und Sieg, Alles, was sie an Unglück und Jammer, Schmach und Elend, an Verrath und Perfidie enthält, das war in diese hundert Tage des restaurirten Kaiserreichs zusammengedrängt.

Glänzend und wundervoll war ihr Anfang. Ganz Frankreich schien dem Kaiser entgegen zu jauchzen; Jedermann beeilte sich, ihn seiner unwandelbaren Treue zu versichern und ihm begreiflich zu machen, daß man den Bourbonen nur gezwungen gehorsamt habe. Die alte Pracht des Kaiserreichs herrschte wieder in den Tuilerien, wo Napoleon wieder seinen glänzenden Hof hielt, nur daß statt der Kaiserin Marie Louise, welche nicht, gleich ihrem Gemahl, heimkehrte, Königin Hortense die Honneurs des Hofes machen mußte, nur daß der Kaiser seinem Volke nicht seinen eigenen Sohn, den König von Rom, zeigen konnte, sondern nur seine beiden Neffen, die Söhne Hortensens.

Napoleon hatte sich schnell mit der Königin ausgesöhnt, er hatte ihren sanften und doch entschiedenen Auseinandersetzungen zustimmen müssen, er hatte begriffen, daß Hortense der Zukunft ihrer Söhne das Opfer gebracht hatte, trotz ihres eigenen Widerstrebens, in Frankreich zu bleiben.

Als Napoleon Hortensen dann versöhnt und mit seinem unwiderstehlichen Lächeln die Hand reichte, bat er sie, ihm einen Wunsch zu sagen, damit er ihn sofort erfüllen könne.

Hortense, die von den Royalisten so bitter verleumdete und geschmähte Frau, welcher die flüchtenden Bourbonen noch jetzt als ihrer Verderberin zürnten, sie erbat es sich vom Kaiser als eine Gnade, daß er der Herzogin von Orleans, die wegen eines Beinbruchs Paris nicht hatte verlassen können, den Aufenthalt daselbst gestatte und ihr außerdem eine Pension bewillige. Sie sagte dem Kaiser, daß sie von der Herzogin einen Brief erhalten, in welchem diese sie um ihr Fürwort bäte, um vom Kaiser eine Unterstützung, deren sie in ihrer äußerst bedrückten Lage dringend bedürfe, zu erhalten.

Der Kaiser bewilligte Hortensen diesen Wunsch und auf ihre Verwendung allein geschah es, daß der Herzogin von Orleans, der Mutter des nachherigen Königs Louis Philipp, eine Pension von 400,000 Franken bewilligt ward. Ebenso wurde einige Tage später der Herzogin von Bourbon, welche sich gleichfalls bittend an Hortense gewandt hatte, auf deren Fürsprache von Napoleon eine Pension von 200,000 Franken bewilligt, worauf sich beide Damen beeilten, Hortense in den zärtlichsten und schmeichelhaftesten Briefen ihrer ewigen Dankbarkeit zu versichern.

Hortense strahlte vor Freude über die Gewährung ihrer Bitte, sie war stolz und glücklich wie nach einem gewonnenen Siege.

„Es war für mich eine heilige Pflicht," sagte sie, „mich für diese Frauen zu verwenden; sie befanden sich isolirt und verlassen, wie ich es selbst noch vor wenigen Tagen war, und ich weiß, wie traurig das ist."

Digitized by Google

Aber jetzt war Hortense nicht mehr isolirt und verlassen, jetzt war sie wieder die Königin, nicht mehr die Herzogin v. St. Leu, jetzt war sie wieder der Mittelpunkt des Hofes, jetzt neigten sich wieder vor ihr alle Häupter und die vornehmen Damen, welche ihrer seit einem Jahre vergessen hatten, beeilten sich jetzt wieder, der Königin ihre Huldigung darzubringen.

Hortense, wie gesagt, war jetzt wieder der Mittelpunkt des ganzen Hofes und auch die öffentlichen Behörden beeiferten sich, der kaiserlichen Familie ihre Aufwartung zu machen und die Stieftochter Napoleons ehrfurchtsvoll um eine Audienz zu bitten.

Jeden Tag gab es Feste und öffentliche Repräsentationen. Das erhabenste und imposanteste von diesen allen war die am 1. Juni stattgehabte Feierlichkeit auf dem Marsfelde, wo der Kaiser der Armee die neuen Adler und Fahnen gab, welche sie hinfort wieder statt der Bourbonischen Lilien in den Schlachten tragen sollten.

Es war ein wundervoller, bezaubernder Anblick, dieses Meer von Menschen zu sehen, das da auf dem ungeheuren Raum auf und nieder wogte und sein „Vive l'Empereur!“ erschallen ließ, — diese stolzblickenden, triumphirenden Soldaten zu sehen, die aus den Händen des Kaisers die Adler empfingen, welche die Priester auf dem Altar, der sich dem Kaiser gegenüber erhob, geweiht hatten, — diese mit Tausenden von brillanten-funkelnden Damen besetzten Tribünen zu sehen, welche hinter dem Fauteuil des Kaisers sich befanden und auf deren einer, unmittelbar hinter dem Kaiser, die Königin Hortense mit ihren beiden Söhnen sich befand. Und der Himmel war so schön, die Luft so balsamisch und die Sonne schien so leuchtend hernieder auf all diese Pracht und Herrlichkeit, und die Kanonen donnerten so mächtig drein und die Musik tönte dazwischen mit ihren jubelnden Fanfaren!

Und während Alles jauchzte und schrie, staunte und triumphirte, saß Hortense da und zeichnete verstohlen in ihr Skizzenbuch diese imposante Scene, diese großartige Ceremonie, von welcher sie im ahnungsvollen Geiste sagte, daß sie vielleicht die letzte des Kaiserreichs seyn möchte! —

Hortense allein ließ sich nicht täuschen von diesem allgemeinen Entzücken, dieser allgemeinen Zufriedenheit. Der Himmel schien noch heiter und leuchtend, sie aber sah schon die Wolken, welche heraufzogen, sie hörte schon das Grollen des Ungewitters, das bald wieder den Kaiserthron zerschmettern sollte; sie wußte, daß ein Tag kommen werde, an welchem all dieser Glanz plötzlich erbleichen werde, an welchem alle Diejenigen, welche heute sich so demuthsvoll vor ihm neigten, sich wieder von ihm wenden würden, an welchem man den Kaiser wieder verläugnen und verlassen werde, und daß ihr von diesem Tage an die jetzige Zeit des Glanzes als eine Schuld angerechnet werden würde.

Doch dieses Wissen machte sie weder ängstlich noch befangen. Der Kaiser war wieder da, er war der Herr und Vater, welchen ihre Mutter Josephine ihr hinterlassen, und treu und gehorsam wollte und mußte sie ihm seyn, so lange sie lebte.

Noch also leuchtete die Sonne hell und strahlend über dem neuen Kaiserreich und in dem Salon der Königin Hortense, wo die Diplomaten und Staatsmänner, die hervorragendsten Künstler und Dichter des Kaiserreiches sich zusammenfanden, gab man sich der unbefangensten Heiterkeit hin, beschäftigte man sich mit Literatur und Musik, kurz man schien harmlos und unbesorgt nur dem vergnügten Augenblick zu leben. Benjamin Constant, der sich ganz schnell aus einem enthusiastischen Royalisten in einen kaiserlichen Staatsrath verwandelt hatte, kam in den Salon der Königin und las dort seinen Roman „Adolphe“ vor, und Metternich, der Gesandte Oesterreichs, schien keine andere Beschäftigung, keine andere Aufgabe zu kennen, als die Königin und den Kreis der in ihrem Salon versammelten Damen zu amüsiren und für sie neue gesellschaftliche Spiele zu ersinnen. Metternich verstand es, tausend allerliebste Tändeleien auf's Tapet zu bringen, die dann ein Gegenstand des Vergnügens und der Unterhaltung wurden. Er lehrte die Damen die so reizende, so poetische Blumensprache und machte sie in dem Cirkel der Königin zu einem symbolischen Mittel, sich jederzeit zu verständigen; — er brachte auch das Alphabet der Edelsteine am Hofe der Königin in Mode; jeder Edelstein stellte in diesem Alphabet seinen Anfangsbuchstaben dar und durch ihre Zusammensetzung bildete man Namen und Devisen, welche man in Colliers, Armbänder und Ringe fassen ließ. — Man sieht, es waren sehr harmlose Spiele, welche den Diplomaten Metternich während der hundert Tage am kaiserlichen Hofe zu Paris beschäftigten!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Produkte der Chemie.

(Schluß.)

Die metallurgische Chemie hat sehr schöne Resultate aufzuweisen. Wir erwähnen hier das in deutschen Hüttenwerken angewendete Verfahren der Entschwefelung der Metalle, wodurch Eisen von erster Qualität erzielt wird. Auch bereitet man in Deutschland aus kupferhaltigen Kiesen ätzende Gase, mit welchen man die Kupfererze bearbeiten kann. In den Hüttenwerken zu Huy und zu Stolberg erzielt man jetzt Zink ebenso leicht aus Blende, wie früher nur aus Galmei, und welche Rolle das Zink jetzt in der Industrie spielt, das sieht man in den zahlreichen Produkten, welche die Gesellschaft zu Stolberg, die Vieille-Montagne, die Zinkgießereien in Berlin und Paris ausstellen. Auch liefert uns das Zink ein schöneres und der Gesundheit minder nachtheiliges Weiß, als das Bleiweiß. — Vergessen wir nicht das Aluminium, welches wir den Forschungen und Experimenten Wöhler's und Saint-Claire Deville's verdanken. Wir sehen in der Rotunde des Panoramas verschiedene Barren und Medaillen aus diesem Metall, welche auf Befehl des Kaisers angefertigt worden sind. Gelingen die angestellten Versuche fernerhin, so haben wir ein Metall, welches das Silber und selbst das Kupfer vielfach zu ersetzen im Stande ist. — Früher bezog man den zur Bereitung der Schwefelsäure nothwendigen Schwefel aus den italienischen Schwefelminen, jetzt bedient man sich fast überall der Schwefelsäure, welche durch das Rösten der Feuerkieselsteine erzielt wird. — Die Anwendung von Borax beim Löthen und Schmelzen der Metalle, sowie auch zur Bereitung der Glasur auf Porzellan und Fayence erfordert große Quantitäten von Borarsäure. Die Geologen haben neuerdings das Vorhandenseyn dieses Urstoffes in Ungarn, in verschiedenen Theilen von Toskana und in Chili konstatirt, während man bisher auf einige wenige Lokalitäten in Toskana beschränkt war. Wir finden davon zahlreiche Proben im Industriepalaste. Man wendet die Borarsäure auch als Borosilikat in der Glashütte an. — Ferner werden die Bausteine jetzt in Sodasilikat getränkt, wodurch sie größere Härte erlangen; es ist dies namentlich bei der Restauration von Notre-Dame geschehen. In diesem beschränkten Raume ist es unmöglich, alle die Resultate aufzuführen, welche die Glas- und Porzellanfabrikation und die Färberei der Chemie verdanken, — Resultate, welche uns die Industrieausstellung sämmtlich vor Augen führt.

Zu einer andern Reihe von Gegenständen übergehend, erwähnen wir, wie man in Nordamerika dahin gelangt ist, alle riechenden Essenzen mit alkoholischen Auflösungen verschiedener Aetherarten nachzuahmen, was einen sehr großen Einfluß auf eine Menge von Industriezweigen haben wird. — Außerordentliche Verbesserungen hat die Chemie in Farbe und Verzierungen der Tapeten zu Wege gebracht. Fast alle Länder haben dergleichen Tapeten zur Ausstellung gesandt. — Bei der Papierfabrikation haben zahlreiche Versuche mit Lumpensurrogaten stattgefunden, so namentlich mit Zwergpalmen, Aloen und andern Pflanzenfasern. Wir erwähnen auch die Packpapiere aus Stroh, verschiedene feine Strohpapiere amerikanischen Ursprungs; ferner die Pappen, welche eine sardinische Fabrik aus gebleichten Sägespähnen bereitet.

Zwei Franzosen, Alcan und Limet, haben vermittelst Luftpumpe und Dampf ein neues Verfahren zum Auskochen des Gummis aus den Seidencocons erfunden, was das Abhaspeln derselben erleichtert und eine größere Menge Seide liefert. — Ueberaus zahlreich sind die ausgestellten Kautschukfabrikate; Franzosen, Engländer und Deutsche wetteifern hier mit den Amerikanern, welche allerdings die Palme davontragen.

Wir gelangen endlich zu den Nahrungssubstanzen, deren Bereitung und Aufbewahrung jetzt die Spezialität vieler großen Etablissements bildet. Die Ausstellung zeigt uns alle neueren Erfindungen, die in diesem so wichtigen Zweige gemacht worden sind, so namentlich das Trocknen der Gemüse und das Pulverisiren des Fleisches. Hierher gehören endlich die verschiedenen Methoden der Zuckerraffinerie, welche uns in Apparaten und Produkten aller Arten entgegentreten.

Wir haben nicht die Prätension, zu glauben, daß wir in Vorstehendem eine vollständige Uebersicht aller der zahlreichen Resultate geliefert haben, welche die Landwirthschaft und die Industrie der Chemie verdanken; wir haben nur die wichtigsten genannt und besonders diejenigen, mit welchen ein flüchtiger Besuch in den Räumen der Ausstellung uns bekannt macht.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Oberhausen, 6. September, wird geschrieben: „Die Herren Jacoby, Haniel u. Huyssen haben auf ihrem Walzwerke zu Oberhausen eine Einrichtung getroffen, welche die Beachtung aller großen Fabrikherren verdient. Es ist nämlich bei diesem Werke eine großartige Restauration errichtet worden, wo 400 und mehrere Arbeiter außer der Beköstigung auch noch ihre Schlafstellen finden. Die Fabrikherren sollen zur Herstellung des Gebäudes und Beschaffung des Mobiliars ꝛc. ein Kapital von 15,000 Thlrn. verwandt haben. Der Restaurateur hat im Gebäude freie Wohnung, freien Brand und freies Licht und ist bei dieser Begünstigung und bei dem großen Umschlage im Stande, billige und gute Speisen zu liefern. In den verschiedenen Speisesälen wird von Mittags 12 bis Nachmittags 2 Uhr in drei verschiedenen Abtheilungen zu Mittag gespeist. Für Mittagstisch und Abendbrod werden 5 Silbgr. gezahlt und können die Arbeiter zu $7^1/_2$ Silbgr. bis zu 15 Silbgr. pro Tag ihre volle Beköstigung finden. Für $7^1/_2$ Silbgr. pro Tag wird des Morgens eine Bouillon-Tasse guten Kaffee mit Butterbrod, des Mittags in schönem Porzellan-Geschirr eine Portion kräftige Suppe und Gemüse mit Fleisch, des Nachmittags ebenfalls Kaffee mit Butterbrod und endlich zum Nachtessen Gerste mit Pflaumen, Grütze, Reis ꝛc. verabreicht und so steigert sich je nach Verhältniß der Preise die Güte des Essens bis zum feinen Gasthofstische, zu welchem Alle, auch die Architekten und Comptoiristen des Etablissements, gern ihre Zuflucht nehmen. Nach der Arbeitszeit, auch des Sonntags, finden die Arbeiter in den Speisesälen ihren Aufenthaltsort. Zur eigenen Bereitung von Kaffee steht denselben stets siedendes Wasser zur Verfügung und können sie ferner für 1 Silbgr. aus dem Fabrikskeller 1 Maß Bier entnehmen. Außerdem wird dem Arbeiter das Brod 4 Pf. unter dem gewöhnlichen Preise belassen. Die Schlafsäle sind niedlich und schön. Die eisernen Bettstellen sind mit Strohsäcken, Matrazen und Decken versehen, und wird die Beaufsichtigung ꝛc. von einem besonderen dazu angestellten Beamten geführt. Für die Benutzung der Schlafstellen werden von den Arbeitern monatlich 5 Silbgr. bezahlt.

Wie groß der Reichthum der Besitzer von Bauernhöfen in Westphalen von 400 bis 800, ja 1000 Morgen Umfang ist, zeigt sich auf einem Schulzengut im Münsterlande, auf welchem die Eigenthümerin ihr Kapellchen durch einen Neubau ersetzen läßt, und zwar durch eine hochanstrebende Kirche im reinsten gothischen Styl, mit einem 150 Fuß hohen Thurme, das Ganze nach dem Muster des Altenberger Domes entworfen, mit einem Kostenbetrag, der sich auf 36,000 Thlr. anschlagen läßt.

Die belgische Brigg „Melanie Isabelle", die am 3. Sept. mit reicher Ladung und Passagieren nach Rio-Janeiro Antwerpen verließ, ist auf der Höhe von Batz verbrannt. Passagiere und Matrosen konnten sich noch retten, aber ihre Effekten wurden ein Raub der Flammen.

Charaden.

1.

Die Erst' und Zweit', fremd unsrer Sprache Klingen,
Sind dennoch unverfälscht und rein;
Ich lieb' sie wohl an allen Dingen,
Absonderlich am deutschen Wein.

Ehrfurcht erweckend ist das Ganze,
Es muß des Königs Thron umzieh'n,
Und schön ist neben gold'nem Glanze
Sein tiefes, wunderbares Glüh'n.

2.

Kein Mensch wird wohl darüber sich beklagen,
Wenn er die Erste hat zu tragen,
Denn Keinem fällt sie jemals schwer zur Last.

Mehrfach, sowohl bei Menschen als bei Thieren,
Kann man die Letzte observiren;
Wohl dir, wenn du daran nicht Mangel hast.

Ein Thor ist, wer dem Ganzen sich ergeben:
Dem Irrlicht ähnlich hüpfet er durch's Leben,
Nicht hat er dessen hohen Zweck erfaßt.

3.

Meiner Ersten Kinder angstvoll fliehen,
Wenn die Zweite schmettert in ihr Ohr;
Aus dem Ganzen Melodieen
Lockt der Künstler oft hervor.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 114. Sonntag, 23. September 1855.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

8.

Das Gewitter, welches Hortense geahnt, kam schnell genug heraufgezogen. Alle die Fürsten, welche einst die Bundesgenossen Napoleons waren, hatten sich jetzt gegen ihn erklärt. Keiner von ihnen wollte den Kaiser anerkennen, keiner mit ihm als einem Berechtigten unterhandeln.

Aber um diesen Mann zu beseitigen, bedurfte es des Krieges. Die Heere der Alliirten rückten daher gegen die französischen Grenzen, die Großmächte erklärten Frankreich, oder vielmehr dem Kaiser Napoleon, den Krieg, und Frankreich, welches sich so lange nach dem Frieden gesehnt, welches die Bourbonen nur angenommen, weil es von ihnen den Frieden gehofft, Frankreich mußte den Krieg annehmen.

Am 12. Juni verließ der Kaiser mit seiner Armee Paris, um seinen Feinden entgegen zu ziehen. Napoleon, welcher sonst immer so leuchtend und siegesgewiß in die Schlacht gezogen, war diesmal düster, verstimmt und niedergeschlagen, denn er wußte wohl, daß von dem Schicksale seiner Armee sein eigenes abhängig sey.

Paris, welches jetzt achtzig Tage der Herrlichkeit und der Feste gesehen, bedeckte sich wieder mit dem Schleier der Trauer; die Gesänge, die Vivats verstummten und Jedermann lauschte in die Ferne, als hoffe er da die Kanonen einer siegreichen Schlacht zu vernehmen.

Die Tage des Sieges waren jedoch vorüber; die Kanonen erdröhnten, die Schlacht wurde geschlagen, aber es war keine Schlacht des Sieges, sondern des Untergangs.

Bei Waterloo sanken die Adler, welche am 1. Juni auf dem Marsfelde ihre Weihe erhalten, in den Staub, der Kaiser, geschlagen, kehrte flüchtig nach Paris zurück, während die Alliirten mit dröhnendem Siegerschritt sich der Hauptstadt näherten. —

Bei der ersten Nachricht von der Heimkehr des Kaisers eilte Hortense in das Elysée, wo Napoleon abgestiegen, um ihn zu begrüßen. Sie hatte die letzten Tage in dumpfem Sinnen und Hinbrüten verbracht, jetzt, da die Gefahr da war, jetzt war sie gefaßt und bereit, an der Seite des Kaisers auszuharren bis zum letzten Moment.

Am 22. Juni sandte der Kaiser den Kammern das Dekret seiner Abdankung zu Gunsten seines Sohnes, des Königs von Rom, und am Tage darauf verkündeten die Kammern den Sohn Napoleons unter dem Namen Napoleon II. zum Kaiser der Franzosen.

Aber dieser Kaiser war ein Knabe von vier Jahren und er war nicht in Frankreich, sondern unter der Obhut des Kaisers von Oesterreich!

Napoleon hatte jetzt zum zweiten Male die Krone von seinem Haupte nehmen müssen und zum zweiten Male verließ er Paris, sein Geschick von den Alliirten erwartend.

Diesmal indeß begab er sich nicht nach Fontainebleau, sondern nach Malmaison — nach Malmaison, welches einst das Paradies Josephinens gewesen und wo dann ihr Herz sich verblutet hatte. Jetzt war dieses Lustschloß in den Besitz Hortensens übergegangen und Napoleon, welcher gestern noch über ein ganzes Reich zu gebieten hatte und heute nichts mehr sein nennen konnte, nicht einmal den Fuß breit Landes, auf welchem er stand, Napoleon fragte Hortense, ob sie ihn in Malmaison aufnehmen wolle.

Sie gewährte es freudig und als ihre Freunde dies erfuhren und entsetzt sie beschworen, nicht auf diese Weise sich und ihre Kinder mit dem Schicksal des Kaisers zu identificiren und die

Digitized by Google

Gefahr der Verhältnisse wohl zu erwägen, sagte sie entschlossen:

„Ich mache mir eine heilige Pflicht daraus, dem Kaiser bis zum letzten Moment treu zu bleiben, und je mehr er in Gefahr ist, desto glücklicher werde ich seyn, ihm meine ganze Ergebenheit und Dankbarkeit beweisen zu können."

Und als in diesem entscheidenden und ihre ganze Zukunft gefährdenden Moment eine ihrer vertrautesten Freundinnen es wagte, die Königin daran zu erinnern, welche boshafte Gerüchte man einst über ihr Verhältniß zu Napoleon ausgestreut, Gerüchte, die jetzt wieder auftauchen würden, wenn sie den Kaiser in Malmaison empfinge, da antwortete sie mit Hoheit:

„Was kümmern mich diese Verleumdungen! Ich erfülle eine Pflicht, die mir mein Gefühl gebietet. Der Kaiser hat mich immer als sein Kind behandelt, ich werde daher immer für ihn die ergebene und dankbare Tochter seyn."

Hortense also begab sich mit dem Kaiser nach Malmaison und die Treuen, welche ihn im Unglück nicht verlassen wollten, schaarten sich um ihn und bewachten sein Leben und gaben seiner Residenz jetzt noch den flüchtigen Schimmer der Größe und der Herrlichkeit.

Aber Napoleons Schicksal war schon entschieden, es war ein unabwendbares, und als die Nachricht nach Malmaison kam, daß die Alliirten heranzögen und ihnen nirgends ein Widerstand entgegengesetzt würde, als Napoleon einsah, daß Alles verloren, Alles in Trümmer zerfallen sey, sein Thron und seine Krone und auch die Liebe, die er sich für immer in den Herzen der Franzosen mit seinen Thaten, seinen Siegen glaubte aufgebaut zu haben: da beschloß er, zu entfliehen, gleichviel wohin, nur fort aus diesem Frankreich, das nicht mehr auf seinen Ruf hörte, das ihn verlassen hatte.

Der Kaiser beschloß, nach Rochefort zu gehen und dort sich einzuschiffen. Am Nachmittage des 30. Juni wollte er abreisen. Er hatte nichts mehr zu thun, als von seinen Freunden Abschied zu nehmen. Er that das mit kalter, thränenloser Ruhe, mit unbeweglichem, ehernem Antlitz, keine Muskel seines Antlitzes zuckte, strenge und gebieterisch war sein Blick. Nur als jetzt Hortense mit ihren beiden Söhnen zu ihm eintrat, als er die Knaben zum letzten Male in seine Arme schloß, da flog ein Schatten über sein Antlitz hin, da zuckten seine bleichen, zusammengepreßten Lippen und er wandte sich ab, um die Thränen nicht sehen zu lassen, welche in seinen Augen standen.

Aber Hortense hatte sie gesehen und sie bewahrte in ihrem Herzen die Erinnerung an dieselben als den schönsten Diamant ihres erloschenen Glückes auf. — Als dann der Kaiser sich ihr zuwandte, um stumm und kalt und ehern wie zuvor auch von ihr Abschied zu nehmen, bat ihn Hortense um eine letzte Gunst.

Ein schmerzliches Lächeln erhellte einen Augenblick die Züge des Kaisers. Es gab also doch noch Etwas, was er gewähren konnte, er hatte also noch eine Gnade zu verleihen! Mit einer stummen Kopfbewegung nickte er Gewährung.

Hortense reichte ihm eine breite, schwere Binde.

„Sire," sagte sie, „tragen Sie diese Binde unter Ihrem Oberkleid. Bewahren Sie sie wohl, aber in den Zeiten der Noth erinnern Sie sich ihrer und öffnen Sie sie."

Der Kaiser nahm die Binde und ihre Schwere machte ihn stutzen.

„Was enthält sie?" fragte er. „Ich will es wissen, was enthält sie?"

„Sire," sagte Hortense erröthend und stockend, „Sire, es ist mein großes Brillantcollier, welches ich eingenäht habe. Ew. Majestät können in einem kritischen Moment des Geldes bedürfen und Sie werden mir nicht das letzte Glück, dieses Andenken von mir anzunehmen, versagen wollen."

Napoleon weigerte sich, aber Hortense flehte so inständig, daß er endlich nachgeben mußte und den Brillantenschmuck, den „Nothpfennig der Liebe" von seiner Stieftochter annahm. — Dann nahmen sie rasch und schweigend von einander Abschied und Hortense, um dem Kaiser ihre hervorstürzenden Thränen zu verbergen, verließ mit ihren beiden Söhnen eilig das Gemach.

Der Kaiser klingelte und gab Befehl, Niemanden mehr vorzulassen, aber in diesem Moment öffnete sich die Thür und ein Nationalgardist trat ein.

„Talma!" rief Napoleon fast heiter, indem er dem Eintretenden die Hand darreichte.

„Ja, Talma, Sire," sagte dieser, die Hand des Kaisers an seine Lippen drückend; „ich habe mich in diese Verkleidung gesteckt, um bis hierher gelangen und von Ew. Majestät Abschied nehmen zu können."

„Abschied auf Nimmerwiedersehen!" sagte der Kaiser dumpf. „Ich werde Sie nicht mehr in Ihren großen Rollen bewundern können, Talma. Ich trete eine Reise an, aber ich kehre nicht wieder! Sie werden noch an manchem Abend den Kaiser spielen, Talma; meine Rolle ist ausgespielt!"

„Nicht doch, Sire, Sie werden immer der Kaiser bleiben, auch ohne Krone und ohne Purpur!"

Digitized by Google

„Der Kaiser auch ohne Volk?"

„Sire, Sie haben ein Volk und Sie werden es nie verlieren, Sie haben einen Thron, welcher unvergänglich ist. Es ist der Thron, den Sie sich auf den Schlachtfeldern errichtet und der in den Büchern der Geschichte gezeichnet stehen wird. Und Jeder, zu welcher Nation er auch gehöre, Jeder, der Ihre Thaten liest, wird davon begeistert werden und sich ehrfurchtsvoll vor dem Kaiser neigen!"

Während Talma mit glühenden Wangen und flammenden Blicken so sprach, flog ein ruhiger Hauch über das Antlitz des Kaisers hin und er lächelte eine Sekunde lang.

Talma hatte seinen Zweck erreicht, er hatte den gedemüthigten Kaiser aufgerichtet an seiner eigenen Größe. — Napoleon dankte ihm mit einem freundlichen Blick und reichte ihm die Hand zum Abschied dar.

Als sich Talma dann der Thür näherte, hörte man draußen das Vorfahren eines Wagens. Es war der Wagen, in welchem der Kaiser abreisen wollte. Zu gleicher Zeit öffnete sich die Thür und eine hohe, majestätische Frauengestalt, deren edles, antikes Antlitz von grauen Locken umwallt war, schritt langsam und feierlich in das Gemach.

Es war Madame Lätitia, die Mutter Napoleons, welche kam, um von ihrem Sohn Abschied zu nehmen. — Talma blieb in athemloser Spannung stehen, er wagte nicht, sich von der Stelle zu bewegen und dankte in seinem Herzen dem Schicksal, welches ihn zum Zeugen dieses letzten Abschieds gemacht.

Frau Mutter schritt stumm und ohne Talma zu beachten an ihm vorüber; sie sah nur ihren Sohn, welcher da inmitten des Zimmers stand und seine düstern und doch flammenden Blicke mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf sie gerichtet hatte. — Jetzt standen sie sich gegenüber, Mutter und Sohn. Das Antlitz des Kaisers blieb unbeweglich, ehern, bleich, als habe das Schicksal ihn zu einer Marmorstatue geschaffen.

Sie standen sich gegenüber und sprachen nicht, aber über die Wangen der Mutter flossen zwei große Thränen herab. — Talma stand im Hintergrunde und weinte bitterlich. Napoleon blieb unbewegt.

Jetzt hob Madame Lätitia ihre beiden Hände und reichte sie dem Kaiser. „Adieu, mein Sohn!" sagte sie mit voller, tönender Stimme.

Napoleon drückte ihre Hände in den seinen und heftete seine Augen tief und lange auf ihr Angesicht. Dann sagte er fest und stark wie sie: „Adieu, meine Mutter!"

Noch einmal schauten sie einander an; dann ließ Napoleon ihre Hände sinken. Die Mutter wandte sich, um zu gehen, und in die Thür da drüben trat der General Bertrand, dem Kaiser anzuzeigen, daß Alles zur Abreise bereit sey.

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Galvanoplastik.

Obschon die Galvanoplastik gewiß noch nicht diejenige Verbreitung hat, welche sie einst noch haben wird, so findet sie doch bereits auf einen großen Kreis von Arbeiten Anwendung, und die Industrieausstellung zeigt uns in den verschiedenen Zweigen der Industrie alle Arten von Gegenständen, welche mit Hilfe der Galvanoplastik erzeugt worden sind. Was die galvanoplastischen Arbeiten betrifft, so erwähnen wir hier zunächst ein Basrelief, den Calvarienberg nach Justin, von Greyton in Paris, in versilbertem Kupfer, eine Büste der Kaiserin aus demselben Metall und ebenfalls von Greyton. Zier in Paris stellt unter Anderm eine Reduktion der Vendomesäule aus, Lefèvre in Paris verschiedene Statuetten und Basreliefs, die von sehr delikater Behandlung zeugen. Von Beauré in Paris sehen wir eine überaus interessante Sammlung von Medaillen. Verschiedene Aussteller haben Blumen und Pflanzen aller Art in natürlicher Größe aus Kupfer gesandt. Das Hauptstück aber der französischen Galvanoplastik ist das Service aus versilbertem Kupfer, welches Christofle und Comp. für den Kaiser verfertigt haben. Unter den englischen Produkten nehmen die von Elkington und Mason in Birmingham den ersten Platz ein. Dieselben senden eine große Anzahl von Büsten in natürlicher Größe, Statuen in halber Größe aus Kupfer, außerdem eine Menge von kleineren Gegenständen, als Service, Kannen, Becken, Schwenkkästchen u. s. w. aus versilbertem Kupfer. Sehr zahlreich sind die galvanoplastischen Arbeiten, welche Deutschland zur Ausstellung gesandt hat. Aus Oesterreich finden wir die Arbeiten der k. k. Staatsdruckerei zu Wien; es sind dies hauptsächlich Basreliefs, Statuetten von zwei Fuß Höhe und mehrere Becher aus Kupfer. Den Preis aber unter den galvanischen Arbeiten Deutschlands tragen die von Herrn v. Kreß in Offenbach

Digitized by Google

davon. Es herrscht nur eine Stimme über die künstliche Vollendung dieser zahlreichen Arbeiten, unter welchen wir nur erwähnen: ein großes Basrelief, den Tanz der Willis nach Gendron darstellend, mehrere Basreliefs mit Ansichten des Rheinufers, eine große Büste Napoleons I. aus einem Stück. Wir haben bisher nur von den Arbeiten gesprochen, die sich auf die Reproduktion von Kunstgegenständen beziehen; es bleibt uns aber noch eine Reihe von andern galvanoplastischen Gegenständen zu betrachten, welche einen mehr praktischen Zweck haben. In erster Linie stehen hier die Bemühungen des Herrn Auer, Direktors der österreichischen Staatsdruckerei, die Galvanoplastik der Typographie dienstbar zu machen. Das genannte Institut stellt eine Anzahl von seltenen oder gänzlich fehlenden Schriftmatrizen in galvanischen Reproductionen aus, deren Abdrücke in Beziehung auf Reinheit und scharfe Form nichts zu wünschen übrig lassen. Auch die französische Staatsdruckerei ist neuerdings in diese Bahn getreten; sie stellt unter Anderem chinesische Schriftgruppen aus, welche nach Holzstöcken galvanisch reproduzirt sind, ein palmyrisches und ein phönizisches Alphabet nach dem einzigen bleiernen Alphabet, welches die Druckerei zu Paris besitzt und außerdem eine Menge von Vignetten u. s. w. Auch von der Anwendung der Galvanoplastik auf die Kupferstechkunst liefert die Industrieausstellung zahlreiche Proben. Von französischen Ausstellern verdient zuerst Hulot, Graveur an der kaiserl. Münze zu Paris, genannt zu werden. Wir sehen von ihm unter Anderem eine galvanische Platte, welche die Reproduktion eines der besten Kupferstiche von Henriquet Dupont, die Raphael'sche Madonna darstellend, ist. Es sind mit jener galvanischen Platte schon 500 Abdrücke gemacht worden, während dergleichen Platten sonst nur 2—300 gute Abdrücke zu liefern pflegen. Hulot ist auch der Verfertiger der französischen Postfreimarken und Bankbillets, bei deren Anfertigung das elektro-magnetische Verfahren eine bedeutende Rolle spielt. Auch die französische Staatsdruckerei und andere Pariser Druckereien stellen Kupferstiche und Holzschnitte aus, welche auf galvanischem Wege clichirt sind. Die Wiener Staatsdruckerei zeigt, außer ähnlichen Abdrücken galvanische Vervielfältigungen ihrer Naturdruckplatten, von denen später noch die Rede seyn wird; dasselbe Institut stellt endlich eine Reihe von galvanoplastischen Darstellungen von Thieren aus, welche zum Unterricht in der Naturgeschichte für Blinde bestimmt sind; es ist das gewiß eine der interessantesten und humanistischsten Seiten der Galvanoplastik. Erwähnen wir ferner eine auf galvanischem Wege in der österreichischen Staatsdruckerei hergestellte Kupferplatte von $5^1/_2$ Fuß Länge und $2^1/_2$ Fuß Breite, welche an Reinheit und Festigkeit den besten gegossenen Platten nicht nachsteht. Herr v. Ruolz in Paris, welcher bekanntlich der Erfinder der elektrischen Vergoldung und Versilberung ist, hat auch ein Verfahren erfunden, auf dieselbe Weise Messing- und Bronzeniederschläge zu erzielen. Eine Pariser Fabrik, die von Bernaud, hat dieses Verfahren bereits in großem Maßstabe ausgebeutet und stellt einer Menge von Gegenständen aus Eisen mit Ueberzügen in Bronze, in Messing und Zinn aus; es sind dies theils Bauornamente, theils Drähte, Nägel, Baustücke u. s. w. Ein anderer Fabrikant, Namens Oudry, bekleidet mit Hilfe des elektrochemischen Verfahrens Holz, Metalle und überhaupt jede beliebige Oberfläche mit Kupferüberzügen. U. A. sehen wir in dieser Art die Schaale eines Schiffes, welche mit einer Kupferschichte überzogen ist; für die Schiffsbaukunst ist diese Erfindung von der größten Wichtigkeit, da man auf diese Weise ohne große Kosten jedes Schiff wird kupfern können.

Mannigfaltiges.

Bei St. Brieuc wagte sich vor Kurzem ein ausgezeichneter Schwimmer ziemlich weit in die See hinaus. Ein Neufoundländer, Eigenthum des Capitäns eines Dreimasters, erblickt den fernen Schwimmer, glaubt, daß es sich um einen Ertrinkenden handle, und springt, seinem großmüthigen Instinkte folgend, über Bord. Kaum daß er den Schwimmer erreicht, als er seine prächtigen weißen Zähne ihm in die Schultern schlägt, um ihn landeinwärts zu remorquiren. Der derartig Angegriffene taucht unter, um sich des ungebetenen Retters zu erwehren; doch der Hund folgt ihm in die Tiefe, sechsmal vereitelte er seine gutgemeinten Angriffe, und bereits war der Schwimmer der Erschöpfung nahe, als ihn ein Kahn von dieser unzeitigen Hilfe befreite.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 115. Dienstag, 25. September 1855.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

9.

Zum zweiten Male waren die Bourbonen unter dem Schutze der Alliirten in Paris eingezogen und Ludwig XVIII. war wieder König von Frankreich. Aber diesmal kam er nicht mit den milden und versöhnlichen Gesinnungen — er kam, um zu strafen und zu belohnen, ohne die Gnade mit sich zu bringen. Die alten Generäle und Marschälle des Kaiserreichs, welche es nicht vermocht hatten, dem Ruf des Imperators zu widerstehen, wurden jetzt verbannt, degradirt, gerichtet. Ney und Labedoyère mußten ihre Treue gegen den Kaiser mit ihrem Blute bezahlen und unerbittlich war man gegen Alles, was nur irgend mit den Napoleoniden zusammenhing. — Die Verleumdungen, welche man im Jahre 1814 gegen die Herzogin von St. Leu ausgestreut, sollten jetzt ihre schlimmen Früchte tragen. Es waren die Drachenzähne, welche sich in wilde Krieger verwandelten, die ihre Schwerter gegen die Brust einer wehrlosen Frau richteten.

Während nun die arme Königin traurig und verlassen im Innern ihrer Gemächer weilte, verbreitete man das Gerücht, sie conspirire auf's Neue und allabendlich bei einbrechender Dunkelheit verlasse sie ihr Hotel, um das Volk aufzureizen, daß es den Kaiser zurückfordere oder doch den König von Rom zum Herrscher begehre.

Hortense, von diesen Verleumdungen unterrichtet, wollte sich und ihre Kinder vor den Anfeindungen der Bourbonen schützen und beschloß, Frankreich zu verlassen und nach der Schweiz zu gehen, wo sie am Genfersee eine kleine Besitzung hatte.

Aber man ließ ihr nicht Zeit, die Vorkehrungen zu ihrer Abreise zu treffen, die wilde Meute des Hasses war gegen sie losgelassen und wollte sie von dannen hetzen. Eine einsame Frau mit zwei wehrlosen Kindern schien der neuen Regierung ein Gegenstand der Furcht und der Besorgnisse und sie eilte sich desselben zu entledigen.

Am Morgen des 17. Juli kam ein Adjutant des preußischen Generals v. Müffling, des Commandanten von Paris für die Alliirten, in das Hotel der Herzogin von St. Leu und machte dem Intendanten derselben, Herrn Deveaux, die Anzeige, daß die Herzogin in zwei Stunden Paris verlassen müsse, und nur auf dringendes Bitten des Intendanten ward eine Frist von weiteren vier Stunden bewilligt. — Hortense mußte sich dem strengen militärischen Befehl fügen, sie mußte abreisen, ohne ihre Verhältnisse geordnet zu haben. Ihr einziges Vermögen bestand in ihren Juwelen und diese wollte sie natürlich mit sich nehmen. Aber eine offiziöse Warnung benachrichtigte sie davon, daß ein Trupp Bourbonisten Paris verlassen, um ihr auf ihrem Wege aufzulauern und „ihr die Millionen wieder abzunehmen, welche sie mit sich führe." Deßhalb ward die Herzogin gewarnt, keine Kostbarkeiten mitzunehmen, sondern nur mit dem Nothwendigsten versehen abzureisen. Zugleich ließ General Müffling ihr eine Eskorte preußischer Soldaten anbieten, was Hortense jedoch ablehnte; allein sie bat, man möchte ihr einen österreichischen Offizier mitgeben, der sie und ihre Kinder während der Dauer der Reise beschütze. Der Graf v. Woyna, Adjutant des Fürsten Schwarzenberg, ward dazu ausersehen.

Am Nachmittage des 17. Juli trat Hortense ihre Reise an. Ihre treueste Gesellschafterin, Fräulein v. Cochelet, hatte sie in Paris zurückgelassen, damit diese ihre Verhältnisse ordne. Nur von ihrem Stallmeister, Herrn v. Marmold, dann dem Grafen v. Woyna, einer Kammerfrau und einem Diener begleitet, verließ die einstige Königin

Digitized by Google

Paris, um sich mit ihren Kindern ins Exil zu begeben. — Es war eine traurige Reise, welche Hortense jetzt durch dieses geliebte Frankreich machte, welches sie hinfort nicht mehr ihr Vaterland nennen sollte. Mehr als einmal mußte ihr österreichischer Begleiter sie gegen die wüthenden Angriffe der Royalisten schützen — der Fremde gegen die eigenen Landsleute! In Dijon hatte Graf Woyna sogar die Hilfe des dort stationirten österreichischen Militärs requiriren müssen, um die Herzogin und ihre Kinder vor den Insulten eines royalistischen Haufens in Schutz zu nehmen.

Trostlos und gebrochen langte Hortense endlich in Genf an, wo sie sich sofort anschickte, auf ihr kleines Landgut Pregny sich zurückzuziehen. Aber diese Zuflucht sollte ihr nach so vielen Stürmen nicht gewährt werden. Der französische Gesandte in Genf ließ dem dortigen Gouvernement anzeigen, daß seine Regierung den Aufenthalt der Herzogin so nahe an der französischen Grenze nicht dulden werde und ihre Abreise fordere. Die Behörden von Genf verlangten daher, daß sie sogleich die Stadt verlasse.

In Aix endlich sollte sie einige Wochen der Ruhe und Stille finden, in Aix, wo sie einst als Königin glänzende Triumphe gefeiert und wo man ihr jetzt wenigstens gestattete, zurückgezogen mit ihren Kindern und ihren wenigen Getreuen leben zu können. Aber hier erwartete sie der härteste Schlag, den das Schicksal ihr noch aufbehalten. Sie hatte schon im Jahre 1814, kurz vor der Rückkehr des Kaisers, ihren Prozeß gegen ihren Gemahl verloren und sollte ihm den ältesten ihrer Söhne, Napoleon Louis, abgeben. Jetzt, da des Kaisers Wille ihn nicht mehr zurückhielt, jetzt verlangte der Vater die Vollziehung des Urtheils und sandte den Baron Zuiten, um den Prinzen abzuholen und nach Florenz zu führen, woselbst er lebte.

Die unglückliche Mutter hatte jetzt keine Macht mehr, sich dem zu widersetzen; sie mußte sich fügen und den Sohn aus ihren Armen lassen, um ihn zu einem Vater zu senden, der dem Knaben ein Fremder war und dem er daher kein Herz und keine Liebe entgegen tragen konnte. — Es war eine herzzerreißende Scene, dieser Abschied des Knaben von seiner Mutter und seinem kleinen Bruder Louis Napoleon, der sich keine Minute von seinem Bruder getrennt hatte und jetzt weinend seine kleinen Arme um dessen Hals legte und ihn beschwor, bei ihm zu bleiben. Aber es mußte geschieden seyn, Hortense selbst trennte die beiden weinenden Brüder, den kleinen Louis Napoleon zu sich nehmend, während Napoleon Louis, in Thränen zerfließend, seinem Gouverneur zum Wagen folgte. — Als Hortense das Rollen der Räder vernahm, sank sie mit einem lauten Schrei bewußtlos zusammen und eine lange und schmerzliche Nervenkrankheit war die Folge dieses traurigen Abschieds. —

Auch in Aix sollte die Herzogin von St. Leu noch keine Ruhe finden; die Bourbonen, immer noch nicht müde, sie zu verfolgen, immer noch diesen Namen fürchtend, dessen erster und größter Vertreter jetzt auf einer einsamen, unwirthlichen Felseninsel schmachtete, die Bourbonen fanden es gefährlich, daß Hortense, die Stieftochter des Kaisers, und ihr Sohn, dessen Name Louis Napoleon ihnen wie ein wandelndes Monument der Vergangenheit erschien, so nahe an der französischen Grenze verweilten. Sie ließen deßhalb durch ihren Gesandten bei der Regierung von Savoyen gegen den ferneren Aufenthalt der Königin in Aix Protest einlegen und auf's Neue mußte Hortense von dannen pilgern, auf's Neue die Welt durchwandern, um sich eine Heimath zu suchen. — Sie wandte sich zuerst nach Baden, dessen Großherzogin ihr so nahe verwandt war und von deren Gemahl sie daher wohl eine bereitwillige Aufnahme erwarten durfte. Aber der Großherzog rechtfertigte nicht die Hoffnung seiner Cousine, er hatte nicht den Muth, den argwöhnischen Befürchtungen Frankreichs trotzen zu wollen und nur auf dringendes Bitten seiner Gemahlin gestattete er endlich, daß Hortense sich am äußersten Ende seines Landes, in Konstanz am Bodensee, niederlasse, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß weder die Herzogin von St. Leu noch ihr Sohn jemals nach Karlsruhe kämen und daß seine Gemahlin niemals ihre Cousine in Konstanz aufsuche.

Hortense nahm diese Bedingung an, zufrieden, endlich eine Stätte finden zu können, wo ihr Haupt ruhen konnte, welches so müde war vom langen Umherirren und Wandern, und in der Stille und dem heiligen Frieden einer schönen und lieblichen Natur die blutenden Wunden ihres Herzens verharschen lassen zu können. In Konstanz also lebte sie jetzt einige glückliche Jahre, nichts wollend und verlangend, als nur Ruhe und Stille, vom Himmel kein anderes Glück begehrend, als nur dieses: den Sohn, den ihr das Schicksal als Ersatz für all ihre Leiden gelassen, zu einem starken, entschlossenen, willenskräftigen Mann zu erziehen. Auf die Erziehung dieses Sohnes war jetzt ihre ganze Aufmerksamkeit,

Digitized by Google

ihre ganze zärtliche Sorgfalt gerichtet. Sie ließ einen ausgezeichneten Gelehrten, Professor Lebas, aus Paris kommen, um bei dem jungen Prinzen die Stelle eines Erziehers zu übernehmen; sie selber unterrichtete ihn im Zeichnen, in der Musik, im Tanz, sie las mit ihm, sie sang mit ihm, sie machte sich zum Kinde, um ihrem einsamen Knaben den Spielgefährten zu ersetzen, den das Schicksal ihm entführt hatte. An den langen und stillen Abenden, wenn sie auf ihrer Chaise longue ruhte, ließ sie den Knaben auf einem Tabouret zu ihren Füßen niedersitzen und erzählte ihm von seinem großen Ohm und von dessen Heldenthaten und von Frankreich, seinem Vaterlande, das sie Beide für jetzt verstoßen habe, aber nach welchem zurückzukehren so lange sie lebten ihr heiligster Wunsch und ihr eifrigstes Bemühen seyn müßte. Dann begeisterte sie die Seele des Knaben mit der Schilderung der großen Schlachten, welche sein Onkel in Italien und am Nil, am Rhein und an der Donau gewonnen habe; und der stille bleiche Knabe mit den dunkeln, sinnenden Augen hörte ihr zu in athemloser Spannung und ein seltsames Zittern durchflog seine ganze schmächtige Gestalt, wenn seine Mutter ihm erzählte, wie sehr der Kaiser Frankreich geliebt und das, was er Großes und Herrliches vollbracht, er nur zu Frankreichs Ruhm und zu Frankreichs Ehre gethan habe. —

Oft sah man den kleinen Prinzen Louis Napoleon in Gedanken verloren vor dem Bilde seines großen Oheims stehen und dann, wenn er es verließ, eilte er hinaus und rief die Knaben der Nachbarschaft, um mit ihnen in dem großen Garten, welcher das Haus der Herzogin umgab, „Soldat und Kaiser" zu spielen und den Knaben die ersten Exercitien beizubringen. — Eines Tages hatte er im Eifer des Spiels ganz das Verbot seiner Mutter vergessen, die Grenzen des Gartens nicht zu überschreiten, und war mit seinen Soldaten hinaus marschirt ins Freie. Als man seine Abwesenheit bemerkte und ihn im Garten nicht fand, wurden alle Diener ausgeschickt, den Knaben zu suchen, und trostlos und weinend suchte die Herzogin mit ihren Damen trotz aller Kälte und des Schmutzes des aufthauenden Schnees im Garten umher. Plötzlich sahen sie den Knaben auf bloßen Füßen und in Hemdsärmeln durch den Schmutz und Schnee daher waten. Er war sehr erschrocken und verwirrt über dies unvermuthete Begegnen und gestand, daß eben, wie er vor dem Garten gespielt, eine Familie vorüber gekommen sey, so arm und zerlumpt, daß es schmerzvoll gewesen, sie nur anzusehen. Da er kein Geld bei sich gehabt, um es ihnen zu geben, so habe er dem einen Kinde seine Schuhe angezogen und das andere mit seinem Rock bekleidet.

Die Herzogin fand nicht den Muth, ihn zu schelten, sie beugte sich nieder und küßte ihren Sohn; als aber ihre Damen in laute Lobeserhebungen über ihn ausbrechen wollten, winkte sie ihnen zu schweigen und sagte laut, ihr Sohn habe nur gethan, was natürlich und gewöhnlich sey, und es bedürfe deßhalb keines Lobes.

Andere zu beschenken und zu erfreuen, war überhaupt eine Lieblingsneigung des kleinen Louis Napoleon. Eines Tages hatte Hortense ihm drei sehr schöne Knöpfe für sein Chemiset geschenkt und noch am selben Tage hatte der Prinz sie an einen seiner Freunde, der die Knöpfe bewundert hatte, wieder verschenkt.

Als Hortense ihrem Sohn darüber Vorwürfe machte und drohte, ihm Nichts wieder zu schenken, da er ihre Geschenke gleich wieder fortgebe, antwortete Louis Napoleon: „O, Mama, ich habe ja auf diese Weise doppelte Freude an Deinen Geschenken: einmal, indem ich diese Geschenke von Dir empfange, und zweitens, indem ich damit Anderen eine Freude machen kann."

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Schiffsbaukunst.

Ungeheure Fortschritte sind in neuerer Zeit in der Schiffsbaukunst gemacht worden. An die Segelschifffahrt hat sich die Dampfschifffahrt angereiht, letztere hat in der archimedischen Schraube eine neue Verbesserung erhalten; in diesem Augenblicke beschäftigt die Ericsson'sche Methode heißer Luft die Techniker; bald vielleicht wird der Dampf selbst durch eine einfachere und minder kostspielige Triebkraft ersetzt werden. Allein troz aller dieser Erfindungen spielt die Segelschifffahrt noch immer eine bedeutende Rolle im Welthandel, noch kann man ihrer bei weiten Fahrten, wie die nach den Meeren Indiens, Japans, Australiens, dem Kap, dem stillen Ozean, nicht entbehren, denn sowie die Dampfschifffahrt jetzt noch beschaffen ist, bedürfte es ungeheurer Ladungen von Brennmaterial, um die Dampfkessel während so langer Fahrten zu speisen, wenn man nicht unterwegs

Digitized by Google

eine Menge von Stationen errichten kann, an welchen die Dampfschiffe anlaufen und neue Vorräthe an Kohlen einnehmen könnten. Es ist leicht einzusehen, daß diese Hindernisse vollständig nicht beseitigt werden können, und somit ergibt sich die Nothwendigkeit, den Bau der Segelschiffe so viel als möglich durch neue Verbesserungen und Vervollkommnungen zu bereichern. Die Schiffsbauer haben es denn auch an Bemühungen dieser Art nicht fehlen lassen, und als vorzügliches Resultat derselben begrüßen wir eine Art von Schiffen, welche den Namen Klipper erhalten haben. Welchen Nutzen die Klipper für die überseeische Schifffahrt haben, zeigt allein schon der Umstand, daß die tüchtigsten Schnellsegler früher mindestens 140 bis 150 Tage brauchten, um die Reise zwischen England und Australien zurückzulegen, während ein Klipper dazu höchstens 110 Tage bedarf. Wir finden im Industriepalast das Modell eines sehr schönen Klippers, nämlich des James Baine von Liverpool, welcher den Paketdienst zwischen England und Australien versieht. Das Modell ist ohne Masten und Segel und ist der Länge nach in zwei Hälften getheilt, so daß man seine innere Einrichtung gehörig zu prüfen im Stande ist. Das Schiff ist hauptsächlich zum Transport von Auswanderern nach den australischen Golddistrikten bestimmt. Es besteht aus drei über einander liegenden Stockwerken, wie die eines Dreideckers, und hat außerdem noch einen großen Hauptsaal im Hinterdeck. Jede Etage ist in Zimmer oder in Kabinen und Speisesäle getheilt, welche mit allem nöthigen Mobiliar und Geräthe versehen sind. Die ganze Einrichtung zeigt, daß das Schiff ausschließlich für die Beförderung von Menschen eingerichtet ist und deßhalb wenig Raum für Waarenladungen hat. Wie sich von selbst versteht, sind es besonders Takelage und Anordnung des Segelwerkes, welche den Klippers ihre Schnellsegelkraft verleihen; das vorliegende Modell erlaubt nun aber nicht, das zu beurtheilen, da es, wie gesagt, ohne alle Takelage ist. Doch beruht der Vorzug der Klipper vor andern Segelschiffen auch besonders in dem kühnen Bau ihrer Schaale, deren zugespitzten Vordertheil, dem Schnabel eines Vogels ähnlich, die die Wogen weit vor sich spaltet. Der Klipper ist ein leichtes, langes, schmales, vorn zugespitztes Schiff, welches so gebaut ist, daß es zwischen den Wellen dahingleitet, letztere betten es so zu sagen ein, und die Winde vermögen nichts gegen dessen Vordertheil.

Unter den seefahrenden Nationen Europas haben nur England und Frankreich schöne Modelle von Schiffen ausgestellt, und zwar sind es meistentheils Modelle von Dampfschiffen. Nur Holland hat an den Ruhm vergangener Zeiten erinnern wollen, indem es mehrere Modelle von ältern Segelschiffen ausstellt. Indessen ist diese Sammlung lediglich von historischem Interesse, denn seit den Zeiten der Seehelden Tromp und de Ruyter hat die Schiffsbaukunst riesige Fortschritte gemacht. Aus Oesterreich sehen wir in der Mitte des großen Transeptes das Modell des Rhederdampfboots Franz Joseph; dasselbe ist in der Maschinenwerkstätte der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft gebaut zum Dienst zwischen Wien und Galacz. Es hat eine Tragfähigkeit von 280 Tonnen, ist 200 Fuß lang, 25 breit und $7^1/_2$ Fuß hoch und hat, bei voller Ladung, nicht über $3^3/_4$ Fuß Tiefgang, so daß es ungefährdet selbst die seichtesten, sandigsten Stellen des Stromes befahren kann. Man sieht es diesem Dampfer an, mit welcher Leichtigkeit er auf dem Wasserspiegel hingleiten muß; er legt denn auch drei Meilen in einer Stunde zurück, und zwar braucht er zur Thalfahrt von Wien nach Galacz vier Tage, zur Bergfahrt von Galacz nach Wien $6^1/_2$ Tage.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In der Wallachei ist kürzlich der Plan einer deutschen Colonisation angeregt worden. Die walachische Regierung hat den auswandernden Colonisten volle Abgabenfreiheit für die ersten drei Jahre und Befreiung von der Hälfte der Abgaben für die nächsten sieben Jahre zugesichert. Die Wallachei bietet der deutschen Einwanderung allerdings manche glänzenden Vortheile, namentlich den Reichthum eines Bodens, der keines Düngers bedarf, einen niedrigen Bodenpreis, ein im Ganzen angenehmes Klima, sowie eine leichte Verbindung mit der Heimath durch die Wasserstraße. Aber diese Vortheile werden zur Zeit noch doppelt aufgewogen durch die im Lande herrschende völlige Rechtsunsicherheit und die schlechte Verwaltung, welche den Colonisten das Aufkommen schlechterdings unmöglich machen.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 116. Freitag, 28. September 1855.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

10.

Das Schicksal schien endlich müde geworden, die arme Herzogin v. St. Leu zu verfolgen. Es gönnte ihr wenigstens einige friedliche Jahre der Ruhe und des Behagens, es erlaubte ihr wenigstens, an dem Busen der Natur auszuruhen von ihrer schmerzvollen Vergangenheit und in der Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften ihrer Leiden, ihrer Enttäuschungen und ihrer Kümmernisse zu vergessen.

Der Kanton Thurgau hatte, allen Anfeindungen der europäischen Großmächte ungeachtet, den Muth gehabt, der Herzogin v. St. Leu einen Aufenthalt innerhalb seiner Grenzen in demselben Moment anzubieten, als der Großherzog von Baden, gedrängt von Frankreich und Deutschland zugleich, Hortense aufgefordert hatte, Konstanz und sein Land überhaupt zu verlassen.

Hortense hatte daher das Erbieten des Schweizer Kantons dankbar angenommen und sich auf der Schweizer Seite des Bodensees ein Landgut gekauft, dessen wundervolle Lage auf der Spitze eines Berges unmittelbar am Ufer des Sees mit dem herrlichen Fernblicke auf die weite, üppige und mannigfaltige Gegend ringsum, mit den funkelnden Gletscherspitzen am fernen Horizont, dies kleine Landhaus zu einem der reizendsten und anmuthigsten Besitzthümer machte. Nach Arenenberg ließ Hortense jetzt, des Wanderns und Umherirrens müde, ihre Meubles aus ihrem Hotel in Paris, das sie verkauft hatte, bringen und es war für sie ein schmerzvoll süßes Erinnerungsfest, als alle diese Zeugen ihrer großen, glanzvollen Vergangenheit, diese Fauteuils, diese Teppiche und Zimmer-Verzierungen, diese Lustres und Spiegel, kurz all der Schmuck dieser Salons, in denen Hortense einst gewohnt war, Kaiser und Könige zu empfangen, aus ihren Kisten hervor kamen, um jetzt diese kleine, von außen durch ihre Umgebung so schöne, von innen so einfache und beschränkte Schweizer Villa zu zieren. Aber Hortense verstand es, Allem den Schimmer der Eleganz, der Zierlichkeit und des guten Geschmacks zu geben, sie selber übernahm es, ihr Haus zu ordnen und sie that es mit echt frauenhafter Geschicklichkeit und Freudigkeit. Und als Alles fertig und vollendet war, als sie endlich, mit dem Sohne an der Hand, durch die Reihe dieser Zimmer dahin schritt, wo jedes Meubel und jeder Schmuck sie an die Vergangenheit mahnte; als sie bedachte, in welchem Glanze sie sonst diese Sachen umgeben hatten, wie viel Verwandte, wie viel Freunde, wie viel Diener sich damals um sie geschaart, da überkam sie ein Gefühl unaussprechlicher Einsamkeit, schmerzvoller Verödung und sie sank nieder auf einen dieser Fauteuils, auf denen sonst ihre Verwandten, ihre Freunde gesessen und die jetzt immer leer und öde dastanden, und weinte bitterlich! — Aber es lag doch auch ein Trost darin, alle diese Sachen zu haben, welche ihr so bekannt und vertraut waren; es waren schweigende Freunde, welche dennoch so viel erzählten, so große Erinnerungen in ihr wach riefen und die einsame Königin oft zerstreuten und erheiterten. Ganz Arenenberg war wie ein Tempel der Erinnerung, jeder Stuhl, jeder Tisch, jedes Meubel hatte eine Geschichte und diese Geschichte sprach von Napoleon oder Josephinen, von den großen Tagen des Kaiserreichs!

In Arenenberg also hatte Hortense endlich eine dauernde Heimath gefunden, hier brachte sie den größten Theil des Jahres zu und nur wenn die rauhen Stürme des Herbstes kamen und mit

Digitized by Google

eisigem Hauch durch ihre fensterreiche, leicht gebaute Villa heulten, verließ sie ihre geliebte Einsamkeit und ging nach Rom, um dort die Winter-Monate zuzubringen, während ihr Sohn Louis Napoleon in Thun in der dortigen Artillerieschule den Studien oblag.

Und so gingen die Jahre hin, friedvoll und still, zuweilen auch freilich unterbrochen von neuem Leid und neuem Verlust. Im Jahre 1821 starb der Held, der Kaiser, dem neben der goldenen Lorbeerkrone jetzt noch eine Märtyrerglorie sein Haupt umleuchtete, auf der Felseninsel St. Helena. Im Jahre 1824 verlor Hortense ihren einzigen Bruder Eugen, den Herzog v. Leuchtenberg. Hortense hatte jetzt nichts mehr zu lieben, außer diesen beiden Söhnen, welche stark und kräftig erblühten, die Freude und der Stolz seiner Mutter, der Gegenstand des Mißtrauens, der Sorge und des ewigen Spähens aller europäischen Fürsten. Denn diese Söhne trugen auf ihrem Antlitz und in ihrem Wesen, in ihrem Namen und in ihrem Seyn zu deutlich die Erinnerung an die große Vergangenheit, die man nimmer hinweg zu leugnen vermochte, so lange die Napoleoniden noch lebten. Zeugniß von ihr abzulegen.

Und sie lebten und gediehen, den Bourbonen zum Trotz, sie lebten und gediehen, obwohl verbannt aus dem Vaterlande und gezwungen, ein thatenloses, unkräftiges, nach außen wirkungsloses Denkerleben zu führen.

Aber endlich schien es, als ob für sie, die verbannten Napoleoniden, auch wieder die Stunde des Glückes und der Freiheit schlagen sollte, als ob es auch ihnen wieder vergönnt seyn sollte, ein Vaterland zu haben, dem sie dienen, dem sie ihre Kräfte widmen könnten. Die Revolution von 1830 ließ ihre donnernde Stimme durch das zitternde Europa schallen, Frankreich stand und schüttelte seine Mähnen und zerschlug mit seiner Löwentatze den Thron der Bourbonen und verjagte die Jesuiten, welche hinter demselben gestanden und welche Karl X. den unheilvollen Rath gegeben, die Charte zu zerreißen, die Preßfreiheit zu vernichten und die Dragonaden und die Autodafés vergangener Zeiten wieder einzuführen. — Die Lilien der Bourbonen waren abgeblüht, die letzten Jahre fanatischer Jesuitentyrannei hatten ihnen die letzte Lebenskraft ausgedörrt und Frankreich schleuderte die welke Lilie aus seiner Erde fort, um eine neue, lebenskräftige, junge Pflanze an ihre Stelle zu setzen. Der Thron der Bourbonen war umgestürzt, aber das Volk, schauernd der blutigen Republik gedenkend, wollte diese vermeiden, es wollte einen Thron, einen König! Es streckte seine Hand nach demjenigen hin, der ihm am nächsten stand und der in den letzten Jahren die Sympathieen Frankreichs hatte zu gewinnen gewußt. Es wählte sich den Herzog von Orleans zum König, den Sohn Philipp Egalité's.

Louis Philipp, der begeisterte Republikaner von 1790, der damals die drei Worte der Republik: Liberté, Egalité, Fraternité, mit der Ueberschrift: Vive la Republique! sich in seinen Arm hatte brennen lassen, um sich als ächten Republikaner zu bewähren, Louis Philipp, der dann flüchtig, proscribirt in Europa umhergeirrt und als Schreib- und Sprachlehrer sich sein Brod hatte erwerben müssen, Louis Philipp ward jetzt König von Frankreich. — Das Volk rief ihn auf den Thron, es riß die weiße Fahne vom Dache der Tuilerien, aber es wußte keine andere, keine bessere darauf zu pflanzen, als die Tricolore des Kaiserreichs! — Beschattet von dieser Tricolore bestieg Ludwig Philipp den Thron und das Volk, dem die drei Farben die glorreiche Zeit des Kaiserthums zurückrief, das Volk jauchzte laut auf vor Entzücken und um seinen Sympathieen genug zu thun, forderte es für Frankreich — nicht den Sohn Napoleons, nicht Napoleon II. — sondern die Asche Napoleons und die Statue des Kaiserreichs auf dem Place Vendôme. — Louis Philipp gewährte ihm Beides, aber damit glaubte er auch den alten Sympathieen Frankreichs genug gethan zu haben. Er hatte die Tricolore des Kaiserreichs angenommen, er hatte versprochen, den Kaiser von der Vendôme-Säule aus über Paris wachen zu lassen und seine Asche nach Paris zu holen, — das waren genug der Liebesbeweise. Man konnte sie ungefährdet dem todten Napoleon gewähren, aber schlimmer wäre es gewesen, den lebenden Napoleoniden auch Liebesbeweise zu gewähren, denn das hätte leicht den jungen Thron Louis Philippe's selbst erschüttern und die Alliirten wieder nach Paris führen können. Denn der Haß gegen Napoleon lebte fort in den Napoleoniden und es war, wie Metternich sagte, „eine Frage des legitimen Princips, keinen Napoleon wieder auf dem Thron von Frankreich zu dulden." Die europäischen Mächte hatten also durch ihre Diplomaten dem neuen König von Frankreich ihre Bereitwilligkeit erklärt, ihn anzuerkennen, aber sie hatten eine Bedingung gestellt — die Bedingung, daß Louis Philipp das Verbannungsdekret gegen

Digitized by Google

die Napoleoniden erneuere. Louis Philipp hatte diese Bedingung angenommen und die Napoleoniden, welche kein anderes Verbrechen begangen, als daß sie die Brüder und Verwandten des Kaisers gewesen, wurden auf's Neue zum Exil verurtheilt!

Es war ein fürchterlicher Schlag für sie, dieses neue Verbannungs-Dekret, es traf sie wie ein zerschmetternder Blitz in ihren heiligsten Hoffnungen, ihrer glühendsten Sehnsucht und ihre Freude über die glorreiche Juli-Revolution verstummte unter den Seufzern einer neuen Enttäuschung.

Es blieb ihnen also nichts übrig, als ihr Leben so fortzusetzen, wie sie es einmal angenommen, und sich mit den Wissenschaften und Künsten zu trösten für die wieder entschwundene Hoffnung auf ein thatkräftiges und für Frankreich nutzvolles Leben.

Hortense entschloß sich also am Ende des Octobers 1830 wieder, wie alljährlich, Arenenberg zu verlassen und mit ihrem Sohn nach Rom zu gehen.

Aber dieses Mal wandte sie sich zuerst nach Florenz, wo ihr ältester Sohn Napoleon Louis, seit Kurzem an seine Cousine, die zweite Tochter des Königs Joseph, vermählt, mit seiner jungen Gattin lebte. Eine geheime, angstvolle Sorge beschäftigte das Herz der zärtlichen Mutter; sie fühlte und sah, daß diese Revolution Frankreichs ein ansteckendes Fieber für ganz Europa seyn werde und daß vor allen Dingen Italien sich dieser Ansteckung nicht entziehen könne. — Hortense beschwor demgemäß ihre Söhne, sich von allen gefährlichen Unternehmungen fern zu halten. Sie versprachen es ihr und beruhigten und erleichterten Herzens verließ Hortense mit ihrem jüngeren Sohn Louis Napoleon Florenz und begab sich mit ihm nach Rom.

Aber das sonst so ernste, feierliche Rom nahm in diesem Winter eine ganz neue, ungewöhnliche Physiognomie an. Man sprach in den Salons nicht blos mehr von Kunst und Poesie, vom Pantheon und vom St. Peter, man überlegte nicht mehr blos, wie man sich amüsiren wolle, sondern man sprach von Politik, von der Revolution in Frankreich und lauschte auf das Signal, welches verkündete, daß die Revolution in Italien ihren feierlichen Einzug gehalten. Und das Volk von Rom, welches sonst so harmlos und müßig in der Sonne zu liegen pflegte, es stand jetzt in dichten Gruppen auf der Straße und gar seltsame und unerhörte Worte waren es, welche die Polizei vernahm, wenn sie lauschend zu diesen Gruppen heranschlich. Aber sie hatte nicht mehr den Muth, diejenigen zu verhaften, welche diese Worte ausgestoßen, sie fühlte, daß es vielleicht nur solchen kleinen Anlasses bedürfe, um den Schleier zu zerreißen, unter dem die Revolution sich noch verborgen hielt. — Eine Revolution möglichst zu vermeiden, nicht indem man ihr den Anlaß und Grund, sondern indem man ihr die Mittel nahm, war daher das eifrige Streben des römischen Gouvernements. Der Sohn Hortensens, Louis Napoleon, schien dem Gouvernement ein Mittel, dessen sich die Revolution zu ihrem Zwecke bedienen konnte und das man daher entfernen mußte. Sein Name Napoleon, die dreifarbige Schabracke seines Pferdes, mit der er durch die Straßen Roms ritt, waren aufreizend für eine Bevölkerung, in dessen Adern schon das Fieber der Revolution pulsirte. Louis Napoleon mußte daher entfernt werden!

Der Gouverneur von Rom wandte sich mit dieser Forderung zuerst an den Großoheim des Prinzen, an den Kardinal Fesch, und bat ihn, der Herzogin v. St. Leu den Rath zu geben, den jungen Prinzen auf einige Wochen aus Rom zu entfernen. Aber der Kardinal erklärte mit edlem Zorn, daß sein Neffe, der nichts gethan, blos um seines Namens und seiner Schabracke willen Rom nicht verlassen und daß er niemals der Herzogin v. St. Leu diesen Rath geben werde.

Das Gouvernement von Rom entschloß sich also zu energischeren Mitteln. Er ließ das Hotel der Herzogin von Soldaten umzingeln, während ein Offizier des Papstes sich der Herzogin vorstellte und dem Prinzen Louis Napoleon ankündigte, daß er den Befehl erhalten habe, ihn sofort aus Rom zu bringen und bis an die Grenze zu geleiten.

Die Angst vor dem nahenden Unheil ließ die Regierung die Achtung vergessen, welche man edlem Unglück schuldig ist, und man wies den Neffen des Kaisers daher gleich einem Verbrecher fort!

Hortense empfing diesen Ausweisungsbefehl für ihren Sohn fast mit Freude. Fern von Rom schien er ihr mehr gesichert vor der Revolution, deren nahen Ausbruch sie ahnte, und sie war es daher sehr wohl zufrieden, den Prinzen nach Florenz zu seinem Vater gehen zu lassen, weil sie ihn dort sicher glaubte vor den gefährlichen politischen Verleumdungen, die ihn in Rom bedrohten.

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Schiffsbaukunst.

(Fortsetzung.)

Ein anderes Modell, welches ebenfalls im Transept aufgestellt ist, gehört den Messageries Imperiales in Paris, welche, seitdem die Eisenbahnen ihre Thätigkeit beschränkt haben, die großen Dampfschiffslinien auf dem mittelländischen und auf dem schwarzen Meer in ihren Kreis genommen haben. Das in Rede stehende Modell ist das des Paketboots le Danube, welches den Dienst zwischen Marseille und den Häfen des schwarzen Meers zu versehen bestimmt ist; es ist ein Schraubenboot, und zwar nach dem Ausspruch aller Fachmänner, eines der schönsten und vollendetsten seiner Art. Das Modell ist nach dem Maßstabe von 1 : 15 verfertigt, und zwar in der Werkstätte der Gesellschaft zu La Ciotat. Eine zierlich aus Kupfer gearbeitete Miniaturdampfmaschine setzt die Schraube in Bewegung, und, da der ganze Apparat offen dasteht, so kann auch der Unkundige sich über diesen geistvollen Mechanismus belehren. Das Dampfboot, welches gegenwärtig nach diesem Modell gebaut wird, ist 231 Fuß lang, 31½ Fuß breit, 19 Fuß tief und 12⅔ Fuß Tiefgang. Die Maschine hat 370 Pferdekraft, und die Schnelligkeit des Schiffes ist auf dreizehn Knoten oder 3½ deutsche Meilen in der Stunde berechnet, eine der größten Schnelligkeiten, die bis jetzt auf dem Meere erzielt worden sind. Die Maschinenwerkstatt zu La Ciotat beschäftigt 1500 Arbeiter und fertigt alle auf den Schiffsbau bezüglichen Arbeiten, sowie die Maschinen, die zum Ameublement gehörigen Gegenstände u. s. w. Aus England sehen wir ein Modell des Schraubendampfers Himalaya, des größten Schiffes dieser Art, welches bis jetzt gebaut worden ist; es geht aus der Werkstatt von Mare u. Comp. in London hervor. Seine Tragfähigkeit beträgt 3550 Tonnen, und seine Maschine hat 700 Pferdekraft. Ursprünglich wurde dasselbe von der ostindischen Compagnie bestellt, später aber von der englischen Regierung zum Truppentransport zwischen Marseille und der Krim angekauft. Dasselbe Etablissement stellt ein Modell des Dampfschiffes Venus aus, welches den Dienst auf der Themse versieht. Dasselbe ist, wie das österreichische Dampfschiff Franz Joseph, sehr lang, sehr schmal, vorn spitz und überhaupt leicht und graziös gebaut. Neben diesem Modell befindet sich das der Staatsbarke des Lordmayor von London; man bemerkt daran einen großen Luxus von Ornamenten und Draperieen in Sammt und Gold, ganz wie an den früher üblich gewesenen kaiserl. Staatsböten. Die Barke sieht übrigens sehr altmodisch aus und macht neben den modernen Schnellseglern denselben Effekt, den ein indischer Palankin neben einem Eisenbahnwaggon machen würde.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Unter den Spielereien in der Pariser Ausstellung war ein Gegenstand, welcher die Königin und den Prinzen von Wales sehr unterhalten hat. Es ist dies ein Gardegrenadier, eine Art von Gargantua, welcher neben dem Malakoffthurme sitzt, den er zwischen seinen Knien hält. Von Zeit zu Zeit öffnet er den Mund und athmet stark, worauf ein Kosak, angezogen durch das heftige Athmen, von dem Thurm in den ungeheuren Mund des Grenadiers herabspringt, der ihn, indem er die Augen verdreht, verschlingt. Dieser fürchterliche Krieger verschlingt auf diese Weise fünfzehn Russen in der Minute.

Der einst so berühmte Sänger Ronconi, der sich in Granada niedergelassen, hat dort, wo die Cholera so verheerend wüthet, ein großes Spital aus eigenen Mitteln gegründet, wo Kranke auf seine Kosten Heilung und Pflege finden.

Räthsel.

1.

Langsamer geht das stärkste Pferd,
Wenn man die Zuglast ihm erschwert;
Doch mich bewegt's zu schnellrem Lauf,
Wenn man mehr Last mir bürdet auf.

2.

Ich stelle deinem Blicke dar,
Was früher als ein And'res war,
Auch wird nicht selten dir ein Bund,
Scharfsinn'ger Leser, durch mich kund.

Auflösung der Charaden in № 113:
1. Purpur. 2. Leichtsinn. 3. Waldhorn.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 117. Sonntag, 30. September 1855.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

11.

Das Gefürchtete traf endlich ein. Italien erhob sich, wie es Frankreich gethan. In Modena brach der Sturm zuerst los. Der Herzog sah sich genöthigt, zu entfliehen und eine provisorische Regierung unter dem General Menotti setzte sich an seine Stelle. Aber während das in Modena geschah, feierte das römische Volk jubelnde Feste zu Ehren des neuen, eben gewählten Papstes Gregor XVI., der statt des verstorbenen Papstes Pius VIII. den Stuhl von St. Peter bestiegen hatte, und der Jubel der Thronbesteigung und des Karnevals schien die Römer allein zu beschäftigen. — Unter der lachenden Maske der Karnevalslust verbarg die Revolution ihr ernstes und drohendes Angesicht und erst unter dem lauten Jubel des Fastnachtsdienstages wollte sie ihr wahres Antlitz zeigen. Das Volk hatte an diesem Tage immer mit Confetti und Blumen geworfen, diesmal wollte es mit Steinen und Kugeln den Fastnachtsdienstag begrüßen, diesmal wollte es nicht in der Harlekinsjacke erscheinen, sondern in seiner wahren Gestalt, ernst, groß, gebieterisch, seiner selbst und seines Willens sich bewußt.

Aber das Gouvernement hatte von dem Plane der Verschwornen, die Corsofahrt des Fastnachtsdienstages zum Ausbruche der Revolution zu benutzen, Nachricht erhalten und der Corso ward daher eine Stunde vor dem Beginn desselben untersagt. Das Volk empörte sich gegen das Verbot und die Revolution, die man hatte unterdrücken wollen, brach aus. Der Donner der Kanonen, das Geschmetter des Gewehrfeuers erschallte jetzt in den Straßen von Rom und überall setzte das Volk den Soldaten des Papstes einen festen und energischen Widerstand entgegen. Der neue Papst erzitterte im Quirinal, die alten Kardinäle verloren den Muth und wichen bei jedem Schritt, den die Insurgenten vorwärts thaten, entsetzt einen Schritt zurück. Gregor fühlte, daß die kaum erst gewonnene Papstkrone schon im Begriffe war, von seinem Haupt zu fallen und unter den Füßen des siegreichen Volkes zertreten zu werden, er wandte sich also an Oesterreich und bat um Hilfe und Beistand.

Das alte Italien hatte das alte Oesterreich um Hilfe angerufen, das junge Italien hoffte auf die Hilfe des jungen, neuerstandenen Frankreichs. Aber Frankreich verläugnete seinen italienischen Bruder, es verläugnete seinen eigenen Ursprung und kaum hatte die Revolution auf dem neu errichteten Königsthron sich nieder gelassen und sich mit der Krone und dem Purpurmantel bekleidet, als sie schon, um ihrer eigenen Sicherheit willen, reaktionär ward und sich selber verläugnete.

Rom wollte das drückende Joch abschütteln, das ganze Volk war begeistert und auf den Straßen Roms, auf denen man sonst gewohnt war, heiligen Prozessionen und Schaaren von Mönchen zu begegnen, hörte man nur Freiheitslieder, sah man nur die Jugend mit triumphirender Miene einherschreiten. Die Fremden, entsetzt über diese Veränderung, verließen schaarenweise die heilige Stadt und eilten ihrer Heimath zu. Hortense wollte bleiben, sie wußte, daß sie vom Volk nichts zu fürchten habe, denn Alles, was sie schlimmes getroffen, war ihr immer von den Fürsten gekommen. Hortense also mußte bleiben, als sie Briefe von ihren beiden Söhnen erhielt, welche sie angstvoll beschworen, Rom zu verlassen und ihr anzeigten, daß sie in dieser Stunde Beide Florenz verließen, um ihrer Mutter

Digitized by Google

entgegen zu eilen. Hortense schrie laut auf, als sie las, sie, welche auf Erden kein Glück mehr kannte und begehrte, als das Glück ihrer Kinder, sie, welche immer nur zu Gott betete, „daß es ihren Kindern wohl ergehen und sie vor ihnen sterben möge," sie fühlte jetzt, daß eine furchtbare Gefahr ihre Söhne bedrohte, daß sie im Begriff seyen, von den Wogen der Revolution mit fortgerissen zu werden. Sie hatten Florenz, sie hatten ihren Vater verlassen, sie befanden sich auf dem Wege nach Rom, das heißt auf dem Wege der Revolution, welche sie mit jubelnder Stimme zu sich rufen und den Namen Napoleon als Standarte vor sich hertragen würde!

Aber noch war es vielleicht Zeit, sie zu retten, noch mochte es Hortensens Bitten und Flehen gelingen, ihre Söhne zurück zu halten von dem Abgrund, dem sie im Rausch der Begeisterung entgegen taumelten. Hortense fühlte sich kraftvoll, entschlossen und muthig, als sie das dachte, und an demselben Tage noch, an welchem sie die Briefe erhalten, verließ sie Rom, um ihren Söhnen entgegen zu eilen. Noch hoffte sie, daß es Zeit sey, sie zu retten; bei jedem heranrollenden Wagen meinte sie ihre Söhne zu sehen und ihren leuchtenden Augen zu begegnen, — aber umsonst! Sie hatten geschrieben, daß sie ihr entgegen kommen würden, aber sie waren nicht da! — Vielleicht indeß hatten sie den Vorstellungen ihres Vaters Gehör gegeben, vielleicht waren sie in Florenz geblieben, um dort ihre Mutter zu erwarten.

So langte Hortense, von Furcht und Hoffnung gequält, in Florenz an und fuhr zu dem Hotel, in welchem ihr Sohn Louis Napoleon gewohnt hatte. Ihre Füße trugen sie kaum, sie hatte kaum die Kraft, nach ihrem Sohn zu fragen, — Niemand wußte von ihm, er war nicht da!

Aber er konnte bei seinem Vater seyn und dahin sandte Hortense jetzt, um Nachricht von ihren Söhnen zu holen. Der Bote kam zurück, allein, traurig, — ihre Söhne waren abgereist! — Sie waren Beide der Revolution gefolgt, welche vor ihren entzückten Ohren die Jubel-Hymnen der Freiheit erschallen ließ. Der General Monetti hatte sie im Namen Italiens aufgefordert, die Sache der Freiheit und des Rechts mit ihrem Namen und mit ihrem Arm zu unterstützen, und sie hatten nicht den Willen gehabt, diese Aufforderung zurück zu weisen.

Ein Diener, den ihr jüngerer Sohn zurück gelassen, übergab der Herzogin einen Brief von ihm, ein letztes Abschiedswort an seine geliebte Mutter. „Deine Liebe wird uns verzeihen," schrieb ihr Louis Napoleon, „wir haben Verpflichtungen übernommen, wir können uns ihnen nicht entziehen und der Name, den wir tragen, verpflichtet uns, den unglücklichen Völkern, wenn sie uns rufen, beizustehen. Ich bitte meiner Schwägerin die Sache vorzustellen, als ob ich es gewesen, der ihren Gemahl verlassen hat; er betrübt sich darüber, ihr eine Handlung seines Lebens verborgen zu haben." —

Die Begeisterung der Jugend hatte also jede andere Rücksicht verstummen gemacht und die beiden Söhne der Herzogin v. St. Leu, die beiden Neffen des Kaisers Napoleon, standen an der Spitze der Revolution. Von Foligno bis Civita-Castellana organisirten sie die Vertheidigung und die jungen Leute der Städte und Dörfer strömten freudig zu ihren Fahnen herbei und gehorchten den Prinzen Napoleon als ihren Herren; die Schaaren, welche die beiden Prinzen anführten, waren kaum bewaffnet, aber sie zogen dennoch muthvoll weiter und wollten jetzt versuchen, Civita-Castellana zu nehmen, um die dort seit acht Jahren in dumpfen Kerkern schmachtenden Staatsgefangenen zu befreien.

Das waren die Nachrichten, welche die Couriere heimbrachten, die Hortense mit flehenden Briefen an ihre Söhne geschickt, um sie zur Rückkehr zu bewegen. Es war zu spät, sie wollten und sie konnten nicht mehr zurück! Ihr Vater rang in verzweiflungsvollem Jammer die Hände und beschwor seine Gemahlin, da er selber durch Krankheit und Gicht an seinen Lehnstuhl gefesselt war, Alles zu thun, um seine und ihre Söhne der furchtbaren Gefahr zu entreißen, in welcher sie sich befanden. Denn die Revolution war verloren, das fühlten, das sahen schon alle Besonnenen, — aber die Jugend wollte es nicht sehen. Einer der Söhne der Princessin von Canino, der Gemahlin Lucian Bonaparte's, war heimlich dem Schlosse seines Vaters entflohen, um zu den Insurgenten zu gehen. Es gelang, ihn aufzufinden und mit Gewalt zurück zu führen, und da die Familie dem Papst Dank schuldig war, weil er die Fürstenthümer Canino und Musignano für Lucian Bonaparte und seinen ältesten Sohn gründet hatte, griff man zu den äußersten Mitteln, um den jungen Prinzen zu verhindern, gegen die Truppen des Papstes zu kämpfen. Die Fürstin Canino erwirkte es von dem Großherzog von Toscana als eine Gnade, daß sie für ihren Sohn einen Platz in einem der Staatsgefängnisse von Toscana erhielt und

Digitized by Google

dahin brachte man ihn während der ganzen Dauer der Revolution.

Man schlug der Herzogin von St. Leu vor, dasselbe Auskunftsmittel anzuwenden, aber trotz ihrer Angst und ihrer Sorge, trotzdem daß sie Tag und Nacht ruhelos und in fieberischer Unruhe in ihren Zimmern umherirrte, lehnte sie es ab. Sie wollte ihre Söhne nicht einer solchen Demüthigung äußeren Zwanges unterwerfen; wenn ihre eigene Vernunft, wenn das Flehen und Bitten ihrer Mutter sie nicht zurück zu führen vermochte, sollte die Gewalt es nicht thun. Indeß war die ganze Familie bemüht, Alles anzuwenden, jedes Mittel zu ergreifen, um die beiden Prinzen Napoleon der Revolution zu entreißen, welche auf's Neue den Namen Napoleon den zürnenden Fürsten Europa's verdächtigen mußte. — Der Kardinal Fesch und der König Jerome beschworen ihre Neffen in flehenden, dann befehlenden Briefen, die Armee der Insurgenten zu verlassen. Im Einverständniß mit ihrem Vater Louis Bonaparte schrieben sie an das provisorische Gouvernement von Bologna, daß der Name der beiden Prinzen der Sache der Revolution schade, an den General Armandi, den Kriegsminister der aufrührerischen Regierung, um ihn zu bitten, die Prinzen von der Armee zurück zu berufen. Alle Welt, Freund und Feind vereinigte sich, um den Eifer und die Anstrengungen der beiden Prinzen zu neutralisiren und ihnen zu beweisen, daß sie der Sache, welcher sie ihren Namen liehen, nur schaden könnten, daß man die Revolution vielleicht gewähren ließe und sie von den auswärtigen Mächten vielleicht als eine innere Angelegenheit Italiens betrachtet werde, in die man sich nicht zu mischen habe, daß man aber unerbittlich seyn werde, sobald der Name Napoleon sich an die Spitze der Revolution stelle, um vielleicht aufs Neue die Throne Europa's zu erschüttern.

Die beiden Prinzen gaben endlich so vielen Bestürmungen, so vielen Vorstellungen nach; sie legten sofort ihre Commandos nieder und entsagten dem Range, den man ihnen in der Armee der Aufständischen gegeben, — aber da es ihnen nicht mehr vergönnt seyn sollte, der Revolution mit ihrem Namen und mit ihrem Kopf zu dienen, wollten sie ihr wenigstens mit ihrem Arm dienen. Sie legten also ihre Commandos nieder, aber sie wollten bei der Armee bleiben ohne Grad und ohne Rang als einfache Soldaten und Volontairs. Und als ihr Vater, als ihre Onkels, damit noch nicht zufrieden, noch ferner in sie drangen, da erklärten die beiden Prinzen, daß, wenn man sie noch ferner grausam quälen werde, sie nach Polen gehen und dort der Revolution dienen würden. —

Eine österreichische Flotte kam jetzt in's adriatische Meer, ein österreichisches Heer näherte sich von allen Seiten den aufständischen italienischen Provinzen; schon hatte es Modena wieder erobert, schon flohen die Insurgenten schaarenweise vor den Kanonen Oesterreichs, deren donnernde Salven die Hoffnungen der italienischen Jugend auf's Neue zerschmettern sollten.

Jetzt sprang Hortense wie eine gereizte Löwin empor, glühend vor Enthusiasmus, vor Muth und Thatkraft. Die Gefahr war da, sie mußte ihre Söhne retten! Sie hatte lange überlegt, wie sie es anzufangen, wohin sie sich mit ihnen zu wenden habe. Sie war entschlossen gewesen, mit ihnen nach der Türkei zu gehen und sich in Smyrna mit ihnen niederzulassen, aber die österreichische Flotte, welche das adriatische Meer jetzt beherrschte, machte diesen Plan unausführbar. Jetzt, in dieser Stunde höchster Gefahr durchleuchtete es ihre Seele wie ein Blitz und auf einmal wußte sie den Weg der Rettung.

„Ich werde sie auf dem Weg entführen," sagte sie zu sich selber, „auf welchem man sie am wenigsten suchen wird, ich werde sie durch Frankreich, durch Paris führen. Ein Todesdekret schwebt dort über ihren Häuptern, aber das kümmert mich nicht; die Freiheit, die Gerechtigkeit, die Menschlichkeit wird immer noch so viel Gewalt über Frankreich haben, als daß ich Ernstes zu fürchten hätte. Ich muß meine Söhne retten, der Weg durch Frankreich ist der Weg der Rettung, ich gehe ihn also!"

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Schiffsbaukunst.

(Schluß.)

Weiter stellen Searle und Sohn in London ein Boot aus, dessen Länge außer allem Verhältnisse zu seiner Breite steht. Dieses Boot, welches horizontal an der im Transepte aufgestellten englischen Marinetrophäe angebracht ist, sieht beinahe wie ein Schiffsrad aus. Wenn man sich nämlich ein solches Rad von etwa 1' 3" Durchmesser und an dem dicksten Theile desselben ein Loch gebohrt denkt, groß genug, um einen einzigen Menschen in sitzender Stellung aufzunehmen, fer-

Digitized by Google

ner zu beiden Seiten eiserne Klammern, um den Rudern als Stützpunkte zu dienen, so hat man ein vollständiges Bild von diesem merkwürdigen Boote, welches, da es der Strömung des Wassers keinen Widerstand leistet, mit unglaublicher Schnelligkeit geht. Es hat beinahe die Gestalt eines Pfeiles, mit dem es ja auch die Geschwindigkeit gemein hat. Seine Länge beträgt 31' 4" bei 1' 3" Breite, und hat dabei außerordentlich geringes Gewicht. In der englischen Ausstellung findet man außerdem noch mehrere Rettungsboote; das sinnreichste Boot dieser Art ist das sogenannte Ozean-Expreßboot von J. Burch in Cragh-Hall. Dasselbe besteht aus zwei Schiffen, welche in einander gefügt sind und im Moment der Gefahr von einander getrennt werden. Wenn nämlich der Theil des Schiffes, wo Kiel und Schraube liegen, sinkt, so kann die Mannschaft sich auf den abgelösten hintern Theil retten und mit diesem Rumpfschiffe den nächsten Hafen aufsuchen. Ein Rettungsboot anderer Art stellt Plenty in Newsport aus. Dasselbe besteht aus zwei Gestellen, zwischen welchen sich ein mit Luft gefüllter und dem Wasser unzugänglicher Raum befindet. Wenn nun das Schiff sich mit Wasser füllt, so verhindert der mit Luft gefüllte Raum dasselbe am Sinken und erhält es über dem Wasserspiegel. Noch haben wir eines tragbaren Bootes aus Kautschuk zu erwähnen, das von seinem Erfinder zu einem Luftboote bestimmt ist, jedoch sehr wohl auch als Rettungsboot dienen könnte; in zehn Minuten kann man es nämlich aufblasen, und in einem Nu kann man die Luft wieder herauslassen und das Boot wieder zusammenklappen. Von französischen Schiffsmodellen erwähnen wir noch das Modell des durch den orientalischen Krieg bekannt gewordenen Kriegsdampfers Napoleon von 92 Kanonen und 950 Pferdekraft; das Modell des Hintertheils des Kriegsschraubendampfers Arcole; das Modell des Apparates, welcher bei dem vom Stapellassen des Kriegsschiffes Ulm angewandt wurde; endlich das Modell eines für den Kanaldienst bestimmten kleinen Transportschiffes, an welchem die Räder hinten angebracht sind.

Mannigfaltiges.

Warum ist das Schweinenfleisch so theuer? Dieser Tage kommt ein Schweinemetzger zu einem Müller und sieht dessen zwei fette Schweine an. Er möchte sie gerne haben, kann sich aber mit dem Müller über das Gewicht nicht einigen. Der Metzger schätzt beide zu 500 Pfund, der Müller höher. Nach langen Hin- und Herreden machte der Müller dem Metzger den Vorschlag, er solle 500 Pfund an den Schweinen umsonst, ganz frei haben, wenn er für jedes weitere Pfund einen Kronenthaler bezahle. Der Metzger geht auf die Sache ein und es wird ein schriftlicher Kaufsvertrag aufgesetzt. Die Schweine werden gestochen und gewogen und siehe, das Gewicht machte gerade 600 Pfund aus. 13 Pfund noch gelingt es dem Metzger durch Eingeweide und Abfall wegzubringen; gleichwohl kosten noch 587 Pfund Schweinefleisch 234 fl. 54 kr. baar. Schätzen kann fehlen!

Um die vielen Verfälschungen der Nahrungsmittel zu erforschen, hat sich in London ein besonderer Verein gebildet. Vier Jahre hindurch ist durch die Mitglieder eine Menge interessanter Thatsachen ermittelt worden, welche der Chemiker Hassal in einem gedruckten Bericht vor Kurzem veröffentlicht hat. Wir entnehmen daraus: In London geht besonders der Handel mit krankem Fleisch ins Große. Geschworne Zeugen haben versichert, daß jede Quantität für 1 Penny (3 Kreuzer = 10 Pfennige) das Pfund innerhalb 24 Stunden angebracht werden könne. Der Handel wurde lange vornehmlich von einigen Viehassecuranz-Gesellschaften betrieben, welche sich das kranke Vieh von den Versicherten abliefern ließen und zu ihren Schlachthäusern 20 Stunden von London brachten. Dort wurde der Patient geschlachtet und sein Fleisch in Gestalt von Bouillontafeln, Pasteten und Würstchen wieder nach London gesandt. — Das Brod wird mit Kartoffelmehl und Alaun gefälscht. Letzterer gibt der Waare ein helleres Aussehen und zieht Wasser an, wodurch das Gewicht schwerer wird. — Milch vermischt man mit der Flüssigkeit der „eisenschwänzigen Kuh" (dem Pumpbrunnen) und setzt Mehl, Stärke, Thrial zu.

Auflösung der Räthsel in № 116:

1. Die Gewichtuhr.
2. Ehe.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 118. Dienstag, 2. Oktober 1855.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Hortense ging jetzt an die Ausführung ihres Planes. Sie ließ einen in Florenz lebenden Engländer, dessen Familie sie einst in Frankreich wichtige Dienste geleistet, zu sich bitten und bat ihn, ihr einen Paß zu verschaffen für eine englische Dame, die mit ihren beiden Söhnen durch Frankreich nach England reisen wolle. — Der Lord verstand sie und war freudig bereit, ihr und ihren Söhnen zu dienen und hülfreich zu seyn. — Schon am andern Tage brachte er ihr den geforderten Paß und Hortense, welche wohl wußte, daß, um ein Geheimniß zu bewahren, man gar keine Vertrauten haben müsse, erklärte jetzt sowohl ihrem Gemahl, als ihrer Familie und ihren Freunden, daß sie entschlossen sey, ihre Söhne aufzusuchen und sich mit ihnen in Ancona nach Corfu einzuschiffen! — Sie verlangte zu diesem Zweck von dem Gouvernement von Toscana einen Paß und er ward ihr bewilligt.

Ihre Söhne befanden sich jetzt noch in Bologna, aber schon in wenigen Tagen mußte diese Stadt von den Oesterreichern genommen seyn und Alles war verloren, wenn Hortense ihnen nicht zuvorkam. Sie sandte einen vertrauten Diener als Courier an ihre Söhne und ließ ihnen ihre Ankunft melden, dann sobald die Nacht dunkelte, brach sie selber, nur von einer Gesellschaftsdame begleitet, auf. Sie war muthig, entschlossen und stark, denn es galt ihre Söhne, ihr einziges Glück zu retten!

Bald hatte ihr rasch dahin rollender Wagen die Grenze Roms überschritten und sie befand sich jetzt in dem von den Insurgenten noch besetzten Theile des Landes. Alles athmete hier noch Muth und Vertrauen. — Die Armee der Aufständischen befand sich bei Bologna und hielt außerdem noch die beiden Städte Terni und Soleto besetzt, das sie muthvoll gegen die päpstlichen Truppen vertheidigt hatten. Jedermann erwartete, daß es bald zu einer entscheidenden Schlacht kommen werde und Jedermann sah derselben mit freudiger Siegesgewißheit entgegen.

Hortense brachte indeß in Foligno, wo sie geblieben war und wo sie ihre Söhne erwarten wollte, traurige Tage der Erwartung, der Spannung zu, erschreckend vor jedem Geräusch und immer mit angstvoll klopfendem Herzen dem Moment entgegen sehend, wo ihre Söhne flüchtig, vielleicht mit Wunden bedeckt, vielleicht sterbend zu ihr kommen würden, um ihr zu sagen, daß Alles verloren sey!

Endlich ließ die Unruhe, die Sorge sie nicht fernerhin mehr in Foligno weilen. Sie mußte ihren Söhnen näher seyn, die Gefahren, die sie bedrohten, in der Nähe kennen oder am liebsten sie mit ihnen theilen. Hortense verließ also Foligno, um nach Ancona zu gehen. — Auf der ersten Station angelangt, sah sie einen Mann aus einem Kaleschwagen steigen und sich ihr nähern. Er war ihr unbekannt und doch erzitterte sie bei seinem Anblick in ahnungsvollem Schrecken. Das Herz der Mutter fühlte schon den Schlag, der ihrer wartete. Dieser Mann war ein Abgesandter ihrer Söhne.

„Der Prinz Napoleon ist krank," sagte er ihr.

Hortense erinnerte sich, daß man ihr gesagt, die Rötheln grassirten in der Gegend.

„Er hat die Rötheln!" rief sie angstvoll.

„Ja," erwiederte der Mann, „er hat die Rötheln und er verlangt nach Ihnen, Madame!"

„Oh," rief Hortense entsetzt, „wenn er nach mir verlangt, dann ist er sehr krank! Vorwärts,

Digitized by Google

vorwärts jetzt, so rasch die Pferde jagen können, ich muß zu meinem Sohn!"

Und vorwärts ging es in rasender Eile, Hortense, athemlos, bebend, bleich vor Entsetzen, lehnte am Wagen, ohne Thränen, ohne Klagen, nur zuweilen vor sich hinmurmelnd:

„Nein es ist unmöglich! Ich habe schon zu viel gelitten! Der Himmel ist gerecht, er wird mich nicht noch unglücklicher machen wollen! Er wird mir den Sohn erhalten!"

Rasch geht es weiter von Station zu Station, immer näher dem Ziel zu. Aber je näher dem Ziel, desto trauriger werden die Gesichter, denen sie begegnet. Auf jeder Station, wohin Hortense kommt, sammeln sich Gruppen von Menschen um ihren Wagen und Alle schauen sie an mit tieftraurigen Mienen und auf jeder Post hört sie es um sich her murmeln: „Napoleon ist todt! Arme Mutter! Napoleon ist todt!"

Hortense hörte es, aber sie glaubte es nicht! Es sind nicht die Menschen, welche das sprechen, es ist nur die Angst ihres Herzens! Ihr Sohn ist nicht todt, er kann nicht todt seyn! Napoleon lebt, ja, er lebt!

Und wieder murmelt und klagt das Volk um ihren Wagen: „Napoleon ist todt!"

Hortense sitzt bleich, bewegungslos, in dumpfem Hinbrüten in ihrem Wagen. Ihre Gedanken verwirrten sich, ihr Herz schlägt kaum noch!

Jetzt ist sie am Ziel, in Pesaro, jetzt hält ihr Wagen vor dem Hotel, wo ihre Söhne ihrer warten! Da stürzt ein junger Mann, bleich, sein Antlitz mit Thränen überfluthet, aus dem Thor an ihren Wagen. Hortense erkennt ihn und streckt ihm die Arme entgegen! Es ist ihr Sohn Louis Napoleon, und wie sie sein bleiches, kummervolles Gesicht, seine vom Weinen gerötheten Augen sieht, da erkennt die unglückliche Mutter die Wahrheit! Ja, es war nicht ihr Herz, es war das Volk, welches die Schreckensworte gesprochen: „Napoleon ist todt! Arme Mutter! Napoleon ist todt!"

Mit einem herzzerreißenden Aufschrei sinkt Hortense bewußtlos zusammen. —

Aber Hortense hatte jetzt nicht Zeit, den Sohn zu beweinen, den sie so sehr geliebt hatte, es galt, den Sohn zu retten, der ihr geblieben war und den sie nicht minder liebte, auf den sie jetzt alle ihre Liebe, ihre Zärtlichkeit concentriren mußte.

Sie muß ihren Sohn retten! Dieser Gedanke machte sie wieder gesund und stark. Man sagte ihr, daß die Autoritäten von Bologna sich schon den Oesterreichern unterworfen haben, daß die Armee der Insurgenten zerstreut und flüchtig umher irrt, daß man schon in der Ferne österreichische Schiffe sieht, welche vielleicht Truppen bei Sinigaglia landen wollen, um die Insurgenten zu umzingeln und jede Flucht unmöglich zu machen.

Diese Nachrichten erweckten Hortense aus ihrem Schmerz und riefen ihre Energie wieder wach. Sie befahl, sogleich anzuspannen und fuhr mit ihrem Sohn nach Ancona, offen vor aller Welt, damit Jedermann wisse, daß sie von dort mit Louis Napoleon sich nach Corfu einschiffen wolle. In Ancona, unmittelbar am Ufer des Meeres, lag das Palais ihres Neffen und dort stieg Hortense ab. Die Wogen des stürmenden und brausenden Meeres schlugen zuweilen hoch empor bis zu den Fenstern des Zimmers, welches die Herzogin bewohnte, sie konnte von dort aus den Hafen sehen und die Schaaren der Flüchtlinge, die sich am Ufer drängten, um sich auf die kleinen elenden Schiffe zu retten, welche da vor Anker lagen.

Und es war für diese Armen die höchste Zeit, sich zu retten. Die Oesterreicher zogen im Sturmschritt heran; sie hatten, indem sie das päpstliche Gebiet betraten, eine Amnestie proklamirt, von welcher indeß der Prinz Louis Napoleon, der General Zucchi und die Modeneser ausgenommen waren. Die Fremden, die an der Insurrection Theil genommen, sollten ergriffen und nach der Strenge der Gesetze gerichtet werden.

Die jungen Leute, welche von Modena, von Mailand und aus allen Theilen Italiens herbeigeströmt waren, um der römischen Revolution beizustehen, mußten jetzt also eilen, sich vor den verfolgenden Oesterreichern zu retten.

Auch für Louis Napoleon gab es keinen Aufschub mehr; jeder verlorne Augenblick konnte die Flucht unmöglich machen! Hortense fühlte sich krank, bis zum Tode erschöpft, aber sie hatte jetzt nicht Zeit, an sich zu denken, sie mußte erst ihren Sohn retten, dann konnte sie sterben, aber früher nicht. Sie war ganz ruhig, ganz gefaßt und mit ruhiger Besonnenheit bereitete sie ihre doppelte, ihre fingirte und ihre wirkliche Abreise vor.

Oeffentlich wollte sie mit ihrem Sohn sich nach Corfu einschiffen, im Geheimen wollte sie mit ihm durch Frankreich nach England entfliehen! Aber der englische Paß, den sie zu diesem Behuf erhalten, lautete auf zwei Söhne

Digitized by Google

und Hortense besaß jetzt nur noch einen Sohn, sie mußte daran denken, sich einen Stellvertreter für den verlornen Sohn zu schaffen. Sie fand ihn in der Person des jungen Marquis Zazzi, der, mehr noch als alle Andern compromittirt, mit Freuden den Vorschlag der Herzogin v. St. Leu annahm und versprach, sich gehorsam allen ihren Anforderungen zu fügen, ohne ihre Plane kennen zu wollen und in ihre Geheimnisse eingeweiht zu seyn.

Sodann ließ Hortense für die beiden jungen Männer Alles, was zu ihrer Bekleidung als Livrée-Bedienten nöthig war, beschaffen und ihren Wagen zur Abreise in Bereitschaft setzen.

Während dies im Geheimen geschah, ließ sie öffentlich Alles zu ihrer Abreise nach Corfu einrichten. Sie sandte ihren Paß an die Behörden und bat um ein Visa für sich und ihren Sohn und ließ die Koffer zu ihrer Reise packen.

Louis Napoleon hatte allen diesen Vorbereitungen mit stummer und kalter Gleichgültigkeit zugesehen. Bleich und niedergeschlagen wankte er umher, ohne zu klagen, ohne irgend ein Schmerzgefühl zu verrathen. Aber Hortense sah endlich, daß er krank sey und ließ den Arzt kommen. Dieser erklärte, daß der Prinz einen heftigen Fieberanfall habe, welcher gefährlich werden könne, wenn er sich nicht sogleich niederlege.

Man mußte also die Abreise auf einen Tag verschieben und Hortense verbrachte eine angstvolle, trostlose Nacht am Bett ihres von Fieberschauern geschüttelten, phantasirenden Sohnes zu. —

Der Morgen brach endlich an, der Morgen des Tages, an welchem sie zu entfliehen hoffte, — aber wie das Licht des Tages in dies Gemach hineindämmerte, wo Hortense am Bett ihres Sohnes saß, wer schildert das Entsetzen der unglücklichen Mutter, als sie das Antlitz ihres Sohnes sah, geschwollen, entstellt, mit rothen Flecken überdeckt!

Louis Napoleon hatte, gleich seinem Bruder, die Röthein.

Einen Moment fühlte sich Hortense wie vom Blitz zerschmettert, dann raffte sie sich zusammen zu einer Entschlossenheit, wie sie solche noch nie in ihrem Leben gefühlt. Sie ließ sogleich wieder den Arzt kommen und voll Vertrauen auf ein mitleidvolles Menschenherz vertraute sie sich ihm an und er täuschte ihr Vertrauen nicht. Was geschehen soll, muß schnell, muß ungesäumt geschehen, wenn nicht Alles vergeblich seyn soll.

Hortense denkt an Alles, sorgt für Alles. Sie läßt vor allen Dingen den Paß ihres Sohnes von allen Behörden zur Reise nach Corfu signiren und auf dem einzigen für Corfu bestimmten Schiff, welches im Hafen liegt, für ihren Sohn einen Platz nehmen. Sie befiehlt den Bedienten, welche mit Koffern und Packeten nach dem Schiff gehen, den neugierigen Zuschauern von der nahen Abreise des Prinzen mit diesem Schiff zu erzählen. Zugleich läßt sie die Nachricht verbreiten, sie selber, Hortense, sey gefährlich erkrankt und könne daher ihren Sohn nicht begleiten. Der Arzt bestätigte diese Angabe und erzählte in ganz Ancona von der gefährlichen Erkrankung der Herzogin v. St. Leu.

Und nachdem dies Alles geschehen, läßt Hortense das Bett ihres Sohnes in das kleine Kabinet neben ihrem Zimmer tragen und vor diesem Bett auf ihre Knie niedersinkend und das Antlitz in ihren Händen verbergend, flehte sie zu Gott, ihr das Leben ihres Sohnes zu erhalten!

(Schluß folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Schießwaffen.

Fast alle Nationen Europas haben von diesem Industriezweige ihr Contingent in größerer oder kleinerer Menge, in mehr oder minder vorzüglichen Proben gesandt. Indessen scheint es, als hätten z. B. die Büchsenmacher und Gewehrfabrikanten Englands und Deutschlands die Concurrenz mit Frankreich und Belgien gescheut, denn sie befinden sich in entschiedener Minderheit, und Frankreich und Belgien behaupten das Terrain. In unerwartet glänzender Weise ist Spanien vertreten, obschon es nur einen Aussteller, Eusebio Zuloaga in Madrid, in diesem Felde zählt. Es ist dieß ein noch junger Fabrikant, der aber alle Eigenschaften eines Künstlers besitzt. Wir sehen in seinem Glasschranke unter Anderm zwei Degen, von denen einer dem Gemahl der Königin Isabella, der andere dem General Narvaez gehört, ferner zwei Dolche mit sehr reicher Ciselirung, Flinten mit ausgelegten Verzierungen, Pulverhörner, die mit Silber und Gold ausgelegt sind. Man darf sich über die schöne Arbeit dieser Stücke nicht wundern, da der Verfertiger zugleich Goldschmied und Juwelier ist. Die Schweiz stellt wenig Jagdgewehre aus, sondern meistentheils

Digitized by Google

Karabiner; in dieser Waffe leisten die Schweizer Vorzügliches, ihre Karabiner sind von einer untadelhaften Präzision und fast unverwüstlich; nur sind sie etwas schwerfällig und erfordern viel Zeit zum Zielen. Oesterreich zählt etwa 12 Aussteller von Schießwaffen, theils aus Wien, Salzburg, Steiermark, Kärnthen, Böhmen und der Lombardei, wie man sieht, fast aus allen Provinzen der Monarchie. Indessen findet sich nichts von vorzüglich vollendeter Arbeit unter diesen Stücken, obschon sie ihrem Zwecke ganz gut entsprechen mögen. Aus Baden ist nur eine einzige Jagdbüchse mit Doppellauf gesandt worden, sie ist von Forstner in Karlsruhe. Bayern ist durch eine Sammlung von Pistolen, Flinten und Büchsen aus der Fabrik von Kuchenreuter in Regensburg vertreten, Hannover durch ähnliche Stücke aus der Fabrik von Tanner u. Sohn. Preußen zählt etwa zehn Aussteller, welche theils Pistolen, theils Flinten, theils Karabiner ausstellen; Suhl und Solingen behaupten darin den ersten Rang. Aus Württemberg endlich haben wir noch zwei Aussteller zu nennen: Gebr. Beutter in Reutlingen und Brucklacher in Reutlingen, welche Revolverpistolen und Karabiner gesandt haben. — Auch England ist nur durch wenige Fabrikanten vertreten. Wir nennen hier Greener, dessen Fabrikate in London einen großen Ruf genießen, sich aber weder durch Form noch durch Aeußeres besonders auszeichnen. Vorzüglich aber sind die Flinten von Baker mit Sicherheitsschlössern, um Unglücksfällen vorzubeugen. Dean in London stellt Flinten und Revolver von vorzüglicher Qualität aus; dieselben sind aber um mehr als die Hälfte theurer als die französischen und deutschen. Billiger sind die Flinten zweier Dubliner Fabrikanten, Trulok und Rigby, sie sind aber auch weniger sorgfältig gearbeitet. Belgien hat, wie dies leicht zu begreifen ist, eine überaus reiche Ausstellung von Schußwaffen und kein Land der Welt kann mit ihm in Beziehung auf Billigkeit concurriren. Man findet in den belgischen Schränken Flinten von 6 Franken an und darüber bis zu den theuersten Luxuswaffen. Unter der Menge von Ausstellern erwähnen wir Lepage, Malherbe, Thoret, Lardinois und Mangeot. Die glänzendsten Stücke hat jedenfalls Frankreich, d. h. Paris. Doch versteht es sich von selbst, daß sich unsere Bemerkung nur auf die Ausschmückung, namentlich auf die Ciselirung bezieht, denn in der praktischen Güte der Waffe sind wohl die Franzosen den Nachbarvölkern nicht überlegen. Wir erwähnen zuerst Gauvain in Paris, welcher eine von Fannière reich ciselirte Flinte, ein Paar Pistolen im Style Ludwigs XIII. und ein anderes Paar mit Korallen- und Türkisenbesatz, ausstellt. Lepage-Mouthier hat ein Prachtstück von Jagdgewehr ausgestellt, welches ursprünglich für einen amerikanischen Millionär bestimmt war, der aber, als das Gewehr fertig war, sein kolossales Vermögen durchgebracht hatte; außerdem stellt dieser Fabrikant Karabiner zu vier Schüssen aus, d. h. mit zwei Läufen, jeder zu zwei Schüssen. Gastine und Reinette in Paris, die Büchsenmacher des Kaisers, stellen verschiedene für den Kaiser bestimmte Stücke aus; ferner Pistolen und ein Gewehr für den Vizekönig von Aegypten; letzteres ist mit Edelsteinen besetzt, darunter ein Diamant, welcher allein 25,000 Fr. kostet. Derselbe Fabrikant stellt eine neue Art von Gewehr aus, welches der Kaiser erfunden und für die Cent-Gardes bestimmt hat. Wir übergehen die Namen der übrigen französischen Aussteller, da ihre Anzahl zu groß ist und die ausgestellten Gegenstände sich zu sehr ähneln, um einzeln genannt zu werden.

Mannigfaltiges.

Von allgemeinem Interesse dürfte die Behandlung der Cholera einzig und allein durch Eispillen seyn, wie dieselbe in Petersburg durch den Oberarzt der dortigen Spitäler, Dr. Rosenthal, geschieht. Der Kranke wird zu Bett gelegt, fest zugedeckt und man gibt ihm fortwährend Eis in kleinen Stücken zu verschlucken, ohne jede andere Speise oder Flüssigkeit. Augenzeugen haben die vollständige Heilung der Krankheit am fünften Tage erlebt, und hat diese Methode noch den Vortheil, daß niemals Nervenkrankheiten als Nachwehen der Cholera eintreten.

In Moskau ist unlängst eine vollständige russische Ausgabe der Schiller'schen Gedichte in zwei Bänden erschienen. Viele von den Uebersetzungen rühren von den Koryphäen der russischen Poesie, einem Jukovskji, Koslov, Fath, Tjutschew u. A. her und waren schon früher bekannt, erscheinen aber zum ersten Mal gesammelt. Die fehlenden Gedichte wurden von den Herausgebern der Sammlung, den Herren Gerbel und Michailow, unter Mitwirkung einiger anderer Literaten, hinzugefügt.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 119. Freitag, 5. Oktober 1833.

Königin Hortense.

(Schluß.)

13.

Es war Abend, als das nach Corfu bestimmte Schiff die Anker lichtete. Niemand zweifelte, daß Louis Napoleon sich auf demselben befinde und Jedermann beklagte die Herzogin, welche, krank vor Kummer und Angst, ihren Sohn nicht hatte begleiten können. Und während deß saß Hortense am Lager ihres Sohnes, der in wilden Fieber-Phantasien sich auf seinem Krankenbette umherwarf. Aber sie fühlte gar keine Schwäche, keine Unruhe mehr, die nervöse Aufreizung hielt sie aufrecht und verlieh ihr Kraft und Besonnenheit. Zwei Gefahren zugleich bedrohten ihren Sohn, eine Krankheit, welche durch das geringste Versehen tödtlich werden konnte und die Ankunft der Oesterreicher, welche ihren Sohn Louis Napoleon ausdrücklich von jeder Amnestie ausgeschlossen hatten. Von beiden Gefahren mußte Hortense ihren Sohn erretten, — das verlieh ihr Stärke.

So waren zwei Tage vergangen, die letzten beiden Schiffe hatten, mit Flüchtlingen überladen, den Hafen verlassen und jetzt rückte die Avantgarde der Oesterreicher in Ancona ein. — Der Commandant der Avantgarde, welcher für die nachkommende Armee Quartier bestellte, bestimmte das Palais des Prinzen Canino, in welchem die Herzogin v. St. Leu wohnte, zum Quartier für den commandirenden General und seinen Stab. Hortense hatte das erwartet und sich schon im Voraus auf einige Zimmer beschränkt, die Salons und die großen Zimmer alle für den General bereit haltend. Als man aber verlangte, daß das ganze Palais geräumt werde, da erzählte die Frau des Schloßverwalters, die Einzige, welche die Herzogin in ihr Vertrauen gezogen, dem österreichischen Offizier, daß es die Königin Hortense sey, welche da allein, krank und unglücklich in diesen reservirten Zimmern wohne. — Ein wunderbarer Zufall wollte, daß der österreichische Hauptmann, welcher für seinen General hier Quartier machte, einer von denen war, welche im Jahre 1815 in Dijon die Königin und ihre Kinder gegen die Wuth der Royalisten vertheidigt hatten. Er nahm sich jetzt zum zweiten Male mit regem Eifer der Herzogin an und eilte dem eben einrückenden General en Chef Baron von Geppert entgegen, um ihm von der Lage der Dinge Nachricht zu geben. Dieser, wie alle Behörden, wie alle Welt überzeugt, daß ihr Sohn Louis Napoleon nach Corfu entflohen sey, erklärte sich gern bereit, der Herzogin die von ihr bewohnten Zimmer zu überlassen und bat, ihr seinen Besuch machen zu dürfen. Aber die Herzogin war ja noch immer krank und bettlägerig und durfte Niemanden empfangen.

Die Oesterreicher also zogen in das Palais ein und nahmen von allen Zimmern Besitz und inmitten derselben, nur durch eine verschlossene Thür von dem Zimmer des Generals getrennt, befand sich Hortense mit ihrem kranken Sohn. Das geringste Geräusch konnte ihn verrathen. Wenn er hustete, mußte man ihm den Mund zuhalten und seinen Kopf unter Decken bergen, um das Geräusch des Hustens zu dämpfen; wenn er sprechen wollte, so durfte das nur flüsternd geschehen, denn die österreichischen Wandnachbarn würden erstaunt gewesen seyn, in dem Zimmer der kranken Herzogin eine männliche Stimme zu vernehmen und das hätte Verdacht erwecken können.

Endlich, nach acht Tagen der Qual und Angst, erklärte der Arzt, daß Louis Napoleon jetzt ohne Gefahr die Reise antreten dürfe und die Herzogin

Digitized by Google

v. St. Leu war also plötzlich genesen! Sie ließ den österreichischen General Baron Geppert um seinen Besuch bitten, um ihm zu danken für seinen Schutz und seine Theilnahme; sie erzählte ihm, daß sie jetzt bereit sey, abzureisen und daß sie beabsichtige, sich in Livorno einzuschiffen, um in Malta mit ihrem Sohn zusammen zu treffen und mit ihm nach England zu gehen. Da sie auf dem Wege nach Livorno das ganze österreichische Armeecorps zu passiren hatte, bat die Herzogin den General um einen von seiner Hand unterzeichneten Passirschein, der indeß, um alles Aufsehen zu vermeiden, ihren Namen nicht enthalten solle. Der General, voll tiefen Mitgefühls für die unglückliche Frau, welche im Begriff stand, ihrem proscribirten Sohn nachzueilen, erfüllte bereitwillig ihre Forderung.

Am andern Tage, dem ersten Tage des Osterfestes, wollte Hortense ihre Reise antreten und indem sie dem österreichischen General Abschiedsgrüße sandte, ließ sie ihm melden, daß sie, um in Loretto die Messe zu hören, sehr früh abreisen werde.

In der Nacht wurden alle zur Abreise nothwendigen Vorbereitungen getroffen und Louis Napoleon mußte sich in die Verkleidung eines Livréebedienten stecken; ein ebensolcher Anzug war auch dem Marquis Zazzi, der sich bis zu diesem Tage bei einem Freunde verborgen gehalten, zugesandt und in diesem Kostüm sollte er unten am Wagen die Herzogin erwarten.

Endlich dämmerte der Morgen, endlich kam die Stunde der Abreise. Das Posthorn des Postillons schmetterte von der Straße herauf. Mitten durch die Reihen der schlafenden österreichischen Soldaten, welche das Vorzimmer, das man zu passiren hatte, bewohnten, schritt Hortense, gefolgt von ihrem mit Packeten beladenen Sohn in der Livrée, dahin. Niemand als die Wache sah sie abreisen. Der Tag dämmerte kaum herauf. Im ersten Wagen die Herzogin mit ihrer Gesellschafterin und vorn auf dem Bock ihr Sohn als Bedienter neben dem Postillon, im zweiten Wagen ihre Kammerfrau mit dem jungen Marquis Zazzi hinter sich.

Als die Sonne herauf kam und den glänzend schönen Ostertag erleuchtete, befanden sie sich schon weit von Ancona und in der Kirche zu Loretto kniete Hortense an der Seite Louis Napoleons nieder, um unter heißen Thränenströmen Gott zu danken, daß es ihr bis jetzt noch gelungen, ihren Sohn zu retten, ihn anzuflehen, ihr auch ferner beizustehen!

Denn noch gab es viele Gefahren zu überwinden, noch konnte der kleinste Zufall sie verrathen; nicht blos das, daß sie alle die Orte, in denen östreichische Truppen lagen, zu passiren hatten, war die Gefahr; der Passirschein des Generals v. Geppert diente ihnen als Schutz und Beistand für das, was sie von dieser Seite bedrohen konnte. Die größere Gefahr konnte ihnen von Freunden kommen, von irgend Jemand, der ihren Sohn erkennen mochte und absichtslos sie verrathen konnte. Sie mußten das Großherzogthum Toscana passiren und das war für sie die größte Gefahr, denn dort kannte Jedermann ihren Sohn Louis Napoleon und Jedermann konnte sie verrathen. Möglichst bei Nacht also mußte dieser Weg zurückgelegt werden, überall hatte der vorauseilende Courier die Postpferde bestellt; wie groß war daher das Entsetzen, als man auf der Station Camoscia, an der Grenze Toscanas, keine Pferde fand und erfuhr, daß man erst in einigen Stunden deren haben könne! — Diese Stunden der Erwartung und der Angst waren fürchterlich. Hortense verbrachte sie in ihrem Wagen, athemlos horchend auf jedes Geräusch, jeden Ton, der die Luft durchbebte. Ihr Sohn Louis war abgestiegen und hatte sich auf die steinerne Bank gesetzt, welche da vor dem kleinen elenden Posthaus stand. Erschöpft von Kummer und noch matt von Krankheit, unbekümmert um die Gefahren, die ihn von allen Seiten bedrohten, nicht achtend des Nachtwindes, der mit seinen fröstelnden Schauern sein Antlitz berührte, ließ der Prinz sich auf die Steinbank niedergleiten und schlief ein!

So brachten sie die Nacht zu. Hortense, die einstige Königin, in einem halboffenen Wagen; Louis Napoleon, der jetzige Kaiser von Frankreich, auf einer Steinbank, die ihm als Lager diente!

14.

Gott hatte das Gebet der Mutter erhört, er hatte Mitleid gehabt mit ihrem gequälten Herzen, er hatte sie glücklich all den Gefahren entrinnen lassen, welche sie in Italien bedrohten, und wohlbehalten hatten sie bei Antibes die Grenze Frankreichs überschritten.

Sie waren jetzt im Vaterland, in diesem geliebten Belle France, das sie auch in der Ferne, obwohl von ihr verlassen und aufgegeben, doch immer mit stolzer Freude ihre Mutter genannt und ihm ihre Treue und Liebe bewahrt hatten. Ein Todesurtheil bedrohte die Napoleoniden, wenn

Digitized by Google

sie es wagen sollten, nach Frankreich zu kommen; aber was kümmerte das sie! Weder Hortense noch Louis Napoleon dachten daran. Sie wußten nur, daß sie in ihrem Vaterlande waren. Sie athmeten mit Entzücken diese Luft ein, die ihnen schöner, reiner erschien, als jede andere, sie lauschten mit herzklopfender Freude der Musik dieser schönen Sprache, die sie jetzt überall vernahmen und die sie mit den süßen Lauten der Heimath begrüßte. Es war eine schmerzlich süße Freude, welche Hortense empfand, an der Seite ihres Sohnes wieder dieses geliebte Frankreich zu durchwandern, mit ihm hin zu pilgern zu all den großen Stätten ihrer Erinnerungen, welche sie unerkannt und unbeachtet suchten und von denen Hortense ihrem Sohn erzählte von den Tagen, welche gewesen und welche der Kaiser mit seinen Heldenthaten illustrirt hatte.

Endlich langten sie in Paris an, in diesem Paris, das Hortense vor sechszehn Jahren unter so traurigen Umständen verlassen hatte, das sie jetzt heimlich, verbannt, unter einem falschen Namen wiedersah, — aber doch wiedersah! Hortense dachte nicht an das, was sie verloren, sie fühlte sich nur als Pariserin und sie war stolz darauf, ihrem Sohn die Honneurs ihres schönen, herrlichen Paris machen zu können und in seinem strahlenden Angesicht, in seinen leuchtenden Augen das Entzücken und die Bewunderung zu lesen, mit welchen ihn der Anblick dieser Straßen, dieser Plätze, dieser Monumente und dieser Brücken erfüllte, welche die Geschichte mit ihren großen Erinnerungen gezeichnet hatte.

Sie fuhren vorüber an dem Palais, welches Hortense einst bewohnt hatte, vorüber an den Tuilerien, in welchen ihre Mutter als Kaiserin geglänzt hatte; aber Hortense beklagte auch jetzt, diesen großen Erinnerungen gegenüber, nicht die verlorne Größe, sie war es zufrieden, unbekannt und unbegrüßt in einem unscheinbaren Hotel abzusteigen, — sie war in Paris und das genügte!

Aber kaum hatte sie nach all der Angst und Qual dieser langen gefahrvollen Reise wenige Stunden der Ruhe und Erholung gefunden, als die Herzogin v. St. Leu auch schon daran dachte, einer ersten und, wie es ihr schien, unabweislichen Pflicht zu genügen.

Sie wollte nicht heimlich und unter dem Schutz eines falschen Namens in Paris seyn, sie wollte nicht einer Lüge diese Sicherheit verdanken, welche ihr wohl zustand als ein heiliges Recht. Sie hatte ihr ganzes Leben hindurch den stolzen Muth gehabt, wahr zu seyn und sie mußte daher auch jetzt sich selber getreu bleiben. — Hortense schrieb sofort an den König Louis Philipp und meldete ihm, daß sie mit ihrem Sohn in Paris sey und bat ihn um seinen Schutz und die Erlaubniß, einige Wochen in Paris zu bleiben. — Sie erinnerte ihn nicht daran, was sie im Jahre 1814 für seine Mutter und Tante gethan, aber sie hoffte vielleicht, er würde dessen gedenken und so wie die Königin von Holland damals der verbannten Herzogin von Orleans, der Mutter des jetzigen Königs, hilfreich zur Seite gestanden, so werde jetzt auch Louis Philipp der verbannten Königin von Holland sich hilfreich erzeigen.

Sie wollte ja nicht, wie die Herzogin von Orleans, eine glänzende Pension, sie wollte nur einige Tage des Aufenthaltes, der Ruhe, einige Tage, um ihrem Sohn Paris zeigen zu können und die großen Erinnerungen des Kaiserreichs.

Aber Louis Philipp hatte keine Erinnerung für die seiner Mutter von Hortensen gewährten Wohlthaten! Er dachte nur daran, daß der Name Napoleon gefährlich sey für seinen jungen, immer noch schwankenden Thron, daß es gefährlich sey, die Stieftochter und den Neffen des Kaisers in diesem immer noch gährenden nnd wogenden Paris zu haben. Der Angst und Sorge um die eigene Sicherheit mußte die Rücksicht der Dankbarkeit weichen und obwohl Louis Philipp persönlich sich der Herzogin freundlich bewies und sie seiner Bereitwilligkeit versicherte, ihr jeden möglichen Wunsch zu erfüllen, ließ er doch einige Tage später durch Herrn von Houdetot der Herzogin v. St. Leu anzeigen, „daß sie durchaus nicht länger in Paris bleiben könne, daß sie sofort abreisen müsse."

Hortense fügt sich mit einer mitleidsvollen Verachtung diesem Gebot des Königs, der sich so schwach fühlte, daß die bloße unbekannte Anwesenheit einer Frau und eines Jünglings, die nichts weiter verschuldet, als daß sie den Namen Napoleon führten, ihm für das Bestehen seines Thrones gefährlich schien.

Sie verließ Paris und schiffte sich von Calais aus mit ihrem Sohn nach England ein.

Gott hatte ihr Gebet erhört, Louis Napoleon, ihr einziger Sohn war gerettet und Hortense, seine Mutter, war es, die ihn dem Leben und seiner großen Zukunft erhalten hatte!

Mit dem freudigen Bewußtseyn, ihren Sohn in Sicherheit und allen Gefahren entronnen zu wissen, kehrte Hortense, die Herzogin v. St. Leu, nach einem längeren Aufenthalt in London, dessen hohe Aristokratie sich indeß beeiferte, ihr die

Digitized by Google

glänzendsten Huldigungen darzubringen, nach der Schweiz zu ihrem geliebten stillen und schönen Arenenberg zurück. Dort lebte sie noch einige friedliche aber vereinsamte Jahre, fern von Allen, die sie liebte, fern von dem Sohn, der ihr einziges Glück, ihre einzige Hoffnung war und von dem sie doch nicht ahnte, welche glänzende Zukunft ihm das Schicksal vorbehalten und daß Louis Napoleon, den die Bourbonen als Kind, den die Orleans als Jüngling aus Paris verbannt und vertrieben hatten, daß Louis Napoleon dereinst als Kaiser in Paris thronen würde, während die Bourbonen und die Orleans in der Fremde, im gezwungenen Exil verkümmerten!

Im Jahre 1837 starb Hortense, die Blume der Napoleoniden. Des Lebens, des Unglücks und des Exils, in dem sie schmachtete, endlich müde, senkte sie ihr Haupt und ging heim zu ihren großen Todten, heim zu Napoleon und Josephinen!

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Musikinstrumente.

Diese finden sich in überaus großer Menge im Industriepalast vor. Am zahlreichsten sind die Pianos vorhanden; der Katalog weist darin nicht weniger als 161 Aussteller nach, wovon auf Frankreich allein 108 kommen, sodann auf England 15, Belgien 8, Preußen 8, Oesterreich 6, Württemberg 2, Braunschweig 1, Dänemark 4, Schweiz 4, Nordamerika 2, Niederlande 2, Spanien 1. Im Mittelschiff des Industriepalastes finden wir zunächst einen Flügel von Erard, in einem vergoldeten und bemalten Kasten; von dieser geschmacklosen Hülle abgesehen, entspricht das Instrument durchaus der Berühmtheit der Fabrik, aus der es hervorgegangen ist. In der französischen Musiktrophäe figurirt ein anderes Piano von Erard, dessen Kasten in Malachit, Perlmutter und Jaspis ausgelegt ist. Neben den Erard'schen Instrumenten, welche den Vorrang vor allen übrigen behaupten, sind zu nennen die von Pleyl, Pape und Blanchet. Unter den österreichischen Instrumenten erwähnen wir, des herrlichen Tons wegen, das von Bereghszaszy in Pesth, unter belgischen die von Vogelsangs und von Sternberg in Brüssel, die Schweizer Pianos empfehlen sich durch ihre fabelhaft billigen Preise. Kopenhagen ist längst schon wegen seiner vortrefflichen Pianos bekannt, wir haben in der Ausstellung namentlich einen Flügel von Hornung und Möller bemerkt. Unter den spanischen Instrumenten finden wir die der Fabrik Boisselot in Barcelona, deren Hauptetablissement aber in Marseille ist; viele Künstler in Paris geben diesen Instrumenten den Vorzug vor den Erard'schen. Die englischen Fabriken haben mehrere sehr gute Instrumente gesendet, die aber hinter denen der großen Pariser Fabriken zurückbleiben. Unter den preußischen Pianos möchten wir denen von Bessalié in Breslau und Westermann in Berlin den Vorzug geben. Was endlich Württemberg anbelangt, so haben Hägele und Lutz in Aale tafelförmige Pianos gesandt, welche sich bei billigen Preisen durch solide Bauart und reichen Klang auszeichnen; ganz vorzüglich sind die Instrumente von Schiedmayer und Söhnen in Stuttgart, welche die Auszeichnungen rechtfertigen, die ihnen in London und München zu Theil wurden. — Kaum minder zahlreich als die Pianos sind die Orgeln vertreten; die meisten gehören wieder Frankreich an. Wir erwähnen namentlich die von Cavaillé, Alexandre, und von Ducroget, dem Erbauer der großen Orgel in der Kirche St. Eustache zu Paris. Unter den belgischen Orgeln steht in erster Linie die von Merklin und Schütze; dieses Instrument ist wohl überhaupt eines der vorzüglichsten der Ausstellung, und mehrere bedeutende Organisten haben dasselbe schon gespielt zur großen Erbauung der Musikfreunde, welche die Ausstellung besucht haben. Aus England ist eine einzige Orgel vorhanden von Bevington in London. Deutschland hat nur Melodiums, so wie Leierkästen und Spieldosen gesandt. Letztere gehören meist Oesterreich an und spielen die neuesten Arien von Meyerbeer, Verdie, Auber, Strauß. Die Leierkasten, für die sich bekanntlich Diderot einst sehr interessirte, stammen aus Baden. — Im Bereich der Blasinstrumente concurriren auf der Ausstellung eigentlich nur zwei Länder, nämlich Frankreich und Oesterreich. Wohl haben Sachsen und Würtemberg einige vereinzelte Proben gesendet, doch sind es eben nur einzelne Versuche. England, Belgien und Preußen, welche doch bedeutende Fabriken dieser Art besitzen, fehlen völlig.

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 120. Sonntag, 7. Oktober 1855.

Der Liedke'sche Sparverein.

Die Ernte ist vorüber, sie fiel zwar nicht reich, doch in Bezug auf Qualität der Früchte gut aus; auch der Ertrag an Obst und Wein wird uns befriedigen und die Kartoffelernte eine ergiebige seyn. Gleichwohl sind die Preise der Früchte nicht gefallen, ja es zeigt sich eher die Neigung zum Hinauf- als zum Herabgehen. Indessen dürfen wir auf dieses Steigen mit bei weitem weniger Unruhe blicken, als im vorigen Jahre; denn damals waren in manchen Gegenden, namentlich aber in Nordamerika, Mißernten vorhanden, während über die diesjährige Ernte die Nachrichten aus allen Theilen der Welt gleichmäßig lauten und sie als befriedigend, ja in Nordamerika als vorzüglich schildern; nur von der Ostsee wird nicht günstig berichtet.

Es läßt sich daher mit einiger Gewißheit voraussagen, daß die Fruchtpreise auf der jetzigen Höhe sich nicht halten werden und daß wir im Winter wohlfeileres Brod essen, als gegenwärtig. Das hier und da wieder auftauchende Geschrei über Kornwucher ist baarer Unsinn; hoffen wir, daß unsere reichen Spekulanten sich dadurch nicht abhalten lassen, von der Donau und aus Nordamerika Getreide zu beziehen.

Können wir also ziemlich unbesorgt in das nächste Jahr hineinschauen, so sollen doch unsere Armen eine Lehre aus der gegenwärtigen theueren Zeit sich aneignen, die Lehre nämlich, daß sie in den Sommermonaten, wo der Verdienst gut ist, einen Sparpfennig zurücklegen, um desto besser den harten Winter bestehen zu können. Daß aber hier im Wege der Association viel besser ausgeholfen werden kann, d. h. daß ein von vielen erspartes Kapital, wenn solches auf Anschaffung von Lebensbedürfnissen zur rechten Zeit und im Großen verwendet wird, viel reichere Zinsen trägt, als wenn der Einzelne mit seinem Sparpfennig seine Vorräthe im Kleinen sich anschafft, dies hat der ächte Armenfreund G. S. Liedke in Berlin mit seinem Sparverein bewiesen.

Liedke, von armen Eltern geboren, hatte in seiner Jugend eine schwere Prüfung zu bestehen; doch trotz alles Elends verblieb ihm die seltenste Menschenfreundlichkeit, die er dann auch, als er endlich ein sicheres Einkommen gefunden hatte, auf's Liebevollste bethätigte. Es beherrschte ihn nur der eine Gedanke, wie er am besten für seine dürftigen Mitmenschen zu sorgen vermöge. Daß mit bloßem Geben nichts gethan sey, wußte er lange. „Da werden," sagte er, „nicht die Armen genährt, sondern die Armuth; wie die Sache jetzt angegriffen wird, da werden aus Almosenempfängern nur Almosenjäger gemacht, nicht wohlthätig wird gewirkt, die Menschen werden nur schlechter gemacht und das Uebel wird immer ärger."

In Berlin hatte die Armenbehörde im Jahr 1830 259,000 Thlr. verwendet, aber schon im Jahr 1839 war die Jahressumme auf 355,000 Thlr. gestiegen und Liedke rechnete aus, daß die Gesammt-Armenpflege in Berlin, die durch die öffentliche Behörde und durch Privatvereine gehandhabt wird, mindestens 700,000 Thlr. kostet, ohne dem steten Wachsen der Noth Einhalt zu thun.

„Wo soll das hinaus?" denkt er. „Mit Sammeln und Geben, mit Zettelschreiben für die freie Schule, frei Medicin und dergleichen, mit Gesetzen und Maßregeln ist's nicht gemacht. Da legen sie ihr Plaster oben darauf und decken die Wunde zu und unten wird sie immer schlimmer. Von innen heraus muß kurirt werden, bei der Wurzel muß man's angreifen. Also erst selber

Digitized by Google

gehen, selber sehen, dann selber rathen, selber thaten."

Er läßt sich zum Armenpfleger im Bezirk vor dem Hamburger Thor machen, er geht von Haus zu Haus, in die Dachstube, in die Kellerwohnung, sieht, hört, räth, hilft, aber sieht nun auch erst recht, wo mit der äußeren Noth die innere Verwahrlosung Hand in Hand geht, wie die Schuld das Elend, das Elend die Schuld erzeugt.

Er findet in seinem Bezirk, daß der Schulbesuch der Kinder sehr mangelhaft stattfindet, ermittelt von Haus zu Haus, von Stube zu Stube alle schulpflichtigen Kinder und findet, daß 40 Kinder bis zum zwölften Jahr nie eine Schule besucht haben, daß andere 20 wohl in den Listen verzeichnet sind, aber dennoch nicht in die Schule kommen. Er überlegte und berathet diesen Mangel mit den Eltern und sein Rath wirkt; die Kinder waren zum größten Theil zur Schule geführt. Er findet aber auch, daß die Freigebung von Schulgeld gemißbraucht wird, bestimmt viele Eltern, freiwillig auf diese Wohlthat zu verzichten, und erspart in seinem Bezirke dadurch 90 Thlr. jährlich aus öffentlichen Mitteln.

Das berichtet er der Schulkommission der Stadt Berlin und rechnet derselben vor, daß in den 59 Armenbezirken auf solche, doch leichte Weise jährlich 7709 Thlr. erspart werden können, — erhält aber keine Antwort und sieht keine Abstellung.

Diese Mißachtung entmuthigt ihn nicht; er geht dem Uebel immer tiefer an die Wurzel; so findet er z. B. wieder in der Armenkrankenpflege, daß die dafür angestellten Aerzte in der Regel die Kranken gar nicht besuchen, sondern in ihrer Wohnung, auf Aussage Anderer, Medicin verschreiben; dadurch werden oft sogenannte Kranke unterstützt, die gar nicht krank sind, und werden in ihnen Betrüger erzogen.

Er geht auch in die Gefängnisse und findet, daß die Bewohnerzahl des Stadtgefängnisses und des Arbeitshauses in kurzer Zeit von 827 auf 1234 gestiegen ist.

Liedke theilt die Armen in drei Klassen:

1) fleißige und dabei sparsame,
2) fleißige aber nicht sparsame,
3) faule und dabei liederliche.

Er erkennt, daß die erste Klasse mit ihrem geringen Verdienst dennoch selbständig sich und die Ihrigen erhalten kann, daß die zweite Klasse eines theilnehmenden, nachsichtig urtheilenden Rather und Helfer bedarf und daß die dritte Klasse die Strenge des Gesetzes und die feste Hand der Behörde fühlen muß.

Er beobachtet das Thun und Treiben der Armen in deren Wohnungen Jahr und Tag und sieht, wie im Winter die Noth von Woche zu Woche größer, die Wangen von Woche zu Woche bleicher, die Gemüther von Woche zu Woche trüber werden. Auch bei ordentlichen Leuten, die aber zur zweiten Klasse gehören, sah er ein Stück Möbel, Wäsche, Kleider nach dem andern verschwinden. Im Sommer gewannen die Gesichter wieder Frische, die Augen Helligkeit, die Gemüther Muth und Freudigkeit, es kehrten auch Stücke Möbel und Geräthe wieder, aber nicht alle; ja in manchen Familien schien der Wohlstand und das Wohlleben für immer eingekehrt.

Doch der Winter kehrt wieder und mit ihm auch die Noth, doch durchweg um ein paar Grade gesteigert.

Der zweite Sommer glich dem ersten, doch stieg die Freude und sinnliche Lust nicht mehr so hoch.

Mit dem dritten Winter erreichte die Noth schon das äußerste Ziel; das letzte Stück Hausgeräthe, das im vorigen Sommer dem Pfandhaus noch einmal entrissen war, kehrte dahin zurück, um nicht wieder eingelöst zu werden, ja das letzte Bett wurde unter dem Leibe weggeholt.

So sah Liedke in der kurzen Zeit von drei Jahren den Wohlstand vieler Familien schwinden, viele an den Bettelstab gerathen.

Wenn von dem Sommerverdienst nichts für den Winter zurückgelegt wird, so bringt der Winter nicht nur Last und Entbehrung, er verschlingt auch im Voraus den Segen des nächsten Sommers. Denn im Winter wird aus Noth das noch Vorhandene unter dem Werth, oft um die Hälfte, um ein Viertheil verschleudert, oder es wird versetzt und auf den erlangten Vorschuß Zinsen bezahlt, oder es wird Holz, Torf, Kartoffeln, Brod geborgt und der Höker nimmt, wenn sonst nur 50, weil geborgt, 100 pCt. So kostet in Berlin während der Sommermonate ein Haufen Holz für baar Geld 19 Thlr. 10 Sgr., der Höker nimmt im Winter 34 Thlr. 20 Sgr.; ein Quantum Torf im Sommer 10 Thlr. 14 Sgr., im Winter beim Höker 28 Thlr. 24 Sgr. Wie kann dabei der Arme sich erhalten!

Liedke sitzt, zählt und errechnet, daß in Berlin 30,000 Familien sind, die einer solchen Gefahr und Noth zu erliegen drohen; er rechnet, daß

Digitized by Google

jede Familie durch den Einzeleinkauf im Winter 30 Thlr. mehr gebraucht, als wenn ihr Bedarf während der Sommermonate im Ganzen gekauft wird, und erreicht so die enorme Summe von 900,000 Thlr., die durch die Armen verschleudert werden.

Wäre ein Rothschild gekommen und hätte dem Liedke diese 900,000 Thlr. für die Berliner Armen gegeben, er hätte sie nicht genommen, hat doch das blinde gottlose Geben die Armuth gepflegt und nicht die Armen, hat es doch aus Almosenempfängern Almosenjäger, aus ehrlichen Leuten Spitzbuben gemacht, nein, selbst muß sich der Arme helfen! Hast Du nicht Kraft, durch Fleiß und Sparsamkeit Dich selber zu erhalten, so hast Du auch nicht Kraft, Dich auf Gottes Wegen zu halten und dann kann Dich kein Almosen retten.

Diese 30,000 Familien sollten sich also die 900,000 Thlr. selber schaffen, aber wie? Er nahm sich die Ameise, die Biene zum Muster, die sich im Sommer für den Winter versorgt. Wenn jede Familie während der Sommermonate täglich 1 bis $1^1/_4$ Sgr. zurückgelegt, so haben 30,000 Familien für den Winter 170,000 Thlr. Dafür kaufen sie an Holz, Torf, Kartoffeln, wie im Einzelnen, für 340,000 Thlr. Nun brauchen sie im nächsten Winter schon weniger zu borgen, zu versetzen, sie brauchen im nächsten Sommer weniger einzulösen, weniger zu verzinsen; es wächst ihnen der Muth, die Freudigkeit zur Arbeit, zur Sparsamkeit, sie können sich im zweiten Sommer 300,000 Thlr. sparen und kaufen dafür so viel, wie einzeln für 600,000 Thlr. Jetzt wird gar nichts mehr versetzt, verzinst. Sie schaffen im dritten Sommer 450,000 Thlr. zusammen und kaufen für 900,000 Thlr. ihre Winterbedürfnisse.

Das war ein Luftschloß! 30,000 Familien sollen 450,000 Thlr. sparen? Ja wohl, es macht auf jede Familie 15 Thlr., auf jede Woche in 7 Sommermonaten 15 Sgr., auf jeden Tag $2^1/_2$ Sgr. Es ist viel! Und nun sind auch unter den 30,000 Armen Kranke, Schwache, unverschuldet vom Unglück Betroffene! Die können nichts sparen! Sparen nur die Anderen, so bleibt von der großen Summe des bisher sinnlos Veralmosten so viel übrig, daß die Alten, Kranken, Waisen, Wittwen, Wöchnerinnen aus voller Tasche versorgt und gepflegt werden können und solchen ist es ja so sehr zu gönnen.

Nun war der Plan in Liedke reif geworden, er legte ihn seinen Helfern im Bezirk vor und Alle sagten nach einigem Kopfschütteln und einigen Wenn und Aber mit freudiger Begeisterung „Ja."

Er sandte eine Aufforderung innerhalb seines Bezirkes von Haus zu Haus herum, worin er seinen Plan ausführlich den Leuten an das Herz legte: sie sollten vom dritten Sonntag im April anfangen und wöchentlich $2^1/_2$, 5 oder $7^1/_2$ Sgr. geregelt bis zum beginnenden Winter einlegen. Da sich auf diese Weise die zu ersparende Summe genau im Voraus berechnen lasse, so wolle er in der guten Jahreszeit Winterbedürfnisse im Ganzen einkaufen und solche am Schluß der Sparzeit je nach eines Jeden Einlage unter die Betheiligten vertheilen. Es könne Jeder beitreten, der in dieser Gemeinschaft eine Hilfe für sich erblicke. Die überschüssigen kleinen Beträge und die Zinsen sollten in Erbsen und Linsen unter die Theilnehmer vertheilt werden, so daß beim Beginn des Winters das ganze zusammengeschossene Kapital wieder zurückgewährt sey. Kapital für die Gesellschaft solle nicht gesammelt werden.

Bei Ausgabe dieses Planes hoffte Liedke, daß sich doch 30 bis 40 Familien entschließen würden, den Versuch zu machen; statt dessen ließen sich aber am 21. März 1845, als dem zum Einzeichnen bestimmten Tag, gleichzeitig Liedke's Geburtstag, 448 Familien aufschreiben, die dann im Laufe des Sommers 2204 Thlr. $8^1/_2$ Sgr. ersparten; selbst aus entlegeneren Stadttheilen kamen Familienväter und baten um Aufnahme, ja viele baten, die Sparweise auch im Winter fortsetzen zu dürfen.

Dieser Stiftungstag war für unsern Liedke die schönste Feier seines Wiegenfestes, die er im Leben begangen hat.

In günstiger Jahreszeit kaufte er nun die Winterbedürfnisse ein und zwar so günstig, daß nach genauer Berechnung an dem ganzen Quantum die Summe von 2284 Thlr. 5 Sgr. 6 Pf. Nutzen war, denn im Einzelnen hätte er zur Winterszeit 4688 Thlr. 5 Sgr. bezahlen müssen.

Für das zweite Jahr meldeten sich 750 Familien mit 4000 Thlr. Einlage; die meisten Sparenden erhöhten ihre wöchentlichen Beiträge.

In Kurzem wurden in den anderen Bezirken der Stadt 20 Sparladen errichtet und die Zweckmäßigkeit der Sparweise wurde durch Nachahmung in Hamburg, Bremen, Hannover, Stralsund, Gotha, Holstein, Schweden und Belgien in wenigen Jahren anerkannt; ja jetzt findet man wenige Städte, wo die Einrichtung nicht gemacht wäre.

Digitized by Google

Das preußische Ministerium überwies den Liedke'schen Sparladen Berlins 2000 Klafter Holz aus kgl. Forsten für den Tarwerth.

Einen Freudentag erlebte Liedke wieder am 28. Februar 1847, als er seine ganze Spargesellschaft eingeladen hatte, um Mittheilung von den Ergebnissen des verflossenen Jahres zu machen; es hatten sich auch viele Männer eingefunden, die nicht zu den Sparern gehörten, die aber an der Sparweise ihr Wohlgefallen hatten, weil sie merkten, daß hierin ein Mittel liege, den Armen gründlich zu helfen. Es gab deßhalb mancher Reiche sein Almosen in die Sparlade, um die Zinsen und Prämien der Sparer zu erhöhen und so ihre Anstrengungen nutzbringender zu machen, ihre Freudigkeit zur Selbsthilfe anzuregen.

Nach abgestattetem Bericht rief Liedke: „nun haben wir noch Prämien zu vertheilen, darunter 20 Thlr. von einem Gutsbesitzer mit der Bestimmung, sie einem solchen unter Euch zu geben, der früher einen schlechten Lebenswandel geführt, sich aber gebessert und brav geworden ist. Wen schlagt Ihr vor?"

Es wurde ein Glasermeister genannt, der früher ein Trunkenbold gewesen sey, das Seinige verschleudert und durchgebracht und die Seinigen in die bitterste Noth gestürzt habe, er habe nun aber dem Trunke entsagt und sey ein ordentlicher, braver und fleißiger Mann geworden. Viele Zeugen traten auf und der Glaser erhielt die Prämie.

Die Sparer selbst hatten 27 Thaler zusammengelegt und sie einer Familie bestimmt, welche von dem Vorstand für die würdigste gehalten werde. Ein armer bejahrter Weber, Vater einer zahlreichen Familie, hatte unter den kümmerlichsten Umständen sich redlich und müheselig durchgeholfen und nie ein Almosen begehrt. Er bekam zur Freude Aller die 27 Thlr.

Das Theuerungsjahr 1847 merkte Liedke voraus und schloß in Petersburg einen Handel ab auf 1000 Wispel Roggen und 70,000 Ctr. Mehl. Die Theuerung kam und mit ihr Spekulanten, die Liedke große Summen boten, um ihm den Vorrath abzukaufen; er hätte ein reicher Mann werden können. Er wies sie Alle zurück; sein Reichthum war: den Armen helfen; lächelnd sagte er: „hab' ich doch Brod für meine Armen!"

So wirkte Liedke in Segen, er starb schon im Jahr 1849, allein sein Werk lebt fort. Möchte es in unserem Vaterlande recht zahlreiche Nachahmung finden und damit das zweckwidrige Almosengeben entfernt werden!

Mannigfaltiges.

„Leeds Mercury" meldet, daß Oberst Rowlinson's neueste babylonische Entdeckung in einer vollständigen Bibliothek äußerst wichtiger astronomischer, mathematischer, ethnologischer u. s. w. Abhandlungen bestehe, welche in Thon gebrannt sind.

Zu Folkestone lebt eine Dame, die in dem respektabeln Alter von 101 Jahren steht und noch im vollkommenen Gebrauch aller ihrer Sinne ist; geboren unter Georg II. erzählt sie gerne die von ihr erlebten Ereignisse während der letzten vier Regierungen Englands.

Ein Monster-Goldklumpen, 1000 Unzen wiegend und auf 4800 L. geschätzt, wurde in den Minen von Maryborough in Australien gefunden.

Von der Quelle des Ganges bis zu dessen Mündung gibt es, wie J. H. Stocqueler in seinen Bemerkungen über Indien erzählt, nicht weniger als 3500 Tempel aller Größen, die der Flußgöttin Ganga gewidmet sind.

Ein Berliner Bäckermeister und Mann bei der Stadt erhielt dieser Tage zu seinem Geburtstage von einem Freunde per Brief eine Tuchnadel. Dieselbe bestand aus einer Stopfnadel mit einer Dreier-Semmel als Knopf darauf.

Bei der Restauration des großen Waffensaals im Zeughause der Münchener Landwehr machte man dieser Tage einen sehr interessanten Fund: in einem bisher unbekannten größern Verschlage fand man 38 Fäßchen, in welchen sich nach näherer Untersuchung Salpeter befand. Jedes dieser Fäßchen trug die Jahreszahl 1517. Der Salpeter ist trotz seines Alters sehr gut erhalten und beträgt der Werth desselben 14 bis 1500 fl.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 121. Dienstag, 9. Oktober 1835.

Das geraubte Kleinod des Sultans.

Am Fuße der Mauern Konstantinopels, auf dem prachtvollen Gestade, welches die Wellen des Bosporus bespülen, nahmen türkische Soldaten mit grobem Geschütze Schießübungen vor. Jeder Knall, den das Echo der gegenüberliegenden Berge Anatoliens vervielfältigte, erschütterte bis ins Innerste einen armen Rekruten, dem man einen dicken Ladstock in die Hände gegeben hatte. Aufmerksam begab sich dabei der Bim-Baschi (Befehlshaber über 1000 Mann) von einem Geschütze zum anderen, um seine Leute zu überwachen, zu mahnen, und die Säumigen zu züchtigen. War Abdelaï, so hieß der erwähnte Rekrut, der Gegenstand einer solchen Züchtigung, was häufig geschah, so sagte er leise zu sich: „Allah ist groß und gütig!" und nahm sie ruhig hin. Kaum vier Wochen vorher war der junge Mensch den Thälern Nubiens, seiner Heimath, entrissen worden, um als Soldat nach Top Hane, dem an der Ecke des großherrlichen Serails gelegenen Arsenale, verpflanzt zu werden. Ueber den Körper des armen Abdelaï konnte man freilich nach Gefallen verfügen, seine Glieder standen den Commandirenden unbedingt zu Gebot, um nach den Regeln der Kriegskunst dressirt zu werden, allein sein Geist weilte ungehindert in der armseligen Hütte des Thales, wo er von seiner geliebten Mutter sich hatte trennen müssen. Mit ihr und der Heimath unabläßig beschäftigt, schenkte er der Kanonentheorie nur sehr geringe Aufmerksamkeit. Daher geschah es denn auch jetzt, daß der Bim-Baschi im Zorn über Abdelaï's Ungeschicklichkeit einen Kanonenwischer seinen Händen entriß, und ihm damit einen so heftigen Stoß auf die Brust versetzte, daß der arme Junge fast bewußtlos vor Schmerz sich auf dem Rasen wälzte. Seine kläglichen Schmerzenslaute hatten die Aufmerksamkeit eines Greises erregt, der von einem Fenster des kaiserlichen Palastes herab schon längere Zeit den militärischen Uebungen zugesehen hatte, und nun mit einer unwilligen Geberde dem Bim Baschi drohte, er werde sein unmenschliches Verfahren dem Seraskier zur verdienten Ahndung melden.

Hochfahrend erwiederte ihm der Bim-Baschi:

„Bekümmert Euch um Euer Amt als Kesmedar (erster Garderobeverwalter des Palastes), lasset mich das meinige hier ausüben, und nehmet Euch in Acht, daß ich Euren Stolz nicht schon in Kurzem demüthige."

Die Trompete gab das Zeichen zum Rückmarsch und die Soldaten begaben sich wieder nach dem Arsenal; nur der beklagenswerthe Abdelaï blieb zurück, da er noch zu kraftlos war, um seinen Kameraden zu folgen. Er erhob die Blicke zu dem ehrwürdigen Greise und gab ihm seine Dankbarkeit durch eine Geberde zu verstehen. Da gewahrte er neben dem Greise eine jugendliche Frauengestalt von sanftem, lieblichem Aussehen.

„Allah ou dalem! (Gott sieht alles!) sprach diese jetzt, und warf ihm ein Riechfläschchen zu, damit er durch den stärkenden Geruch seines geistigen Inhalts sich erhole.

Bald empfand Abdelaï die wohlthätige Wirkung desselben, und sah sich im Stande wieder aufzustehen.

Da vernahm man plötzlich von Top-Hane her ein großes Getümmel und erblickte bald einen Offizier, der an der Spitze einer Abtheilung Soldaten auf das Gestade des Bosporus losmarschirte. Als er im Vorbeigehen Abdelaï gewahrte, rief er ihm barsch zu:

„Vorwärts, vermaledeiter Fellah! Thue schnell deine Schuldigkeit!"

Digitized by Google

Hierauf wandte er sich an seine Soldaten und an die Umstehenden mit folgenden Worten:

„Tausend Tomans Belohnung werden demjenigen zugesichert, welcher den verworfenen Dieb ergreift, der soeben den kostbaren Saphir entwendet hat, der den Reiherbusch Seiner Hoheit des Padischah schmückte. Der Verruchte wird ohne Zweifel durch die Meerenge zu entkommen suchen, um sich gegen Verfolgungen zu schützen. Stellt euch also reihenweise am Gestade auf und habt ein wachsames Auge auf jede Person, die den Barken und Booten sich spähend nähern dürfte."

Abdelaï, der mit diesen Soldaten ausgezogen war, befand sich zufällig einem abgelegenen Schlupfthore von Top-Hane gegenüber. Mit der größten Aufmerksamkeit riß der junge Nubier die Augen weit auf, denn schon hatte er in Gedanken die tausend Tomans in zwei Hälften geschieden, die eine, um sich von der Sklaverei loszukaufen, die andere, um seine theuere Mutter damit zu beschenken.

Das im Palaste des Großherrn entwendete Kleinod war am Reiherbusche des Turbans festgemacht, den er bei festlichen Gelegenheiten zu tragen pflegte, und bestand in einem reichgefaßten Saphir ungewöhnlicher Größe und vom schönsten Himmelblau, der Nationalfarbe des türkischen Reiches. Von welcher frevlerischen Hand konnte aber wohl dieser prachtvolle Stein entwendet worden seyn? Welcher habgierige Mensch war im Stande ... Doch der Thäter war kein gewöhnlicher Dieb, sondern schlimmer noch — ein verleumderischer Mißgünstiger. Bereits haben wir drei handelnde Personen dieses Drama's kennen gelernt: unsern jungen Nubier Abdelaï, den rauhen, hartherzigen Bim-Baschi Omar-ben-Mohammed, und den betagten Kesmedar, Schaik-Elaïm, der nebst seiner Tochter von einem Fenster des Palastes aus dem gemißhandelten Rekruten so sprechende Beweise von Mitleid und Wohlwollen gab. Seinem Amte gemäß, waren auch die Kronjuwelen der Obhut dieses Greises anvertraut, weßhalb der Diebstahl des erwähnten Saphirs ihn sehr nahe berührte.

Der Bim-Baschi war Befehlshaber der innern Serailwache, und ein ehrgeiziger, mißgünstiger Mann. Längst schon beneidete er Elaïm, um des Ansehens willen, in welchem dieser stand, und trachtete, ihn zu stürzen; aber auch nach seinem Amte wie nach seinem Einkommen war er lüstern, und suchte sich beides auf unredliche Weise anzueignen. Deßhalb ließ er durch einen seiner Vertrauten das Kleinod entwenden, nachdem der Padischah, von der Moschee heimkehrend, seinen Turban kaum abgelegt hatte.

Als man den Sultan von diesem unersetzlichen Verlust benachrichtigte, entbrannte er vor Zorn, erklärte den Kesmedar Scheik-Elaïm seines Amtes für verlustig, und verhieß sogar dessen sämmtliches Vermögen demjenigen als Eigenthum, der den kostbaren Saphir wieder herbeischaffen werde.

Somit gelangte denn der heimtückische Bim-Baschi an das Ziel seiner Wünsche; mindestens schmeichelte er sich damit. Allein er hatte sich mächtig geirrt in der Wahl seines Mitschuldigen, der, nebenbei gesagt, durch Geburt und Erziehung ein Christ, dann Jude, endlich Mohamedaner geworden war, und als Unteroffizier zu der Palastwache gehörte. Der erste Gedanke dieses Menschen war, das entwendete Kleinod sich selbst zuzueignen; und man wird bald sehen, wie er sich hierzu anschickte.

Es ist bereits erwähnt worden, daß der Palast mit Soldaten umstellt war. Mit der Waffe in der Faust stand Abdelaï immer noch auf der Lauer, als er plötzlich zwei parallel an der Mauer des Serails herablaufende, weißliche Streifen zu erblicken glaubte. Er näherte sich leise und behutsam und gewahrte nun deutlich eine aufgehängte Strickleiter, mit deren Hülfe ein Mensch zu entwischen suchte. Sein erster Gedanke war, dieser Mensch habe den Saphir entwendet, und jetzt sey der Augenblick gekommen, die tausend Tomans zu verdienen. Mit gezücktem Hangiar stürzte er auf den Dieb los; dieser aber, die nahende Gefahr wahrnehmend, hielt für's Beste, noch eiliger als er herabgekommen, an der Strickleiter wieder hinaufzuklettern. Behend wie eine Gemse stieg der junge Nubier nach bis auf die Terrasse des Serails. Hier gewahrte er mit Staunen, wie eine junge Frauensperson mit der Kraft der Verzweiflung sich an die Kleider des Diebes klammerte und dabei ein durchdringendes Geschrei ausstieß. Dieser aber wand sich los, hob mit starken Armen die schwache Dirne schwebend über sich empor, und war eben im Begriff, sie in den innern Hofraum zu schleudern, als Abdelaï herbeieilend dem Diebe von hinten einen so kräftigen Schlag in die Kniekehle versetzte, daß dieser zusammenstürzte und sammt dem Mädchen rücklings auf den Boden fiel. Da dachte Abdelaï nicht mehr an den Dieb, sondern beschäftigte sich nur mit der Geretteten, während jener schleunigst entfloh.

Unterdessen eilten nun auf den entstandenen Lärm viele Leute von verschiedenen Seiten herbei,

Digitized by Google

und als sie den über das junge Mädchen sich niederbeugenden Nubier erblickten, riefen sie: Das ist der Dieb! Er hat sie ermordet! ... Schon hatten die Umstehenden blinkende Dolche gegen ihn gezückt, und einer der ersten unter ihnen war Schalk-Elaïm, der ihm den Todesstoß versetzen wollte, als seine Tochter Alïsha — sie war nämlich die Gerettete — angstvoll ausrief: Haltet ein! Er hat mich vom Tode befreit!

Bald ward der Zusammenhang dieses Vorfalls bekannt, der Dieb aber war spurlos verschwunden; und statt der reichen Belohnung ward Abdelaï nur die dankbare Anerkennung Elaïms zu Theil, der sich beeilte, ihn von dem Militärdienste loszukaufen.

(Schluß folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Musikinstrumente.

(Schluß.)

Unter den französischen Blasinstrumentenmachern nimmt Sax die erste Stelle ein und wir möchten uns zunächst hier mit seinen Instrumenten beschäftigen, wenn sie nicht in diesem Augenblick erst ihren Einzug in den Industriepalast hielten. Vergebens haben wir uns nach der Ursache dieser Verzögerung erkundigt, Niemand wußte die Sache aufzuklären; nur das sagte man uns, daß dem Erscheinen der Sax'schen Instrumente die polizeiliche Beschlagnahme von Instrumenten bei beinahe 30 französischen Ausstellern vorausgegangen ist. Die confiscirten Instrumente waren unrechtmäßige Nachahmungen der Sax'schen. Also denn, da die Sax'schen Hörner noch nicht aufgebaut sind, so können wir von ihnen hier nur das sagen, daß wir den deutschen Militärmusikchören dergleichen wünschen, sie würden damit die vollendetste Harmoniemusik der Welt machen. Neben Sax ist die Fabrik von Gautrot in Paris zu nennen. Es ist dieß eines der großartigsten Etablissements seiner Art, und zwar besteht dasselbe aus mehreren Kommanditen; die Pariser Fabrik beschäftigt 500 Arbeiter mit der Anfertigung der Blechinstrumente; im Euredepartement ist eine andere Fabrik für Flöten und Klarinette mit 30 Arbeitern, in Abircourt besteht ein drittes Etablissement mit 60 Arbeitern für Violinen und Guitarren. Die Gautrot'schen Instrumente sind ihrer Wohlfeilheit wegen gefährliche Nebenbuhler der deutschen geworden. Endlich ist unter den französischen Fabrikanten noch Besson zu nennen, welcher sehr bedeutende Verbesserungen in der Construction der Klappenhörner erfunden hat. Die österreichischen Blasinstrumente finden wir in Form einer ungeheuren Pyramide in einem Carré zunächst dem Transepte. Die Zahl der Aussteller ist 20, darunter alle bedeutenderen Fabrikanten Wiens und Prags. Zu bedauern ist nur, daß diese Herren nicht einen besondern mit dem Gegenstande vertrauten Beamten angestellt haben, um dem Besucher der Ausstellung Auskunft zu geben; nirgends ist dieß so nothwendig als gerade bei den Musikinstrumenten. Alles, was wir von dem Werthe dieser Instrumente hören, wie er sich bei den Proben der Jurys herausgestellt hat, rechtfertigt ihren alten, festbegründeten Ruf. Hauptvorzüge der österreichischen Blasinstrumente sind vollkommene Gleichmäßigkeit des Metalls, außerordentliche Biegsamkeit und große Leichtigkeit, welche letztere den Musikanten in Stand setzt, das Instrument ohne zu große Anstrengung zu spielen. Die Klappen und Ventille sind geschickt befestigt und machen kein Geräusch, der Ton fließt leicht aus den Instrumenten heraus und derselbe ist weich und angenehm für das Ohr. Wien steht an der Spitze der österreichischen Fabrikation. Wir nennen besonders Stowasser und Franz Bock in Wien, Rott in Prag, Cerveny in Königgrätz. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir voraussagen, daß im großen Ganzen die österreichischen Instrumente den Preis davontragen werden. —

Die Ausstellung von Streichinstrumenten, obgleich minder zahlreich vertreten als die der übrigen Instrumente, hat dennoch mehrere sehr schöne Stücke aufzuweisen. Die französische Ausstellung befindet sich in den Rundgängen des Panorama und besteht aus Violinen, Bratschen, Violoncellen, Baßgeigen in allen Formen und Größen. Den ersten Rang nehmen die Instrumente von Vuillaume ein, dann folgen Gautrot, den wir bereits genannt haben, ferner Gand frères, denen auch nachzurühmen ist, daß sie nicht versuchen ihren Geigen alterthümliche Form und Farbe zu geben, um sie für alte passiren zu lassen; diese Fabrik hat auch einen großen Ruf in der Restauration alter italienischer Instrumente erlangt. Aus den übrigen Ländern Europas sind nur wenige Streichinstrumente gesandt worden, und dieselben bieten überdem nichts Bemerkenswerthes dar.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Der größte unter allen bekannten Rosenstöcken ist eine Banksrose in dem Garten der Marine zu Toulon. Die Riesin unter den Rosen ist jetzt 44 Jahre alt, indem sie im Jahre 1813 durch Bonpland eingesendet wurde. Zunächst in einen Aich gesetzt, kränkelte der Stock eine Zeit lang, sobald man ihn aber in freie Erde verpflanzt hatte, erholte er sich schnell und wuchs so schnell heran, daß er gegenwärtig wohl der größte (?) aller bekannten Rosenbäume ist. Schon im Jahre 1833 maß sein Stamm dicht am Boden im Umfange 1 Fuß 3 Zoll und jetzt mißt er 2 Fuß 8 Zoll. Der Stamm theilt sich sehr bald in 6 Aeste, deren dickster einen Umfang von 12 Zoll hat. Der Baum bedeckt mit seinen Aesten und Zweigen die ganze Oberfläche einer Mauer von 75 Fuß Breite und 12 bis 18 Fuß Höhe und er hätte sich längst noch weiter ausgebreitet, wäre man nicht genöthigt gewesen, ihm alle zwei Jahre wegen Mangel an Raum (Mauerbreite) eine Menge Triebe zu nehmen und davon ein gutes Heizmaterial für einen Backofen zu machen. Je mehr er indeß beschnitten wird, desto längere Sprößlinge treibt er. Diese werden in jedem Jahre 11 bis 15 Fuß lang und erlangen die Dicke eines Daumens. Im April beginnt er zu blühen und seine Blüthenzeit dauert bis Mitte Mai. In der Zeit seiner reichsten Blüthenentwickelung ist er mit 50,000 bis 60,000 Blumen bedeckt und gewährt einen wahrhaft zauberischen Anblick, welchen alljährlich Hunderte von Reisenden nicht genug bewundern können. Dann und wann treibt er im October, ja im November noch einzelne Blüthen. In neuerer Zeit pfropfte man gegen die Spitzen mehrerer Aeste hin einige der schönsten Remontanten (auch Rosen), was diesem Riesen der Rosenwelt neue Reize verleiht, indem es ihn in späteren Monaten mit neuen Blüthen ziert.

Der Architekt, welcher mit der Herstellung der Elisabeth-Kirche in Marburg beauftragt ist, Professor Lange, läßt die Ergänzungen an den Steinzierrathen nicht aus Stein hauen, sondern aus Cement formen. Die Engländer sind uns bekanntlich mit ihrem Portland-Cement in dieser Technik mit dem besten Erfolge vorausgegangen. Die Arbeit ist sehr leicht, da das Material sich zuerst wie Thon kneten und bei allmäligem Versteinern gut schneiden und scharf ausarbeiten läßt, zuletzt aber so fest wird, daß es, namentlich in den Näthen, schwerer bricht, als der ursprüngliche Sandstein. Hält dieser künstliche Stein Zeit und Wetter aus, so sind wir auch in Deutschland um ein schätzbares Material für ornamentistische Zwecke der Architektur reicher.

Dieser Tage wurde in der Kirche zu Nymphenburg eine Taufhandlung unter eigenthümlichen Umständen vollzogen, nämlich an einem 48jährigen Christen, Feldwebel Johannes Fuchs. Derselbe ist im Begriff zu heirathen, und unter den ihm hiezu nothwendigen Legitimationen fehlt ihm — der Taufschein. In seiner Heimathgegend wurden Nachforschungen angestellt, und nach zweijährigem Suchen bei keinem Pfarramt irgend eine Verbuchung seiner Aufnahme in die Kirche gefunden. Wahrscheinlich wurde dies im Gewirr der damaligen Kriegszeit vergessen. Da nun aber die Behörde auf dem Taufschein besteht, so wurde an Fuchs, für den Fall, daß er wirklich noch nicht getauft ist, das Sacrament vollzogen. Der Täufling wird nächstens Hochzeit machen.

Bei Gelegenheit des internationalen statistischen Congresses in Paris wurden über diese Stadt folgende interessante statistische Notizen mitgetheilt: Nach den neuesten Berechnungen zählt Paris mit Inbegriff der Bannmeile zwölfmalhunderttausend Einwohner. In der Hauptstadt finden im Durchschnitt täglich vier Fallimentserklärungen und zehn Zwangsversteigerungen statt. Es werden hier täglich dreihundertundfünfzehn Pfänder ins Pfandhaus getragen und die dreihundert hiesigen Huissiers schleudern jeden Tag zweitausendfünfhundert Vorladungen unter die guten Pariser, die nicht weniger als vier Millionen Francs täglich für Wohnung, Nahrung, Kleidung und Entrichtung der Abgaben brauchen. Schon aus diesen einfachen Notizen kann man sehen, welch ein Ungeheuer die Stadt Paris ist, wie viel Noth und Sorgen, wie viel Kummer und Leid, wie viel schlaflose Nächte sie verursacht und welche unglaubliche Anstrengung dazu gehört, wenn man von diesem Ungeheuer nicht verschlungen werden will.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 122. Freitag, 12. Oktober 1855.

Volkslied der Bayern.

Erschalle zum Himmel, o fröhliche Weise,
Kling' näher und ferner in jeglichem Kreise,
Tön' wieder in Wonne,
Beglück', wie die Sonne,
Mit Jubel und Freude des Vaterlands Gau'n.

O segne den König, o ewiger Vater,
Sey stets ihm Beschützer und treuer Berather,
Dem Volke zu Nutze,
Dem Feinde zu Trutze,
Zum Heile, zum Frieden des Vaterlands Au'n.

Beschütze die Königin, gieß' deine Gnaden
Reich über Sie aus, und behüte vor Schaden
Das Stammhaus, das hehre,
Des Vaterlands Ehre,
Daß Wittelsbach froh in die Zukunft mag schau'n.

In freudiger Fülle steh'n Felder und Auen
Und Städte und Dörfer sind lustig zu schauen;
Es blühet der Handel,
In munterem Wandel
Sind Landmann und Städter gewinnend zu schau'n.

Der Wissenschaft Sterne, sie leuchten im Kranze
Des Thrones in nimmer erlöschendem Glanze;
Und rufet zum Streite
Das Volk, das bereite,
Sein König, so mag er ihm freudig vertrau'n.

Wir haben erwählet ein stattliches Zeichen,
Dem König zu dienen, und nimmer zu weichen
Von Vaterlands Ehren,
Das wollen wir schwören,
Auf heiligen Eidschwur mag sicher er bau'n.

Drum schwinget das blau-weiße Banner mit Freuden,
Die Treue in Ewigkeit will es bedeuten,
Im Leben nicht schwankend,
Im Tode nicht wankend,
Zu jeglicher Stunde in festem Vertrau'n.

Das geraubte Kleinod des Sultans.

(Schluß.)

Abdelaï war unausgesetzt mit dem Wunsche beschäftigt, die Spur des Diebes zu entdecken. Da ereignete es sich am dritten Tage, daß in der Abenddämmerung sich drei Männer in der Moschee Solimanieh befanden. Zwei derselben waren hinter einem Pfeiler in eifrigem Gespräch begriffen; der dritte schlich sich, vom Schatten geschützt, unvermerkt in ihre Nähe, und erlauschte da folgendes Zwiegespräch:

„Hast du meinen Auftrag vollzogen und bringst du mir den bewußten Gegenstand?"

„Jawohl, ich habe ihn hier in dieser Schachtel."

„Ist er aber auch so ähnlich als möglich?"

„Täuschend ähnlich; Niemand wird im Stande seyn, ihn vom ächten zu unterscheiden; ganz dasselbe wunderschöne Blau, dieselbe Politur — kurz, ich habe die zwölf Tomans redlich verdient!"

„Hier hast du sie, und halte, wie du geschworen, reinen Mund, wenn dir dein Leben lieb ist!"

„Verschwiegen wie das Grab!"

Dem Dritten, der kein anderer als Abdelaï war, genügten diese Reden, um sich zu überzeugen, er habe den Dieb vor sich, der, so schlau als wortbrüchig, denjenigen, der ihn gedungen, hintergehen und ohne Zweifel mit seinem kostbaren Raube entfliehen wolle.

Abdelaï lief nach der Ausgangsthüre der Moschee, in welcher der Ueberbringer des falschen Kleinods zurückblieb, um dem davoneilenden Diebe den Weg zu vertreten, in welchem er gerade den schon erwähnten Soldaten von der Palastwache erkannte. Er bemühte sich, diesen aufzuhalten, allein es gelang Yousuff, so hieß der Soldat, sich loszumachen; und als Abdelaï ihm nacheilte, stand plötzlich der Bim-Baschi Omar-ben-Mohammed vor ihm und befahl ihm, mit dem gezückten Schwerte drohend, sich augenblicklich zu entfernen, wenn er nicht des Todes seyn wolle.

Dem guten Abdelaï blieb nun nichts Anderes übrig, als unter dem Schutze der hereinbrechenden Nacht den beiden Militärpersonen nachzuschleichen. Nach einer Weile bemerkte er, daß Yousuff mit der von Omar befehligten Abtheilung in den Palast zurückkehrte. Eine Viertelstunde später wollte er ebenfalls nach dem Palast sich begeben, um Scheik-Elaïm und dessen Tochter von dem, was er soeben vernommen, in Kenntniß zu setzen; allein die Schildwache verwehrte ihm den Eintritt mit dem Bedeuten:

„So lang der Saphir nicht herbeigeschafft ist, gibt es hier keinen Kesmedar mehr, und dich darf ich nicht einlassen."

Nach dieser Aeußerung entfernte sich der Nubier, um Erkundigungen über Scheik-Elaïm einzuziehen, und erfuhr bald, er halte sich nebst seiner Tochter bei der Vorstadt Pera auf. Vergebens waren jedoch seine Nachforschungen. Da begab er sich mit dem Beginn des Tages auf gutes Glück vor das nach Pera führende Stadtthor. Schon war er eine kleine Strecke über dasselbe hinausgekommen, da vernahm er hinter sich die schweren, abgemessenen Schritte einer Abtheilung Soldaten, und entdeckte beim Umschauen mit freudigem Erstaunen, daß sie von dem Unteroffizier Yousuff geführt wurde und zur Palastwache gehörte. Schnell schlüpfte er hinter eine lange Hecke blühender Clematis, die sich den ganzen Weg entlang bis zu einem Hause von schönem Aussehen hinzog, auf welches die Soldaten loszugehen schienen. Vor dem Eingang desselben hielt auch in der That die Abtheilung still, und der Nubier vernahm aus dem Munde Yousuffs folgende Worte:

„Dringet entschlossen bis zu den Gemächern der Männer (Selamlek) vor; erbrechet die Pforte, wenn man euch Widerstand entgegensetzt; bemächtiget euch der Person des bisherigen Kesmedar Elaïm, und schleppet ihn, wenn es seyn muß, mit Gewalt nach dem Palaste Scheregan, wo ihn der Sultan, unser gnädigster Herr, erwartet."

Als die Abtheilung in das Haus gedrungen war, sprach Yousuff zu einem vertrauten ägyptischen Sclaven, der ihn begleitete, um mit ihm zu entfliehen:

„Saïd, wann wird die Fregatte die Anker lichten?"

„Binnen einer Stunde, Herr!"

„Wohl, so werde ich mit meinem kostbaren Schatze in einer Stunde dieses Land verlassen, in acht Tagen hoffentlich schon hundert Meilen von hier entfernt seyn. (Bei diesen Worten zog er das von ihm selbst entwendete Kleinod aus der Tasche hervor und küßte es mit Inbrunst.) Doch muß ich dir sagen, Saïd, daß mich Eines noch beunruhigt — ich könnte nämlich dennoch in meiner Flucht scheitern; denn es gibt außer dem einfältigen Bim-Baschi, den ich überlistet habe, noch eine gefährliche Person, der ich sogleich den Mund auf immer verschließen muß — die Tochter des Kesmedars

Digitized by Google

Elaïm. Erwarte mich hier, bis ich zurückkehre."

Mit diesen Worten eilte er, einen Dolch in der Hand, nach dem Harem des erwähnten Hauses, wohl wissend, daß Aïsha sich da befinde. Aber unmittelbar nachher verließ Abdelaï sein Versteck und stürzte sich hinter dem Mörder her.

Beide langten zu gleicher Zeit im Harem an, wo sich Aïsha mitten unter ihren Dienerinnen befand. Beim gleichzeitigen Erscheinen dieser beiden wild aufgeregten Männer stieß sie einen lauten Schrei aus; aber schon nach einigen Minuten fiel der alsbald ungestüm auf sie eindringende Yousuff, rücklings von dem Dolche Abdelaï's durchbohrt, sterbend zu ihren Füßen.

Alsbald riß dann der schnell besonnene Nubier das Kleid des Erstochenen auf, nahm das Kleinod heraus, überreichte es den Händen der Jungfrau und beschwor sie bei dem Leben ihres Vaters, ihm augenblicklich nach dem Palaste zu folgen. Willenlos, aber vertrauensvoll eilte sie mit ihrem Retter fort, der ihr auf dem Wege die für sie so wichtigen Aufklärungen gab.

Als Beide im Palaste Scheregan anlangten, befand sich der Großherr bereits daselbst. Schon am Morgen hatte Omar eigenhändig den falschen Saphir unbelauscht in seine glänzende Umgebung gefügt, und mit dieser wieder an den Turban des Sultans befestigt, und später, von Stolz und Freude strahlend, seinen hohen Gebieter nach dem Palaste begleitet, wo seine Einsetzung in das Amt des von ihm gestürzten Kesmedars vor sich gehen sollte.

Die beiden Ankömmlinge trafen da auch Aïsha's Vater, aber keineswegs verlegen oder niedergeschlagen wie ein Schuldbewußter, sondern in würdevoller Haltung, die sowohl ein ruhiges Bewußtseyn als hohe Achtung vor dem Beherrscher der Gläubigen verkündigte. Erst dann verließ ihn die ruhige Besonnenheit, als er seine Tochter bleich und aufgeregt im Saale erscheinen sah. Da siegte das Gefühl der väterlichen Liebe, und er warf sich zu den Füßen des Sultans.

„Erhabener Herrscher der Gläubigen," sprach er zu ihm, „wohl ist es möglich zwar, daß ich an gehöriger Aufsicht und Wachsamkeit gerade in einem Augenblick es fehlen ließ, in welchem eine verruchte Hand dein Kleinod dir entwendete, aber mein Bewußtseyn spricht mich frei von aller Mitschuld. Doch lege ich willig mein Haupt zu deinen Füßen und bitte nur um eine einzige Gnade — schone und schütze mit mächtigem Arme mein geliebtes schuldloses Kind!"

Ergriffen und gerührt von diesem Anblick machte der Sultan eine Bewegung, als wollte er den ehrwürdigen Greis, den treuen, langbewährten Diener seiner Familie, aufrichten; seine Hände zitterten, eine Thräne glänzte in seinen Augen. Aber schnell entschwand diese Regung des Wohlwollens, und der gefühlvolle Mensch wich dem kalten, hochgebietenden Herrscher.

„Die von dem allmächtigen Gott" — sprach er ernst und abgemessen — „mir übertragene Pflicht und Vollmacht als Padischah, sowie die Würde meines kaiserlichen Amtes gestatten mir nicht, ein Wort zurückzunehmen, das ich feierlich gegeben, um eine Strafe zu mildern, die ich als oberster, unfehlbarer Richter bereits ausgesprochen."

Dann wendete er sich gegen seinen um ihn versammelten Hof, streckte über Omar und Elaïm die Hand aus und fügte hinzu:

„Man vollziehe mein Urtheil!"

Da wurde das unheimliche Schweigen, welches dem Ausspruche folgte, durch das Hervortreten Aïsha's unterbrochen, die weder furchtsam noch jammernd, sondern mit Vertrauen und fester Zuversicht sprach:

„Erhabener Beherrscher der Gläubigen, du hast soeben mit einem einzigen Worte einen treuen, seiner Unbescholtenheit wegen in allgemeiner Achtung stehenden Diener zur Schande verurtheilt. Die schreckliche Strafe, welche du ihm auferlegt, stempelt ihn zum Verbrecher vor Aller Augen, und ist ein Todesurtheil für den Vater wie für sein Kind. Somit beschwöre ich dich denn in diesem Augenblick, der Stimme zweier Sterbenden noch zum letztenmal Gehör zu schenken!"

Diese dreisten Worte erfüllten alle Anwesenden mit Staunen, das aber noch bei weitem höher sich steigerte, als nun Aïsha es wagte, dem Turban des Großherrn sich zu nähern, der auf einem sammtnen Kissen neben einer reichverzierten Glutpfanne lag, aus welcher des Orients köstlichste Wohlgerüche emporduftten. Ungescheut nahm sie mit einem Zängchen den falschen Saphir aus seiner reichen Fassung, warf ihn beherzt in die Glut, und machte die Umstehenden aufmerksam auf die sonderbare Umgestaltung dieses unächten Steines, der in der That alsbald schwarz wurde, hierauf sich spaltete und dann mit einem Knalle zerplatzend viele Bruchstücke umherwarf, die seine künstliche Zusammensetzung verriethen.

Digitized by Google

Doch ehe noch der Sultan von dem Erstaunen sich erholte, in welches dieses seltsame physikalische Experiment ihn versetzt hatte, lag schon Aïsha zu seinen Füßen und reichte ihm den ächten Saphir dar.

„Scheint dir," sprach sie dabei, „erlauchter Padischah, meine frevelhafte Dreistigkeit nun minder strafbar, o so schenke großmüthig meinem unbescholtenen Vater deine hohe Gnade wieder!"

Tief ergriffen ließ sich der Sultan nun den ganzen Vorfall von ihr und ihrem Lebensretter erzählen. Hoch erfreut, in seinem Kesmedar den unbescholtenen, längst erprobten Diener und Vertrauten wieder gefunden zu haben, reichte er diesem die Hand und sprach gütig zu ihm:

„Komm, laß uns in der Moschee Allah danken, daß er gnädig vor einer schreienden Ungerechtigkeit mich bewahrte, indem er die Stimme der Wahrheit zu meinem Ohre dringen ließ."

Omar-ben-Mohammed ging nicht mit in die Moschee, denn der betrogene Betrüger mußte auf Befehl des Sultans alsbald einen andern Weg einschlagen, der ihn zum schimpflichsten Tode führte.

Wie stand es nun aber um Abdelaï? Die Leser werden ohne Zweifel denken, er, als der Glücklichste von Allen, habe zum Lohne so hohen Muthes und so treuer Selbstaufopferung die Hand der geretteten Jungfrau sich erbeten und sey dadurch überdies zu hohen Ehren gelangt; doch — dem war nicht so. Der arme, schlichte Fellah aus Nubien hatte so vielen Muth und gesunden Menschenverstand, daß er bleiben wollte was er war. Er kehrte vergnügt nach seinen Bergen zurück, nachdem er die ihm verheißenen, wohlverdienten tausend Tomans*) empfangen und legte sie als dankbarer Sohn zu den Füßen seiner hochentzückten Mutter.

Mannigfaltiges.

Der „New-York Observer" sagt, daß dieses Jahr 15 bis 16,000 Stück Erndte-Schneidmaschinen verkauft worden seyen, welche einen Werth von zwei Millionen Dollars repräsentiren. Die Nachfrage nach diesen Maschinen ist so stark, daß die Fabrikanten kaum den Anfragen genügen können.

*) Ein Toman: ungefähr 30 fl.

Die nobelsten Strohhüte der Welt sind unstreitig die Panama-Hüte, Tshipatschipa genannt, die Kopfzierde aller vermöglichen amerikanischen Pflanzer, deren Ausbreitung auf dem Kontinent aber durch ihren enormen Preis, von 150 Dollars das Stück, verhindert wird. Das Stroh dazu wird auf mühsame Art eigends präparirt, die Hüte sind aus einem Stück, außerordentlich leicht und lassen sich in die Tasche stecken, ohne daß solches dem Ansehen schadet.

Die Bewohner von Annecy in Savoyen erfreuten sich jüngst bei einem Sturme, der die Wasser des Sees schäumen machte, eines Schauspieles, das seit der Erfindung der Segel nicht seines Gleichen finden dürfte. In Folge einer Wette setzte sich nämlich ein junger Mann in einen vierräderigen Karren mit beweglichem Vordergestelle, der mit zwei Segeln versehen war. Kaum hatte sich der Wind in diese verfangen, als sich der Karren mit steigender Geschwindigkeit in Bewegung setzte und endlich mit der Schnelligkeit einer Locomotive dahin raste; eine ziemlich jähe Steigerung verminderte die Raschheit des Laufes nicht, und so gelangte der kühne Segelfahrer glücklich nach Sevrier, dem Ziele der Wette, nachdem es ihm stets gelungen war, mittelst des beweglichen Vordergestelles die eingeschlagene Richtung einzuhalten.

Eine merkwürdige Erscheinung zeigt sich in diesem durch die Ueberschwemmungen der Weichsel für die Anwohner des Stromes so verhängnißvollen Jahre auch im Auftreten des Weichselzopfes, welche böse Krankheit heftiger als jemals, namentlich im polnischen Gebiete, um sich gegriffen hat; sie beruht auf allgemeiner Dyskrasie. Die Haare sind bald zu längern, bald zu kürzern Zöpfen verfilzt, ja bilden oft einen einzigen Zopf von zehn Fuß Länge. Sehr gewöhnlich leiden die Nägel dabei mit, die eine klebrige Masse absondern und dann ausfallen. Normal löst sich der Weichselzopf durch allmälige Vertrocknung ab, worauf sich dann neues Haar bildet. Jede gewaltsame Ablösung ist lebensgefährlich, die Heilung unsicher.

In Lochbroom in England ist eine Frau in dem Alter von 102 Jahren gestorben, welche in ihrem Leben nie krank war. Das einzige ihren Tod veranlassende Unwohlseyn betraf sie zwei Tage vor demselben.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 123. Sonntag, 14. Oktober 1855.

Der Lehrling.

1.

Es mögen etwa dreißig Jahre her seyn, daß in einer der größeren Fabrikstädte des südlichen Deutschlands einer jener traurig-ernsten Auftritte sich ereignete, welche manchmal den Armen heimsuchen. Es war eine kalte Januarnacht: in einem der ältesten und ärmlichsten Häuschen der Vorstadt lag in einer Dachstube, deren zerbrochene Fenster Wind und Wetter freien Zutritt ließen, und auf einem elenden hölzernen Gestelle, das statt des Bettes diente, eine Frau von etwa vierzig Jahren im letzten Todeskampfe. Die tödtliche Bläße ihrer entstellten Züge verkündete, daß das Ende dieses armen Lebens nahe bevorstand.

Die Wittwe Kaiser hatte mehrere Jahre mit den härtesten Entbehrungen gekämpft; um nur das liebe tägliche Brod für sich und die ihrigen zu erschwingen, hatte sich über ihre Kräfte abarbeiten und dadurch sich aufreiben müssen. Bei ihres Mannes Tode war ihr nämlich die Sorge für zwei Kinder zugefallen, von denen das älteste kaum vier Jahre alt war. Nun läßt sichs denken, daß es einer Frau, welche nur auf ihre Handarbeit angewiesen, sehr schwer fallen mußte, für die Erziehung und den Unterhalt derselben zu sorgen, und da die arme Frau Tag und Nacht unverdrossen fleißig war, so hatte sie ihre Kräfte bald erschöpft. Als sie eines Abends in's Zimmer trat, warf sie einen Blick der Verzweiflung auf den leeren Speiseschrank, zog dann ihren jüngern Sohn Friedrich an die Brust und sprach mit Thränen im Auge: „Gott erbarme sich unser, liebes Kind! Von heute an kann ich nicht mehr für Deinen Unterhalt sorgen, denn meine Kraft ist zu Ende. Ich fühle deutlich, daß ich rettungslos verloren bin: Du kannst tüchtig arbeiten, lieber Fritz! Dein Aufseher in der Fabrik mag dich wohl leiden, und wenn er erst erfährt, daß Du und Dein älterer Bruder nicht mehr das liebe Brod habt, so wird er sich gewiß eurer annehmen!" — dann wandte sie sich an Franz, ihren älteren Sohn, und sagte: „Und nun höre Du mich, mein Aeltester! bleibe Du bei Fritz und verlaß ihn nicht. Er ist Dein bester Umgang und wird Dir allezeit zum Besten rathen. Stoße Dich nicht daran, daß er der jüngere ist, denn er ist weit klüger und umsichtiger als Du, aber er wird niemals sich etwas darauf zu Gute thun, denn er weiß, daß er diese Gabe nur vom lieben Gott hat, und er wird Dir gewiß nie damit wehe thun. Komm', Franz, versprich mir hoch und theuer, daß du deinen Bruder nicht verlassen und niemals anderwärts Dein Obdach suchen willst als mit ihm zusammen!"

Franz versprach es unter bitterem Weinen; das Auge der Mutter verweilte noch einen Augenblick mit zärtlichem Ausdruck auf ihren beiden Kindern; ein Strahl der Freude verklärte es, als sie ihre Hände ausstreckte und segnend auf ihre Häupter legte, während sie mit schwerer Zunge die Vorsehung um Schutz und Segen für die hülflosen Knaben anflehte; dann zog ein trüber Schatten über ihr Angesicht, der liebe Mund verstummte und sie war zur ewigen Ruhe eingegangen.

Am zweiten Tage geleiteten die beiden Knaben den Sarg der Mutter zur letzten Ruhestätte; — die Armencommission hatte das Leichenbegräbniß anzuordnen gehabt, und man kann daher denken, daß es kein glänzendes war; die tiefbetrübten Mienen der armen Knaben und ein Band von schwarzem Krepp um den Arm waren die einzigen Zeichen von Trauer und Leidtragen, denn sie hatten kein Geld, um sich Trauerkleider zu kaufen.

Digitized by Google

Die beiden Waisen waren nun ganz selber sich überlassen und schlugen bald ganz verschiedene Bahnen ein. Franz war durch den Tod seiner Mutter um seine sittliche Stütze und Zucht gekommen; dieser Verlust hatte ihn unbehaglich und zaghaft gestimmt (wie denn die Trennung von unseren theuersten Lieben auch in dem leichtfertigsten Gemüthe tiefe Eindrücke hinterlassen muß), und er fand kein anderes Mittel, um sich seiner bitteren Gedanken zu entschlagen, als müßige Zerstreuungen. Er hatte sich mancherlei Vergehen und Fehltritte gegen die wackere Mutter vorzuwerfen, und das nagte jetzt an seinem Innern. Wenige Tage nach der Mutter Beerdigung schloß er sich an ein Häuflein lüderlicher Jungen seines Alters — er zählte damals etwa fünfzehn Jahre — an und hatte sich bald seiner Gewissensbisse und Sorgen entschlagen.

Fritz dagegen griff es anders an. Als der erste Schmerz sich gelegt hatte, hielt er es für das Gerathenste, dem letzten Willen seiner guten Mutter in allen Stücken gewissenhaft zu gehorchen. Er kehrte daher in die Fabrik zurück, wo er seither Beschäftigung gefunden hatte. Mit rothgeweinten Augen, das Gesicht blaß und abgehärmt, betrat er niedergeschlagen den Hof, aber in seinem Innern stand der Entschluß fest, tüchtig zu arbeiten und ein rechtschaffener Mensch zu werden.

Der erste Mensch, welcher ihm in der Fabrik begegnete, war Herr Wolff, der Fabrikherr selber, der ihn zu sich heranwinkte und ihn mit strenger Miene betrachtete und anredete. „Du bist etliche Tage von der Arbeit hinweggeblieben, Bürschchen", sagte er zu ihm; „Du wirst mir doch hoffentlich nicht auf schlimme Wege gerathen; warst ja sonst immer fleißig und pünktlich!"

„Um Vergebung, Herr Wolff, ich habe zu Hause bleiben müssen, um meine arme kranke Mutter zu verpflegen", erwiederte der Knabe.

„Sie ist also wohl wieder besser?"

„Sie ist gestorben, Herr!" versetzte Fritz und die hellen Thränen rannen ihm über seine bleiche Wange.

Herr Wolff war überrascht und gerührt; er kannte die Familiengeschichte des Knaben. „Armer Junge!" sagte er mitleidig; „wann ist sie gestorben?"

„Vor zwei Tagen, Herr."

„Nun so geh' denn wieder nach Hause und ruhe Dich aus," entgegnete Herr Wolff. „Am Samstag Abend kommst Du dann wieder und sollst deinen Wochenlohn haben, als ob Du gearbeitet hättest!"

„Sie sind sehr gütig, Herr, und ich danke Ihnen für dieses Wohlwollen!" erwiederte der Knabe; „aber ich möchte lieber hier bleiben und arbeite. Meiner guten Mutter im Himmel droben wird es mehr Freude machen, wenn ich arbeiten, denn sie hat mir von jeher gepredigt: Müßiggang sey aller Laster Anfang!"

Diese Antwort und der feste Ton des Knaben verwunderte den Fabrikherrn, der ein Mann von Gemüth und biederem Sinn war. Er sah dem Knaben fest in's Auge und erwiederte ihm: „Wohl, so geh' meinethalben an die Arbeit! Du sollst fortan in die erste Klasse der Lehrlinge eingereiht werden und höheren Wochenlohn erhalten. Sey brav und fleißig, ich will mich Deiner annehmen, und wenn Du mein Vertrauen verdienst, soll es Dein Schaden nicht seyn!"

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Spielwaaren.

Drei Länder sind es, welche das Monopol der Spielzeugfabrikation zu haben scheinen, nämlich Deutschland, Frankreich und England. An ihren Spielwaaren erkennt man den Charakter dieser drei Länder. Das deutsche Spielzeug hat einen reizenden Charakter der Nützlichkeit und zeichnet sich dabei durch große Wohlfeilheit aus; zwei sehr wichtige Vorzüge. Nichts scheint uns mehr den Grundsätzen einer vernünftigen Pädagogik entgegen, als Spielzeug, in welchem kleine Kapitalien stecken, bedeutend genug, um damit das ganze Waarenlager eines ehrlichen Handwerkers zu bezahlen; ebenso unsinnig ist es, den Kindern ein eitles nichtssagendes Spielzeug zu geben, das sie einmal betrachten und dann bei Seite werfen. Einige Fabrikanten haben Werkzeuge aller Art für kleine Landwirthe, Gärtner, Baumeister u. s. w. gesandt, andere Schiffe in allen Formen und Größen, für Wasserglas-Waschbecken oder Gartenteich-Weltmeere. Alles das ist schön und zu den genannten Fabrikanten könnten wir noch eine große Liste von andern deutschen Fabrikanten hinzufügen; doch eines fällt aller Welt Angesichts der deutschen Spielwaren auf, nämlich die große Menge von Soldatenspielzeug. Es will uns scheinen, als berücksichtigen die Eltern im Allgemeinen viel zu wenig den Einfluß, welchen das Spielzeug auf die moralische Entwicklung eines Kindes macht. Ein Knabe,

Digitized by Google

der schon im frühen Alter daran gewöhnt wird, Armeen von Holz oder Zinn zu kommandiren, friedliche Armeen zu bekriegen und mit Knallbüchsen todtzuschießen, kurz dies ganze mörderische Arsenal des Kriegshandwerkes im Spiele nachzuahmen, nimmt leicht gebieterische, grausame, rohe Manieren an, und wenn das reifere Alter auch diese Sitten mildert und die rauhen Seiten glättet, es bleibt immer ein Kern zurück. Wenn die deutschen Spielzeugfabrikanten solche Massen von Soldaten und Waffen anfertigen, so geschieht es doch nur deßwegen, weil die Nachfrage so groß ist, würde die Erziehung auf diesen Gegenstand ein ernsteres Auge richten, so würde die Industrie gern sich friedlicheren Gegenständen zuwenden. Von diesen Betrachtungen abgesehen, lassen wir namentlich den bleiernen Waaren des Hrn. Söhlke in Berlin volle Gerechtigkeit widerfahren; es ist unmöglich, bleierne Heere mit ihrem ganzen Kriegsmaterial getreuer und eleganter darzustellen. Wir sehen hier die Schlacht von Oltenitza, Kalafat, Alma mit tausenden von Figuren, kämpfend, sterbend, verwundet, reitend ꝛc. Hr. Söhlke sagt freilich nicht, um welchen Preis der Sieg der Türken über die Russen zu erhalten ist. Ueberhaupt ist Preußen vorzugsweise durch solch kriegerisches Spielzeug vertreten, während Bayern und Würtemberg den friedlichen Objekten huldigen. England hat hauptsächlich Puppen gesandt, darunter sehr schöne und sehr kostbare, deßhalb auch nur für Börsen englischer Lords zugänglich. Paris figurirt ebenfalls mit einem Heer von Puppen, unbedingt den schönsten der Ausstellung, die freilich aber mit den deutschen in der Wohlfeilheit nicht concurriren können. Außerdem hat man unter den französischen Spielwaaren eine große Anzahl von mechanischen Figuren und Thieren, z. B. Schaafe, welche blöcken und mäkkern, Puppen, welche Papa und Mama sagen, Bajaderen, welche ganz kunstgerecht tanzen; alles das ist vorzüglich gemacht, allein wie viele Eltern werden 2000, 1000, 500 Fr. dafür ausgeben? Alles in Allem genommen, geben wir doch den deutschen Spielwaaren den Vorzug vor allen übrigen; wenn die Eltern, wie gesagt, die Soldaten abschaffen, und wenn die Fabrikanten sich entschließen wollten, ein wenig mehr Aufmerksamkeit auf die graziöse Form zu legen, ihre Figuren nicht mit Vogelscheufrazen auszustatten, so würde das Ideal der Spielzeugindustrie erreicht seyn.

Mannigfaltiges.

Eine sehr merkwürdige Erscheinung nach dem oftmals erneuerten Erdbeben im Kanton Wallis ist das Rutschen großer Waldstrecken an den Bergabhängen. So hat sich u. A. der Kipferwald, bei dem Dorfe Stalden, sehr bedeutend gesenkt und das Hinabgleiten des Erdreichs, worauf dieser Wald steht, und das den ziemlich steilen Felsabhang deckt, dauert gegenwärtig noch fort. Der Boden ist hier vielfach zerrissen, überall erkennt man seine Bewegung; große Steinblöcke wälzen sich aus dem Schlamme hervor; die auf dem Terrain wachsenden Bäume neigen ihre Kronen wie gesenkte Fahnen in verschiedenen Winkeln. Ueber den Bergschlipf an der Visp führt der allein vorhandene Weg des Thales; alle Reisende müssen hier passiren, aber jede Viertelstunde wird der Weg von der sinkenden Masse wieder überschüttet oder zugedrückt. Einige Arbeiter bahnen für jeden Reisenden eine ephemere Uebergangsstelle. Der Uebergang bleibt indeß sehr gefährlich, und man muß in größter Eile durch die schlammige Erdmasse durchzukommen suchen. Mächtige Ueberschüttungen, welche Menschen und Pferde einhüllen können, sind jeden Augenblick möglich. Durch die Spaltung und Auflockerung des Gebirges, durch das Erdbeben veranlaßt, haben hier die Gletscherwasser neue Wege gefunden, das Terrain in der Tiefe aufgeweicht und stürzen jetzt aus dem wohl eine Stunde im Umfang haltenden zerrissenen und erweichten Gebiete als starker Bach hervor, welcher vor der Julikatastrophe gar nicht existirte. Der officiell geschätzte Schaden an Gebäuden ꝛc. beläuft sich auf 544,000 Fr.

In den letzten Tagen hat die österreichische Journalistik eine Bereicherung besonderer Art erhalten. Am 21. Sept. ist in Triest die erste Nummer einer politischen Wochenschrift in neugriechischer Sprache erschienen. Das Blatt ist „Hymera", der Tag, genannt und zeichnet sich durch seine hübsche correcte Ausstattung vortheilhaft aus, die um so mehr Erwähnung verdient, da dieselbe bei der nicht allzu gangbaren Sprache manchen Schwierigkeiten unterliegen mußte.

In Berlin wurde unlängst von Dr. Bamberger ein siebenjähriger taubstummer Knabe in electro-magnetische Behandlung genommen und

Digitized by Google

demselben nach sechsmonatlicher Kur das Gehör auf so eklatante Weise verschafft, daß eine eigene obrigkeitliche Commission diesen eminenten Fall constatirte. Der Knabe erlernt jetzt durch das Gehör die Sprache, ähnlich einem kleinen Kinde, dem erst Sinn und Bedeutung der Worte beigebracht werden müssen.

Berlin hat eine Zufuhr ägyptischen Weizens in Aussicht. Auf einem der letzten Getreidemärkte wurde bereits ein Kauf von 200 Wispeln desselben abgeschlossen, die demnächst zu Schiffe in Hamburg ankommen und von dort auf der Eisenbahn ihre Reise nach Berlin fortsetzen sollen.

Gemeinnütziges.

Wer gerne Thee trinkt und denselben gut, gesund und billig — ja umsonst — haben will, dem möchten folgende Pflanzen, die auf unserm deutschen Boden häufig wachsen und weder das Ekelerregende des verfälschten Thees haben, noch dem ächten chinesischen Thee in irgend einer Beziehung nachstehen, zu empfehlen seyn. Es sind: 1) die gemeine Erdbeere, wilde Erdbeere (Fragaria vesca). Die Triebe und jungen Blätter, die im April und zu Anfang des Mai eingesammelt werden müssen, werden an einem luftigen, sonnenfreien Orte getrocknet und geben einen gesunden, aromatischen Thee, der dem chinesischen nicht nachsteht und in vielen vornehmen Häusern Oesterreichs eingeführt seyn soll. Will man ihm die Gestalt des chinesischen Thees geben, so thut man die noch welken Blätter auf eine mäßig erhitzte Eisenplatte, rollt sie mit den Fingern und der flachen Hand und läßt sie dabei erkalten. — Könnte dieser Thee nicht zu einem einträglichen Handelsartikel gemacht werden? — 2) Die jungen Blätter der Sauerkirsche geben ein vom besten chinesischen Thee kaum zu unterscheidendes Getränk, wenn man dieselben zur Zeit, wo sie im besten Safte stehen, sammelt und auf die angegebene Weise behandelt. Die kleinsten Blätter aus den Spitzen sind die brauchbarsten. 3) Die Knospen der gewöhnlichen rothen Rose liefern, wenn sie getrocknet und 5 Theile derselben mit einem getrockneten Rosmarin- und 2 Theilen Melissenblätter vermischt werden, ein nicht unangenehmes Getränk. Zu einem Nössel Wasser ist ein reichlicher Theelöffel voll dieses Thees hinreichend. Auch der Same der gewöhnlichen Hagebutte oder Feldrose soll ein Ersatzmittel des chinesischen Thees und von angenehmem Vanillegeschmack seyn. — Endlich kann als vortreffliches Theesurrogat gut getrocknetes Heu — noch besser aber Grummet oder Nachheu, das mehr Zuckerstoff und Aroma besitzt — empfohlen werden. — Mit heißem Wasser übergossen, liefert es ein Getränk, das an Wohlgeschmack den chinesischen Thee übertrifft und sehr gesund ist, indem es die Verdauung und Eßlust befördert und bei gastrischen Beschwerden von großem Nutzen seyn soll. — Weisen wir daher die Gaben, die uns die Natur in unsern Auen und Wäldern so reichlich und bereitwillig bietet, nicht zurück, lernen wir sie immer mehr kennen, schätzen und gebrauchen, dann werden wir uns wohler fühlen und brauchen unsere Kapitalien nicht in fremde Länder fließen zu lassen.

Charade.

Dreisylbig ist das Wort. —
Die beiden Ersten fliegen
Vom Berg herab in's Thal,
Der Erd' sich anzuschließen
Sind nach dem Gluthenlauf
Erkaltet sie, erstarrt,
So werden sie zu Stein
Verwandelt, dicht und hart.

Die beiden Letzten sind
Ein Name des Allweisen;
Doch läßt sich auch mit ihm
In Rom ein Priester heißen.
Ein jedes Menschenkind
Hat, was der Name sagt,
Obwohl auch mancher Mann
Ihn zu verläugnen wagt.

Das Ganze — fromm und gut —
War Dichter und Gelehrter,
Ein Menschenkenner war's,
Als Menschenfreund Verehrter;
Geboren wurde er
An einem Schweizerort. —
Noch einmal sag' ich es:
Dreisylbig ist das Wort.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 124. Dienstag, 16. Oktober 1855.

Der Lehrling.

(Fortsetzung.)

Herr Wolff hielt Wort, er hatte ein Auge auf den kleinen Fritz Kaiser und erkundigte sich fast täglich nach ihm. Damit der Knabe nicht ohne Schutz, Aufsicht und Zucht dastehe, hatte er ihn sammt seinem Bruder bei einem braven zuverlässigen Arbeiter in Kost und Wohnung untergebracht, wo es ihnen an Nichts mangelte. Fritz erwies sich dieser Theilnahme vollkommen werth, sein Fleiß und Ausdauer beschränkten sich nicht blos auf die Arbeit, für welche er angestellt war. Herr Wolff hatte seinen Arbeitern kundgethan, daß er auf seine Kosten Lehrer angestellt habe, um jenen in den Feierabendstunden Unterricht im Zeichnen, Rechnen, Schreiben, der Mechanik und ähnlichen Anfangsgründen eines gediegeneren Wissens zu ertheilen. Niemand freute sich über diese Gelegenheit zu einer weiteren Ausbildung wohl herzlicher als Friedrich, der nur allzu schmerzlich Das entbehrte, was ihm die beschränkten Mittel seiner Mutter an Schulunterricht versagt hatten. Er war daher einer der Ersten, welche sich für diese Feierabendschule anmeldeten, und als er an dem Abend, wo der Unterricht begann, seinen Arbeitssaal verließ, war er fest entschlossen, sich jenen zu Nutz zu machen und dadurch seine Lage wo möglich zu verbessern. Fleiß und Anstelligkeit in Verbindung mit gutem Willen brachten ihn auch so rasch vorwärts, daß er die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich zog und sich ihre Achtung und Theilnahme in hohem Grade erwarb. Fritz hatte auch seinen Bruder eingeladen; aber bei diesem war die Trägheit schon zu tief eingewurzelt und er bezeugte eine gründliche Verachtung gegen alles Lernen. „Lesen und Schreiben hab' ich schon in der Schule nothdürftig erlernt", sagte er, „allein was hilft's mich? Ich brauche es ja nicht, denn ich bin und bleibe ja doch nur ein Weber!" Fritz mußte daher bald jeden weiteren Versuch aufgeben, seinen Bruder auf den richtigen Weg zu bringen.

So vergingen drei Jahre, während Fritz abermals eine Erhöhung seines Wochenlohns erhalten hatte. An Herrn Wolff's Geburtstag, als die sämmtlichen Arbeiter zusammen vor ihn traten, um ihrem Brodherrn zu gratuliren, winkte dieser den jungen Kaiser zu sich heran, gab ihm ein Goldstück und sagte: „Hier mein Junge! nimm dies als Lohn für deinen Fleiß und Eifer, wodurch Du Dich vor allen meinen Arbeitern auszeichnest. Nimm es nur — Du verdienst es!"

Ein Goldstück! das war ein Glück, welches sich Fritz niemals hätte träumen lassen! Er sah seine kühnsten Wünsche dadurch verwirklicht, und am Abend dieses Tages saß er in seiner ärmlichen Wohnung bei einem Lichtstümpchen über etlichen Büchern, welche er sich mit dem Gelde gekauft hatte. Seit er die Anfangsgründe der Mathematik, Geometrie und Mechanik kennen gelernt hatte, waren es namentlich diese Fächer, die ihn besonders anzogen, und in diesen wollte er weiter kommen.

Fritz und sein Bruder hatten mit einander in dem Hause einer rechtschaffenen Wittwe Namens Reissig gewohnt. Aber die lüderliche Lebensweise, welcher Franz sich ergeben, hielt ihn oft Tage lang vom Hause fern, und gerade um die Zeit, von welcher wir reden, war er wieder vierzehn Tage lang nicht in sein Quartier zurückgekehrt. Der jüngere Bruder fühlte schmerzlich die Erniedrigung, in welche Franz sich durch eine solche Aufführung gestürzt hatte, und bot vergebens Allem auf, was nur in seinen Kräften stand, um ihn von diesem Wege zum Verderben abzubringen. Eines Sommerabends spät ging Fritz,

Digitized by Google

nachdem er mehrere Stunden gelesen hatte, noch in dem kleinen Gärtchen seiner Hauswirthin auf und nieder, in banger Sorge über die lange Abwesenheit seines Bruders, als er sich plötzlich über den Zaun her bei Namen rufen hörte und in der Stimme des Rufenden die seines Bruders erkannte. Er wandte sich um und erkannte im Mondschein Franz, an dessen schmutzigen Kleidern und zerstörten Zügen er alsbald abnehmen konnte, in welcher Weise er sich seither umhergetrieben hatte.

Fritz war bei dem Anblicke seines Bruders so betroffen vor Beschämung und Kummer, daß er nicht gleich Worte fand, um ihn anzureden; allein Franz, dem sein grenzenloser Leichtsinn über alle derartige Empfindungen rasch hinweg half, brach bald selber das Schweigen.

„Du findest mich etwas verändert und heruntergekommen, nicht wahr?" fragte er Fritz in seiner liederlichen Gleichgiltigkeit; „aber das ist sehr natürlich: seit wir uns nicht mehr gesehen haben, bin ich nicht auf fetter Waide gegangen und mußte mich oft in den Kleidern mit hungerigem Magen schlafen legen."

„Warum bist Du so lange von Hause weggeblieben?" fragte Fritz.

„Aus dem allereinfachsten Grunde, — weil ich nicht mehr arbeiten mochte", versetzte Franz. „Der Aufseher in meinem Arbeitssaal in unserer Fabrik hat's gemerkt, daß ich nicht allzu sehr in meinen Beruf verliebt bin, und hat mich gestern vor vierzehn Tagen entlassen!"

„Das ist ein großes Unglück, Bruder, denn wir haben Nichts, als was wir mit unserer Hände Arbeit verdienen; aber das war dennoch kein Grund für Dich, so wie ein Landstreicher wegzulaufen und dem Müßiggang nachzuhängen."

„Bah, ich fürchtete, Frau Reistg werde mich nicht mehr aufnehmen, wenn ich keine Arbeit und keinen Verdienst hätte," sagte Franz.

„Auf meine Fürsprache hätte sie Dich doch wohl wieder angenommen," entgegnete Fritz; „und zudem weißt Du, daß, so lange ich noch ein Stück Brod und ein Bett habe, ich es mit Dir theilen würde!"

„Jenun, das wußt' ich wohl, aber ich machte mich auch auf ein Paar Standreden dabei gefaßt, und die mag ich nicht leiden. Auch wollt' ich einen kleinen Ausflug in's Land machen. Ich bin daher ein Stück weit in die Schweiz hinein gewandert, weil Jedermann sagt, es sey dort so schön und man könne dort umsonst leben. Das war in meinen Umständen keine geringe Versuchung; aber ich habe mich gewaltig getäuscht: die Schweizer verschenken auch nicht viel, und wenn ich bei Jemanden um eine Schüssel Suppe bettelte, sagte man mir mit dürren Worten, ich sey alt genug, um mir mein täglich Brod selber zu verdienen."

„Das finde ich sehr begreiflich," versetzte Fritz; „es gibt kein Land ohne Arbeiter, und das ist auch kein Unglück; das Unheil sehe ich eher darin, wenn Einer aus Absicht zu faul ist zur Arbeit." — „Na, laß das! das mag Alles recht gut seyn für Dich, der Du Dir auf Deinen Verstand und Deine Aufführung so viel zu gute thust; mir dagegen scheint es, daß ich als ein reicher Geldprotz hätte auf die Welt kommen sollen, denn ich habe alle Anlage zu einem reichen Faullenzer, der gut leben kann."

„Spotte nur immerhin, Bruder!" sagte Fritz; „wie sehr Du Dich aber auch beklagen magst, Du änderst damit doch Dein Schicksal nicht. Lerne lieber Dich mit Dem begnügen, was Dir einmal beschieden ist. Wir sind nun einmal Kinder von Fabrikarbeitern und dürfen nicht daran denken, reich und behaglich und in Fülle leben zu wollen. Vielmehr sollte unser Hauptangenmerk dahin gehen, daß wir von unserer Hände Arbeit leben können, ohne des Almosen der Reichen zu bedürfen, und dazu haben wir keine anderen Hilfsmittel, als unsern Fleiß und redlichen festen Willen. Nur die Schwachen können sich mit Recht beklagen; wer aber kräftig und gesund ist, dem ist die Arbeit ein Leichtes!"

„Hab' ich Dir nicht gesagt, daß man mich aus der Fabrik fortgejagt hat?" erwiederte Franz unmuthig; „was hilft es denn nun, wenn ich auch arbeiten möchte, da ich doch keine Arbeit erhalten kann?"

„Es gibt ja noch andere Fabriken in der Stadt, als diejenige, worin Du bisher beschäftigt warst; bei gutem Willen findest Du leicht wieder Beschäftigung!"

„So? und Du glaubst wohl, ich soll von Haus zu Haus gehen und mich anbetteln?", rief Franz; „das käme mir eben recht!"

„Ist es denn in Deinen Augen demüthigender, um Arbeit anzuhalten, als um Almosen zu betteln!" fragte Fritz. „Wenn Dir übrigens mein Vorschlag mißfällt, so will ich Dir die Mühe ersparen. Ich werde morgen mit Herrn Wolff sprechen und ihn bitten, daß er Dir wieder Arbeit in der Fabrik gibt. Bist Du damit einverstanden?"

„Ich habe ja keine andere Wahl!"

Digitized by Google

Fritz wollte die Unterredung nicht weiter fortspinnen, die ihm beinahe Kummer verursachte. Auch schien sein Bruder sehr ermüdet; er führte ihn daher in sein Stübchen hinauf. Frau Reisig wollte zwar Franz nicht wieder in's Haus nehmen, weil sie einen wahren Abscheu vor ihm hatte; aber auf die inständigen Bitten seines Bruders gab sie endlich nach. Die Nacht, welche auf die Rückkehr des Landstreichers folgte, ward von beiden Brüdern auf sehr verschiedene Weise verbracht. Der ältere schlief gesund und quälte sich mit keinerlei Sorgen für die Zukunft; aber Fritz fühlte sich von tausenderlei trüben Gedanken beunruhigt und fürchtete vornehmlich, Herr Wolff werde Franz nicht mehr in Arbeit nehmen.

Am andern Morgen begaben sich die beiden Brüder nach der Wohnung des Fabrikherrn und Franz theilte diesem mit stotternder Zunge den Zweck seines Besuches mit. Er würde gern seines Bruders schlechte Aufführung mit Stillschweigen übergangen haben, allein als Herr Wolff fragte, weßhalb er die Fabrik verlassen, in welcher er früher Arbeit gefunden habe, verhehlte Fritz seinem Brodherrn Nichts, denn er wollte keine Unwahrheit reden.

„Das sind freilich traurige Vorgänge," erwiederte der Fabrikherr kopfschüttelnd; — „ich will Euch übrigens in meine Dienste nehmen," setzte er, zu Franz gewendet, hinzu; „erinnert Euch aber wohl, daß es nur aus Rücksicht für Euren Bruder geschieht, dessen Beispiel ich Euch nachzuahmen rathe!"

Die beiden Brüder verließen mit ehrerbietigem Gruße das Zimmer des Herrn Wolff, — Fritz mit einigem stillen Dank, Franz dagegen verdrossen und mit einer Anwandlung von Unmuth und gekränktem Stolz über die Demüthigung, die ihm widerfahren war und für die Zukunft wenig günstige Aussichten versprach.

„Mir scheint, Du gilst Etwas hier im Hause," sagte Franz zu seinem Bruder, als sie mit einander die Treppe heruntergingen; „Du brauchst nur zu bitten, um Gehör zu finden. In Zukunft weiß ich nun, an wen ich mich zu wenden habe, wenn ich Etwas brauche."

„Ich thue meine Schuldigkeit, und mein Brodherr weiß das," erwiederte Fritz, „das ist das ganze Geheimniß, wie ich zu meinem Einfluß gekommen bin!"

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Buchdruckerkunst.

Zwei große Etablissements machen sich auf der Pariser Ausstellung den Vorrang unter den Druckereien streitig, und beide nehmen ihn, jedes in einer besonderen Richtung, ein: es sind dies die kaiserliche Druckerei zu Paris und die kaiserliche Staatsdruckerei zu Wien. Wir wollen uns denn auch mit ihnen etwas ausführlicher beschäftigen. Die Pariser Staatsdruckerei stellt außer ihren Schriftstempeln und Matrizen von orientalischen und asiatischen Typen etwa hundert Bände von verschiedenen Werken aus, welche theils im Erscheinen begriffen, theils in den letzten Jahren erschienen sind. Wir sehen hier von der Folioausgabe der orientalischen Sammlung den dritten Band der Baghavata Purana und den vierten Band des Firdusi, mit Verzierungen in Gold- und Farbendruck; sodann den vierten Band des Firdusi in schwarzem Druck, den Text zu Botta's und Flandin's Ninive, Raoul Rochette's Pompeji, das schön ausgestattete und interessante Werk von Le Play (Generalkommissär der Ausstellung) über die Arbeiter in Europa, eine Folioausgabe der französischen Constitution von 1852, mehrere Bände des großen wissenschaftlichen Werkes über Algerien, eine Anzahl statistischer Tabellenwerke über Frankreich, mehrere Blätter der neuen geologischen Karte von Frankreich von Dufrénoy und Elie de Beaumont, endlich Blätter der großen vom Ministerium herausgegebenen Karte von Frankreich. Das Prachtstück dieser Ausstellung aber ist offenbar die eigens für die Industrieausstellung vorbereitete Prachtausgabe der Imitation de Jésu-Christ. Dieses wirklich vollendete Erzeugniß der Typographie zerfällt in zwei Theile, deren erster den lateinischen Text und der zweite die metrische Uebersetzung Corneilles enthält, und man findet darin alle Schwierigkeiten, welche die Typographie kennt, in seltener Weise vereinigt. Die Verzierungen des Textes sind in Gold- und Farbendruck ausgeführt und bestehen in einem falschen Haupttitelblatt, einem Titelblatt, vier falschen Titeln, vier Köpfen zu den vier Büchern, hundert Kapitelköpfen, dreihundert ausgemalten Initialen und vielen andern Vignetten. Die Illustrationen des zweiten Theils bestehen in schwarz gedruckten Holzschnitten, darunter sechs große Blätter und mehrere kleinere Vignetten und Illustrationen. Gewiß hat die neuere Typographie kein Werk

Digitized by Google

von gleicher Pracht, von größerer Vollendung des Druckes aufzuweisen. Wenn die Pariser Staatsdruckerei ihre Hauptsorgfalt der Herstellung von Prachtdrucken und Werken in außereuropäischen Sprachen zuwendet, so hat die Wiener Druckerei, an deren Spitze ein sehr begabter Gelehrter, Herr Dr. Auer, steht, sich das Ziel gestreckt, in ihrem Etablissement alle graphischen Künste zu vereinigen und gleichmäßiger Entwicklung entgegenzuführen. Die Ausstellung dieses ausgezeichneten Instituts rettet allein die Ehre der deutschen Buchdruckerkunst im Pariser Industriepalaste. Eine höchst belehrende Uebersicht ihrer Thätigkeit liefert die Anstalt in dem polygraphischen Apparate, welcher alle Proben und alles Material der Buchdruckerei, wie überhaupt der graphischen Fächer enthält, die in der Wiener Staatsdruckerei betrieben werden. Ferner finden wir eine Sammlung von Stempeln in Matrizen, chinesische Kanzleidialekte, stenographische Zeichen u. s. w. Unter den Druckwerken finden wir die von Hrn. Dr. Auer herausgegebene Sprachenhalle, in welcher sich das Vaterunser in 608 Sprachen und Dialekten befindet; ferner mehrere Werke über den Betrieb und die Leistungen der Wiener Staatsdruckerei, Werke über orientalische Sprachen und Literatur; einige Blätter in typographischem Farbendruck. Im Vereine der Xylographie finden wir sechs große Holzschnitte nach religiös-historischen Zeichnungen von Führich und einen Holzschnitt, Kaiser Joseph II. an der Buchdruckerpresse darstellend, nach einer Zeichnung von L. Ruß. Die Chalko- und Siderographie ist unter anderem durch zwei Köpfe nach Tizian und mehrere Blätter in geschabter Manier vertreten. Nächstdem sind zu erwähnen Proben der Lithographie, der Guillochirkunst, Chemitypie, Stylographie und Hyalographie. Von den galvanoplastischen Erzeugnissen der Anstalt ist bereits in einem früheren Berichte die Rede gewesen; es schließen sich hieran die galvanographischen Abbildungen in einer und mehreren Farben. Auch die Photographie und die damit in Verbindung stehende Mikrographie werden in der Anstalt betrieben, wie dies sehr schöne Blätter zeigen. Den Hauptruhm aber des Instituts bildet der sogenannte Naturselbstdruck, von dem Herr Auer nicht mit Unrecht behauptet, daß der- r Erfindung der Buchdruckerkunst ebenbür- die Erfindung dieses interessanten Ver- rdankt man Herrn Auer und seinem talentvollen Oberfaktor Worring. Die vermittelst dieses neuen und geistvollen Verfahrens hergestellten Abdrücke von Spitzen, Pflanzen, Thieren, Steinen, sind so vollendet, als es nur möglich ist, die Spitzen z. B. sind so getreu, daß so manche Dame verlangend die Hand ausstreckt; nicht minder interessant sind die Abdrücke von Pflanzen und Agatsteinen. Das sind im Wesentlichen die Elemente jener vielseitig anregenden und belehrenden Ausstellung.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine elektrische Kanone — schreibt man aus Köln, — soll von C. W. Mitzell erfunden seyn, d. h. ein Geschütz, das kein Zündloch hat und dessen Ladung vermittels Elektricität abgefeuert wird. Um dies zu bewerkstelligen, werden die Conductoren in die Geschützröhre während des Gusses eingeladen und nach vollendetem Gusse knapp an der Außenwand des Geschützrohrs abgefeilt. Fällt eine Kanone in Feindeshand, so dürfte es somit immerhin einige Zeit dauern, bis die Methode des Abfeuerns entdeckt würde. Von einer Vernagelung ist keine Rede, da die Kanone kein Zündloch hat, und außerdem — so behauptet der Erfinder — würde ein derartig construirtes Geschütz um das Vierfache dauerhafter als die bisher gebräuchlichen seyn.

Das Elsaß zeigte am besten seinen deutschen Ursprung dadurch, daß es das in Production und Consumtion des Bieres in erster Reihe stehende französische Departement war; jetzt ist es indessen durch das Departement du Nord um diesen Ruhm gebracht worden. Im Arrondissement von Straßburg wurden jedes Jahr 158,000 Hektolitres Bier gebraut, was einen Werth von 2,836,000 Francs hat, während das Arrondissement von Valenciennes jetzt 226,000 Hektolitres im Werth von über 3,000,000 Francs producirt.

In Mainz ist eine 9½ Pfd. schwere Kartoffel zur Ansicht ausgestellt. — Fünf tüchtige Esser waren von einem Imbiß von 3 Kartoffeln, welche zusammen 8¾ Pfd. wogen, gänzlich gesättigt.

Auflösung der Charade in № 123:
Lavater.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 125. Freitag, 19. Oktober 1833.

Der Lehrling.

(Fortsetzung.)

2.

Mehrere Monate vergingen, ohne daß sich irgend Etwas in der Lage der beiden Brüder änderte. Der ältere hatte, wie schon erwähnt, ebenfalls in der Wolff'schen Fabrik Beschäftigung gefunden, zwar seither nur wenig Eifer an den Tag gelegt, aber sich doch keine Rüge zugezogen. Fritz dagegen entwickelte immer mehr die guten Eigenschaften, durch welche er die Aufmerksamkeit seines Brodherrn auf sich gezogen hatte. Sein Verstand und die Bildung, die er durch emsige Lectüre und Selbststudium erwarb, stellten ihn weit über die andern Arbeiter, und die gewissenhafte Aufmerksamkeit, mit welcher er die ihm übertragenen Arbeiten fertigte, machte ihn besonders brauchbar.

In Folge seiner Beschäftigung in der sehr bedeutenden Fabrik des Herrn Wolff, welche die Aufbereitung der Baumwolle vom Spinnen und Weben bis zum Bedrucken der fertigen Zeuge umfaßte, hatte er oft die Muster bewundert, durch welche die Kattune ihre zierlichen Zeichnungen erhielten, und so war in ihm allmälig der Wunsch entstanden, sich auch einmal in der Kunst der Composition eines solchen Zitzmusters zu versuchen. Sein höchstes Streben ging deßhalb dahin, Zutritt in dem betreffenden Arbeitssaale zu bekommen und sich mit dem Proceß des Druckens und Färbens bekannt zu machen. Aber er wagte diesen Wunsch nicht laut werden zu lassen. Anfangs wollte er Herrn Wolff um die betreffende Erlaubniß angehen, fürchtete aber eine abschlägige Antwort. Indeß wußte er aus Erfahrung, was Einer durch einige Anstrengung zu erreichen im Stand sey, und er nahm sich vor, in der Mittagsfeierstunde, während die Arbeiter weggegangen waren, sich mit dieser Kunst bekannt zu machen. Er zog einen Lehrling dieses Ateliers in's Interesse, der ihm den Gebrauch der verschiedenen Gegenstände und die nöthigen Manipulationen zeigte, und binnen weniger Monate war Fritz im Stande, selber Zeichnungen von einigem Werthe zu liefern. Er übte sich darin noch emsiger, ohne daß Jemand ahnte, auf welche Weise er seine Freistunden verbrachte, und er wäre vielleicht auf diesem Wege des Selbststudiums und der eigenen Fortbildung mit der Zeit ein tüchtiger Künstler geworden, hätte nicht in dem darauffolgenden Winter ein unerwartetes Ereigniß seinem ganzen Geschick eine andere Wendung gegeben.

Eines Mittags in der Feierstunde war er im Atelier der Musterzeichner, als er plötzlich eilige Schritte herankommen hörte. Er erschrack nicht wenig, denn es wäre ihm höchst unangenehm gewesen, hier in diesem Local betroffen zu werden, ohne sich über die Erlaubniß hiezu gehörig ausweisen zu können. Er eilte daher nach einem Schranke, welcher ihm schon einige Male in ähnlichen Fällen zum Zufluchtsorte gedient hatte. Von seinem Versteck aus konnte er zwar nicht sehen, was im Zimmer vorging, aber er schloß aus dem Geräusch, welches er hörte, daß mehrere Personen zugleich eingetreten seyn müßten. Anfangs hatte er nur daran gedacht, sich zu verstecken; allein die Vorsichtsmaßregeln, welche die Ankömmlinge nahmen, und der gedämpfte Ton ihrer Stimmen veranlaßte ihn bald, aufmerksam auf ihr Vornehmen zu horchen.

„Habt Ihr die Thüren gut verschlossen?" fragte der Eine.

„Seht Euch genau um, ob Niemand hier ist!" mahnte ein Anderer.

Digitized by Google

Was ist das? dachte Fritz, woher diese Furcht vor einer Ueberraschung bei diesen Leuten? — Ein seltsames Gefühl von Angst und Beklemmung überkam den Jüngling und er wagte kaum zu athmen. Eine instinktmäßige Ahnung flüsterte ihm zu, daß es sich hier um eine Unthat handle, und daß er von der Vorsehung ausersehen sey, dieselbe zu entdecken und zu verhindern. In seinem ganzen Leben hatte er keinen bangeren Augenblick erlebt.

Als die Eindringlinge sich vermeintlich vergewissert hatten, daß sie vor Lauschern und Ueberraschung sicher seyen, hub einer von ihnen zu reden an und trug den andern mit gedämpfter Stimme, aber in einem so entschlossenen Tone, daß man wohl sah, was für eine Wichtigkeit er seinen Worten beilegte, einen von ihm verfaßten Plan vor. Dieser zielte auf nichts Geringeres ab, als mitten in der Nacht in das Kassenzimmer des Herrn Wolff einzubrechen und die Kasse auszurauben. Aus den gegebenen Erläuterungen entnahm Fritz, daß die Urheber dieses Anschlags Arbeiter aus der Fabrik seyn mußten, und je mehr sich diese Ueberzeugung bei ihm befestigte, desto größer ward sein Abscheu hierüber. Da er jedoch fühlte, wie wichtig es für ihn war, daß er alle Nebenumstände des Complotts genau erfahre, so verhielt er sich ganz ruhig und horchte aufmerksam zu. Jedem Einzelnen ward seine Aufgabe und Rolle angewiesen.

„Einer von uns" — hob nun der Rädelsführer des Complotts an — „muß durch das eingedrückte Fenster der Nebenstube oder durch das Loch in der Mauer einsteigen. Laßt mal sehen, wer von uns der dünnste ist! — Du, Franz, bist es; Du mußt es thun!"

Als Fritz den Namen seines Bruders nennen hörte, trat ihm kalter Schweiß auf die Stirne und alle seine Glieder zitterten heftig. Als er aber gar vernahm, wie Franz sich mit den ihm ertheilten Weisungen einverstanden erklärte, war er nicht mehr länger Herr seiner Gemüthsbewegung und stieß unwillkürlich einen Schrei aus.

Todtenstille entstand für eine Weile unter den Arbeitern, und endlich fragte einer von ihnen: „Woher kam dieser Schrei?"

„Von irgend Jemand, der in diesem Zimmer steckt! Kommt, laßt uns Alles durchsuchen!"

Gesagt, gethan; es dauerte nicht lange, so hatten sie Fritz aus seinem Versteck hervorgezogen und verhörten ihn unter drohenden Blicken über den Gegenstand, den sie unter einander verhandelt hatten, um zu erfahren, wie viel er von ihren Planen vernommen habe. —

„Du hast Alles gehört, was wir hier verabredet haben, nicht wahr?" fragten sie.

„Allerdings!" erwiederte Fritz fest, denn der Jüngling verlor trotz ihrer wilden Geberden den Muth nicht.

Ein Wortwechsel entstand unter den Männern, was mit ihm geschehen sollte. Es machten sich mehrere Ansichten geltend, von denen eine sogar so weit ging zu erklären, das sicherste Mittel, sich seines Stillschweigens zu versichern, wäre, ihn umzubringen; allein es war damit mehr darauf abgesehen, dem Jungen bange zu machen, als ihm wirklich Leid anzuthun. Endlich kamen sie überein, ihn bis zum andern Tage einzusperren, weil der Einbruch noch in dieser Nacht verübt werden sollte, und die Schwierigkeit war nur, einen passenden Ort dafür ausfindig zu machen. Einer der Arbeiter schlug endlich ein Dachstübchen zu diesem Zwecke vor, welches er selber in dem Gebäude bewohnte, und das in einem Theile des Hauses lag, wohin nach seiner Angabe den ganzen Tag über Niemand in Geschäften kam. Das Dachstübchen hatte nur ein einziges Fenster, das auf einen kleinen, niemals besuchten Hof hinaus mündete. Dieser Vorschlag fand Beifall, und man schaffte Fritz, dem man Hände und Füße band und einen Knebel in den Mund steckte, in jene Dachstube, wo er auf das Bett geworfen und eingesperrt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Buchdruckerkunst.

(Schluß.)

Gehen wir nun zu den übrigen typographischen Erzeugnissen über, von denen namentlich Frankreich eine große Anzahl gesandt hat. An Prachtwerken bemerken wir: **Les Galeries publiques de l'Europe** aus der Offizin von Claye; Mame in Tours hat sein herrliches Werk: **Touraine, son histoire et ses monuments** gesandt. Auch verdient unter den illustrirten Erscheinungen das **Magasin pittoresque** wegen seiner vorzüglichen Holzschnitte Erwähnung. Paul Dupont stellt unter andern ein illustrirtes Werk: **les trois règnes de la nature** aus; Firmin Didot, außer der Illustration, das berühmte Werk: **Stephani thesaurus;**

Digitized by Google

Perrin in Lyon les Inscription antiques de Lyon; Vingtrinière in Lyon die Monographie de la table de Claude. Sehr bemerkenswerth sind endlich die Proben von Farbendrucken aus der Offizin von Silbermann in Straßburg. — England hat eine beträchtliche Anzahl von gebundenen Büchern gesandt, deren wir einige weiter unten noch finden werden. — Aus Deutschland haben wir zu erwähnen: Schweizerbart in Stuttgart mit mehreren Werken seines gediegenen Verlages. F. A. Brockhaus in Leipzig ist eine von den wenigen deutschen Verlagsbuchhandlungen, welche eine vollständige Sammlung ihrer bedeutenderen Verlagswerke gesandt haben. Wir finden hier außer der neuesten Ausgabe des Konversationslexikons mehrere Bände der Ersch- und Gruber'schen Encyklopädie, Tischendorf's vetus testamentum, ein typographisch sehr gutes Werk, den Codex Glaromontanus, Reichenbach's Xenia Orchidacea, Thienemann's Fortpflanzungsgeschichte der Vögel, die Textausgaben der berühmtesten Werke der Sanskritliteratur, wie der persischen Literatur und verschiedene historische und schönwissenschaftliche Werke, welche ein Zeugniß von der außerordentlichen Thätigkeit und Vielseitigkeit der Verlagshandlung ablegen. Ferner haben wir von deutschen Verlagshandlungen Vieweg und Sohn in Braunschweig und Westermann ebendaselbst zu erwähnen, von denen die ersteren eine vollständige Sammlung ihres gediegenen naturwissenschaftlichen Verlages ausstellen. Reimer in Berlin hat einige Prachtwerke seines Verlages, unter andern die Werke von Zahn über Pompeji gesandt. Riegel in Berlin und Ernst und Korn daselbst stellen eine Reihe von schönen architektonischen Werken aus. Das preußische Handelsministerium hat die vortrefflichen Musterblätter für Handwerker und das herrliche Salzenbug'sche Werk über die altchristlichen Bauwerke in Constantinopel, welche Werke auf Regierungskosten herausgegeben werden, ausgestellt. Die Dümmler'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin ist durch einige schön gedruckte orientalische Werke ihres Verlages vertreten; Voß in Düsseldorf durch Bilderbücher in Farbendruck, endlich Katz in Dessau durch eine Reihe von geschmackvoll ausgestatteter Werke ihres Verlages. — Betrachten wir hier noch die Außenseite der Druckwerke, nämlich die Einbände, so zeigen Frankreich und England hierin ihre Ueberlegenheit. Nicht als könnte man in Deutschland nicht einzelne Prachtbände eben so schön und geschmackvoll herstellen, als in Paris oder London, wir finden auf der Ausstellung mehrere deutsche Einbände, welche sich mit den ausgezeichnetsten der beiden genannten Länder messen können. Allein man verkauft in Deutschland noch zu viel rohe und geheftete Bücher, die Buchbinder finden deßhalb einen weniger ausgedehnten Geschäftskreis und scheuen darum vor manchem Opfer zurück, das gebracht werden muß, um alle Arten von Einbänden schnell, gut und billig herstellen zu können. Das Heften der Bücher ist eine ganz unnütze Ausgabe; es gibt wenig Bücherkäufer, die ihre Bücher nicht binden lassen; warum also folgen die deutschen Verleger nicht dem Beispiele Englands, dessen Verleger in der Regel ihre Bücher nur gebunden ausgeben. Die bemerkenswerthesten Einbände, welche wir im Industriepalast finden, sind nun folgende: Eine Imitation de Jèsus-Christ, mehrere Gebetbücher und Evangelien von Curmer in Paris; la Touraine illustrée von Mome in Tours; eine Folioausgabe des Virgil in Marokin von Lertic in Paris. Von Despierres in Paris sehen wir: Recueil nobiliaire d. 1633, Folioband; l'Armorial de l'Empire, von 1812; ein Gebetbuch für Mlle. Villault, Tochter des Ministers des Innern; la Collection d'armoiries de toutes les puissances. Noch sind von französischen Buchbindern Mr. Gruel, so wie die Buchbinderei der kaiserlichen Druckerei zu erwähnen. Unter den englischen Einbänden heben wir hervor: Views of England and Wales von Bedford in London, eine Bibel, den Bericht der Londoner Ausstellungsjury und the decoration arts in the middle-age von Reviére in London; endlich Wyatts industrial arts in the 19th century, von Leighton und Hodge in London. Unter den deutschen Einbänden befinden sich nur wenige von hervorragender Bedeutung, wenn schon die meisten sauber und solid gearbeitet sind; ein Prachtstück haben wir indessen zu erwähnen, welches alle übrigen Einbände im Industriepalast hinter sich läßt, es ist dieß das Album, welches die rheinischen Städte dem Prinzen von Preußen überreicht haben; der Einband ist von Buchbinder Wenker in Düsseldorf, nach Zeichnungen von Professor Müller, der obere Deckel ist mit Silber, der untere mit Elfenbein belegt.

Es bleiben nun noch einige andere graphische Specialitäten übrig, welche wir in den nächsten Blättern besprechen werden.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Der Correspondent der „Daily News" erwähnt in seiner Beschreibung der Stadt Sebastopol auch des Umstandes, daß er die Franzosen sehr zahlreich und fleißig beim Plündern gefunden habe, während die Engländer fast leer ausgegangen seyen. Einigen unserer Leute, schreibt er, war es gelungen, sich durch die Schildwachen zu schleichen, aber sie verhielten sich zu den Franzosen wie eins gegen hundert und machten sich an das Geschäft mit einer Ungeschicklichkeit und Unerfahrenheit, die einen schlagenden Contrast zu dem praktischen Tacte und der professionellen Geschicklichkeit der rothhosigen enfans bildete. Als ich den Gipfel des Abhanges erreichte, begegnete ich nur Franzosen, deren Mehrzahl betrunken war, alle aber beladen mit aller Art Beute. Stühle, Tische, Spiegel, Küchengeräthe, Geflügel, Schnabsflaschen, Matratzen, Betten, Küchengeschirr, kurz was nur in einem Hause zu finden ist, wurde von unseren leichtfingerigen Verbündeten fortgetragen oder geschleppt, während man die Engländer nur hie und da mit einem einzigen Gegenstande unter dem Arm sah. Dabei bekamen diese mehr als einmal das Bedauern über den fehlgeschlagenen Angriff auf den Redan zu hören, und in einem Falle war ein kleiner französischer Chasseur sogar so unverschämt, dies einem stämmigen irländischen Grenadier in die Zähne zu werfen. Pat hatte so eben ein Bündel Küchengeschirr aufgehoben und war in der Seele vergnügt, im Begriff seines Weges zu gehen, als ihm der etwas angerissene und äußerst fidel gelaunte Franzose mit einem Spiegel unter dem Arm und ein Paar Enten unter dem andern im Vorbeigehen zurief: „Ha! Redan no, Malakoff yes; Ingelise no bono!" In einem Augenblick war der Spiegel in tausend Stücke zertrümmert und es würde die schönste Prügelei zwischen den Soldaten abgesetzt haben, wären nicht glücklicherweise einige Besonnenere hinzugetreten, welche die Parteien auseinander brachten.

Ney, Fürst von der Moskowa, der Tapferste der Tapferen (le plus brave des braves), war in Saarlouis geboren, Sohn eines Küfers. In den meisten Schlachten war derselbe an der Spitze. Als im Jahre 1764 die Franzosen am Rhein erschienen, befehligte er die Vorhut, eine schlecht bekleidete, aber stegende Jugend, welche sich alles erlaubte. So hatten sie das Haus des Ritzdorf, Vorsteher des Dorfes Niederzissen (bei Laach), geplündert und den armen Mann so mißhandelt, daß er zum Fenster herausſprang, als eben Ney vorbeiritt. Dieser trieb die Plünderer weg, doch höflichst bemerkend: „Mes amis, cherchez la route." (Meine Freunde, suchet die Straße!) Um nun das Haus gegen die Folgenden zu sichern, legte er seinen Hut in's Fenster; der Nachtrab respectirte denselben, meinend, Ney sey im Hause. Gegen Abend holte ein Offizier den rettenden Hut zurück.

Der neue Place Napoleon in Paris, der rings mit einem Porticus umgeben wird zur Verbindung des Louvre mit den Tuilerien, hat einen kleinen Theil seines statuarischen Schmuckes erhalten. Es sind schon zehn Standbilder von den Marschällen und Generalen der Republik und des Kaiserreichs auf ihren Piedestalen aufgestellt. Die durch den Porticus gebildete Terrasse wird durch Pavillone unterbrochen und zwischen je zwei Pavillonen erheben sich zehn Statuen, hinter welchen entsprechende Kriegs-Trophäen und Symbole angebracht werden.

Sylben-Räthsel.

Leer — machet man sich ganz und gar
Nichts aus dem ersten Sylbenpaar. —
Willst du die dritte Sylbe seh'n,
Dann darfst du in die Schweiz nur geh'n;
Doch setze dich ja nicht hinein,
Es könnte dir noch schädlich seyn.
Das ganze Wort — auf meine Ehr'!
Erleichtert manche Arbeit sehr.

Buchstaben-Räthsel.

Du kennest mich als schöne Stadt,
Die schönste mit, die nur Europa hat;
Es residirt — dies merke Dir —
Auch ein gekröntes Haupt in mir.
Sobald Du lässest meinen Kopf nicht steh'n,
Kannst Du mich auch an vielen Thieren seh'n.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 126. Sonntag, 21. Oktober **1855.**

Der Lehrling.

(Fortsetzung.)

Fritz war ungemein betrübt, als er nach einer sorgsamen Umschau in dem Stübchen sich überzeugen mußte, daß hier weder an Entrinnen, noch daran zu denken sey, sich mit den übrigen Theilen der Fabrik in Verbindung zu setzen. Vor Zorn und Kummer weinend drückte er das Gesicht in die Kissen und ergab sich eine Weile der Verzweiflung; er würde viel darum gegeben haben, hätte er seinem Brodherrn einen Wink von dem Plane zustellen können, welcher gegen seine Wohlfahrt geschmiedet wurde, denn er glaubte seinen Wohlthäter und seinen Bruder am Rande des Verderbens und wähnte durch eine zeitige Warnung Beide retten zu können. Mehrere Stunden vergingen in dieser marternden Ungewißheit und Hilflosigkeit. Er war dem Wahnsinn nahe, und trotz der bitteren Kälte fühlte er seinen Kopf in Fieberhitze glühen. Endlich gab ihm die Verzweiflung Kräfte; ein anhaltendes Zerren an dem Taschentuche, womit ihm die Hände gebunden waren, lockerte das Band; ein rascher Ruck machte die eine Hand frei, wenn auch mit Verlust der Haut. Er nahm den Knebel aus dem Munde und löste die Fesseln an seinen Fußknöcheln. Nun erst konnte er, wenn auch halb gelähmt von dem mehrstündigen Druck an Händen und Füßen, sich genauer in seinem Gefängnisse umsehen. Endlich öffnete er das Fenster in der Meinung, die frische Luft werde ihm wohlthun und seine Kräfte wieder beleben. Und siehe da! als er kaum einige Minuten gedankenlos aus dem Fensterchen geblickt, bemerkte er eine blecherne Röhre zum Wasserableiten, die hart neben dem Fenster dieser Dachstube vom Dachrande bis zum Boden herablief und mit einer Krümmung in einen andern Hof der Fabrikgebäude reichte. Zwar war es bereits stark dämmerig geworden und das Haus war sehr hoch; aber Fritz fühlte, daß es hier kein langes Besinnen gab. Er packte also rasch die Dachrinne, schwang sich zum Fenster hinaus, kletterte an derselben auf das Dach und von da auf den First desselben und rutschte auf diesem vorwärts, bis er jenes Ende des Gebäudes erreicht hatte, welches im rechten Winkel an einen andern Flügel der Fabrik stieß, denselben, worin sich Herrn Wolff's Comptoir befand. Hier gelang es ihm, einen Dachladen zu erreichen, durch welchen er auf den Bodenraum gelangte, und von diesem war er bald zur Treppe gelangt, welche zum Comptoir herabführte. Glücklicherweise begegnete er Niemanden und erreichte unbemerkt das Comptoir, wo er den Fabrikherrn zu sprechen verlangte. Allein dieser hatte bereits das Comptoir verlassen und sich zum Mittagsmahle in seine Wohnung begeben. Rasch eilte Fritz nach derselben hinüber durch den dunklen Hofraum, und ließ sich durchaus nicht von der Dienerschaft abweisen, welche vorgab, den reichen Fabrikherrn nicht beim Essen stören zu dürfen, weil er Gäste bei Tische habe. Er ertrotzte es endlich, daß man dem Fabrikanten wenigstens meldete, es wünsche ihm ein Lehrling aus der Fabrik eine hochwichtige Mittheilung zu machen; Fritz ward in ein kleines Zimmerchen gewiesen, wo er den Herrn erwarten sollte. Nach einer qualvoll langen halben Stunde erschien endlich der Herr, sorglos, in fröhlicher Weinlaune, mehr aus Neugier als in Erwartung einer wirklich wichtigen Nachricht. „Ach, Du bist es, mein Junge!" sagte er; „was für wichtige Mittheilungen hast Du mir denn zu machen?"

Fritz erzählte ihm in gedrängten Worten Alles, was unsere Leser bereits wissen, und die Heiter-

Digitized by Google

keit wich im Nu vom Antlitz des Fabrikherrn. Die geschundenen Handgelenke und geschwollenen Fußknöchel des Jungen, sein entstellter Mund und die fieberische Aufregung, worin er sich befand, bestätigten dem Fabrikherrn nur allzu sehr, daß es sich hier um keine Täuschung handle. Einen Augenblick besann sich Herr Wolff, dann sagte er: „Komm', mein Kind! es darf Niemand wissen, daß Du frei bist, Du bleibst einstweilen in meinem Privatzimmer!" Damit ergriff er ihn bei der Hand, führte ihn über den Corridor in sein Privatzimmer, wohin er ihm selber Speisen und Wein brachte und ihn, den so sehr Aufgeregten, auszuruhen und ohne Furcht zu seyn hieß, bis er ihn wieder abholen würde.

Als der Fabrikherr ihn verlassen hatte, um die nöthigen Vorkehrungen gegen den Einbruch einzuleiten, überlegte sich Fritz seine Lage genauer. Gar zu gerne hätte er seinen Bruder aufgesucht und ihm von der Betheiligung an diesem Frevel abgerathen; allein nach den Weisungen, die er von seinem Brodherrn empfangen hatte, wagte er das Zimmer nicht zu verlassen. Einen Augenblick hegte er die Absicht, die Schuld einzugestehen, welche sich sein Bruder durch die Betheiligung an jenem Frevel zugezogen, und den Fabrikherrn zu bitten, daß er wenigstens diesem Gnade für Recht ergehen lasse; allein er stand hievon ab, weil er hoffte, sein Bruder, als der jüngste der Verschworenen, möchte inzwischen selber reuig geworden und von der Betheiligung abgestanden seyn, und ein Geständniß seiner schlimmen Absichten würde dann Franz nur bloßstellen und entehren, ohne ihm von Nutzen zu seyn. Fritz beschloß daher, das Weitere abzuwarten und der Vorsehung anheim zu geben.

Endlich kehrte der Fabrikherr zurück. Alle Vorkehrungen waren getroffen, um die Diebe zu empfangen und zu verhaften. Die Aufseher der verschiedenen Geschäftszweige und Arbeitssäle, welche zur Fabrik gehörten, waren in den verschiedenen Theilen des Hofes und der Gebäude versteckt, welche an das Comptoir stießen, und waren zahlreich genug, die Räuber zu bewältigen. Herr Wolff führte den Lehrling nun auf einer Geheimtreppe hinunter in das Geschäftszimmer und setzte sich zu ihm. Man brannte kein Licht, um die Diebe nicht zu verwarnen. Draußen im anstoßenden Comptoir waren mehrere von den Commis versteckt. Fritz blieb ruhig sitzen und wagte kein Wort zu reden: er hoffte im Stillen, seinem Bruder noch irgendwie nützlich seyn zu können, falls er mit den übrigen Uebeltern käme. Zwei lange Stunden verstrichen, ohne daß sich irgend Etwas ereignete. Die ganze Fabrik lag in Todesstille, denn die Feierabendstunde war längst vorüber. Das tiefe Schweigen und die Dunkelheit, welche in dem Comptoir herrschte, ließ Fritz noch lebhafter die Größe des Verbrechens fühlen, welches eine Handvoll verworfener Menschen zu begehen beabsichtigte. Die Leiden und Gemüthsbewegungen, welche er an diesem Tage erlebt hatte, machten ihn todtmüde und er konnte sich kaum mehr des Schlafes erwehren, als endlich die Glocke der Fabrik die Mitternachtsstunde schlug, und gleich darauf der eigenthümliche Ton einer Laubsäge, die man an den Eisengittern der Fensterladen versuchte, ihm und dem Fabrikherrn anzeigte, daß die Diebe da waren und durch das Fenster des Geschäftszimmers des Fabrikherrn einbrechen wollten. Fritz sprang jählings auf, sank dann aber voll Entsetzen und Spannung in seinen Stuhl zurück. Auch Herr Wolff war aufgestanden und leise in das anstoßende Comptoir gegangen, um die Commis zu benachrichtigen. Die Diebe gingen, um nicht gehört zu werden, ganz langsam und methodisch zu Werke, und es dauerte sehr lange, bis ein Theil des Fensterladens ausgesägt war. Dann hörte man die eingedrückte Fensterscheibe leise klirren und die Scherben davon in's Zimmer hereinfallen.

So weit war den Dieben der Einbruch gelungen, als ein gedämpfter Pfiff ertönte. Der Tumult, welcher nun folgte, bewies, daß das Signal Alle wach und auf ihrem Posten getroffen hatte, und daß die Wächter über die Diebe hergefallen waren. Flintenschüsse knallten, lautes Geschrei ertönte, Fenster wurden erhellt, und der Fabrikherr mit den Commis eilte hinaus, um seinen Leuten beizustehen. Fritz war vom Schreck so gelähmt, daß er nicht vom Flecke konnte, sondern zitternd in seinem Lehnstuhle lag. Draußen im Comptoir brannte eine Lampe, und bei deren Schein sah er, wie sich eine menschliche Gestalt durch das zerbrochene Fenster hereinzwängte. Er eilte hin und stand plötzlich seinem Bruder gegenüber, der mit zerrissenen Kleidern und blutigen Händen in das Zimmer herein sprang.

„Rette mich, Fritz! um's Himmelswillen, rette mich oder ich bin verloren!" jammerte er.

„Wie soll ich das anfangen?" versetzte Fritz betroffen; dann aber besann er sich wieder, und ein glücklicher Gedanke kam ihm. Er führte seinen Bruder nach der Thüre, die auf die

Digitized by Google

Geheimtreppe mündete, und flüsterte: „Rasch, eile hier die Treppe hinauf und springe aus den Fenstern in den Garten — vielleicht kannst Du dort hinaus noch entkommen!“ Er folgte ihm und zeigte ihm das Fenster, das er ihm öffnete. „Laufe so weit Du kannst, meide diese Gegend!“ flüsterte er ihm zu, „Deine Mitschuldigen werden Alle eingefangen und werden Dich verrathen!“

Franz glitt aus dem Fenster in den Garten hinunter, lief durch denselben und erreichte unbemerkt die niedrige Mauer, welche denselben umfaßte. Fritz sah ihn noch hinüber klettern und kehrte dann mit wankenden Knieen in das Geschäftszimmer des Fabrikherrn zurück, wo er ohnmächtig zusammensank.

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Graphische Arbeiten.

Erwähnen wir zunächst der Vorlegeblätter für Fabrikanten und Handwerker. Goupil in Paris hat mehrere schöne Werke dieser Art aufgestellt, unter andern: l'Art industriel, 72 Blätter, Folio; l'Encyclopédie de l'ornement, 54 Blätter; l'Encyclopédie des arts et métiers, Sammlung von Modellen aller Art; endlich mehrere Sammlungen von gemalten Blumen, Früchten, von Pferden und Wagen. Sodann sind zu erwähnen Guilmard's Garde-Meuble, die schönste Sammlung von Meubles, welche existirt, und Armengaud's Sammlung von Maschinen. — Sehr zahlreich sind die ausgestellten geographischen Kartenwerke; in diesem Gebiete zeichnet sich Deutschland vor den übrigen Ländern aus. Wir nennen hier nur den herrlichen Verlag von Justus Perthes in Gotha mit den Werken von Stieler, Berghaus, Spruner, Sydow u. s. w.; Schropp und Comp. in Berlin mit den großen Karten von Preußen, den geologischen Karten und Reliefs nach L. v. Buch; D. Reimer in Berlin mit den Werken von Kiepert u. s. w. Die kaiserliche Staatsdruckerei in Wien hat mehrere schön auf typographischem Wege hergestellte Karten gesandt; auch sind die Karten des militärisch-geographischen Instituts in Wien sehr bemerkenswerth. Unter den französischen Kartenwerken ragen vor allen hervor die große vom Kriegsministerium herausgegebene Karte von Frankreich, die aus 120 Blättern bestehen wird, und die geologische Karte von Frankreich von Dufrénoy und Elie de Beaumont. Ferner sind zu erwähnen die Karten von Andrivaux-Gorjon in Paris und die Reliefkarten von Bauerkeller und Comp.; unter den letzteren befindet sich auch eine ganz neue Reliefkarte der Belagerung von Sebastopol, welche ein überaus anschauliches Bild liefert. — In der Klasse der graphischen Künste haben auch die Erzeugnisse der Photographie Platz gefunden, und ein kurzer Blick auf die ausgestellten Bilder zeigt, welche Stufe der Vollkommenheit diese Kunst bereits erreicht hat. Betrachten wir zunächst diejenigen photographischen Abbildungen, welche ein mehr wissenschaftliches Interesse darbieten. Hier ist vor Allem ein prächtiges Panorama des Mont-Blanc von F. Martens in Paris zu erwähnen; die Zeichnungen dazu sind auf Glas nach dem Verfahren mit Eiweiß hergestellt. Vor kurzer Zeit hielt man es noch für unmöglich, die menschlichen Formen auf photographischem Wege in Lebensgröße wieder zu geben. Wir finden in dieser Richtung eine sehr wohl gelungene Frauenbüste von Grothwohl und Tanner, zwei deutschen in Paris angesessenen Photographen. Bertsch in Paris beschäftigt sich hauptsächlich mit naturwissenschaftlichen Abbildungen; wir erwähnen namentlich drei Arten des unter dem Namen acarus bekannten Insektes, welches in den Krätzaussätzen der Menschen und Thiere vorkommt, ferner die Krallen einer Spinne, die Larve einer Mücke, das Auge und den Rüssel einer Fliege, die Phosphorschale eines Leuchtwurms, das Luftgefäß des Seidenwurms, verschiedene Proben von Holz, Blättern und Strohhalmen. Ferner sehen wir von demselben Photographen die Laus einer gewöhnlichen Stubenfliege in außerordentlich starker Vergrößerung. Es ist überaus interessant, diese Sammlung von Thierchen zu sehen, von denen die meisten uns unbekannter sind, als die seltensten Thiere der entlegensten Theile der Erde, Thierchen, die wir in den zoologischen Museen vergebens suchen würden. Die Umrisse dieser kleinen Wesen sind so scharf gezeichnet, als könnte man sie mit bloßem Auge wahrnehmen. Die Photographie hatte übrigens keine geringen Schwierigkeiten zu besiegen, um zu solchen Resultaten zu gelangen; die hauptsächlichsten Schwierigkeiten bestanden in den dispersiven Eigenschaften der Spiegelflächen, in den Erscheinungen, die aus der Brechung der Lichtstrahlen an den Rändern der Blendungen entstehen, in den farbigen Ringen, die in den Linsengläsern erzeugt werden, endlich in den Erschütterungen, denen die Apparate ausgesetzt

Digitized by Google

sind. Auch englische Photographen haben dergleichen mikroskopische Bilder ausgestellt; wir erwähnen namentlich Burgogne in London, welcher eine reichhaltige Sammlung von Insektenfüßen, Parasiten aller Art, Larven, Infusorien, Fossilien und Hölzern ausgestellt. Deutschland hat meist photographische Portraits gesandt. An Photographieen anderer Art können wir nur ein Album von Vorlegeblättern für Künstler und Fabrikanten, von A. v. Minutoli in Liegnitz, nennen. In England hat man zuerst die Photographie zur Erzeugung astronomischer Abbildungen zu benützen begonnen. Man hat auf diese Weise sehr große Sonnen- und Mondbilder erhalten. Leider fehlen im Industriepalaste diejenigen Bilder, welche in der britischen Gesellschaft zu London Gegenstand der Besprechung wurden. Wir finden dafür unter den englischen Bildern Darstellungen der Wolken von Sherlosh in London; dieselben sind bei sehr schwachem Lichte in mehr oder minder dunkeln Nächten und unter verschiedenartigen atmosphärischen Verhältnissen aufgenommen, wie die schrägen Wasserlinien zeigen. Wir dürfen endlich nicht mehrere meteorologische Abbildungen vergessen, welche der schon genannte Herr Bertsch nach Pouillet's Anleitung aufgenommen hat, und welche den Physikern dienen, die Höhe der Wolken über der Erde zu messen. Unter denjenigen Photographieen, welche mehr künstlerisches Interesse haben, sind die architektonischen Bilder von Baldus und von Bisson in Paris zu erwähnen; dieselben überragen alle übrigen Produkte dieser Art, welche sich im Industriepalaste befinden. Unter den englischen Photographieen bemerken wir eine Sammlung von griechischen und byzantinischen Denkmälern von Robertson und Ansichten des Londoner Krystallpalastes von de la Mothe. Conti in Venedig hat sehr schöne italienische Ansichten gesandt. Was Portraits anbelangt, so stehen darin die deutschen Photographen über den französischen und englischen. Die Portraits berühmter deutscher Gelehrter von Hanfstängl in München sind wahre Meisterwerke und werden auch als solche allgemein anerkannt. Im Bereiche der Landschaft hingegen zeichnen sich besonders die Engländer aus; wir nennen hier vor Allen Fenton und White in London. Im Ganzen bietet die photographische Abtheilung der Aussteller ein außerordentliches Interesse dar, und, was wir daran sehen, berechtigt zu der Annahme, daß Wissenschaft, Industrie und selbst die Kunst noch große Vortheile aus der Photographie ziehen werden.

So hätten wir nun die wichtigsten unter den auf der Weltausstellung vertretenen Industriezweigen besprochen; in dem folgenden und letzten Artikel werden wir einige Worte über die interessantesten orientalischen und nicht-europäischen Produkte sagen.

Mannigfaltiges.

Schiffsbaumeister Hasselberger sen. in Speyer hat am 14. Oktober ein von ihm erbautes Rheinschiff vom Stapel gelassen und zu dieser Festlichkeit eine poetische Einladung erlassen, welche lautet:

„Es gibt der Dinge mancherlei in unsrer Stadt zu schauen,
Man sieht da eines Domes Pracht und neue Thürme bauen,
Man sieht auch Trümmer noch von Freireichszeiten her,
Den Heidenthurm, das Judenbad und manches Andre mehr.
Doch woll'n das Sehenswerthe wir von A bis Z aufzählen,
So darf vor allen Dingen nicht das Speyrer Schiffswerft fehlen.
Es ist so alt wie Speyer selbst und — das darf uns erfreu'n —
Am ganzen Rheinstrom auf und ab wird kaum ein gleiches seyn.
Viel hundert Wimpel flattern kühn in Lüften, Gott zur Ehr'!
Viel hundert Masten schaukeln stolz auf Bach, auf Fluß, auf Meer;
Und forscht man, wo die Masten all, die Schiffe sind erstanden,
So nennt man Speyer vorzugsweis vor vielen andern Landen.
Und heute wiederum soll eins vom Stapel laufen,
Es finde drum die Bürgerschaft sich ein in großen Haufen;
Punkt vier Uhr geht das Schauspiel los am Schiffsbauplatz beim Hafen,
Wo wir, daß es nicht stecken bleibt, die beste Vorsorg' trafen.
Einhundert achtzig volle Fuß das Schiff mißt in der Länge,
Der Breite nach zwei Dutzend Fuß, wir sagen's ohn' Gepränge!
Es ist der größten eins, die jetzt den Rhein befahren;
Mög' es der Herr vor Stürmen auch, vor Untergang bewahren! —
Die Knittelverse hat erdacht, sich wahrlich nicht zum Aerger,
Der auch das Schiff erbauet hat, der Meister
Hasselberger."

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 127. Dienstag, 23. Oktober 1855.

Der Lehrling.

(Fortsetzung.)

3.

Am Morgen nach den Ereignissen jener Nacht, die wir im vorigen Kapitel schilderten, wurden sämmtliche Diebe, mit Ausnahme Franzens, den Gerichten zur Aburtheilung überwiesen. Fritz lag zu Bette in einem Gastzimmer der Wohnung des Fabrikherrn, und als dieser ihn auf seinem Zimmer besuchte, drückte er dem wackern Jüngling mit warmem Danke die Hand. Fritz fühlte sich nicht mehr krank, und als ihm der Fabrikant die herzlichste Theilnahme an seinem Loose bethätigt und sein wackeres Benehmen mit dem aufrichtigsten Lobe anerkannt hatte, bat er ihn offen, sich als Belohnung für den Dienst, welchen er seinem Brodherrn erwiesen, jede beliebige Gegenleistung auszubitten.

„Sprich offen und fordere kühn, mein Sohn," sagte Herr Wolff; „ich verspreche Dir Alles zu gewähren, was nur in meinen Kräften steht!"

Fritz zögerte eine Weile; als aber der Fabrikherr von neuem in ihn drang, erwiederte er: „Jenun, ich würde mich mehr als reich belohnt halten, wenn sie mir erlauben wollten, an dem Unterricht theilnehmen zu dürfen, den Sie ihren Söhnen geben lassen!"

„Diese Bitte will ich Dir gerne gewähren, mein Kind," versetzte der Fabrikherr lächelnd. „Von heute an sollst Du wie ein Glied der Familie gehalten werden. Ich habe schon seit geraumer Zeit mit Vergnügen bemerkt, wie viel Mühe Du Dir gabst, um Dich selber zu belehren und weiter zu bilden, und ich bin überzeugt, daß Du es noch zu etwas Rechtem in der Welt bringen kannst, wenn Du in diesem Eifer so fortfährst. Ich weiß, daß Du gerne Dessinateur und Coloriste werden möchtest, aber Du wirst es hoffentlich noch weiter bringen!"

„Noch weiter?" fragte Fritz mit Freudenthränen im Auge. „Ach, wie diese Hoffnung einem armen Jungen in meiner Lage so wohl thut!" Sein Herz war so übervoll von Dank und Freude, daß er jenen Gefühlen kaum Worte zu geben im Stande war; aber seine gefalteten Hände und thränenden Augen gaben deutlich genug kund, was in seinem Innern vorging.

„Du hast ein treues gutes Gemüth, Fritz," sagte der Fabrikherr und drückte ihm die Hand. „Ich will Allem aufbieten, um Dich etwas Tüchtiges erlernen zu lassen, denn ich bin überzeugt, daß jede Wohlthat, welche man Dir erweist, nicht verloren ist, und daß ich mir keinen Undankbaren verpflichte!"

Von diesem Tage an blieb Fritz im Hause des Fabrikherrn Wolff, aß an seinem Tische und theilte auch den Unterricht seiner beiden Söhne. Der wichtige Dienst, den er der Familie geleistet hatte, seine Uneigennützigkeit und sein stilles bescheidenes Wesen sicherten Fritz eine freundliche Aufnahme in diesem Familienkreise, und Jedermann ermuthigte und unterstützte ihn in seinen Studien. Die Gewohnheit, seine Gedanken und seine Aufmerksamkeit immer nur auf einen einzigen Gegenstand zu concentriren und über Alles, was er um sich her sah, seine Vernunftschlüsse und Folgerungen anzustellen, schien ihn besonders für die mathematischen Fächer des Gewerbewesens zu befähigen, und er machte rasche Fortschritte in diesem Zweige des Wissens.

Mittlerweile war die gerichtliche Untersuchung gegen die Diebe beendigt, und dieselben wurden vor die Assisen gestellt, wo Fritz gegen sie zeugen mußte. Er benahm sich dabei so offen und unbefangen, so rückhaltlos muthig, daß die Beklagten trotz ihres Leugnens überwiesen und verur-

Digitized by Google

theilt wurden. Dennoch schien es, als ob man nicht aller der Verschworenen außer Franz habhaft geworden wäre, denn wenige Wochen, nachdem die Verurtheilten nach einem Zuchthause abgeführt worden waren, erhielt Fritz einen anonymen Drohbrief, worin ihm die bitterste Rache der Verurtheilten und ihrer noch auf freiem Fuße befindlichen Genossen angekündigt wurde. Ein Zufall wollte, daß Herr Wolff Kunde von diesem Drohbrief erhielt; er ließ sich denselben von Fritz geben und händigte ihn den Gerichten ein, um den Urheber desselben zu ermitteln, was jedoch nicht gelang. Kurz darauf ward Fritz eines Abends in der Dämmerung, als er mit den Söhnen seines Wohlthäters aus der Stadt kam, von einigen Burschen mit geschwärzten Gesichtern angefallen, und die jungen Leute wären vielleicht schlimm zugerichtet worden, wenn nicht glücklicherweise einige Männer, durch ihren Hilferuf angelockt, noch rechtzeitig herbeigekommen wären, um sie zu befreien. Herrn Wolff beunruhigte diese Thatsache nicht wenig. „Ihr müßt mir alle drei von hier fort," sagte er, „ich will Euch außer Gefahr wissen, bis die Sache sich allmälich vergessen hat. Schon seit Jahren gehe ich mit dem Gedanken um, Euch die polytechnische Schule in C. besuchen zu lassen. Dorthin werde ich Euch nun ehestens bringen, ohne daß hier Jemand Etwas davon erfährt, und Fritz soll Euch begleiten. Jedoch auch dort müßt Ihr wenigstens anfangs ziemlich incognito leben!" Fritz warf sich mit warmen Dankesthränen dem edlen Manne zu Füßen, der ihn liebevoll aufhob, und wenige Wochen später reiste er selber mit seinen Söhnen und Fritz nach C., um sie daselbst unterzubringen.

Drei Jahre vergingen indeß, welche Fritz gewissenhaft benützte. Seinem offenen Kopfe, seiner Ausdauer gelang es, die meisten seiner Studiengenossen zu überflügeln. Mathematik, Physik, Chemie, Maschinenkunde waren es hauptsächlich, die ihn anzogen und in welchen er sich auszeichnete. Dabei war aber sein Betragen so bescheiden und still, that er sich so wenig auf seine Fortschritte und Kenntnisse zu gut, daß ihn Niemand beneidete, sondern Alle, die ihn näher kannten, ihm aufrichtig zugethan waren.

Nur allzu rasch schwand Fritz die Studienzeit. Die Söhne des Herrn Wolff wurden in's Ausland geschickt, um dort ihrer weitern Ausbildung zu pflegen, und Fritz Kaiser mußte wieder in seine Heimath zurückkehren, wo er die Stelle eines Aufsehers im Maschinensaale erhielt. Sein Betragen in dieser neuen Funktion, und die Brauchbarkeit und pflichteifrig emsige Treue, die er an den Tag legte, empfahlen ihn noch mehr in der Gunst seines Brodherrn und bewirkten, daß man ihn den übrigen Arbeitern der Fabrik als Muster vorstellte. Unter seiner Aufsicht gingen die Geschäfte besser als je, und Herr Wolff war noch niemals mit den Leistungen seiner Maschinen und Arbeitskräfte so zufrieden gewesen, als seitdem Fritz sie leitete. — Von gehässigen Verfolgungen und Rachplänen gegen ihn in Folge der früheren Ereignisse verlautete nichts mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Außereuropäische Produkte.

Unter denselben verdienen diejenigen Algeriens in vielfacher Beziehung unsere besondere Aufmerksamkeit. Eine Hauptstelle in der algerischen Ausstellung nehmen die verschiedenen Getreidesorten ein. Im Jahr 1853 lieferte Algerien dem Mutterlande eine Million Hektoliter Getreide im Werthe von 14 Millionen Franken, 1854 lieferte die Kolonie bereits das Doppelte, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Einfuhr in diesem Jahre nicht geringer seyn. Ein großer Theil der aus Algerien zur Ausstellung gesandten Cerealien und Früchte ist unter maurischen Arkaden ausgestellt; man sieht Getreideähren, Körbe mit Orangen, Limonen, eingemachte Früchte, dann Getreidekörner aller Art. Auf der Ausstellung von 1849 zählte man nur 11 algerische landwirthschaftliche Aussteller, diesmal zählt man mehrere Hundert. Aber nicht nur die Quantität ist bedeutender, auch die Qualität hat sich verbessert, die Körner sind schwerer und voller, und das Mehl ist im Allgemeinen feiner. Wenn man erwägt, daß im Jahr 1854 in Algerien 483,616 Hektaren Getreide gebaut und daß daraus 5,261,346 Hektoliter im Werthe von 105 Millionen Franken gewonnen worden sind, so wird man denjenigen gerne Recht geben, welche meinen, daß Algerien von Neuem seinen altklassischen Ruhm als Kornkammer zu rechtfertigen im Begriffe steht. Zwei Hauptkategorien von Getreide streiten sich in Algerien um den Preis, nämlich der weiche Weizen mit hellfarbiger Hülse, wie die Einwanderer ihn eingeführt haben und der harte Weizen, wie ihn die Eingebornen bauen.

Digitized by Google

Letzterer liefert größere Quantitäten, ist nährender und paßt für alle Erdboden; die Europäer ziehen aber den erstern vor, welcher seines weißen und feinen Mehles wegen größern Absatz findet. Der weiche Weizen wiegt durchschnittlich 158 Pfd. per Hektoliter, der harte 160 bis 170 Pfund. Die Kolonie St. Denis de Sig stellt namentlich sehr schönen und äußerst vollkörnigen Weizen aus, sodann Gerstenkörner von außerordentlicher Größe, Futterpflanzen, Klee und Hafer von vorzüglicher Beschaffenheit. Ganz besondern Beifall bei den französischen Bäckern finden die verschiedenen Mehle Algeriens; dieselben legen von der trefflichen Einrichtung der Wassermühlen in der Kolonie Zeugniß ab. Die Provinz Algier allein besitzt 47 Mahlwerke, Constantine 52 und Oran 61. Zwei Mühlenbesitzer aus Oran stellen Nudeln, Makaroni und Gries aus einheimischem, harten Weizen aus. Was den von Eingeborenen gebauten Weizen anbelangt, so sind die Körner kleiner und die Garben weniger dicht als bei den europäischen Sorten, was ganz natürlich ist, da die Kolonisten bessere und vollkommenere Ackergeräthe haben; im Allgemeinen erzielt der Europäer ein Drittel mehr als der Eingeborene. Die Araber brennen zuerst das Gesträuch und die Zwergpalmen weg und beginnen dann sofort den Boden zu pflügen, ohne sich die Mühe einer zweiten Beackerung zu geben. Darauf schneiden sie mit kleinen Sicheln das Getreide am obersten Ende des Strohhalms ab, lassen die Aehren von ihren Pferden und Ochsen stampfen und werfen endlich die Ernte in große Gräben. Indessen haben sie durch die Berührung mit den Europäern schon Manches gelernt und sie geben sich jetzt große Mühe, ihr Land in großartigerem Maßstabe zu bebauen, um die europäische Kolonisation nicht gar zu sehr Ueberhand gewinnen zu lassen. Jedenfalls ist diese Art von Opposition gegen die französische Herrschaft für das Land förderlicher als die frühere mit bewaffneter Hand, welche zuletzt doch unterliegen mußte. Eine Kultur, welche die Eingebornen sehr wohl verstehen, ist der Mais, und die Ausstellung enthält davon die herrlichsten Proben; auch Hafer, welcher ihnen von Europa zugekommen ist, bauen die Araber jetzt sehr viel und in so guter Qualität, daß er auf dem Marseiller Markt sehr begehrt ist. Zwei Kolonisten stellen ein Fleischbiskuit aus, welches aus hartem Weizen, frischem Fleisch und Gemüse besteht und als Provisionsmittel bei der Armee eingeführt ist. Ein Eingeborener aus der Provinz Constantine hat Proben des arabischen Nationalgerichts Kuskussu gesandt; dasselbe besteht aus Weizen, welcher zwischen zwei Steinen gerieben, dann mit Wasser gemischt, zu Kuchen geknetet und endlich bei Bratenhitze gebacken wird. Der algerische Boden ist den Kartoffeln nicht sehr günstig, besser gedeihen die süßen Pataten. Von andern Gemüsen sehen wir auf der Ausstellung 15 verschiedene Sorten, darunter namentlich viel grüne Bohnen. An Früchten finden wir alle Erzeugnisse Europas und der Tropengegenden: Aprikosen, Mandeln, Kirschen, Kastanien, Aepfel, Birnen, Nüsse, Pflaumen, namentlich aber herrliche Pfirsiche, Limonen, Orangen und Citronen. Eine Anzahl von Pokalen enthält die eingemachten Früchte. Die Apfelsinen Algeriens drohen die spanischen und portugiesischen vom französischen Markte zu verdrängen; die drei Hauptplätze dieser Kultur sind Constantine, Blidah und Kileah. Auch die Araber haben begonnen, Apfelsinen zu ziehen, doch ihre Früchte stehen weit hinter den von Europäern gezogenen zurück. Aus den Blättern und Blüthen der Orangenbäume werden verschiedene Essenzen bereitet, die man in besondern Schränken aufgereiht findet; daneben stehen auch Essenzen aus Absynth, Thymian, Rosmarin, Pfeffermünz, Geranium, Citronen, Rosen, Myrthen, Veilchen, cactus opuntia, u. s. w. Algerien könnte ganz Paris mit seinen Wohlgerüchen durchräuchern. Unter den übrigen Gegenständen der algerischen Ausstellung bemerken wir lithographische Steine mit arabischen Texten, alle Arten von maurischen Schriftzeichen, kalligraphische Tableaux, Lesemethoden, Sprachbücher, Schulmaterialien und darunter Federn aus Schilfrohr, eine Menge von arabischen Werken, theils Originalarbeiten, meist aber Uebersetzungen französischer Werke. Wir übergehen die zahlreichen Gegenstände europäischer Industrie, welche in Algerien von Franzosen und andern Europäern meist eben so gut wie in Frankreich fabrizirt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Correspondnet eines englischen Blattes gibt folgendes Bild von Marschall Pelissier: „Ich war über das Aussehen des französischen Oberbefehlshabers einigermaßen überrascht. Ich glaubte, ich würde einen jungen lebhaften Mann vor mir sehen. General Pelissier ist aber ein

Digitized by Google

ungeheuer fetter Mann mit sehr weißem, kurz abgeschnittenem Haar. Er ist so fett, daß er das Reiten nicht lange aushalten kann. Er saß in einem offenen Wagen, der mit vier grauen Pferden bespannt war und von zwei vorreitenden Soldaten und einem Araber in weißem wehenden Gewande begleitet wurde. Der General war in einer mit Orden geschmückten Uniform, worüber er einen weißen Mantel, der denen, welche die arabischen Häuptlinge tragen, ähnlich war, geworfen hatte. Velisser ist nicht groß und sein Gesicht hat einen gutmüthigen Ausdruck, der von dem ganz verschieden ist, den man nach seinem Auftreten in Afrika und in der Krim erwarten sollte.

Der „Courrier des Etats Unis" schreibt: Gewiß wird Niemand die unermeßlichen Vortheile, welche die Entdeckung der Dampfkraft der Civilisation gewährt, in Abrede stellen und in dieser Beziehung gibt es wohl kein Land, das einen größeren Nutzen daraus zog, als die Vereinigten Staaten Nordamerika's. Allein jede Sache hat zwei Seiten, eine gute und eine schlimme, wovon nachstehende Angabe des „Lloyd-Dampfboot-Direktoriums" ein trauriger Beleg ist. Nach derselben hat nämlich die Dampfschifffahrt, seit ihrer Einführung in den westlichen Gewässern, 39,672 Personen das Leben gekostet und 381 Schiffe sammt ihren Ladungen, die im Ganzen einen Werth von 67,000,000 Dollars (à 2 fl. 30 kr.) hatten, vernichtet.

Nero liebte die Staare, Virgil die Schmetterlinge, Comodus sympathisirte mit einem Affen, Honorius mit einem Huhn, Maria von Medicis, welche die Blumen ungemein liebte, konnte den Anblick von Rosen, selbst gemalten nicht ertragen. Heinrich III. konnte nicht allein im Zimmer bleiben, in welchem eine Katze sich aufhielt; der Marschall von Schomberg und viele andere Leute litten an derselben Schwäche; Scaliger schauerte jedesmal, wenn er Brunnenkresse sah; Erasmus bekam Fieberanfälle, wenn er Fische roch; der Herzog v. Epernon fiel beim Anblick junger Hasen in Ohnmacht, und König Ladislaus von Polen gerieth in Angst und eilte hinweg, sobald er eines Apfels ansichtig wurde. Auch Thiere haben Antipathien. Laufen z. B. Schweine unter einem Wagen durch, auf welchem Krebse befindlich sind, so sterben letztere. Dem Weinstock ist die Nähe von Kirsch- und Ulmenbäumen zuträglich; ein blauer Weinstock, dicht neben einen weißen gepflanzt, bewirkt, daß dieser auch blaue Trauben hervorbringt. Neben Maulbeerbäume gepflanzte Kastanien werden fast noch einmal so groß, als dies sonst der Fall ist. In der Nähe eines Nußbaumes gedeihen andere Bäume nur selten. Schierling, neben einen Weinstock gesetzt, verdorrt; Rosen werden durch die Nähe des Knoblauchs und der Zwiebeln wohlriechender.

Der Arzt einer Irrenanstalt empfing unlängst einen Kranken, bei dem nachtheilige Wirkungen auf den Verstand einzig und allein durch mehrere angewandte Haarfärbungsmittel eingetreten waren. Eine Untersuchung ergab, daß das Mittel eine Auflösung von Blei- und Quecksilbersalzen nebst Höllenstein enthalte. Wahrscheinlich war die Kopfhaut davon berührt worden, denn das Uebel fing mit den heftigsten Kopfschmerzen an, bis förmlich Trübsinn und Geisteszerrüttung sichtbar wurde.

Die vielen langen Avenuen der Ebene von Passy, des Boulevard de l'Imperatrice, die Avenue Neuilly und alle maladamisirten Straßen Neuillys werden gegenwärtig jeden Tag durch eine von 2 Pferden gezogene Maschine von ihrem Koth gereinigt. Die Maschine versieht täglich den Dienst von mehr als 200 Straßenkehrern. Man verfertigt schon ein Dutzend solcher Straßensäuberungs-Maschinen für Paris. Von jetzt an in 50 Jahren werden die Maschinen die menschlichen Arme ganz entbehrlich machen. In vielen hiesigen Schneiderwerkstätten sieht man blos noch Maschinen nähen.

Die letzten Ereignisse in der Krim haben in den Pariser Schilderhandel einiges Leben gebracht. Eine Menge von Boutiken stellen sich unter die Aegide einer ruhmvollen Waffenthat des letzten Feldzugs. Hier heißt es „zum Malakoffthurm", dort „zur Traktirbrücke", dort „zur Zuavenbastion". Es gibt ein Estaminet de Crimée, eine Union des Braves, wo die Wände mit einer Menge kolorirter Lagerscenen bedeckt sind, in welchen die Zuaven und Jäger zu Fuß die Hauptrolle spielen.

Das Neustettiner Kreisblatt vom 10. Okt. veröffentlicht eine Warnungsanzeige, nach welcher das Todesurtheil gegen drei Frauenzimmer, die ein viertes in der Persante ertränkt hatten, heute vollzogen worden ist.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 128. Freitag, 26. Oktober 1835.

Der Lehrling.

(Fortsezung.)

4.

An einem schönen Sommerabende saß Fritz vor der Thüre des Häuschens, welches er seit seiner Rückkehr von C. bewohnte, und zeichnete unter dem rebenumrankten Vordach an einer Maschine, die er in dem auf das Reisbrett gespannten Papier eingetragen hatte. Die Arbeiter der Fabrik waren nach Hause gegangen, denn die Stunde des Feierabends war vorüber, und Fritz vertrieb sich seine Mußestunden hier lieber mit einer nützlichen Arbeit, als daß er, dem Beispiel der übrigen folgend, zur Schenke ging. Obschon er seit seiner Rückkehr nicht mehr im Hause seines Wohlthäters lebte, weil einige Töchter desselben inzwischen herangewachsen waren und Madame Wolff den vertraulichen Umgang des Sohnes eines gewöhnlichen Fabrikarbeiters mit den Ihrigen nicht gerne sah, so behandelte Herr Wolff seinen Schützling doch noch immer mit unverkennbarer Auszeichnung, und das Bewußtseyn derselben, so wie die gewonnene Bildung des Herzens und Verstandes, erhoben Fritz weit über das Niveau seiner Standesgenossen.

Fritz war so sehr in seine Arbeit vertieft, die den Aufriß einer der complicirtesten Maschinen in Herrn Wolff's Fabrik darstellen sollte, daß er gar nicht bemerkt hatte, wie schon seit einer Weile ein fremder Herr hinter ihm stand und über seine Schulter hinweg auf die Zeichnung blickte. Erst das tiefe Aufathmen des Fremden störte ihn in seiner Arbeit, und sich rasch umwendend stand er einem ältlichen Herrn gegenüber, welcher mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit die Zeichnung musterte.

„Um Vergebung, wenn ich störe!" sprach der fremde Herr freundlich: „aber Sie zeichnen wirklich sehr gut, und ich mußte Sie unwillkürlich bewundern!"

„Bitte, bitte, Sie sind allzu gütig!" stammelte Fritz.

„Nicht doch! ich glaube etwas vom geometrischen Zeichnen zu verstehen," versetzte der fremde Herr, „und ich kann sagen, Ihre Zeichnung ist eine sehr gelungene. Sie haben wohl nach der Natur gezeichnet, nicht wahr? Und in welcher Fabrik steht denn, wenn man fragen darf, diese Maschine hier, die Sie so schön copirt haben?"

„In der des Herrn Wolff!" erwiederte Fritz unbefangen.

„Wie kommt es aber, daß man Sie dort zeichnen läßt?" forschte der Fremde weiter.

„Je nun, Herr Wolff hat mir erlaubt, alle seine Maschinen zu zeichnen, damit seine jüngeren Söhne dieselben von meinen Zeichnungen copiren und sich daran üben können."

„Sie haben also noch mehr derartige Zeichnungen in Ihrer Mappe?" fragte der Fremde mit mühsam bekämpftem Interesse; „auch Copieen von den übrigen Maschinen jener Fabrik?"

„Allerdings, denn ich habe beinahe sämmtliche Maschinen gezeichnet!"

„Würden Sie mir wohl das Vergnügen machen, mir auch die übrigen Blätter zu zeigen, die Sie in der Mappe haben, wenn Sie mir ein Viertelstündchen opfern können?" fragte der Fremde weiter und bemühte sich, möglichst unbefangen zu erscheinen.

Von der Freundlichkeit des alten Herrn gewonnen, beeilte sich Fritz, seine Mappe herbeizuholen und die bezüglichen Zeichnungen dem Fremden zu zeigen, der sie mit großer Aufmerksamkeit durchsah und endlich sagte: „Sie sind ein Meister in Ihrem Fache, mein junger Herr; aber unter den Zeichnungen, welche Sie hier haben, vermisse ich die von den beiden großen Maschinen,

Digitized by Google

die Herr Wolff vor Kurzem aus England erhalten hat."

„Ich weiß wohl," versetzte Fritz, „es fehlte mir bisher an Zeit dazu, aber morgen werde ich anfangen, sie zu copiren!"

„Sagen Sie mir, mein junger Freund," sagte der Fremde mit steigender Spannung, „könnten Sie mir nicht eine Copie von diesen Maschinen verschaffen?"

„Ich habe nur zu wenig Zeit übrig," versetzte Fritz; „allein wenn es Ihnen Vergnügen macht, will ich versuchen, ob ich Ihnen nicht eine Copie davon anfertigen kann, — vorausgesetzt, daß ich es darf!"

„Natürlich — vor allem wäre ich sehr begierig, die neuen Maschinen zu sehen, von welchen wir soeben gesprochen haben," sagte der alte Herr. „Auch soll es Ihr Schade nicht seyn, denn ich will Sie gerne für Ihre Zeit und Mühe entsprechend belohnen. Hier," fuhr er fort und öffnete seine Börse, „nehmen Sie diese fünf Goldstücke als Abschlagszahlung; bei Ablieferung der Zeichnung sollen Sie noch eben so viel haben! Aber es wird am Besten seyn, wenn wir Beide über unser Abkommen schweigen!"

Der Anblick des Goldes und die geheimnißvolle ernste Weise, welche der fremde Herr annahm, machten Fritz argwöhnisch. Sicherlich, dachte er, würde mich dieser Mann nicht so freigebig bezahlen, wenn er nicht einen besonderen Werth auf die Zeichnungen legte. Vielleicht will er nach denselben ähnliche Maschinen bauen lassen, wie diejenigen meines Brodherrn sind, und wer weiß, ob dieselben alsdann nicht in die Hände eines Nebenbuhlers von Herrn Wolff kommen, welcher diesem damit großen Schaden zufügen will.

Fritz fühlte sich tief entrüstet, als ihm diese Gedanken durch den Kopf zogen, und er schämte und ärgerte sich darüber, daß er in seiner harmlosen Unbefangenheit nur die übrigen Maschinenzeichnungen hatte besichtigen lassen. Wer bürgte ihm dafür, daß er dadurch seinen Brodherrn und Wohlthäter nicht bereits in Nachtheil gebracht hatte!? — Fritz raffte daher rasch seine Zeichnungen zusammen, schob sie wieder in seine Mappe und schickte sich an, diese in's Haus zu tragen.

Der Fremde beobachtete ihn betroffen und wollte ihm wiederholt die Goldstücke aufnöthigen, aber Fritz sagte trocken: „Ich danke Ihnen, mein Herr; ich kann Ihr Anerbieten nicht annehmen, denn ich würde mich dadurch an dem Eigenthum meines Herrn vergreifen. Wenden Sie sich an Herrn Wolff selbst, wenn Sie eine Copie von jenen Maschinen nehmen wollen; er kann besser entscheiden, als ich, ob durch dieses Verfahren seine Interessen beeinträchtigt werden oder nicht!"

Der Versucher fühlte, daß Fritz seine Absichten durchschaut hatte, und erwiederte: „Ich begreife die Motive Ihrer Weigerung. Sie wissen, daß Fabrikanten ihre Maschinen wo möglich dem Auge Derer entziehen, die ihre Concurrenten sind und Sie fürchten, Ihr jetziger Brodherr könnte Sie aus seinen Diensten entlassen, wenn er erführe, daß Sie mir die Zeichnungen verschafft haben. Allein ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich — falls es zu dieser Entscheidung kommt, Ihnen eine Stelle zuweisen werde, welche Sie für die verlorene überweit entschädigen soll. Wenn Sie in meine Dienste treten wollen, so sollen Sie das Doppelte Ihres jetzigen Gehaltes haben; ja noch mehr: an dem Tage, wo Sie mir die Zeichnungen von jenen Maschinen einhändigen, werde ich Ihnen jede Summe Geldes geben, welche Sie namhaft machen werden!"

Fritz fuhr empört auf, nahm seine Mappe unter den Arm, warf dem Fremden einen Blick voll der tiefsten Entrüstung und Verachtung zu und sagte: „Ich werde weder Andere verrathen noch mich selber von einem Schurken zum Schurken machen lassen! Verstehen Sie mich, mein Herr?" damit trat er in's Haus.

Einige Tage nach diesem Auftritt ward Fritz Kaiser in das Cabinet des Fabrikherrn gerufen, der ihn mit finsterm Blick maß und an ihn die Frage richtete: „Wo sind die Maschinenzeichnungen, die Du für meine Kinder gemacht hast?"

„In meiner Wohnung habe ich sie alle in der Mappe," gab Fritz zur Antwort.

„Hole sie herbei!"

Fritz that, wie ihm geheißen, und kehrte schnell zurück. Mit zitternder Hand lezte er sämmtliche Zeichnungen seinem Brodherrn vor, dessen Wesen so ganz und gar von dem früheren Gebahren gegenüber von seinem Schützling verschieden war und Fritz argwöhnisch und unbehaglich machte.

Herr Wolff besichtigte Blatt um Blatt mit der größten Aufmerksamkeit, und als er alle geprüft und abgezählt hatte, sagte er im Tone bittern Selbstvorwurfs und Bedauerns: „Ich ärgere mich selber, daß ich so unklug gewesen, diese Zeichnungen zu erlauben und aus der Hand zu lassen. Sie würden hinreichen, mich zu ruiniren. — Höre Fritz," setzte er hinzu, „ich

Digitized by Google

weiß aus guter Quelle, daß Jemand Dich veranlassen wollte, ihm diese Zeichnungen hier zu verkaufen."

„So ist es, Herr Wolff!"

„Und warum hast Du mir Nichts davon gesagt?"

„Weil ich es nicht der Mühe werth hielt, Sie hiemit zu belästigen oder zu beunruhigen," erwiederte Fritz; „ich habe den Verführer abgewiesen."

„Was für einen Lohn hat er Dir für die angesonnene Veruntreuung geboten?"

„Er wollte mir jede Summe bezahlen, die ich nur fordern würde!"

„Und Du hast ihn abgewiesen?"

„Natürlich, Herr Wolff!"

„Und ohne Zaudern, ohne daß Dich die Habsucht reizte?" fragte der Fabrikherr.

„Gib mir deine Hand, mein Sohn!" rief Herr Wolff und erfaßte warm die Rechte seines Lehrlings. „Du hast in der That ein edles Herz. Ich weiß bis auf den kleinsten Umstand, was damals zwischen Dir und dem fremden Herrn vorfiel, und zolle Dir dafür meinen Dank und meine Bewunderung. Aber es war von mir sehr unklug gehandelt, denn jede Person von minderer Ehrlichkeit als Du hätte mich in's Verderben stürzen können. Deiner Rechtschaffenheit verdanke ich meine Rettung; aber Du sollst mich nicht undankbar finden. Von heute an wohnst Du wieder unter meinem Dache, speisest an meinem Tische, bist ein Mitglied meiner Familie und sollst einen Antheil am Gewinn unseres Geschäfts haben. Eine Redlichkeit wie die Deinige ist heutzutage auf Erden ein so seltenes Ding, daß man sich verpflichtet fühlt, das wackere Beispiel gebührend anzuerkennen, welches Du gegeben hast!"

Am andern Tage bezog Fritz Kaiser auch wirklich sein neues Quartier und ward als ein werther Freund des Hauses, ja als ein Familienglied von Herrn Wolff und den Seinigen gehalten.

(Schluß folgt.)

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Außereuropäische Produkte.

(Fortsetzung.)

Ein anderes nicht europäisches Land, dessen Ausstellung ein besonderes Interesse darbietet, ist Ostindien. Ostindien hat nicht blos im engen Sinne des Wortes Industriegegenstände, es hat sich selbst ausgestellt, in allen Arten von Metallen und Stoffen, in allen Formen der Materie, welcher das tiefe Verständniß der Natur als eigenthümlicher Stempel aufgedrückt ist. Wir finden in den Reihen der im maurischen Style aufgeführten Pavillons Indien in seinen kriegerischen, religiösen, bürgerlichen und industriellen Lebensverhältnissen, wir sehen seine widerlichen Götzenbilder, seine Kasten der Priester, Krieger, Kaufleute, Landleute und Parias, seine Rajahs und Bajadere, seine Pagoden und Paläste, seine wilden und zahmen Thiere. Besonders interessant sind die zahlreichen Figuren aus Holz und Thon, welche die verschiedenen Klassen der Hindus darstellen, oder die plastisch dargestellten Scenen ihrer Feste, Gerichtssitzungen und Schulen. Dann wieder finden wir Sammlungen von Hausgeräthen. Die Meubles sind theils aus Ebenholz, Sandelholz, theils aus Eichen- u. Palisanderholz kunstreich ausgeschnitzt und durchbrochen; andere sind aus Elfenbein und mit Edelsteinen oder kostbaren Metallen ausgelegt. Es ist unmöglich, reichere und geschmackvollere Zeichnungen, graziösere und elegantere Formen zu sehen, man erkennt darin das poetische Gefühl, welches den Hindus eigen ist. Zwei sinnreich angeordnete Trophäen zeigen uns die verschiedenen Waffen der Indier und besonders die der Maratten und Sikhs, bekanntlich die beiden kriegerischsten Stämme. Es befinden sich darunter Eisenhandschuhe, Panzerhemden, stählerne mit Gold und Türkisen ausgelegte Helme, Pistolen und Dolche, Armbrüste, Pfeile und Köcher, Pfeifen, in deren Röhren scharfe Klingen verborgen sind, Lanzen und Schilder, Gewehre und Flinten mit Kolben aus Ebenholz und kostbar ausgelegten Läufen, Messer u. s. w. Alle diese Mordinstrumente gewähren einen schreckensvollen Anblick, denn sie repräsentiren meist den martervollen, langsamen Tod. Zwei große kioskähnliche Schränke enthalten die Gold- und Silberwaaren Ostindiens. Die verschiedenen Gegenstände dieser Kategorie zeigen uns die einfache Originalität, die theils noch von europäischer Kultur unberührt gebliebene Industrie der Hindus; wohl sind die europäischen Goldschmiede den indischen an Eleganz und Vollendetheit der Arbeit voraus, dafür aber wohnt den Arbeiten der letztern mehr Leben, Charakter und Manchfaltigkeit inne. Wir bemerken namentlich sehr schöne Filigranarbeiten aus Gold und Silber, eine Menge Ohren- und Nasenringe, Arm- und Beinspangen, wie

Digitized by Google

die üppigen Bajaderen sie tragen. Auch große Stücke fehlen nicht, wir erwähnen z. B. die Pagode zu Madras aus Silber, zwei Schiffe aus Gold, eine Vase aus Stahl und mit Gold ausgelegt, ein vollständiges Service aus Silber, ein mächtiges Präsentirbrett mit darauf befindlicher Vase aus Gold. Die indischen Geschirre aus Ton und Porzellan erinnern in Form und Ornamenten an die etruriſchen, auch findet man dieselbe Mannigfaltigkeit, denselben Reichthum der Erfindungskraft, wie bei den übrigen Produkten des Handels. Die Geschirre sind außerordentlich dünn und leicht, oft wie Papier. Daneben stehen verschiedene Arbeiten aus Marmor, Achat, Onyx und Jaspis. Dann folgen Körbe und andere Gegenstände aus wohlriechendem Geflechte, Fächer und Pfauenwedel, Schachteln mit Wohlgerüchen. Eine besondere Abtheilung ist den musikalischen Instrumenten gewidmet. Vergessen wir endlich nicht mehrere Zelte, welche ganz in indischem Geschmacke mit den kostbarsten Meubles ausgestattet sind, eine große Anzahl von Pferdegeschirren, Reitsätteln, Schabraken u. s. w. Auch die französischen Besitzungen Ostindiens haben die Produkte ihrer Industrie gesandt. Die landwirthschaftliche und Handelsgesellschaft zu Pondichery stellt verschiedene Sorten von Cerealien und Oelpflanzen aus, ferner Eisenerze, grauen und schwarzen Granit, Bau-, Tischler- und Farbehölzer, Essenzen und Oele, Indigo, Seidenwürmer u. s. w. Die Missionsbrüderschaft in Pondichery hat zwei Werke in Talmudtext mit französischer Uebersetzung ausgestellt. Die Handelssocietät zu Karikal sendet Seide- und Baumwollenstoffe, ferner sehr schöne Stoffe aus Wolle und Seide, und verschiedene Stücke blauer Leinwand. Im Ganzen steht die Industrie der französischen Kolonieen in Ostindien hinter der der englischen weit zurück, sowohl was die von Eingeborenen als die von Europäern fabricirten Gegenstände betrifft; man sieht, welchen Einfluß eine energische Kolonialregierung auf die Entwicklung des englischen Indien ausgeübt hat.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein trauriger Vergiftungsfall durch Schwämme traf vor Kurzem die hochgeachtete gräfliche Familie Brunetta zu Pieve Scalenghe in Piemont. Bekanntlich erzeugt kein Land Europa's so viele Schwämme, Pilze, Morcheln Trüffeln (darunter die vorzüglichen weißen Trüffeln) als Piemont, und nirgends werden sie so massenhaft genossen. Leider hatte weder das Dienstmädchen der Gräfin, welche die Schwämme sammelte, noch die Köchin, noch der Koch die nöthige Vorsicht beachtet, und es befanden sich unter denselben eine große Menge von Agaricus nicator. Die Folge des Genusses und der zu spät herbeigekommenen ärztlichen Hilfe war schrecklich. Binnen vier Tagen starben die Gräfin Brunetta, ihre zwei Söhne, ihre Mutter, die Frau des Gärtners, der Koch, der Bäcker des Ortes, die Köchin und das Dienstmädchen. Vier weitere Personen schweben noch in dringender Gefahr. Der Graf, piemontesischer Oberst, befindet sich abwesend.

Einem Pforzheimer Bürger und Liquerfabrikanten soll es nach jahrelangen Bemühungen gelungen seyn, aus Sägmehl einen guten und angenehm schmeckenden Branntwein herzustellen. Bereits soll derselbe mit Sägmühlenbesitzern der Umgegend Verträge über die Lieferungen entsprechender Quantitäten Sägmehl auf mehrere Jahre hinaus abgeschlossen haben und auch um die Ausfolgung eines Patents für seine Erfindung gehörigen Orts eingekommen seyn.

Am 16 d. Mts. wurden an einem Apfelbaume im protestantischen Pfarrgarten zu Elmstein, dessen Früchte schon eingethan sind und wovon bis zu diesem Tage aus Versehen noch ein Exemplar hängen blieb, wiederholt sehr schöne und kräftige Blüthen gefunden, was nach der Lage und dem Klima des dortigen Ortes gewiß eine höchst seltene Erscheinung ist.

Seufzer eines Ehemannes.

Seit uns des Priesters Hand
Am Traualtar verband,
Hat meine Frau — was bin ich nicht geplagt! —
Nie wieder „Ja“ gesagt.

Auflösung der Räthsel in Nr. 125:

Sylbenräthsel: Flaschenzug.
Buchstabenräthsel: Brüssel — Rüssel.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 129. Sonntag, 28. Oktober 1855.

* Klänge vom Schwarzbach.

Reisebilder.

1. Sängers Wanderlied.

Am leichten Wanderstabe
Zieh' heiter ich dahin —
Und leicht ist meine Habe
Und heiter ist mein Sinn.

Die Sonn' in gold'nem Strahle
Blickt mich so freundlich an,
Und Blümlein in dem Thale
Schmückt lieblich mir die Bahn.

Ein fröhlicher Begleiter
Ist mir der Morgenwind,
Und Bächlein plätschernd heiter
Mir rasch zur Seite rinnt.

Mir singen Vöglein munter
Ein lustig Reiselied,
Und Grillen zirpen d'runter,
Von duft'gem Gras umblüht.

Ich stimme d'rein so fröhlich
Mit Saitenspiel und Sang. —
Stets heiter, liederselig
Ist frohen Sängers Gang.

Der Lehrling.

(Forts. u. Schluß.)

5.

Mehrere Jahre vergingen, und Fritz fühlte alle Vortheile seiner neuen Lage, welche ihm erlaubte, seinen Studien noch mehr Fleiß, Zeit und Aufmerksamkeit zu widmen, als früher, und namentlich sein Wissen auf den practischen Gebieten seines Berufes noch zu erweitern und zu vervollkommnen. Der Umgang mit einem gewählten gebildeten Kreise hatte seinen Manieren etwas Sicheres, Feines gegeben, ohne seiner angebornen Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit Eintrag zu thun, — kurzum, aus dem armen Knaben, der vor fünfzehn Jahren kaum zu buchstabiren gewußt hatte, war einer der geschicktesten und gebildetsten Männer des Landes geworden. Tagtäglich wünschte Herr Wolff sich Glück, daß er in diesem Menschen einen so werthvollen und seltenen Fund gethan, einen so tüchtigen Mitarbeiter in seinem Berufe erworben, und dabei einen treuen, ächten Freund unter sein Dach aufgenommen hatte. Die Begebenheiten, welche wir im Folgenden erzählen wollen, dienten noch dazu, dieses Vertrauen und die Vorliebe für Fritz wo möglich noch zu mehren, weil sie dem Fabrikherrn bewiesen, in wie hohem Grade er beide verdiene.

Mehrere Monate hindurch war Herr Wolff nachdenklich und verstört herumgegangen, hatte trübsinnig die Einsamkeit gesucht und in unbewachten Augenblicken eine drückende Schwermuth nicht verhehlen können. Fritz, welchem nun die Buchführung anvertraut worden war, hatte bald bemerkt, daß dieselbe aus materiellen Bedrängnissen entsprang, die von einer eben herrschenden Handels- und Geldkrise herrührte, in Folge deren schon mehrere seither für blühend geltende Fabriken zu Grunde gegangen waren. Eines Tages sprach sich Herr Wolff selber über seine Lage aus; er war von einer kleinen Reise nach einer benachbarten Hauptstadt zurückgekehrt und in ungewöhnlich gedrückter Stimmung nach Hause gekommen, wo er alsbald seinen Sohn und unsern Bekannten Fritz Kaiser aufforderte, ihm in sein Cabinet zu folgen.

Digitized by Google

„Meine Freunde," redete er sie an, „ich kann Euch nicht länger mehr verhehlen, was mir bevorsteht. Ehe zwei Monate vorüber sind, wird diese Fabrik nicht mehr mir gehören. Wollte ich den Verkauf hinausschieben, so würden sich meine Schulden vermehren, und ich könnte niemals wieder abtragen. Die Concurrenz der Zinsberger'schen Maschinen, welcher dieser nach den meinigen erbauen ließ, hat mich ruinirt. Seine Fabrikate sind schöner und wohlfeiler, als die meinigen, und haben mich ganz vom Markte verdrängt. Eine Zeit lang habe ich mir alle Mühe gegeben, die Concurrenz mit ihm zu bestehen, denn ich hoffte immer, ich würde durch irgend welche Veränderungen, die sich an meinen Maschinen anbringen ließen, in den Stand gesetzt werden, seiner Rivalität zu begegnen oder wenigstens mit ihm auf dem Markt zu bestehen. Allein meine Hoffnungen haben mich getäuscht, und ich versuche vergebens mit einer solch gefährlichen Concurrenz zu ringen. Sobald daher meine Geschäftsbücher gehörig geordnet sind, werde ich mein ganzes Anwesen öffentlich zum Verkauf ausbieten. Es ist zwar allerdings entsetzlich, nach langjähriger emsiger Arbeit sich und seine Familie in Armuth und Mangel zu setzen, allein es wird mir in meiner traurigen Lage noch immer ein Trost seyn, wenn das Unglück, welches mich heimsucht, nur diejenigen trifft, welche durch Bande des Blutes mit mir verwandt sind. — Was Dich anbelangt, Friedrich," wandte er sich an seinen jungen Schützling und drückte demselben die Hand, „so weiß ich, daß Du noch immer unser Freund seyn wirst, auch wenn wir geschieden sind, und daß wir uns trennen müssen, wirst Du wohl selber einsehen. Deine Zukunft ist gesichert, denn mit Deinen Talenten und Deiner erprobten Rechtlichkeit wird es Dir niemals an Beschäftigung fehlen und überall Dein Auskommen sichern; die Trennung von Dir geht mir freilich sehr nahe, denn ich habe Dich stets wie einen Sohn geliebt."

„Nein, Herr Wolff," erwiederte Fritz wehmüthig, aber mit fester Stimme, „ich werde Sie nicht eher verlassen, als bis ich mich überzeugt habe, daß ich Ihnen nicht mehr von Nutzen seyn kann, — und dieser Tag wird hoffentlich niemals kommen. Das Unglück, welches Sie heimsucht, ist vielleicht nicht so groß und ernst, als Sie fürchten; es ist wohl nicht ganz rettungslos. Ich verstehe mich zwar aus Mangel an Erfahrung nicht allzu gut auf solche Sachen, aber ich möchte Sie doch dringend bitten, keinen allzu raschen oder übereilten Entschluß zu fassen. Verschieben Sie den Verkauf der Fabrik noch so lange, als Sie nur immer können. Bei reiferem Nachdenken findet man häufig noch ein Mittel gegen jedes Uebel."

„Ich fürchte, mir ist nicht mehr zu helfen," erwiederte Herr Wolff kummervoll; „aber Ihr werdet meine Verhältnisse besser zu beurtheilen vermögen, wenn ich Euch mein Geheimbuch vorlege, woraus Ihr allein meinen Status einsehen könnt!" Damit nahm er das besagte Buch, welches über all seine Geschäftsverhältnisse die erschöpfendste Auskunft gab, aus seinem Pulte und legte es den jungen Männern vor.

Fritz untersuchte aufmerksam alle Conti, konnte aber nirgends einen Rechnungsfehler entdecken — die Bilanz war richtig, aber sie stand zu Ungunsten des Fabrikherrn. — Als Fritz in sein Zimmer zurückkehrte, warf er sich in seinen Stuhl und sann mit angestrengtem Kopfzerbrechen über ein Mittel nach, wie seinem Wohlthäter aus dieser schwierigen, Verderben drohenden Lage zu helfen seyn würde. Aber sein sonst so fruchtbares Gehirn wollte ihn nichts auffinden lassen. „In vierzehn Tagen soll die Fabrik verkauft werden," wiederholte er sich selber; „wie kann ich in so kurzer Zeit solche Veränderungen ersinnen, um damit unsere jetzigen Maschinen die Concurrenz mit den Zinsberger'schen bestehen zu lassen? Wie ist es möglich, in solch kurzer Frist Verbesserungen vorzunehmen, welche uns besseres Fabrikat und wohlfeilere Herstellung sichern? — Jenun," schloß er, „es gilt jedenfalls den Versuch, und der liebe Gott, der weiß, wie viel ich Herrn Wolff verdanke, wolle meine Bemühungen segnen!"

Wie wir schon erwähnt, hatte Fritz sowohl vermöge seiner bevorzugten natürlichen Anlagen hiefür, als auch aus specieller Vorliebe sich besonders der Mechanik und dem Maschinenwesen gewidmet und schon manche wichtige Verbesserung an den Maschinen der Wolff'schen Fabrik angebracht. Allein die Aufgabe, welche er sich nun gesetzt hatte, verlangte einen höhern Grad von Kenntnissen, als er bisher erlangt hatte, was jedoch den feurigen jungen Mann keineswegs abschreckte, sich sogleich an's Werk zu machen. Er verschaffte sich die besten Werke, welche jemals über diesen Gegenstand geschrieben worden waren, und beschäftigte sich zehn Tage lang ganz ausschließlich und mit der zähesten Ausdauer nur mit dem Zwecke, den er vor Augen hatte. Endlich nach Verlauf dieser Frist vermochte er, zwar ganz

Digitized by Google

abgespannt und abgearbeitet, aber noch immer mit der Hoffnung auf Erfolg getragen, einen Plan zu entwerfen, welcher nach fortwährender Verbesserung die erforderlichen Veränderungen zu umfassen schien, und er eilte mit seiner Zeichnung in Herrn Wolff's Cabinet.

„Möge der Allmächtige in seiner Gnade geschehen lassen, daß diese Erfindung Ihnen helfen kann und nicht blos ein Hirngespinst bleibt, mein theurer Wohlthäter!" rief er und erläuterte dem erstaunten Fabrikherrn den Entwurf einer neuen Maschine. Dann sank er, von Spannung und Aufregung übermannt, in einen Stuhl und erwartete in unsäglicher Bangigkeit das Ergebniß der Prüfung des Fabrikherrn.

Je aufmerksamer dieser die Zeichnung prüfte, je genauer er den Mechanismus untersuchte, desto höher stieg anscheinend sein Interesse. Er erblaßte mehr und mehr, aber als er seine Untersuchung geendet hatte, leuchtete plötzlich ein Hoffnungsstrahl aus seinen Zügen und verklärte seine Stirne wie die eines Menschen, welcher eben aus tiefer Seelenpein und Noth zu einem plötzlichen Glück erwacht ist. Er wandte sich mit überströmenden Augen zu Fritz und erwiederte: „Nein, es ist kein Traum, kein Hirngespinst, mein Sohn, es ist eine rasche Schöpfung des Genie's, für welche ich dem Himmel nicht genug danken kann, denn sie wird meine Familie und mich vom Unglück und Verderben erretten! Fritz, mein theurer Sohn — denn das bist Du in der That für mich! — Du hast der ganzen Menschheit eine große Lehre gegeben, denn Du hast gezeigt, was Mitgefühl, Aufopferung und Ausdauer erreichen können!" Dann beugte er sein gramgebleichtes Haupt auf die andächtig gefalteten Hände und sagte: „Der liebe Gott hat fürwahr Dich geadelt, Du Kind der Armuth! Sein Segen ruhe auf Dir immerdar!"

6.

Das große Handlungshaus Wolff und Söhne und Kaiser ist heutzutage eines der blühendsten in ganz Mitteldeutschland; seine Fabriken geben Tausenden von Händen Beschäftigung, sein Name hat in zwei Welten einen so guten Klang, wie seine Waaren. All dieses Glück, all dieser blühende Aufschwung schreibt sich von der geistvollen scharfsinnigen Erfindung her, welche damals Fritz Kaiser gemacht hatte, und von seiner speciellen Leitung des ganzen Fabrikbetriebes. Herr Wolff, der ihm seine älteste Tochter zur Frau gegeben, besitzt in ihm einen ernsten, emsigen, geschickten Theilhaber, dessen Urtheil Vertrauen einflößt und Erfolg sichert. Fritz ist glücklich und zufrieden, und nur ein einziger Schatten trübt noch zuweilen seine unbefangne, trauliche Heiterkeit, stört auf Augenblicke seinen Frieden: seit dem Verschwinden seines Bruders in jener Nacht ist Franz verschollen geblieben, und Fritz hat sich auf jede mögliche Weise Nachrichten über sein Leben und Sterben zu verschaffen gesucht, aber all seine Bemühungen sind erfolglos geblieben, bis wenige Wochen nach seiner Verheirathung ein Zeitungsblatt zufällig Fritz in die Hände fiel, aus welchem er entnahm, daß die Diligence zwischen Saarlouis und Metz nächtlicher Weile von einigen Räubern angegriffen worden sey, daß aber der die Diligence begleitende Gendarm und einige der Passagiere sich zur Wehr gesetzt und die Räuber zurückgeworfen haben. Bei dieser Gelegenheit wäre einer der Räuber, von einem Schusse in den Kopf getroffen, todt auf dem Platze geblieben und man hätte in ihm einen entsprungenen Sträfling erkannt, einen Deutschen Namens Franz Kaiser, der früher in der französischen Fremdenlegion gestanden und eine Reihe von Unthaten und Verbrechen und Strafen auf sich hatte.

Als Fritz dieses schauerliche Ende seines Bruders erfuhr, mußte er bitterlich weinen; das Schicksal dieses Menschen, welcher mit ihm in derselben Wiege und an derselben Mutter Brust gelegen hatte, erschütterte ihn tief, und er dankte brünstig der Vorsehung, welche ihn in so gute Hände geführt und vor Versuchung und schlimmer Kameradschaft bewahrt hatte, die seinen Bruder in's Verderben gestürzt.

Welt-Industrieausstellung zu Paris.

Außereuropäische Produkte.

(Schluß.)

Merkwürdiger Weise interessirt sich das Publikum des Industriepalastes viel weniger für die Erzeugnisse, welche doch theilweise einer ganz andern Kultur, als die unsrige ist, angehören, als vielmehr für die kostbaren metallenen Schätze, welche Australien nach Paris gesendet hat; das Treppenhaus, in welchem dieselben aufgestellt sind, ist stets mit einer Menge von Neugierigen

Digitized by Google

gefüllt. Drei australische Kolonien sind im Industriepalaste vertreten, nämlich Neusüdwales, Viktoria und Vandiemensland, und zwar haben die beiden ersteren hauptsächlich ihr Goldprodukt gesandt. Viktoria allein stellt Goldproben im Werthe von etwa 500 000 Franken aus. Der zierliche runde Glasschrank dieser Kolonie enthält prächtige Stücke in Geschieben, geschmolzenen Barren, Goldstaub, Quarzen und Gold enthaltendem Sande. Die beiden größten Geschiebe wiegen zusammen 82 Pfund Gold; das eine, welches in Ballarat in einer Tiefe von 140 Fuß gefunden wurde, wiegt 359 Unzen und hat einen Werth von über 36,000 Franken. Aus den sogenannten Goldfeldern (gold fields) sind mehrere sehr interessante Stücke Goldquarz vorhanden. Ferner sieht man in dem Annexe der Ausstellung eine Sammlung von goldhaltigen Erdarten aus Bendigo und andern placers. Die gelbe Erde gibt etwa zwei Unzen Gold pr. einpferdigem Karren, die kreidefarbige Erde des zweiten White Hill gibt zwischen 6 und 8 Unzen, die blaßgelbe Erde des siebenten White Hill 5 Unzen, die blaßgelbe Erde im placer von Fryers Creek gibt, an der Oberfläche des Bodens, eine Unze per Eimer Erde u. s. w.; wie man sieht, ist der Goldgehalt dieser Erdarten sehr verschieden. Sehr interessant sind die Proben von Terraindurchschnitten aus Bendigo, durch welche man erst hindurchgraben muß, ehe man das sogenannte Goldloch graben kann. Ganz oben befindet sich weiße Erde, welche die Goldgräber Pfeifenerde nennen. In weiterem Umkreise um die obere Oeffnung herum liegt eine Schichte Thon, darunter folgen nacheinander gewöhnlicher Kiessand, rother Kiessand, Cement, thonhaltiger und weißer Kiessand. Unter letzterem findet man an vielen Stellen eine Schichte Pfeifenerde, unter welcher häufig eine Schichte Gold liegt. Dann folgt rother Kiessand, welcher den Goldsand bedeckt. Auf dem Boden (bottom) liegen große Stücke Quarz und andere rund geformte Steine, so wie feiner Sand und darunter endlich, auf der Felsenschichte, findet man das Gold in Menge. Die Felsschichte besteht aus Thonschiefer, welcher gewöhnlich weiß, zuweilen aber auch gelblich ist; das Gold liegt entweder auf der Oberfläche des Steins oder in dessen Spalten, und zwar in einer Tiefe von einem oder mehreren Zollen. Die Terrainschichten im Industriepalast geben ein sehr deutliches Bild von dem Wesen dieser kostbaren placers. Die erwähnten Goldlager gehören zur Kategorie der trockenen Minen (drydiggins), welche so genannt werden, um sie von den Goldlagern zu unterscheiden, welche sich auf dem Grunde der Ströme befinden. Wir sehen in besprochenem Glasschranke eine große Anzahl von Goldsorten der letzteren Art, sowohl als Goldstaub, wie als Goldsand und als Geschiebe, sämmtlich aus dem Flusse Macquarie und dessen Nebenflüssen. Besonders bemerkenswerth ist ein schönes Geschiebe von reinem Golde, das größte, welches neuerdings gefunden worden ist; dasselbe wiegt beinahe sechs Unzen und ist an einer Stelle in den Minen von Turon gefunden worden, welche man für das frühere Bette des Flusses hält. Doch nicht blos rohes Gold sendet Australien, sondern auch Goldschmiedarbeiten. Wir erwähnen namentlich zwei kleine Statuetten aus massivem Golde, welche zwei Goldgräber von Neusüdwales mit ihren Werkzeugen darstellen; der eine karrt den Goldsand fort, der andere wäscht das Gold, jede Statuette ist 3000 Franken werth; eine dritte Statuette aus massivem Golde und Silber stellt einen Eingebornen aus Australien dar. Die australischen Kolonieen senden außer dem Golde auch Silber und Edelsteine. In der Ausstellung von Neusüdwales finden wir ein prächtiges Geschiebe Silber aus den Minen von Bathurst in den blue mountains. Ferner bemerken wir einen kleinen zwölfeckigen Diamanten aus dem Macquariefluffe, Knöpfe aus Topasen, eine große Perle als Busennadelknopf gefaßt und andere Perlen, welche in der Moretonbay gefischt worden sind. Unter den übrigen Mineralien bemerken wir Sammlungen verschiedener und sehr schöner Arten Marmor, Porphyr, Agat, Malachit, Serpentinstein, Granit, Kupfer- und Eisenoxyde, so wie Stücke von diesen Metallen und Steinkohlen. Wir sehen auch eine große Anzahl von Handwerkszeugen und sonstigen Geräthen aus Eisen von Fitzroy, ferner Zinn in Erzen, Barren und Platten, Krystalle, mehrere große Stücke grauen Bernstein, Muscheln und Petrefakten. Vergessen wir nicht die schöne Sammlung von Produkten aller drei Naturreiche, welche Australien unsern Blicken darbietet; die Panoramen und Ansichten seiner Städte, die verschiedenen Werkzeuge und Geräthe, welche zum Graben der Erde, zum Waschen des Goldes benützt werden, endlich das Modell des Industriepalastes zu Melbourne, in welchem die Kolonie Viktoria im Jahr 1854 ihre Ausstellung hielt.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 131. Freitag, 2. November 1833.

Eine seltene Frau.

1.

Der Winter war streng und anhaltend, noch zu Anfang des März kreischte der Schnee unter den Fußtritten und die Lerchen zeigten sich in den Straßen. Leipzig, das einen Theil seines wohlverdienten Rufes diesen armen Thieren verdankt, steht um diese Zeit in voller Blüthe, das heißt in der Blüthe seiner Concerte, Bälle, Soirées, Vorlesungen, Opern und Recensionen. Wir führen dessen ungeachtet den Leser Morgens um die elfte Stunde in eine große, prachtvolle Privatwohnung, die sich in dem ersten Stocke eines Hauses in dem neuangebauten Theil der Stadt befindet. Wir öffnen die Thür eines eleganten Boudoirs. Da sitzt auf einem Sopha von rothem Sammt eine junge Dame, von deren Schönheit ein blasser junger Mann bezaubert zu seyn scheint, denn er liegt knieend auf derselben Fußbank, welche die Spitzen ihrer kleinen Füße berühren. Die zarte weiße Hand der vielleicht vierundzwanzigjährigen jungen Frau ruht auf dem blonden Haupte ihres Anbeters, der im stummen Entzücken zu ihr emporsieht. Die Schönheit ihres feinen Gesichts wird durch ein anmuthiges Lächeln verklärt, das offenbar der Ausdruck einer innigen Liebe ist; es verräth aber auch das Glück, das sie in dieser Liebe findet.

„Sollte ich mich getäuscht haben, Philipp?" fragte sie mit einer lieblichen Stimme, die den Worten jenen Zauber verlieh, der sich in ihrem ganzen Wesen aussprach. „Sollte deine Liebe zu mir nicht stark genug seyn, um ohne Zögern einen Wunsch zu erfüllen, der Dir einen kleinen materiellen Verlust zufügt, zugleich aber das uns umschlingende Band noch heiliger und fester macht, als es bisher gewesen ist? Ich bestürme Dich nicht, Philipp, denn mein letzter Brief, den ich Dir nach Berlin sandte, hat Dich darauf vorbereitet."

„Josephine," rief er aus, „hast Du auch reiflich überlegt, hast Du Deine und meine Zukunft in's Auge gefaßt, als Du Dir den Plan bildetest, den ich nur aus Rücksicht für Dich nicht billige?"

„Ich habe nichts außer Acht gelassen, mein geliebter Freund," flüsterte sie, „selbst den Fall nicht, daß uns die Mittel fehlen können, unser Leben wie bisher fort zu setzen. Doch, ich habe schon zu viel gesagt," fügte sie mit ruhigem Ernste hinzu. „Nicht weil ich Dich bitte, sollst Du handeln, sondern aus freiem Antriebe, nachdem Du mit Deinem Gewissen zu Rathe gegangen bist. Die Handlung der Gerechtigkeit, von der wir sprechen, soll kein Opfer seyn, das mir Deine Liebe bringt, denn ich bin ja Deine Gattin und nicht Deine Geliebte; es kann sich nicht darum handeln, daß Du mehr gefällst — nein, Philipp, ich liebe Dich, wie Du eben bist und deßhalb möchte ich, daß Du mir die tiefste Achtung auferlegst. Ich mache Dich nicht verantwortlich für die Handlungen Deines Vaters; aber ich glaube fordern zu dürfen, daß Du alles Heilige achtest, das Deine Gattin in Dich legt. Du bist meine Ehre, mein Glück, mein Alles. Und doch hast Du Dich gegen mich vergangen, Philipp!"

Sie drückte einen Kuß auf seine hohe jugendliche Stirn, und fügte mit einem Lächeln hinzu, das den Ernst, der sich ihrer unwillkürlich bemächtigt hatte, mildern sollte:

„Deine letzte Mittheilung, Philipp, hat mein früheres Glück getrübt. Am Tage nach unserer heimlichen Verbindung erzähltest Du mir die Heldenthat des Advokaten, durch die Dein Vater zum Besitze seines Vermögens gelangt ist. Ich

Digitized by Google

schwieg, mein Geliebter; aber ich fand mich in Dir gedemüthigt, in dem Gatten, den ich für den allerreinsten der Menschen gehalten. Eine Geschäftsreise hielt Dich vier Wochen von mir und, so schwer mir das Bekenntniß auch wird, ich muß es ablegen — die Sehnsucht nach Dir ward durch den Gedanken geschwächt: der Vater Deines Mannes hat das Vermögen entwendet, mit dem Du einst vor der Welt glänzen sollst. Philipp, Du bist ein Edelmann — hast Du auch darüber nachgedacht, was Vermögen und Redlichkeit ist? Hast Du die Handlung Deines Vaters recht begriffen? Bedenke, daß es eine zu Grunde gerichtete Familie gibt, die unter Thränen ihr kärgliches Brod ißt, die vielleicht Dich und mich verwünscht, weil wir Beide von ihrem Vermögen ein bequemes Leben führen."

„Genug, Josephine!" rief Philipp bewegt. „Besitze ich nicht in Dir alles Glück der Welt? Wohlan, ich habe den Willen und die Kraft es rein und ungeschmälert zu erhalten. Du sollst mich achten, wie Du mich liebst und der Segen jener armen Familie soll unserem Glücke die schönste Weihe geben. Zweifle nicht, Geliebte, daß ich über Deinen Brief nachgedacht habe —"

„Philipp!" rief Josephine, indem sie ihn mit beiden Armen umschlang. „O, ich wußte es wohl, was ich von Dir erwarten durfte! Und was ist das Resultat Deines Nachdenkens?"

„Daß ich das Vermögen meines verblendeten Vaters wieder ausgleichen muß. Er ist nicht so strafbar, als es vielleicht den Anschein haben mag, denn seine Handlung ging aus der Liebe zu mir, seinem einzigen Sohn, hervor. Ich habe Dir noch nicht alles gesagt, Josephine. Mein Vater hat durch unglückliche Spekulationen sein Vermögen verloren und wollte er nicht zur völligen Armuth herabsinken, wollte er seinen Sohn nicht hilflos in der Welt zurücklassen, so mußte er sich durch einen Prozeß das Gut aneignen, an das er scheinbar Rechte besaß. Der Ausgang des Verfahrens war zweifelhaft und um auf den schlimmsten Fall vorbereitet zu seyn, bezog ich die Universität, studirte Philosophie und Mathematik, damit ich, wenn es die Noth erforderte, in meinen Kenntnissen die Mittel zu meiner Existenz fand. Als meine Studien beendet waren, war auch der Prozeß entschieden — mein Vater befand sich in dem Besitze eines einträglichen Guts. Er starb und ich müßte ihn nicht genug kennen, wenn ich daran zweifeln wollte, daß seine Vaterliebe die Stimme des Gewissens unterdrückte, die ihm während seines kurzen Krankenlagers Vorwürfe machte. Da lernte ich Dich kennen, Josephine; ein neues Leben ging in mir auf, und ich pries die Vorsorge meines Vaters, die mich dem Kreise erhalten hatte, dem Du angehörtest. Jetzt bist Du meine Gattin und ich habe nichts mehr zu fürchten, als den Verlust Deiner Achtung. Es kann mir nicht schwer fallen, sie zu bewahren — heute noch werde ich die Forschungen nach den rechtmäßigen Besitzern meines Vermögens beginnen, zugleich aber auch meine Kenntnisse zu verwerthen suchen."

Die junge Frau brach in Thränen freudiger Rührung aus.

„Nun bin ich getröstet," flüsterte sie, „nun kann ich stolz auf Dich seyn!"

Philipp schloß von Neuem das herrliche Weib in seine Arme und küßte ihr die Thränen von den sanft gerötheten Wangen. Josephine erhob sich und holte einen Brief aus dem Kasten ihres Schreibtisches.

„Vorgestern habe ich ein Schreiben von meinem Correspondenten aus Moskau erhalten," sagte sie. „Damit Du auch siehst, wie meine Angelegenheiten stehen, lies!"

Philipp öffnete den Brief und las folgende Zeilen:

„Madame! Die amtliche Bestätigung des Todes Ihres Gatten, des Kaufmanns Herrn Lindsor, hatte ich bereits vor fünf Monaten die Ehre, Ihnen zu übersenden. Meine Bemühungen, eine Abschrift seines Testaments zu erlangen, waren bis jetzt leider vergebens, das Dokument liegt noch versiegelt in dem Archive der Gouvernements-Kanzlei und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich es dem Einflusse des englischen Consuls hiesigen Orts zuschreibe, daß die Eröffnung desselben so lange hinausgeschoben wird. Trotzdem Herr Lindsor die letzten Jahre in Deutschland gelebt hat, so wird er doch stets noch als englischer Unterthan betrachtet und steht mithin das Arrangement seiner Nachlaßangelegenheiten unter der Leitung des englischen Consuls, der, wie ich vermuthe, nach Erben in England forscht, um das bedeutende Vermögen des Verblichenen seinem Vaterlande zu erhalten. Sie haben mich zu Ihrem Bevollmächtigten ernannt und als solcher ertheile ich Ihnen wiederholt die Versicherung, daß ich Ihre Interessen scharf überwachen und wahrnehmen werde. Verfügt das Dokument zu Ihren Gunsten, so soll es keiner Anfechtung gelingen, Ihnen das Erbe zu entziehen oder zu schmälern. An eine Fälschung ist bei

Digitized by Google

der strengen Gerechtigkeit unserer Behörden nicht zu denken, auch habe ich Vorsorge getroffen, daß das Testament nur in meiner Anwesenheit eröffnet werde. Der letzte Wille des Erblassers wird maßgebend seyn, dafür birgt Ihnen mein Diensteifer. Keraskoff, Advokat."

Der junge Mann gab schweigend den Brief zurück. Josephine warf das Papier auf den Schreibtisch, hing sich an den Arm ihres Gatten und ging langsam mit ihm im Zimmer auf und ab.

„Nun höre mich noch einen Augenblick an," begann sie schmeichelnd, „damit Du meine an Dich gerichtete Mahnung nicht auf Unkosten meiner Liebe deutest. Lindsor, mein erster Mann, war zwar ein guter, aber mit allen Eigenheiten seiner Nation behafteter Mensch. Er bewarb sich in Hamburg um mich, weil er sterblich verliebt war, wie er selbst sich ausdrückte, und ich nahm seine Bewerbung an, weil ich ihm nicht nur zu großer Dankbarkeit verpflichtet war, sondern auch die höchste Achtung vor ihm hegen mußte. Mein Vater, ein kleiner Kaufmann, stand mit ihm in Geschäftsverbindung und wäre Lindsor nicht ein vortrefflicher Mann gewesen, so hätte meinen armen Eltern eine traurige Zukunft bevorgestanden. Als ich seine Frau war, erfuhr ich erst, daß Lindsor ein ungeheueres Vermögen besaß und daß er durch die Heirath mit der armen Hamburgerin sich mit seiner stolzen Familie völlig entzweit habe. Dieser Umstand veranlaßte ihn, noch einige Jahre in Deutschland zu bleiben, um die erste Zeit seiner Ehe in Ruhe und Frieden zu verleben. Wir zogen nach Berlin und richteten uns standesgemäß ein. Von dort aus unternahm er eine Geschäftsreise durch Rußland, wohin ein großer Absatz seiner Fabrikate stattfand, und in Moskau starb er an der Cholera. Bin ich nun auch überzeugt, daß Lindsor in seinem Testamente für mich gesorgt hat, so muß ich dennoch befürchten, daß ich mit seinen englischen Verwandten, die höchst erbittert auf mich sind, eine genaue Abrechnung halten muß. Und sage selbst, Philipp, welchen Eindruck muß ich bei jenen Leuten hervorbringen, wenn sie erfahren, daß ich kaum zwei Jahre nach dem Tode meines ersten Mannes schon wieder verheirathet bin? Ich habe Lindsor nicht geliebt, wie ich Dich liebe, mein Philipp; aber seine Verwandten sollen nicht daran zweifeln, daß ich ihm in Hochachtung und edler Freundschaft zugethan war, wie es der brave Mann verdiente. Ich bin es meiner Ehre schuldig, daß ich die Veröffentlichung meiner zweiten Ehe so lange unterlasse, bis ich in jeder Rücksicht frei und unabhängig geworden bin, bis ich dem Andenken meines Wohlthäters den vollsten Tribut gezollt habe. Trifft mich ein Vorwurf, so darf es nur der seyn, daß ich meiner innigen Liebe zu Dir gefolgt bin, daß ich den Bitten dessen nachgab, an dem ich mit der ersten glühenden Neigung des Mädchens hing. Ist es ein Fehltritt, so mag ihn mir Gott verzeihen, der Dich mir in einer Zeit zuführte, wo ich einsam und verlassen mich nach einem theilnehmenden Herzen sehnte. Ich weiß nicht, was Lindsor über mich bestimmt hat, Du kannst eine reiche, aber auch eine blutarme Gattin an mir haben —"

„Und dennoch räthst Du mir, mich meines Vermögens zu entäußern!" rief Philipp. „Du bist eine edle, eine seltene Frau, Josephine, und ich werde Dir an Großmuth und Redlichkeit nicht nachstehen!"

„Begreifst Du nun den ganzen Umfang meiner Liebe, Philipp? Du bleibst mir derselbe, auch wenn Du arm bist."

„Josephine, wäre es möglich, so würdest Du mir noch mehr seyn, wenn Dich Lindsor enterbt hätte, denn ich kann für Dich sorgen und arbeiten."

„So leben wir von diesem Augenblicke an unserem Prinzipe getreu. Ich betrachte das Vermögen, über das ich bis jetzt noch zu verfügen habe, nur als ein anvertrautes Gut, und deßhalb habe ich Berlin verlassen, um mich hier bescheiden einzurichten. Dort hätte man die plötzliche Veränderung meiner äußeren Verhältnisse vielfach bekritelt — hier wird man mich nehmen, wie ich mich gebe."

„So mag Dich Leipzig als die Wittwe Lindsor und mich als einen Schöngeist kennen lernen, der in einem Dachstübchen sein Brod verdient. Was Dir das Vermögen Deines Mannes, wird mir die Hinterlassenschaft meines Vaters seyn."

Ein glühender Kuß und eine innige Umarmung besiegelten den Bund, den diese beiden in unserer Zeit so seltenen Herzen geschlossen hatten. Denselben Tag noch bezog Philipp v. Neroy eine bescheidene Wohnung und Madame Lindsor traf ihre Einrichtungen, daß sie zwar ihrem Stande gemäß, aber höchst einfach lebte. Am folgenden Tage stellte sie sich der Familie eines Banquiers vor, mit dem ihr verstorbener Gatte in Geschäftsverbindung gestanden hatte. Diese gesellige Anknüpfung sollte die einzige seyn; Josephine hielt sie für hinreichend, um sich der Medisance so wenig als möglich auszusetzen. Philipp erschien täglich

Digitized by Google

in ihrem Hause, aber außer der vertrauten Kammerfrau, die Josephinen von Hamburg aus gefolgt war, ahnte Niemand sein wahres Verhältniß zu der jungen Frau.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Nach der Absicht Napoleon's III. soll der Louvre, wenn er vollends ausgebaut seyn wird, eine monumentale populäre Schule der Geschichte und der Kunst werden. Die Standbilder aller Franzosen, die durch Wissenschaft, Pflege der Kunst und Liebe zur Menschheit sich am meisten ausgezeichnet haben, werden die äußeren Gallerieen und die inneren Gänge des Louvre zieren, damit das Volk jene, die den französischen Namen am besten geehrt haben, kennen und achten lerne. Das sogenannte historische Museum des Louvre, das erst vor zwei Jahren auf Befehl Napoleon's III. angelegt ward und eine seltene Auswahl von historischen Erinnerungen mit Bezug auf alle Monarchen, die in Frankreich herrschten, enthält, soll eine ausgedehnte Reorganisation erfahren, um besser die Verdienste, die jeder Monarch um die bildenden Künste sich erwarb, hervortreten zu lassen. Eine besondere Gallerie des Louvre soll sogar die Bildnisse aller lebenden Herrscher Europa's enthalten und sobald ein Regierungswechsel in einem fremden Staate eintritt, durch das Bildniß des neuen Herrschers vervollständigt werden. Mehrere fremde Monarchen, die durch ihre hiesigen Gesandten davon verständigt wurden, haben sich beeilt, aus freien Stücken ihre Bildnisse dem Kaiser der Franzosen zur Aufstellung im Louvre einzusenden. Erst vor 8 Tagen ist Baron Bonde, Hof-Intendant des Königs von Schweden, in einem ähnlichen Auftrage hier angekommen. Der Papst, der Sultan, die Königin Victoria, der König von Sardinien, haben bereits ihre Bildnisse in Lebens-Größe eingesandt.

Zur Spiritusfabrikation werden von den Industriellen fortwährend bis jetzt nicht benützte Stoffe aufgesucht. So hat ein Spiritusfabrikant in Wien Erbsenschoten, welche bisher auf den Düngerhaufen geworfen wurden, mit gutem Erfolg zur Alkoholfabrikation benützt.

Bekanntlich werden im Frühjahr von Zeit zu Zeit in Ungarn Einkäufe von Ochsen gemacht und zur Verproviantirung der alliirten Truppen in die Krim verführt. Ein Pfund Rindfleisch von diesen Lieferungen kommt an Ort und Stelle mit Einrechnung der Einkaufs- und Transportkosten auf 1 fl. Konv.-M. zu stehen.

Gemeinnütziges.

(Das Räuchern der Schinken.) Da die Conservirung des Fleisches ein sehr beachtenswerther Gegenstand in den Hauswirthschaften ist, so erlaube ich mir, in Nachstehendem Einiges über das Räuchern der Schinken mitzutheilen.

Gleich nach dem Schlachten eines Schweines werden die Stücke mit vollkommen gut ausgetrocknetem Salze, worunter etwas Salpeter gemischt wird, stark eingerieben. Besonders muß man Knochen, so weit man sie nicht ausschneiden konnte, gut einreiben und bestreuen. Dieses eingesalzene Fleisch wird nun in einem Keller 10 Tage lang aufbewahrt, in welcher Zeit man es abwechselnd mit Salz reibt. Die Stücke darf man nicht auf einander, sondern muß sie auf Stroh oder Leinwand neben einander, ohne daß sie sich berühren, legen. Noch besser ist es, wenn man das Fleisch im Keller hängen lassen kann, wozu man es mit Bindfaden versieht. Von der Temperatur des Orts, wo das Fleisch durch obige Zeit aufbewahrt wird, hängt viel ab; denn der Frost schadet ebenso viel wie die Wärme, daher auch vorzüglich ein trockener Keller zur Aufbewahrung geeignet ist, damit sich das Fleisch gut erhält und das Salz in obiger Zeit die Masse durchdringen kann. Kleinere Fleischstücke von 4—5 Pfund brauchen nur 6—7 Tage zu liegen. In vielen Hauswirthschaften pflegt man das Fleisch in eine Salzlacke zu legen und damit die Masse zu bedecken. Als Gewürz pflegt man auch dann wohl Wachholderbeeren, Gewürznelken, Knoblauch, Lorbeerblätter ꝛc. zuzugeben; allein hiervon wird der eigentliche Fleischgeschmack sehr verändert, und diese Methode ist daher durchaus nachtheilig und verwerflich, denn das Fleisch wird von dieser Salzlacke ganz ausgelaugt oder entwässert, wodurch das Fleisch nicht nur viel von seinen besten Bestandtheilen verliert und weniger schmackhaft gemacht wird, sondern auch fremde Stoffe, nämlich Wasser in sich aufnimmt, was die Gährung begünstigt. Auch wird das Fleisch übersalzen. Bei dem oben angegebenen Verfahren kann dieser Nachtheil aber nicht eintreten, weil sich das Salz blos mit dem Safte verbindet und so die ganze Masse durchdringt.

Redaktion, Druck und Verlag von August Lanzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 132. Sonntag, 4. November 1855.

* Klänge vom Schwarzbach.

Reisebilder.

2. Mittagsrast.

Die Blümlein all' die Köpfchen neigen,
Versengt von Mittags heißer Gluth;
Still birgt sich Vöglein in den Zweigen,
An schlankem Halm der Falter ruht.

Und auch mein Fuß will nun ermatten,
Will, müde, ruh'n nach raschem Gang.
Da winkt der Hain mit duft'gem Schatten
Zur Mittagsrast am Bergeshang.

Wie ruht sich's sanft auf weichem Moose,
Das Haupt gelehnt an Baumes Rind'!
Die Quelle perlt im Lustgekose,
Die Laute tönt so leis' im Wind.

Wir mundet da aus grüner Tasche,
Trotz Fürstenschmaus, ein einfach Mahl!
Wie labt der Wein aus brauner Flasche,
Wie linde kühlt der Quelle Strahl!

Und winkend mir aus dunkelm Laube
Die gold'ne Frucht zu Füßen stürzt,
An schwanker Reb' die süße Traube
Das heit're Mahl mir lieblich würzt.

Und leiser weht es in den Bäumen,
Die Laute bebt wie Geisterklang.
O Wanderluft! o wonnig Träumen
Beim Wellenspiel am Felsenhang!

Die bayerische Rheinpfalz.

In den Städten der vorderen Pfalz besteht seit neuerer Zeit ein Comité, das sich das schöne Ziel gesetzt hat, den Fremdenzufluß in die Pfalz zu mehren. Dasselbe hat zu diesem Zwecke die nachfolgende kurze Beschreibung der sehenswürdigsten Punkte der Pfalz drucken und in 10,000 Exemplaren verbreiten lassen. — Eine Aufforderung zum Anschlusse an diesen Verein soll auch in nächster Zeit bei uns erlassen werden.

* * *

Da lieget ausgebreitet in stets verjüngter Pracht
Ein weiter Gottesgarten, vom Himmel reich bedacht.
Was nur das Herz ergötzet, was nur den Blick erfreut,
Das findest Du hier Alles in Fülle ausgestreut.
Rings um die Berge gürtet der Wälder grüner Kranz,
Und drüber schwebt die Sonne in ihrem hellsten Glanz;
Die lust'gen Rebenhügel, der Aehrenfelder Flur,
Sie zeugen von der Liebe der schaffenden Natur.
Wo findet sich auf Erden so heimlich trauter Ort?
Wo klingt so süß zum Herzen das biedre deutsche Wort?
Wo woget auf den Fluren der Segen ohne Zahl?
Wo ist zu Nutz und Wonne geschmücket Berg und Thal?
Wo fügt sich alles Schöne zum lieblichsten Verein?
Sag' an des Landes Namen! —

Das ist die Pfalz am Rhein.

Weiß, malerische und romantische Pfalz.

Wer je Gelegenheit hatte, die herrliche Pfalz mit eignen Augen zu sehen, ist von der Wahrheit dieser Worte gewiß innig durchdrungen.

Seitdem die Eisenbahnen die Pfalz nach allen Seiten hin durchziehen und diese Provinz dadurch in den Weltverkehr hineingerückt worden ist, beginnen ihre Vorzüge vor andern Gegenden in immer weitern Kreisen bekannt zu werden. Aber sie birgt der Sehenswürdigkeiten in Natur und Kunst auch in Fülle. Jeder Berg des

Digitized by Google

reizenden Haardtgebirges, den Du besteigst, bietet die entzückendste Aussicht über die weite lachende, mit Städten und Flecken besäte Rheinebene und gibt Dir das Bild der prächtigsten italienischen Landschaft, gehoben durch der lustigen Rebenhügel lieblich Grün, durch die reizenden zahmen Kastanienwäldchen, Mandel- und Feigenbäume, die in diesem milden Klima auf offenem Felde gedeihen; verlierst Du Dich in die frischen Wälder, in die grünen Auen, auf die epheuumsponnenen Ruinen der Burgen, in die Gegend des Eschbacher Schlosses, des Trifels, des Annweiler und Dahner Thales, so wirst Du die Schweiz um ihre grünen Matten und freundlichen Alpen, um ihre Staubbäche und Gletscherfirnen kaum beneiden, wie Meyer in seinem Universum ebenso schön als wahr spricht, und trittst Du ein in die Hallen des ehrwürdigen **Kaiserdoms in Speyer**, der hoch und hehr, stolz und prächtig prangt an den Ufern des Rheines, ein Denkmal einer glorreichen Periode germanischer Vorzeit und ein Ehrenmal der deutschen Kunst der Gegenwart, zu dem ein Kaiser vor achthundert Jahren den Grundstein gelegt und den die erhabenen Herrscher von **Bayern, Oesterreich** und **Nassau** jetzt vollenden, ja den Mäcen der Künste, **König Ludwig I. von Bayern** durch die herrlichen raphaelischen Schöpfungen des **Meisters Schraudolph** im Innern des Domes bereits zur Vollendung gebracht hat, so ist Dir ein Kunstgenuß geboten, wie Du ihn in seiner Art vergeblich irgend wo anders in der Welt suchen wirst, wenn Du namentlich auch noch die **Original-Farbenskizzen und Bleistift-Cartons** von **Professor Schraudolph** in Augenschein nimmst, die extra in einem Saale in Speyer aufgestellt sind. *)

Aber nicht allein die Sehenswürdigkeiten in Natur und Kunst sind es, die der Pfalz so großes Interesse leihen, hauptsächlich sind es die großen historischen Erinnerungen, die dies kleine Land zu dem classischsten Fleck des deutschen Reichs machen. Hier spielten die Hauptbegebenheiten der deutschen Geschichte, als das Reich in schönster Blüthe stand; hier spielte die Geschichte der Nibelungen; hier hatten die Kaiser ihre schönsten Sitze, und hier verweilten sie am liebsten, und hier auch liegen viele von ihnen begraben. Hier sind die Stammsitze so vieler fürstlicher berühmter Geschlechter, die Deutschland Häupter und Fürsten gaben, wie dem erhabenen bayerischen Herrscherhause; und hier auch ist das **Ahnenschloß von Britanniens Königin Victoria — Hardenburg** — weiblicher Linie zu suchen. Hier liegt auf steiler Höhe die alte Reichsfeste **Trifels**, da **Friedrich Barbarossa** gerne verweilte, wenn er von Hagenau nach Kaiserslautern zog; da ist's, wo der **unglückliche Heinrich IV.** Schutz suchte und fand vor dem päpstlichen Bannstrahle, und hier ist's, wo der treue **Blondel** seinen **Richard Löwenherz von England** fand, der hier gefangen saß; hier sind die zerfallenen Burgen der alten Geschlechter der Dalberge — der Falkenstein — der Montfort — der Sickingen und seiner Anhänger ꝛc. Allen diesen Denkmalen einer grauen Vorzeit reihen sich in neuster Zeit an **die liebliche Villa Ludwigshöhe** bei dem freundlichen Städtchen Edenkoben gelegen, woselbst **König Ludwig I.** schon einige Male auf längere Zeit Hoflager hielt — und die wieder in Aufbau genommene **Maxburg** (früher: Hambacher Schloß), **Seiner Majestät König Max II. von Bayern** gehörend.

Was aber jetzt in der beginnenden Herbstzeit am meisten zu einem Besuche in die Pfalz einladet, das sind die köstlichen **Trauben**, die bereits überall zu reifen beginnen und die hier in einer Güte und Lieblichkeit gedeihen, welche den aus ihr gepreßten Weinen einen in alle Gegenden der Welt gedrungenen Ruf, wie die Namen **Forst, Deidesheim, Wachenheim** darthun, verschafft haben. Es sind alle Anzeichen vorhanden, daß es dies Jahr eine vortreffliche Crescenz gibt und daß die **Traubenkur** früh beginnen kann, wohl schon **in den ersten Tagen des September.**

Was Botzen und Meran in Tyrol als Traubenkurorte kaum zu bieten vermögen, das ist für die **Traubenkurgäste** in den Städten **Dürkheim, Neustadt, Edenkoben** und dem **Badeorte Gleisweiler** geboten. Außer den guten und wohlfeilen Gasthöfen findet der Fremde allen billigen Wünschen entsprechende Privat-Wohnungen vor, so daß zu einem heitern frohen Genusse der Herbstfreuden Alles in der Pfalz geboten ist. Wie zum Sommer- und Kur-Aufenthalte ist ihr Besuch haupt-

*) Für Freunde der Kunst wird die Notiz von Interesse seyn, daß diese berühmten Schraudolph'schen Fresken im Dome von Speyer in großem Formate von Professor Thäter in München in Kupfer gestochen werden und in der Gottschick-Witter'schen Buch- und Kunsthandlung in Neustadt a/H. erscheinen.

Digitized by Google

sächlich auch zur Erholung wegen der da herrschenden gesunden nervenstärkenden Luft nach ernstlichen Badekuren vorzüglich geeignet.

Einen kleinen Reiseplan, wie die Pfalz am besten in Augenschein genommen werden kann, geben wir kurz in Folgendem:

Wer in der Richtung von Mainz und Frankfurt, Stuttgart oder München kommt, beginnt die Tour mit **Ludwigshafen**, Mannheim gegenüber, die als jüngste Stadt des deutschen Reiches, deren Taufpathe König Ludwig I. ist, durch ihr schnelles Emporblühen Interesse bietet, gelangt von da in ¾ Stunden zur Besichtigung der **Schraudolph'schen Domfresken** und der **Original-Farbenskizzen und Cartons** im Heypenheimer'schen Saale nach **Speyer** und erreicht in einer Stunde mit der Ludwigsbahn **Neustadt a/H.**, das reizend gelegen ist. Hier laden rechts und links waldbekränzte Berge mit romantischen Ruinen zu lohnenden Spaziergängen ein. Auf der einen Seite die Wolfsburg, Haardter Schlößchen (Burg Winzingen), die prächtige Anlage des Herrn Wolf, auf der andern Seite die Marburg (Hambacher Schloß), Waldmannsburg, Steinbrüche, Schönthal. Von Neustadt aus empfiehlt sich vorerst die Weiterfahrt auf der durch eine Masse Tunnel interessanten, von da nach Paris führenden Eisenbahn bis **Frankenstein** zur Besichtigung des reizenden Schlößchens **Diemerstein**, Herrn v. Denis gehörend, dem Director der Pfälzer Bahnen und dem Erbauer der **ersten** deutschen, Nürnberg-Fürther und der Taunusbahn; dann zu Fuß durch das hübsche Isenachthal über **Hardenburg**, das **Kloster Limburg**, die großartigste, dem Styl nach reinste Ruine der deutschen Baukunst des 11. Jahrhunderts, nach dem **Soolbade** und **Traubenkurorte Dürkheim.** Sehenswerth bei Dürkheim die Saline Philippshalle, Seebach, der Drachenfels der Nibelungen, und die Heidenmauer, die nebst dem Kloster Limburg den Stoff gab zu des Amerikaners Cooper Roman: „Die Heidenmauer oder die Benediktiner." Die Burg **Hardenburg**, der Stammsitz der **Königin Victoria von England**, und **Limburg** sind nur eine Stunde von Dürkheim entfernt. Von Dürkheim geht oder fährt man durch die berühmten Weinorte **Wachenheim, Forst, Deidesheim**, mit prächtigen Landhäusern, zurück nach Neustadt, um von da die andere Seite des Haardtgebirges zu besuchen. Sey es zu Fuß, per Wagen oder durch die Maximiliansbahn hat man jetzt eine der herrlichsten Partieen vor sich. Am lohnendsten ist die Partie über die **Marburg** dem Gebirge entlang nach dem freundlichen Städtchen **Edenkoben**, doch bietet die Tour mit der Eisenbahn dahin auch ungemein viel Reiz.

Von Edenkoben aus, das einen in früherer Zeit wegen seiner Heilkraft berühmten Schwefelbrunnen besitzt, ist vor Allem **König Ludwig's I. reizende Villa Ludwigshöhe** zu besuchen, am Fuße der durch die Gefangennehmung der Gemahlin Wilhelm's von Holland, des deutschen Gegenkaisers, interessant gewordenen Rietburg. Die **Kropsburg** — als letzter Sitz der Dalberge berühmt; das sogenannte „**Schänzel**" mit dem Denkmal des preußischen Generals Pfau, der hier bei einer Stürmung dieses Platzes gegen die Franzosen im Anfang der letzten französischen Kriege fiel, und wer die Mühe nicht scheut, besteige die **Kalmit**, den zweithöchsten Berg der Pfalz, von wo aus man eine entzückende Aussicht weithin bis in den Schwarzwald, in die Schweiz, nach Worms und fernab gen Frankreich hat.

Von Edenkoben aus per Wagen oder über die Ludwigshöhe am Gebirge her auf einem Fußweg durch reizende Kastanienhaine und Weinberge erreicht man das **Bad Gleisweiler**, eine Kaltwasserheilanstalt, so großartig, vollständig und zweckmäßig eingerichtet, und so reizend inmitten köstlicher Kastanienwälder und üppiger Weinberge gelegen, in so mildem Klima mit der reinsten erquickendsten Gebirgsluft, daß sie wohl schwerlich in Deutschland oder sonstwo von einer andern Anstalt der Art übertroffen werden dürfte. Der Besuch von Gleisweiler empfiehlt sich auch von **Landau** aus, wohin man von Edenkoben mit der Bahn in 20 Minuten gelangt. **Landau** bietet als deutsche Bundesfestung mit bayerischer Besatzung ein großes geschichtliches Interesse. Von Landau oder Gleisweiler aus gelangt man in 2 Stunden auf die **Madenburg** (Eschbacher Schloß) mit der entzückendsten überraschendsten Aussicht auf die Rheinebene und zugleich nach der westlichen Seite hin auf die zahllosen bewaldeten vulcanischen Bergkegel mit den groteskesten Gebilden, einem gewaltig wogenden erstarrten Meere nicht unähnlich, wie Bädecker schreibt. Ein reizender Weg führt vom Eschbacher Schloß zu Fuß auf den **Trifels**, den

Digitized by Google

wir oben schon näher erwähnt, an dessen Fuße sich das alte Städtchen Annweiler anlehnt. Von Annweiler an beginnt das schöne **Annweiler Thal**, das sich bis an das interessante **Dahner Thal** mit dem sagenreichen Jungfernsprung und vielen Burgen in der Nähe fortzieht. Von Dahn aus ist die romantische Tour über **Bergzabern** zu empfehlen.

Nach Beendigung der Neustadt-Weißenburger Bahn (in einigen Wochen) wird man die an Bergzabern nächstliegende Station benutzen, um über Landau und Edenkoben nach Neustadt zurückzukehren, von da aus mit der Bahn **Kaiserslautern** besuchen, in der Nähe das ehemalige Schloß Barbarossa's; die Burg **Sickingen** bei Landstuhl, die durch neu bewerkstelligte Ausgrabungen jetzt ein doppeltes Interesse bietet, um von da nach einem Abstecher nach **Zweibrücken** die **Berbacher Kohlengruben** mit dem seit 150 Jahren **brennenden Berg** in Augenschein zu nehmen.

Wer den übrigen nicht minder interessanten Theil der Pfalz, die **Donnersberg-Partieen** (Kloster **Rosenthal, Falkenstein**) und die im Alsenzthale liegenden interessanten Burgen **Altenbamberg, Ebernburg, Moschellandsberg** besuchen will, der beginnt die Wanderung durch die Pfalz am besten von Kreuznach aus, doch gelangt man auch von Neustadt aus leicht über Dürkheim dahin.

Die Pfalz wird erreicht von Paris aus in 14 Stunden, von München in 14 Stunden und von allen andern weiter gelegenen Hauptplätzen Deutschlands und Frankreichs, Belgiens und Hollands, und auch von England aus gelangt man dahin in nur weniger Zeit mehr, von Frankfurt, Mainz, Wiesbaden, Homburg, Baden-Baden, Straßburg ist sie nur einige Stunden entfernt.

Mannigfaltiges.

Nordamerika besitzt Steinkohlen in Ohio auf 60,000, Illinois auf 500,000 und Michigan auf 15,000 Quadratmeilen, Anthracit wird in Pennsylvanien und Virginien gewonnen. Der Grubenbau wird von Jahr zu Jahr emsiger betrieben und rechnet man jetzt die jährliche Ausbeute auf 3 Millionen Tonnen Anthracit und 1 Million Tonnen bituminöse Kohlen. — In England belief sich der Steinkohlenertrag während den Jahren 1853 und 1854 auf 64,611,401 Tonnen im ungefähren Werthe von 15 Millionen Pfund Sterling.

In den Schaukästen der Pesther Buchhandlungen ist ein Buch ausgestellt, gegen dessen Verbreitung der „Lloyd" bei Gott Bacchus ernstlichen Protest erhebt. Es führt den Titel: „Vorschrift, Weine aus Wasser zu bereiten und alle Weine zu veredeln." (Auch mit Wasser??) Trotz des Preises dieses Buches von 16 fl. drängen sich die Wirthe heran und kaufen den reichen Schatz, mit dem sie ihre bereits hinreichenden chemischen Kenntnisse bereichern.

(Merkwürdiger Fund.) Beim Graben eines Brunnens, unweit Leeds, fand man in diesen Tagen inmitten eines großen Stückes Steinkohle, ungefähr 234 Fuß unter der Erdoberfläche, einen Frosch, der sich ziemlich lebendig zeigte. Als man ihn aus seiner engen Haft hervorzog, war seine Farbe sehr dunkel, sie ward aber am Lichte bald hell, wie bei dem gewöhnlichen Frosche. Die Augen sind äußerst glänzend und mit einem goldfarbigen Ringe umgeben. Die Spalte in der Kohlenschichte, die ihn enthielt, war mit Wasser gesättigt und wahrscheinlich in Folge dieses Umstandes, in Verbindung mit seinem engen Kerker, vermochte er Jahrtausende hindurch in seinem halb erstarrten Leben zu verharren.

---

* Räthsel.

1.

Es spielten drei Männer die ganze Nacht,
Und als der Morgen begonnen,
Da hatte Jeder gewonnen.
Nun rathe, wie hat sich denn dieses gemacht?

2.

Ehemals bedeckte ich ein Thier,
Nun aber einen Theil von dir.
Mein ganzer Leib ist Finger nur,
Du machtest mich, nicht die Natur.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 133. Dienstag, 6. November 1855.

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

2.

Ein Monat war verflossen und die beiden jungen Gatten hatten in der Heimlichkeit ihrer Ehe einen Reiz gefunden, der ihr Glück zur höchsten Seligkeit erhob. Wie stolz war Philipp, wenn er seine Gattin im Theater oder im großen Concerte bewundert sah, wenn er sich die Leute in Vermuthungen über die junge reizende Frau erschöpfen hörte, die eine Freundin der so hochgeachteten Banquiersfamilie war. Auch nicht die leiseste Eifersucht regte sich in seinem Herzen, das eben so viel Liebe als bewundernde Hochachtung für Josephine empfand; nur von Zeit zu Zeit ward das Bedauern darüber in ihm wach, daß er sich nicht an ihrer Seite zeigen konnte, um sich wegen des Glücks dieses seltenen Besitzes beneiden zu lassen. Ruhig gab er sich seinen literarischen Arbeiten hin, die in den Journalen freudig begrüßt wurden, da sie ein nicht gewöhnliches Talent und einen reinen Geschmack bekundeten.

Um diese Zeit trat Philipp eines Morgens in das Zimmer seiner Gattin. Sie empfing ihn mit gewohnter Zärtlichkeit.

„Bist Du glücklich gewesen in Deinen Nachforschungen?" fragte sie.

„Nein, meine Geliebte! Der letzte Brief aus Breslau meldet mir, daß sich der Amtmann mit seiner Familie aus jener Gegend entfernt haben müsse, denn er sey nicht aufzufinden. Ich habe nun der Polizeibehörde Auftrag gegeben, daß sie Nachforschungen anstelle und schon in den nächsten Tagen werde ich eine Aufforderung in der Zeitung ergehen lassen."

„Ich bin in eine unangenehme Nothwendigkeit versetzt," sagte Josephine in einem verdrießlichen Tone.

„Was ist geschehen?"

„Die Verhältnisse zwingen mich, eine Abendgesellschaft zu geben, wenn ich nicht als die geizigste Person von der Welt verschrieen seyn will. Ich habe schon scherzhafte und ernste Anspielungen hören müssen. Was räthst Du mir?"

„So gib die Gesellschaft, wenn Du nicht umhin kannst."

„Und unter welchem Titel wirst Du erscheinen?„

„Spiele die Beschützerin der schönen Künste und Wissenschaften und lade mich als einen armen Novellenschreiber zu Tische."

„Vortrefflich, Philipp, so kannst Du Charakterstudien machen, denn Du wirst interessante Persönlichkeiten vorfinden."

Beide saßen beim Frühstück, als die Kammerfrau ein junges Mädchen anmeldete, das zugleich beifolgende Karte übergeben habe.

Josephine betrachtete das elegante Papier, es enthielt den Namen der Madame F., der Gattin des befreundeten Banquiers. Auf der Rückseite standen die Worte: „Ist Madame Lindsor dringend empfohlen." Da ein Abweisen unstatthaft war, gab Josephine Auftrag, die Ueberbringerin eintreten zu lassen. Eine Minute später öffnete die Zofe die Thüre wieder und ein junges Mädchen erschien schüchtern auf der Schwelle.

„Treten Sie näher, mein Kind!" sagte freundlich Josephine.

Die Angeredete war ein allerliebstes junges Mädchen von neunzehn Jahren mit blonden Haaren, einem freien rosigen Teint, großen himmelblauen Augen und von zarter, eleganter Gestalt. Sie mußte trauern, denn sie trug ein schwarzes Kleid von grober Wolle und einen kleinen Hut ohne allen Schmuck von derselben Farbe. Trotz der noch herrschenden Frühlings-

Digitized by Google

frische lag nur ein leichtes Tuch auf den schneeweißen Schultern. Ihre vom Weinen gerötheten Augen, so wie der schmerzliche Ausdruck ihres lieblichen Gesichts verriethen, daß sie viel gelitten hatte. Die Trauernde stand mit gesenkten Blicken stumm und unbeweglich vor der Thür. Unter dem linken Arm trug sie einen Karton von blauer Pappe. Philipp bemerkte mit Erstaunen, welch eine züchtige Jungfräulichkeit über der ganzen Erscheinung ausgegossen lag. Er konnte kaum seine Blicke von ihr abwenden. Josephine war gerührt von ihrem Anblicke.

„Ich bitte, mein liebes Kind," sagte sie mild, „tragen Sie mir ohne Scheu Ihr Anliegen vor. Die Empfehlung, die Ihnen vorangegangen, sichert Ihnen ein geneigtes Gehör."

Die bleichen Wangen des jungen Mädchens färbte ein flüchtiges Roth. Dann schlug sie die langen Augenwimpern empor und sagte in einem zitternden Tone, der indeß mehr Schmerz als Furcht verrieth:

„Madame, dieser Karton enthält ein Kleid, das ich bereits den ersten Damen der Stadt zum Kaufe angeboten habe; allein alle weisen es mit der Bemerkung zurück, daß sie die dafür geforderte Summe nicht zahlen könnten."

„Hat Ihnen auch Madame F., deren Karte Sie mir überreichten, dieselbe Antwort ertheilt?" fragte Josephine, die eine Anspielung auf ihren Geiz in dem ganzen Handel zu erblicken glaubte.

„Ja, Madame! Sie fügte noch hinzu, daß eine Dame ihres Alters ein so kostbares Kleid nicht tragen dürfe, ohne lächerlich zu erscheinen, auch wenn sie den Kostenpunkt nicht berücksichtigen wolle. Dann gab sie mir die Empfehlungskarte mit dem Bemerken, daß Madame Lindsor keinen Grund haben könne, den Kauf abzulehnen. Sie sey jung, schön und reich!"

Die letzten Worte flüsterte das trauernde Mädchen so leise, daß sie kaum zu verstehen waren. Und zugleich nahm sie den Deckel von dem Karton, trat dem Sopha näher und präsentirte ihren Verkaufsartikel.

Josephine stieß einen Schrei der Verwunderung und Ueberraschung aus.

„Himmel, welch eine köstliche Robe!„ rief sie, indem sie mit der allen Frauen eigenen Neugier, wenn sie ein pikantes Toilettenstück erblicken, das Kleid auf dem Sopha ausbreitete, um die Feinheit des Mousselins und die bewunderungswürdige Stickerei besser beurtheilen zu können. Und wahrlich, hier zeigte sich ein Meisterstück, wie es wohl selten der neugierige Blick einer Tochter Eva's gesehen hat. Blumen und Blätter von den geschmackvollsten Farben und Gestalten waren so dicht in einander verschlungen, daß man kaum den weißen Grund des Mousselins gewahren konnte. Das Kleid war von einer Sauberkeit und Eleganz, daß man es lieber für das Wunder einer launenhaften Fee, als für die Arbeit einer weiblichen Hand hätte halten mögen.

War Philipp auch kein Kenner von Dingen dieser Art, so mußte er dennoch staunen über dieses Wunder von Geduld und Geschicklichkeit.

Wohl eine Minute verharrte Josephine in stummer Verwunderung vor dem ausgebreiteten Schatze, dann wandte sie sich zu der schüchternen Verkäuferin.

„Wer ist die Stickerin?"

„Sie hat die Ehre vor ihnen zu stehen, Madame!" antwortete das junge Mädchen mit einer leichten Verbeugung und indem ihr eine Thräne über die bleiche Wange rann.

„Wie viel Zeit haben sie darauf verwendet?"

„Zwei Jahre!" war die seufzend ertheilte Antwort. „Und dabei habe ich Tag und Nacht gearbeitet."

„O, ich glaube Ihnen, armes Kind! Und haben Sie diese Arbeit unternommen, um sie zu verkaufen?"

„Nein; sie war ursprünglich zu einem anderen, für mich schöneren Zweck bestimmt. Aber leider bin ich jetzt gezwungen, sie um einen hohen Preis zu verkaufen, weil ich des Geldes nothwendig bedarf. Gebe der Himmel, daß ich einen Käufer finde!" fügte sie mit einem Blicke auf Philipp hinzu, als ob sie ihn um seine Fürsprache bäte.

„Welchen Preis fordern Sie?" fragte der junge Mann.

Die niedliche Verkäuferin schwieg einen Augenblick, als ob sie Furcht hätte, die verhängnißvollen Worte auszusprechen, die schon so oft ihre Hoffnung zertrümmert; dann flüsterte sie ganz leise:

„Dreihundert Thaler!"

„Dreihundert Thaler!" wiederholte Josephine mit jenem unbeschreiblichen Ausdrucke, den nur schöne Frauen in den Blick und in das Lächeln zu legen wissen. „Das ist viel! Philipp, ein Kleid um einen solchen Preis!" wandte sie sich zu ihrem Gatten.

Dieser antwortete durch ein bedauerndes Lächeln.

Die Trauernde sah zwar lächelnd Philipps Gattin an, aber ein Strom von Thränen entrang sich ihren großen Augen.

Digitized by Google

„Madame," flüsterte sie mit unterdrücktem Schluchzen, „ich weiß, daß ich eine große Summe fordere; aber was ist sie für eine reiche Dame? Sie üben ein Werk der Wohlthätigkeit, wenn sie mir die mühsame Arbeit abkaufen. Ach, Madame," rief sie lauter, indem sie wie eine Betende die flachen Hände zusammenlegte, und fast auf die Kniee sank — „weisen sie mich nicht ab, ich gehe der Verzweiflung entgegen, wenn ich mit leeren Händen Ihr Haus verlasse. Wäre es möglich, ich würde mich mit der Hälfte, selbst dem dritten Theile begnügen, aber es darf nicht ein Groschen an der geforderten Summe fehlen, — ich kann nicht anders!"

Sie zog ein weißes Tuch hervor, um ihre Thränen zu trocknen.

Die beiden Gatten sahen sich in schmerzlicher Verwunderung einander an.

„Mein Kind," begann Josephine nach einer Pause, „halten Sie mich nicht für geizig oder hartherzig, könnte ich frei über mein Vermögen schalten, ich würde nicht um eine Minute ihre Sorge verlängern, auch wenn mich der Besitz dieses prachtvollen Kleides nicht reizte. O, mein Gott, Philipp, was kann ich thun?" flüsterte sie ihm zu. „Unsere Grundsätze werden auf eine harte Probe gestellt. Die Empfehlung der Madame F. provocirt meine Ehre und dieses arme Kind meine Wohlthätigkeit."

Auch Philipp war gerührt.

„Wer sind Sie, mein Kind?" fragte er die Weinende. „Nennen Sie uns Ihren Namen und Ihre Wohnung."

„Anna Bornstedt!" flüsterte sie.

„Wie?"

„Anna Bornstedt — ich bewohne ein Stübchen in Nr. 12 der B.-Gasse."

„Bornstedt?" fragte er noch einmal und sein Gesicht ward noch bleicher als es bisher gewesen war.

Aus Josephinens Augen blitzte ein Freudenstrahl. Um die Befangenheit ihres Mannes zu enden, der bestürzt an das Fenster getreten war, wandte sie sich zu Anna:

„Ich weise sie nicht ab, Mademoiselle! Ein solcher Handel fordert indeß Ueberlegung, — besuchen Sie mich morgen um diese Zeit wieder und ich glaube Ihnen den Dienst leisten zu können, den Sie fordern."

„Madame! Madame!" rief außer sich das junge Mädchen. „Und Sie wollen den Preis zahlen?"

„Wenn es mir irgend möglich ist!"

„Lohne Ihnen Gott, daß ich nicht hoffnungslos von Ihnen scheide!"

„Bringen Sie mir morgen Ihre Arbeit zurück —"

„Nein, behalten Sie das Kleid und prüfen Sie die Stickerei — vielleicht sind Sie geneigter, den Preis zu zahlen."

Anna küßte hastig die Hand der Madame Lindsor und verließ das Zimmer.

Gleich darauf sah sie Philipp, der immer noch an dem Fenster stand, über die Straße eilen. Wie beflügelte die Hoffnung die Schritte der armen Anna! Ihr leichtes, armseliges Tuch flatterte im Winde und ihre kleinen Füße schienen kaum den Boden zu berühren. Als der junge Mann sich wandte, stand Josephine ihm zur Seite.

„Du nanntest früher den Namen Bornstedt, wenn ich nicht irre," flüsterte sie. „Demnach ist es mir wahrscheinlich, daß dieses Mädchen der Familie angehört, der wir ein Vermögen schulden. Ich entließ die Unglückliche, um die Verlegenheit abzukürzen, die ich in Deinen Zügen las. Philipp," — sie warf sich an seine Brust, — „ich werde ganz glücklich seyn, wenn mir auch nichts bleibt als Deine Liebe! Du kommst arm zu mir; aber Du bringst mir dennoch einen Schatz, den ich nicht genug würdigen kann!"

Philipp drückte die reizende Frau fest an sich und bedeckte ihren blühenden Mund mit Küssen. Die beiden Gatten feierten Augenblicke der höchsten Wonne.

„Madame F. wollte eine kleine Bosheit ausüben," sagte Josephine; „sie ahnt sicher nicht, daß sie mir einen großen Dienst erwiesen hat."

„Ist Anna die Tochter des Mannes, den ich suche, so zahle ich ihr einen Preis, der sie für die mühsame Arbeit und den erlittenen Kummer entschädigt! Du erlaubst mir, daß ich mir sofort Gewißheit verschaffe."

Philipp entfernte sich. Josephine weidete sich noch einige Zeit an der kostbaren Stickerei, dann legte sie sorgfältig das Kleid zusammen und verschloß es.

„Ich werde doppelt stolz darauf seyn," dachte sie, „wenn man mich in diesem Schmucke bewundert!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Unter den Vegetabilien, welche in der Pariser Welt-Industrieausstellung besondere Aufmerksamkeit erregen, findet sich auch ein Theesurrogat, welches aus einem in Frankreich einheimischen Gewächs präparirt ist. Das durch Aufguß auf dasselbe gewonnene Getränk soll in Farbe, Arom und Geschmack ganz dem schwarzen chinesischen Thee gleichkommen. Man glaubt daher, daß dieses vegetabilische Product, welches in Frankreich allgemein verbreitet seyn soll, dessen eigentlicher Name aber von dem Entdecker der theeartigen Eigenschaften desselben noch nicht öffentlich bekannt gemacht worden ist, bald ein gesuchter Handelsartikel werden dürfte. An der Etikette, unter welcher die Proben davon, eine gelbliche Substanz, ausgestellt sind, ist dafür die Bezeichnung Lot-Thee gewählt, nach dem Departement des Lot, in welchem der Entdecker, Herr Raphael Périé, Bibliothekar zu Cahors, sein Domicil hat. Nach der beigefügten Angabe wird zu dem Aufguß ein Gramm solchen Thees auf die Tasse genommen und läßt man denselben zehn Minuten ziehen. Welches Vertrauen Herr Périé zu seiner Entdeckung hegt, geht daraus hervor, daß er im November vorigen Jahres deßhalb nach Paris kam und ein Schreiben an den Kaiser richtete, in welchem er für dieses einheimische Product im Verhältniß zu dem chinesischen Thee dieselbe Wichtigkeit in Anspruch nehmen zu können glaubt, welche die Runkelrübe im Verhältniß zu dem Zuckerrohr hat. Die betreffenden Behörden wurden darauf höheren Orts veranlaßt, die Sache zu prüfen, und eine zu diesem Zweck aus wissenschaftlichen Notabilitäten ernannte Commission, welcher eine Quantität Blätter dieses „Lot-Thees" zur Analyse und Constatirung der Eigenschaften derselben und des davon bereiteten Getränks in Hinsicht auf die Gesundheitsfrage übergeben wurde, hat ein durchaus günstiges Urtheil darüber gefällt; auch fand sie das Getränke, welches tonisch und adstringirend wirkt, sehr wohlschmeckend und dem aus den besten Sorten chinesischen Thees bereiteten so ähnlich, daß es von diesem kaum zu unterscheiden sey. Der Bericht der Commission wurde dem Ackerbauminister eingereicht und dieser hat Herrn Périé die Resultate desselben in sehr anerkennender Weise mitgetheilt. Während das Pfund chinesischen Thees in Frankreich im Detailhandel bis 12 Franken kostet, glaubt man, daß der Preis des von Herrn Périé entdeckten einheimischen Thees auf nur 1 Frank für das Pfund zu stehen kommen würde. Es wäre also, wenn das Getränk allgemeinen Eingang findet, den unbemitteltern Klassen mit dieser Entdeckung allerdings ein erheblicher Dienst geleistet.

Ein ganz eigenthümliches Restaurationslocal in Paris hat ein Speculant mitten auf der Seine an der Place de la Concorde, in der Nähe des Industriepalastes, eingerichtet. Er hat einen alten Dreimaster gekauft, ihn hübsch aufgeputzt mit Segeln, Flaggen und Wimpeln, und gibt auf dem Verdeck zu anständigen, aber nicht übermäßig hohen Preisen, Tafel und Getränke, welche er Diner de la Frégatte nennt. Man speist da recht gut, das Musikcorps des 12. Chasseurregiments macht Tafelmusik, und wer seine 8 bis 10 Franken verzehrt, hat das Recht, „das Innere der Fregatte gratis zu sehen." Da sieht er freilich nicht viel, besonders nicht viel von einem Kriegsschiffe; allein wer wird auch so thöricht seyn, in Paris zu verlangen, daß allen Ankündigungen die Wirklichkeit entspreche? Man lacht und kommt nicht wieder. Allein morgen finden sich hundert andere Neugierige, und der Mann macht Geschäfte.

Die berühmte Purpurfarbe von Tyrus ist wieder aufgefunden worden. Bekanntlich ist dieselbe zu Zeiten der alten Römer verloren gegangen. Der Chemiker Deponilly, der in einer großen Färberei in Paris angestellt ist, soll dieselbe, wie die „Presse" erzählt, entdeckt haben und zwar soll er die Grundstoffe zu dieser prachtvollen Farbe aus dem Guano gewinnen. Proben, die vollkommen gelungen sind, wurden in der Ausstellung unter den Augen des Prinzen Napoleon und der HH. Chevreul und Dumas vorgenommen und sollen in einigen Tagen vor dem Kaiser wiederholt werden.

Abd-el-Kader hat der Kaiserin Eugenie ein Paar wunderschöne Pantoffeln aus dem Orient mitgebracht, die unter Schwestern 25,000 Francs werth sind.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 134. Freitag, 9. November 1855.

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

3.

Madame Lindsor hatte ungeachtet ihres eingezogenen Lebens gewissen Kreisen Stoff zu Vermuthungen und Deutungen mancherlei Art gegeben. Ihre Besuche des Conzertes und Theaters waren hinreichend gewesen, um die Damen neidisch und die Männer rebellisch zu machen, eine Erscheinung, die Leipzig mit allen Städten gemein hat. Die Soiréen des Banquiers, von denen Madame Lindsor dreien beigewohnt, hatten alle Varietäten der großen Leipziger Familien vereinigt, mithin wurde die fremde Dame je nach der Anschauung dieser Gattungen beurtheilt.

„Wer ist denn eigentlich die Madame Lindsor?"

Diese Frage beantwortete um die Mitte des Monats Mai Jemand, der zum Geschlecht der Positiven gehört, durch folgendes Inventarium:

„Madame Lindsor ist eine erste Etage für sechshundert Thaler Miethzins, der halbjährlich pränumerirt wird; solide Möbel, bürgerliche Küche, zwanzigtausend Thaler Revenüen, die ihr erlaubten, eine Equipage zu halten, wenn sie wollte. Ihr Mann ist ein englischer Kaufmann, der gegenwärtig eine große Reise macht. Solide Leute, gegen die sich nichts einwenden läßt."

Hat der Positive, ein dicker, runder Mann mit kirschrothen Backen, der in der Regel einige Häuser mit Meßlokalitäten besitzt, diese Interpretation gesprochen, so bedeckt er die Oberlippe mit der Unterlippe und bewegt das schwerfällige Haupt, als ob er die letzte Phrase dadurch bestärken wollte. Man weiß nun, er hat ein erschöpfendes Urtheil abgegeben.

Wendet man sich an einen feingekleideten Mann, der schwarze Glacéhandschuhe, glänzende Gummigaloschen und einen sorgfältig gepflegten Backenbart trägt, so erhält man die Antwort:

„Madame Lindsor ist noch nicht an unser Klima gewöhnt, sie leidet ein wenig an Tuberkeln; es hat jedoch nichts zu sagen!"

Dieser Mann ist ein Arzt. Nachdem er lächelnd diese Antwort gegeben, eilte er von dannen und man ist geneigt zu glauben, er behandle die Dame. Bei nächster Gelegenheit läßt er zufällig die Ansicht laut werden: „Sie wird wohl einen Respirator tragen müssen!"

Wenden wir uns an den jungen Mann mit blondem Haare, einer feinen Brille und untadelhafter Toilette. Er sitzt gewöhnlich Nachmittags zwei Uhr im Café français und ißt Kuchen.

„Madame Lindsor, mein Bester? Eine himmlische Frau, ein göttliches Wesen! Sie hat die Dedication meines neuesten literaturhistorischen Romans angenommen, der in splendider Ausstattung bei Brockhaus erscheint. Famos sage ich Ihnen, neue Typen, Velin, Charaktere, bis jetzt nicht dagewesen! Ich habe ihr neulich den Prolog vorgelesen, — sie war entzückt. Ah, eine geistreiche Frau! Schade, daß Madame F. zugegen war."

Dieser Mensch gehörte zu dem Geschlechte der Schöngeister, einem der verbreitetsten in dem Mittelpunkte des Buchhandels. Sie sind nicht gefährlich, da die Eitelkeit ihre vorherrschende Schwäche ist. Nur die Buchhändler fürchten sie, wenn sie ein Manuskript aus der Tasche ziehen.

„Madame Lindsor!" ruft ein Anderer, der mit drei bis vier Freunden Nachmittags durch die Promenaden geht, um die Damen zu mustern. „Ich weiß genau, daß sie schon dreißig Jahre alt ist — bereits verblüht, falsche Zähne, schöne Augen, abgenutzter Sopran, viel Toilette, etwas Schminke und elegante Manieren — ziemlich

Digitized by Google

verblüht, aber immer noch einer kleinen Liebschaft werth!"

Diese Antwort erhält man von einem höchst sauber gekleideten Manne, der zum Geschlechte der Frauenbesieger gehört. Er hat um elf Uhr stark gefrühstückt und will durch einen Spaziergang die Verdauung befördern. In solchen Augenblicken sind die Frauenbesieger unerbittlich.

„Wer ist die Madame Lindsor?" fragt ein junger Kaufmann seine Gattin.

„Ich will nicht, daß Du die Soirée bei Madame F. wieder besuchst!"

Dies ist unstreitig die inhaltreichste Antwort. Sie läßt sich kommentiren: die Frau ist gefährlich, hat Geschmack und versteht sich zu kleiden. Sie flößt den Gattinnen Besorgniß ein.

Dort kommt ein nachlässig gekleideter Mann mit langen Haaren, von bleichem, gelehrtem Aussehen. Fragen wir ihn.

„Madame Lindsor? Mein Bester, wissen Sie denn nicht, daß diese Dame die ehemalige Geliebte des Lord Palmerston ist? Ah, man hat seine Correspondenten in London!"

Dieser Mann ist ein Doktor der Philosophie und gehört zur Klasse der Widersprecher. Sie wittern alle Druckfehler in den neu erschienenen Büchern, berichtigen die Facta in allen Memoiren und wetten stets Hundert gegen Eins, daß sie Recht haben. Fast alle Widersprecher kritisiren in gelehrten Zeitschriften, haben eine zurücktretende Stirn und schreiben einen schlechten Styl. In der Politik gehören sie der Partei an, die die wenigsten Anhänger besitzt. Jetzt sind sie Russenfreunde, im Jahre 1849 schwärmten sie für Oesterreich.

Es verbreiteten sich so viele Meinungen über Madame Lindsor, daß wir sie nicht alle anführen können. Wir haben beweisen wollen, daß ein Mann, der die junge Dame kennen zu lernen sich bemühte, ohne ihr seinen Besuch zu machen, ebenso gut hätte glauben können, sie sey verwittwet oder verheirathet, dumm oder geistreich, gut oder schlecht, reich oder arm, schön oder häßlich — mit einem Wort, es gab so viel Madame Lindsor, als Klassen in der Gesellschaft und Sekten in dem Protestantismus. Dem guten Philipp kam manches davon zu Ohren, aber er lächelte über das wunderbare Leipzig, vorzüglich nachdem man ihm die Geschichte von einem gewissen Makintosh erzählt hatte.

Es war gegen Abend, als er die Wohnung Anna Bornstedt's aufsuchte. Er fand bald das bezeichnete Haus, das einem Positiven angehörte. Parterre befand sich ein Schuhmacherladen, im ersten Stocke wohnte ein Advokat und ein Arzt, im zweiten Stocke wohnte ein Agent und ein Advokat, im dritten Stocke wohnte ein Arzt und ein Leichenbitter — beide Schilder prangten neben einander an der Saalthür, — im vierten Stocke wohnte ein Briefträger und Polizeidiener und im fünften Stocke, wo die Holzgitter anfangen — —

Wir begleiten Philipp. Er öffnete eine aus Latten zusammengenagelte Gitterthür und trat auf einen schmalen, halbdunkeln Gang, der sich unmittelbar unter dem Dache befand. Als man seine ziemlich lauten Schritte nicht hörte, klopfte er an die Thür, die sich ihm zunächst zeigte. „Herein!" rief eine dünne Stimme. Philipp trat in ein kleines Zimmer mit schräger Decke. An einem Tische der Thür gegenüber saß ein kleines zusammengeschrumpftes Männlein, das die Feder in der Hand hielt und sich neugierig umsah. Sein Gesicht zählte so viel Runzeln, als sein Haupt weiße Haare. Ein kleines mit alten Büchern angefülltes Brett deutete seinen Stand an. Er war ein Magister, der kümmerlich von seiner Feder lebte. Hinter einem Bretterverschlage, der mit verschiedenen Stücken alter Tapeten verklebt war, hörte man das Leben und Schreien einer zahlreichen Familie.

Der Magister erhob sich, als er den jungen eleganten Mann erblickte.

„Verzeihung, mein Herr, ich suche Demoiselle Anna Bornstedt!" sagte Philipp.

„Fräulein von Bornstedt!" flüsterte freudig überrascht der kleine Magister. „Das junge Mädchen, lieber Herr, ist ein Fräulein."

„Ganz recht!" antwortete Philipp mit bewegter Stimme, denn er sah, daß er auf der rechten Spur war. „Wohnt die junge Dame hier?" fragte er, indem er beschämt durch den traurigen Raum blickte.

„Sie hat mir ein Zimmerchen abgemiethet, lieber Herr! Sie wundern sich, daß ein adeliges Fräulein bei einem armen Leipziger Magister wohnt — ach ja, man kann sich wohl darüber wundern, denn der Kontrast ist ein schneidender. Die arme Anna steht mit mir auf gleicher Stufe: sie besitzt nichts als ihren Adel und ich habe nichts als meine Magisterwürde. Von beiden kann ich nicht leben. Sie wollen das Fräulein sprechen — ich werde sie rufen."

„Ich bitte, Herr Magister," versetzte Jener, „hören Sie mich nur einige Augenblicke an.

Digitized by Google

Sind Sie mit den Verhältnissen der jungen Dame bekannt?"

„Wie wohl kein Zweiter in unsrer guten Stadt. Ich war einst Hauslehrer bei dem Herrn Amtmann in Bornstedt und Fräulein Anna ist meine Schülerin. Ach, es war eine schöne Zeit, als ich auf dem reizend gelegenen Rittergute unter den vortrefflichen Menchen lebte! Ach, mein Gott, ich habe vergessen, Ihnen einen Stuhl anzubieten. Nehmen Sie doch gefälligst Platz."

„Ich will Sie nicht lange in Ihrer Arbeit stören!" sagte Philipp, sich niederlassend. „Die junge Dame hat in einem gewissen Kreise Interesse erregt und man ist gesonnen, sich ihr hülfreich zu zeigen."

„Das lohne Ihnen Gott, lieber Herr!"

„Fräulein von Bornstedt bot eine Arbeit zum Kaufe an."

„Eine kostbare Stickerei?"

„Ja!"

„So hat sie sich dennoch überwunden!" flüsterte der Magister schmerzlich vor sich hin. „Anna ist ein herrliches Gemüth, eine seltene Perle! Ach, warum bin ich so arm? Es sollte wahrhaftig nicht so weit kommen, hätte mich der Himmel auch nur mit geringen Glücksgütern gesegnet. Und Ihnen hat sie den Kauf angetragen?"

„Einer Dame, die zu mir in naher Beziehung steht. Es handelt sich weniger darum, in den Besitz des kostbaren Kleides zu kommen, als der armen Stickerin, ohne zu verletzen, wirksame Hilfe zu leisten. Ich ward beauftragt, zu diesem Zwecke Erkundigungen einzuziehen."

„Dann ist es Pflicht, daß ich rede! Ja, mein Herr, die Noth der armen Menschen ist groß und um so drückender, als sie unverschuldet in diese traurige Lage gerathen sind. Der alte Herr von Bornstedt war einst ein reicher Rittergutsbesitzer, aber ein schurkischer Freund brachte ihn durch einen Prozeß, dessen Einzelnheiten ich nicht wiederholen kann, um das Seine. Die Bosheit dieses Freundes ging so weit, daß der arme Mann selbst die Revenüen herauszahlen mußte, die er während der Dauer des Prozesses gezogen hatte. So kam es, daß die Familie mit einem Schlage in das tiefste Elend gerieth. Sie wandte sich zunächst nach Breslau, wo Anna und Adolph, — dies ist nämlich ihr Bruder, — durch Arbeit die Subsistenzmittel für die betagten Eltern zu erringen hofften; aber sie täuschten sich und in den zwei Jahren, die sie dort lebten, mußten sie die wenigen Kostbarkeiten nach und nach verkaufen. Da starb die Mutter und der Schmerz gesellte sich den Nahrungssorgen bei."

„Hat denn der alte Herr keine Freunde gehabt?" fragte Philipp, der mit Mühe seine Fassung behielt.

„O gewiß, lieber Herr; aber was sind die Freunde in der Noth? Sie boten dem Bedrängten ein Almosen, wie man es einem gemeinen Bettler gibt. Herr von Bornstedt war zu stolz, um es anzunehmen, er darbte lieber, als sich so tief zu demüthigen. Im Drange der höchsten Noth schrieb Anna an mich, ihren alten Lehrer. Sie setzte mich von ihrem Unglücke in Kenntniß und bat um Auskunft darüber, ob sich ihr in Leipzig keine Erwerbsquelle öffne, da sie eine geschickte Stickerin sey; sie habe erfahren, daß die Meßstadt vorzüglich der Ort sey, wo man derartige Produkte vortheilhaft absetze. Ich wußte, daß ein reichlicher Gewinn aus diesen Beschäftigungen zu ziehen sey und deßhalb schrieb ich in der Freude meines Herzens, daß Herr von Bornstedt mit seinen Kindern gleich kommen möge. Vater und Tochter betraten Leipzig als blutarme Leute, die Reise hatte die letzten Habseligkeiten verschlungen. Meine Gefühle bei diesem Wiedersehen kann ich Ihnen nicht schildern, lieber Herr; ich sage Ihnen nur, daß ich den niederträchtigen Freund, einen Edelmann, noch im Grabe verwünschte, der ein solches Unglück angerichtet hat. Mein ehemaliger Brodherr ward nun mein Gast und ich arbeitete täglich einige Stunden länger, um die vermehrten Ausgaben bestreiten zu können. — Leider ist die Feder heutzutage ein schwaches Werkzeug und ich gerieth trotz meiner Anstrengungen bald in Schulden. Die gute Anna fand Anfangs nicht gleich Arbeit und als sie endlich nach Wochen Aufträge erhielt, ward ihr nur so wenig Lohn dafür, daß sie kaum davon leben konnte. Ich wollte meine eigene Armuth verbergen; aber da ließ mir eines Tages ein Gläubiger meine Bibliothek abpfänden und die guten Leute wußten nun Alles. Seit dieser Zeit weigerten sie sich, irgend etwas von mir anzunehmen. Anna arbeitete und darbte und sorgte heimlich noch für meine Kinder! ..."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das Pariser Gerichts-Journal „Le Droit" macht auf eine neue Art Diebstahl aufmerksam,

Digitized by Google

welche in letzter Zeit in mehreren der elegantesten Hotels der französischen Hauptstadt mit viel Erfolg verübt wurde. Ein sorgfältig gekleideter Herr erscheint gegen 11 Uhr Abends in einem der ersten Hotels und verlangt ein Zimmer blos für eine Nacht. Seine Papiere und sein Gepäck hat er, wie er sagt, am Bahnhof gelassen, er will um 4 Uhr früh wieder abreisen. Im Laufe der Nacht hört Hr. X., der neben dem Zimmer des neuen Gastes wohnt, diesen letzteren laut sprechen, als ob er sich mit dem Hoteldiener unterhielte. Gleich darauf tritt Jemand bei Herrn X. ein, der nach der Gewohnheit der meisten Reisenden den Schlüssel in der Thür stecken gelassen hatte, ohne zu schließen. „Wer ist da?" — „Ich bin's," ist die Antwort, „der Hoteldiener; ich suche Zündhölzchen, um die Kerze bei dem Herrn neben an, der gleich fortreisen wird, anzuzünden." Da tappt der Sprechende, der Niemand anders als der spät gekommene Passagier, ein durchtriebener Gauner, ist, mit der Hand auf dem Nachttisch, auf dem Kamin u. s. f. herum, als ob er die Zündhölzchen suchte, um aber in Wirklichkeit Uhren, Geld und was er sonst Kostbares erwischen kann, zu packen. „Ich habe keine Zündhölzchen, lassen Sie mich schlafen," brummt der Herr verdrießlich. — „Verzeihung, mein Herr, ich gehe schon," erwiedert der vorgebliche Diener. Und er beginnt nun dieselbe Scene von Neuem in einem zweiten Zimmer. — Nachdem er mehrere Passagiere auf diese Weise geplündert, verläßt er das Hotel in der unbefangensten Weise. — Da, wie gesagt, dasselbe Manöver bereits in mehreren Hotels ausgeführt wurde, so fordert „Le Droit" die Reisenden auf, die üble Gewohnheit, ihre Zimmer bei der Nacht offen zu lassen, abzulegen.

Die soeben erschienenen genealogischen Taschenbücher von Justus Perthes in Gotha bezeichnen, nach den Zeitpunkten des Regierungsantritts, den Fürsten von Lippe-Schaumburg als den ältesten Regenten Europa's, da derselbe, erst zwei Jahre alt, am 13. Febr. 1787 die Regierung antrat; unter den Königen ist der von Würtemberg der älteste, da derselbe am 30. Oktober 1816 die Regierung antrat. Die jüngst regierenden Monarchen Europa's sind der Fürst Reuß zu Schleiz, der am 9. Juni 1851, und der Kaiser von Rußland, der am 2. März 1855 seine Regierung antrat. Nach dem Lebensalter geordnet, stehen obenan: der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz (geb. 12. August 1779), sodann der König von Würtemberg (geb. 27. Sept. 1781) und der Landgraf von Hessen-Homburg (geb. 26. April 1783). Die drei jüngsten Regenten sind: der Fürst zu Waldeck (geb. den 14. Januar 1831), der König von Portugal (geb. 16. Sept. 1837) und der Herzog von Parma (geb. 9. Juli 1848).

Der König von Preußen hat dem Kölner Männer-Gesang-Verein die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen.

Aus Nantes schreibt man: Der „Robert Peel", der so eben in die Loire eingelaufen, hat aus Sumatra einen prachtvollen Königstiger mitgebracht; als dieses Thier gefangen wurde, griffen 40 bewaffnete Männer es an; es tödtete deren 10 und verwundete 13, bevor es gebändigt werden konnte.

---

* Räthsel.

3.

Füße hab' ich, nicht zum Gehen,
Sondern blos zum Stillestehen,
Und auf meinem Schooß hast du
Nach so mancher Arbeit Ruh'.

4.

Ich bin bald kurz, bald lang; doch eher dien' ich dir
Nicht willig, bis man mich geschlagen,
Und dann verberg' ich mich bis an den Kragen
Und du siehst weiter nichts, als nur den Kopf von mir.

5.

Mein Wesen währt so lang, bis du mich aufgefunden.
Sobald ich aufgefunden, bin ich zugleich verschwunden.

Auflösung der Räthsel in № 132:

1. Es waren Musikanten.
2. Handschuh.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 135. Sonntag, 11. November **1835.**

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

Philipp unterbrach den Erzähler:

„Sagten Sie nicht, daß Anna noch einen Bruder habe?"

„Ganz recht! Der junge Mann hat in Breslau schon die Familie verlassen, um auf seine eigene Faust etwas zu unternehmen. Er will Unterstützung senden, sobald er nur kann. Wie man vermuthet, ist er nach Berlin gegangen. Es ist ein Jahr verflossen und er hat noch nichts von sich hören lassen. Doch hören Sie weiter, das Unglück der armen Menschen ist noch nicht zu Ende. Vor vierzehn Tagen mache ich mit dem alten Herrn eine Promenade. Da begegnet uns ein Advokat, er grüßt Herrn von Bornstedt und freut sich unendlich ihn in Leipzig zu sehen. Nach einem kurzen Gespräch entfernte er sich wieder, indem er dem bekümmerten Greise herzlich die Hand drückt. Woher sich diese Bekanntschaft datirt, weiß ich nicht und ich wollte auch nicht darnach fragen, weil ich bemerkte, daß dieses unverhoffte Begegnen einen peinlichen Eindruck auf meinen alten Freund ausgeübt hatte.

Am folgenden Morgen ward der arme Herr von Bornstedt wegen einer alten Wechselschuld von dreihundert Thalern in das Schuldgefängniß gesperrt, wo er sich in diesem Augenblicke noch befindet. Ich lief zu dem Advokaten, schilderte ihm die Verhältnisse des Verhafteten und bat um Freilassung — umsonst, der wackere Mann sagte mir höhnend, dergleichen Geschichten kennen wir, Herr von Bornstedt hat Geld, er will es nur nicht herausgeben. Ich habe den Wechsel an Zahlungsstatt angenommen und werde ihn verwerthen. Mag es kosten was es wolle, ich drücke die Citrone aus, so lange nur ein Tropfen Saft darin ist! — Die arme Anna erhielt dieselbe Antwort. So stehen die Sachen und nun können Sie sich erklären, warum das Fräulein so bemüht ist, dreihundert Thaler anzuschaffen."

„Wer ist der Advokat?" fragte Philipp hastig.

Der Magister nannte ihn und beschrieb seine Wohnung.

„Jetzt brauche ich Fräulein Anna nicht mehr zu sprechen!" rief der junge Mann, indem er aufsprang. „Ich danke für die ertheilte Auskunft — leben Sie wohl!"

„Darf ich nicht wissen, wer mir die Ehre eines Besuchs gegeben hat?"

Diese Frage des verwunderten Magisters hörte Philipp nicht mehr, er hatte bereits die Dachwohnung verlassen und eilte die Treppe hinab.

„Ein seltsamer Mensch!" dachte der arme Gelehrte, indem er die Gitterthür schloß. „Ich wette, er hat sich in das reizende Mädchen verliebt und will sich auf diese Weise ihre Gunst erwerben. Was es auch seyn möge, wenn nur der Gefangene seiner Haft entlassen wird und ich wette, daß er in der Absicht, dies zu bewirken, fortgeeilt ist. Anna soll jetzt noch nichts erfahren, vielleicht steht ihr eine köstliche Ueberraschung bevor. Gott gebe es, Gott gebe es!"

Magister Elias zündete eine Lampe an und ergriff die Feder wieder. Die Arbeit ging indeß schlecht von Statten, der kleine Mann sah oft zu der schwarzen Decke empor und lächelte dabei, als ob ein entzündender Gedanke in ihm aufgestiegen sey. Man muß ein Novellist seyn, der für Brod arbeitet, um die Wonne zu begreifen, welche die Auffindung einer glücklichen Idee zu einer Novelle hervorbringt. Der gute Magister, dem es bisher stets an geeigneten Stoffen zu einer selbstständigen Arbeit dieser Art gefehlt hatte, empfand jetzt zum ersten Male diese Wonne.

Digitized by Google

„Herrlich, herrlich!“ rief er aus, nachdem er wohl zehn Minuten mit verklärten Mienen die Decke angestarrt hatte, ohne den Höllenlärm der Kinder und die von der bedrängten Mutter in dem Nebenzimmer ausgetheilten Prügel gehört zu haben — „das ist eine wundervolle Idee! Ein reizendes Fräulein in Trauerkleidern, ein greiser Vater im Schuldgefängnisse, Noth und Elend, beide unverschuldet, auf der einen, und ein böser Advokat und ein vornehmer junger Mann, der das Fräulein leidenschaftlich liebt, auf der anderen Seite — schließlich die Rückkehr des reichgewordenen Bruders, die natürlich am Hochzeitstage der Schwester erfolgen muß, in dem Augenblicke, wo der Vater seinen Sohn herbeisehnt, um ganz glücklich zu seyn, dann die Entlarvung eines intriguanten Menschen, wozu ich gleich den Advokaten anwenden kann — das gibt eine Novelle, die sich prächtig für die Zeit paßt! Aus dem Leben gegriffen, nur aus dem Leben gegriffen! Wenn aus der Hochzeit etwas wird, so ist Alles wahr und mein Werk hat einen um so höheren Werth. Der junge Herr wird schon wieder kommen und bis dahin will ich ihn bei der guten Anna so herausstreichen, daß sie ihn als ihren Wohlthäter lieben muß. Ja, ja, ich will dafür sorgen, daß ich ganz nach dem Leben arbeite, daß der Gang der Handlung sich wirklich so ereignet, wie ich ihn mir gedacht habe. Die Zwischenfälle werden sich schon finden, denn ohne Hindernisse kommt ein liebendes Paar nie zusammen. Das gibt eine Novelle von zwei Bogen und der splendide Verleger zahlt fünfundzwanzig Thaler pro Bogen — also erhalte ich fünfzig Thaler Honorar!“

Es litt Elias nicht länger auf seinem Stuhle, er stand auf und ging in freudiger Bewegung durch das Stübchen. Dann setzte er sich wieder nieder und warf eine flüchtige Skizze auf das Papier. Vielleicht eine Stunde war verflossen, als plötzlich die kleine heisere Schelle sich vernehmen ließ. Elias ergriff die Lampe, und eilte hinaus, öffnete die Thür und der alte Herr von Bornstedt schwankte herein — er war der Wechselhaft durch Philipp's Vermittelung entlassen. Der Magister führte ihn triumphirend in das Stübchen, wo Anna arbeitete. Vater und Tochter sanken sich weinend einander in die Arme. Elias stand unter Thränen lächelnd an der Thür.

„Armer Vater!“ schluchzte Anna.

„Ach, es gibt noch gute Menschen in der Welt!“ sagte der alte Herr, indem er die Stirn seines Kindes küßte. „Der Advokat erschien und kündigte mir mit dem Bemerken die Freiheit an, daß ein unbekannter Wohlthäter meine Schuld bezahlt habe. Anna, ich bin hier fremd, Niemand kümmert sich um mich — Du hast ohne Zweifel Schritte gethan —“

„Ich bin erstaunt, lieber Vater, denn vielleicht morgen erst wäre es mir möglich gewesen, Ihnen zu nützen. Wenn der Herr Magister uns keine Auskunft geben kann —“

„Ich weiß nichts!“ rief Elias. „Seit acht Tagen habe ich meine Arbeitsstube nicht verlassen. Aber beruhigen Sie sich nur, wir werden wohl noch erfahren, an wen Sie eine Dankadresse zu richten haben.“

Anna dachte an Madame Lindsor. Wie aber konnte sie wissen, zu welchem Zwecke sie das Kleid feilgeboten hatte? Der Kauf soll ja erst morgen Mittag abgeschlossen werden.

„Wenn sie es nicht wäre,“ dachte freudig bewegt das arme Kind, „wenn sich eine andere Person unserer angenommen hätte, so möchte ich wünschen, daß sie mir das Kleid zurückschickt.“

Die Glocke draußen ließ sich von Neuem hören. Elias kam gleich darauf mit einer schon bejahrten Frau zurück, in der Anna die Kammerfrau der Madame Lindsor erkannte.

„Meine Herrin,“ sagte sie, „sendet mich und Sie errathen wohl, in welcher Angelegenheit.“

„Richten Sie Ihren Auftrag aus, gute Frau,“ sagte Herr von Bornstedt, der sich auf Anna's Arbeitsstuhl niedergelassen hatte. „Wir haben keine Geheimnisse vor einander. Wer sendet Sie?“

„Madame Lindsor.“

„Es ist die Dame, lieber Vater, der ich eine Stickerei angeboten habe,“ ergänzte die verwirrte Anna. „Und was läßt sie mir sagen?“ wandte sie sich an die Kammerfrau.

„Madame hat Ihre Arbeit geprüft und ein besonderes Wohlgefallen daran gefunden. Sie sendet den geforderten Preis von dreihundert Thalern.“

Die Kammerfrau legte ein Packet Banknoten auf den Tisch, dann grüßte sie und verließ das Zimmer. Elias folgte mit seiner Lampe. Der Anblick des Geldes hatte den armen Schriftsteller in eine fieberhafte Bewegung versetzt, daß er kaum das Schloß an der Ausgangsthür öffnen konnte. Und dabei plagte ihn eine unbesiegbare Neugierde.

„Liebe Frau,“ flüsterte er, „sendet die Dame wirklich nur den hohen Preis, weil sie die Arbeit desselben werth erachtet, oder hat sie noch andere Gründe?“

Digitized by Google

„Ich bedauere, daß ich keine Auskunft geben kann!“ antwortete lächelnd die Kammerfrau.

„Ist Ihre Herrin jung und schön?“ fragte Elias weiter, der nach neuen Stoffen für seine Novelle forschte.

Die Frau sah verwundert den kleinen zitternden Mann an.

„Sie ist jung und schön.“

„So! das ist mir lieb,“ flüsterte Elias wie zerstreut. — „Daß sie einen großen Reichthum besitzt, läßt sich denken. Aber nun muß ich noch Eins wissen, liebe Frau.“

„Was?“

„Ist die schöne und reiche Dame schon verheirathet?“ fragte mit einem so gutmüthigen Lächeln der arme Schriftsteller, daß man hätte glauben mögen, er wolle ihr einen vortrefflichen Mann besorgen, wenn sie noch frei sey.

Die Kammerfrau war die einzige Mitwisserin des Geheimnisses Josephinen's, eines Geheimnisses, dessen Wichtigkeit sie kannte. Dir Frage mußte natürlich ihren Argwohn erregen, da sie die poetische Absicht des Magisters nicht ahnte.

„Haben Sie ein Interesse dabei, lieber Herr?“

„Ei, das will ich meinen, ich würde mir sonst diese Frage nicht erlauben!“

„Madame Lindsor —“

„Ach, sie ist eine Madame!“ flüsterte Elias gedehnt. „Das paßt mir allerdings nicht,“ fügte er nachdenkend hinzu, indem er die Hand an sein kleines Kinn legte. „Da muß ich meinen Plan ändern. Jung, reich und schön, das wäre mir gerade recht gewesen. Hm, hm, was fange ich denn da an?“

Die Zofe konnte kaum ein Lachen unterdrücken, als sie das betrübte Gesicht des Magisters mit den weißen Haaren sah.

„Mit dem ist es nicht ganz richtig,“ dachte sie. „Nun, lieber Herr, beruhigen Sie sich nur,“ sagte sie laut; „Madame Lindsor ist eine Wittwe, sie war nur zwei Jahre verheirathet. Jetzt ist sie wieder zu haben.“

„Wahrhaftig?“ fuhr Elias auf.

„Gewiß.“

„Das ist himmlisch! Da wäre ich ja aus meiner ganzen Verlegenheit! Danke, liebe Frau, für gütig ertheilte Auskunft!“ rief er der Davoneilenden nach. „Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht fallen, es sind fünf Treppen und jede Treppe hat siebzehn Stufen. Zählen Sie nur, dann können Sie nicht fehlen!“

Seelenvergnügt kehrte Elias zu seinen Miethsbewohnern zurück. Er wollte die beiden glücklichen Menschen beobachten, um treu nach der Natur zu zeichnen, was er bei einer Novelle für unerläßlich hielt. Zu seiner Verwunderung richtete weder der Vater noch die Tochter eine Frage an ihn, es schien, als ob sie wüßten, wer der großmüthige Wohlthäter sey.

„Ich täusche mich nicht,“ dachte der gute Magister, „hier ist bereits eine Liebschaft angeknüpft. Beobachten wir!“

Mannigfaltiges.

In Berlin hat ein Unglück bereits sechs Menschenleben gekostet und wird noch neue Opfer fordern. Auf dem Grundstück des Lohgerbermeisters Stöhr wollte man am 9. Oct. früh eine Lohgrube öffnen, weil sich die Bedeckung derselben in die Höhe gehoben hatte und man Grundwasser darin vermuthete. Die Grube war erst vor kurzer Zeit mit Fellen und Gerbe- und Aetzstoffen gefüllt worden. Zwei Gesellen stiegen in die Grube, kehrten aber nicht zurück. Zwei andere folgten, um zu sehen, weßhalb die beiden ersten nichts von sich hören ließen; auch sie kehrten nicht wieder. Man vermuthete demnach, die Leute möchten vielleicht vom Geruche der frischen Grube betäubt seyn und es stiegen allmälig noch sechs Menschen in die Grube nach, um zu helfen, alle Zehn kehrten nicht zurück und es gelang erst mit Mühe, da sich Niemand mehr hineinwagte, die zehn Körper mit Stangen herauszuziehen. Durch die schädlichen Gasarten, welche sich in der Grube entwickelt haben mußten, waren sechs Menschen sofort todt und alle Wiederbelebungsversuche der sofort zahlreich herbeigeeilten Aerzte vergebens; die vier andern liegen noch schwer krank darnieder. Unter den verunglückten Gesellen befinden sich meist Familienväter. Der Meister Stöhr selbst liegt hoffnungslos darnieder. Die tödtlichen Dünste sollen sich aus der Grube dadurch entwickelt haben, daß Gaskalk und Lohbrühe aus den neben derselben befindlichen Gruben herausgeströmt und mit einander in Verbindung getreten sind.

Von der Insel Sardinien meldet man die Pflege einer neuen Industrie. Der dortige Boden erzeugt nämlich in übergroßer Menge die sog. wilde, indianische oder Kaktusfeige. Man benützt die stachelig knorrigen Pflanzen zum Ein-

Digitized by Google

hegen von Gärten und Ländereien; die damit gezogenen Zäune sind undurchdringlich. Die Früchte werden von armen Leuten gegessen, meist dienen sie aber zur Schweinenmast. Sie kommen dort in einer solchen Menge vor, daß man den Zentner für 72 Centesimi verkauft. Aus dieser Wildfrucht hat man nun begonnen, Alkohol zu bereiten; es ist derselbe geruchlos, angenehm von Geschmack und gehaltreich. Eine Gesellschaft hat sich gebildet und von der Regierung bereits ein Privilegium auf 15 Jahre erhalten. Das Unternehmen soll 6 pCt. versprechen. Bei den immer höher steigenden Spritpreisen ist diese Entdeckung für das Publikum, wie für die Unternehmer gleich gewinnversprechend.

Einen merkwürdigen Fund hat der Küster Hansen zu Keitrum auf Sylt gethan, der einer der eifrigsten Sammler von antiquarischen Ueberresten und sonstigen merkwürdigen Gegenständen ist und dessen Museum, wie man es nennen möchte, auch in weiteren Kreisen bekannt ist und noch bekannter zu werden verdient. Der genannte Herr hat, wo es am wenigsten zu erwarten stand, zwei ganz aus Stein gearbeitete Streitärte der Vorzeit gefunden: in den Sanddünen. Nicht tief unter der Oberfläche lagen sie neben einander. Sie sind von gleicher Länge, im Uebrigen aber verschieden geformt. Es ist eine schwer zu entscheidende Frage, wie sie dahin gekommen seyn mögen, ob sie angespült, oder in der Urzeit hingelegt sind, wie etwa die Waffen in die Hünengräben auf unsern Haiden; die Antiquare vom Fach aber sind unstreitig um einen untersuchungswerthen Gegenstand bereichert und die Historiker erinnern sich vielleicht daran, daß Dankwerth uns Karten überliefert, nach welchen nicht nur Sylt und Föhr ꝛc., sondern Helgoland sogar mit dem Festlande zusammengehangen hat. Denn Sylt in seiner jetzigen Gestalt hat schwerlich Kämpfer mit der Streitart gesehen.

Ueber den St. Lorenzostrom in Canada wird eine Röhrenbrücke, ähnlich der über die Menai-Meerenge, aber in bedeutend größerem Maßstabe, erbaut und solche bis 1860 fertig werden. Die ganze Länge der Ueberbrückung ist 10,284 engl. Fuß, die Röhren haben 6138 Fuß Länge, beinahe fünfmal so groß als bei der Menaibrücke. Es werden 33 Pfeiler in den Fluß kommen, von denen der mittlere 330 und die übrigen 220 Fuß Durchmesser haben. Die Kosten sind auf 1,400,000 L. veranschlagt.

Die große deutsche Original-Ausgabe der Bart'schen Reise in Afrika, mit deren Bearbeitung der berühmte Forscher jetzt in Gotha beschäftigt ist, wird bei Justus Perthes in Gotha erscheinen. Möge dann auch recht bald an einen billigen Auszug für die Verhältnisse und Bedürfnisse des großen Leserkreises gedacht werden!

(Vergiftung mit Pfirschenblättern.) Ein Bewohner von Gessatte fütterte 2 Kühe mit einer guten Ration frischgepflückter Pfirschenblätter. Bald hernach zeigten die beiden Thiere heftige Schmerzen im Bauche und allgemeines Sinken der Kräfte. Der hinzugerufene Thierarzt fand die Kühe bereits todt; die Magenhäute waren stark inficirt und mit schwarzen Flecken besetzt. Die Pfirschenblätter enthalten ziemlich viel Blausäure, und es ist wahrscheinlich, daß sie hierdurch giftig wirken.

Frau Jenny Goldschmied-Lind, die noch immer eine sehr anmuthige Erscheinung seyn soll, hat mit ihrem Gemahl am 23. Oktober in Lausanne zum Besten der durch Erdbeben so schrecklich heimgesuchten Oberwalliser ein Concert gegeben, das außerordentlich stark besucht war und wohl bei 4000 Fr. ertragen hat. Da die gefeierte Künstlerin verhindert war, ein anderes bereits zugesagtes Concert für die Armen in Vevey zu geben, so schenkte sie diesen zum Ersatz 2000 Franken. Das sind schöne, der Veröffentlichung werthe Züge.

Aus Novara verlautet von einer interessanten Erfindung, die nichts weniger bezweckt, als Dinte und Feder gänzlich zu verdrängen. Dieselbe besteht aus einer Maschine, die mit einer Tastatur versehen ist und durch Berührung der einzelnen Tasten die bezüglichen Buchstaben auf angebrachtes Papier abdruckt. Der Erfinder, Ravizza, nennt dieselbe Schreibklavier.

Nicht selten ist es jetzt, in London mit Gold gestickte Schnupftücher zu sehen, deren eins 140 Thaler kostet.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 136. Dienstag, 13. November 1855.

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

4.

Am Tage, der der beabsichtigten Soirée voranging, kam Philipp von seiner Gattin. Der Aufenthalt in Leipzig hatte nicht nur seine Liebe, sondern auch seine Achtung und sein Vertrauen erhöht; Josephine war für ihn das Ideal einer Frau und hätte man die fabelhaftesten Gerüchte von ihr verbreitet, er würde ihnen ebenso wenig Glauben geschenkt haben, als sich die Eifersucht in ihm regte. Ein Charakter wie Josephine war keiner Unredlichkeit fähig. Philipp hatte also seine Gattin verlassen, um sie in den Vorbereitungen zu dem Feste nicht zu stören. Als er die Thür des Gitters schloß, das das Haus umgab, trat ihm ein Mann entgegen, dessen ganze Aufmerksamkeit nach den Fenstern Josephine's gerichtet war. Er trug höchst elegante Kleider, war von schöner, hochgewachsener Gestalt und hatte ein fein gebildetes Gesicht mit einem kleinen blonden Barte. Die beiden Männer begegneten sich.

„Verzeihung, mein Herr," redete ihn der Fremde höflich an, indem er seinen Hut zog, „sind Sie in dem Hause bekannt, das Sie soeben verlassen haben?"

„Ich glaube, ja!" antwortete Philipp.

„Man sagte mir, daß eine Madame Lindsor hier wohnen müsse."

„Ganz recht, sie bewohnt den ersten Stock dieses Hauses."

Der Fremde dankte, öffnete das Gitter und verschwand. Ein unbestimmtes Gefühl, das sich indeß mehr der Neugierde als der Eifersucht zuneigte, hemmte Philipp's Schritte. Wenn man die heimliche Ehe, die Schönheit Josephinens und die verschiedenen Gerüchte über ihre Person und ihr Vermögen bedenkt, so kann man sich nicht darüber wundern, daß Philipp, trotz seines Vertrauens, einen Spaziergang vor dem Hause unternahm, um die Rückkehr des fremden jungen Mannes zu erwarten. Er hielt es selbst als Gatte für seine Pflicht, da es nicht unmöglich war, daß die reiche, alleinstehende Wittwe — für die sie gehalten ward — mit ungebührlichen Anträgen bestürmt würde.

In Josephinens Zimmer zeigte sich ein Licht und die Vorhänge wurden herabgelassen. Philipp ging eine Viertelstunde auf und ab, ohne die Thür außer Acht zu lassen. Das war eine Zeit, um mehr als einen Auftrag auszurichten. Wie gern hätte er das Haus betreten und er sann auch schon auf einen schicklichen Vorwand dazu; aber was sollte Josephine von seiner Rückkehr denken, da er ihr gesagt, daß er erst am folgenden Morgen wieder kommen würde? Noch war er zu stolz, um Eifersucht zu zeigen, und Josephine stand ihm zu hoch, zu heilig, um sie durch Verdacht zu kränken.

„Was sie wohl gethan haben würde," fragte er sich, „wenn der Fremde während meiner Anwesenheit gekommen wäre? Ob sie mir morgen den Besuch mittheilt? O gewiß, sie hat keine Geheimnisse vor mir! Fast schäme ich mich, daß ich für Josephinen so entehrende Schlüsse ziehe. Sie hat mich aus reiner, uneigennütziger Liebe geheirathet, der klarste Beweis davon ist die Wiedererstattung des Vermögens, die sie so dringend betreibt."

Das Geräusch der Thür ließ sich vernehmen und der junge Mann kam eilig heraus. Philipp trat hinter einen Baum, um sich seinem Anblicke zu entziehen. Dann folgte er ihm in kurzer Entfernung. Der Fremde hielt einen vorüberfahrenden Fiaker an, stieg ein und ver-

Digitized by Google

schwand. Philipp lächelte über seine Schwachheit und ging ruhig nach Hause.

Am nächsten Morgen verließ er schon früh seine Wohnung. Es schlug zehn Uhr, als er die Treppe zu der Dachwohnung des Magisters hinanstieg. Der Besuch, den er dem alten Herrn von Bornstedt abstatten wollte, war das Resultat seiner gestern mit Josephinen gepflogenen Unterredung; er sollte dazu dienen, die ersten direkten Einleitungen zu treffen. Auf dem kleinen Vorsaale trat ihm derselbe junge Mann entgegen, dem er Abends zuvor die Wohnung Josephinens bezeichnet hatte. Das blühende Gesicht mit dem blonden Barte erkannte er auf den ersten Blick wieder. Ohne zu grüßen, eilte er hastig die Stufen hinab.

„Gut," dachte Philipp, „vielleicht kann ich hier etwas von ihm erfahren."

Elias, der den letzten Besuch entlassen hatte, stand des zweiten harrend an der schmutzigen Gitterthür.

„Zu wem wollen Sie?" fragte des kleinen Mannes dünne Stimme durch die Stäbe.

„Finde ich den Herrn von Bornstedt zu Hause?"

„Thut mir leid, mein Herr, er ist mit seiner Tochter ausgegangen. Der junge Mann, der Ihnen auf der Treppe begegnete, fragte ebenfalls nach ihm. Ich vermuthe, der Gesuchte wird bald heimkehren — wenn Sie ein wenig warten wollen —"

Diese Aufforderung kam Philipp gelegen; er folgte dem Magister in das Stübchen. Kaum traf das helle Licht die Gestalt des Besuchers, als Elias freudig überrascht ausrief:

„Ah, mein Herr, Sie sind es! Nicht wahr, ich hatte schon einmal die Ehre, Sie bei mir zu sehen? Ihr Besuch hatte die wohlthätige Folge für meinen Miethsmann — und ich konnte ihm so wenig Auskunft geben — ach, wie lieb ist es mir, daß ich Sie wiedersehe! Hätte ich Ihre Adresse gewußt, ich würde Sie aufgesucht haben."

„Sie sind Magister?"

„Magister, Novellist und Corrector einiger unserer weitverbreitetsten Blätter."

„So habe ich es mit dem gebildeten Manne zu thun, der meine Schritte nicht mißdeuten und die nöthige Discretion beachten wird."

Elias wickelte sich fester in seinen alten Schlafrock und verneigte sich.

„Die Familie Bornstedt ist Ihnen befreundet?" fuhr Philipp fort.

„Ich theile Freud und Leid mit ihr. Alles was sie betrifft, ist für mich von großem Interesse. Ich umspinne sie gewissermaßen mit den geheimen Fäden meiner Freundschaft und wirke im Stillen so viel ich kann, um die Dankbarkeit der armen guten Menschen nicht zu provociren. So suche ich mich denn mit denen zu verbinden, die einen gleichen Zweck verfolgen; hinwieder aber auch die fern zu halten, die sich in feindlicher Absicht nahen. Ich habe einen köstlichen Schatz zu bewachen. Glauben Sie mir, ich bin Kenner — Anna ist eine seltene Perle. Sie vereinigt Jugend, Schönheit, Herzensgüte und Tugend in hohem Grade. Ich habe in dem Kinde schon einen vortrefflichen Grund gelegt. Freilich ist Anna nicht reich, sie besitzt nur ein Vermögen von dreihundert Thalern; aber sie bringt ihrem künftigen Gatten andere, größere Schätze — haben Sie die junge Dame schon gesehen?"

„Nein!" antwortete Philipp, der seine Beziehung zu Josephine, wo er Anna gesehen hatte, nicht verrathen wollte.

„Doch, Verzeihung, lieber Herr," flüsterte der Magister mit einem Lächeln der Verlegenheit, „ich preise Ihnen da ein junges Mädchen an und weiß nicht einmal, ob Ihr Herz noch frei ist. Sie sind noch nicht verheirathet?"

Philipp mußte eine zweite Nothlüge aussprechen.

„Ich bin unverheirathet!"

„Vortrefflich! Vortrefflich!" rief Elias, der sich wieder in den Stoff zu seiner Novelle versenkte. „Sie haben dem Vater die Freiheit wieder gegeben und Anna entbrennt in Dankbarkeit zu dem großmüthigen Retter. Sie dürfen sich dem Danke des guten Kindes nicht entziehen. Aber fürchten Sie nichts, ich bin discret, vor der Katastrophe, welche die handelnden Personen selbst herbeiführen müssen, kommt kein Wort über meine Lippen."

„Wer war der junge Mann, der mir in der Thür begegnete?"

„Ja, lieber Herr, bestimmte Auskunft kann ich Ihnen nicht geben; aber ich habe so meine Vermuthungen. Er sagte mir, er käme von Madame Lindsor. Diese Dame ist nämlich eine reiche Engländerin, eine junge Wittwe. Wie mir scheint, ist jener schöne Mann ihr heimlicher Liebhaber. Ich müßte wenig Scharfsinn besitzen, wenn ich mich täuschen sollte."

Den armen Philipp rieselte es heiß und kalt über die Haut. Schon die Vermuthung des Magisters, dessen eigenthümliche Combinationen

Digitized by Google

er mit seiner Gutmüthigkeit rechtfertigte, weckte das peinliche Gefühl der Eifersucht wieder, das er gestern Abend so großmüthig niedergekämpft hatte.

„Woraus schließen Sie das?" fragte er, gewaltsam seine Verwirrung verbergend.

„Wie ich Ihnen schon gesagt, so liegt mir daran, die Personen kennen zu lernen, die nach der Familie Bornstedt fragen. Ich suchte ihn daher auszuforschen. Da drückte er mir freudig bewegt die Hand und sagte: „„Ihre Befürchtungen sind unnütz, Madame Lindsor ist eine so liebenswürdige Dame, daß sich jeder glücklich preisen kann, für den sie sich interessirt!"" — Mein Gott, gab ich zur Antwort, ich will die Dame nicht kränken. — „„Dann würden Sie in mir einen Gegner finden, der Sie vernichtete!"" rief der junge Mann, grüßte und ging. Sind Sie nicht meiner Ansicht, daß nur ein Liebhaber solches Feuer haben kann?"

„Er wollte also die Familie Bornstedt besuchen?"

„In einer dringenden Angelegenheit, wie er mir sagte. Weiter konnte ich nichts erfahren, denn er lief wie ein Besessener davon. Aber was ist Ihnen, lieber Herr? Sie zittern ja und sind bleich, als ob Sie plötzlich krank geworden wären."

„Herr Magister," sagte Philipp ernst, „Sie müssen mir versprechen, meine Besuche gegen Jedermann zu verschweigen. Plaudern Sie, so kann Ihrer liebenswürdigen Schülerin ein Glück entgehen, das ihr jetzt so nahe bevorsteht."

„Ich verbürge mein Ehrenwort! Uebrigens fürchten Sie den blonden Menschen nicht, Anna steht unter meiner speciellen Aufsicht und meiner Einwirkung wird es möglich seyn —"

„Auf Wiedersehen, Herr Magister!"

Philipp drückte dem kleinen Mann die Hand und verließ hastig die Wohnung.

„Ich müßte ein schlechter Menschenkenner seyn, wenn ich noch zweifeln wollte, daß der gute junge Mann eine zärtliche Neigung für Anna hegt!" flüsterte Elias vor sich hin, als er wieder in seinem Stübchen war. „Was sage ich, eine zärtliche Neigung? Er ist schon Feuer und Flamme! O Himmel, nun habe ich wieder einmal vergessen, ihn um seinen Stand und Namen zu befragen! Das ist sehr unangenehm; aber es thut nichts, ein Novellist muß sich immer zu helfen wissen. Anna's Liebhaber bleibt vorläufig ein unbekannter, das reizt die Neugierde des Lesers, erhält die Spannung und gibt meinem Werk etwas Geheimnißvolles, wie man es liebt. Die Entwickelung ergibt sich von selbst. Ich brauche nichts zu erfinden. Nun will ich die zweite Scene ausarbeiten, ehe ich zu der dritten übergehe, werde ich wohl schon so viel von Madame Lindsor erfahren haben, daß ich sie dem Leser naturgetreu vorführen kann. Also zur Arbeit!"

Elias ergriff die Feder, sann einige Augenblicke nach und begann emsig zu schreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der in diesen und anderen Blättern erwähnte Fund eines lebendigen oder wieder auflebenden Frosches in einem großen Stück Steinkohle bei Leeds, 234 Fuß unter der Erdoberfläche, ist nicht der einzige und erste merkwürdige Fall dieser Art. Aloys Henninger sagt in seiner Beschreibung des „Niederrheins" (Darmstadt bei Lange, 1855, mit Stahlstichen) Heft 8 und 9, S. 72: „Als Naturmerkwürdigkeit mag hier auch die Mittheilung von Engels stehen, daß in der Nähe der Stadt (Werden a. d. Ruhr) beim Senken eines Schachtes, mehr als 200 Fuß tief, in einem festen Steine eines Steinkohlenflötzes eine noch lebende Kröte gefunden habe. „„Wie unerforschlich ist nicht die Natur! Nur mit Staunen können wir es betrachten, wie dieses Thier Jahrtausende in der Tiefe der Erde schlafen oder leben konnte!"" ruft er dabei aus und wir mit ihm." — Vergleiche auch Dr. Fr. A. Beck's „Lebensbilder aus dem preußischen Rheinlande." S. 434.

Unter den Thieren, welche in neuester Zeit zum ersten Male nach Europa kamen, hat ein Schwein, welches nach London gebracht wurde, so großes Aufsehen gemacht, wie seinerzeit kaum die erste Giraffe in Paris. Man hat aber die Schönheiten und edlen Charakterzüge dieses Chairopotamos oder Flußschweins sehr bedeutend übertrieben. Es ist eben nur ein wildes Schwein, das etwas anders und anständiger aussieht, als die bekannten Sorten der sogenannnten Dickhäuter. Es ist an den Küsten des westlichen Afrika heimisch und das im zoologischen Garten zu London wurde in Senegambien gefangen. Es unterscheidet sich vom gewöhnlichen wilden Schweine durch einen stärkeren Bau, längere Ohren und Haare, die ihm in der Ferne ein Ansehen geben, als sey es

Digitized by Google

ein Haufen Kies oder Sand. Auch sieht es im Gesicht charaktervoller, klüger, männlicher aus, als jedes andere Schwein. Der helle lange Bart (ein Mittelding zwischen Backen- und Schnurrbart) unter den langen schwarzen Ohren verleiht ihm einige Aehnlichkeit mit einem Gentleman mit dem es auch in Reinlichkeit ganz gegen Schweinenatur wetteifert. In England hofft man durch Kreuzung der einheimischen Race mit dem afrikanischen Flußschweine eine neue Gattung „höherer" Borstenthiere zu erziehen.

Die Regierung von Uri hat durch den Ingenieur Müller Pläne und Gutachten zur Correction des St. Gotthardtpasses ausarbeiten lassen. Hr. Müller schlägt vor, die Straßenstrecken von Meitschlingen bis Wasen auf das rechte Reußufer zu verlegen, sodann künstliche Gallerien in der Schöllenen und am Gotthardt von einer Gesammtlänge von 673 Metres zu erbauen, sowie zum Zwecke des ordentlichen Umladens der Wagen und Schlitten auf der Höhe des Gotthardts den Bau von 400 Fuß langen und 44 Fuß breiten Stationsgebäuden nebst nöthigen Stallungen herzustellen. Auf diese Weise soll die Passage über den St. Gotthardt der Art gesichert werden, daß selbst im höchsten Winter ohne alle Gefahr und Verzögerung über denselben von und nach Italien gelangt werden könne.

Von Daniel Defoe, dem Verfasser von Robinson Crusoe, lebt ein Großurenkel, Namens James Defoe, in dürftigen Umständen in einer der Vorstädte Londons. Er ist 78 Jahre alt und wird von seiner Tochter, einer Wäscherin, ernährt. Einige Menschenfreunde, darunter die Schriftsteller Charles Dickens und Charles Knight obenan, sorgen seit einem Jahr dafür, daß der alte Mann anderweitig unterstützt wird. Seitdem jedoch seine Existenz und sein Stammbaum bekannter geworden sind, was erst seit einigen Wochen der Fall ist, werden in vielen Schulen von der Jugend, die den Robinson seines Urgroßvaters lieben gelernt haben, Geldsammlungen veranstaltet, die dem Alten hoffentlich gut zu statten kommen werden.

Der Torf, welcher bisher in die letzte Klasse der Brennstoffe gehörte, wird sich wohl durch eine interessante Erfindung des Chemikers C. J. Brocke sen. in Köln zur ersten Klasse derselben emporschwingen. Brocke stellt aus jener Art Torf, die er dazu geeignet findet, Cialinetorf dar, der es an Gluth, Hitze, und Flamme mit jedem anderen Brennstoffe aufnimmt. Schon ergab der Cialinetorf auf der Schmiedeesse eine Flamme von mehreren Fuß, unter dem Dampfkessel eine weit intensivere, kräftigere, längere Flamme, als der rohe Dorf, dessen Flamme nur 6 — 7 Zolle betrug. Die Torfgegenden werden diese Erfindung, wenn sie sich bewährt, gewiß zu benutzen wissen.

Ein Wiener Wattenfabrikant A. Berl verfertigt Watten mit Wohlgeruch, welche das Parfümiren der Kleider entbehrlich macht. Auch sollen die mit dieser Watte angefertigten Kleider von Motten verschont bleiben.

---

* Buchstaben-Räthsel.

(Fünf Zeichen.)

4 3.

Bald groß, bald klein ist meine Gestalt,
Doch kostbar ist öfters mein Inhalt.

4 3 5.

Im Winter will man nichts von mir wissen,
Im Sommer dien' ich zu Leckerbissen.

5 4 3 2.

Der Mann, der mich machte, muß rückwärts gehen
Und dabei ein And'rer doch vorwärts drehen.

1 2 4 3.

Treffliche Jäger müssen mich haben,
Sollen sie dich mit Wildbrett laben.

2 4 3 1.

Hättest du mich nicht,
Käm'st du Keinem zu Gesicht.

1 2 3 4 5.

Im lieben, schönen Pfälzerland
Bin ich als Flüßchen wohl bekannt.

Auflösung der Räthsel in № 134:

3. Stuhl.
4. Nagel.
5. Räthsel.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 137. Freitag, 16. November 1835.

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

5.

Philipp befand sich auf dem Wege zu seiner Gattin. Es war die gewöhnliche Stunde, um die er ihr seinen Besuch abzustatten pflegte. Er ging langsam, um wenigstens so viel äußere Ruhe zu gewinnen, daß er der vielleicht unschuldigen Josephine seinen Seelenzustand verbergen konnte. Der junge Mann liebte zu leidenschaftlich und die ersten Monate seiner Ehe waren unter so eigenthümlichen Verhältnissen dahingeschwunden, daß seine Eifersucht wohl wach werden konnte. In der festen Hoffnung, daß sie ihm den empfangenen Besuch unaufgefordert mittheilen würde, zog er die Glocke auf dem Vorsaale. Meta, die schon bejahrte Kammerfrau, öffnete die Thür. Eine Minute später ward er mit derselben Offenheit und Zärtlichkeit empfangen, die ihm Josephine stets bewiesen hatte. Sie befand sich noch im Negligée, da sie erst zu der Abendgesellschaft große Toilette machen wollte. Man unterhielt sich von der Soirée und Josephine legte ihrem Gatten die Liste der Eingeladenen vor. Sie bestand aus vierzehn Personen, deren Bekanntschaft Josephine in den Abengesellschaften des Banquiers gemacht hatte. Meta lud zum Frühstück ein und man setzte sich zu Tische. Josephine sprach lebhaft von den getroffenen Einrichtungen, von der Sorge, deren sie sich durch die Soirée entledigte, und von dem neuen kostbaren Kleide, das sie heute zum ersten Male tragen würde. Der arme Philipp saß wie auf Nadeln, des verhängnißvollen Besuchs geschah mit keiner Sylbe Erwähnung. Da trat Meta ein. Sie brachte einen Brief von Madame F. Josephine öffnete und las. Ihre Züge verriethen eine unangenehme Ueberraschung.

„Madame F. wird diesen Abend nicht kommen!" sagte sie gleichgültig, indem sie ihrem Gatten das Papier gab.

Philipp las die Zeilen, durch die der Banquier kurz und bündig ankündigte, daß ein Unwohlseyn seine Gattin an das Zimmer fessele und daß sowohl er als sie das Versprechen, diesen Abend zu erscheinen, zurücknehmen müßten. In der Abfassung lag eine Kälte, die nach Philipp's Ansicht beleidigen sollte. Es waren nicht einmal die gewöhnlichen Höflichkeitsformen beobachtet.

„Was ist das?" fragte Philipp.

„Ich finde nichts darin!" gab Josephine mit ihrem reizenden Lachen zur Antwort. „Die gute Frau, die ihren Mann beherrscht, weil sie ihm ein großes Vermögen zugebracht hat, wird wieder einmal von Grillen geplagt. Man kann eine solche Ehe nur bedauern."

„Sollte nicht ein Geheimniß zu Grunde liegen?"

„Mir ist keins bekannt geworden. Meine soeben ausgesprochene Vermuthung wird wohl die richtige seyn. Die kleine capriciöse Frau hat eine zweite Soirée nicht zu erwarten. Die Sache ist zu unbedeutend, als daß wir uns länger damit beschäftigen sollten. Wie steht es, Philipp, mit der Familie von Bornstedt? Hast Du Dich dem armen Manne endeckt, wie Du mir gestern versprochen?"

„Ich fand ihn nicht zu Hause."

„O, säume nicht, lieber Freund! Du hast doch die Summe, die Du für das verkaufte Gut erhalten, nicht angegriffen? Wenn dies ist, so sage es mir, ich werde aus meinen Ersparnissen das Fehlende decken. Man soll nicht sagen, daß wir auch nur einen Thaler unrechtmäßig besitzen. Ich wiederhole es: lieber arm, als unredlich reich!"

Digitized by Google

Josephine hatte so dringend gesprochen, als ob in dem längeren Zögern ein großer Verlust läge. Was konnte darauf ankommen, ob heute oder morgen die Uebergabe stattfände, da Vater und Tochter vor der Hand sorgenfrei leben konnten? Der Argwohn Philipp's war einmal erwacht und wie die Gluth unter der Asche wuchs er still und unmerklich fort. — Jedes Ereigniß gab ihm neue Nahrung und der Brief des Banquiers, den Josephine lächelnd angenommen, erfüllte ihn mit einer schmerzlichen Besorgniß. Da fühlte er plötzlich den schönen Arm Josephine's, der seinen Nacken umschlang.

„Mein Gott, Philipp, was ist Dir?" fragte sie zärtlich und indem sie mit ihren weißen Zähnen seine Wange berührte. „Du bist in ein so tiefes Brüten versunken, daß mir angst wird."

„Die Annäherung an die arme Familie ist für mich eine schwere Aufgabe. Ich sinne nach, wie ich mich ihr auf eine Weise entledige, die so wenig als möglich meinen verstorbenen Vater compromittirt."

„An diesen wichtigen Punkt haben wir noch nicht einmal gedacht! Philipp, wie liebe und achte ich Dich!" rief sie bewegt. „Wir wollen zusammen überlegen, wie Du ein Vergehen Deines Vaters ausgleichst, ohne es anzuerkennen. Fast möchte ich Dir zürnen!" fügte sie mit einer schmollenden Miene und in einem derselben entsprechenden Tone hinzu, daß dem armen Philipp wunderbar um's Herz ward.

„Warum, Josephine?"

„Ich habe bei Deinem Eintritt schon bemerkt, daß Dir etwas auf der Seele lag. Anstatt, daß Du es Deiner Gattin mittheilst, muß sie es ganz zufällig erfahren. Du hast ein Geheimniß vor mir gehabt, vor mir, die ich Dir Alles mittheile. Bin ich nicht auch die Tochter Deines Vaters?"

Sie konnte nicht fortfahren, denn Meta trat wieder ein. Sie trug wiederum einen Brief in der Hand.

„Vom Herrn Doktor B.," sagte die Zofe, indem sie das Papier überreichte. Dann entfernte sie sich wieder.

Philipp erinnerte sich, den Namen des Absenders auf der Liste der Gäste gesehen zu haben. Mit ängstlicher Spannung beobachtete er die lesende Josephine. Der Ernst ihrer wunderbar schönen Züge verwandelte sich in ein ironisches Lächeln.

„Auch der Doktor B. schreibt ab!" sagte sie kalt und ruhig. „Er bezieht sich auf das Unwohlseyn der Madame F. und da er durch den Banquier eingeführt werde, könne er aus Rücksichten mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern nicht erscheinen."

Philipp fand, daß auch dieser Brief kurz und frostig abgefaßt war.

„Ich wund're mich nicht darüber," meinte die junge Frau. „Der Doktor ist zwar ein Mann der Wissenschaft, aber er macht dem Manne des Geldes, oder eigentlich seiner Frau, die Reverenz. Es sollte mich auch nicht wundern, wenn nun ein Geladener, der zu dem Doktor in Beziehung steht, ein ähnliches Billet folgen ließe. Nimm die Liste, Philipp, und streiche die Personen."

Es ergab sich, daß diese beiden Familien die Hälfte der geladenen Gäste ausmachten. Bald kam ein drittes Billet an. Madame X. meldete, daß sie einen unerwarteten Besuch erhalten habe.

„Wer bleibt uns noch?" fragte Josephine in großer Heiterkeit.

„Zwei Gäste."

„Nenne sie."

Philipp las auf der Liste: „Fräulein Bartels."

„Eine Klavierspielerin, die wird nicht ausbleiben!" lachte Josephine.

„Fräulein Canzona."

„Eine Sägerin, die ich zur Unterhaltung der Gäste geladen hatte. Lieber Freund, schreibe den beiden Damen ein Absagebillet und lege einer jeden zwei Louisd'or bei — die Gesellschaft wird nicht stattfinden. Wir bleiben allein, speisen zusammen und unterhalten uns, so lange es uns gefällt. Während Du das kleine Geschäft besorgst, mache ich meine Toilette."

Heiter und unbefangen drückte sie einen Kuß auf seinen Mund und verschwand in dem Nebenzimmer.

Philipp besorgte mit beklommener Brust das ihm aufgetragene Geschäft. Jeder Andere würde die Dinge milder beurtheilt haben; er aber, dessen Verdacht einmal erregt war, zerbrach sich den Kopf darüber, ob Josephine nicht Veranlassung zu diesen Briefen gegeben haben könne. „Warum verheimlicht sie ihre zweite Heirath?" fragte er sich. „Warum will sie immer noch für eine Wittwe gehalten seyn?" — Wie schwankend erschienen ihm die angegebenen Gründe, wenn er seine rasche Verheirathung und alles das bedachte, was sich seit gestern zugetragen hatte. Im Stillen segnete er die Hindernisse, die ihn von der Ueberlieferung seines Vermögens abgehalten

Digitized by Google

hatten. Der Besuch des blonden jungen Mannes, den sie verschwieg, gewann eine furchtbare Bedeutung.

Bald erschien Josephine in einer einfachen, geschmackvollen Toilette. Seufzend betrachtete Philipp das reizende Geschöpf, das entweder der reinste Engel oder der boshafteste Dämon seyn mußte. Sein Lebensglück hing von der Entscheidung dieser Frage ab und er beschloß, mit großer Vorsicht die Lösung derselben zu suchen. Als er sich entfernte, hatte Josephine keine Ahnung von seinem Seelenzustande; sie erinnerte ihn heiter und unbefangen an den bevorstehenden Abend und entließ ihn mit einem innigen Kusse. Er hatte nicht den Muth, ein Wort des Mißtrauens zu äußern.

(Fortsetzung folgt.)

Länder- und Völkerkunde.

Türkische Kaffee- und Speisehäuser.

Die Kaffeehäuser bilden in Constantinopel, sowie in allen großen und kleinen Orten der Türkei den Mittelpunkt dessen, was man hier öffentliches Leben nennen kann. Alle andern Vereinigungspunkte fehlen. Kaffeehäuser gibt es in allen Straßen Stambuls, in allen Stadttheilen; ihre Zahl muß viele Tausende erreichen. Ihre Einrichtung ist überall mit geringen Maßgaben dieselbe: in allen ein Hauptzimmer in dem untern Stock des Hauses nach der Straße zu ohne Wand; nur ein niedriges Holzgeländer scheidet es von der Straße. An den Holzwänden läuft ringsum ein breiter Divan mit Polsterkissen, auf welchem die Gäste mit untergeschlagenen Beinen Platz nehmen. An einem Schenktisch wird der Kaffee bereitet. Ein Becken mit Holzkohlen dient, das Wasser kochend zu machen. Das Wasser wird mit Zucker süß gemacht, ehe es kocht, dann wird der sehr fein gemahlene Kaffee in das Wasser geschüttet und aufgekocht, und so wie dies geschehen, wird er in die Tassen gegossen und dem Gast überbracht. Für jeden ankommenden Gast wird der Kaffee neu bereitet. Der Kaffee ist stark und von einem vortrefflichen Geschmack. In den besten Kaffeehäusern Constantinopels und in den Kaffeestuben der elendesten Dörfer ist er gleich gut. Die halbe Tasse ist von dem feinen Kaffeesatz erfüllt, und man muß vorsichtig trinken, um bei der ohnehin kleinen Tasse nicht diesen Satz mit zu verschlucken. Die Diener sind alle Türken, aufmerksame, flinke Burschen, die mit Freundlichkeit und Gutmüthigkeit von früh bis Abend alle Gäste ohne Unterschied mit gleicher Bereitwilligkeit bedienen. Neben dem Kaffee ist Bedingung der Existenz im Kaffeehause die Pfeife. Es gibt deren zwei Arten: das Nargiléh oder die Wassertabakspfeife und die gewöhnliche türkische Pfeife, die aus einem langen Rohre von Rosen- oder Weichselholz mit kleinem, rothem, thönernem Kopfe besteht und in einer kulbigen, kurzen Spitze endet, die bei Reichen von Bernstein ist. Ohne zu fragen, bringt der Diener sofort mit dem Kaffee die Pfeife; er sieht es mit schnellem Blicke seinem Gast an, ob er den berauschenden Nargiléh oder die einfache Pfeife liebt, und selten irrt er sich in dem Geschmack seines Gastes. Damit sind alle Wünsche des Gastes befriedigt. Zeitungen, Landkarten, Bücher, Anzeigeblätter gibt es nicht. Alle Stände, alle Nationen, jedes Alter sind bunt gemischt; reiche Mäntel mit gestickten Turbans neben der dürftigen gelben Kattunjacke und dem rothen Feß. Türken, Griechen, Perser, Araber, Cirkassier, auch wohl ein Europäer sitzen gemüthlich und verträglich zusammen. Selten hört man ein Wort wechseln zwischen den Gästen; der gemeinsame Genuß des Tabaks und Kaffee's bildet allein das gemeinsame Band. Wo die Straße und der Raum es irgend gestatten, wird an das Hauptzimmer ein zweites, noch luftigeres, im Freien aufgeführt. Gleich einer Sommerlaube schützt ein Holzdach gegen die Strahlen der Sonne die Wände sind ein leichtes, dünnes Gitterwerk mit grünnenden Gewächsen durchzogen, in der Mitte treibt ein Springbrunnen sein kühlendes Wasser in die Höhe. Myrthen, Rosen, Oleander, Citronenbäumchen in voller Blüthe umgeben den Wasserstrahl. Die Preise des Kaffee's sind äußerst billig. Für einen Piaster, d. i. 9 Pfennige, erhält man eine Tasse Kaffee; Pfeife und Tabak wird stets umsonst gereicht. In dieser Weise wird ein großer Theil des Tages von den Türken in den Kaffeehäusern verbracht. Mitunter kommt ein arabischer Mährchenerzähler mit drei Begleitern, wovon zwei Mandolinen, der dritte eine Art Flöte führen. Sie stellen sich in die Mitte des Zimmers, die Türken ringsum auf den Divans; der Sänger beginnt seinen Gesang, erzählt halb parlando Mährchen aus der Kalifenzeit, und seine Begleiter folgen ihm mit dem Geschwirr und Gequicke ihrer Instrumente. Wir gaben uns öfters Mühe, zu erfahren, ob nicht mindestens die Ereignisse des jetzigen Krieges von den Gästen besprochen würden; aber wir haben in den zwei Wochen unseres Aufenthaltes nichts

Digitized by Google

dergleichen bemerkt. Nur in einen Dorfe am Ende des Bosporus fragte ein einziges Mal ein Türke in einem Kaffeehause unsern Theodoro, ob die Verbündeten nach Sebastopol abgefahren seyen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Der quieszierte bayerische Regierungsregistrator Christoph Sedlmaier, bekannt durch seine früheren Ausgrabungen im Kreise Oberbayern und durch seine Forschungen im Gebiete der Geschichte und Alterthumskunde, wie auch in der Numismatik, hat, aus Veranlassung und auf Kosten des kgl. General-Conservatoriums der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates in München, auf den Feldern zu Nordendorf, Landgerichts Wertingen, wo vor zwölf Jahren gelegenheitlich des Eisenbahnbaues eine Grabstätte aus grauester Vorzeit endeckt worden war, im heurigen Herbste mehrwöchentliche Ausgrabungen vorgenommen und — obgleich man dieses Grabfeld gänzlich erschöpft geglaubt und erklärt hatte — viele neue Gräber endeckt, welche äußerst interessante Ergebnisse lieferten und viele bis jetzt noch nicht vorgekommene Funde an Waffen, Schmucksachen, Werkzeugen und andern Gegenständen, darunter auch einen trefflich erhaltenen Trinkbecher aus grünlichem Glas und von ganz eigenthümlicher Form, zu Tage förderten. Unter den gefundenen menschlichen Skeletten sollen sich auch zwei enthauptete, welche die Köpfe zwischen den Füßen hatten, sowie auch andere Abnormitäten befunden haben. Die Gesammtergebnisse sollen auch das Zeitalter der germanischen Herrschaft benrkunden und der Periode zwischen dem fünften und siebenten Jahrhundert angehören.

Zwei Hamburger Großhändler haben sich die Hannover'sche Volksküche von innen und außen besehen und wollen nun in Hamburg ein ähnliches Institut gründen. Bis die großen und theuern Dampapparate fertig, werden vom 6. d. ab schon täglich 600 Portionen gesundes Fleisch enthaltendes Mittagessen à 2 Sch. (5¼ kr.) die Portion, zwischen 12 und 1 Uhr an Unbemittelte abgegeben. Wenn es im Local selbst verzehrt wird, stellt die Anstalt Schüssel und Löffel. — Fürwahr, ein anerkennenswerthes Beginnen.

Ein Schneidergeselle in Dresden hatte unlängst einem armen Sperling mit einem rothen Bande den Schnabel zugenäht und fortfliegen lassen. Dem Dresdener Vereine zum Schutze der Thiere gelang es, den Bösewicht zu endecken und zur Bestrafung abzuliefern. Er erhielt drei Tage Gefängniß und ward aus der Stadt gewiesen. Steht aber diese Strafe mit dem abscheulichen Verbrechen im Verhältniß? Was macht sich so ein Unmensch aus drei Tagen Haft. Wären für derartige, jedes menschliche Gefühl empörende Vergehen eine tüchtige Tracht Hiebe nicht weit mehr an ihrem Platze?

Einer der größten „Journal-Lesetische" der Welt ist der von Wylde, Leicester Square in London, welcher nicht weniger als 394 Zeitungen zählt, nämlich 276 englische und irische, 45 französische, 16 belgische, 2 türkische, 1 russische, 9 deutsche, 8 ameriankanische und 1 australische. Es werden außerdem die neuesten telegraphischen Depeschen aus ganz Europa in kurzgedrängter Fassung im Lese-Kabinet angeschlagen.

Gemeinnütziges.

(Gegen den Durchfall der Kälber.) In einer landwirthschaftlichen Zeitung wird soeben folgendes Mittel empfohlen. Sobald sich der Durchfall zeigt, gibt man den Kälbern alsbald zu wiederholten Malen eine Abkochung von Akazienblättern oder auch nur von Akazienholz, und zwar die jungen Triebe, so lange, bis sich das Uebel gehoben hat, was in der Regel auch sehr bald geschieht. In besonders hartnäckigen Fällen sind auch Klystiere von derselben Abkochung sehr heilsam. In größeren Partieen nach Verhältniß hilft diese Abkochung auch bei dem erwachsenen Rind.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in № 136:

Ei — Eis — Seil — Blei — Leib — Blies.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 138. Sonntag, 18. November 1855.

* Klänge vom Schwarzbach.

Reisebilder.

3. Einkehr.

Die Wimpfel röthlich glühen,
Die Abendsonne sinkt;
Am Bache Nebel ziehen,
Durch's Laub der Vollmond blinkt.

Des Abends matter Schleier
Das Dörflein sanft umfließt,
Wie Töne sel'ger Feier
Vom Thurm das Glöcklein grüßt.

Beim trauten Klang ermüdet
Kehr' in der Schenk' ich ein,
Und holden Gruß mir bietet
Des Wirthes Töchterlein.

Ihr blaues Auge strahlet
So kindlich klar und mild,
Um Stirn' und Wangen malet
Sich frommer Unschuld Bild.

Mit schüchterner Geberde
Reicht sie mir den Pokal,
Sie bräut am netten Herde
Mir gar ein köstlich Mahl.

Es tönet sanfter Weise
Von Lieb' und Lenz mein Lied;
Sie lauscht, im Herzen leise,
Wie Morgenroth, es glüht.

Wir lieben uns und scherzen
Und kennen uns doch kaum.
Ihr süßes Bild im Herzen
Umfängt mich Schlaf und Traum.

Und weiter mit der Laute
Zieh' ich im Morgenschein.
O, weine nicht, du Traute,
Stets denkt der Sänger dein.

Er muß wohl zieh'n und singen
Und lieben allezeit,
Muß Gruß und Lieder bringen
Jedweder holden Maid.

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

Wäre Philipp eine Viertelstunde später gegangen, so hätte er einen Fiaker vor Josephinens Wohnung halten gesehen, aus dem ein stattlicher Mann vielleicht von fünfzig Jahren stieg. Trotzdem er elegante Civilkleider trug, so ließ sich dennoch die Militärperson erkennen. Der volle, gestutzte Bart über der Oberlippe war braun, das Haupthaar hingegen begann schon zu bleichen. Er sah aufmerksam nach der Hausnummer, dann, als er sie richtig befunden, stieg er die Treppe hinan. An der Thür las er die Namen: Josephine Lindsor.

„Ich bin am Ziele!" murmelte er lächelnd. „Das ist der Name der Engländerin."

Er zog seinen Ueberrock aus, so daß er im schwarzen Fracke erschien. Auf der weißen, gestickten Atlasweste erglänzte ein Uhrgehänge von schwerem Golde. Auf dem Busenstreifen flimmerte ein Diamant. Nachdem er das Zeichen mit der Glocke gegeben, öffnete Meta die Thür.

„Madame Lindsor?"

„Sie befindet sich in ihrem Zimmer. Wen habe ich die Ehre anzumelden?"

Der Fremde überreichte eine Karte, mit der sich die Kammerfrau entfernte. Gleich darauf kam sie zurück und führte den Besuch in das Empfangszimmer. Mit prüfenden Blicken betrachtete er das Meublement. Wie festgebannt blieb er vor einem Oelgemälde stehen, das Josephinen vorstellte.

Digitized by Google

„Wenn dies ihr Bild wäre!“ flüsterte er überrascht. „Bei meiner Ehre, das sind die Züge eines Engels! Hat der Maler nicht geschmeichelt, so muß ich bekennen, daß ich nie ein reizenderes Frauen-Antlitz sah. Superb, superb, bei meiner Ehre!“

Jetzt trat Josephine ein. Hatte den Fremden das Porträt schon in Entzücken versetzt, so erfüllte der Anblick des Originals ihn mit einer Begeisterung, daß er fast die üblichen Formen der Begrüßung vergaß. Die junge Frau schien den Eindruck, den sie ausübte, mit großem Wohlgefallen zu bemerken. Sie verneigte sich lächelnd, indem sie verschämt flüsterte:

„Der Herr Major von Wildau bereitet mir eine Ueberraschung, auf die ich seit Wochen schon nicht mehr gerechnet habe!“

Der Angeredete vergaß jetzt vor Schrecken die schuldige Verbeugung.

„Wie,“ fragte er, „sollte ich das Unglück haben, zu spät zu kommen?“

„Sie sehen mich in diesem Augenblicke zum ersten Male, mein Herr — und schon sprechen Sie von einem Unglücke, wenn der muthmaßliche Zweck Ihres Besuchs ein verfehlter seyn sollte. So schmeichelhaft dies für mich ist, so muß ich es dennoch für ein Compliment halten —“

„Das ich Ihnen aus voller Seele zolle, Madame!“ sagte der Major, indem er ihre Hand ergriff und mit dem Anstande eines Cavaliers einen Kuß darauf drückte. „Wir kennen Beide den Zweck unserer Zusammenkunft, — wenn das erste Erblicken meiner Person nur einen halb so günstigen Eindruck auf Sie ausgeübt, wie jenes Porträt auf mich, so bedarf es nur noch der Besprechung von Nebenumständen und wir sind am Ziele.“

Josephine erröthete und entzog sanft ihre Hand der des Majors, der sie in der seinigen fest zu halten suchte.

„Verzeihung, mein Herr,“ sagte sie, „es ist mir unmöglich, sofort eine so wichtige Erklärung abzugeben. Ich bitte, nehmen Sie Platz!“

Beide saßen auf dem Sopha.

„Madame,“ begann der Major, „Freimüthigkeit ist von jeher eine der Tugenden gewesen, die ich am Höchsten achte, und deßhalb habe ich mich bestrebt, sie stets zu üben. Erlauben Sie mir, daß ich auch Ihnen gegenüber, wo es sich um eine wichtige Angelegenheit handelt, frei und offen sage, was ich fühle und was ich denke.“

„Ich bitte darum, mein Herr, denn Sie haben dasselbe von mir zu erwarten.“

„Gut; bevor ich jedoch beginne, muß ich wissen, ob mein freimüthiges Bekenntniß am rechten Orte.“

„Was heißt das?“

Der Major ergriff abermals ihre Hand und flüsterte mit einem zärtlichen Lächeln:

„Sollte ich das Unglück gehabt haben, bei meinem ersten Erscheinen keinen günstigen Eindruck auf Sie ausgeübt zu haben, so wären alle weiteren Erörterungen unnütz.“

Josephine erröthete.

„Ich würde Sie wahrlich nicht veranlaßt haben,“ flüsterte sie gesenkten Blicks, „mir Eröffnungen zu machen, wenn sie für mich nicht von großem Interesse wären.“

„Wahrhaftig?“

„Ich versichere es bei meiner Frauenehre!“

„Nun, so versichere ich als Soldat und Edelmann, daß mir in der Welt nichts wünschenswerther erscheint, als Ihnen mein ganzes zukünftiges Leben zu widmen.“

Die junge Frau nahm diese Versicherung mit einer stummen Verneigung an.

„Nun, so kann ich beginnen!“ rief der entzückte Major. „Ich bin neunundvierzig Jahre alt, erfreue mich einer kernfesten Gesundheit und besitze in Pommern ein Rittergut, das mir einen Reinertrag von jährlich zwölftausend Thalern liefert. Sie sehen, es ist Alles vorhanden, was ein anständiger Haushalt erfordert. Vor fünf Jahren verließ ich den Dienst in der königlichen Armee, weil mir meine zu große Offenheit unter den höheren Vorgesetzten Feinde zugezogen hatte. Von jener Zeit an verwalte ich mein Gut selbst und ich bereue, daß ich nicht schon früher auf diesen klugen Gedanken gekommen bin. In mir sehen Sie den einzigen Wildau und außer einem erzliederlichen Vetter von mütterlicher Seite besitze ich keine Verwandte. Wenn ich nun so mein herrliches Gut betrachtete, wenn ich den Segen sah, der sich täglich mehrte, so stieg in mir der Gedanke auf: für wen schaffst du denn eigentlich? Wer genießt denn wohl die Früchte deines Schweißes, die je größer werden, je länger du arbeitest? — Ah! dachte ich, wie schön muß das seyn, wenn du die Gewißheit hast, du sammelst für deine eigenen Kinder, du kannst ruhig sterben, ohne zu fürchten, dein Werk geräth in unwürdige Hände. Da dachte ich zum ersten Mal an's Heirathen. Bei meinem abgeschiedenen Leben hatte ich wenig Bekannte und bei ihnen klopfte ich als Freier an.

Digitized by Google

Den Eltern war der reiche Rittergutsbesitzer schon recht; aber den zarten Fräulein — wie rümpften sie die Nase bei meiner Offenheit, die sie Grobheit nannten! Sie fühlten sich selbst beleidigt, als sie erfuhren, daß ich mich nur deßhalb verheirathen wolle, um mir Erben zu erzeugen. Eine wollte aus reiner Liebe heirathen und geheirathet seyn; die Andere erklärte geradezu, daß sie zu gut sey, um ihr Leben an das eines Bauern zu ketten. Da wählte ich einen Weg, auf dem einer meiner Bekannten zu dem glücklichsten Ziele gelangt ist. Ich ließ ein Heirathsgesuch in die Zeitungen rücken und empfing poste restante die Antworten der betreffenden Damen. Es erfolgten drei, aber ich bekenne offen, daß ich in Madame Lindsor die Lebensgefährtin gefunden habe, wie ich sie mir nur immer wünschen mag."

„Sie sind ein Edelmann, Herr Major, und ich bin von bürgerlicher Geburt."

„In dem letzten Briefe, Madame, haben Sie mir bereits Ihre Verhältnisse mitgetheilt; ich habe sie erwogen und würde jetzt, nachdem ich das Glück gehabt, Sie zu sehen, jede Standesrücksicht unbeachtet lassen, wenn ich sie anders noch hegte."

„Konnte ich auch einen solchen Erfolg nicht voraussehen," antwortete Josephine lächelnd, „so beantwortete ich Ihr Gesuch dennoch aus dem Grunde, weil die in Ihrer Offerte angegebenen Eigenschaften diejenigen sind, die mein zweiter Mann besitzen muß. Die zweite Wahl ist ungleich schwerer zu treffen, als die erste, weil der Verstand die entscheidende Stimme hat. So mancher junge und reiche Bewerber hat sich mir vorgestellt —"

„O, ich glaube Ihnen, Madame!" unterbrach sie der Major.

„Aber es war keiner unter ihnen, den mein Verstand billigte. Ich behaupte, daß ein in dieser Beziehung begangener Fehler nie wieder gut zu machen ist."

„Ganz meine Ansicht!"

„Man muß an das reifere Alter denken."

„Ganz recht!"

„Gegenseitige Achtung bildet die Basis einer glücklichen Ehe."

„Ganz mein Grundsatz!"

„Und eine innige Freundschaft wird durch Runzeln und weiße Haare nicht beeinträchtigt."

„Madame, das Schicksal hat zwei Menschen zusammengeführt, die für einander bestimmt sind!" rief feurig der Major. „Ich biete Ihnen Herz, Hand und Vermögen an!"

„Ich würde eine Unredlichkeit begehen, wollte ich Sie in diesem Augenblick durch ein Versprechen binden."

„Wie?"

„Der Mann, dem ich für immer angehöre, darf mich nicht oberflächlich beurtheilen, er soll mich nach einer näheren Kenntniß schätzen und achten. Ich müßte jetzt schon in Ihren Augen verlieren, wollte ich Sie durch Ihren mir so außerordentlich schmeichelhaften Eifer gewinnen."

„Wohlan, ich bleibe eine Zeitlang in Leipzig und wenn ich abreise, glaube ich die Gewißheit mit mir nehmen zu können, daß mir mein Heirathsgesuch eine schätzenswerthe und liebenswürdige Gattin verschafft hat."

(Fortsetzung folgt.)

Länder- und Völkerkunde.

Türkische Kaffee- und Speisehäuser.

(Schluß.)

Im Allgemeinen fanden wir in der Bevölkerung eine Ruhe und Gelassenheit, als wenn der tiefste Friede herrschte. Es soll damit eine Theilnahme, ein gewisser Patriotismus nicht abgeläugnet werden; Haß gegen die Russen und freundliche Gesinnung für Engländer und Franzosen ließen sich öfters erkennen, — aber jene brennende Begierde, mit der man in Europa nach Neuigkeiten schnappt, jene hastige Ungeduld, mit der man jeden Tag Schlachten und Erstürmungen verlangt, ist in der Türkei nicht vorhanden, trotzdem daß es sich gegenwärtig um ihren eigenen Herd handelt. Gelassen und vertrauensvoll wartet der Türke, bis der Zufall ihm Nachrichten zuführt; in antiker Weise nimmt er die Geschichte, nimmt er seine Helden nur nach den entscheidenden Hauptzügen; die Neugierde für das kleinliche Detail der Zwischenzeiten hat keinen Platz darin. Dagegen werden die Kaffeehäuser zu Handelsgeschäften benutzt und vertreten insofern die Börsen in Europa. Die Cirkassier verhandeln in ihrem Kaffeehause zu Tophane ihre weißen Mädchen; auf dem schwarzen Sklavenmarkt zu Stambul sitzen die Sklavenhändler in den Kaffeehäusern und erwarten die Käufer, — die Perser schließen dort ihre Verkäufe im Großen ab.

Eigentliche Speisehäuser im europäischen Sinne gibt es nicht; man könnte sie eher Garküchen nennen. Der untere Stock eines solchen Hauses ist in ähnlicher Weise wie bei den Kaffeehäusern nach der Straße hin völlig offen, so daß man unmittelbar eintreten kann. Ein langer Tisch macht die Scheidewand; auf diesem stehen in

Digitized by Google

schwarzen blechernen Schüsseln die verschiedenen Gerichte dampfend über Kohlenpfannen; dahinter stehen die Köche in halbnacktem Anzuge und verkaufen von den Schüsseln an die Vorübergehenden, während sie in Oefen hinter sich neue Speisen bereiten. Die großen Schüsseln sind mit Fleisch oder mit Gemüsen angefüllt. Braten in unserm Sinne hat man nicht; das Fleisch wird nur gedämpft; am liebsten wird es in kleinen Stücken, ragoutartig gekocht, gegessen. An Gemüsen sahen wir wenig heimathliche; nur Bohnen fanden wir, sonst eine ziemliche Anzahl uns unbekannte. In einer Schüssel befand sich eine Art lilafarbiger Gurken; in einer andern viereckige und gerippte kleine Stengel; in einer dritten befanden sich die gelben Stengel des türkischen Weizens, die mit Leidenschaft und in großer Menge derart verzehrt werden, daß man aus dem gekochten Stengel mit den Zähnen die einzelnen Körner ausbeißt; der Geschmack davon ähnelt unseren grünen Erbsen. Ein Hauptgericht ist der Pillaw, der in keiner Garküche und in keinem Hause fehlen darf. Es ist Reis mit kleinen Stücken Rindsfett zusammen gekocht, und zwar so, daß der Reis noch etwas hart bleibt; das Ganze wird stark gepfeffert. — Die Gäste melden sich, wie in den Kaufläden, kaufen ihre Portion und nehmen sie in eine Hand, die statt des Tellers dient, von der die andere es in den Mund führt, während sie auf der Straße stehen. Löffel und Gabeln waren nur mit Schwierigkeit als etwas Ungewöhnliches zu erhalten. Die Gerichte konnte man nicht unschmackhaft nennen, das Fleisch war saftig und in der Brühe gesotten; die Gemüse hatten einen milden, halb säuerlichen Geschmack.

Mannigfaltiges.

In der k. Erzgießerei zu München ist am 8. Oktober der Guß des kolossalen Rosses zu Crawford's Washington-Denkmal geschehen. Es gehört derselbe zu den größten bisher ausgeführten, da 300 Centner Erz in Fluß und Guß gebracht werden mußten, aber er ist unter der Anordnung des Meisters der Anstalt, Herrn Ferd. v. Miller, vollkommen gelungen. Die Entfesselung der glühenden Erzlava, um in die Kanäle der Form zu fließen, gewährte ein prachtvolles Schauspiel, zu welchem sich viele theilnehmende Zuschauer eingefunden hatten.

In der Hospitalbäckerei zu Tournai hat man jetzt den Versuch gemacht, zum Weizenmehl ein Drittel, ja die Hälfte Reismehl zum Brodbacken zuzusetzen und ein sehr schönes, äußerst schmackhaftes Brod erzielt, das im ersten Falle 36, im zweiten 33 Cts. das Kilo kostet.

Kürzlich wurde zu Exmouth ein schwarzer Schwan von der am stillen Weltmeer lebenden Gattung gefangen, dessen starke Magerkeit und gänzliche Erschöpfung vermuthen ließen, daß er den Weg von dort her rasch zurückgelegt haben mußte.

Der Vater am frühen Grabe seines Kindes.

Ruhig schlumm're deine Hülle,
Und die Herbstluft dieses Thals
Wehe milder um die Stille
Deines kleinen Todtenmahls.

Eine junge Lerche schwinge,
Wenn der Lenz dies Thal belebt,
Sich von deiner Gruft und singe
Dir ein Auferstehungslied.

Strebt zu höh'rem Lebenstriebe
Auch die Blumenseele fort:
O dann spricht ein Pfand der Liebe
Noch zu dir ein holdes Wort.

Eine weiße Rosenblüthe
Warf die Lieb' in deine Gruft;
Schlumm're, wie von Huld und Güte
Eingewiegt, in ihrem Duft!

Sie verwes' auf deinem Herzen
Ruhig, wie dein Aug' entschlief,
Als ein Engel dich den Schmerzen
Deiner letzten Stund' entrief.

Eine blühende Aurore
Hat dich, Kind, so früh verklärt;
Unser harrt die spät're Hore,
Die auf Abendwolken fährt.

Unstät ist das Heil hienieden,
Wohlgesichert eilest du,
Junge Himmlische, dem Frieden
Seliger Naturen zu.

Deine Seel' ist, wo die reinen,
Wo die guten Geister sind:
Wohl dir, du wirst nicht mehr weinen,
Du wirst nicht mehr bluten, Kind!

Waldfischbach.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 139. Dienstag, 20. November 1855.

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

Der Major von Wildau hatte Josephinen ein ziemlich getreues Bild von seiner Person entworfen und wenn er ihr den eigentlichen Grund seiner beabsichtigten Heirath verschwiegen, so glaubte er dadurch nur eine List auszuüben, um sich desto sicherer in den Besitz der Frau zu setzen, in die er sich während der kurzen Unterredung bis über die Ohren verliebt hatte. Madame Lindsor bezeichnete ihm nun die Stunden, in denen sie für ihn zu sprechen sey. Es war genau die Zeit, die Philipp zu seinen Arbeiten zu verwenden pflegte. Sie bat ihn, das angeknüpfte Verhältniß sehr geheim zu halten und bei seinen Besuchen sehr vorsichtig zu seyn, damit sie der Médisance nicht preisgegeben würde, wenn er sich nach näherer Bekanntschaft bewogen finden sollte, zurück zu treten. Der Major, ein in seinen Entschlüssen rascher und consequenter Mann, sagte zwar nicht, daß er einen Rücktritt kaum für möglich halte, aber er dachte es. Ueber die Vermögensverhältnisse weigerte er sich zu verhandeln, da er der Mann sey, seiner Frau eine Subsistenz zu sichern. Er ging und miethete sich in seinem Hotel ein Zimmer auf vier Wochen.

Kaum hatte Meta die Thür hinter ihm verschlossen, als sie zu ihrer Herrin eilte.

„War das der bewußte Heirathscandidat, Madame?" fragte sie lachend.

„Ja, Meta!"

„Er drückte mir einen Louisd'or in die Hand, als er schied. Seine Hand zitterte und sein Gesicht glühte vor Aufregung. Das sind Zeichen, die auf das Gelingen Ihres Plans schließen lassen."

„Und dennoch glaube ich," sagte Josephine lächelnd, „daß dem Manne schwer beizukommen seyn wird."

„Sie sind schon Siegerin, Madame."

„Gott gebe es, denn die Folgen einer Niederlage würden nicht wieder auszugleichen seyn. Sey klug und verschwiegen, Meta, Du kannst Dich meiner Dankbarkeit versichert halten."

„Ich werde meine Rolle schon spielen, Madame!"

Am Abend kam Philipp. Er schützte eine leichte Unpäßlichkeit vor, um seinen Gemüthszustand zu verbergen. Die junge Frau war ganz Aufmerksamkeit, ganz Zärtlichkeit und Bedauern. Sie sprach unverholen ihren Unmuth darüber aus, daß es ihr nicht vergönnt sey, ihm stets ihre Pflege widmen zu können.

„Was hindert uns, Josephine, die lästige Fessel zu brechen?" fragte er. „Mir will es fast scheinen, als ob wir die Sclaven eines Vorurtheils wären."

„Ist der Begriff von Ehre ein Vorurtheil?" fragte sie ernst. „Philipp, Du bist von Herzen gut, aber schwanke nicht in Deinem Entschlusse. Die Welt ist einmal, wie sie ist, und wenn wir uns den Verhältnissen jetzt fügen, so sind wir dafür später in jeder Beziehung unabhängig. Ich fürchte mich nicht, mit Dir ein eingeschränktes Leben zu führen; aber ich fürchte den Reichthum, der uns nicht gebührt."

„Nun, Josephine," rief Philipp, „auch ich leiste Verzicht auf Luxus und Glanz; ich will selbst nicht einmal hoffen, daß uns je ein rechtmäßiges Vermögen zufällt, — der Versuch, meine literarischen Arbeiten zu verwerthen, ist geglückt, ich kann und will arbeiten, Josephine; aber schmälere mir nicht länger das Glück meines Herzens, zwinge mich nicht zu einem Raube an meiner Liebe! Warum wollen wir nicht gleich ein Leben beginnen, das uns im schlimmsten Falle bestimmt ist, das wir selbst erwählt haben?"

Digitized by Google

„Ach," seufzte die reizende Frau, „das ist auch mein innigster Wunsch! Aber leider muß ich aus gebieterischen Rücksichten auf die Erfüllung desselben verzichten. Verzeihe mir, lieber Freund, daß ich in unserem eignen Interesse mit ruhigem Verstande erwäge. Jetzt sind wir noch jung und unsere Liebe genügt, uns glücklich zu machen. Wir haben nur für uns zu sorgen und darben wir, so finden wir Ersatz in unserer Liebe. Aber bald schwinden diese poetischen Genüsse, unsere Empfindungen werden ruhiger und das materielle Element des Lebens verscheucht die Poesie. Dieser Wandlung, Philipp, sind wir Alle unterworfen, sie ist ein Gesetz der Natur, dem sich kein Sterblicher entziehen kann. Es wäre eine große Unklugheit, wollten wir die Mittel unbeachtet lassen, die sich uns zur Milderung dieses bestimmt eintretenden Umstandes darbieten. Und dazu rechne ich meine Erbschafts-Angelegenheit. Erfüllen sich meine Erwartungen nicht, so habe ich mir später den Vorwurf nicht zu machen, daß ich etwas versäumt habe."

„Josephine, auch diesen Grund lasse ich nicht gelten, denn er ist zu ängstlich! Ich hege das feste Vertrauen, daß ich durch meine Arbeit die Sorgen verscheuche. Glaube mir, ich habe den Muth, diese Verpflichtung zu übernehmen, und Du, meine Gattin, wirst ihn aufrecht zu erhalten wissen."

„Ja, Philipp, das wird mein Bestreben seyn, weil es meine Pflicht ist. Ich weiß, wozu ich als Deine Gattin verbunden bin."

„Und Du zögerst noch?" fragte schmerzlich der junge Mann.

„Weil ich es ebenfalls für Pflicht erachte. Du gibst großmüthig Dein Vermögen hin — "

„Ich entbinde Dich von dieser Pflicht! Ich will ja nur Dich, Josephine, nur Dich!"

Sie schmiegte sich an ihn und flüsterte:

„Philipp, habe ich nur Pflichten gegen Dich allein zu erfüllen?"

Der junge Mann stutzte; sein Argwohn erwachte wieder und er fragte mit leise bebender Stimme:

„Josephine, sollte es in der Welt außer mir noch einen Sterblichen geben, der Ansprüche — — "

„Noch nicht!" fuhr sie leiser fort, indem sie ihren Arm um seinen Nacken schlang. „Philipp," flüsterte sie erröthend und indem sie ihren rosigen Mund an seine heiße Wange legte, — „wir werden bald nicht mehr allein seyn! — Es kommt eine Zeit, wo mir ein drittes Wesen Pflichten auferlegt, und von diesen kannst Du mich nicht entbinden."

Zwei große Thränen rannen über ihre Wangen und fester drückte sie den Gatten an sich, der den Sturm von wunderbaren Empfindungen in seiner Brust kaum noch verschließen konnte. Einige Augenblicke stummen, süßen Entzückens folgten. Dann sank Philipp vor ihr nieder und bedeckte ihre kleinen Hände mit Küssen und Thränen. Es drängte ihn, seinen Argwohn zu bekennen und um Verzeihung zu bitten; aber ihm fehlte der Muth, das herrliche Wesen in diesem Augenblicke zu kränken, wo sie ihm ein so süßes, beglückendes Geständniß abgelegt hatte. Alle Zweifel waren verschwunden und Philipp gelobte sich im Stillen, das Glück zu verdienen, das ihm seine Gattin gewährte.

„Begreifst Du mich nun?" fragte sie verschämt und sich zu ihm hinneigend.

„Ich folge Dir blindlings!" rief der berauschte Philipp. „Bin ich schwach, so bin ich es aus Liebe zu Dir, darum sorge für mich und — — "

„Unser Kind!" flüsterte sie ihm ganz leise in das Ohr.

Es war spät, als Philipp seine Wohnung betrat. Er konnte nicht schlafen, sein Glück beschäftigte ihn zu sehr und im Angesicht desselben schämte er sich seiner Eifersucht. Er wollte keinen Verdacht hegen, denn er sagte sich, daß der Verdacht gegen eine Frau ein Verbrechen an der Liebe sey. Und sie war ja seine Gattin. Nachdem er eine Stunde auf- und abgegangen war, erschloß er seinen Sekretär, legte Papiere in ein Portefeuille zusammen und suchte mit dem festen Vorsatze sein Bett, morgen die Angelegenheiten mit dem Herrn von Bornstedt zu Ende zu bringen. Es erschien ihm selbst als keine schwere Aufgabe, dem alten Manne unumwunden die Motive seiner Handlung darzulegen. Philipp schlief endlich ein, um von dem Glücke zu träumen, das er von der Zukunft zu erwarten berechtigt war.

(Fortsetzung folgt.)

Sprache und Musik in der Natur.

Wochen und Monate lang war das Schiff des tapfern Seehelden Almeida auf den Wassern umher geirrt. Endlich, wärend einer finstern, stürmischen Nacht roch man Land. Die würzigen Düfte wehten mit dem Sturme über das Schiff und stärkten und erquickten die schon verzagten Mannschaften. Sie flehten zu ihren Heiligen und glaubten erhört zu seyn, als sich mit Tagesanbruch die Wogen besänftigten und der aufge-

Digitized by Google

klärte Himmel am fernen Horizont Land aufsteigen ließ. Endlich sah man Berge und Wälder und Rauchwolken, entzückende Bilder, von deren Zauber sich nur der Seemann, nachdem er Monate lang nichts als Himmel und Wasser gesehen, einen Begriff machen kann. Aber diesmal war noch manche Gefahr zu überwinden, ehe die Portugiesen Almeida's festen Boden unter ihre Füße bringen konnten. Das Land schien gegen eine Landung befestigt. Steile, mürrische Berge erhoben sich an der ganzen Küste entlang drohend gegen das nahende Schiff, so daß es beim neuen Anbruche der Nacht noch keinen Hafen gefunden und die See wieder suchen mußte, um sich von der Gefahr des Scheiterns zu entfernen. Aber welche seltsame, grauenhafte Musik erscholl hinter ihnen her! Jetzt schwoll sie aus der Tiefe in ihrer Nähe, dann krächzten und kreischten wie Hohngelächter der Hölle die schrecklichsten Mißtöne aus der Ferne. Jetzt lachte, dann weinte es. Das Jammern und Wimmern platzte mit Einemmale in ein furchtbares Zetergeschrei sich balgender Menschen aus, mit Mordgebrüll und sterbenden Hilferufen dazwischen, die zuletzt allein übrig blieben und einzeln verschollen, als seyen die Gemordeten nun alle todt. Die wetterharten Gesichter der abergläubischen Matrosen erbleichten; sie fielen auf ihre Kniee und beteten und bekreuzten sich und flehten inbrünstig zu Gott und allen Heiligen, sie oder wenigstens ihre Seelen aus dem Rachen des brüllenden Satans zu retten.

Durch diese abergläubischen Portugiesen kamen die ersten Nachrichten von der seitdem so mystisch berühmt gewordenen „Teufelsstimme" auf der Insel Ceylon nach Europa. Ihre Schilderung lautete, wie wir sie eben theilweise angegeben. Die Eingebornen selbst schrieben die schrecklichen Töne dem leibhaftigen Teufel zu. Andere stellten die Vermuthung auf, der „Geist der Natur", der im Innern der Erde wohne, lasse sich auf diese Weise zuweilen hören. Spätere Erklärer nahmen die ungeheuern Bergesklüfte und engen Höhlen, die das Meer in die Felsen gespült, zu Hilfe. Der Wind pfeife hindurch und mache die Luft auf dieselbe Weise tönend wie eine Orgel. Mit Uebergehung weiterer Hypothesen bemerken wir nur, daß diese fürchterliche Musik auf Ceylon, eine Fuge von Hundegebell, Menschenstimmen, Gelächter, Gebalge und Geschrei, von Heulen und Zähneklappern, einem Vogel: „Teufelsvogel" oder Ulama, zugeschrieben wird. Vielleicht macht der Teufelsvogel nur als Primadonna die nöthige Vokalmusik zu dem Naturorchester von Windharfen und Felsenorgeln. Man sagt wohl: „Der Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen," obgleich just keiner so singt. Jeder Vogel ist eine Art Künstler, er singt, wie er's *gelernt* hat von seinen Eltern oder als Waise von seinen Erziehern, von seinen Gespielen. Das weiß man nirgends besser, als in der Vogelsingakademie zu Ruhla in Thüringen, wo Kanarienvögel u. s. w. ausgebildet werden, die im Preise um Hunderte von Prozenten abweichen, je nachdem sie von Lerchen oder Nachtigallen erzogen worden und ihr Gesangstalent entwickelt haben. Ueberhaupt haben die kultivirten europäischen Kanarienvögel kein einziges Naturlied mehr mit ihren wilden Angehörigen auf den Kanarieninseln gemein.

Der Engländer Daines Barrington schickte einen Sperling bei einem Hänfling in die Schule, bis er ebenso sang, wie sein Schulmeister. Ich habe einen Spezialfreund im Hause, einen „Kocki", wie er zärtlich genannt wird statt Kakadu, seit fünfzehn Jahren einziges Kind einer von Australien eingewanderten Familie, der keinen einzigen Ton mehr singt, niemals krächzt und schreit, sondern mit seiner heisern Kinderstimme den ganzen Tag Englisch spricht und zwar so deutlich, daß man ihn jedes Wort verstehen kann. Er bekümmert sich um Alles und hat in jede häusliche Angelegenheit mit hinein zu reden. Merkwürdiger Weise frühstückt er den ganzen Tag und hat es noch nicht so weit gebracht, die verschiedenen Mahlzeiten zu unterscheiden. Noch Abends um elf Uhr, wenn Herr und Frau ihr Souper genießen, ruft er: „I want a bit of breakfast!" (Ich bitte um'n bischen Frühstück!) Mich erkennt er schon weit vor'm Hause am Schritt und ruft, daß man öffnen solle. Er hat mich lieb bis zur Unerträglichkeit und klettert, so oft es geht, an mir in die Höhe, um mich zu küssen und sich dann unter dem Flügel kratzen zu lassen. Dafür macht er mir mit seiner großen gelben Krone ununterbrochen Complimente. So oft er unten entwischen kann, kommt er die Treppe herauf und klopft an meine Thür, um „Good morning, Doctor!" zu rufen und dann mit Kennermiene zuzusehen, wie ich schreibe, mir Zucker in den Kaffee zu werfen, immer ein Stückchen für sich zu behalten und sich zu verdefendiren, wenn man ihn deßhalb schilt: „Never mind! Only a little bit! Of no consequence, you know!" (Schon gut! Blos 'n klein Bischen! Ist ja gar nicht der Rede werth!) — nur daß dieser Sinn im Englischen ungemein leichter für die Sprechwerkzeuge ist, wie es auch überhaupt bekannt ist, daß

Digitized by Google

die Vögel von allen Sprachen Englisch immer am leichtesten und schnellsten lernen.

Dieser „Kocki" spricht blos Englisch, weil er seit fünfzehn Jahren nie etwas Anderes vernommen, — doch daß ich nicht lüge, er bellt auch zuweilen, aber selten und immer seltener in zärtlicher Erinnerung an einen dahingeschiedenen Freund, ein kleines Hündchen, mit welchem er zehn Jahre zusammenlebte. Wenn er so einsam in der Sonne sitzt und an die Vergangenheit denkt, tritt sein ehemaliger Freund und Spielgenosse vor seine Seele und da bellt er so rührend, so melancholisch, so zärtlich, so piano!

Der amerikanische Spottvogel, von den Indianern „Gontla-Tolli", d. h. „400 Zungen" genannt, hat seit dem Eindringen der Civilisation seine 400 Sprachen bedeutend vermehrt; er spricht in der Nähe von Eisenbahnen wie eine Lokomotive u. s. w. Noch weiter hat es der prächtige Lyrafasan in Australien gebracht — der macht Alles nach: Pferdegetrappel und Gewieher, Rädergeknarre, Kindergeschrei, Weibergezänk, kurz Alles, was er nur hört. Ein ähnliches Sprachgenie mag denn der Ulama auf Ceylon seyn, wodurch sich die schreckliche Sage und sein furchtbares Höllengekreisch natürlich und ohne Mystik erklären lassen mag. Auch die schauerlichen Sagen von unheimlichen Stimmen verborgener Naturgeister in der Wüste Gop, am Hindukusch bei Kabul, bei El-Nakuhs am rothen Meere, in den Granitfelsen am Orinokko, die Höllenmusikanten des Teufelsberges am grünen Vorgebirge, das Tönen der Memnonsäule in Aegypten und anderer tönender oder blos erscheinender Spuck haben allmälig nüchternen, natürlichen Erklärungen furchtloser Naturforscher weichen müssen, obgleich dadurch das Schauerliche, Fürchterliche, Unheimliche dieser in Sagen und Religionen verherrlichten Naturstimmen im Wesentlichen nicht geschwächt wird. Die Orgelmusik der Granitfelsen am Orinokko bei Sonnenaufgang soll zuweilen so hinreißend erhaben und überwältigend seyn, wie kaum die genialste Composition von Mozart oder Beethoven, oder die renommirende „Zukunfts"-Musik Wagner's.

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltiges.

Vor Kurzem zeigte sich an der Mündung des Forthflusses (Großbritannien) eine so außerordentlich große Menge Seehechte, daß die Bewohner der benachbarten Küstendörfer nicht wußten, was sie mit der Masse Fische, die sie fingen, anfangen sollten, und Manche sie zum Düngen der Felder verwandten. Im Jahre 1768 kam der nämliche Fall vor, daß dieser in Westindien heimische Fisch in solcher Anzahl an die englischen Küsten kam.

Daß auch in Großbritannien, wo das Grundeigenthum so großen Werth hat, noch eine ziemliche Anzahl öden Feldes ist, beweist der Londoner „Expreß", indem derselbe sämmtliches Land auf 77 Millionen Acres angibt, wovon aber nur 47 Mill. bebaut sind. Von den übrigen 30 Mill. könnte wenigstens die Hälfte noch ganz gut angebaut werden; auch ließe sich der Ertrag des andern Feldes leicht auf einen höhern Stand bringen, wodurch das Land weniger genöthigt wäre, Getreide vom Ausland zu beziehen.

Der Kölner Dom ist für Den, der ihn seit 10—12 Jahren nicht gesehen, kaum wieder zu erkennen, so bedeutend haben sich die Baufortschritte erwiesen. Man wandelt vom nördlichen Eingange bis zum hohen Chor durch einen so großartigen Säulenwald, wie kein zweiter in Europa, kaum auf dem Erdenrund zu treffen ist. Das Südportal ist mit allen seinen gothischen Thürmchen und Zierden kürzlich im Beiseyn des Königs von Preußen vollendet worden und hat eine Pracht entfaltet, die keine Feder zu beschreiben, kein Mund zu schildern vermag. Dem Nordportal fehlt nur noch die Spitze, welche indessen auch fertig ist und nur noch harrt, aufgesetzt zu werden.

Paris hat eine seiner Berühmtheiten verloren: der letzte Franconi, der letzte männliche Sproß der berühmtesten europäischen Kunstreiterfamilie, ist gestorben.

---

* Sylben-Räthsel.

Wer — fragt die Erste dich — wer ist der Thäter?
Und wer die Zweite hat, wird's nie verschweigen,
Und sey er auch ein arger Missethäter,
Der Wahrheit wird er stets die Palme reichen.

Das Ganze ist ein Symbolum des Leidens;
Im Wohlseyn willst du niemals von ihm wissen,
Jedoch im Augenblicke herben Scheidens
Wird bitt'rer Thränen Fluth es nimmer missen.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 140. Freitag, 23. November 1855.

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

6.

Gegen Mittag des nächsten Tages, ehe Philipp zu Josephinen ging, zog er die Klingel an des Magisters Thür. Elias öffnete, wie gewöhnlich. Auf Befragen antwortete er, daß Herr v. Bornstedt zwar zu Hause, aber nicht allein sey.

„Wer ist bei ihm?"

„Der blonde junge Mann, der Ihnen neulich auf der Treppe begegnete. Ich glaube, er wartet auf Fräulein Anna, die mit meiner Frau ausgegangen ist, um Material zur Arbeit einzukaufen."

„Auf Fräulein v. Bornstedt wartet er?" fragte Philipp, dem es lieb war, einigen Aufschluß über ihn zu erlangen.

Der kleine Mann nickte lächelnd mit dem Kopfe; dann forderte er Philipp auf, einen Augenblick in das Zimmer zu treten.

„Sie meinen es gut mit der Familie, ich weiß es," begann Elias, „und deßhalb hätte ich Ihnen gern eine bessere Nachricht in Bezug auf das Fräulein mitgetheilt."

„Was wollen Sie sagen?" fragte Philipp verwundert.

„Zunächst muß ich eine irrige Ansicht berichtigen. Ich sagte Ihnen, daß ich Gründe hätte, zu glauben, jener blonde Herr sey der Liebhaber der Madame Lindsor."

„So sagten Sie."

„Er ist es nicht."

„Und das wissen Sie genau?"

„Urtheilen Sie selbst. Gestern Abend, es war schon dunkel, komme ich aus der Druckerei. Ich bleibe unten auf der stockfinstern Hausflur stehen, um meinen kleinen Wachsstock anzuzünden, damit ich die steilen Treppen besser ersteigen kann. Während ich nach der Zündholzbüchse in meiner Tasche suche, treten auf einmal zwei Gestalten von der Straße herein. Ich bin Menschenbeobachter, lieber Herr, und lasse nicht gern eine Gelegenheit vorbeigehen, die mich belehren kann. So drückte ich mich in einen Winkel und lauschte. Gleich an den ersten Worten erkannte ich unsern jungen Mann und an den folgenden Fräulein Anna. Das war eine Zärtlichkeit, ein Herzen und ein Küssen, wie ich es in einer Novelle nicht besser beschreiben kann. Für mich als Novellisten war dies eine kostbare Studie. Ach! seufzte Anna, hätten wir nur unser Vermögen noch, Du solltest nicht um elenden Lohn bei einem Advokaten schreiben, lieber Bernhard! — Was würdest Du thun, fragte dieser, wenn Dein Vater plötzlich sein ganzes Vermögen wieder erhielte? — Dann würde ich Dir gestatten, um meine Hand anzuhalten. — Wirklich, Anna, Du verschmähst in diesem Falle den armen Schreiber nicht? — Ich würde ihm meine ganze Mitgift zur Verfügung stellen; so aber muß ich noch eine Zeitlang warten, denn es macht dem Vater Kummer, wenn er sieht, daß er meine Wünsche nicht erfüllen kann. — Anna, sagte Bernhard, warte noch einige Tage und man bringt Deinem Vater das ihm gestohlene Vermögen ins Haus."

„Wie!" rief der erstaunte Philipp — „das sagte jener Mensch?"

„Ich habe es deutlich gehört — mir ist keine Sylbe entgangen. Der junge Mann scheint mir ein großer Schwärmer zu seyn, daß er von Dingen spricht, die in das Gebiet der Fabel gehören. Und so nahm es auch Anna, denn sie rieth ihrem Geliebten, sich eine einträglichere Stelle zu suchen. Dann schieden sie mit dem Versprechen, sich diesen Abend wieder zu sehen. Das Fräulein sprang die Treppe hinauf und ich folgte einige Augenblicke später nach."

Digitized by Google

Dem armen Philipp wirbelte der Kopf. Jener Bernhard, dem er den Weg zu Josephinen gezeigt, verrieth ein Geheimniß, das nur er und seine Gattin wußten. Was sollte er von ihrer Großmuth denken? Warum stachelte sie seine Ehre an und trieb ihn, das Vergehen seines Vaters auszugleichen? Er wollte keinen Verdacht hegen und dennoch drängte er sich ihm gewaltsam auf.

„Sie sind ja traurig, lieber Herr," unterbrach Elias sein Nachsinnen. „Ach ja, es ist schade, daß Anna sich schon so weit eingelassen hat, es wäre eine Frau für Sie gewesen — ich hätte sie Ihnen von Herzen gewünscht. Wüßte ich nur ein Mittel," sagte Elias halb in Gedanken und indem er sich mit der Hand die Stirn rieb, „Sie schadlos zu halten, ich hätte Sie gern zum Helden meiner Novelle gehabt. Da habe ich schon an Madame Lindsor gedacht, die eine junge, reiche und schöne Wittwe ist, — aber das geht auch nicht, die hat ebenfalls schon ihren Theil. Die Geschichte hat sich seit gestern so verwirrt, daß ich den ganzen Plan noch einmal umarbeiten muß."

„Was sprechen Sie von Madame Lindsor?" fragte Philipp, der Alles für einen Traum hielt.

Der Magister fuhr erschreckt zurück, als er Philipps aufgeregte Züge sah.

„Ich kenne die Dame nicht näher, ich habe nur von ihr gehört, daß sie eine ausgezeichnete Frau ist, die sich nächstens mit einem steinreichen, schon ziemlich bejahrten Herrn verheirathen wird," sagte Elias.

Der junge Mann sah den alten, verschrobenen Novellenschreiber mitleidig lächelnd an.

„Sie haben sich wieder tief in die Romantik versenkt, Herr Magister!" sagte er. „Wollen Sie denn durchaus, daß Madame Lindsor sich wieder verheirathen soll? Sie verwechseln Fiction mit Wahrheit dergestalt, daß man versucht wäre, zu glauben —"

„Ach ja, mir schwindelt mitunter der Kopf. Indeß bei dieser Arbeit wird meine erschöpfte Phantasie kräftig unterstützt. Madame Lindsor wird sich im Ernste verheirathen. Ja, wir Poeten kommen hinter seltsame Geheimnisse! Dann und wann kündige ich im hiesigen Tagblatte an, daß ich poetische und prosaische Aufsätze gut und billig fertige, — da kam diesen Morgen ein großer, stattlicher Herr mit einem schwarzen Barte und gab mir den Auftrag, ein Akrostikon zu fertigen. Das Gedicht, sagte er, solle zärtlich und geistreich seyn, denn er habe es für seine Braut bestimmt, die er nächster Tage heirathen werde. Und nun rathen Sie, welche Namen er mir angegeben hat? Josephine Lindsor!"

Das war zu viel. Hätte ihn der Gedanke an das verrathene Geheimniß seines Vermögens nicht abgehalten, Philipp würde in ein lautes Lachen ausgebrochen seyn. Er ließ sich den Mann, der das Gedicht bestellt hatte, beschreiben.

„Wann will er die Verse abholen?"

„In einigen Tagen; das Hochzeitgedicht soll ich ebenfalls anfertigen. Als ich ihn fragte, ob er einen besonderen Gedanken ausgesprochen zu haben wünschte, gab er mir zu erkennen, daß das überaus glückliche Verhältniß durch ein Heirathsgesuch in der Zeitung entstanden sey, und ich solle darauf anspielen. Weiter weiß ich nichts."

Philipp hielt es für gut, sich seiner Papiere noch nicht zu entäußern. Er bat den Magister, über den Heirathskandidaten Näheres zu erforschen und es ihm mitzutheilen.

„Der Mann ist ein Narr," fügte er unwillkürlich hinzu; „es kann Madame Lindsor nicht einfallen, sich zu verheirathen. Sie leisten mir und der Dame einen Dienst, wenn Sie dafür sorgen, daß diese Geschichte, die entweder Dummheit oder Bösartigkeit erfunden hat, nicht weiter verbreitet werde."

Philipp verließ den verwunderten Magister. Er suchte den einsamsten Theil der Promenade auf. Seine Lage war entweder eine sehr komische oder eine sehr ernste. Er wunderte sich zwar nicht darüber, daß Josephine Heirathsgelüste erregte, und es war natürlich, daß Annäherungsversuche nicht ausbleiben würden; was aber konnte den jungen Mann zu ihr führen, der Anna's Geliebter war und die Rückerstattung des Vermögens in Aussicht gestellt hatte? Warum hatte man einstimmig und in einem so frostigen Tone den Besuch einer Soirée abgelehnt? Das Resultat seines Nachsinnens war die Ansicht, daß man Josephinens heimliche Ehe vermuthe und aus Neid Intriguen spinne, um ihr zu schaden. Die Beschuldigung einer Bigamie war zu plump, als daß er ihr Glauben schenken konnte. Philipp beschloß, im Stillen zu forschen, seiner Gattin nach und nach die herrschenden Gerüchte mitzutheilen und sie endlich zur Abreise zu bewegen. Dem poetischen Bewerber wollte er je nach Umständen eine heilsame Lektion ertheilen.

So verflossen acht Tage, ohne daß Josephine, die weder Besuche gab noch empfing, nach der Familie Bornstedt gefragt hatte. Philipp änderte nichts in seinem Betragen, aber er beobachtete

Digitized by Google

jeden Umstand mit großer Aufmerksamkeit. Zunächst faßte er die Kammerfrau ins Auge.

Eines Tages kam er eine Viertelstunde früher als gewöhnlich. Meta öffnete ihm die Thür.

„Wo ist Josephine?"

„Madame hat im Augenblicke ihre Toilette vollendet."

„Sie ist jetzt noch an der Toilette?"

„Weil sie eine Spazierfahrt zu machen gedenkt. Der Wagen ist um elf Uhr bestellt. Sie rechnet fest auf Ihre Begleitung. Das Wetter ist schön. Madame will den ganzen Tag auf dem Lande zubringen."

Philipp war erfreut über diesen Plan, — er erblickte darin eine Aufmerksamkeit für seine Person, die er schon längst erwartet hatte. Um Josephine zu überraschen, ging er nicht in das gewöhnliche Empfangszimmer, sondern in das Boudoir. Josephine befand sich in dem angrenzenden Schlafkabinet. Hut und Shawl lagen auf dem Sopha.

Meta war dem jungen Manne auf dem Fuße gefolgt. Als Philipp sie fragend ansah, glaubte er eine Aengstlichkeit in ihren Zügen zu erblicken, die sie umsonst zu verbergen suchte. Mit einem erzwungenen Lächeln deutete sie auf die Thür des Kabinets und dabei suchte sie sich dem Spiegeltische zu nähern. Diesen kleinen Manövern hätte Philipp keine Bedeutung beigelegt, wäre sein Verdacht nicht längst rege gewesen.

„Dort!" flüsterte Meta — „überraschen Sie Madame!"

„Sie will mich entfernen," dachte der bestürzte Philipp; „hier geht etwas vor."

Zugleich ließ er seine Blicke durch das Zimmer schweifen. Da sah er einen erbrochenen Brief auf dem Spiegeltische liegen.

„Gehen Sie nur hinein!" flüsterte Meta, indem sie zwischen ihn und den Spiegel trat.

Ihr Bemühen, das Papier seinen Blicken zu entziehen, war unverkennbar.

„Sagen Sie Madame, daß ich sie begleiten würde!" flüsterte Philipp mit bebender Stimme.

Meta erschrack, als sie bemerkte, daß das Erblicken des Briefes eine solche Wirkung hervorgebracht hatte. Sie ging rücklings dem Tische zu und ergriff mit den Händen, die sie auf den Rücken gelegt, das Papier. Das war ein unzweideutiger Beweis von der Wichtigkeit desselben und daß man es ihm verheimlichen wollte. Das Blut stieg ihm zu Kopfe und indem er alle Rücksichten vergaß, entriß er mit bebender Hand der Kammerfrau das Papier.

Meta war so bestürzt, daß sie erbleichend auf einen Sessel sank. Philipp öffnete den Brief und zu seinem Entsetzen fand er ein zärtliches Gedicht, dessen Anfangsbuchstaben den Namen Josephine Lindsor bildeten. Dann verschlang er die Zeilen, die das Gedicht begleiteten.

„Geliebte, anbetungswürdige Frau!"

„Zwar nur seit kurzer Zeit genieße ich das Glück Ihres vertrauten Umgangs, aber Sie haben mir eine Achtung und eine Liebe eingeflößt, die mein ganzes Herz ausfüllen. Nehmen Sie mich an, theuerste Josephine, ich bin der Ihre mit Leib und Seele. Feiern wir morgen schon in aller Stille unsere Verlobung, ich will Sie nicht länger in der Ungewißheit über meinen Entschluß lassen. Eine Vereinigung, die aus so edlen Motiven hervorgeht, kann nur glücklich werden. Mögen die Engländer mit dem Vermögen Ihres verstorbenen Mannes beginnen, was sie wollen, Sie sind die unbeschränkte Besitzerin des meinigen. Mit großer Zärtlichkeit, welcher in beifolgenden Zeilen Ausdruck verliehen, erwartet den morgenden Tag

Ihr verlobter Bräutigam
Max."

(Fortsetzung folgt.)

Sprache und Musik in der Natur.

(Fortsetzung.)

Bis vor nicht langer Zeit hielt man fast alle niedrigeren und niedrigsten Thiergattungen für taubstumm. Neuerdings haben wir die verständliche Sprache dieser Tauben entdecken und bewundern lernen. Die Ohren mancher Muscheln und anderer Schalthiere sind Wunder von Schönheit. Da man durchweg bis in die niedrigsten Geschöpfe herab Andeutungen von Gehör und Mittheilungstalent bemerkt hat, darf man annehmen, daß alle Geschöpfe je nach ihrem Bedürfniß ihre Thore haben, durch welche sie mit der Außenwelt verkehren. Dies geht so weit, daß selbst die durch und durch sprachlosen Thiere nicht nur sprechen, sondern auch Musik machen; wenigstens hört man genau, wie sie Takt schlagen. Und warum sollten sie Takt schlagen, ohne in ihrer Weise zu singen und zu spielen? Sie machen Instrumentalmusik. Der große Roßkäfer schlägt jedesmal für die Ohren seiner Kollegen Höllenlärm, so oft man ihn erfaßt oder beunruhigt, indem er mit den Flügeldecken auf die Brust trommelt. Zwei Käfer, Todtenuhr und Tickuhr genannt, deren letzterer in regelmäßigen Takten sich durch's

Digitized by Google

Holz frißt und die wurmstichigen Löcher in die Tische und Stühle der Bauern meißelt, gelten bei wackelköpfigen Großtanten immer noch als Verkündiger des Todes. Ersterer schlägt mit seinem wundervoll scharfen und künstlichen Meißel in der Nacht oft außerhalb alten Holzes, wohl gar an unsern Bettbrettern, seine Taktsprache, die von andern seiner Art beantwortet wird. So unverständlich sie uns auch klingt, die Leutchen unter sich verstehen sich jedenfalls. Die Spechte, während der Brütezeit nicht gut bei Stimme, schlagen mit dem Schnabel gegen dürre, hohle Aeste auf eine Weise, der eine gewisse Philologie, eine gelehrte, uns unverständliche Sprache zu Grunde liegt. Jedenfalls haben sie's unter sich ausgemacht, so und so viel Schläge und die und die Art Schläge bedeuten dies und bedeuten das. Die wunderbarste Art der Sprache ohne Stimme findet man bei zwei Arten italienischer Grashüpfer, cicada plebeja und cicada orni. Blos die Männchen scheinen sprechen zu können und zwar mit einem eigenen äußeren Instrumente, welches aus mehreren gewundenen Zellen unter dem Körper besteht. Sie sind durch Häutchen von einander getrennt und laufen nach außen in zwei enge Klappen aus. In der Mitte dieser Zellen hängt ein wundervolles kleines Meisterstück von Triangel, neben welchem zwei beinahe stahlharte Muskeln angebracht sind, mit denen das Thier sein Sprach- und Musikinstrument vermittelst Luftstöße schlägt. Durch die eine Klappe wird mit Hilfe der beiden Muskeln Luft eingesogen, durch die andere ausgestoßen. Indem sie auf diese Weise durch die Zellen strömt, gibt der Triangel mit guter Resonnanz in den Zellen eine so laute Janitscharenmusik von sich, daß eine einzige männliche Cicade im Zimmer die angestrengtesten Stimmen einer ganzen menschlichen Gesellschaft übertäuben kann. Doch kann der Spieler auf seinem merkwürdigen Instrumente auch sehr piano flöten, namentlich in Liebesaffairen, wo die weiblichen Cicaden eben blos zum stummen Gehorchen verurtheilt zu seyn scheinen, da sie eben gar keine Stimme haben. Ameisen haben auch keine Sprachwerkzeuge und machen sich deßhalb nur durch äußerliche Zeichen und Instrumente gegenseitig Mittheilungen, wie man besonders beim Häuserbau der Termiten beobachten kann. Die ausstehenden Wachen schlagen dann genau alle zwei Minuten (so daß man die Uhr darnach reguliren kann) mit ihrer Zunge gegen eine Wand oder sonst einen festen Gegenstand. Jeder dieser Schläge wird jedesmal durch das ganze Gebäude von allen Arbeitern durch ein leises Hissen beantwortet. An der Spitze dieser Wachen oder Aufseher steht eine Art Offizier oder Chef von stolzer, militärischer Haltung, der immer das Zeichen zu den zweiminutlichen Schlägen gibt. Bienen sind große Musikliebhaber und unterscheiden Menschen an deren Stimme. Der Engländer Huber, einer der intimsten Kenner des Bienenstaates (obgleich er blind war), erzählt uns, wie sie den Ruf des „Bienenvaters" vernehmen und seinem Commando gehorchen. In Asien versteht man das besser als bei uns. Dort führen Väter ihre Bienen auf's Feld und lassen sie nach Herzenslust weiden in den würzigen Blumenkelchen, bis sie ihnen auf eine eigenthümliche Weise pfeifen und sie sich dann folgsam wieder nach Hause führen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Sylben-Räthsel.

Die beiden Ersten hast du alle Tage,
Sie sind zum Leben nöthig dir, wie Luft;
In großer Menge werden sie zur Plage,
Und ledig wirst du sie erst in der Gruft.

Die Letzte von den Ersten ist erfüllet,
Ihr eigentlicher Werth beruht allein
In ihnen, aller Weisheit Kern umhüllet
Des schlichten Wortes anspruchloser Schein.

Das Ganze ist die Letzte, und bestehen
Muß es, wie diese selbst, durch jene Zwei.
„Ich hab's!" ruft Hans — „es kann nicht anders gehen,
„Das ist wohl: Plagegeist — bei meiner Treu!"

Mit Nichten, lieber Hans! Denn keine Plagen
Send' ich den Fleiß'gen; Faulen nur allein
Bin ich zur Last, und in der Jugend Tagen
Mag's auch bei dir der Fall gewesen seyn.

Auflösung des Sylben-Räthsels in № 139:

Wermuth.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 141. Sonntag, 25. November **1855.**

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

Der Magister hatte Recht gehabt.

Eine Todtenblässe überzog des armen Philipps Gesicht, während er das verhängnißvolle Papier, das sein ganzes Lebensglück mit einem Schlage vernichtete, in der bebenden Hand hielt.

So traf ihn die reizend geschmückte Josephine, die in diesem Augenblicke eintrat.

„Was ist das?" fragte sie überrascht und indem sie einen vorwurfsvollen Blick auf Meta warf.

Ungeachtet seiner furchtbaren Verfassung hatte Philipp diesen Blick bemerkt.

Meta wollte sich rechtfertigen. Josephine befahl ihr, das Zimmer zu verlassen.

Philipp war mit seiner Gattin allein. Er sah sie mit Blicken des tiefsten Schmerzes, der bittersten Verzweiflung an.

„Philipp," sagte Josephine ruhig, „ich errathe Alles."

„Und Du zitterst nicht?" rief er aus unter Thränen. „Du hast den Muth, mit dieser Miene dem schwer betrogenen Gatten unter die Augen zu treten, während er die Beweise Deiner Schuld, Deines gräßlichen Betruges in der Hand hält?"

Die junge Frau zuckte leicht zusammen, dann aber kehrte ihre vorige Ruhe zurück.

„Philipp," sagte sie, „ich beklage den unglücklichen Zufall, der Dir ein Geheimniß verrieth, das Du erst später erfahren solltest. Ich beklage ihn doppelt, da er mir zeigt, wie leicht Dein Vertrauen zu mir zu erschüttern ist."

„Großer Gott, das ist zu viel!" rief Philipp. „Madame, kennen Sie den Inhalt dieses Briefes?"

Sie bebte zurück vor dem plötzlich veränderten Tone.

„Ich kenne ihn!" sagte sie mit Würde.

„Wollen Sie mich nicht glauben machen, daß diese Zeilen nicht an Sie gerichtet sind?"

„Nein, mein Herr, denn ich müßte lügen!"

„O, Sie vermuthen ohne Zweifel, daß alles Läugnen umsonst ist! Oder, was noch schlimmer, Sie halten es wohl nicht einmal der Mühe werth, sich zu entschuldigen! — Ziehen Sie getrost den Vorhang weg, Madame, der mir bisher Ihre listigen Manöver bedecken sollte. Zeigen Sie sich, wie Sie sind, denn mehr kann ich ja nicht erfahren, um zu begreifen, daß ich mich wie einen Knaben habe gängeln lassen."

„Philipp," entgegnete Josephine würdevoll, „Sie sind mein Gatte, — ich fordere von Ihnen das Vertrauen, das Sie der schulden, die mit Ihnen ein Bündniß für das Leben eingegangen. Wie ich sehe, verurtheilen Sie mich, ohne mich zu hören. Sie halten mich eines Verbrechens an meinen heiligsten Pflichten fähig, nachdem Sie meine Ansichten von Recht und Pflicht kennen gelernt haben. Das ist ein unzweideutiger Beweis, daß Sie meine bisher beobachtete Handlungsweise und meine so oft ausgesprochenen Grundsätze für Heuchelei und für Verstellung halten!"

Der junge Mann war immer noch mehr Liebhaber als Gatte und darum hatte er nur sein vernichtetes Lebensglück im Sinne. Sein Schmerz ward von einer Stimme übertönt, die ihm zurief: Sie kann nicht lügen und warum sollte sie dich verrathen? — Er sah zu ihr empor, um den Ausdruck ihres Gesichts zu prüfen. Die reizenden Züge Josephinens waren zwar blaß, aber es sprach sich eine würdevolle Ruhe darin aus, die der gewandtesten Heuchlerin zur Ehre gereicht haben würde, wenn sie erkünstelt gewesen wäre. Ein Mann, der mit der ersten Gluth der Leidenschaft liebt, der den sicheren Blick des ruhigen

Digitized by Google

Ehemannes noch nicht besitzt, mußte sie für wahr halten. Und Josephine war ja kaum erst seine Gattin, sie war für ihn noch die Geliebte voll Reiz und jugendlicher Frische. Der Gedanke an das süße Bekenntniß, das sie ihm erst gestern abgelegt, paralysirte seine Aufregung. Es lag, trotz der schweren Anklage durch den Brief, so viel Entschuldigung in den obwaltenden Verhältnissen, daß er sein Verdammungsurtheil nicht auszusprechen wagte.

„Josephine!" rief er bewegt — „was soll ich von dem Briefe halten? Was läßt er mich nicht Alles voraussetzen! Und ich müßte Dich weniger lieben, sollte ich so ruhig bleiben, wie Du es vielleicht forderst. Der Schreiber dieser Zeilen muß entweder ein Roué oder ein Narr seyn!"

„Er ist keins von Beiden, mein lieber Freund," sagte sie mit ruhiger, fester Stimme; „die Briefe eines Boshaften theile ich meinem Gatten mit, wenn es mir nicht gelingt, ihn in achtunggebietender Ferne zu halten, und die eines Narren anzunehmen verschmähe ich, weil alle meine Neigungen, selbst meine Eitelkeit, durch den Besitz meines Gatten befriedigt werden. Es soll dies keine Schmeichelei seyn, Philipp, um Dich zu entwaffnen; aber ich spreche es aus, weil ich nicht will, daß Du irgend einen Zweifel über meine Person hegen sollst."

„Dann fordere ich Aufklärung von Dir, Josephine!"

„Du wirst sie zu der Zeit erhalten, die mir die natürliche Entwickelung der Dinge vorschreibt. Du lächelst mit zuckenden Lippen, Philipp, und ich glaube Hohn in Deinen Zügen zu lesen: ist dies das Vertrauen, das Du mir so oft ausgesprochen hast? Habe ich Dir zu viel zugemuthet, wenn ich auf Dein unbedingtes Vertrauen baue? Es war bisher mein Stolz, einem Manne anzugehören, der mich achtet und liebt, weil er jede Falte meines Herzens kennt, — jetzt sehe ich, daß ich mich getäuscht habe. Du kennst mich nicht, Philipp, sonst würdest Du einen so furchtbaren Verdacht nicht hegen, der mich zu einer Verbrecherin, zu einer Courtisane herabwürdigt. Philipp," fügte sie feierlich hinzu, „ich habe Dir vor dem Altare Liebe und Treue geschworen — ich erfülle eine traurige Pflicht, aber ich erfülle sie dem Gatten unaufgefordert: ich schwöre es bei Gott, daß ich meinen ersten Eid nie verletzt habe!"

„Großer Gott, Josephine, aber dieser Brief?"

„Ich würde ihn Dir selbst vorgelegt haben, sobald die Zeit dazu gekommen wäre."

„Gib mir jetzt Aufklärung, nicht wegen Deiner, sondern wegen meiner!" bat Philipp.

„So genügt Dir mein Schwur nicht?" fragte sie, bestürzt zurückweichend. „Ich habe Gott zum Zeugen angerufen und Du vermagst Dich nicht zu beruhigen? Das ist mehr, als ich gefürchtet habe!"

Sie trocknete mit ihrem weißen Spitzentuche eine Thräne aus dem großen Auge, während sich ein tiefer Seufzer ihrem Busen entrang.

„Philipp," begann sie nach einer kurzen Pause, „ich konnte zwar diesen unglücklichen Zufall nicht voraussehen, ebensowenig als ich Dein grenzenloses Mißtrauen fürchtete; um aber so viel als möglich Deine Ruhe zu sichern, habe ich Dich von heute an stets um mich haben wollen, damit Du Zeuge aller meiner Handlungen wärst. Die Landpartie sollte Dich für den ganzen Tag an mich fesseln."

„Wohlan, Josephine, so zeige Dich von diesem Augenblicke an öffentlich als meine Gattin!"

„Du kennst die Rücksichten, aus denen ich die Oeffentlichkeit meide," antwortete sie im Tone wehmüthigen Schmerzes; „aber bleibe von diesem Augenblicke an bis zu unserer Abreise bei mir, und bist Du dann nicht vollständig befriedigt, kannst Du mir Dein volles Vertrauen nicht zurückgeben, so füge ich mich in jeder Beziehung Deinem Willen. Die soeben stattgehabte Unterredung werde ich vergessen, ich verspreche es Dir! Behalte den Brief, Du wirst seiner vielleicht bald bedürfen."

Der Stolz des Ehemannes und die Eifersucht des Liebhabers ließen ihn schweigend einwilligen. Nachdem Meta gemeldet, daß der bestellte Wagen angekommen sey, bot Philipp seiner Frau den Arm und führte sie hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

Sprache und Musik in der Natur.

(Fortsetzung.)

In allen Ameisen- und Bienenstaaten herrscht eine sehr ausgebildete Telegraphensprache vermittelst der Fühlhörner. Der Tod der Königin ist im Augenblicke durch das ganze Land telegraphirt. Menschen sehen dann blos geheimnißvolle Bewegungen, hören aber keinen Ton, obgleich jede Bewegung Lufterschütterungen erzeugt, die auch uns hörbar seyn würden, wenn wir das Ohr so bewaffnen könnten wie das Auge, durch 2—4000 Mal vergrößernde oder näherbringende Mikro- und Teleskope. Auch „Wachsen" ist Bewegung, so daß

Digitized by Google

man am Ende noch wirklich das Gras wachsen hören könnte. Huber versichert, daß die Sprache der Bienen nicht blos Zeichensprache seyn könne, sondern die Bewegungen hörbar seyn müßten. — Ameisen, die sich begegnen, erzählen sich unterwegs vermittelst der Fühlhörner lange Geschichten und bestimmte Thatsachen, wofür es so viele Beispiele gibt, daß wir sie im Allgemeinen als bekannt voraussetzen.

Mancher Gefangene erwarb sich in der einsamen häßlichen Spinne den einzigen, treuen Freund seines lebendigen Todes. Fauzun, Quatermère d'Ijonville und andere berühmte Gefangene gingen mit ihren Spinnen um wie mit den treuesten Freunden. Sie ließen sich aus deren Händen füttern und kamen freudig herangekrochen, wenn sie gerufen wurden. Die Gefängnißwärter ahmten den Ton vergebens nach: die Spinnen kannten und unterschieden die Stimme ihres Freundes. Gänse retteten einst durch ihr Geschrei das Kapitol in Rom — d'Ijonville's Spinnen ihren Freund. Er hatte ihr Wetterprophezeiungstalent studirt, aus welchem er auf einen frühen harten Winter schloß. Deßhalb sandte er den Franzosen Nachricht, daß die Sümpfe und Seen Hollands bald vom Eise überbrückt werden würden. Der Frost kam, die Franzosen liefen darüber hin, nahmen Holland und gaben dem Gefangenen die Freiheit.

Selbst die gehässige Kröte hat sich zuweilen als fein gehorsamer, talentvoller und angenehmer Gesellschafter bei Gefangenen eingefunden. Sie kommen des Nachts heraus aus ihren Schlupfwinkeln auf den Ruf ihres Freundes, nehmen Fliegen aus seiner Hand und kehren wieder zurück, sobald sie merken, daß sie nicht mehr angenehm sind. Es sind Beispiele bekannt, daß sie immer blos in Zeiten kamen, wenn der Gefangenwärter nicht zu fürchten und Alles sicher war, Beispiele, daß sie immer zu einer bestimmten Stunde herauskamen, als hätten sie eine richtig gehende Wanduhr in ihrem Logement.

Die Schlangen haben Ohren so fein wie ihre Zungen und sind leidenschaftlich musikalisch. Die Haubenschlange in Westindien ist zuerst ungemein wild und wüthend, — der „Beschwörer" macht sie durch Schläge noch wüthender, um die zauberische Wirkung seiner singend gesprochenen Schmeichelworte desto effektvoller zu zeigen. Jetzt erhebt er seine Hand wie zum Schlage. Die Schlange folgt jeder Bewegung mit den brillenartig umzeichneten Augen und spielender Zunge, um den Schlag augenblicklich durch einen giftigen Biß zu bestrafen. Aber der Blick und das Wort des rothbraunen Indianers hält sie im Zaume — jetzt mit einer pfeifend ausgestoßenen Drohung, dann wieder plötzlich mit süßtönendem Schmeichelwort. Singt und musicirt er nun, erhebt die Schlange entzückt das Haupt nach den Tönen hin und lernt bald nach dem Takte in graziösesten Wendungen und Windungen ihre Freude veranschaulichen. Schon Plinius erzählt von einer afrikanischen Menschenrace, die allein durch ihren Blick Schlangen zähmten. Am Nil oben in Nubien gibt es noch Schlangenrufer, die durch genaue Nachahmung der Sprachtöne der Schlangen dieselben aus jedem Winkel und Risse hervorzwingen und mit ihnen machen können, was sie wollen — eine Kunst, die sich auch Napoleon in Aegypten umständlich zeigen ließ.

Auch Vipern und Nattern sind weder taub noch stumm. Ihr feines Ohr wird ihnen zum Verderben, — man musicirte sie namentlich in früheren Zeiten sehr fleißig aus ihren Verstecken hervor, um kostbaren Theriak aus ihrem Fleische zu kochen, wie jetzt noch in Italien und Frankreich geschieht. In Italien kann man oft grimmige, zigeunerartige Kerle inmitten eines großen Reifes stehen und eigenthümlich pfeifen hören. Bald gleitet eine bunte Natter hervor, eine andere kommt hinzu, eine dritte, eine vierte u. s. f. Sie stellen sich mit ihren fleckigen Leibern am Reife rings auf, freudig starrend mit ihren glänzenden Augen und entzückt horchend, um sich von der Zange des Zauberers eine nach der andern fangen und in den Sack stecken zu lassen. Er verkauft sie an Doktoren, Apotheker und Droguerieshändler, die sie lebendig, in Sägespähne verpackt, im ganzen Lande umher verschicken. In Frankreich wirft man irgend eine gefangene Schlange in siedendes Oel, deren zischender Schmerzensschrei nun oft Hunderte aus ihren Schlupfwinkeln hervorlockt, — sie werden mit Lederhandschuhen ergriffen und dann in Sicherheit gebracht.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Theatersänger ehemals und jetzt.) Nach einem offiziellen Status der großen Oper in Paris vom Jahr 1773 bestand der Gagen-Etat wie folgt: Erste Sängerin 1500 Livres jährlich; die andern im Verhältniß bis zu 700 L. herab. Die Tenoristen bekamen dasselbe; die Bassisten als höchste Gage 1000 L., Choristen 100 L.; erste Tänzer und Tänzerinnen 1000 L., zweite

Digitized by Google

von 5= bis 900 L., der Kapellmeister 1000 L. In dem genannten Jahre bestand das gesammte Personal aus 126 Köpfen, welche zusammen 67,050 L. erhielten. Jetzt reicht diese Summe für manche Sängerin nicht aus. In Deutschland steht es nicht besser. Mancher ausgekrähte Gockelhahn möcht' es wohl haben, wie Tanne im „Vater der Debütantin", zwölf Monate Urlaub und 20,000 fl. jährlich mit voller Pension. Nur zu! Warum sollen sie es nicht fordern, so lange man es ihnen bereitwillig gibt?

Ein Brüsseler Juwelier, Hr. Wisset, hat aus Italien wohl den schönsten Smaragd herbeigeholt, der in der Welt existirt; er wiegt 858 Karat und zeichnet sich durch eine selten gesehene Regelmäßigkeit der Form aus.

Man hat in Paris die Erfindung gemacht, auf galvanischem Wege so rasch zu vergolden und zu versilbern, daß die Aufträge sofort im Beisein des Bestellers ausgeführt werden können.

Der Gemeinderath von Buffalo beschäftigt sich gegenwärtig mit der großartigen Idee, den Vereinigten Staaten und Canada eine ungestörte Passage über den Niagara durch Erbauung eines Tunnels unter demselben zu verschaffen, dessen Kosten auf ca. 800,000 Doll. veranschlagt sind.

Die Verbreitung mancher amerikanischen Zeitblätter übertrifft die der alten Welt bei weitem und selbst die „Times" in London dürfte den New-Yorker Blättern „Herald" und „Tribune" nachstehen. Letzteres Blatt gibt täglich 29,500 Exemplare aus, setzt von seiner halbwöchentlichen Ausgabe 14,175 Exempl. ab, von seiner wöchentlichen, für Europa berechneten 136,500 Exempl., von seiner für Californien gedruckten 6000, was im Ganzen einen Absatz von 186,175 Exempl. beträgt.

Die Herbstpflanzung von Kartoffeln, welche seit 1853 in Frankreich probeweise versucht wurde, hat besonders im Allier-Departement gute Erfolge geliefert. Der Vicomte de Montignac erntete von 12 Aren Kartoffeln, die er im Oktober 1853 gepflanzt, 35 Hektolitres Kartoffeln, während 12 Aren im März gepflanzter nur 19 Hektol. ergaben. Im Jahre 1854 pflanzte er im November auf einem mageren, reinen, aber sehr leichten und trockenen Boden von 60 Aren 10 Hektol., von denen er 90 Hektol. der ausgezeichnetsten Kartoffeln erntete.

„Former's Magazin" gibt ein probates Mittel, Eier ein Jahr lang frisch zu erhalten. Man nimmt $4^1/_2$ Litres Wasser, läßt darin 1 Pfd. ungelöschten Kalk vergehen und das Ganze 24 Stunden stehen. Dann setzt man die Eier hinein und hat nur die einzige Vorsicht zu gebrauchen, beim Herausnehmen derselben das Wasser nicht zu sehr durcheinander zu rütteln.

Buchstaben-Räthsel.

4 5 2 1 2.

Ich trenne nicht, ich binde nur,
Beseele gern die Herzen;
Ich bin des Ew'gen treue Spur,
Ich lind're gerne Schmerzen.

1 5 1 2 4.

Auf mich legt man sehr hohen Werth,
Ich warne, tröste, stille;
O wohl dem, der mich nicht entbehrt,
Dies ist des Höchsten Wille.

6 2 1 2 4.

Ich bin der dunkeln Nächte Freund,
Erhebe mich zur Höhe,
Entfliehe, wenn die Sonn' erscheint,
Damit das Aug' sie sehe.

1 5 2 6 2.

Glied eines Staates nenn' ich mich,
In dem ich eifrig schaffe;
Mein Nutzen ist gar groß für dich,
Schmerz bringt dir meine Waffe.

6 5 4.

Der Erde Schooß gibt mir mein Seyn,
Es bricht sich oft mein Spiegel,
Ich überschwemme dann den Stein
Dort auf dem trock'nen Hügel.

1 2 3 4 5 6.

Man findet mich im deutschen Land,
So groß, so schön, so prächtig;
Mein Volkswitz ist wohl allbekannt,
Mein Herrscher ist gar mächtig.

Auflösung des Sylben-Räthsels in № 140:
Wörterbuch.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 142. Dienstag, 27. November 1855.

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

Während des ganzen Tages bewiesen sich die beiden jungen Gatten jene Aufmerksamkeiten, die nicht völlig frei von Affektationen sind. Ihre Blicke verriethen eine erzwungene Heiterkeit, welche diejenigen zu erkünsteln sich bemühen, die sich selbst täuschen wollen. Philipp konnte trotz der erhaltenen Versicherungen seine Zweifel nicht verbannen und Josephine, die den Zustand ihres Gatten zu beurtheilen vermochte, empfand Besorgnisse und ein inniges Mitleiden. Aber Beide liebten und hatten sich zu rein geliebt, als daß sie nicht auf eine glückliche Lösung der Dinge hoffen sollten. Josephine beobachtete mit klugem Takte ein Benehmen, das den Verdacht von ihr entfernte, als wollte sie den Argwohn ihres Gatten durch übergroße Zärtlichkeiten einschläfern. Eine schmerzliche Freundlichkeit verrieth, daß es ihr einige Ueberwindung kostete, das gegebene Versprechen zu halten. Sie machte die Zeit zur Rückkehr von Philipp abhängig und dieser schob sie so weit als möglich hinaus. — Es war zehn Uhr Abends, als sie die Stadt wieder erreichten. Nach dem Nachtessen wollte der junge Mann sich entfernen.

„Wohin?" fragte lächelnd Josephine.

„Nach meiner Wohnung."

„Dort ist Dein Schlafzimmer, Philipp; es wird durch eine Thür von dem meinigen getrennt. Hast Du unser neues Uebereinkommen vergessen?"

„Ich habe mir vorgenommen, Dir ferner nicht mehr zu mißtrauen."

„Und Deine Frau fordert von Dir, daß Du bleibst. Sie wird die Gewährung dieser Forderung für den Beweis halten, daß Du sie nicht für schuldig hältst. In Deiner Wohnung weiß man, daß Du auf einige Zeit verreist bist."

„So füge ich mich, weil Du es willst."

Philipp zitterte unter dem Kusse, den ihm das reizende Weib zur guten Nacht auf den Mund drückte. Er betrat sein Schlafgemach und machte seine Nachttoilette. In welcher sonderbaren Lage befand er sich! Er war ein Gast bei seiner eigenen Frau und zugleich ein Hüter. Tausend Gedanken, tausend Vermuthungen durchkreuzten seinen Kopf. Was kann sie beabsichtigen? fragte er sich. Warum treibt sie mit einem Dritten ein Spiel, das mir und ihr gefährlich werden kann? — Er zog noch einmal den Brief hervor, den er in seiner Tasche verwahrt hatte, und las ihn. Dann blieb er gedankenvoll in dem Sessel sitzen. Und war es auch nur ein Spiel, das sie trieb, es bemächtigte sich seiner ein Schmerz, den die Erinnerung an das bisher genossene Glück vermehrte. Aber die trauernde Liebe, der die feste Ueberzeugung des nur augenblicklich getrübten Glücks bleibt, gewährt eine bald freudige, bald schmerzliche Wollust und Philipp empfand diese Wirkungen in einem Maße, daß ihn der Schlaf floh.

Mitternacht war vorüber und noch immer saß er neben dem Tische, auf dem das fürchterliche Papier lag. Die Kerze war tief herabgebrannt. Da öffnete sich leise die Thür und Josephine schlich leise herein. Als sie den sinnenden Gatten erblickte, der ihr Erscheinen nicht bemerkte, sah sie wie flehend zum Himmel empor, indem sie einen Seufzer unterdrückte. Sie wollte bezaubernd seyn und sie war es in der That. Ein elegantes Negligée von weißem Batist schloß ihre üppigen Formen ein; der Busen war nachlässig verhüllt und das dunkle Haar quoll in wirren Locken auf die blendend weißen Schultern herab. Pantoffeln von violettem Sammt bekleideten den

Digitized by Google

kleinen Fuß. Mit der Miene der Siegerin schlich sie leise näher und legte ihre niedliche Hand, an welcher der Trauring glänzte, über die Augen ihres Mannes. Dann neigte sie sich zu seinem Ohre, daß ihr Athem ihn anhauchte, und flüsternd sagte sie: „Woran denkst Du, Philipp?" Und indem sie ihn an sich drückte, umschlang sie ihn mit ihren Armen, als ob sie ihn seinen bösen Gedanken entreißen wollte. Hierauf küßte sie seine heiße Stirn.

„An Dich!" antwortete er.

„In welch traurigem Tone sagst Du mir das! — Philipp, Du leidest!" fügte sie theilnehmend hinzu.

„Ja, Josephine, ich will es Dir nicht verbergen. So viel ich auch kämpfe, ich kann den Inhalt jenes Briefes nicht vergessen, so lange er mir ein Geheimniß bleibt. Er hat mein Innerstes verletzt, ich muß es eingestehen. Es drängen sich mir Vermuthungen auf, die meine Liebe verwirft. Du bist meine Gattin und meine Gattin hegt Gedanken, die mir unbekannt bleiben sollen? O, ich weiß, was Du sagen willst!" rief er aus, als er sie bitter lächeln sah. „Aber dasselbe habe ich mir tausendmal gesagt seit den zwei Stunden, die ich hier sitze."

Josephine erhob sich und sah mit einem schmerzlichen Lächeln vor sich hin.

„Ich bedaure Dich und mich selbst, Philipp!" sagte sie. „Dich, weil Dein Glück getrübt ist ohne Deine Schuld, und mich, weil ich Dir weniger bin, als ich Dir seyn wollte. Fast muß ich glauben, daß eine Ehe, wie ich sie mir denke, zu den Verhältnissen gehört, die man nicht erschaffen kann, wenn sie der Zufall nicht fügt. Du weißt, daß mich nicht Liebe, sondern nur Dankbarkeit an meinen ersten Mann fesselte, und bei der großen Verschiedenheit unseres Lebensalters konnte dies auch nicht anders seyn. Ich hing an Lindsor wie die Tochter an dem Vater, ich war eine Gattin ohne Gatten. Mein Mann war ein Engländer, begabt mit allen Vorzügen und Schwächen seiner Nation. Er war eitel, selbst stolz darauf, wenn man seine junge Frau bewunderte und ihn darum beneidete; aber nie hat er mich durch Eifersucht oder Verdacht gekränkt. Als man ihn darum befragte, gab er zur Antwort: Wenn ein junges Mädchen die Pflicht der Dankbarkeit so weit ausübt, daß sie ihr junges Leben an ein altes knüpft, daß sie auf das Glück der Liebe Verzicht leistet, nur um die letzten Tage ihres bejahrten Vaters zu verschönen und die Ehre desselben zu retten — dann, mein Freund, ist der leiseste Verdacht ein Verbrechen, dann gibt es keine Charakterconsequenzen mehr in der Welt, wollte man annehmen, daß Josephine meine Ehre verunglimpfen könnte... Hätte nicht schon ein natürliches Prinzip meine Handlungen geregelt, diese Kundgebung eines mich hochehrenden Vertrauens würde mich zu dem größten Opfer befähigt haben. Schon vor der Abreise meines ersten Mannes sah ich Dich und ich verhehle nicht, daß eine Veränderung in mir vorging, die mich zittern machte. Aber ich kannte meine Pflicht und nur erst, als ich dieser entbunden war, folgte ich der ersten Regung der Liebe, die ich bis dahin nicht gekannt hatte. Mein Gatte empfing mich zwar als eine Wittwe, aber ich brachte ihm alle Empfindungen einer Jungfrau mit, die zum ersten Male liebt. Philipp, ich konnte an dem Manne nicht zur Verrätherin werden, den ich nur achtete; soll ich Dich verrathen, den ich liebe und den ich nun auch unbedingt achten muß, nachdem er seinen schönen Charakter so glänzend an den Tag gelegt hat? Du gibst jener armen Familie ein so großes Vermögen zurück und mir verweigerst Du das Geschenk Deines Vertrauens? O mein Gott, jetzt, wo Du mir zum ersten Male beweisen kannst, daß Du mich am höchsten achtest in der Welt, jetzt würdigst Du mich in eine Klasse von Frauen herab, welche die tiefste Verachtung verdienen. Dem Schreiber jenes Briefes glaubst Du — mir nicht! Ich habe Dir genügende Aufklärung versprochen, und doch hältst Du mich für schuldig. Du siehst mein Bemühen, Deinen Argwohn zu verscheuchen, und dennoch hegst Du ihn, Dir und mir zur Pein. O, ich habe schon zu viel gesprochen — ein einziges Wort hätte hinreichen müssen. Philipp, Du liebst mich, aber Du verstehst mich nicht!"

Die letzten Worte hatte sie mit bebender Stimme gesprochen. Sie wandte sich ab und bedeckte ihr Gesicht.

„Josephine," sagte der junge Mann, indem er ihre Hand ergriff, „ich will ruhig seyn, ich verspreche es Dir. So lange ich kann, will ich Dein Geheimniß achten; aber ich wiederhole es, gib mir Aufklärung, nicht wegen Deiner, sondern wegen meiner!"

„Könnte ich, so sollte es gleich geschehen; aber Rücksichten für Dich verbieten es mir. Wäre in jenem Briefe von weniger als von einer Heirath die Rede, ich würde es nicht über mich gewinnen können, Dich länger in dieser Ungewißheit zu lassen, — so aber, mein Freund, prüfe mit dem

Digitized by Google

Verstande und nicht im Herzen. Gute Nacht, Philipp!"

Sie küßte ihn und entschlüpfte rasch in ihr Zimmer.

„Sie hat Recht!" dachte Philipp endlich und ging zu Bett. Er schmeichelte sich mit dem Gedanken, daß ihn nur noch die Neugierde plage, und es gelang ihm, einzuschlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Sprache und Musik in der Natur.

(Schluß.)

Fische gelten für stumm und haben keine sichtbaren Ohren; doch ist es bekannt, daß sie ein sehr feines Gehör haben, — die Karpfen in fürstlichen Teichen lassen sich ja in der Regel durch eine Klingel rufen. Lacepède erzählt von hundertjährigen Karpfen in den Teichen der Tuilerien, welche auf ihre speziellen Namen, die man ihnen gegeben, hörten und sich einstellten, wie sie gerufen wurden, aber nur auf den Ruf Derer, welche sie kannten und liebten, — als königliche Pensionäre verachteten sie den Ruf und selbst die Leckerbissen gewöhnlicher Leute ohne Rang und Geburt. Störe werden durch lautes Schreien in die Netze getrieben, andere Fische durch Trommeln u. s. w., so daß der Gehörsinn der Fische keinem Zweifel mehr unterliegt. Ein Italiener hat neuerdings auf eine brillante Weise nicht nur das feine Ohr, sondern auch den Gehorsam der Fische bewiesen. Er hat eine große Menge derselben so gezähmt, daß sie auf Commando kommen und gehen, steigen und sinken und dabei mit ihren glänzenden Farben spielen. Auch geben sie dramatische Vorstellungen: ein Hecht ergreift eine Forelle und bringt sie herauf in die Hand des Meisters, der sie wieder in Freiheit setzt, u. s. w. (Aus einem Berichte des Engländers J. M. Good.)

Auch Schweine, sonst nicht sehr berühmt wegen großer Geistesgaben, hat man schon so weit in menschliche Kultur gebracht, daß sie bestimmte Worte verstehen und Kunststücke machen lernten. Vor einiger Zeit las ich die Geschichte des berühmten Schweine-Professors vom vorigen Jahrhundert in England, der mit seinen reisenden Säuen viel Ruhm und Geld erwarb, seine Künstler melodisch grunzen, auf zwei Beinen stehen und tanzen ließ; doch hab' ich die Stelle, wo ich's gelesen, nicht wieder finden können, so daß wir dem Professor hier nur ein Denkmal ohne Namen setzen.

Der Seehund im zoologischen Garten zu London steckt seinen merkwürdigen blauen Kahlkopf immer sofort aus dem Wasser und lehnt sich mit seinen ungeschickten Vorderbeinen auf die Steinwand, die seinen Privatteich umschließt, sobald er Menschen sprechen hört, um zu horchen, was sie sagen und Einen nach dem Andern prüfend anzusehen, um zu errathen, was wohl seine Meinung über den fraglichen Gegenstand seyn könne. Leider machen ihm die gefühllosen Engländer nur selten Musik; sobald er aber etwas von den Konzerten vernimmt, die zuweilen im Garten stattfinden, horcht er mit der größten Freude und wedelt im Wasser mit seinem langen Fischkörper und den Flossen dazu ganz taktmäßig.

Die idyllischen Dichter der Alten singen oft von dem Entzücken, mit welchem die weidenden Heerden den Flötentönen ihres Hirten lauschen. Die Schweizerin auf ihren würzigen Bergen oben weiß auch, wie gern ihre Kühe singen und den Kuhreigen spielen hören. Jede Kuh hat ihren Namen und kommt, wenn gerufen; so auch in England, wo man die Kühe überhaupt sehr reinlich und menschlich behandelt und dafür mit reichlicher Milch belohnt wird. Jeder kennt die Königin in jeder Kuhheerde, der sich alle fügen; sie ist überall leicht an ihrer stolzeren Haltung, an der Majestät ihrer Attituden zu erkennen; jede fremde Kuh wird von ihr mit dem fürchterlichen Ernste eines Criminal-Commissarius empfangen; sie weiß, daß sie die beste Glocke trägt; manche ist schon vor Kummer gestorben, wenn man ihr die Glocke nahm.

Manche Thiere hassen gewisse Töne. Der griechische Sophist Akteon, der siebzehn Bücher über die Natur der Thiere schrieb, versichert, daß man den Wölfen keinen größeren Schur thun könne, als wenn man ihnen etwas auf der Flöte vorspiele. Pythagoras, der Musiker, rettete sein Leben vor einer ganzen Heerde wüthendhungriger Wölfe durch die Flöte. In Amerika geigte sich ein ähnlich Angefallener eine ganze Nacht hindurch von diesen gefräßigen Ungeheuern los. Bekanntlich soll der Löwe, der sich sonst nicht gern fürchtet, lieber Meilen weit laufen, ehe er einen gewöhnlichen Hahn krähen hört. Er theilt diese Idiosynkrasie mit dem großen Krieger Wallenstein. Ob unser Hausfreund Phylax so jämmerlich über Musik heult aus Rührung oder Abscheu, wissen wir kaum. Diese unsere liebe Erde wäre dreimal schöner, wenn Hinz der Kater und Kuni die Katerine ihre Liebespein und ihre minniglichen Herzensergüsse im Mondschein draußen etwas

Digitized by Google

melodischer und mehr piano oder gar nicht äußerten. Diese Katzenmusik ist die schauderhafteste Pfeife in dem großen Orgelconzerte der Natur. Mutter Natur, sonst ziemlich vernünftig und anständig, zeigt hier eine Barbarei, eine Freiheit, um welcher willen ich ihr meine Meinung gehörig sagen werde, sobald ich sie einmal persönlich treffe. —

Mannigfaltiges.

Das germanische Museum in Nürnberg hat in den letzten Wochen den zweiten Jahresbericht seiner erfolgreichen Wirksamkeit und wachsenden Fortschritte veröffentlicht, und mit Freude begrüßen wir die Aufschlüsse über die äußere und innere Festigung und Ausdehnung, welche dieses segensreiche Unternehmen seit einem Jahr gewonnen hat, das als Gemeingut der deutschen Nation ein Gesammtspiegel deutscher Vergangenheit, deutscher Geschichte, Wissenschaft und Kultur zu werden verheißt. Die Mittheilungen, welche der Jahresbericht über das Wachsthum seines Körpers gibt, sind überraschend günstig. Die jährliche Einnahme des germanischen Museums ist durch zahlreiche Beiträge wie regelmäßige Zuschüsse allerhöchster Personen, Corporationen und Städte gegen das vorige Jahr allein um das Vierfache, bis zu 6000 fl., gestiegen. Die Bibliothek ist nahe auf 18,000 Bände, die plastischen Werke zu 300, Gemälde über 100, Handzeichnungen und Miniaturen über 200, Kupferstiche und Holzschnitte über 10,000, Münzen und Medaillen über 2000, Siegel über 3000, Waffen und Geräthschaften an 800, historische Abbildungen über 5000 angewachsen, und zwar Alles aus der Zeit vor 1651, wozu die bis jetzt gemietheten Lokalitäten von 17 Zimmern kaum mehr ausreichen. Außerdem sind dem Museum zahlreiche Beiträge von Abgüssen, Nachbildungen, Doubletten, Copien und Material aller Art aus fürstlichen Archiven, von Alterthumsvereinen und Studienanstalten, wie alle einschlägigen Werke von bereits 224 Buchhandlungen zugesagt worden. So viel von äußeren Förderungen. Von innerer Erstarkung und organischer Entwicklung zeugt, außer der größeren Entfaltung der verschiedenen Ausschüsse, die vollständige Edition der Kataloge, die Bildung eines Aktienfonds, zahlreiche Anknüpfungen behufs Einrichtung einer photographischen Anstalt, galvanoplastischer Apparate und des Natur-Selbstdrucks, wie überhaupt die Hereinziehung aller neueren Erfindungen für die „Gesammt-Repräsentation des deutschen Lebens in effigie"; außerdem aber die inneren Gelehrtenarbeiten, wohin das Generalrepertorium mit Register über eigenen und fremden Quellenvorrath zählt, nebst den literarischen Publikationen des Museums, wie schließlich die Beantwortungen wissenschaftlicher Anfragen und Besorgung künstlerischer Aufträge. Allen diesen Zweigen, in umfassender Thätigkeit zusammengenommen, eröffnet sich somit ein vielverheißendes und großartiges Bild dieses nationalen Unternehmens, das, mit so wenigen Mitteln begonnen, in so kurzer Zeit unter der rühmlichen Leitung des Freiherrn von Aufseß zu einer so schönen Blüthe sich entfalten konnte.

Von der internationalen Jury der Pariser Ausstellung ist in der ersten Klasse (Bergwerksprodukte und Metallurgie) Bayern eine Medaille von Bronce für die Direktion der Bergwerke und Salinen von Bayern in München und eine ehrenvolle Erwähnung für die HH. Lamarche u. Schwarz in St. Ingbert zuerkannt worden.

Charade.

Um die Ersten zu erlegen,
Zieht der Waidmann froh hinaus
Und kehrt oft mit reichem Segen
Schwerbeladen dann nach Haus.
Sind jedoch die letzten Beiden
Nicht geübt, nicht scharf und rein,
Wird gewiß zu allen Zeiten
Kärglich nur die Beute seyn.
Wird er noch gedrückt vom Ganzen,
Bleibt oft Tasche leer und Ranzen.

Homonyme.

Ich bin das Scheußlichste, was es auf Erden gibt,
Und doch bin ich als Putz bei Vielen sehr beliebt.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in № 141:
Liebe — Bibel — Nebel — Biene — Nil — Berlin.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 143. Freitag, 30. November **1855.**

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

Wenn ein Gewölk den klaren Horizont zweier Liebenden getrübt, die das höchste Glück in dem gegenseitigen Austausche ihrer Gefühle gefunden, so bleibt stets eine Spur in den Genüssen zurück, nachdem es sich wieder verzogen hat. Wie das Land nach dem Regen sich erfrischt, so wird die Liebe entweder lebendiger, oder die Erschütterung dauert fort, wie der Donner, der noch einige Zeit bei hellem Sonnenscheine nachhallt. Die Liebe vermehrt oder verringert sich.

Der unbekannte Bewerber hatte versprochen, am andern Tage zu erscheinen. Philipps Unruhe läßt sich denken. Er beobachtete Josephine — sie war liebenswürdig und unbefangen wie immer. Durch kein Wort, keine Miene verrieth sie, daß eine wichtige Katastrophe bevorstehe. Als sie gegen Mittag aus ihrem Boudoir trat, hatte sie eine reizende Toilette gemacht.

„Willst Du ausgehen?" fragte Philipp Josephine.

„Nein — es ist möglich, daß ich Besuch erhalte."

Und dabei lächelte sie erröthend. Dann hing sie sich an seinen Arm und ging so mit ihm im Zimmer auf und ab.

Plötzlich ward draußen die Glocke gezogen.

Die beiden Gatten blieben stehen und sahen sich an. Philipp glaubte zu bemerken, daß Josephinens Hand zitterte.

„Willst Du den Besuch allein empfangen?" fragte er.

„Du bist mein Gatte und hast zu bestimmen."

In diesem Augenblick trat Meta ein und meldete mit lauter Stimme, daß ein Fremder, der sich Major v. Wildau nenne, Madame zu sprechen wünsche.

Philipp erbleichte.

„Major v. Wildau?" wiederholte er.

„Hier ist seine Karte," sagte die Kammerfrau und verneigte sich.

„Er ist's!" murmelte der junge Mann, nachdem er den Namen auf dem eleganten Blatte betrachtet hatte. „Was mag er wollen?" fragte er in sichtlicher Bestürzung.

„Wir werden es erfahren, wenn wir ihn empfangen," antwortete Josephine ruhig.

„Meta, führen Sie den Fremden in den kleinen Saal!" befahl Philipp.

Die Kammerfrau entfernte sich.

„Was ist Dir, lieber Mann? Die Ankunft des Majors hat Dich in eine seltsame Aufregung versetzt. Kennst Du ihn?"

„Ich glaube. Josephine, empfange ihn zunächst allein. Du wirst mir gestatten, daß ich in dem kleinen Kabinete der Unterredung beiwohne, das durch einen Vorhang von dem Saale getrennt wird. Weder Eifersucht noch Mißtrauen veranlassen mich, ein unsichtbarer Zeuge zu seyn, — ich schwöre es Dir, Josephine! Der Major wird ohne Zweifel nach mir fragen; aber nimm seine Aeußerungen mit Vorsicht auf, er ist ein grober, auf seinen Reichthum pochender Hagestolz, der eigentlich abgewiesen zu werden verdiente. Doch fürchte nichts, — sollte er Dich beleidigen, selbst nur durch ungeziemende Worte Dich kränken, so steht Dein Mann Dir zur Seite. Er ist meinetwegen gekommen und wenn Du es kannst, so verbirg ihm unsere Heirath, ich selbst werde sie ihm mittheilen."

„Jetzt spielst Du den Geheimnißvollen!" sagte die junge Frau, indem sie lächelnd mit dem Finger drohte. „Hegte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen zu meinem Manne, ich würde schließen müssen —"

„Schließe und denke nichts, Josephine, was

Digitized by Google

Du auch von dem Major hören wirst. Gleich nach seiner Entfernung will ich Dir Aufschlüsse geben."

Josephine verneigte sich und ging in den Saal, indem sie vor sich hinmurmelte:

„O, ich bedarf dieser Aufschlüsse nicht, denn ich weiß bereits Alles!"

„Was ist das?" fragte sich Philipp — „der Major sucht meine Frau auf? Der brutale Mensch ist sicher nur gekommen, um mir zu schaden. Aber wie kann er wissen, daß ich mich in Leipzig aufhalte? Wer hat ihm meine Verbindung mit Josephinen entdeckt?"

So leise, als es seine Aufregung erlaubte, schlich er in das Kabinet. Als er die Falten der grünen Gardine ein wenig auseinanderzog, sah er den Gast neben seiner Frau auf dem Sopha sitzen, das dem Verstecke gegenüberstand. Der Lauscher konnte genau die in einer Unterredung begriffenen Personen beobachten.

„Er ist es!" flüsterte Philipp, der leise bebte. „Ich werde seinen bösartigen Plan auf eine Weise vereiteln, daß er mir nie wieder in den Weg treten soll!"

Wie erstaunte Philipp, als er sah, daß der Major die Hand seiner Frau ergriff und in einem zärtlichen Tone, den er bei dem derben Soldaten nie gekannt, flüsterte:

„Nicht wahr, Madame, Sie erlauben mir, daß ich dem Drange meines Herzens folgen und Sie Josephine nennen darf?"

„Herr Major, jeder Ausdruck Ihrer Achtung und Zuneigung ist mir willkommen!" antwortete sie, sichtlich bemüht, von dem Lauscher deutlich verstanden zu werden.

„O, zweifeln Sie nicht, daß Sie beide Empfindungen lebhaft in mir angeregt haben. Daß ich völlig mit mir im Klaren bin, habe ich bereits in meinem Briefe angezeigt. Sie sind die Frau, wie ich sie mir wünsche, und darum empfangen Sie den Verlobungsring."

Fast hätte Philipp seine Anwesenheit verrathen, als er in dem Major den Heirathskandidaten kennen lernte, der ihm so viel Sorgen gemacht hatte. Statt in der gefürchteten bösartigen Absicht, war der Major in der zärtlichsten von der Welt gekommen — er wollte die reizende Josephine heirathen.

„Warum mystifizirt sie den Major?" fragte er sich zitternd. „Wo hat sie ihn kennen gelernt? wo hat die Annäherung stattgefunden? In welcher Absicht hat sie diese seltsame Heirathsgeschichte eingeleitet?"

Bald sollte er die Antwort auf diese Fragen erhalten.

„Bevor ich Ihren Ring annehme," sagte jetzt Josephine, „muß ich Ihre Bedingungen kennen lernen."

„O mein Gott!" rief der begeisterte Major — „reden wir nicht von Bedingungen! Doch ja, eine Bedingung habe ich zu stellen."

„Und welche?"

„Daß der Verlobung sofort die Vermählung folgt. Ich habe einen wichtigen Grund, meine junge Frau sogleich mit mir zu nehmen."

„Fürchten Sie meine Untreue, wenn Sie mich noch einige Zeit in Leipzig zurücklassen?" fragte Josephine lachend.

„Nein, Josephine, nein! Bei meiner Ehre als Soldat, nachdem ich Ihre Grundsätze kennen gelernt, kann es mir nicht einfallen, den leisesten Verdacht zu hegen. Die Eifersucht ist in meinen Augen das häßlichste Laster an einem Bräutigam oder Ehemann. Beweist sie nicht, daß er sich unfähig fühlt, das Herz seiner Geliebten ganz auszufüllen? oder daß man ihr nicht trauen darf? Madame, regte sich Mißtrauen in mir, so würde ich Ihnen diesen Ring nicht anbieten."

„Und dennoch wollen Sie mich sofort mit sich nehmen!"

„Der Grund liegt bei mir, Madame, und ich will ihn nicht verhehlen. Sie erinnern sich, daß ich von einem erzliederlichen Neffen sprach, dem Sohne meiner verstorbenen Schwester."

„Ganz recht."

„Dieser Bursche wäre mein Erbe, wenn ich ohne Kinder bliebe. Vor länger als einem Jahre erfuhr ich, daß er in Berlin ein leichtfertiges Leben führe und daß er mit einer Frau von höchst zweideutigem Rufe sein väterliches Vermögen vergeude. Ich hätte mich den Teufel um ihn gekümmert, wenn nicht ein Testament meines Vaters vorhanden wäre, wornach mein Gut Wildau auf meine Schwester oder deren Kinder übergehen solle, wenn ich unverheirathet bliebe. Der einzige Junge meiner Schwester, Philipp, kennt die Testamentsklausel und darum wirthschaftet er eben darauf los, wie sein Vater, der leichtsinnig und pflichtvergessen seine arme Frau in das Grab gebracht hat. Das Sprichwort bewährt sich: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Ich schrieb also vor ungefähr einem Jahre an meinen saubern Neffen und ermahnte ihn, seine kostspielige Geliebte und sein verschwenderisches Leben aufzugeben. Ja, da kam ich schön an! Die Geliebte, eine von ihrem Manne getrennt lebende Frau, muß

Digitized by Google

ihn völlig in ihrer Gewalt haben, denn er antwortete mir in einem höchst impertinenten Tone, daß ihm seine Geliebte mehr werth sey, als der Onkel, der außerdem als ein Hagestolz die Liebe nicht zu beurtheilen verstehe. Zugleich rieth er mir, mich um seine Verhältnisse ferner nicht zu kümmern und ruhig meine Aecker zu bebauen..."

(Fortsetzung folgt.)

Die Egestorf'sche Speiseanstalt in Linden (bei Hannover).

Nicht leicht hat eine ausschließlich im Interesse der ärmeren Klasse errichtete Anstalt innerhalb so kurzer Zeit größere Anerkennung und Beifall gefunden, als die oben bezeichnete. Der Gründer derselben, Fabrikant Egestorf, hat sich daher veranlaßt gesehen, eine ausführliche Beschreibung der Anlegung und des Betriebs der Speiseanstalt zu veröffentlichen, womit zugleich eine genaue Uebersicht der Rechnungsergebnisse der ersten sechs Wochen verbunden ist. Wir entnehmen daraus Folgendes:

Der Zweck der Anstalt ist, den Fabrik- und andern Arbeitern, sowie den mit geringer Besoldung Angestellten zu einem möglichst geringen Preise eine gesunde, kräftige und schmackhafte Mittagsmahlzeit gegen volle Bezahlung des Kostenpreises, also ohne Verletzung ihres Ehrgefühls, zu verschaffen. Die Gebäude der Anstalt sind sämmtlich mit einem Kostenaufwand von 8000 Thalern neu errichtet worden; doch glaubt Hr. Egestorf, daß eine Aufführung neuer Gebäude, an andern Orten nicht nothwendig sey, vielmehr jedes einigermaßen geräumige Gebäude, jede Scheune dazu verwendet und eingerichtet werden könne. Als eine unerläßliche Bedingung des Gedeihens einer solchen Anstalt wird dagegen die Anlage eines Dampfkessels nebst etwa 50 Fuß hohem Schornsteine und die Einrichtung des direkten Kochens durch Dampf, so daß die Dämpfe unmittelbar in die Speisen geleitet werden, bezeichnet.

Was nun zunächst die Einrichtung der Küche betrifft, so ist in der Mitte ein großer Herd, in welchem 8 kupferne, inwendig verzinnte Kessel von 3 Fuß 2 Zoll Durchmesser und 2 Fuß 3 Zoll Höhe eingemauert sind. In jeden dieser 8 Kessel geht von dem Hauptdampfrohr ein Nebenrohr bis auf den Boden hinab, wendet sich einmal in Form eines Ringes um den Boden herum und läßt aus den in diesem ringförmigen Rohr befindlichen, circa $^1/_8$ Zoll weiten Löchern die etwa 90° R. heißen Dämpfe in die Kessel treten. Zwei weitere Kessel haben doppelte Wände und Böden. Wird nun der betreffende Hahnen geöffnet, so treten die Dämpfe in die doppelte Wandung und den Bodenraum und erwärmen dadurch die Speisen, ohne daß die Dämpfe unmittelbar in dieselben eindringen und sie verdünnen können. Diese beiden Kessel sind hauptsächlich zum Aufbewahren der fertigen Speisen bis zu deren Abgabe bestimmt.

Der Dampfkessel ist in einem kleinen Gebäude außerhalb des Hauptgebäudes, ist 12 Fuß lang, hat $3^1/_2$ Fuß Durchmesser und ist von $^1/_4$ Zoll dicken Eisenblechplatten zusammengenietet. Unter demselben liegt ein Siedrohr von $9^1/_2$ Fuß Länge und $2^1/_2$ Fuß Weite, welches mit dem über ihm liegenden, mit den nöthigen Sicherheitsmaßregeln versehenen Kessel durch zwei Röhren verbunden ist. Der Schornstein ist 60 Fuß hoch und im Innern 2 Fuß weit.

In dem Hauptgebäude befinden sich neben dem Comptoir, welches am Eingang befindlich und von welchem die Speisemarken abgegeben werden, und dem Abgabezimmer für die Speisen, welche in der Stadt verzehrt werden, noch zwei Speisezimmer, welche für je 50 Personen Platz haben. Da die Abgabe der Speisen von 11 bis 1 Uhr dauert und jede Person etwa eine Viertelstunde zum Essen braucht, so können in diesen zwei Zimmern etwa 800 Personen essen. In einem eigenen Nebengebäude werden durch ungefähr 24 Frauenzimmer die Kartoffeln geschält und sonstige Gemüse gereinigt. Zwei aus Amerika eingeführte Maschinen, die jedoch noch an Mängeln der Construction leiden, sollen sehr wesentliche Dienste leisten, indem allem Anschein nach eine solche Maschine das Vier- und Fünffache einer mit der Hand schälenden Person leisten und daneben die Kartoffeln weit feiner schälen wird.

Die ganze Anstalt wurde in der Mitte des August d. J. eröffnet. Die erste Woche wurde mit Anfertigung von 700 Portionen Mittagessen begonnen, die Nachfrage steigerte sich jedoch schon in der zweiten auf tägliche 1500 und betrug Anfangs Oktober täglich 2200 Portionen. Der Preis der einzelnen Portion beträgt 1 gGr. = $4^3/_4$ Kr.

Die Art des Betriebs der Anstalt ist folgende:

Jeden Morgen um 5 Uhr beginnt der Wärter Feuer unter den Dampfkessel zu machen; um 6 Uhr haben die Dämpfe die erforderliche Stärke

Digitized by Google

von $1^1/_2$ Atmosphären oder 90° R. Um diese Zeit wird mit der Dampfkochung begonnen, um 10 bis $10^1/_2$ Uhr sind 2000 Portionen Mittagessen gar gekocht, bis 2 oder $2^1/_2$ Uhr wird das Feuer unter dem Dampfkessel klein im Gange erhalten, indem stets noch zum Nachkochen oder zum Heißwassermachen Dämpfe gebraucht werden. Das Fleisch wird von den Fleischern gekauft, von denen jeder eine Woche hindurch dasselbe liefert. Sie dürfen nur ausgezeichnet gutes Fleisch liefern; für Knochen werden vom Kaufpreise 10 pCt. abgerechnet. Morgens um 6 Uhr wird es, bei 2000 Portionen etwa 340 Pfd. täglich, nachdem sämmtliche Knochen ausgelöst sind, mit Wasser in die Kochkessel gethan und die Dämpfe werden hineingelassen. In $2^1/_2$ bis 3 Stunden, also 9 Uhr etwa, ist es gar. Die Knochen werden in kleine Stücke gehauen und in einem Kessel mit Wasser der Einwirkung der Dämpfe ausgesetzt. Kartoffeln und Gemüse werden in andern Kesseln gekocht. Um $10^1/_2$ Uhr ist Alles vollständig fertig und zum Ausfüllen bereit. Jeder Portion Essen wird ein Stück Fleisch beigegeben. Diese Fleischportion ist allerdings nur klein (5—6 Lth.), allein durch die außerordentliche Kraft der Dämpfe wird aus der ganzen großen Fleischquantität, aus den Knochen, dem Marke und den Sehnen die Kraft heraus und in die Speisen gekocht, weit mehr, als solches mittelst Kochen bei offenem Feuer möglich ist, weßhalb die zubereiteten Speisen der Anstalt eine so auffallende Kraft und Nahrhaftigkeit haben, daß häufig die Schüsseln nicht ganz geleert wieder zurückgereicht werden. Die bisherige Erfahrung war, daß die Portionen reichlich groß gewesen selbst für den stärksten Esser. Durch die Zuthat von Gewürzen, welche den Speisen einen angenehmen, kräftigen, pikanten, Appetit erregenden Geschmack geben, sowie durch die Beobachtung der größtmöglichen Reinlichkeit, welche durch das Kochen mit Dampf sehr erleichtert wird, wird so empfehlend auf die Speiseempfänger eingewirkt, daß selbst Honoratioren mit großem Vergnügen in der Anstalt gespeist haben. Die beliebtesten Speisen sind: weißer Kohl mit Kartoffeln und Hammelfleisch, Reis mit Kartoffeln und Rindfleisch und Graupe mit Kartoffeln und Rindfleisch. Eine wichtige Bedingung für das Gedeihen einer solchen Anstalt ist die Geschicklichkeit und Umsicht des Koches, und hat sich deßhalb Hr. Egestorf bereit erklärt, Köche an seiner Anstalt einlernen zu lassen.

Was den Kostenpunkt betrifft, so ist die Grundbedingung, daß eine große Anzahl Portionen abgesetzt werden. Die tägliche Zubereitung von 800 Portionen wird als das Minimum bezeichnet und die Erfahrung hat gezeigt, daß bei 1000 Portionen fast dieselbe Feuerung verbraucht und derselbe Arbeitslohn verausgabt wird, als bei 2000 Portionen. Hier betragen die Kosten der Feuerung mit Steinkohlen täglich nur $1^1/_3$ Thlr. Nach genauer Berechnung haben in dem Zeitraum vom 14. August bis 30. September die Ausgaben 2859 Thlr. 11 gGr., die Einnahmen 2877 Thlr. 6 gGr. 2 Pf. betragen; es hatte sich mithin ein Ueberschuß von 17 Thlrn. 19 gGr. 2 Pf. ergeben, welcher Ueberschuß jedoch später bei nothwendigen Reparaturen des Inventariums wegfallen dürfte. Die Zinsen aus dem Anlagekapital, 8000 Thlr., sowie aus dem Betriebskapital, hauptsächlich für den Ankauf größerer Kartoffelvorräthe, 6000 Thlr., sind hiebei nicht mitgerechnet. Am Schlusse seiner Mittheilung erklärt sich Hr. Egestorf zur Ertheilung jedes ferneren Aufschlusses gerne bereit.

Mannigfaltiges.

In den Pariser künstlerischen Kreisen erregt Sensation das plötzliche Erscheinen einer noch sehr jungen Dame von großer Schönheit, die sich dem Theater widmen will. Sie nennt sich einfach Corilla, spricht Deutsch, Russisch, Englisch, Italienisch und Französisch gleich gut. Ihre näheren Verhältnisse sind in ein tiefes Dunkel gehüllt und Niemand weiß, woher sie gekommen ist.

Am 24. d. M. fand in Wien die feierliche Enthüllung des auf Kosten der daselbst befindlichen Italiener in der Nationalkirche derselben errichteten Metastasio-Monuments statt. An die sämmtlichen Minister, das diplomatische Corps und den hohen Adel waren Einladungen zur Theilnahme an dieser Feier ergangen.

Auflösung der Räthsel in № 142:

Charade: Hühneraugen.
Homonyme: Vatermörder.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 144. Sonntag, 2. Dezember 1835.

* Klänge vom Schwarzbach.

Reisebilder. †)

4. Im Omnibus.

O Polterkasten, Omnibus,
Verdammter Höllenwagen,
Weh, wenn ich in dir reisen muß,
Du bringst mir tausend Plagen!
Du rüttelst mich die Kreuz und Quer'
Auf hartem Polster hin und her,
Daß laut ich möchte klagen.

Mich klirren deine Scheiben taub,
Zerbrochen theils, theils blinde,
Daß spärlich Licht, doch Qualm und Staub
Begnemen Eingang finde,
Und daß die schöne Winterszeit,
Wenn's draußen stürmt und tobt und schneit,
In dir sich auch verkünde.

Und ach, wie langsam geht die Fahrt,
Viel' Flüche gibt's und Klagen;
Doch längst schon ist des Kutschers Art,
Nicht viel darnach zu fragen,
Und knallt die Peitsche manchmal auch,
Die Pferde kennen seinen Brauch:
Nur träger rollt der Wagen.

Und wo ein Schild am Hause blinkt,
Die Mähren plötzlich stehen;
Der Kutscher da ein Gläschen trinkt,
Nach Fremden umzusehen;
Und wie sie schimpfen, toben, schrei'n —
„Zehn Mann geh'n ganz bequem hinein!
Zehn Nummern hier ja stehen!"

Jetzt stecken Zehn im Futteral;
Der Elft' und Zwölfte kommen —
„Geh'n Sie hinauf auf's Imperial!
Was soll hier Rücken frommen?"
So ruft's von allen Seiten her —
„Man kann sich ja nicht rühren mehr,
Zu Athem kaum noch kommen!"

Und nun erklimmen zornentbrannt
Die Zwei des Wagens Spitze;
Manch Wurfgeschoß wird nachgesandt,
Gespickt mit derbem Witze.
Die poltern drob wie Höllenpack
Durch Koffer, Schachteln, Reisesack
Auf ihrem kühnen Sitze.

Nun wiederum die Fahrt beginnt
In gar bedächt'ger Weise.
Die droben kämpfen mit dem Wind,
Bald polternd laut, bald leise;
Die drinnen sitzen festgebannt,
Von jedem Alter, jedem Stand,
In dicht geschloss'nem Kreise.

Zur Rechten schläft ein kleines Kind,
Drauf schreit es Mordio Zeter;
Dort hinten in der Ecke minnt
Mit Käthchen traut der Peter;
Am Fläschchen riecht ein schwächlich Weib
Und neben ihr zum Zeitvertreib
Zwei rauchen Mückentödter.

Ein Voyageur zur Linken prahlt
Mit kühnen Heldenthaten;
Ihm wird gar weidlich heimgezahlt
Von einem schlau'n Soldaten;
Im Buch liest ein Bebrillter still —
Ob es Homer war, ob Virgil,
Ich konnt' es nicht errathen.

Auch einen hochgestellten Herrn
Gewahrte man im Bunde,

†) Berichtigung. In der ersten Verszeile der letzten № „Einkehr" soll es heißen: „Wipfel" statt: „Wimpfel".

Sein ernstes Sinnen hielt ihn fern
Von Jedem in der Runde. —
Ich blickte stumm in dies Gewühl — —
Als plötzlich um der Wagen fiel
In Thales sumpf'gem Grunde.

Drum sey vernichtet, Omnibus,
Verpönt für alle Zeiten!
Hast mir verwundet Kopf und Fuß,
Zerschellt der Laute Saiten.
Doch ist die Eisenbahn gebaut,
Dann reis' ich wieder, sing' ich laut
Von lust'gen Wanderfreuden.

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

„Meinen Groll, Madame," fuhr der Major fort, „können Sie sich denken, als ich später erfuhr, daß Philipp sein Gütchen verkauft habe, um das Geld seinem Götzen zu opfern. Nun faßte ich den Entschluß, mir eine Frau zu nehmen. Das Uebrige wissen Sie bereits. Ich war so glücklich in meiner Wahl, daß ich dem Jungen, der mich dazu veranlaßt, verziehen haben würde, hätte er nur die geringste Lust zur Umkehr auf einen besseren Weg gezeigt. Gestern schreibt mir mein Correspondent aus Berlin, er habe erfahren, Philipp sey mit jener Person, deren Mann plötzlich gestorben, verheirathet und Beide schmiedeten nun eine Intrigue gegen mich, um auf Grund des vorhandenen Testaments Geld zu erpressen. Ah, Madame, ich muß gesattelt seyn, denn mein Neffe artet seinem Vater nach, von dem die rechtlichen Leute sagten, daß sie keinen Prozeß mit ihm haben mochten. Schon bei dem Worte Prozeß sträubten sich mir die Haare empor! Eine Heirath schützt mich vor allen Angriffen: ich verschreibe meiner Frau mein Vermögen und kann ruhig und zufrieden leben. Das ist mein Geheimniß, ich habe Ihnen nichts mehr zu entdecken."

Die letzten Eröffnungen des Majors waren Philipp ein Räthsel, denn es war ihm nie in den Sinn gekommen, irgend etwas gegen den Bruder seiner Mutter zu unternehmen, obgleich er die Hoffnung auf die Erbschaft nicht aufgegeben hatte.

„Herr Major," begann Josephine, „ich ehre Ihre Offenheit, denn sie beweist mir, daß ich es mit einem redlichen Manne zu thun habe."

„Ich rede, wie ich denke, Madame, und meine zukünftige Frau muß alle meine Familienverhältnisse kennen; sie soll nicht zufällig erfahren, was ihr zu wissen gebührt. Darum wiederhole ich, daß ich mich jetzt aus reiner Neigung verheirathe, wenn ich auch die angegebenen Rücksichten außer Acht lasse."

„Ihr Neffe ist also der Grund, daß wir uns kennen gelernt haben?"

„Ja."

„Dann ist es meine Pflicht, mich für ihn zu verwenden. Wie Sie mir mittheilten, ist er mit seiner Geliebten verheirathet, — kennen Sie seine Frau?"

„Nein; aber man sagt, daß sie eine ausgemachte Kokette sey, für die sich der junge Mensch ruinirt habe. Und der Beweis liegt ja vor — warum hat er sein Gut verkauft?"

„Die Welt liebt es, zu übertreiben, und sie verurtheilt oft eine Frau nach dem bloßen Scheine. Wenn Sie nun der Gattin Ihres Neffen Unrecht gethan hätten?"

„O, Madame, dann will ich mein Unrecht bekennen, dann will ich die ersten Gründe fallen lassen, wie auch bereits geschehen, und ich verheirathe mich aus Achtung und Liebe!"

„Ihre Dienerin, mein Herr!" sagte Josephine, sich stolz verneigend. „Damit wäre ich zufrieden gestellt, aber nicht Ihr armer Neffe, den Sie doch nicht vergessen dürfen."

„Ich wünsche ihm, daß er eine eben so schöne und achtbare Frau besitzen möge, als mir das Glück in Ihnen, Madame, eine zugeführt hat."

„Und wenn dies der Fall ist?" fragte Josephine mit einem reizenden Lächeln.

„O, ich kann Alles versprechen, denn dieser Fall wird nicht eintreten!" rief der Major.

„Sie machen mich erröthen, mein Herr! Sie dehnen Ihre Galanterie bis zu einem Grade aus —"

„Wie Sie Ihre Bescheidenheit und Gutherzigkeit, theure Josephine! Bei meiner Ehre," fügte er feurig hinzu und indem er ihre Hand ergriff, „gleicht Philipps Frau Ihnen, so soll er sich über mich nicht beklagen, denn ich finde seine Leidenschaft dann erklärlich. Und da Sie doch einmal meine Universalerbin sind — denn das Testament spricht nur von einer Frau —, so gebe ich Ihnen Vollmacht, die jungen Leute zu bedenken. Aber finden sich Makel, ist sie eine Verschwenderin —"

„Sie selbst sollen urtheilen, mein Herr! Doch sorgen wir zunächst, daß wir die Dame kennen lernen. Und bis dahin bitte ich, jede weitere

Digitized by Google

Feststellung aufzuschieben, denn ich möchte den Tag, der mir auf immer die Achtung und Liebe eines Ehrenmannes sichert, durch einen Akt der Milde und Versöhnung weihen. Ich kann Ihr Vermögen nicht annehmen, bevor ich nicht weiß, daß keine Thräne darum fließt. Dies mag die erste Bitte Ihrer Braut seyn —"

„Und ich gewähre sie, obgleich mein Glück verzögert wird!" rief der Major, indem er ihr einen Ring an den Finger steckte.

„Den meinigen erhalten Sie an dem Tage der Entscheidung und bis dahin bleiben Sie in Leipzig, damit sich das angeknüpfte Band um so fester schlinge."

Der entzückte Liebhaber bat um einen Kuß und Josephine, tief erröthend, gewährte ihn. — Man besprach nun die einzuleitenden Schritte, um die Erben zu ermitteln und über ihren Charakter Forschungen anzustellen. Nach einer halben Stunde schied der Major mit der Versicherung, daß er noch an demselben Tage an seinen Correspondenten in Berlin schreiben würde.

Kaum hatte er sich entfernt, als Philipp in den Saal stürzte.

„Josephine," rief er überwältigt, „jetzt begreife ich Dich! Verzeihe mir, denn ich sündigte gegen Dich, weil ich Dich bis zur Anbetung liebe!"

Sie hing sich an seinen Hals und flüsterte unter Thränen:

„Ich habe Dir nie gezürnt, Philipp, weil ich Dein Herz kenne. Du leistetest meinetwegen Verzicht auf das Vermögen Deines Onkels, — ich erachtete es als Pflicht, es Dir zu erhalten. Das Geheimniß, das ich bewahrte, war Dein eigenes, und ich würde es preisgegeben haben, hätte ich den Erfolg meines kleinen Kunststücks voraussehen können. Dies wirst Du ohne Zweifel der Eitelkeit zu Gute halten, von der keine Frau frei ist."

„Wie aber hast Du erfahren, daß ich überhaupt einen Onkel habe und auf welchem Fuße ich mit ihm stehe?"

„Der Zufall ward zum Verräther Deiner großmüthigen Diskretion gegen mich. In meinem Zimmer in Berlin verlorst Du den letzten Brief Deines Onkels, der mir völligen Aufschluß über die obwaltenden Verhältnisse gab, — er kündigte Dir selbst seine bevorstehende Verheirathung an. Da ich wußte, daß es Dir Kummer machen würde, wenn ich das Urtheil Deines Onkels über mich erführe, so verschwieg ich Dir den Fund und verschloß den Brief. Nun machtest Du die Reise, um Dein Gut zu verkaufen. In derselben Zeit wurden mir durch einen Advokaten heimlich Heirathsanträge gemacht und man beschrieb mir die Person des Majors v. Wildau, Deines Onkels. Mein Plan war sofort gefaßt, ich verließ Berlin, um von hier aus mit dem Heirathskandidaten in Correspondenz zu treten, meldete Dir meine Ortsveränderung und suchte Dich zu bewegen, unsere Heirath ferner geheim zu halten. Den Erfolg meiner kleinen List hast Du gesehen — jetzt ist es an Dir, zu handeln."

„Josephine, den letzten Akt des Drama's werde ich ausführen!"

Nach Tische verließ Philipp seine Gattin.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der berühmte französische Quellenfinder, Abbé Paramelle, hat einen Nachfolger erhalten. Es ist dies ein Landmann Namens Amy, der den verstorbenen Abbé bei der Messe zu bedienen und bei seinen Wasser-Explorationen zu begleiten pflegte. Nach Allem, was man hört, macht Amy seinem Herrn alle Ehre. Er hat bereits an verschiedenen Orten die ergiebigsten Wasserquellen aufgefunden. So neuerlich in Luzarches. Dort gruben Arbeiter vielleicht schon zum zwanzigsten Male einen Brunnen, jedoch immer vergeblich. Amy kam hin, betrachtete das Terrain und sagte zu den Arbeitern: „Ihr seyd zwei Klafter von dem rechten Orte abseits." Man machte sich sofort an's Werk und in weniger als zwei Stunden stieß man auf eine reichliche Wasserquelle. — Kaiser Napoleon, der von den Erfolgen Amy's hörte, ließ denselben zu sich beicheiden und beauftragte ihn, sowohl in Villeneuve l'Etang als Versailles nach Wasser zu forschen.

Die russische Kirche, welche so viele Segnungen austheilt, hat auch ihre Stunden der Verfluchung. An einem gewissen Tage spricht in der Kathedrale zu Petersburg der Kirchensänger, welcher die lauteste Stimme hat, nacheinander die Namen der berühmtesten Ketzer und Derer, welche Unruhen und Verwirrung im russischen Reiche stifteten, vor einer zahlreichen Versammlung aus. Man hört u. A. den Namen eines Boris Godunoff, der den Thron des Czaren usurpirte, Mazeppa's, des wilden Kosakenhäuptlings, Pugatscheff's, der sich für Peter III. ausgab; und bei jedem Namen ruft er ein Anathema

Digitized by Google

aus, das von allen Gewölben wiederhallt. Die Kirche strahlt an diesem Tage von Lichtern und ist in Wolken Weihrauchs gehüllt, wie bei einem großen Feste. Der Metropolit steht am Altare in seiner priesterlichen Kleidung; ein Chor von Knaben wiederholt in klagendem Tone die Verfluchungsworte. Kaum ist diese Scene beendigt, so beginnen die Priester den Staat und das Volk zu segnen, besonders alle Fürsten aus dem Hause Romanoff von dem ersten Czar dieses Namens bis auf den gegenwärtigen Kaiser.

Der beabsichtigte Bau einer stehenden Brücke bei Mainz hat den Pfeilerresten im Strom an der Stelle der Schiffmühlen eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt. Herr Architekt Heim hat im verflossenen Jahre, durch den kleinen Wasserstand begünstigt, dieselben genau gemessen und untersucht und im 6ten Hefte der Schriften des rheinischen Geschichts-Vereins eine interessante Abhandlung darüber veröffentlicht. Die Streitfrage, ob die stehende Rheinbrücke, deren Trümmer noch vorhanden sind, Römerwerk oder von Karl d. Gr. erbaut sey, entscheidet er zu Gunsten des Letztern. Außer den von den französischen Ingenieuren bei Gelegenheit des von Napoleon I. beabsichtigten Brückenbaues aufgefundenen 18 Pfeilern im Flußbette findet man noch ebensoviele Landpfeiler, 7 auf Mainzer und 11 auf Kasteler Seite. Die Wasserpfeiler sind sämmtlich sehr beschädigt, zum Theil nur noch Steinhaufen zu nennen, daher bei einem Neubau nicht zu benutzen. Zwei schöne Tafeln erläutern die interessante Abhandlung und geben ein getreues Bild der vorhandenen Reste.

Ein schönes Beispiel von Wohlthätigkeit haben unlängst die Pariser Wechselsensale gegeben. Sie widmeten 25,000 Franken, um damit bei der jetzt herrschenden Theuerung den Armen aufzuhelfen, und vertheilten diesen Betrag zu gleichen Theilen in die zwölf Arrondissements der Stadt.

Gemeinnütziges.

(Gutes Hühnerfutter.) Wenn die Leserin mit den Hühnern nicht wohl zufrieden ist, daß sie nicht legen wollen, so ist in Belgien ein probates Mittel gefunden und dieses anderwärts des Versuches werth. Man trocknet im Ofen die Schalen von Leinsamen, mahlt sie klein und siedet sie im Wasser, worauf man sie mit Eichelmehl und Waizenkleie mischt. Hieraus wird nun zu gleichen Theilen ein Teig geknetet, den man den Hühnern in kleinen Stücken von der ungefähren Größe einer Bohne gibt.

Literarische Notiz.

* Wir hatten jüngst Gelegenheit, die schönen Jugendschriften zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse zu sehen, welche bei Otto Spamer in Leipzig erschienen sind und auf welche wir unter der großen Anzahl von Weihnachtsschriften besonders aufmerksam zu machen uns gedrungen fühlen, indem sie allen Familienkreisen anzuempfehlen sind. Der Zweck der im obigen Verlage erscheinenden illustrirten Jugendbibliothek ist Belehrung und Verbreitung nützlicher Kenntnisse durch billige und reich ausgestattete praktische Bücher. Ein Blick auf die erschienenen Bände zeigt, wie die Absichten des Herausgebers verwirklicht worden sind. Bereits sind erschienen und in der Ritter'schen Buchhandlung (A. Kranzbühler) dahier vorräthig:

1) Der illustrirte Kinderfreund.
2) Der illustrirte Jugendfreund.
3) Das Buch der Erfindungen.
4) Das Buch der denkwürdigsten Entdeckungen.
5) Das Buch der Arbeit.
6) Das Buch der Wunder.
7) Das Buch der Thierwelt.
8) Das Buch der Welt.
9) Die Wunder des Mikroskops.
10) Geographische Bilder aus Oesterreich.

Charaden.

1.

Die Ersten sind ein trautes Paar,
Das redet stumm eine Sprache klar.

Stumm reden? Wodurch's geschehen kann,
Zeigt dir die letzte Sylbe an.

Das Ganze — wenn's sich günstig zeigt,
Dann handle rasch, eh' es entweicht.

2.

Es sehnet sich oft nach der Ersten die Zweite,
Nach Zweiter manch Mädchen indeß.
Das Ganze beendigt in Deutschland noch heute
Gewöhnlich gar manchen Prozeß.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 145. Dienstag, 4. Dezember 1855.

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

7.

Um drei Uhr betrat der junge Mann die Wohnung des Magisters. Elias, der ihn lange nicht gesehen, empfing ihn freudig und führte ihn in das Stübchen des Herrn v. Bornstedt. Der Greis colorirte Bilderbücher, eine Arbeit, die ihm der Magister verschafft hatte. Anna war mit Stickereien beschäftigt; erröthend erhob sich das hübsche Mädchen und begrüßte in dem Gaste den Fürsprecher bei Madame Lindsor. Philipp nahm keinen Anstand, sich zu entdecken; er übergab dem freudig bestürzten Manne die für das Gut erhaltene Kaufsumme in Wechseln und Staatspapieren und entzog sich rasch dem Danke der weinenden Menschen. Der kleine Magister, der die Unterhaltung belauscht hatte, stand wie eine Salzsäule in dem Vorsaale. Philipp ging mit ihm in sein Arbeitsstübchen.

„Kennen Sie die Wohnung des Mannes, dem Sie ein Gedicht an Madame Lindsor gefertigt haben?" fragte Philipp.

„Ja, mein Herr!" stammelte der bewegte Novellist.

„Ueberbringen Sie ihm diesen Brief."

„Gern, lieber Herr!"

„Wenn er nach dem Absender fragt, so sagen Sie ihm, er sey ein armer, verheiratheter Schriftsteller und Ihnen befreundet; durch Sie habe er die Adresse des Herrn Majors v. Wildau erfahren. Als Lohn für diesen Weg werde ich Ihnen den Druck Ihrer Novelle besorgen und ein doppeltes Honorar vermitteln. Antwort bringen Sie mir nur dann, wenn Sie den Adressaten nicht zu Hause getroffen haben."

Hiemit verließ Philipp eilig das Haus.

Fünf Minuten später schritt der Magister mit seinem Briefe über die Straße dem Hotel de Bavière zu. Er traf den Major in seinem Zimmer, gab den Brief nach der erhaltenen Vorschrift ab und entfernte sich wieder. Kaum hatte der Empfänger die wenigen Zeilen gelesen, als er einen Lohndiener kommen und sich von ihm nach der bezeichneten Wohnung Philipps führen ließ.

„Das trifft sich gut!" murmelte er, als er die schmale Treppe hinanstieg. „Der Bursche ist also so verarmt, daß er meine Mildthätigkeit anflehen muß. Die gute Josephine hat sich für ein leichtsinniges Weib verwendet, das ist klar. Wollen sehen, wer die saubere Huldgöttin meines Neffen ist."

Er traf Philipp in einem einfachen, freundlichen Zimmer. Die gegenseitige Begrüßung läßt sich denken.

„Vortrefflich, Herr v. Mattern!" rief der Onkel. „Es ist also meine Prophezeiung eingetroffen! Man heirathet eine leichtsinnige Person, um an den Bettelstab zu kommen. Ich hätte Deinen Brief unberücksichtigt lassen sollen, — da es mich aber drängt, Deine liebenswürdige Gattin zu sehen —"

„Sie werden sie kennen lernen," sagte Philipp, der vor Aufregung zitterte; „darum bitte ich, Ihr Urtheil so lange zu verschieben."

Der Major setzte sich auf einen Stuhl und betrachtete Philipp mit Inquisitormienen.

„Du kennst meine Offenheit, Philipp," begann er nach einer Pause, „und darum theile ich Dir zunächst mit, daß ich nach Leipzig gekommen bin, um mich zu verheirathen. Hieraus ermiß die Ansprüche, die Dir von Rechtswegen an mein Vermögen bleiben. Willst Du Dir mein Wohlwollen erhalten, so verhehle mir Nichts. Du hast Dich für Deine Frau ruinirt?"

„Nein!"

„Hast Du gespielt?"

Digitized by Google

„Auch das nicht!"

„Beim Teufel, was hast Du denn mit Deinem Vermögen angefangen? Lüge nicht, Philipp, es wird Dir nicht gelingen, meine Meinung von Deiner Frau umzugestalten!" rief aufbrausend der Major.

„Und dennoch muß ich es, lieber Onkel, weil Sie die Wahrheit von mir fordern!" antwortete der junge Mann, indem er sich dem Major gegenüber niederließ. „Ich läugne nicht, daß meine Frau allein die Schuld an meiner gegenwärtigen Lage trägt und daß ich auf ihre Veranlassung um mein Vermögen gekommen bin."

„Ah, das wollte ich wissen!" rief befriedigt der Major. „Aber was sind das für Widersprüche?"

„Ein Zufall setzte meine Frau von dem unglücklichen Prozesse in Kenntniß, durch welchen mein Vater das Gut des Herrn v. Bornstedt erhielt."

„Ja, das war ein Prozeß, der noch heute zum Himmel schreit!" murmelte der Major. „Gott hab' meinen Schwager selig; aber ich schäme mich, wenn ich seiner gedenke."

„So sprach auch meine Frau, die sich ihres Mannes schämte, weil er wissentlich ein unrechtmäßiges Eigenthum besaß. Sie brachte eine völlige Umwandlung in mir hervor. Fuhr ich in meinem glänzenden Wagen, so fragte mich eine Stimme: Gehören dir die Pferde, die man bewundert? Saß ich am reich besetzten Tische, so flüsterte dieselbe Stimme: Gestohlene Speisen, gestohlener Wein! Während du schwelgst, hungern gewisse Leute und verwünschen deinen Vater im Grabe! — Onkel, ich schämte mich vor mir selber! Da eilte ich zu meiner Frau und gestand ihr, was in mir vorging. Komm arm zu mir, rief sie aus, aber mit einem unbefleckten Gewissen! An diesem Tage genoß ich Freuden des Herzens, die Millionen aufwogen. Ich suchte und fand die Familie Bornstedt und gab ihr die aus dem Verkaufe gelöste Summe sammt Zinsen zurück."

Der Major hatte erstaunt zugehört.

„Und Deine Frau selbst besitzt kein Vermögen?" fragte er.

Philipp gab nun Aufschlüsse über Josephinens Vermögensumstände, wie sie der Leser bereits kennt.

„Darum treffen Sie mich in dieser ärmlichen Lage," schloß er. „Ich lebe von dem, was ich verdiene, und verliert meine Frau ihr Vermögen, so habe ich mir eine Subsistenz gegründet, die uns Beiden genügt. Sie sehen, ich rechne nicht darauf, Ihr Erbe zu werden; und wenn ich Sie bat, mich zu besuchen, so wollte ich nur die Achtung für meine Frau gewinnen, die Sie ihr bisher versagt haben."

Der Major schüttelte sein Haupt, indem er einen Augenblick zu Boden sah.

„Philipp," sagte er dann, „liegt Deiner Frau wirklich an meiner Achtung? Ich erinnere mich, daß ich in harten Ausdrücken über sie geschrieben habe."

„O mein Onkel, sie hat selbst zu einem Mittel ihre Zuflucht genommen, das Ihr Urtheil völlig feststellen muß."

„Gut, gut, ich will sie sehen, führe mich zu ihr!"

Philipp begann sich anzukleiden.

„Die Redlichkeit trägt Zinsen, sagte meine Mutter oft; ich fühle es, Onkel, denn ich bin ein glücklicher Mensch. Und gibt es ein Paradies, so muß auch mein Vater jetzt glücklich seyn, denn ihn segnen die Freudenthränen einer armen Familie."

„Er hat das Gemüth seiner Mutter!" murmelte der gerührte Major — „und wäre meine Braut nicht so reizend, wer weiß, was ich thäte! Philipp," rief er laut, „mag es in meinem Alter immerhin eine Thorheit seyn, — aber ich verheirathe mich. Ich habe einmal mein Wort gegeben und das muß ich halten."

In diesem Augenblicke ließen sich Schritte und ein leises Klopfen an der Thür vernehmen.

(Schluß folgt.)

Ueber die jetzt im Handel vorkommenden Luxus-Nahrungsmittel.

(Von Prof. Payen.)

Diese haben bei hohen Preisen einen sehr geringen Nahrungswerth. Die marktschreierischen Anzeigen reizen und befriedigen nur die Einbildung. Ihre mystischen, bombastischen Namen sollen den Chemiker, Arzt und Käufer täuschen. Anstatt bei der Genesung die Wiederkehr der Gesundheit zu beschleunigen, verlängert diese unvollständige Nahrung nur die Schwäche und führt folglich wieder einen krankhaften Zustand herbei. Es ist Pflicht, Jedermann vor solchen Uebelständen, welche in gewissen Fällen bis zur wirklichen Gefahr anwachsen können, zu warnen.

Digitized by Google

Racahout des Arabes, Palamond des Turcs enthält nach der chemischen Untersuchung des obengenannten Professors schwachgeröstete Eicheln mit etwas wenig Zucker und Chokolade. Letztgenanntes enthält auch noch einen Zusatz von Welschkorn-Mehl statt der Chokolade. 1 Pfund kostet vom erstern 4 fl., vom letztern 2 fl.

Pâta nutritife, nährende Pasta, kostet 1 Pfund 10 fl. **Sirop nutritif**, nährender Syrup 4 fl. **Osmazom-Pastillen** 30 fl. Die Pasta ist ein Gemenge von Gallerte, Zucker und Gummi. Der Syrup deßgleichen, jedoch flüssig. Die Pastillen ein Teig aus Gallerte, Zucker und ein wenig verdichteter Fleischbrühe. Alle drei eine Leckerei — Bonbon und kein Nahrungsmittel.

Warton's Revalenta — von ihrer Hülse befreite pulverisirte Linsen. Durch die entzogene Hülse geht überdies das Aroma und das Erfrischende der Linse ganz verloren. 1 Pfund kostet 1 fl.

Du Barry Revalenta arabica. Eine Mischung von 2 Pfund Linsen- mit 1 Pfund Gersten-Mehl und $^1/_8$ Pfund Salz. Eine andere Sorte besteht aus Erbsen-, Welschkorn- und Hirsen-Mehl mit Zusatz von Gerste- und Hafer-Grütze. 1 Pfund 2 fl. Concentrirte Revalenta, dasselbe, statt Salz — Zucker enthaltend und für Leichtgläubige der Preis verdoppelt. 1 Pfund 4 fl.

Yamswurzel (Dioscorea alata Cin.), Körnermehl, Semoule d'igname 1 Pfund 48 kr. Solanta der Marktschreier kostet 1 Pfund 1 fl. 12 kr. Das Stärkmehl der Kartoffel ist eben so nahrhaft als das Körnermehl der Yamswurzel. Letztere aber 4mal so theuer. Die Solanta ist nichts anderes als Kartoffel-Stärkemehl.

Satzmehl, Magenschatz — fecule, tresor de l'estomac enthält Salep, geröstet Welschkorn-Mehl, geperlte Gerste und Grützebrod. 1 Pfund kostet 1 fl. 24 kr.

Doppelt nahrhafte Chokolade, Chocolat bi nutritif, 1 Pfund kostet 1 fl., angeblich mit Hühner-Fleischbrühe bereitet, wovon aber keine Spur gefunden werden konnte; selbst beim Vorhandenseyn derselben hat solche keine doppelte Nahrungskraft.

Die Kost der Armen, als Kartoffeln oder Welschkorn-Mehl mit Milch oder Brod nährt schon besser als obige Quacksalbereien, geschweige denn unsere gewöhnlichen Alltagsspeisen. (Dingler's polytechn. Journ.)

Mannigfaltiges.

Ein nordamerikanisches Blatt, „The Clinton County Expreß", erzählt von einer vor einiger Zeit stattgefundenen Hinrichtung eines Indianers und beweist uns damit, daß heute noch Dinge geschehen, die wir ganz und gar der Schauder-Romantik anheimgefallen glaubten. Dieser Indianer hatte sein Weib im Rausche erschlagen und wurde von den Aeltesten seines Stammes verurtheilt, den schrecklichen Tod zu sterben, den der Indianer-Codex blos Denen vorschreibt, die sich an Blutsverwandten vergreifen. Der Verurtheilte erhielt vor Allem ein Beil, um bei der Anfertigung seines Sarges mithehilflich zu seyn, der aus einem ausgehöhlten, der Länge nach entzweigesägten Baumstamme bestand. Nach vollbrachter Arbeit erst wurde er an einen Baum, seinen Leidenspfahl, gebunden. Im weiten Kreise rings um ihn wurden Feuer angezündet, deren Schein auf seine Gestalt fiel; an den Feuern im Kreise saßen seine Stammesgenossen, betranken sich im Feuerwasser, sangen wilde Kriegslieder, tanzten ihre wilden Tänze und unterbrachen sie nur von Zeit zu Zeit, um einen Pfeil in das Fleisch des verurtheilten Mörders abzusenden; Nase und Ohren waren ihm früher abgeschnitten worden. So stand er blutend am Baume angebunden; die Rächer schliefen den Tag über, um bei Einbruch der Nacht Tanz, Spiel und Trinken von Neuem zu beginnen. Das dauerte sieben Tage und Nächte; so lange lebte der Gefolterte und stand aufrecht am Baume; erst am siebenten Tage sank sein Haupt auf die Brust — er war todt. Seine Brüder hüllten ihn in ein Tuch, legten ihn in den Sarg und zogen von dannen. Die Erschlagene war gerächt.

Der am 14. Nov. in München verstorbene kgl. Hof-Musikdirektor Hr. Joseph Moralt, Inhaber der goldenen Verdienst-Medaille und der Ehrenmünze des Ludwigs-Ordens, war am 5. Aug. 1775 zu Schwetzingen geboren und hatte sonach das 80. Lebensjahr bereits zurückgelegt. Der Verstorbene, der seine höhere musikalische Ausbildung bei dem Kapellmeister Peter Winter erlangt hatte, war einer der ausgezeichnetsten Violinisten seiner Zeit und hatte sich als solcher bei den Kunstreisen, die er mit seinen drei bereits vor ihm gestorbenen Brüdern in den Jahren 1800 und 1806 durch Deutschland, die Schweiz, Frank-

Digitized by Google

reich und England unternahm, großer Triumphe zu erfreuen. Schon 1786 in die kurfürstliche Hofmusik in München eingetreten, wurde er im Jahre 1800 wegen seines schönen Violinspiels und seiner ausgezeichneten Musikdirektion zum Conzertmeister ernannt. Er leitete die damalige so ausgezeichnete italienische Oper in München bis zu deren Auflösung und wurde 1827 zum Hof-Musikdirektor der deutschen Oper ernannt. Jos. Moralt war einer der wenigen überlebenden Mitglieder der musikalischen Akademie, die sich schon bei deren Gründung bethätigt hatten, und obwohl er schon 1836 sein 50jähriges Dienst-Jubiläum feierte, war es ihm doch möglich, bis vor wenigen Jahren in der kgl. Hofkapelle in seinem Amte thätig zu seyn. Die vollste Anerkennung des allerhöchsten Hofes war dem Verstorbenen öfters zu Theil geworden.

Herr Delius in Berlin, durch anderweitige Erfindungen bereits vortheilhaft bekannt, hat ein Papier erfunden, das die überraschende Eigenthümlichkeit besitzt, daß es mit Dinte beschrieben und mit einem feuchten Schwamme zu jeder Zeit wieder vollkommen gereinigt werden kann. Ein Blatt von diesem Papier, wird versichert, könne man 30—40mal, ja mit einer Gänsefeder über 100mal beschreiben, ohne daß die geringste Spur darauf zurückbleibe. Der ökonomische Vortheil eines solchen Schreibmaterials leuchtet ohne Weiteres ein. Mehrere Kalligraphen haben sich über dieses Papier sehr günstig ausgesprochen. Zur Benützung desselben gehört eine eigenthümliche Dinte, welche Hr. Delius in jeder beliebigen Farbe bereitet und in den Handel bringt.

Der „Schwäb. Merkur" enthält folgende, die weiteste Verbreitung verdienende Warnung: „Manchen seiner Landsleute vor Nachtheil zu bewahren, hält Einsender dieses zur Kundgebung sich verpflichtet, daß ihm aus unbezweifelt authentischer Quelle Mittheilungen geworden, daß die in den Spalten mancher, besonders norddeutscher Blätter neuerer Zeit erscheinenden Commis- ꝛc. Gesuche für England fingirt seyen und lediglich beabsichtigten, kriegstüchtige junge Leute vom Continente zu verlocken, wobei alsdann namentlich Mittellosere, nachdem ihr Reisepfennig ausgegeben, statt die gesuchte Civil-Anstellung zu erhalten, eine baldige und leichte Beute der Machinationen englischer Werber für die Zwecke der Krim-Armee werden."

Ein englischer Statistiker hat darauf hingewiesen, daß, wenn in einem Lande mit einer Bevölkerung von 30 Millionen Seelen jedes Individuum täglich nur einen Mund voll Nahrung weniger als gewöhnlich genießt und man dieses Minus auf 1 Loth Mehl veranschlagt, dies eine tägliche Ersparniß von beiläufig 10,000 Zentnern Mehl ergibt!!!

Logogriphe.

1.

Aus des Aethers lichten Sphären
Kam ich in das ird'sche Land;
Menschenherzen zu verklären,
Knüpf' ich ein besel'gend Band.

Lenzgefühle, süßes Sehnen
Weck' ich in der jungen Brust;
Doch auch viele heiße Thränen
Mischen sich in meine Lust.

Streichet ihr das zweite Zeichen:
Dann mit goldenem Gespann
Fahr' ich bei der Nacht Entweichen,
Führ' den holden Tag heran.

2.

Wirf aus dem Koth ein ra heraus,
So wird ein gut Getränk daraus.

Homonyme.

Sprichst du auf Gallisch mich aus, erschein' ich in blendender Weiße;
Sprichst du auf Deutsch mich aus, bin ich ein Schrekken dem Greise.

Auflösung der Charaden in № 144:

1. Augenblick.
2. Amtmann.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 146. Freitag, 7. Dezember 1855.

Eine seltene Frau.

(Schluß.)

Josephine trat ein. Das liebliche Köpfchen schmückte ein leichter, einfacher Strohhut; den Shawl trug sie über dem Arme. Der Major glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er seine Braut erblickte.

„Madame Lindsor!" rief er aus.

„Meine Frau!" sagte Philipp, indem er sie ihm vorstellte.

„Unmöglich! sie ist ja —"

„Ihre Verwandte, Herr Major v. Wildau," sagte Josephine mit einer reizenden Verbeugung, „die sich glücklich schätzt, Ihre Achtung, selbst Ihre Liebe zu besitzen. Nehmen Sie Ihr Urtheil über mich zurück, ich würde auch sonst meine Meinung von Ihnen ändern müssen. Ihren Ring behalte ich; er soll mich erinnern, wie hoch ich in der Gunst Dessen stehe, der mich einst zu meinem Schmerze nicht anerkennen wollte."

„Madame," murmelte zornig der Alte, „Sie haben ein arges Spiel mit mir getrieben, so daß ich versucht bin, Alles für eine Komödie zu halten, die einen eigennützigen Zweck hatte. Philipp, Deine bedrängte Lage hat Dich zu Schritten verleitet —"

„Genug, Herr Major!" sagte Josephine ernst. „Philipps Lage ist die beste von der Welt. Sie sind ja unser Onkel," fügte sie lächelnd hinzu, „und deßhalb darf ich ihn wohl in Ihrer Gegenwart bitten, mein Vermögen mit mir zu theilen. Es trieb mich her, ihm zu sagen, daß mir vor einer Stunde der russische Gesandte ein Aktenstück zugesendet hat, das den im Beisein des österreichischen und preußischen Internuntius ausgesprochenen letzten Willen meines verstorbenen Gatten enthält. Er hat mich ohne irgend einen Zusatz zu seiner Universalerbin erklärt. Du hast Dein Vermögen großartig hingegeben, um die Ehre Deines Vaters — und Ihres Schwagers, Herr Major — zu retten, — nimm jetzt das meine, Philipp, ich bringe es Dir zur Morgengabe. Herr Major," fügte sie im Tone leisen Vorwurfs hinzu, „mein Mann besitzt Schätze, die nur Gott allein vergrößern kann!"

Dann warf sie sich weinend an seine Brust.

„Kinder," rief der Alte bewegt, „was macht Ihr denn aus mir? Wollt Ihr mir denn die Thorheit recht klar vor Augen legen, daß ich auf den Gedanken gekommen bin —"

Josephine schloß ihm den Mund mit einem Kusse.

„Onkel," flüsterte sie mit feuchten Augen, „bei der Offenheit, die wir uns gegenseitig gelobt haben, bekennen Sie, daß Sie mir Dank schuldig sind! Sie besitzen alle Eigenschaften eines vortrefflichen Menschen; aber wenn Sie sich den Chancen der Ehe mit einer jungen Frau ausgesetzt hätten —"

„So wäre ich ein Narr gewesen!"

„Verzeihung, ich bitte um Ihr Urtheil über m i c h!" fiel sie rasch ein.

„Sie sind eine Sirene, aber auch ein Engel, der einen Mann verdient wie Philipp und einen Onkel, wie ich zu seyn mir jetzt vornehme." —

Die drei glücklichen Menschen fuhren in einem herbeigeholten Wagen nach Josephinens Wohnung, wo der Major, der Schwarz auf Weiß liebte, die eingegangenen Papiere prüfte. Er fand Alles in Ordnung.

Am Abend erschienen auf ergangene Einladung Herr v. Bornstedt, Anna und der brave Magister. Kurz vor Tische führte Josephine den blonden jungen Mann ein; sie stellte ihn den Gästen als ihren Bruder vor.

„Wieder ein Geheimniß!" murmelte Philipp.

Digitized by Google

„Das ist die Rache für den verheimlichten Onkel!“ rief sie ihm leise zu.

„War ich es Dir nicht schuldig?“

„Wie ich es Anna schuldig war, die ihn schon liebt. Sie lernten sich in Breslau kennen, wo mein Bruder studirte. Er ist ihr nach Leipzig gefolgt und nahm Schreiberdienste bei einem Advokaten. Anna nannte ihm die Käuferin des Kleides und er fand seine Schwester.“

Bei Tische kündigte Herr v. Bornstedt die Verlobung seiner Tochter an und der Major brachte den ersten Toast auf das Wohl des jungen Paares aus. Es war spät, als die Gesellschaft sich trennte. Als die beiden Gatten allein waren, sagte Josephine:

„Nun, Philipp, will ich Dir noch eine Entdeckung machen, die für Dich von Interesse ist. Erinnerst Du Dich der ersten Gesellschaft, die nicht zu Stande kam?“

„Ja,“ antwortete er ein wenig verlegen, denn er schämte sich seines damals gehegten Verdachtes.

„Ich hatte darauf gerechnet, daß man mir absagen würde — an jenem Abende tanzte Pepita de Oliva im Theater. Der Enthusiasmus für die Fußkünstlerin hat mir einige lästige Stunden erspart. Gibt es noch einen Schleier zu lüften?“

„Den, der auf unserer Verbindung ruht.“

„Es steht bei Dir, ihn wegzunehmen, denn von diesem Augenblicke an bist Du der souveräne Mann.“

* * *

Einige Tage später bezog der alte Bornstedt die Wohnung Josephinens. Madame Lindsor war verschwunden; die jungen Gatten hatten den Major auf sein Gut begleitet. Mancherlei Gerüchte über die reizende Wittwe tauchten nun auf, aber keines brachte Kunde von dem Glücke der jungen Leute, die am Weihnachtsabende desselben Jahres mit einem Sohne beschenkt wurden, den der Major über Taufe hob. — Magister Elias vollendete seine Novelle und lieferte sie dem Verleger ab; er erhielt zwar das doppelte Honorar, aber Philipp, der mit der Redaction in Correspondenz stand, übergab sie einem Freunde zur Umarbeitung und nachdem er sie geprüft, ward sie in vorstehender Gestalt zum Drucke befördert. Der gute Magister hat versprochen, es nicht übel zu nehmen, wenn er nur als eine handelnde Person und nicht als der Verfasser des Werkchens bezeichnet wird.

Für Schulen.

Die „Allgemeine Zeitung“ bringt einen Artikel, der verdient, in allen öffentlichen Lehranstalten, Lyceen, höhern Bürgerschulen, Instituten, Volksschulen beherzigt zu werden. Derselbe lautet:

München, 4. Nov. Unsere Schulen und wissenschaftlichen Anstalten sind nun sämmtlich in Bewegung und in vollem Gange. Wenn Sie das auf sie Bezügliche einer nähern Beachtung werth halten, so will ich Ihnen darüber eine Reihe Bemerkungen mittheilen und, indem ich am Anfange anfange, heute über einen zunächst die deutschen Schulen betreffenden Gegenstand berichten. Diese haben in ihren Lokalen eine zwar einfache, aber für das physische Wohl der Kinder eben so nöthige als heilsame Verbesserung erhalten. In keiner Stadt hat die Magistratur mehr für Herstellung großer deutscher Schulhäuser mit geräumigen Sälen und stattlicher Einrichtung aller inneren Räume gethan, als in München. Sie sind alle nach einem Typus gebaut und gehören durch Ausdehnung, Höhe und schöne Verhältnisse zu den Zierden der Straße, in welcher sie stehen; aber seltsam, daß für die Reinigung der Atmosphäre und durch Zuführung guter Luft in den von einer zusammengepreßten jungen Bevölkerung erfüllten Sälen gar keine Sorge getroffen war. Es waren in diesen neuen Gebäuden weder Ventile in den Fenstern noch Luftzug durch die Oefen, da die Heizung im Innern der Zimmer prinzipiell ausgeschlossen und alle Sorge, den Zug und Wechsel der Luft auf andere Weise als durch die Heizung zu vermitteln, versäumt war. Dazu kam die Sorge für Holzersparniß, welche sich, wenn auch vielleicht nicht überall, dadurch kundgab, daß man in den Mittagsstunden, wo die Zimmer leer waren, vermied, die Fenster zu öffnen, um die Wärme nicht hinauszulassen. So wurden die armen Kleinen, wenn sie zu den Nachmittagsstunden kamen, in eine von Grund aus verdorbene mephitische Atmosphäre eingepfercht. Die Folgen und die ernsten Klagen, besonders der Mütter, blieben nicht aus und fanden endlich vergangenen Winter ein beredtes Organ an unserm Liebig. Dieser nahm Gelegenheit, in seinen damaligen chemischen Vorträgen vor einem gemischten Publikum mit aller Entschiedenheit und der ganzen Autorität seines Namens auf diesen Zustand unserer Schulzimmer hinzuweisen, in denen durch das Einathmen von vielleicht hundert Lungen und noch mehr schon in ganz kurzer Zeit der

Digitized by Google

Sauerstoff absorbirt und durch das Ausathmen gegen Kohlensäure vertauscht sey und die nur durch das zufällig noch mögliche Eindringen eines geringen Quantums gesunder Luft vor völliger Tödtlichkeit geschützt werden. Dasselbe sey in andern Lokalen der Fall, besonders in Schlafsälen, und in einem bekannten Strafarbeitshause sey erst vor Kurzem der Grund zahlreicher und plötzlicher Todesfälle von dem dort hingeschickten k. Commissär, dem Chemiker Professor Pettenkofer, darin entdeckt worden, daß man den Straffaal der Sträflinge durch Gesperrthaltung seiner Fenster hermetisch verschlossen hatte. Besonders aber seyen es junge noch unentwickelte Organismen, welche durch ein ähnliches Absperrungssystem der Schulzimmer in einer sich progressiv verschlechternden Atmosphäre in allen Lebenskeimen schädlich getroffen werden. Daher besonders in der ersten Zeit des wieder eröffneten Schulbesuchs häufige Erkrankungen und erst nach Monaten, wenn der Organismus tief genug herabgedrückt und die Reaktion gegen seine Abschwächung gebrochen sey, trete eine Art von Gewöhnung an diesen Zustand ein. Die Sache erregte damals in der ganzen Stadt das größte Aufsehen. Man erschrack, die Jugend sorglos dieser schleichenden Vergiftung ausgesetzt zu haben. Bald kam sie dem Könige zur Kunde, dem keine Fürsorge für das öffentliche Wohl fern liegt und das Herz für jede Hilfe offen steht. Er ließ sich von dem großen Chemiker persönlich diese argen Mißstände darstellen. Bald waren zu ihrer Hebung die nöthigen Vorkehrungen getroffen; die zur Untersuchung eingesetzte Commission, ihre Beobachtungen und Erfahrungen führten zu den erforderlichen Maßregeln und mit dem Anfang dieses Schuljahrs war in den Lehrzimmern für Reinhaltung und Erneuerung der Luft Sorge getragen. Ob in allen und überall auf durchgreifende Weise, vermag ich nicht zu berichten; doch ist es gut, daß man es angegriffen hat, denn bei der wesentlichen Wichtigkeit des Gegenstandes und der obersten Sorgfalt, welche ihn in Beachtung genommen hat, ist wohl kein Zweifel, daß man von Seiten der Behörden auch durchgreifen und gegen den Wahn durchdringen wird, daß die Einführung frischer Luft in die Zimmer durch den größern Aufwand an Brennmaterial zu theuer erkauft werde. Es steht wohl zu vermuthen, daß auch anderwärts sich ähnliche Versäumniß und Trübsal findet, darum wäre es gut, wenn die gemeldeten Vorgänge allgemeine Aufmerksamkeit erregten und zur Abhilfe führten, die hier so einfach und so leicht ist und am wenigsten in einer Zeit sollte versäumt werden, welche durch die schrecklichste Heimsuchung genöthigt worden ist, die Pflege und Wahrung der Gesundheit noch höher als ihre Wiederherstellung zu stellen.

Mannigfaltiges.

Das „San-Francisco-Evening-Journal" enthält folgende Geschäfts-Anzeige: „An Männer von Ehre. Major Goliath O'Grady Granaghan, früher im Dienste der ostindischen Compagnie, hat die Ehre, den Herren in San Francisco seine Ankunft von Calcutta anzuzeigen und ihnen seine Dienste als Duellant und Professor des Codex der Ehre anzubieten. Gestützt auf seine großen Erfahrungen und seine Geschicklichkeit in seinem Geschäft, die er sich in mehr als 4000 Ehrensachen errungen hat, und selbst Theilnehmer an 238 Duellen, schmeichelt sich Major Granagham, sagen zu können, daß er die Fähigkeit besitzt, den Cavalieren von San Francisco zu ihrer Zufriedenheit dienen und ihre Ehrensachen mit Eklat leiten zu können. Indem er sich dem Wohlwollen dieser erleuchteten Klasse von Gentlemen empfiehlt, veröffentlicht er seine Gebühren-Skala, welche er so niedrig stellt, daß sich Jeder von noch so beschränkten Mitteln in Ehrensachen an ihn wenden kann. Für die Forderung einer Abbitte 3 Dollars 80 Cents; für die Ablehnung einer solchen 3 D. 76 C.; für einen Brief in Betreff von Satisfaktion 1 D. 25 C.; für das Arrangement und die Ausführung eines Duells wie folgt: auf Pistolen, zehn Schritte 100 D.; deßgl. mit Lieferung von Pistolen, Munition, Wundarzt und Equipage 200 D.; auf Büchsen, dreißig Schritte 150 D.; auf Colt's Drehpistolen, sechsschüssig, 200 D.; für die friedliche Beilegung einer Ehrensache, unbeschadet der Ehre beider Parteien; für die Beschuldigung einer Lüge 100 D.; für den Ausdruck: Verdammter Schurke 75 D.; für den Ausdruck: Esel 50 D.; für einen Nasenstüber 150 Doll.; für einen Schlag 150 D.; für einen Fußtritt 175 D. Da nothwendig eine Scheidelinie gezogen werden muß, so fühlt Major Granagham sich verpflichtet, anzuzeigen, daß er unter keiner Bedingung darauf eingehen wird, Streitfragen zwischen farbigen Personen zu schlichten oder zu leiten. Da das Einmischen in das Geschäft eines Gentleman ein Eingriff in dessen Rechte

Digitized by Google

ist, der nicht geduldet werden kann, so hält Major Granagham für nöthig, allen Herren zu erklären, daß, wenn sie nach dieser Anzeige in irgend eine Ehrensache sich einlassen, sey es als Sekundanten oder Duellanten, ohne seine Dienste in Anspruch zu nehmen, er sie für jeden solchen Fall persönlich verantwortlich halten wird. Beschuldigungen als Lügner, Feigling oder Schuft durch Billet oder Plakat werden zu den billigsten Bedingungen ausgeführt und für die Unglücklichen passende Begräbnißplätze auf Lone Mountain, sowie Dampfschiffbillets für die Ueberlebenden mit geringem Aufgelde stets in Vorrath gehalten. Major Goliath O'Grady Granagham. Ecke der Clay- und Leavenworth-Street." Folgen Zeugnisse verschiedener Zeitungen für die Tüchtigkeit des Majors!

Einige Sensation erregt in Paris die Verurtheilung einer jungen Dame von großer Schönheit, die unter dem Namen: „la belle Hongroise" ein etwas zweideutiges und zugleich glänzendes Leben führte. Sie gab sich für eine Gräfin von Himini aus, die von ihrem Gemahl, dem Vicekönig von Ungarn, getrennt lebe, und Dank diesem Namen, gelang es ihr, binnen einem Jahre 100,000 Franken Schulden zu machen! Diese schöne Abenteurerin, die früher Comptoir-Dame im Café Frascati war, ist aus Ungarn gebürtig und eine Jüdin. Ihr eigentlicher Name ist Friederike Hirschel. Sie wurde zu 3 Jahren Gefängniß und 100 Franken Geldstrafe verurtheilt.

Ritter Pietro Strada in Turin, eines der angesehensten Mitglieder des ärztlichen Vereins in den sardinischen Staaten, hat einen Preis von 1000 Franken für die beste Abhandlung zur Organisation der Landpraxis — in dem Sinne, daß darin gezeigt werde, wie der ärztliche Beistand auf dem Lande verbessert und am zweckmäßigsten eingerichtet werden könne — ausgeschrieben. Die Abhandlungen sind bis zum 16. Juli 1856 an den Sekretär des Medizinal-Collegiums zu Mortara einzusenden.

Der „San-Francisco-Herald" berechnet den Werth des während den letzten fünf Jahren aus Californien ausgeführten Goldes auf nicht weniger als 300 Millionen Dollars.

In Paris soll man jetzt ein Verfahren entdeckt haben, Oelgemälde und Aquarelle in einer so täuschenden Weise zu vervielfältigen, daß selbst Künstler dadurch überrascht wurden.

Ein Wiener Gärtner hat sich nach Madras und Singapore gewendet, um Samen des Guttapercha-Baumes zu erhalten, mit dem er Anbauversuche zu machen beabsichtigt.

Charaden.

1.

Die beiden Ersten.

An allen Orten sind wir nicht;
Die Nacht ist uns willkommen,
Da uns der Sonne holdes Licht
Sehr wenig nur kann frommen.

Die beiden Letzten.

Stets unentbehrlich sind wir dir
Und nie wirst du uns meiden;
Auch Viele gibt's, sie können schier
Oft gar nicht von uns scheiden.

Das Ganze.

Sehr häufig werde ich genannt
Von Alten und von Jungen,
Und mancher schon von ihnen fand
An mir Erheiterungen.

2.

Mein Erstes zu seyn, ist mein Letztes bestimmt,
So sehr es die Frauen mag schmerzen.
Den kraftvollen Namen des Ganzen vernimmt
Der Deutsche mit klopfendem Herzen.

Auflösung der Räthsel in № 145:

Logogriphe: 1. Eros (der Liebesgott bei den alten Griechen);
Eos (der griechische Name der Morgenröthe).
2. Moraſt — Moſt.

Homonyme: Neige (Schnee).

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 147. Sonntag, 9. Dezember 1855.

Der Wucherer.

Eine Erzählung von Friedr. Adami.

1.

Ein Reiter sprengte in den Hof, warf sich von dem schäumenden Pferde, schleuderte die Zügel in die Hand des flugs herbeilaufenden Knechtes und ohne auf dessen: „Grüß' Sie Gott, Herr Amtmann!" zu danken, schritt er klirrenden Trittes die steinernen Stufen hinan, die zur Thür des Hauses führten. Dort kam ihm mit munterem Gebell eine große Dogge entgegen — sie wollte, wie vor Freude über das Wiedersehen des Herrn, an ihm hinaufspringen; ein Hieb mit der Reitpeitsche machte, daß das treue Thier heulend bei Seite kroch, während der finstere Herr in des Hauses Thür verschwand.

„Na, was ist dann dem wieder in die Quere gekommen?" brummte der Knecht vor sich hin, indem er das Pferd, das von Schweiß triefte, zur Abkühlung im Hofe herum führte. „Schlägt nach der kostbaren Dogge, die Unsereiner sonst nicht scheel ansehen durfte, wenn er nicht behandelt seyn wollte wie ein Hund. Und der arme Schimmel, ist er nicht wie gekocht? Warum reitet er denn immer so unsinnig, als reite ihn selber der Teufel? „Ja, warum? Weil er innerlich keine Ruhe hat, da soll äußerlich auch Alles im Sturm gehen."

Wenige Minuten darauf kam ein junges Mädchen den Thorweg herein. Ihr hastiger Schritt stockte einen Augenblick, als sie den Schimmel sah. Dann trat sie zu dem Knechte, der das Pferd auf und nieder führte, und im Tone der Ueberraschung, die keine freudige für sie zu seyn schien, fragte sie:

„Der Vater schon zurück, Christian?"

„Ja, er kam wie ein Donnerwetter und eingeschlagen hat's auch schon. Fragen Sie nur den Mylord." Und einen schadenfrohen Blick auf die gereitpeitschte Dogge werfend, fuhr Christian fort: „Siehst du, Mylord, jetzt fühlst du auch einmal, wie's thut und wie's einem rechtschaffenen Menschenkinde hier zu Muthe ist — einem Menschenkinde, dem's nicht an der Wiege gesungen worden, daß er einst fremder Leute Knecht seyn würde. Im Gegentheil, hätte der Gauner von Wucherer, der verdammte Wölfel, meinen Vater nicht um Haus und Hof, um Acker und Wiese gebracht, ich wär' jetzt mein eigener Herr und brauchte mich nicht von dem Amtmann, dem Wütherich —"

„Christian," unterbrach ihn das Fräulein, „Du sprichst von meinem Vater."

„Von Ihrem Stiefvater, gnädiges Fräulein!" entgegnete der Knecht und der Nachdruck, den er auf dieses Wort legte, fiel der Angeredeten so schwer auf's Herz, daß sie unwillkürlich tief aufseufzte.

In diesem Augenblick drang eine tobende Stimme aus einem Zimmer des Amthauses in den Hof und gleichzeitig erscholl ein Krach, von dem die Fenster erzitterten.

„O Himmel!" schrie das Fräulein auf — „was ist das?"

„Was wird's seyn?" antwortete Christian — „der Herr Amtmann zankt mit der Frau Amtmännin und schlägt wieder einmal einen Tisch oder einen Stuhl in Stücke. Seyen Sie froh, daß Sie nicht oben sind — Sie bekämen sonst auch Ihren Theil."

Ein gellender Schrei von dort, wo es vorhin so getobt und gekracht hatte, übertönte das letzte Wort. Das Fräulein stand starr vor Entsetzen. Nur ihre Augen, deren Blicke an jenen Fenstern hafteten, sprachen die Angst ihrer Seele aus, während Christian murmelte:

„Nein, heut' treibt er's aber auch zu arg!"

Indessen wurde oben am Fenster eine Frauengestalt sichtbar, das Haar aufgelöst und wirr durcheinander fluthend, die Züge schreckensbleich und die Hand nach dem Fenster ausstreckend, wie um es aufzumachen. Doch eine andere Gestalt, eine Mannesgestalt, hielt sie davon ab, riß sie zurück und verschwand mit ihr aus der Fensternische in den Hintergrund des Zimmers.

„Meine Mutter!" schrie das Fräulein auf und als wären ihr plötzlich Schwingen gewachsen, so flog sie im Nu über den Hof, die Stufen hinan und in die Hausthür hinein, wie ein guter Engel, der das geliebte Wesen, zu dessen Schutzgeist er bestimmt ist, in Gefahr sieht und zu seiner Rettung herbeieilt.

Christian blickte dem Fräulein bedenklich nach, starrte, als er sie nicht mehr sah, noch eine Weile in die offene Hausthür hinein, schielte nach den Fenstern hinauf, wiegte sodann den Kopf gedankenschwer zwischen seinen beiden Schultern, sah das Pferd an, als wollte er fragen: „Na, was meinst du dazu?" — und schloß endlich seine tiefsinnige Betrachtung mit dem weisen Ausspruche: „So viel weiß ich, wenn ich das Fräulein wäre, ich wär' nicht hinaufgegangen. Erst den Mylord, dann die Frau Amtmännin — bin blos neugierig, wer jetzt d'ran kommt!"

Ein zweiter Schrei, erschrecklicher noch als der vorhin gehörte, gellte von dem Amthause her. Fast gleichzeitig klirrte eines der Fenster auf, das Fräulein bog sich weit hinaus und rief hinunter in den Hof: „Zu Hilfe! zu Hilfe! Er mordet meine Mutter! Christian, schnell ins Dorf, daß die Bauern kommen!"

Aber in demselben Augenblick stürzte auch schon der Amtmann auf die um Hilfe Schreiende los, ergriff sie und schleuderte sie vom Fenster hinweg hinter sich in das Zimmer, sodann mit drohend aufgebäumtem Arm hinunterrufend: „Daß Du Dich nicht unterstehst, einen Fuß aus dem Hofe zu setzen!"

Es wäre eine schwere Aufgabe für Christian geworden, zwischen diesen beiden einander widersprechenden Befehlen die richtige Entscheidung zu treffen, wenn nicht gleich darauf die Amtmännin selbst sich oben am Fenster gezeigt und hinabgesprochen hätte: „Christian, Du bleibst!" Und sich an ihre Tochter wendend, fügte sie hinzu: „Ottilie, kein Aufsehen vor den Leuten!"

Christian dachte bei sich: „Die Frau Amtmännin sieht zwar blaß aus, blaß wie der Tod, aber ermordet ist sie nicht, sonst hätt' sie nicht mit mir reden können. Indeß mörderisch geschrieen hat sie und wenn sie noch einmal so schreit, so —"

Doch der Einfall, der ihn jetzt durchblitzte, war ein zu glücklicher, als daß er ihn nicht auf der Stelle hätte von sich geben sollen. „Gut, Frau Amtmännin," sprach er zum Fenster hinauf, „ich bleibe, Ihnen zu Gefallen. Aber, Herr Amtmann, das sag' ich Ihnen, beim ersten Schrei, den ich wieder höre, steig' ich eins, zwei, drei auf's Pferd, oder — noch besser — ich steig' lieber gleich hinauf (und dabei schwang er sich richtig eins, zwei, drei in den Sattel), reite was Zeug hält ins Dorf und schrei' Feuer, Feuer, Mordjo!" — Und als ob das Gefühl, hoch zu Rosse zu sitzen, auch seinen Muth erhöhete, so stemmte er die Füße straff gegen die Steigbügel, reckte den Oberkörper steif empor und drohte dem Herrn Amtmann ungefähr so, wie der vorher ihm gedroht hatte: „Daß Sie sich nicht unterstehen, der Frau Amtmännin ein Haar zu krümmen, sonst hol' ich die Bauern, und wie die von Ihnen denken, das wissen Sie, — Landestrauer gibt's nicht, wenn Sie am längsten Amtmann bei uns gewesen sind. Wonach sich zu achten, wie der Herr Schulze spricht."

Sprach's, gab dem Pferde die Fersen und ritt rundum in dem Hofe. Ein Ritter, der soeben durch seinen Muth den Preis im Turniere gewonnen und nun, die Lanze neigend, an den Zuschauern des Kampfplatzes vorüberreitet, kann nicht siegesstolzer zu Pferde sitzen.

Der Amtmann oben am Fenster murmelte einige Worte zwischen den Zähnen, die der Knecht unten nicht verstehen konnte, und warf dann das Fenster zu.

„Dem hab' ich's gut gegeben," frohlockte Christian, „hab' lang' genug darauf gelauert!" — Und länger, als er eigentlich zur Abkühlung des Thieres gebraucht hätte, saß der Knecht so auf dem Pferde. Als er endlich abstieg, um es in den Stall zu führen, da geschah es im Vollbewußtseyn und mit der ganzen Würde des soeben gefeierten Triumphes.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben des Volkes.

Von E. Fentsch.

Allenthalben knüpft sich an die entscheidenden Momente des Lebens, an jene „Stationen", die wir gerne durch ein Marterläfelchen oder durch

Digitized by Google

einen maigrünen Walburgisbaum kenntlich machen, eine Reihe abergläubischer Gebräuche und mantischer Versuche, an denen das Volk mit großer Pietät hängt.

Ich habe auf einer Wanderung durch die bayerische Oberpfalz eine ganz erkleckliche Zahl derselben gesammelt und will vorerst jene zum Besten geben, welche in das Kapitel über „Liebe, Brautstand und Hochzeit" einschlagen.

1. Wenn die Dirne hinter ihrem Schatze geht und will gerne wissen, ob er sie mit der Zeit heirathe, so muß sie ihn dreimal leise für sich also ansprechen:

„Bist mir von Gott b'schert oder g'schaffen,
So greif' nach dei'm Hut oder Kappen;
Bist mir nicht von Gott b'schert,
So greif' nieder zu der Erd'."

Die nachfolgende Geberde des Geliebten bildet ein unfehlbares Orakel.

2. Siehst du im Frühling zuerst zwei Bachstelzen beisammen, so gibt's Heirath; ist es nur eine einzige, so mußt du selbiges Jahr noch ledig bleiben.

3. Ein Herrgottskäferl (Marienkäferchen) also angesprochen:

„Herrgottskoiferl, floig über d'Spitz,
Wo mei' Schwieger oder Schwäher sitzt,"

fliegt nach der Himmelsgegend, wo Braut oder Bräutigam herkommen.

4. Copuliren soll man nicht lassen, so lange ein Grab offen steht, so muß Eines der Brautleute bald sterben.

5. Beim Kirchgang darf sich der Bräutigam nicht umschauen, sonst heißt es, er schaue sich nach einer zweiten Frau um.

6. Die Braut muß dem Brautzuge in einiger Entfernung und wie zögernd nachfolgen, will sie nicht „mannssüchtig" geheißen werden. Eine sittsame Jungfer soll während des ganzen Zuges bis zur Kirchenthüre weinen, je lauter desto besser. Dann singen die geladenen Burschen die alte Hochzeitweise:

„Moidl wein', wein', wein',
Moidl wein', wein', wein',
Bis heunt über's Gaua (Jahr)
Bist nimma su fein!
Wir führen di üba dein' Voda (Vater) sein' Stoig'n (Stiege),
Bis heunt über's Gaua wirst a Kinderl woig'n (wiegen).

„Moidl wein', wein', wein' ꝛc.
Wir führen di üba dein' Vada sein' Grob'n,
Bis heunt über's Gaua wirst a Kinderl hob'n.

„Moidl wein', wein', wein' ꝛc.
Wir führen di üba dein' Voda sein' Gart'n,
Bis heunt über's Gaua wirst a Kinderl wart'n."

7. Wenn beim Copuliren die Lichter am Altare flackern, bedeutet es eine schlechte Ehe.

8. Wird das Kirchenpflaster an der Stelle, wo die Braut stand, feucht, so muß sie vor dem Bräutigam sterben, oder umgekehrt.

9. Wenn es der Braut beim Kirchgang auf den Kopf regnet, wird sie reich. (Ein fränkisches Sprichwort lautet: „Seligen Leuten und glücklichen Bräuten regnet es.")

10. Wenn die Brautleute ins Wirthshaus oder Hochzeithaus zurückkommen, bringt Eins dem Andern den Trunk zu. Wer dies zuerst thut, gewinnt das Hausregiment.

11. Die ersten Löffel voll Suppe muß die Prangerin (Kränzljungfer) der Braut geben. Der Löffel wird zerschlagen und zum Fenster hinausgeworfen, dann verliert die Braut das Heimweh.

12. Die Ränftchen des ersten Stück Brodes, welches die Hochzeitleute daheim essen, werden aufbewahrt. Wessen Ränftchen zuerst schimmelig wird, stirbt vor dem Andern.

13. Wenn die Braut heimkommt, muß sie noch im Hochzeitgewande in den Stall gehen, dem Vieh aufschütten und dabei sprechen: „Viel Glück zu einem Rind!" Dann hat sie Segen im Stalle. Andere, denen es in ihrer Noth vor dem Kindersegen bangt, dehnen das Sprüchlein aus und sagen: „Viel Glück zu einem Rind und zu keinem Kind!" Das hilft aber in der Oberpfalz gar selten.

Mannigfaltiges.

Eine seltsame Geschichte machte dieser Tage in Paris viel von sich sprechen. Ein ausländischer Commissär bei der Ausstellung, Herr Weinb....., ist mit der strengsten Gläubigkeit dem Orakel der „tanzenden Tische" zugethan und es war für ihn eine Hauptbeschäftigung in Paris, sich über alle Theorien dieses Mysteriums praktischen Aufschluß zu verschaffen. Ein Freund führte ihn zu diesem Zwecke zu einem Mitgliede des Instituts, welches in dieser Geheimwissenschaft die glücklichsten Ver-

Digitized by Google

suche angestellt hat. Der Tisch setzt ihn mit seinen Offenbarungen in das größte Erstaunen, — endlich wird auch folgender Versuch gemacht: In einem dunklen Zimmer wird der Tisch magnetisirt, Hr. W. legt die Hand darauf und ruft eine ihm theure verstorbene Person an. Der Gelehrte zieht sich zurück, mit der Versicherung, daß die Angerufene in dem gegenüber befindlichen Spiegel erscheinen werde. Nach wenigen Augenblicken hört man einen schweren Fall. Man eilt herbei und findet Herrn W. ohnmächtig auf dem Boden hingestreckt. Wieder zur Besinnung gekommen, eilt er davon, ohne über den Vorfall eine Aufklärung zu geben. Am nächsten Tage aber empfängt der Freund ein Schreiben von ihm, welches das Werk eines Verrückten zu seyn scheint. Das Schreiben ist nichts Anderes als die Eingabe W.'s an die Behörde in seiner Heimath, mit der Denunciation, daß seine vor zwei Jahren verstorbene Mutter vergiftet worden sey. W. schickte diese Eingabe seinem Freunde zur Einsicht, indem er hinzufügte, daß ihm seine Mutter im Spiegel erschienen sey und ihm die Ursache ihres Todes zugeflüstert habe. W. hat eiligst Paris verlassen und ist im Augenblick vermuthlich mit der Entdeckung des Verbrechens beschäftigt, das für ihn eine Gewißheit ist.

Die Uhr des Londoner Parlamentshauses erhielt ein Glockenspiel, zu dem die größte Glocke ein Gewicht von 280 engl. Centnern haben wird, die vier übrigen sollen 200 Centner wiegen. Bis jetzt ist in England noch keine Glocke von der Größe der erstern gegossen worden. Kommen nun die englischen Minister in irgend einer Parlamentssitzung ins Gedränge, so haben sie einen guten Succurs: geschwind die Glocken in Bewegung gesetzt und die Opposition muß schweigen.

(Gereimtes preußisches Cabinetsschreiben.) Im Jahr 1714 hatten die Lehrer des Cöllnischen Gymnasiums in Berlin zu fürchten, es könnte bei der Beschränkung mancher Ausgaben auch die (späterhin mit Geld ausgeglichene) Lieferung von Nahrungsmitteln aufhören. Der Conrector Butten wandte sich nun im Namen seiner Amtsgenossen an Preußens König Friedrich Wilhelm I. mit folgender Bittschrift:

„Dein Bier und Brod
Helf' uns aus Noth;
Soll Mangel seyn,
So sey's an Wein.

36 Quart Bier, 36 Kulen Brod, 36 Quart Wein per annum haben wir bis 1713 von undenklichen Zeiten her aus dem Königlichen Keller genossen.

Den 5. April 1714.

Unterthänig Lutherische Communität in Cölln."

Butten erhielt hierauf folgende Cabinets-Resolution:

„Weil ihr euch selbst begebt dem mit vermachten Wein
Und nur demüthig sucht das Bier und Brod allein,
So bleib' euch auch der Wein zur Labsal und zur Noth;
Seyd ferner fromm und treu des Königes Gebot,
Zuvörderst lobet Gott."

Homonyme.

Mein Vaterland ist nicht der kalte Norden,
Denn ich gedeih' und reif' im wärmern Süden nur.
So lieblich ich auch bin, so zeigt doch meine Spur
Verwüstung, Blutvergießen, Morden.

Auch schmück' ich oft des schönsten Mädchens Haar
Und schimmere an ihrem Hals und Busen,
Es brachte selbst ein Priester deutscher Musen
Als Weihgeschenk mir eine Ode dar.

Vor meinem Glanz muß selbst der Purpur weichen,
Der Kühnste wird durch meine Gluth geschreckt,
Und wehe dem, der einmal mich geschmeckt,
Denn nichts erlöst ihn aus des Todes Reichen.

Logogriph.

Ich bin es, der Hülle und Kleider bescheert;
Ein Zeichen hinweg, so werd' ich verzehrt.

Auflösung der Charaden in № 146:

1. Eulenspiegel.
2. Herrmann.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 148. Dienstag, 11. Dezember 1855.

Der Wucherer.

(Fortsetzung.)

2.

Der Pferdestall des Kammergutes, dessen Pächter der Amtmann war, diente gleichzeitig als Schlafkammer für den Knecht. Dieser Bestimmung auch bei Tage eingedenk, hatte Christian, nachdem er den Schimmel an die Krippe gebunden, sich der Länge nach auf sein Nachtlager gestreckt, und da er zu jenen glücklichen Menschen gehörte, die sich nur hinzulegen brauchen, um auf der Stelle, es sey Tag oder Nacht, einzuschlafen, so schnarchte er auch bald laut. In der Regel gab sich Christian im Schlafe nicht mit Träumen ab. Ausnahmsweise war es ihm jetzt plötzlich, als hätte er geträumt; er hörte Hufschläge im Hofe, — doch eine Stimme, die draußen laut wurde, half ihm aus diesem Traume.

„Heda! holla! kein Knecht hier?" rief es ungestüm.

Diese Stimme hören und heftig von seinem Lager in die Höhe fahren, als hätte ihn eine Natter gebissen, das war für Christian, der sich sonst nicht übereilte, das Werk eines Augenblicks. Mit einem Satze war er an der Stallthür und öffnete sie, um nachzusehen, ob er recht gehört habe.

Ein dicker Mann stieg vom Pferde und empfing den Knecht mit der Frage:

„Der Herr Amtmann — ist er zu Hause?"

Wie Christian das fette, wulstige Gesicht des Angekommenen erblickt hatte, ballten sich unwillkürlich seine Hände und seine Augen rollten weit vor, als wollten sie aus ihren Höhlen herauskugeln.

„Wetter!" rief Jener — „das Gesicht sollt' ich kennen!"

Ein dumpfes Brummen, das sich fast anhörte wie das Knurren eines Bullenbeißers, der gern beißen möchte, wenn der verwünschte Maulkorb nur nicht wäre, war die Antwort aus Christians Munde.

„Wie heißt Ihr?"

„Wie mein Vater geheißen."

„Unverschämter! soll meine Peitsche Euch Lebensart lernen?"

„Nur zu!" entgegnete Christian, einen Schritt zurücktretend und die Aermel seiner Jacke vorn an den Handgelenken umkrämpend, was in der Dorfschenke regelmäßig das Zeichen einer ausbrechenden Schlägerei war. „Nur zu, Herr Wölfel! daß Er's mit Zinsen zurückbekommt, mit Zinsen und Gerichtskosten, wie das Kapital von meinem Vater, dafür steh' ich ihm!"

Herr Wölfel war sichtbar erschrocken. Jetzt erinnerte er sich, mit diesen Augen, mit dieser Miene hatte ihn vor Jahr und Tag derselbe Mensch angeblickt, als er mit den Exekutoren gekommen war, dessen Vater von Haus und Hof zu jagen.

„Ach, nun erkenn' ich Euch," sagte er mit einem freundlich thuenden Blick aus seinen kleinen Augen, die häßlich ins Röthliche spielten; „Ihr seyd ja wohl der Sohn vom alten Steffen drüben?"

„Dessen Nagel zum Sarg Er gewesen ist, Herr Wölfel!" versetzte Christian und jedes seiner Worte knisterte wie ein Funke des Zornes, in welchem sein Herz entbrannt war.

„Was kann ich dafür?"

„Das fragt Er noch, Herr Wölfel? Wer war's, der uns zuerst krankes Vieh für gesundes verkauft hat, Vieh, von dem ein Stück nach dem andern gefallen ist? Kein Anderer, als Er! — Der Vater, seliger, schwieg zu dem Betrug, denn Er hatte ein Kapital auf unserem Gehöfte stehen

Digitized by Google

und drohte es zu kündigen. Da sagte der Vater: „Kinder, wenn ich ein neues Kapital aufnehmen muß, das macht ja fast eben so viel Kosten, als ich Geld an dem kranken Vieh eingebüßt habe.“ Und der Vater unterschrieb, was Er von ihm unterschrieben haben wollte, daß das Vieh, das Er an ihn verkauft hat, frisch und gesund gewesen. Um neues Vieh anzuschaffen, wußte er keinen andern Rath, als den, den Er ihm gab, nämlich, das Korn auf dem Halm an Ihn zu verkaufen. Nach der Ernte, die Gott gesegnet hatte, da zeigte es sich, daß Er uns nicht den dritten Theil von dem gezahlt, was Ihm das Getreide eingebracht. Die Folge war, daß der Vater keine Zinsen zahlen konnte.“

„Das war allerdings schlimm.“

„Ja, aber noch schlimmer war's, daß Er dem Vater so viel Geld, als er Ihm an Zinsen schuldig war, auf den Tisch zählte mit den Worten: „Vater Steffen, das Geld borg' ich Euch auf's Neue, wir schlagen's zum Kapital.“ Der Vater strich das Geld zum Schein ein und zählte es dann wieder auf den Tisch, um Ihm die schuldigen Zinsen damit zu bezahlen. So hat Er sich die Zinsen wieder verzinsen lassen und in Zeit von drei Jahren war der Vater ein Bettelmann, wir Bettelkinder!“

„Das ist nicht meine Schuld. Euer Vater, Gott hab' ihn selig, hatte sich dem Trunk ergeben.“

„Nur aus Verzweiflung; weil er seinen Ruin durch Ihn vor Augen sah, ging er zuletzt lieber ins Wirthshaus, als in die Kirche. Im Anfang da machte die Mutter ihm Vorwürfe; aber der Vater warf mit Schüsseln und Tellern nach ihr. Ich sprang dazwischen und zum Glück flog das Geschirr nicht der Mutter, sondern mir an den Schädel, daß das Blut herausspritzte, als ob mir der Bader zur Ader gelassen. Hier“ — und dabei strich Christian sich das Haar zurück — „hier kann Er die Narbe noch sehen, Sein Werk, Herr Wölfel!“

„Mein Werk?“ rief dieser sich ereifernd. „Ihr seyd nicht recht klug, und ich, ich werde kein Narr seyn, den Unsinn noch länger mit anzuhören. Da — nehmt die Zügel!“

Doch Christian nahm die Zügel nicht, sondern sich bückend einen schweren Stein in die Hand, der gerade zu seinen Füßen lag.

„Mensch!“ schrie Wölfel, den Rücken an das Pferd drängend — „was wollt Ihr mit dem Stein da?“

„Nichts, wenn Er der Narr ist, den Unsinn noch länger mit anzuhören,“ versetzte Christian dreist.

„Und wenn ich's nicht thue?“

„Dann werf' ich Ihm den Stein an den Kopf, wie der Vater mir dazumal die irdene Schüssel.“

Wölfel erzitterte sichtbar und drehte den Kopf, als wollte er sich nach Hilfe umsehen.

„Umsehen kann Er sich,“ fuhr Christian fort; „doch so wie Er schreit, hat Er den Stein am Kopf!“

„Aber der Herr Amtmann — ich muß zu ihm!“

„O zu dem kommt Er immer noch früh genug, um ihn vollends zu ruiniren! Jetzt wundert's mich auch gar nicht mehr, daß es der Frau Amtmännin gerade so ergeht, wie's meiner Mutter ergangen, eh' ich die Schüssel an den Kopf bekommen. Denn von dem Augenblick an machte die Mutter dem Vater keinen Vorwurf mehr. Nur als der Pfarrer ihr einmal im Felde begegnete, da klagte sie dem ihr Herzeleid. Darauf kam der Herr Pfarrer zu uns, nahm den Vater mit in die Kammer und dort ins Gebet. Das wirkte, wiewohl anders, als sich's der Herr Pfarrer gedacht. Nämlich, als er wieder fort war, da reichte der Vater, der ganz zerknirscht aussah, der Mutter, die weinend auf der Ofenbank saß, die Hand und sagte: Anneliese, hätt'st mir nicht erst durch den Schwarzrock brauchen sagen zu lassen, was für ein schlechter Kerl ich bin. Das weiß ich allein. Aber sey du nur getrost, ich werde dich nicht mehr so oft betrüben. — Das wolle Gott! schluchzte die Mutter und ich, der ich hinter'm Ofen Alles mit anhörte, ich biß in den Aermel, um nicht laut zu heulen. Darauf ging der Vater aus der Stube und wir hörten, wie er draußen in der Küche herumsuchte und hernach die Bodentreppe hinaufstieg. Nach einer Weile sagte die Mutter, mehr zu sich selbst als zu uns: Ja was hat denn der Vater jetzt auf dem Boden zu thun? — Dann hört' ich, wie sie aufsprang, zur Stubenthür hinausrannte und sofort die Bodentreppe hinan. Sollst du nach? denk' ich und indem ich noch bei mir überlege, hör' ich auch schon einen gräßlichen Schrei und gleich hinter her ein Gepolter, wie wenn Jemand die Treppe herunterfällt. Wie der Blitz bin ich da hinter'm Ofen heraus und draußen an der dunklen Bodentreppe. Dort stolpere ich über ein Ding, das quer vor der untersten Stufe liegt, und wie ich mich bücke, merk' ich, daß es die Mutter ist, die kein Glied mehr rührt.“

Digitized by Google

Christian hielt inne, indem er mit seinem linken Aermel über die Augen fuhr.

„Traurig, recht traurig!“ sagte Herr Wölfel in einem Tone, der recht mitleidig klang.

„O, das Traurigste kommt noch erst!“ fuhr Christian fort. „Denn wie die Mutter, die sich zu Tode gefallen hatte, so dalag und ich neben ihr kniete, stand der Vater auf der obersten Stufe, von der es in den Boden geht, rang die Hände, heulte und schrie: Anneliese, Anneliese, das hab' ich dir gethan! — Aber so komm doch herunter, damit wir die Mutter auf's Bett tragen! schrie ich. Darauf schlich der Vater wie ein Gespenst die Treppe herab und sein erstes Wort unten ist gewesen: Christian, meine Absicht war, mich aufzuhängen. Die Mutter kam dazu, als ich just probirte, ob der Strick auch fest genug sey. Sie hat's gesehen, hat Zeter darüber geschrieen und ist vor Schreck rückwärts die Treppe hinuntergestürzt. Aber — fuhr der Vater fort und hat mir dabei die Hand gedrückt, daß ich's heut' noch fühle — aber, Christian, ein schlechter Kerl, der's weiter erzählt. — Und daß Er's nur weiß, Herr Wölfel, Er ist der Erste, an den's der schlechte Kerl hier weiter erzählt.“

Dabei schlug sich Christian, wie der Zöllner im Evangelium, vor die Brust und sein Auge war gegen Himmel gerichtet mit einem Blick, in dem das Wasser einer aufquellenden Thräne die wilde Flamme seines Zornes eine Sekunde lang auslöschte.

Herr Wölfel tastete mit der einen Hand — mit der andern hielt er sein Pferd — nach der Tasche, zerrte sein seidenes Taschentuch heraus, was ihm aber erst nach wiederholter Anstrengung gelang, wie wenn das Tuch sich gesträubt hätte, als Fahne der Heuchelei ausgesteckt zu werden, fuhr mit demselben über das Gesicht und trocknete so die Augen, die gar nicht naß waren, dazu seufzend die Worte ausstoßend:

„Schrecklich, schrecklich! Hätt' ich das ahnen können! Ich fall' aus den Wolken!“

„Lieber wär' mir's, Er wär' die Bodentreppe hinabgefallen, anstatt der Mutter, und hätt' sich das G'nick gebrochen!“ versetzte Christian, „Der Vater opferte das Letzte, um die Mutter ehrbar unter die Erde zu bringen. Aber mit seiner Ruhe war's vorbei, seit sie auf dem Kirchhof lag. Es währte nicht lange, da kam Er, Herr Wölfel, mit den Exekutoren und vertrieb uns aus Haus und Hof. Das ging dem Vater nun vollends ans Leben. Aber wenn er auch seit der Zeit, da der Satan Ihn über unsere Schwelle geführt, sündhaft genug gelebt hat, gestorben wenigstens ist der Vater als ein reuiger Sünder. Ein wahres Kirchweihgesicht bekam er, als der Herr Pfarrer ihm in der Sterbestunde das Nachtmahl gegeben hatte; so fröhlich sah er aus, lächelte, als ob er Einem über seinem Bett zuwinken wollte, und als ich und die Schwester ihn fragten, mit wem er denn so freundlich sey, da sprach er: Mit Eurer Mutter, Kinder! Seht Ihr sie denn nicht? Da oben, wo die Decke sich aufgethan hat, daß die liebe Sonne hereinscheint, steht sie ja mitten im Sonnenschein, winkt mir und bleibt in einem Winken, daß ich kommen soll. — Du träumst, Vater! sagt' ich, wie kann denn die Sonne scheinen, es ist ja später Abend! Aber der Vater fuhr fort: Kinder, seyd Ihr denn blind, daß Ihr die Mutter nicht seht? Dort — dort! — Und dabei wies er mit der Hand, so hoch er sie heben konnte, nach oben, lispelte noch einmal: Anneliese! streckte sich, daß die Bettstelle krachte, und war — todt!“

„Der arme Steffen!“ äußerte Wölfel gleichsam in lautem Beileid.

„Freilich, arm war der Vater gestorben — so arm, daß die Gemeinde ihn auf ihre Kosten begraben lassen mußte. Jenun, man weiß auch noch nicht, auf wessen Kosten Er einmal begraben wird, Herr Wölfel. Ich und die Schwester, wir mußten jetzt unser Brod suchen unter fremden Leuten. Ich verdingte mich als Knecht hier auf dem Amt' und die Schwester zog als Magd in die Stadt. Es geht ihr gut dort, hör' ich jeden Sonnabend von ihr, wenn ich zum Wochenmarkt hinkomme. Und Sein Glück, Herr Wölfel, daß es der Margareth gut geht, denn sonst ging's Ihm schlecht!“

Bei diesen Worten warf Christian den Stein, den er vorhin aufgehoben hatte, wieder hin, was gleichsam das Punktum seiner Erzählung war, nahm Herrn Wölfel die Zügel aus der Hand, drehte das Pferd um und führte es im Hofe herum, ohne Jenen weiter eines Wortes oder Blickes zu würdigen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Unter den bei der Erstürmung Sebastopols Verwundeten befand sich auch ein Musiker, dem eine Kugel ins Knie geschossen worden und der sich daher das Bein abnehmen lassen mußte. Wie

Digitized by Google

gewöhnlich, wurden Anstalten gemacht, ihn festzubinden, damit er sich nicht rühren könne. „Was nehmen Sie vor, Herr Doktor?“ fragte der Verwundete. — „Ich muß Ihnen das Bein abnehmen und Sie daher festbinden lassen.“ — Da ruft der Verwundete: „Nimmermehr! Das Herz aus der Brust mögen Sie mir reißen lassen, aber binden lasse ich mich nicht! Ist eine Geige bei der Hand, so bringe man sie her!“ — Es ward eine herbeigeholt und nachdem er sie gestimmt hatte, sprach er: „So, Herr Doktor, jetzt können Sie anfangen,“ und spielte während der Operation, die etwa 30 Minuten dauerte, ohne eine falsche Note zu greifen.

Vor ein paar Tagen reisten von Paris nach Lyon sechs englische Boxer, unter Leitung von John Swift, um sich nach dem englischen Lager vor Sebastopol zu begeben. Bei denselben befindet sich eine Boxer-Berühmtheit: Benett Adams, welcher in England als einer der stärksten Männer angesehen wird und noch im vorigen Jahre zwei seiner Gegner zu Tod boxte, den ersten nach dem siebenzehnten, den zweiten nach dem vierundzwanzigsten Gange.

Das am 9. Januar d. J. von Liverpool nach Melbourne in Australien mit 500 Passagieren abgefahrene Schiff „Guilding Star“ ist bis jetzt noch nicht daselbst eingetroffen, daher man gegründete Sorge hat, daß solches verunglückt ist.

Francisco Huerta y Caturla, den seine Bewunderer den „Paganini der Guitarre“ nannten, hat sich in Nizza entleibt. Er war 1803 in Cadix geboren.

Charade.

(Drei- und viersylbig.)

Die Erste — vielgestaltet,
Bald roh gebaut, bald fein,
Bald neu, bald auch veraltet,
Bald reich, bald arm und klein,

Bald hoch auf Berg und Hügel,
Bald tief im Meeressand,
Bald mit, bald ohne Flügel,
Ist Jedermann bekannt.

Dort, wo Orangen blühen
Im milden Sonnenstrahl,
Sieht man die Zweite ziehen
Durch ein beglücktes Thal.

Ihr, die der Genius leitet
Zur Kunst, zum Studium,
Wißt, wenn ihr überschreitet
Die Zweite, schon warum.

Die Seele kostet Frieden,
Des Lebens Uhrwerk steht,
Wenn um das Ohr des Müden
Der Dritten Fittig weht.

Mehr, als im Reich der Lüfte,
Mehr, als im Meeresgrund,
Thut sich um unsre Grüfte
Die Dritt' und Vierte kund.

Umsonst herrscht sie der Meister
Den Schülern ständlich zu;
Ach, in dem Reich der Geister
Ist ewig keine Ruh'.

Erst an des Lebens Schlusse
Senkt sich in unser Grab
Zum ew'gen Friedensgruße
Ihr Fittig sanft herab. —

Da, wo die fromme Sitte
Der Väter noch besteht,
Ihr in der Ersten Mitte
Geehrt das Ganze seht.

Oft, wenn sich Wogen thürmen,
Wenn scheu die Dritte flieht,
Gebietet es den Stürmen,
Schafft Ruhe im Gemüth.

Vier Sylben zählt das Ganze,
Zuweilen auch nur drei,
Doch ist es der Grammatik
Und Logik einerlei.

Auflösung der Räthsel in № 147:

Homonyme: Granate.
Logogriph: Flachs — Lachs.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 149. Freitag, 14. Dezember 1835.

Der Wucherer.

(Fortsetzung.)

3.

„Margareth! Margareth!“ wiederholte Herr Wölfel stutzig den Namen von Christians Schwester. „Wär' doch ein eigenes Zusammentreffen, wenn —“ Das Uebrige murmelte er in den Bart und rief dann laut: „He, Christian, eine Frage!“

Der Gerufene näherte sich, das Pferd am Zügel.

„Die Margareth, Euere Schwester, war sie vielleicht bei dem Kaufmann Bäzner im Dienst?“

„War im Dienst? So viel ich weiß, dient sie noch dort.“

„Seit vorgestern Abend nicht mehr.“

„Nicht mehr?“

„Wie ich Euch sage, denn vorgestern Abend ist Euere Schwester davongelaufen.“

„Davongelaufen?“ schrie Christian auf und seine Augen dehnten sich und traten vor, als wollten sie aus dem Kopfe springen, der Davongelaufenen nach.

„Davongelaufen mit ihrem Liebhaber, einem Handlungsdiener des Kaufmanns Bäzner.“

„Was? die Margareth hat einen Liebhaber? Und davon sagt sie mir kein Sterbenswörtchen! Herr, ist das wahr?“

„Wenn's nicht wahr ist,“ betheuerte Wölfel, „dann soll keiner meiner Schuldner mir einen Heller bezahlen!“

„Das ist ein fürchterlicher Schwur in Seinem Munde, Herr Wölfel. Die Margareth davongelaufen —“

„Mit eines reichen Mannes Sohn.“

„Der Liebhaber ist reich?“ fiel Christian ein. „Wenn das ist, so hat er nichts Gutes vor mit dem armen Mädchen.“ Und traurig senkte er den Kopf.

„Gewiß nicht!“ bekräftigte Herr Wölfel mit auffallendem Eifer. „Und wenn er wirklich im Sinne hätte, sie zu seiner Frau zu machen, so kann ich Euch sagen, der Vater des jungen Menschen hat schon erklärt, daß er den ungehorsamen Sohn lieber enterbt, als Euere Schwester zur Schwiegertochter annimmt.“

„So?“ fragte Christian in langgezogenem Tone und faßte dabei Herrn Wölfel scharf ins Auge.

„Ja,“ fuhr dieser angelegentlich fort, „seyd versichert, der Vater des jungen Menschen willigt niemals darein, daß sein Sohn Euere Schwester zur Frau nimmt, und Ihr könntet Euch einen Gottslohn verdienen, wenn Ihr der Margareth den Kopf wieder zurecht setztet, den ihr mein —“ (er verschluckte das Wort, das er schon auf der Zunge hatte) — „den ihr der junge Mensch ganz verdreht zu haben scheint.“

„Ah!“ rief Christian und hob den Zeigefinger in die Höhe, wie wenn er plötzlich einen neuen Erdtheil entdeckt hätte, nämlich in der Welt seiner Gedanken. „Er ist ja recht genau unterrichtet. Blitz, Hagel! woher weiß Er denn das Alles?“

„Woher ich das weiß?“ wiederholte Wölfel und die Frage schien ihn im ersten Augenblick zu beklemmen. Dann sagte er kurz: „Die ganze Stadt ist ja voll von der Geschichte. Denkt Ihr, es sey etwas so Alltägliches, daß eines reichen Mannes Sohn mit einem Dienstmädchen davonläuft?“

„Weiß denn kein Mensch, wohin sie —“

„Nach St—,“ platzte Jener heraus, „zu einer Muhme des Entführers.“

„Also nach St—? J, das ist ja gar nicht so weit. Und zu einer Muhme? Hm, diese heißt?“

Digitized by Google

Herr Wölfel gab nicht sogleich Antwort. Er schien erst bei sich zu überlegen, ob es rathsam sey, den Namen der Muhme zu nennen.

„Die Muhme heißt?“ wiederholte Christian und warf dabei einen forschenden Blick auf den Boden, als wolle er sehen, ob der Stein, den er vorher weggeworfen, noch daliege. Es könne doch seyn, dachte er, daß er noch Gebrauch davon mache.

„Mölling, verwittwete Mölling.“

„Danke für gütigen Bescheid!“ versetzte Christian und stieg vor den Augen Wölfel's auf dessen Pferd.

„Was soll das?“

„Das soll so viel,“ entgegnete Christian, sich im Sattel zurechtsetzend, „daß ich vom Fleck weg nach St— reite, um mich an Ort und Stelle zu überzeugen, ob auch wirklich Alles so ist, wie Er mir gesagt hat.“

„Halt!“ schrie Wölfel — „ich rufe den Herrn Amtmann!“

„Wenn der Herr Amtmann nach mir fragen sollte, so sag' Er ihm nur, ich hätte nach St— gemußt, und Er, aus alter Freundschaft für meinen Vater, Er hätte mir Sein Pferd dazu geliehen.“

„Das werd' ich nicht sagen!“ antwortete Jener, kirschroth vor Zorn.

„Nicht? Na, meinetwegen auch!“ versetzte Christian kaltblütig. „So sag' Er dem Herrn Amtmann, Er habe etwas Nothwendiges in der Stadt vergessen und mich dahin geschickt, um es statt Seiner zu bestellen. Ich rechne darauf, Herr Wölfel. Wo nicht, so kann Er darauf rechnen, daß Ihm der erste beste Kieselstein an den Kopf fliegt, ohne daß Er weiß, aus welcher Hecke er geflogen kommt, der Vogel, der Ihm das Loch in den Kopf pickt. Wonach sich zu achten, wie der Schulze spricht.“

Und ehe Herr Wölfel von seiner Erstarrung über diese Keckheit wieder aufgethaut war, hatte Christian schon das Thor des Amtshofes hinter sich und, den nächsten Weg nach St— einschlagend, brummte er vor sich hin:

„Ist der Sohn des Gauners mit meiner Schwester davongelaufen, was werd' ich da Umstände machen, mit dem Pferd des alten Sünders davon zu reiten! Behalten werd' ich seinen Gaul nicht; aber meine Schwester muß er behalten, der Entführer. Nein, die nehm' ich nicht zurück, nachdem er ihr solchen Schimpf angethan vor der ganzen Stadt. Die muß er zur Frau nehmen, das schwör' ich heilig, — er muß sie wieder zu Ehren bringen, oder ich bring' ihn um, so wahr ich Christian heiße!“

4.

Herr Wölfel schritt über den Hof in das Amthaus. Als er dort eintrat, sprang die Dogge aus dem Winkel, in welchen sie sich vor der Peitsche des Amtmanns geflüchtet hatte, plötzlich hervor und bellte ihn an. Er fuhr zusammen und streckte unwillkürlich wie zur Abwehr dem Thiere die Hand mit der Reitpeitsche entgegen. Beim Anblick derselben schien die Dogge Angst vor einer neuen Züchtigung zu bekommen; mit einem kühnen Satze zwischen seine Beine hindurch rettete sie sich in den Hof. Aber die Wohlbeleibtheit des Mannes paßte nicht zu solchem Durchgange und er schlug seiner ganzen Länge und Breite nach zu Boden. Auf das Geräusch dieses Falles und das Aufschreien des Gefallenen öffnete sich eine Thüre. Der Amtmann trat heraus und der am Boden Liegende rief ihm barsch zu, ihm die Hand zu reichen, damit er wieder auf die Füße komme.

Der Amtmann half dem schweren Manne empor und als dieser wieder aufrecht stand, war seine erste Frage:

„Der Hund ist doch nicht toll?“

„Welcher Hund?“

„Nun, der Hetzhund hier, der mich über den Haufen gerannt hat.“

„Beruhigen Sie sich, Herr Wölfel, die Dogge ist frisch und gesund. Aber bitte, wollen Sie nicht eintreten?“

„Versteht sich, will ich das. Sie wissen ja, warum ich komme!“

Mit diesen Worten ging Herr Wölfel voraus in das Zimmer und ließ dort seinen Fettkörper ohne Umstände auf das Sopha plumpen, den breiten Rücken hinten anlehnend und die kurzen Beine von sich streckend.

Der Amtmann ballte seine Hand um die Lehne des nächsten Stuhles und flügelte ihn nach dem Sopha hin, um sich dem Besucher gegenüber niederzulassen, mit einem Blicke, aus dem das Gelüste sprühte, das ergriffene Möbelstück lieber auf dem Kopfe des widerwärtigen Gastes zu zerschmettern.

„Es zieht,“ sagte Wölfel, auf das offene Fenster deutend, „und ich bin sehr erhitzt; wollen Sie nicht zumachen?“

Der Amtmann, der sich schon gesetzt hatte, erhob sich, schritt ans Fenster und schloß es mit einer

Digitized by Google

Miene, als hätte er viel lieber Jenen hinausgeworfen.

„Nun? Wie steht's?" fragte Wölfel stoßweise, als der Amtmann ihm wieder gegenüber Platz genommen hatte. „Ihre Frau — hat sie Ja gesagt?"

„Noch nicht, Herr Wölfel, indeß —"

„Noch immer nicht? Aber Sie haben mir doch versprochen, wenn ich heute käme, sollt' Alles in Richtigkeit seyn."

„An meinem guten Willen hat's nicht gelegen. Jedoch meine Frau macht mehr Schwierigkeiten, als ich gedacht."

„Ach was! Noth bricht Eisen."

„Nicht so laut, Herr Wölfel," versetzte der Amtmann; „bedenken Sie, wenn meine Frau uns hörte."

„Desto besser!" dachte Wölfel und fuhr noch lauter fort: „Auf wen will denn die Frau Amtmännin noch warten für die Fräulein Tochter? Bin ich nicht reich? Und mein Sohn, mein einziger Sohn, ist er nicht ganz der Mann, ein Mädchen glücklich zu machen? Dazu kommt, daß der Herr Amtmann ganz in meinen Händen ist."

„Herr Wölfel," unterbrach ihn der Amtmann flüsternd, „wollen Sie Alles verderben? Nicht meine Frau allein, auch Ottilie ist hier in der Nähe."

„Das ist etwas Anderes," entgegnete Jener, seine Stimme dämpfend. „Freilich, Fräulein Ottilie darf nicht erfahren, daß ihre Hand von ihrem Herrn Stiefvater so zu sagen verspielt worden ist."

„Verspielt?"

„Ist es etwa nicht so? — Sie hatten auf Ehrenwort die bewußte Summe in der Stadt verspielt. Wär's eine gewöhnliche Schuld gewesen, Sie hätten sich ob der pünktlichen Bezahlung derselben kein graues Haar wachsen lassen. Aber eine Spielschuld! Und noch dazu, nachdem Ihnen der Herr Baron, der die Bank hielt, die Ehre angethan, Ihr bürgerliches Wort als vollen Einsatz gelten zu lassen. In Ihrer Geldverlegenheit wandten Sie sich an mich. Doch ich kannte Ihre Verhältnisse, wußte, daß Sie schon mehr Schulden hatten als Vermögen, und dankte für jedes Geldgeschäft mit Ihnen. Da riefen Sie verzweifelt: So bleibt mir nichts Anderes übrig, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen! Sehen Sie, das rührte mich. Ich sann nun auf Mittel, Ihnen zu helfen, und fand richtig eines in der Person Ihrer Stieftochter. — Fräulein Ottilie hat ein nicht unbedeutendes Vermögen von ihrem Vater geerbt, — von ihrem rechten Vater nämlich. Das wußte ich und — Dank meinem Spekulationsgeist! — ich fand darin die Möglichkeit Ihrer Rettung. Sie gaben mir das schriftliche Versprechen, Ihre Stieftochter mit meinem Sohne zu verheirathen, und zwar unter der Bedingung, daß ihm die freie Verfügung über das Vermögen seiner Frau in den Ehepakten ausgemacht werde, damit er mit diesem Fond sofort als Compagnon in mein Geschäft eintreten könne —"

„Und Sie" — fiel jetzt der Amtmann ein — „schossen mir dafür die benöthigte Summe vor, für welche ich Ihnen dann das Dreifache verschreiben mußte."

„Das Dreifache?" rief Wölfel, den Verwunderten spielend. „Rechnen Sie die Schuldscheine, die ich Ihnen cedirt habe, für nichts? Bedenken Sie, es befinden sich darunter auch sieben Schuldscheine von Ihnen."

„Die Sie, wie ich nachher erfahren, um den vierten Theil des Betrages eingehandelt haben."

„Wenn das so wäre, so wär's nur ein neuer Beweis, in welchem Kredit Sie stehen. — Zur Sache! Sie wissen, wir schreiben heute den 25. August 18—. Das ist der letzte Termin, den ich Ihnen in meiner Gutmüthigkeit noch bewilligt gehabt, nachdem Sie schon zweimal nicht Wort gehalten."

„Haben Sie denn nicht Sicherheit?"

„Ja, die Sicherheit, Sie in Sicherheit zu bringen!..."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Bumerang, die gefährlichste Waffe der Eingebornen Australiens, ist ein Räthsel, und selbst Mathematiker können nicht das Gesetz seiner Wirksamkeit begreifen. Er ist ein Stück gekrümmtes, hartes Holz, fast in parabolischer Form; seine Länge beträgt dreißig bis vierzig Zoll, bei einer Breite von ungefähr drei Zoll; er ist an beiden Enden zugespitzt, die concave Seite einen Zoll dick und die convexe Kante ganz scharf. Die Art, wie man ihn gebraucht, ist ebenso eigenthümlich wie die Waffe selbst. Bittest du einen Schwarzen, ihn so zu werfen, daß er zu seinen Füßen niederfällt, so fliegt der Bumerang vierzig Fuß weit davon, indem er drei bis

Digitized by Google

vier Fuß vom Boden dahinschwirrt, worauf er sich plötzlich fünfzig bis sechzig Fuß in die Luft erhebt, und schließlich, indem er eine Curve beschreibt, zu den Füßen des Werfenden niederfällt. Während er fliegt, dreht er sich mit großer Schnelligkeit, wie auf einem Zapfen, und verbreitet einen schwirrenden Laut. Daß ein barbarisches Volk eine solche Waffe erfunden haben soll, welche der Gebildete nie ersann noch erklären kann, welche den Wurfgesetzen gleichsam Hohn spricht, grenzt an das Wunderbare. Ja, in den Händen eines Europäers ist der Bumerang ebenso gefährlich für den Werfenden wie für das Ziel, worauf er gerichtet worden, während er in den Händen des Eingebornen eine höchst furchtbare Waffe ist, welche den Getroffenen ungewiß läßt, von wo der Schlag kommt. Die Waffe verdankte ihren Ursprung ohne Zweifel der Känguruh-Jagd, indem es hiebei nothwendig ist, daß das Thier den Jäger nicht sieht. Es wird trotzdem mit unfehlbarer Gewißheit niedergestreckt, selbst wenn ein Gebüsch dazwischen ist; der Bumerang kommt um die Ecke und bricht ihm die Beine.

Ein früher in russischen, zuletzt in britischen Diensten gestandener Arzt macht die Alliirten darauf aufmerksam, daß sie es nicht versäumen sollten, bei Otschakoff und an den Ufern des Bug und Dniepr, wenn sie im kommenden Frühjahr in den Besitz dieser Gegenden gelangen sollten, Nachgrabungen anstellen zu lassen. Man würde daselbst mit leichter Mühe die Ueberreste der alten Stadt Olbia entdecken, aus der Münzen und Statuen schon zu verschiedenen Zeiten nach Odessa und St. Petersburg geschickt worden seyen. Er selbst habe vor einigen Jahren von den Bauern daselbst Gold-, Silber- und Kupfermünzen, die sie beim Pflügen häufig finden, eingehandelt und um einen guten Preis ans britische Museum verkauft. Auch das Grab des Mithridates und ein vulkanischer Hügel bei Kertsch seyen wohl werth, näher untersucht zu werden; deßgleichen die Ruinen von Madjora in Circassien (nach Einigen der Ausgangspunkt der heutigen Ungarn oder Madjaren) und die heißen Bäder des Kaukasus, die ausgedehntesten vielleicht der Welt, da der Arzt, der diese Winke gibt, selbst in einem Umkreise von 4 deutschen Meilen 50 verschiedene heiße Quellen gesehen hat.

Das größte Gasthaus der Welt befindet sich, wie amerikanische Blätter behaupten, in dem Seebadeorte Cap May im Staate New-Yersey und heißt „Mount Vernon". Es ist vier Stockwerk hoch mit einer Frontseite von 306 Fuß Länge und zwei Flügelgebäuden, wovon jedes 506 Fuß Länge hat. Da sich in demselben 3500 Schlafzimmer mit Betten nebst einer Anzahl Gesellschaftszimmer für Herren und Damen und prachtvolle Speisesäle von großem Umfange befinden, so kann es auch 3500 Gäste aufnehmen, und es ist schon öfter vollständig besetzt gewesen. Es versteht sich, daß das Ameublement und die ganze Zimmereinrichtung kostbar ist. Dennoch sind die zu bezahlenden Preise im Verhältniß nicht übertrieben zu nennen. Täglich wird nämlich für Wohnung, Essen ꝛc. $2^1/_2$ Dollars bezahlt, mit alleiniger Ausnahme des Weins, der sehr theuer ist.

Logogriph.

Mit F bin ich bald schnell, bald lahm,
Mit G ich Manchem schlecht bekam,
Mit P that mich der Papst in Bann,
Mit K versöhn' ich Weib und Mann,
Mit R hat mich der Knabe gern,
Mit R bleibt man mir gerne fern;
Von allen ist die härt'ste Nuß
Mein M, drum steht es auch am Schluß.

Auflösung der Charade in № 148:

Habt ihr ein Haus am Po,
Der rauschend hier, dort still,
Bald so sich schlingt, bald so:
Dann wißt ihr, was ich will
Und sprechet: Hauspostill.
So schreibt ihr, ohne die
Grammatik zu verletzen;
Doch nehmt ihr euch die Müh',
Am Schluß' ein e zu setzen,
Dann habt — so ist mein Wille
Ihr eine Hauspostille. *)

---

*) Buch für häusliche Andacht.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 150. Sonntag, 16. Dezember 1855.

Der Wucherer.

(Fortsetzung.)

Herr Wölfel fuhr nach kleiner Pause gegen den Amtmann fort:

„In dem Empfangscheine, den Sie mir über die bewußte Summe gegeben, verpflichten Sie sich zur nachträglichen Ausstellung eines gerichtlichen Schuldbriefes und zur Verpfändung Ihres noch schuldenfreien Vermögens. Da jedoch an jenem Tage, wo Sie mir das schriftlich gegeben, Ihr ganzes Vermögen schon an andere Gläubiger verpfändet gewesen, so erscheint die Sache vor Gericht als ein zweifelloser Betrug und Sie werden wissen, ein Betrug ist die erste Hypothek auf's Zuchthaus."

„Aber wer will Sie denn betrügen?" warf der Amtmann mit dumpfer Stimme hin. „Kann ich dafür, daß meine Frau, die sich bisher Allem gefügt hat, gerade in diesem Punkte die Halsstarrigkeit selbst ist? Das Letzte, was sie besessen, sagte sie, habe sie für mich hingegeben; aber die Zukunft ihrer Tochter zu opfern, verbiete ihr die Mutterpflicht."

„Was? ihre Tochter mit einem reichen jungen Mann zu verheirathen, das nennt die Frau ein Opfer?" versetzte Jener, dessen Geldstolz auf's Tiefste gekränkt schien. „Aber wofür sind Sie denn Mann, wenn Sie nicht einmal Ihre Frau zur Raison bringen können?"

„O, ich habe Alles versucht, Herr Wölfel; ich habe sie gebeten und sie beschworen, und als sie unerbittlich blieb, da hab' ich ihr gedroht, ich habe sie —"

Der Amtmann stockte.

„Weiter!" sagte Wölfel, indem er seine beiden Daumen in die Westentaschen steckte, als sey's ihm so bequemer, zuzuhören.

Der Amtmann warf einen scheuen, finstern, wie von der Nacht seiner Seele überwölkten Blick nach der Thür des Nebenzimmers hin. Seine Brust zuckte in sich zusammen, wie unter einem Bisse des Gewissens; ein seufzerähnlicher Laut erstarb auf seinen Lippen und dicht vor Herrn Wölfel tretend, ließ er die mehr gehauchten als gesprochenen Worte auf ihn fallen:

„Ich habe sie maltraitirt bis auf's Blut."

Herr Wölfel nickte mit dem Kopfe und seine grinsende Miene schien zu sagen:

„Das haben Sie gut gemacht."

„Ich habe meine Faust wie eine Klammer um ihre rechte Hand gelegt," fuhr der Amtmann im vorigen Tone fort, „ich habe die Feder zwischen ihre Finger gesteckt, habe ihr den von Ihnen aufgesetzten Ehekontrakt zwischen Ihrem Sohne und meiner Stieftochter vorgelegt, habe ihr zugedonnert: Unterschreibe, unterschreibe! oder ich zerdrücke Dir den Arm! — Aber sie hat gesagt: Du kannst mich umbringen, doch wirst Du mich nicht zwingen, das Unglück meines Kindes zu unterschreiben! — Ich war außer mir vor Wuth. Meine Faust umballte ihre Hand, daß sie sich krümmte wie ein Wurm. Wirst Du unterschreiben? knirschte ich. — Lieber sterben! war ihre Antwort. — Ich schwur ihr den Tod. Meine Faust löste sich von ihrer Hand, um desto eisener auf ihre Stirn zu fallen. Sie sank in die Kniee, im Sinken einen gellenden Schrei ausstoßend. Ich riß sie wieder empor an ihren Haaren und fragte abermals: Wirst Du unterschreiben? — Dieselbe Antwort: Lieber sterben! Und sie würde vielleicht gestorben seyn unter meinen Händen, wär' ich nicht plötzlich wie durch eine übermenschliche Gewalt zurückgeschleudert worden, hätte nicht plötzlich ihre Tochter zwischen mir und ihr gestanden. Ottilie rief zum Fenster hinaus um Hilfe. Der Knecht drohte das ganze Dorf zu

Digitized by Google

alarmiren. Weiter konnt' ich die Sache doch nicht treiben. Haben Sie Geduld, Herr Wölfel, nur noch einige Tage Geduld!"

„Die hab ich schon gehabt, schon mehr als zu viel. Jetzt aber hab' ich Gründe, die Sache so schnell als möglich ins Reine zu bringen. Mein Sohn" — hier schluckte und hustete Herr Wölfel, als sey ihm etwas in die unrechte Kehle gekommen — „mein Sohn brennt vor Verlangen, Hochzeit zu halten mit Fräulein Ottilie. Ich bin da, um den von Ihrer Frau unterschriebenen Ehekontrakt zu holen, und ich gehe nicht von der Stelle, bis ich ihn habe."

„Wüßt' ich nur ein Mittel!"

Herr Wölfel dachte einen Augenblick nach, als wollt' er sich auf eines besinnen. Dann sagte er:

„Sie müssen durch die Tochter auf die Mutter wirken — Ottilie selbst muß Ihrer Frau zureden, den Ehekontrakt zu unterschreiben."

„Wo denken Sie hin, Herr Wölfel?"

„Ich denke so: Sie sagen zu dem Mädchen, Verluste, die näher gegen sie zu erörtern Ihr Zartgefühl verbiete, hätten Sie zu einem Schritte gedrängt, der Sie an die Schwelle des Zuchthauses geführt —"

„Herr Wölfel!" fuhr der Amtmann auf.

„Lassen Sie mich ausreden. Sie sagen zu dem Mädchen: In Deiner Macht steht es, mich vor der Schande zu retten, die auf das Haupt Deiner Mutter zurückfallen würde. Entschließe Dich, die Frau des jungen Wölfel zu werden, und Alles wird gut. Wo nicht, so verwickele ich Deine Mutter mit in die Untersuchung gegen mich und mache sie mit unglücklich! — Reden Sie mit ihr und Sie werden sehen, wenn das Mädchen nur einen Funken Liebe zu ihrer Mutter hat, so heirathet sie meinen Sohn, wenn's seyn muß, gegen den Willen ihrer Mutter."

Der Amtmann hatte seine beiden Hände geballt auf seine Kniee gedrückt. Er starrte zu Boden, wie ein Verzweifelter in den Abgrund starrt, der ihn zu verschlingen droht. Dann murmelte er:

„In den Augen des Mädchens dastehen als ein Verbrecher!"

„Immer noch besser, als wenn Sie in den Augen der Welt als Sträfling erscheinen. Muth gefaßt! Seyen Sie Mann!"

Und als der Amtmann noch immer unschlüssig dasaß, streckte Wölfel seinen Arm wie einen Wegweiser nach der Thür des Nebenzimmers hin.

Der Amtmann erhob sich und nicht unähnlich einem durch fremde Hand getriebenen Automaten schritt er auf die angedeutete Thür los, klinkte sie auf und trat in das Zimmer nebenan. Der Wucherer hörte, wie er es mit raschen Schritten durchmaß, darauf eine andere Thür öffnete, das Gemach, in das er durch diese gelangte, gleichfalls durchschritt und eine dritte Thür aufriß. Nun blieb es einige Minuten still. Dann kam er aus dem dritten Zimmer in das zweite zurück, schloß dort etwas auf und zog einen Kasten heraus.

„Er schließt sein Schreibpult auf und nimmt den Ehekontrakt heraus," dachte Wölfel; „meine Drohung hat gewirkt."

Da vernahm sein Ohr plötzlich ein Geräusch, das sich gerade so anhörte, wie wenn ein Gewehr losgedrückt würde und es versagte. Eine schreckliche Ahnung dämmerte in ihm auf. Er stemmte beide Fäuste auf das Polster des Sopha's, gab sich einen Schwung, schnellte in die Höhe und lief so geschwind es seine schwer bewegliche Fettmasse nur erlaubte, aus einem Zimmer in das andere.

Als er die zweite Thür hinter sich hatte, stand der Amtmann vor ihm. Derselbe hielt eine Pistole in der Hand, auf deren Pfanne er soeben frisches Pulver aus einem Horn schüttete, und richtete dann einen Blick auf den Eintretenden, der diesen anloderte wie eine Flamme der Hölle. Entsetzt vor diesem Blick und der Pistole, fuhr Herr Wölfel einen Schritt zurück und rief:

„Herr Amtmann, was wollen Sie thun?"

„Sie bezahlen!" antwortete dieser mit einer Stimme, die aus dem Grabe zu kommen schien, so hohl hörte sie sich an.

„Mich bezahlen?"

„Nicht mit dem Golde meiner Stieftochter, sondern mit Blei!"

„Um's Himmels willen, Sie wollen —"

„Ihre ganze Berechnung durch einen Schuß Pulver in die Luft sprengen."

Und dabei spannte der Amtmann kaltblütig den Hahn seiner Pistole.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Vorweltliche Riesenvögel.) In England hat man zwischen Bulverhithe, Cowden und Pevensey Sluire, bei Tower am Gulley Hill und Berhill, auf den Schichten von sandigem Thon und Sandsteinen der s. g. Wealden-Formation Fährten oder Fußstapfen von Vögeln, in Reihen

Digitized by Google

bis zu 28 hinter-einander, eingedrückt gefunden, welche sich in der Größe bei jeder Reihe gleich bleiben. Die Vögel sind über den feuchten Sand und Schlamm gelaufen, ehe dieselben zu Gebirgsschichten erhärtet waren, und haben darauf die Fährten zurückgelassen. Sie rühren theils von größeren, theils von kleineren Exemplaren her; die kleinsten Fährten haben eine Länge von 8 Zoll, die mittlern von 15 Z. und die größten von 27 bis 28 Z., und ebenso wechselt die Schrittweite von 17 bis 46 Z. Alle Fährten zeigen nur drei kurze, etwas auseinander gespreizte Zehen; die mittlere Zehe ist fast doppelt so lang und dick, als die seitlichen, von welchen die innere ein wenig kürzer als die äußere ist. S. H. Beckles hat diese merkwürdigen Fußstapfen beschrieben und nimmt an, daß die größten dieser Fährten einen Vogel anbeuten, welcher Beine von 9 bis 10 Fuß Höhe gehabt haben müsse. Man erinnert sich hiebei der kolossalen fossilen Vogeleier, welche vor einigen Jahren bei einem Erdsturze mit einigen Knochen des Thieres selbst auf Madagaskar entdeckt worden sind. Man hat diesen urweltlichen Vogel Aepyornis genannt. Exemplare dieser Eier befinden sich im Museum zu Paris. Ihre Größe ergibt sich aus folgenden Maßzahlen: die große Achse der Eier mißt 1 Fuß 3 Linien bis 1 Fuß 1 Zoll, die kleine Achse 8 Z. 7 L. bis 8 Z. 11 L.; ihr Inhalt beträgt 7 bis 8 Quart.

Aus Gotha wird unterm 29. Nov. berichtet: Das soeben versandte neunte Heft von Dr. Petermann's „Geographischen Mittheilungen" gibt, unter Beigabe einer größeren Karte, den ersten zusammenhängenden und umfassenden Bericht über die wichtigen Arbeiten Dr. Vogel's in Afrika. Die Karte vereinigt mit den Ergebnissen der Reise von Vogel auch die Resultate der Forschungen von Barth, Overweg und Richardson in dem Gurian-Gebirge, auf der Hamuda, in Sessan und dem Lande der Tuareg bis zu dem hohen wilden Gebirgszuge südlich vom Ghat. Sie gibt eine Veranschaulichung der Bodengestaltung der durchzogenen Strecken, bezeichnet alle wichtigen Momente der Geologie, der Verbreitung des Thier- und Pflanzenlebens und ist besonders dadurch bemerkenswerth, daß sie die ersten Profile über Gegenden Inner-Afrika's zwischen dem Mittelmeere und der Cap-Kolonie und zwischen dem Nil und den atlantischen Küsten enthält, drei Profile, die, auf die zahlreichen Höhenbestimmungen von Vogel und Overweg gestützt, zeigen, wie irrig die frühere Vorstellung von der Wüste als einem Tieflande war. Bericht und Karte sind von Petermann. Von demselben ist ferner ein Aufsatz über die „politische und statistische Geographie von Australien im Allgemeinen und von der Provinz Victoria im Besondern" nach den neuesten offiziellen Dokumenten. Die Totalbevölkerung von ganz Australien mit Tasmania und Neuseeland, die Eingeborenen nicht mitgerechnet, wird für das Jahr 1853 auf 642,365 angegeben; Schulen: 784. Viehstand: 18,034,042 Stück Schafe und Schweine, 2,472,709 Stück Hornvieh und Pferde. Goldausfuhr: 12,725,247 Pfd. Sterl. oder nicht viel unter 100 Mill. Thlr. in einem Jahre.

Ein Pflanzenprodukt im Lande des Amur, eine der neuesten russischen Erwerbungen in der Mandschurei, dürfte für den künftigen Handel der Russen mit China von Bedeutung werden. Es ist dies der bei den Chinesen so hochberühmte Ginseng, die tuberkulose Wurzel von Panax Ginseng, einer Araliacee, deren erste genauere Beschreibung und Zeichnung wir vor schon fast 150 Jahren dem Jesuiten P. Jartoux verdankten und die in neuerer Zeit durch Nees von Esenbeck wissenschaftlich untersucht und im Supplement seines zu Düsseldorf erschienenen Werkes über Arzneigewächse Taf. 112 abgebildet wurde. Ueber die Heilkräfte dieser merkwürdigen Pflanze sind die Berichterstatter verschiedener Ansicht. Während die Chinesen in allen körperlichen Uebeln den Ginseng für eine Panacee halten, die sogar Schwindsüchtige nach Verlust ihrer halben Lunge heilen soll, Greisen angeblich das erloschene Jugendfeuer wiedergibt, die Wirkung von Giften im Körper völlig zerstört und ähnliche Wunderkräfte ausübt, haben sich neuere europäische Forscher in dieser Hinsicht ziemlich ungläubig gezeigt. Die Chinesen nennen in ihrer Vorliebe für den Ginseng denselben auch Orhota, d. i. „König der Pflanzen", während das Wort Ginseng nicht „das Leben der Menschen" in Bezug auf die angeblichen Heilkräfte der Pflanze, sondern in Bezug auf die eigenthümliche formelle Gestaltung der Wurzel „lebender Mensch" bedeuten soll. Nach dem Werth, den die Chinesen dem Ginseng beilegen, sind die Preise in deren Lande natürlich sehr hoch. Die Exemplare aus der Mandschurei haben einen erstaunlich hohen Werth, wenn es wahr ist, wie P. Verolles berichtet, daß man 50,000 Franken für das Pfund bezahlt, während der koreanische Ginseng (Korea, im östlichen Asien,

Digitized by Google

an die Mandschurei anstoßend) nur 200 Franken pr. Pfd. im Handel gilt. Mit Recht führt deßhalb der Ginseng der Mandschurei den Namen „des Schatzes des Landes".

Folgendes wird von Basel geschrieben: Das St. Gotthards-Hospiz, an dessen Verwalter, Hrn. Lombardi, vom Kl. Rath die jährliche Bewilligung zum Collektiren während einer bestimmten Zeit erneuert worden ist, hat vom Oktober 1854 bis dahin 1855 eine Anzahl von 10,022 Personen unterstützt oder beherbergt. Die Einnahmen dieser wohlthätigen Anstalt betrugen laut Jahresrechnung 7960 Fr. 27 Ct., die Ausgaben 8721 Fr. 14 Ct. Die Collekte in den Schweizerkantonen ertrug 4104 Fr. 65 Ct. Die 4 Schweizerregimenter in Sicilien steuerten 603 Fr.; von der Regierung in Tessin, unter deren Aufsicht das Hospiz steht, wurden für religiöse Zwecke 1340 Fr., für die Unterstützung armer Reisender 1586 Fr. 47 Ct. gegeben.

Im künftigen Jahre ist eine merkwürdige Himmelserscheinung zu gewärtigen. Man sieht nämlich der Wiederkunft des großen Kometen vom Jahre 1556 entgegen, der damals alle gelehrte Federn in Bewegung setzte und die abergläubische Welt mit Schrecken erfüllte. In Betreff der genauen Zeit der Erscheinung sind die Astronomen noch nicht vollständig geeinigt, doch ist die Wiederkehr dieses großen Kometen von 300 zu 300 Jahren so ziemlich sicher.

Der Knie'sche Künstlertanz.

Bald sieht man im Sturm mit dem wilden Husaren
Zum reißenden Tanz die Amazone sich paaren;
Bald mit den Matrosen auf wogender See
Zum Tanze sich reihen die schwebende Fee;
Bald, wo die Zephyre in Spanien wehen,
Die Donna mit klapperndem Takte sich drehen;
Bald mit Fridolin dort in ländlichen Weisen
Rosabella, als ländliche Rose, sich kreisen;
Bald auf schwankendem Seile, wie geistiges Fliegen,
Sich hoch in den Lüften die Grazie wiegen.
Marie tanzt! — welch ätherisches Heben! —
Auf irdischem Boden ein geistiges Schweben, —
Rings weisen und kreisen die Blicke nach ihr;
Im Zauber des Tanzes die strahlende Zier
Erhebet zur Grazie die Irdische hier.

Kann menschlicher Geist ins Unendliche dringen,
Nun zeigt uns, wie weit der geschmeidige Leib
In leiblichen Künsten auch könne es bringen,
Ein jugendlich lieblich vollendetes Weib.

Palindrom.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Das ist ein altbewährter Spruch;
Und wer sich, die ich mein', zu necken
Vermaß, ward oft durch Schaden klug.

Wo Mühlen ihre Arme strecken,
Meint Don Quixot', er sehe sie:
Den Helden können sie nicht schrecken,
Er unterliegt, doch flieht er nie.

Als der Bankrutt in allen Ecken
Ausbrach im Land, das Jeder kennt:
Rief man, das Defizit zu decken,
Ihn, den ihr Namen rückwärts nennt.

Wohl kannte er die wunden Flecken
Und gab die rechten Mittel an,
Verblendung aber ließ ihn stecken
Und die Empörung brach sich Bahn.

Wär', was im ersten Wort wir lesen,
Er, der verkehrt darinnen steht,
An Körper wie an Geist gewesen —
Umsonst! die Rettung kam zu spät.

Das Wörtlein mit der Janus-Deutung
Ist Substantiv im Pluralis,
Doch hat es auch als Verb Bedeutung;
Nah' legt' ich's euch, das ist gewiß.

Auflösung des Logogriphs in № 149:

Fuß — Guß — Huß — Kuß — Nuß — Ruß — Muß.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 151. Dienstag, 18. Dezember 1855.

Der Wucherer.

(Fortsetzung.)

Herrn Wölfel schlotterten die Kniee. Er hob beschwörend die Arme empor und rief:

„Herr Amtmann, Sie bestehlen mich, wenn Sie sich das Leben nehmen!"

„Danken Sie Gott, daß ich allein zur Hölle fahre — daß ich Sie nicht nöthige, die Fahrt mitzumachen!"

Bei diesen Worten hob der Amtmann die Hand, in der er die gespannte Pistole hatte, gegen den Wucherer auf, daß dessen Augen gerade in die beiden Mündungen der Doppelpistole starrten, und in dem Todesschrecken, den dieser Anblick ihm einjagte, schrie er auf:

„Herr, wollen Sie mich morden?"

„Verdient hätten Sie's um mich und hundert Andere, die Sie ausgesogen bis auf's Blut. Aber — ich bin nicht gewohnt, in schlechter Gesellschaft zu reisen!"

„Denken Sie an Ihre Frau!" rief Jener, und als sähe er in dieser ein Mittel der Rettung, so schrie er plötzlich aus vollem Halse: „Frau Amtmännin! Frau Amtmännin!"

Der Amtmann schlug ein gellendes Hohnlachen auf und versetzte dann:

„Schonen Sie Ihre Lunge! Die Frau Amtmännin hört Sie nicht mehr. Hat sie doch vorhin genug gehört, als ich Sie vergebens gebeten, nicht so laut zu seyn. Jetzt ist sie fort —"

„Fort?" fiel der Wucherer ein mit der Stimme eines Ertrinkenden, der einen Strohhalm für einen Rettungsbalken gehalten.

„Fort, sie und ihre Tochter, nach der Stadt zu Ottiliens Vormund, und niemals — niemals wird sie zu mir zurückkehren. Nur vor dem Richter, der uns scheiden wird, werden wir uns noch sprechen. Das schrieb sie mir auf einem Zettel, den ich auf ihrem Tische gefunden und der jetzt als Pfropfen in diesem Laufe steckt. Sehen Sie sie, bringen Sie ihr meinen letzten Gruß. Sagen Sie ihr, der Tod, mein Tod, hätte sie bereits geschieden."

Und als ob bei dem Gedanken an die Frau, der er so wehe gethan, noch einmal, zum letztenmal, der Funken eines besseren Gefühls in ihm aufglimme, so seufzte er tief auf, daß es wie das letzte Stöhnen eines Sterbenden klang, und bedeckte sich mit der linken Hand die Augen, während er die rechte mit der Pistole sinken ließ.

In diesem Augenblick sprang der Wucherer zu, um seinem Opfer die Waffe zu entreißen, sey es in der guten Absicht, den Selbstmord zu verhüten, sey es aus Angst um sein Geld, das er mit dem Leben des Selbstmörders zu verlieren fürchtete. Mit beiden Händen hatte er rasch zufahrend die Rechte des Amtmanns umballt, — mit der Linken suchte sich dieser von ihm los zu machen, indem er ihn vor die Brust und so einen Schritt zurückstieß. Herr Wölfel keuchte, denn die Luft drohte ihm auszugehen unter diesem Stoße wie von einer eisernen Faust. Aber er ließ nicht los, hielt die Hand, in welcher der Amtmann die Pistole hatte, mit krampfhafter Anstrengung fest, als sollte diese Hand biegen oder brechen. Eine Minute vielleicht zerrten sie einander hin und her; sie sprachen nicht ein Wort, aber mit den Augen, deren Blicke wie zwei Flammen eines Feuers zusammenschlugen, drohte Einer den Andern zu verschlingen. Da zuckte es plötzlich wie ein Blitz durch die Stube, gleichzeitig erschütterte ein Knall Thür und Fenster, — in demselben Momente ließ auch Herr Wölfel die Hand des Amtmanns los, schwankte nach vorn, die Arme weit ausbreitend, als wolle er ihn umfassen, taumelte dann einige Schritte

Digitized by Google

hinter sich und schlug mit einem schweren Falle rückwärts zu Boden.

Ein Laut des Schreckens entfuhr dem Amtmann. Als sey der Blitz, den er gesehen, der Knall, den er gehört, der zu Boden Gestreckte ihm noch nicht Beweises genug für das Geschehene, so hob er die Pistole vor sich in die Höhe, um sie näher zu betrachten. Der eine Pfannendeckel des Doppelschlosses war zurückgeschlagen, das Zündloch rauchte noch — kein Zweifel, der Schuß in dem kurzen Feuerrohr, der vorhin versagt hatte, war losgegangen und die Kugel hatte den Unrechten getroffen; denn daß dieser Ausgang seines Ringens mit dem Wucherer ihm selbst unerwartet gekommen war, daß er nicht im Sinne gehabt, denselben zu erschießen, davon zeugte die tiefe Bestürzung des Amtmanns. Jetzt haftete sein Blick auf dem zweiten Hahn der Feuerwaffe. Dieser war noch gespannt. Der zweite Schuß stack also noch in dem Rohre. Und rasch auffahrend mit dem Arme, setzte er sich die Pistole auf die Stirn, um sich die Kugel durch den Kopf zu jagen. Ein Druck mit dem Finger und der Hahn schlug mit dem Feuerstein an den Pfannendeckel. Aber das Pulver in der Pfanne blitzte ab, ohne daß sich die Ladung entzündete. Die Pistole versagte zum zweiten Male in der selbstmörderischen Hand.

„Es soll nicht seyn!" rief der Amtmann, mit dem Fuße stampfend und die Waffe von sich werfend.

Unterdessen drang ein dumpfes Aechzen in sein Ohr und sein Auge richtete sich unwillkürlich dahin, woher diese Schmerzenslaute kamen. Er sah, wie der am Boden Liegende sich regte und seine Augen zu ihm aufschlug mit einem Blicke, der ihn um Mitleid und Hilfe anzuflehen schien. Wie der Magnet auf das harte Eisen, so schien dieser Blick auf das harte Herz des Amtmanns zu wirken. Er fühlte sich plötzlich zu dem Aechzenden hingezogen, kniete bei ihm nieder und indem er seinen linken Arm unter das Haupt des Verwundeten schob, um es in die Höhe zu richten, knöpfte er ihm vorn mit der rechten Hand die Weste auf, um dem schwer Athmenden Luft zu machen. Das Hemd unter der Weste trof von warmem Blute und klebte an der Hand des Amtmanns.

„Wasser — einen Tropfen Wasser!" bebte es von den Lippen des Blutenden.

Der Amtmann ließ das Haupt desselben, das er in seinem Arme hielt, wieder auf den Boden sinken, sprang auf, lief ans Fenster und rief hinaus:

„Christian, schnell! frisches Wasser!"

Dieser ließ jedoch nichts von sich hören und sehen.

Der Amtmann eilte durch die Zimmer in die Küche. Aber auch die Magd war nicht da.

„Hat mich denn Alles verlassen?" schrie der Suchende, ergriff mit der blutigen Hand die erste beste Flasche und eilte damit die Küchentreppe hinab, um frisches Wasser zu holen aus dem Brunnen im Hofe.

Im nämlichen Augenblick, als er unten an den Brunnen trat, stürzten mehrere Bauern zum Thore herein in den Hof.

„Da ist er!" rief Einer von ihnen, auf den Amtmann deutend, während die Andern bei dessen Anblick drohende Geberden machten.

„Was wollt Ihr, Schulze?" fragte der Amtmann diesen, der vorgetreten war.

„Nachsehen, was hier vorgeht. Die Magd kam ins Dorf gelaufen, heulte und schrie, Sie hätten die Frau Amtmännin umbringen wollen; die arme Frau wär' deßhalb auf und davon; — dann wär' ein Schuß gefallen; vielleicht Mord und Todtschlag im Hause —"

„Mord?" unterbrach der Amtmann den Sprecher — „wer sagt das?"

„Ich sage nur, was die Magd sagt, und — wo kömmt denn da das Blut her an Ihrer Hand?"

„Hinein ins Haus!" schrie ein Anderer. „Dort wird es sich schon zeigen, was vorgefallen!"

Und indem dieser voran in das Haus lief, folgten ihm die Andern auf dem Fuße hinein.

Als der Amtmann mit der Flasche voll frischen Wassers vom Hofe herauf in das Zimmer zurückkam, wo der Blutende lag, riß ihm einer der Bauern die Flasche aus der Hand, während die Andern, die nur auf seinen Eintritt gelauert zu haben schienen, sich auf ihn stürzten, seiner Person sich bemächtigten und ihm sofort die Hände banden.

„Was unterfteht Ihr Euch?" schrie während dessen der Amtmann, der vergebens sich zu wehren bemühte.

„Ertappt — auf frischer That ertappt!" rief der Schulze und auf den wieder mit geschlossenen Augen und ohne Regung daliegenden Herrn Wölfel weisend, setzte er hinzu: „Da liegt der Ermordete und Sie — Sie sind der Mörder!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Der „Constitutionnel" berichtet Folgendes: Ein junger Zuaven-Sergeant, welcher sich bei Inkerman ausgezeichnet, erhielt die militärische Ehrenmedaille. Aber an der Hand verwundet, wurde er auf's Depot geschickt, um seine Pensionirung abzuwarten. Schon hatte er seinen Abschied erhalten und kam auf dem Wege nach seiner Heimath durch Paris. Er kann sich aber nicht entschließen, den Dienst zu verlassen. Wohl ist er nicht mehr im Stande, mit dem Gewehre zu manövriren, aber einen Säbel kann er noch halten und nöthigenfalls mit der linken Hand schwingen. Er kommt auf den Gedanken, sich direkt an den Kaiser zu wenden und ihm zu erklären, daß er seinen Pensionsgehalt gerne gegen die Epauletten eines Unterlieutenants vertauschen würde. Er bekam die Anzeige, sich in den Tuilerien vorzustellen, und bald darauf stand er vor dem Kaiser. „Nun gut, Sie sollen die Epauletten haben!" sagte ihm der Kaiser, nachdem er ihn befragt. Der junge Sergeant, der noch nicht 25 Jahre alt ist, zog sich entzückt zurück und bereits war er im Vorsaale, als ihn Oberst Fleury zurückrufen ließ. Wieder vor den Kaiser geführt, empfing der neuernannte Unterlieutenant das Kreuz der Ehrenlegion, welches er sogleich neben seiner Medaille auf der Brust befestigte. Er war hiedurch tief gerührt und die Thränen stürzten ihm aus den Augen, als die Wachen, an denen er vorüberschritt, das Gewehr vor ihm präsentirten.

Die Herren Henri und Emile Carrey, welche auf Kosten der französischen Regierung drei Jahre lang das Amazonen-Gebiet von der Mündung bis zu den Quellen und zurück durchforschten und von denen eine Sammlung von Indianerwaffen u. s. w. im Industriepalaste zu sehen war, haben eine mit der größten Sorgfalt entworfene Karte des ganzen Amazonenstrom-Gebietes, sowie die vollständigsten Nachrichten über die Schifffahrt, die Naturerzeugnisse ꝛc., welche diese Gegenden der Industrie und dem Handel bieten, mitgebracht. Diese Untersuchungen sind um so wichtiger, weil die meisten Europäer, welche den Amazonenstrom in den letzten Jahrzehnten besuchten, wie Lardy de Montraval 1846, d'Orbigny 1830—33, Castelnau und d'Odery 1843—47, blos speziell naturwissenschaftliche und ethnographische Zwecke im Auge hatten. Die Gebrüder Carrey indessen haben als Pioniere des künftigen Welthandels an dem südamerikanischen Riesenstrome gearbeitet.

Vor einigen Jahren wurde dem Kaufmann D. zu Paris sein dreijähriges Söhnlein geraubt. Alle Nachforschungen der Polizei blieben vergebens und es gewann die Vermuthung Raum, daß irgend ein Seiltänzer das Kind gestohlen habe. Ein glücklicher Zufall wollte, daß Hr. D. vor einigen Tagen zu einer Jagdpartie im Departement der Seine u. Marne geladen war. Die Jagdgesellschaft kehrte in einer Dorfschenke ein. Plötzlich bemerkte Hr. D. einen Knaben von etwa 8 Jahren, der mit aufwartete und den Wirth mit „Papa" anredete. „Wunderbar," sagte Hr. D. zu einem Freunde, „das Kind gleicht dem meinigen, und ich schwöre darauf, es ist mein Kind. Die Wahrheit kann ich leicht herausfinden," fuhr er fort, „denn mein Kind trägt auf der Brust einen rothen Fleck, ein Muttermal, welches ich selbst habe." Als der Wirth die Stube verlassen, rief Hr. D. den Knaben und fragte ihn: „Hast Du noch immer den Flecken auf Deiner Brust?" — „Gewiß, der geht nicht weg," sagte der Knabe und entblößte dabei seine Brust. Hr. D. eilte fort, um der Behörde Anzeige davon zu machen. Er hatte wirklich seinen Sohn wieder gefunden und der Wirth war der Räuber. Die Justiz hat ihn alsbald verhaften lassen.

Wie an der Westküste Norwegens der Häringsfang, so ist an der Westseite Nordhollands der Schellfischfang im November sehr ergiebig gewesen. In der letzten Woche — heißt es aus Nieuwe Diepe vom 29. Nov. — war es hier im Hafen sehr belebt. Das beständig gute Wetter setzte die Fischer täglich in den Stand, einen allgemein über Erwarten günstigen Fang zu thun. Die Schellfische werden hier, in wie großer Menge sie auch gefangen werden, großentheils für 18—20 fl. per 100 Stück aufgekauft, darauf des Eingeweids, Kopfs ꝛc. (was zusammen der Holländer Grom nennt) entledigt, inwendig ein wenig gesalzen und dann in Körbe mit Stroh gepackt, um so mittelst Dampfer nach Amsterdam und von da weiter versandt zu werden. Manche Schuten oder Jollen kommen mit 400 Stück Schellfische auf einmal von See herein.

Digitized by Google

Ein amerikanisches Blatt meldet: Demnächst soll eine große Wett-Billardpartie zwischen zwei Creolinnen von guter Familie um den Preis von 3000 Dollars in New-Orleans gespielt werden. Die beiden Damen sollen hierin von keinem Spieler in den Vereinigten Staaten bis jetzt übertroffen worden seyn.

Die berühmte Reisende Frau Ida Pfeiffer wird der Gegenstand eines Preßprozesses. Die „Morning-Post" hatte die Mittheilung gemacht: „Ida Pfeiffer ist täglich von 9 bis 12 Uhr für Jedermann zu sprechen." Die bezeichnete Dame hat diese Notiz selbst sehr malitiös interpretirt und sofort beim Staatsanwalt Erhebung der Anklage beantragt.

In Königsberg hat sich am 1. Dez. ein Unglücksfall ereignet, welcher dort die allgemeinste Theilnahme erregt. Die Frau eines geachteten Kaufmanns, Mutter von vier Kindern, litt an einem untergeordneten Uebel, gegen welches der Hausarzt ein Pillenrezept verschrieben hatte. Kaum hatte die Patientin die erste Gabe von zehn Pillen zu sich genommen, als sie in Convulsionen verfiel und nach 15 Minuten den Geist aufgab. Es stellte sich sogleich heraus, daß der Apotheker bei Bereitung des Rezepts einen Mißgriff gethan und eine starke Dosis Nux vomica (Krähenauge) statt der vorgeschriebenen unschädlichen Substanz beigemischt hatte.

Ein Familienfest seltener Art wurde unlängst in Schmiedeberg (Sachsen) im Hause Edelmann begangen. Die Eltern feierten ihre goldene, ihr zweiter Sohn die silberne und der fünfte Sohn seine erste Hochzeit.

Zu den Festlichkeiten, welche im Laufe des gegenwärtigen Winters an dem königlichen Hofe zu München stattfinden sollen, wird, was schon seit längeren Jahren nicht mehr der Fall war, auch eine große Schlittenfahrt gehören. Bereits werden vom königlichen Hofe wie bei den hohen Herrschaften umfassende Vorkehrungen getroffen, so daß viele Gewerbsleute mit bezüglichen Arbeiten beschäftigt sind.

Im Jahre 1755 den 4. Juni wurden im Nassau-Saarbrückischen wegen der Wiedergenesung des Erbprinzen verschiedene Freudenbezeigungen veranstaltet und den 7. darauf erfolgte nachstehende fürstliche Verordnung:

„Decretum auf das Ehrenfest,
So wegen meines Sohns Genesen
Von beider Städte Bürgerschaft
Den vierten angestellt gewesen.

„Die Treue, Freude, Lieb' und Pflicht
Der Unterthanen beider Städte
War viel zu edel eingericht,
Daß es mich nicht gerühret hätte.
Drum nehmt für eure Redlichkeit
Dies Zeichen der Zufriedenheit:

„Zwei Jahre seyd ihr Zehnden frei
Von allen Stift- und Herrschaftsfrüchten.
Glaubt, daß es meine Freude sey,
Euch ein Vergnügen anzurichten.
Mein Auge wird beständig seh'n
Auf aller Bürger Wohlergeh'n.

Saarbrücken, den 7. Juni
1755. Wilhelm."

Charade.

Du, den ein Zwang, der ewig Räthsel bleibt,
Die beiden Letzten noch zu werden treibt,
Wenn schon der Ersten Rabenflügel
Sich breitet über Thal und Hügel,
Du ahnest nicht, daß wir mit Grauen
In dir bestürzt das Ganze schauen —
Des Todes grausenvolles Bild,
In regen Lebensschein gehüllt.

Du gehest sorglos deinen Pfad
Und weichst nicht, wenn Gefahr dir naht.
Schon öffnet sich dir des Verderbens Rand!
Ich eile hin, mit sich'rer Freundeshand
Am jähen Schlunde dich vorbei zu führen.
Doch keine Warnung soll dein Ohr berühren;
Wie groß sie sey, nur ungeseh'n
Kann die Gefahr vorübergeh'n.

Auflösung des Palindroms in № 150:
Recken — Necker.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 152. Freitag, 21. Dezember 1855.

Der Wucherer.

(Forts. u. Schluß.)

5.

Ein Vierteljahr war vergangen, da hielt vor einem großen Hause in der Stadt ein Hochzeitwagen, und das Brautpaar, welches heraustrat, um zur Trauung in die Kirche zu fahren, war Dietrich, der einzige Sohn des Herrn Wölfel, und Margarethe, die Schwester Christians. Der Letztere stieg mit Braut und Bräutigam in den Wagen. Auch er hatte einen hochzeitlichen Rock an, was ihn jedoch nicht hinderte, sich unterwegs mit dem Aermel die Augen zu wischen, indem er sprach:

„Da soll Einer sagen, daß Gott nicht der Waisen Vater ist! — Wer hätte das gedacht, Margareth, als ich damals auf dem Pferde des Herrn Wölfel angeritten kam, daß wir in Zeit von einem Vierteljahre alle Drei in diesem hochzeitlichen Wagen fahren würden. Dein Vater, Dietrich, meinte zwar, es sey schicklicher, wenn ich in einem anderen Wagen mit kutschirte und Euch allein fahren ließe; aber ich sagte: Laß Er's nur geschehen, Herr Wölfel, ich bin ja der einzige arme Anverwandte und der muß doch wenigstens Etwas voraus haben vor der reichen Sippschaft! — Da nickte der gute Alte; denn er ist jetzt wirklich seelengut."

„Ach, wenn er nur nicht so viel leiden müßte auf dem langen Schmerzenlager!" versetzte die Braut. „Wer weiß, ob er je wieder gesund wird."

„Das verstehst Du nicht!" entgegnete Christian. „Willst Du klüger seyn, als der liebe Gott? Der läßt ihn just so viel hienieden leiden, als nöthig, um ihm die ewige Pein dort zu ersparen. Der Schuß in den Bauch, der nur zu lange sein Gott gewesen, hat zugleich seine Seele ins Schwarze getroffen, hat ihn zur Erkenntniß seiner Sünden, zur Buße und Besserung gebracht, was niemals geschehen wäre, wenn er so herrlich und in Freuden fortgelebt hätte, wie der reiche Mann im Evangelium."

„Christian hat Recht," stimmte der Bräutigam bei; „wäre meinem Vater nicht jenes Unglück widerfahren, sein hartes Herz hätte sich nimmermehr erweicht und wir wären niemals durch seinen Segen beglückt worden."

„Und er" — fuhr Christian fort — „hätte jenseits mit dem reichen Mann im Evangelium seufzen können: Sende Lazarum, daß er das Aeußerste seines Fingers ins Wasser tauche und kühle meine Zunge, denn ich leide Pein in dieser Flamme! — Ja, dieses Evangelium, das der Herr Pastor ihm auslegte, war es, das ihm wie ein Schwert durch die Seele ging. Denn er hatte einen Vorgeschmack von jener ewigen Pein empfunden, als er dort im Amthause in seinem Blute lag und den Amtmann um einen Tropfen Wasser bat. Dieser wird übrigens auch daran denken, wie sie ihn als Mörder eingesteckt —"

„Freilich," fiel der Bräutigam ein; „wäre mein Vater, den die Bauern für todt gehalten, nicht blos ohnmächtig gewesen, hätte er später nicht bezeugen können, daß der Schuß nur zufällig los und ihm in den Leib gegangen; sie hätten dem Amtmann richtig als Mörder den Prozeß gemacht. Vier Wochen hat er ohnehin gefangen sitzen müssen, eh' mein Vater im Stande gewesen, Zeugniß für ihn abzulegen, und seitdem sie ihn frei gelassen, hat ihn Niemand mehr gesehen."

„Nun, die Frau Amtmännin wird sich darum nicht grämen," bemerkte Christian; „aber damit ich's nicht vergesse, wenn der Herr Pastor den Segen über Euch spricht, so vergeßt nur nicht

Digitized by Google

im Stillen ein Vaterunser für Euern kranken Vater zu beten. Er hat den Herrn Pastor ersucht, beim Segen die Betglocke läuten zu lassen, damit er's zu Hause hört und auf seinem Lager für Euch beten kann, wie Ihr es in der Kirche für ihn sollt."

Sie vergaßen es nicht. Als der Pastor am Altar den Segen sprach und die Betglocke oben auf dem Kirchthurm dazu anschlug, vereinten sich die Seelen der Neuvermählten mit der Christians in einem inbrünstigen Vaterunser für den „reichen Mann", der seit einem Vierteljahre wie der arme Lazarus auf dem Siechbette lag. Bei der Bitte: „Und erlöse uns von dem Uebel" hob Christian plötzlich seine Augen auf, die er bis dahin zu den gefalteten Händen niedergeschlagen gehabt, und sah zu dem Bräutigam hinüber. Auch dieser, wie von dem nämlichen Gefühle getrieben, hatte seine gesenkten Blicke plötzlich emporgerichtet und warf sie auf Christian.

Als sie aus der Kirche gingen, drängte sich Christian dicht an seinen Schwager und flüsterte ihm zu:

„Dietrich, bei dem Gebet vorhin kam mir's vor wie eine Ahnung —"

„Stille, stille!" versetzte dieser leise, als errathe er, was jener sagen wolle, und als habe er Angst, es zu vernehmen.

Sie stiegen in den Wagen. Und als die Pferde stillstanden, da hielt die Hochzeitkutsche vor einem Trauerhause.

Der Krankenwärter, der es dem Brautpaare erst verheimlichen wollte, sagte:

„Gehen Sie nicht gleich hinein — der Vater schläft."

„Den ewigen Schlaf!" platzte Christian heraus. „Ich weiß schon."

„Von wem?" fragte der Krankenwärter.

„Vom lieben Gott!" antwortete Christian feierlich. „Der hat mir's schon in der Kirche gesagt, daß er den, für den wir gebetet haben, erlöst hat von dem Uebel."

6.

Es war am 24. August 1813, am Tage nach der Schlacht bei Groß-Beeren, in welcher die Kolbe zur Keule, das Bajonnet zum Spieß geworden in der Faust jener preußischen Krieger, die als eiserner Schlagbaum den Franzosen die Heerstraße nach Berlin gesperrt hatten. Sonst war der 24. August der Tag des Stralauer Fischzuges und ganz Berlin war auf den Beinen nach dem alten Fischerdorfe. Anno 1813 aber war nicht Stralau, sondern Groß-Beeren die Parole des 24. August. Hin nach dem blutigen Felde der preußischen Waffenehre zog Alles, was Pferde und Wagen oder auch nur Beine hatte und ein deutsches Herz in der Brust. Und gar mancher patriotische Berliner machte sein Haus zum Lazareth, nahm einen Blessirten als Einquartierung und pflegte ihn wie das Kind vom Hause, damit er doch auch was habe von dem Siege.

Auch der Regierungsrath v. L. ließ einen Verwundeten in seine Wohnung schaffen und indem er mit dem schwer Verletzten ankam, sagte er zu seiner jungen Gattin, die ihm an der Thür entgegen eilte:

„Ottilie, Du bist doch nicht böse, daß ich —"

Ein Schrei der Ueberraschung, den die junge Frau ausstieß, ließ ihn nicht ausreden. Auf den ersten Blick hatte sie in dem Verwundeten ihren Stiefvater, den seit einem Jahre verschollenen Amtmann, erkannt. Auch er erkannte sie und sagte mit matter Stimme:

„Nicht mein Wille, Gottes Fügung hat mich in dieses Haus geführt, damit ich hier sterbe. Denn ich fühle, daß diese Wunde mein Tod seyn wird. Wenn ich todt bin, Ottilie, dann nimm aus der Brusttasche meiner Uniform das Tagebuch, welches darin steckt — sende es Deiner Mutter, sie wird daraus ersehen, wie ich gelebt und gelitten habe — gelitten seit einem Jahre, von der Erhebung Preußens bis heute. Und Deine Mutter wird mir verzeihen, wie mir auch Gott vergeben wird, nachdem er mich so schwer hat büßen lassen."

Sechs Stunden darauf war der tödtlich Verwundete eine Leiche.

Ottilie, die nicht von dem Lager des Sterbenden gewichen war, erfüllte seinen letzten Wunsch. Sie sandte das von seinem Blute befleckte Tagebuch an ihre Mutter, und während diese es las, rann manche Thräne aus ihren Augen, — und jede dieser Thränen stand wie ein weißes Siegel der Vergebung auf diesen blutigen Blättern, die ihr wie die Blätter aus dem Buche eines von der bittersten Reue zerrissenen Herzens erschienen.

Mannigfaltiges.

(Die Vegetarianer.) Es gibt in England viele Leute, welche sich verpflichtet haben, nicht nur keine berauschende Getränke, sondern

Digitized by Google

auch keine Fleischkost zu genießen. Diese unter dem Namen Vegetarianer bekannten Leute bilden einen Verein, der wieder in Zweigvereine zerfällt, von denen einer neulich in Birmingham ein Fest feierte. Das Diner bestand natürlich nur aus Pflanzenkost. Die Tische waren mit Immergrün und künstlichen Blumen schön geschmückt und mit Pfannenkuchen verschiedener Art, Gemüsen, mannigfachem Gebäck, Pasteten, Torten, Mehlspeisen, Suppen, Thee und Kaffee beladen. Als das eigentliche Mahl eingenommen war und das Dessert an die Reihe kam, erhob sich die aus 500 Herren und Damen bestehende Gesellschaft, um unter musikalischer Begleitung aus der bekannten Ballade im „Vicar of Wakefield" die Stelle zu singen, welche mit den Worten beginnt: „No flocks, that range the valleys free, to slaughter we condemne." Hierauf brachte der Präsident die Gesundheit der Königin aus, welche in großen Humpen Wasser getrunken wurde. Einer der Tischredner hob die Schwierigkeit hervor, welche dem Zustandekommen des gegenwärtigen Banketts in dem Umstande entgegengetreten sey, daß es in Birmingham keine vegetarianischen Köche gebe, weßhalb man genöthigt gewesen sey, zwanzig in der vegetarianischen Kochkunst wohlerfahrene Frauen von nah und fern herbeizuschaffen. Der Redner führte viele Argumente für den Vegetarianismus an, unter Anderm sagte er: „Seht auf die kräftigen Lastträger der Stadt Smyrna. Diese Leute tragen mit Leichtigkeit auf ihren Schultern Lasten von 800 Pfund und leben doch blos von Schwarzbrod, Datteln und Brunnenwasser." Die Gesellschaft blieb lange vergnügt beisammen und war mit ihrem Feste so zufrieden, daß der Berichterstatter es als „unübertroffen in den Annalen der Vegetarianer" bezeichnete.

Vor ungefähr vierzehn Tagen stieg ein Student in Angouleme in einen von Bordeaux nach Paris fahrenden Eisenbahnzug ein. Er hatte sich mit Brod, kalten Speisen und einer Flasche Wein versehen. Auf der Station Aubrais hielt er während des viertelstündigen Halts sein letztes Mahl und da er die leere Flasche nicht mit nach Paris nehmen wollte, warf er sie zum Fenster des Waggons hinaus, ohne sich um den Ort, wohin sie fallen würde, zu bekümmern. In diesem Augenblick fuhr ein anderer Zug vorbei und die von dem Studenten weggeworfene Flasche traf den Zeiger, der gerade an seiner Scheibe stand, an den Schlaf. Der arme Mann fiel bewußtlos um, ohne daß es von irgend Jemanden bemerkt wurde. Glücklicherweise aber war der Zeiger blos betäubt und nachdem er bald darauf wieder zu sich gekommen war, theilte er dem Eisenbahn-Polizeicommissär mit, was ihm eben zugestoßen, der die Sache sofort zu Protokoll nahm. Aber wer war der Delinquent? Man hatte zwar die Flasche gefunden, allein welche Indizien konnte man geben? Man betrachtete sie indessen hin und her und entfaltete den papiernen Stöpfel, womit sie zugepropft war. Da fand es sich, daß dies ein an den Reisenden adressirter Brief war, auf dem sein Name und seine Wohnung in der Stadt, die er gerade verlassen hatte, stand. Mit diesem Beweismittel war es der Polizei nicht schwer, seine Wohnung in Paris aufzufinden, und in den nächsten Tagen wird nun dieser Student wegen unvorsätzlicher Verletzung vor dem Gericht in Orleans erscheinen.

Es wird für Viele von Interesse seyn, zu vernehmen, daß Schiffe, die direkt nach der Krim gehen, weniger Ladung einnehmen können, als wenn sie ihre Fracht in Konstantinopel abzuladen haben. Der Grund ist folgender. Da der Tiefgang eines Schiffes zum Theil auch von dem Dichtigkeitsgrade des Wassers, auf dem es eben schwimmt, abhängt, so folgt daraus, daß, je mehr Salzgehalt ein Meer besitzt, desto geringer der Tiefgang der dasselbe befahrenden Schiffe ist. Nun hat das Mittelmeer einen 16mal größeren Salzgehalt als das schwarze Meer und einen 18mal größeren als die See von Azow. Es ist ferner ermittelt worden, daß der Salzgehalt des Mittelmeers doppelt so groß ist als der des atlantischen Ozeans, 5mal größer als der des caspischen, 12mal größer als der des jonischen und 17mal größer als der des Marmorameeres ist. Am reichsten an Salzen ist bekanntlich das todte Meer, von dem 2 Tonnen (40 Centner) Wasser 589 Pfund Salz und Bittererde liefern sollen.

In Appenzell A.-Rh. wurde kürzlich ein Prozeß origineller Art entschieden. Ein neuer Rathsherr weigerte sich, zeitweis auf der Emporkirche die Polizei zu handhaben. Dieses Geschäft dünkte ihn eines Rathsherrn nicht würdig. Die Vorsteherschaft der Kirche aber bestrafte ihn für jeden Unterlassungsfall mit 1 Fr. Der Rathsherr bestand darauf, daß seine Bußgelder an die Armenkasse fallen sollten. Der Casus kam vor Gericht, vor den Gr. Rath, und man entschied,

Digitized by Google

die Geldbuße sey nicht an die Armenkasse, sondern wie üblich an die Vorsteherschaft zu entrichten zum Zwecke eines bescheidenen Schmauses. (!)

Auf einer Versteigerung zu Langers erstand eine Händlerin eine Partie altes Eisen, worunter sich auch eine Maske befand. Sie verkaufte dieselbe um billigen Preis an einen Antiquitätenliebhaber, der, nach vorgenommener Reinigung, inwendig einen von der Zeit geschwärzten Pergamentstreifen gewahrte, worauf er die folgende Inschrift enträthselte: „Anno præsenti 1703 ferream mors avulsit personam quam posnato geminus imponi jusserat fra ....." Das Uebrige fehlt. Das Vorhandene aber genügt, darzuthun, daß dies die Maske des unter dem Namen „Der Mann mit der eisernen Maske" bekannten Staatsgefangenen ist.

Die Photographie machte neuerdings einen höchst wichtigen Fortschritt, der den Malern die größten Dienste leisten wird. Die Gebrüder Mayer und Pierson erfanden das Mittel, die Photographie in Lebensgröße auf der zu Oelgemälden präparirten Leinwand anzuwenden. Durch dieses Verfahren werden die Züge einer Person mit der mechanischen Treue eines Daguerreotyps auf die Leinwand übertragen und der Künstler hat weiter nichts zu thun, als seinem Werk das Colorit und die letzte Vollendung zu geben. Ebenso kann die identische Reproduktion eines Gemäldes dadurch bewerkstelligt werden.

General Cannon hat vom Kriegsschauplatze einen arabischen Pony nach England gebracht und dem Kriegsminister Lord Panmure zum Geschenk gemacht. Das Thier erregt ein besonderes Interesse durch den Umstand, daß während seiner kriegerischen Laufbahn drei Offiziere, die es auf dem Rücken getragen, getödtet wurden.

In Liverpool ist unlängst der Versuch, gute Penny-Concerte zu geben, mit entschiedenem Glücke gemacht worden, und seitdem werden sie jeden Sonnabend wiederholt. Die Arbeiter drängen sich zu diesen Concerten, die ausgewählt gute Musik bringen und von tüchtigen Kräften unterstützt werden, und aufgemuntert durch diesen Erfolg, will Herr Salomons, der Lord-Mayor von London, im Mansion-House und in der großen Oper ähnliche Concerte veranstalten.

Es sind in diesem Jahre in der Gegend von Leipzig Anbauversuche mit dem als Ersatzmittel der Kartoffel empfohlenen chinesischen Yam gemacht worden, welche sich bewährt haben. Der Yam ist nicht nur sehr ertragreich, sondern auch überaus wohlschmeckend.

Logogriph.

1.

Fünf Zeichen nennen dir die fabelhaften Wesen,
Die göttlich man verehrt' in grauer Heidenzeit;
Du kannst es deutlich in der »Götterlehre« lesen,
Was ihnen vorzugsweis' im Hause war geweiht.

Schreckbilder jener Zeit wirst aber du erblicken —
Sie dienen auch noch heut' zur Täuschung dir und mir —,
Wenn's, Leser, dir beliebt, nachträglich einzurücken
Ein Zeichen in das Wort noch zwischen drei und vier.

2.

Mit B geb' ich oft Linderung den Wunden,
Oft brauchen Kinder mich bei frohem Spiel.
Mit L hat Mancher süße Ruh' gefunden
In meiner Nähe nach erreichtem Ziel.
Wo ich mit L, da bin mit N ich auch —
Der Färber macht, der Arzt von mir Gebrauch.

Palindrom.

Liebliche Gaben bringe ich dir,
Nahest du dich von vorne mir;
Aber von hinten gelesen,
Bin ich ein wildes Wesen.

Auflösung der Charade in № 151:

Nachtwandler.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 153. Sonntag, 23. Dezember 1855.

Der Schrank.

Erzählt von Moriz Reich.

Schon waren sie dreimal ausgerufen worden. Leider war ich noch nicht in der angenehmen Lage, Bräutigam zu seyn, sonst könnte ich Konrads Empfindungen glaubwürdiger schildern, welche in dem Hofknechtsherzen sich regten, als der Pfarrer die ehrbaren Brautleute Konrad Blümel und Augusta Klat von der Kanzel herab zum letzten Male aufbot und alle Köpfe sich rückwärts bogen, um ihn in seiner Scharlachweste und sie in ihrer breiten blauseidenen Schürze zu bewundern.

Wunderbare Fügung der Natur, daß das Herz nicht nach Rang und Namen fragt, daß ein Stück Brod oft mehr Freude erregt, als eine lecker besetzte Tafel, und Konrad im Bewußtseyn seines Besitzes, Augusta in dem ihrer Mitgift so selig dasaßen, wie je ein hochadeliges Paar in der Notredame-Kirche, umringt von den Pairs des Reiches, blitzend in Gold und Juwelen, glänzend in Sammt und Seide. — Und was war denn sein Besitzthum? was denn ihre Mitgift?

Er war der Erbe, der alleinige, einer klafterhohen, drei und einen halben Schuh im Gevierte messenden, mit Stroh gedeckten hölzernen Hütte, die er indeß erst sein nennen konnte, nachdem er die Schulden seines jüngstverstorbenen Herrn Vaters, welche darauf hafteten, in der Branntweinschenke getilgt und selbe von dem berühmten M— des Augias (sein Herr Papa hatte die noble Gewohnheit, mit zwei Säuen in Compagnie zu wohnen) gesäubert hatte, welche Arbeit Herkules gewiß nicht hätte verrichten können, denn er würde einfach seine breiten Schultern nicht haben hineinzwängen können. Soviel von seinem Erbe.

Was ihre Mitgift anbelangt, so war ihre Mutter zwar eine sehr redliche Person und sogar die Schwester eines vor vielen Jahren ehrlich verstorbenen Pfarrers, aber herzlich arm, so arm, daß nach Bezahlung der Begräbnißkosten, welche natürlich von der Hofmagd Augusta ausging, nichts für die einzige aber unversorgte Tochter dablieb, als — ein großer, hoher, breiter, tiefer Kleiderschrank, welcher die Ehre hatte, von dem besagten Pfarrer, der da war ein Bruder ihrer selig verstorbenen Mutter herzurühren und für ein Familienheiligthum zu gelten.

Ich habe schon einige Male das hocharistokratische Wort „Hof" dem Knechte und der Magd vorgesetzt, ohne zu sagen, was es eigentlich bedeute. Es ist ein sehr bedeutendes, das Lebensglück so manchen verliebten Paares entscheidendes Wort. So lange es heißt: Hans oder Georg ist bei dem oder jenem Bauer Knecht, so lange klingt es nicht in dem Beutel des Küsters, der sich auf den Opfergang freut; wird er aber Hofknecht, so ist das viel mehr, als wenn ein armer Justizrath den prächtigen Titel eines Hofraths bekommt, — und ist's ein Wunder? Seht nur einmal den Hofochsen an! Welche Würde! welch erhabener Stolz in seinem Gang, in seiner Haltung! welche Betonung in seinem Muh! — Alle Ochsen der Herrschaft Rosenthal sind nur — Ochsen gegen ihn! — Und was dann erst ein Hofknecht, eine Hofmagd gegen einen gewöhnlichen Knecht, eine Magd schlechtweg? Er oder sie ist von der Stunde an in herrschaftlichen Diensten, — erst kommt der Oberamtmann, dann der Aktuar, dann der Schreiber, dann der Amtsdiener, dann der Schaffner, dann der Hofknecht und so fort.

Konrad war also Hofknecht, Augusta Hofmagd. Der große Moment war gekommen. Augusta's Mitgift, der Schrank, sollte in Konrads Erbe, die Hütte, gebracht werden, denn so will es die Sitte. Der Schrank war im Hause eines Bauern

Digitized by Google

inquartirt, der wegen seines Reichthums Augusta's Vertrauen besaß.

Arm in Arm ging das Paar hin. Er stieß sie in die Seite, Keines wollte mit der Sprache heraus, bis der pfiffige Michelsephe sie errieth und seinen Sonntagsstaat aus dem Schranke nahm, ohne ein Wort zu sagen. Und ohne ein Wort zu sprechen, packte nun Konrad oben an, sie unten — Beide waren über und über roth — und trugen den altehrwürdigen eichenen Hausrath mit einem leisen „Zahl's Gott!" zur Thüre hinaus. Gewiß blickte in dem Augenblick die Mutter selig und der Herr Pfarrer vom Himmel herab, wenn Petrus nichts dagegen hatte. Sehr oft mußten sie niedersetzen und dann stemmten sie die Arme in die Seite und sahen einander verständnißinnig an. Ihr Blick schien zu sagen: Bin ich nicht reich? wie er so schwer ist! — Sein Blick hingegen sagte: Der Schrank ist schön und gut — aber meine Hütte, na, die ist mir auch lieb! — Viele erboten sich auf dem Wege, mittragen zu helfen; aber Alle wurden kurzweg mit einem „Dank' schön" abgespeist — es sollten keine profanen Hände das Familienheiligthum berühren.

Endlich sind sie an der Hütte angelangt.

Konrad und Augusta stehen einander gegenüber. Ebenso Hütte und Schrank. Große Pause.

Zum letzten Male wird das Riesenmöbel angefaßt und der wie erschrocken aussehenden Hütte genähert; weit auf wird die Thür gerissen und der Schrank der Länge nach — hineingeschoben? O nein! welch ein Unglück! Will er nicht? will sie nicht? Beide wollen nicht; er ist zu corpulent, sie ist zu schmal.

Der Schrank wird gestürzt und gestürzt — alle Rippen krachen, er will nicht hineingehen! Der Schweiß rinnt von der Stirne des Paares; sie fürchten sich einander anzusehen, ihre Herzen pochen gewaltig. Warum ist er auch so groß? denkt sie und schneidet eine Miene, als wolle sie dem Schrank ins Gewissen reden. Warum ist sie auch so schmal? denkt er und versetzt seiner unschuldigen Thür einige Ohrfeigen. Endlich platzt ihm ein „Himmelsak'rment" heraus.

Sie fängt an zu weinen. Er sagt: „Wein' Du noch!" — Sie sagt: „Schimpf' Du noch!"

Er sagt hitziger: „Da ist nur Dein dummer Schrank schuld!" — Sie jammert noch lauter: „Nein, die schmale Thür Deiner kleinen Hütte ist schuld!"

„Du hast eine schöne Mitgabe!" spottet er. — „Du ein schönes Erbe!" höhnt sie.

„Prächtige Mutter das!" schreit Konrad. — „Laß mir meine Mutter ungescholten!" weint sie. „Dein Vater war der rechte!"

Schon kamen die Vorübergehenden herzu und belustigten sich an dem Zanke der Verlobten.

Der Eine sagte, sie sollten die Hütte in den Schrank tragen, statt den Schrank in die Hütte! Diesen Witz beantwortete Konrad mit einem derben Faustschlag; seine Ehre war gekränkt. — Ein Anderer meinte, sie sollten mit dem Schranke feuern. — Ein Dritter rieth, von dem Möbel ein Stück abzusägen. Der Letzte hatte Augusta am tiefsten verwundet, denn sie warf ihm einen grimmigen Blick zu — verbrennen ist nicht so arg als verstümmeln!

Unbewußt hatte sich das verstimmte Paar aus Müdigkeit auf den Schrank niedergelassen und traurig saßen sie da, den Kopf in die Hand gestemmt, wie Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem. Guter Rath war theuer. Der Andrang ward immer größer, der Lärm immer toller, Konrads Aerger und Augusta's Verzweiflung stiegen immer mehr.

Da erwachte ein großer Gedanke in dem weiblichen Herzen. Sie stand auf und sagte: „Gott will's nicht, Konrad. Hilf mir den Schrank zurücktragen zum Michelsephe!"

„Wir sollen nicht heuern?" fragt er, erschrocken und Leichenblässe bedeckt plötzlich sein Gesicht.

„Du siehst's ja!" sagt sie in resignirter Verzweiflung und legt Hand an den Schrank.

Konrad aber spricht kein Wort, sondern wirft sich der Länge nach hin auf den Schrank, wie der Krieger sich sterbend auf seinen Schild wirft, und schluchzt laut; seine heißen Thränen strömten an dem Schranke hinab, als wollten sie ein Stück von ihm wegschwemmen.

Das rührte Augusta und sie sprach ihm Trost zu; Konrad aber wandte sein Gesicht nicht um und weinte fort in den Schrank hinein.

Da entstand plötzlich unter der umstehenden Menge ein Gemurmel, die Köpfe Aller drehten sich um — ein Greis von ehrwürdigem Aussehen kam majestätischen Ganges heran; die Menge theilte sich, die Häupter entblößten sich, hie und da küßte ein Weib das Kleid des Herrn, welcher verwundert die Leute ansah, bis er den Schrank mit dem Konrad darauf als den Mittelpunkt der ganzen Scene erkannte.

„Was hat's da?" fragte er freundlich einen Handwerker.

„Excellenz," antwortete dieser, „die Beiden da wollen heuern; ihm gehört die Hütte da, ihr der Schrank. Der Schrank ist für die Hütte zu

Digitized by Google

groß, oder die Hütte ist für den Schrank zu klein, wie Eure Excellenz belieben, und da wird nichts aus der Hochzeit."

„Wird nichts!" stutzte mit Lächeln der Graf. „Ja warum wird nichts?"

„Nu, weil der Schrank nicht 'neingeht; der ist von ihrer Mutter Bruder, der Pfarrer war, Gott hab' ste allebeid' selig — Ew. Excellenz zu dienen!"

„Und die Hütte?"

„Stammt von seinem Vater, Excellenz; freilich ein wenig klein und enge — weiland ein Stall, Excellenz!"

„Und wer seyd denn Ihr?" wendete sich der Graf an die Beiden, welche sich mittlerweile aufgerichtet und Hand in Hand vor den Schrank hinpostirt hatten.

„Hofleute Eurer Excellenz — ich Hofknecht seit drei Wochen und drei Tagen, ste Hofmagd, 's wird gerade ein Monat seyn."

„Und Ihr habt Euch lieb?"

„Von Herzen."

„Nun, und der Schrank?"

„Geht nicht in die Hütte."

„Drum wird nichts aus der Hochzeit?"

„Ach nein!"

Der Graf lachte herzlich.

„Gibt's denn gar kein Mittel?"

„Ja, wenn man eins wüßt'!"

„Nun, mir fällt eben eins ein."

Alle spitzten die Ohren.

„Wesel!" rief der Greis.

Der Oberamtmann trat vor.

„Wesel, laßt den ehrlichen Leutchen da ein Häuschen bauen, daß ste drin bequem leben können, versteht sich, mit etlichen Kinderchen und — nota bene — dem Schrank!"

Und so geschah es. Der Schrank hatte ein Häuschen geboren und ist doch nicht schmäler geworden.

Mannigfaltiges.

(Ein Pariser Gaunerstückchen.) Dieser Tage kam ein Individuum zu einem Möbeltransport-Unternehmer und verlangte einen Wagen mit Pferd, um eine vorläufig im Faubourg St. Antoine untergebrachte Anzahl Kisten abzuholen. Nachdem man wegen des Preises übereingekommen war, wurde der Wagen und das Pferd einem der Fuhrleute übergeben, der sich mit dem Kunden nach dem bezeichneten Orte auf den Weg machte. An der Straße „des Boulets" angekommen, sagte Letzterer zu dem Knechte: „Ehe wir weiterfahren, müssen wir hier einige Augenblicke anhalten; ich habe hier einen Wechsel von 300 Franken einzukassiren und Ihr würdet mir eine Freundschaft erweisen, dies statt meiner zu besorgen, weil ich aus gewissen Gründen es nicht selber thun mag." Nachdem sich der Fuhrmann dieser Mission unterzogen hatte, behändigte ihm der Herr einen versiegelten Brief und Ersterer begab sich an die auf der Ueberschrift bezeichnete Adresse, die wirklich jene einer in der Rue des Boulets wohnenden Person war. Diese erbrach das Siegel und da das Couvert weder Wechsel noch sonst etwas enthielt, so äußerte ste sogleich, daß ste befürchte, der Ueberbringer sey das Opfer einer Spitzbüberei geworden. Bei diesen Worten lief der Fuhrmann aus Leibeskräften zu dem Orte zurück, wo er seinen Wagen unter der Obhut jenes Herrn gelassen hatte, fand aber — nichts wieder und es ist bis jetzt auch nicht gelungen, dem Diebe und dem gestohlenen Fuhrwerk auf die Spur zu kommen.

Vor einigen Tagen langten in Marseille drei große Kisten an, welche die verschiedenen Theile eines weiten, ganz aus Baumrinden vom Gehölz an der Tschernaja gefertigten Zeltes enthalten. Dasselbe ist das Werk der Mußestunden zweier schottischen Hochländer-Offiziere, welche diese originelle Arbeit einem ihrer Freunde, einem Curiositätenhändler in London, schicken.

Ueber die Geistesgegenwart des Generals Murawieff, an den sich die Festung Kars ergeben, wird Folgendes erzählt: Der russische General, einer der gebildetsten Offiziere, spricht fast alle europäischen wie auch eine große Anzahl orientalischer Sprachen. Während des persischen Krieges wurde der General, der damals Chef des Generalstabs war, gefangen und zum Tode verurtheilt. Er stellte sich der persischen Sprache unkundig und das Verhör geschah durch einen Dolmetsch. Er wurde sofort auf den Markt geführt, wo ihn der Henker erwartete. Murawieff kniete nieder und betete inbrünstig. Eine Todtenstille herrschte. Plötzlich sprang er auf, redete die Versammlung in persischer Sprache an, mit feierlicher Stimme erklärend, daß ihm während des Gebets ein Heiliger erschienen sey und ihn die persische Sprache gelehrt habe. Der Ein-

Digitized by Google

druck, den diese Worte auf die Versammlung machten, läßt sich nicht beschreiben: Gouverneur und Volk begrüßten ehrerbietig den Mann, der Schah beschenkte ihn reich und durch diese List rettete sich der tapfere General vom Tode.

HH. Fehér, Reimann u. Comp. in Ungarn haben eine neue Nähmaschine erfunden, welche unter allen bisher bekannten am einfachsten construirt, doch die meiste Wirkung hervorbringt; sie näht die feinste Stepperei in Battist und holländ. Leinwand und ist überdies weit billiger, als die amerikanische.

Die Sappeurs-Pompiers in Paris haben jeden Tag durchschnittlich fünfzig Kamin- und Ofenbrände zu löschen.

Gemeinnütziges.

(Ein neuer Brennstoff.) Derselbe wird aus Oel, Wasser und Salz bereitet. Man sättigt nämlich eine bestimmte Quantität Salz vollständig mit warmem Wasser, so daß das erstere möglichst aufgelöst wird. Mit dieser Salzwasserauflösung verbindet man eine dreimal größere Quantität Oel, schüttelt Beides tüchtig und so lange um, bis das Ganze eine milchartige Masse wird, welche die Quantität des dazu verwendeten Oeles um den vierten Theil übersteigt und halb so schnell oder, was dasselbe ist, noch einmal so langsam verbrennt, als eine gleiche Quantität reines Oel. (Ist bei den gegenwärtigen theuren Oelpreisen der Beachtung des Publikums werth.)

(Oelflecken aus dem Papier zu entfernen.) Man rührt gebrannte oder kohlensaure Magnesia mit etwas Wasser zu einem Brei an, trägt denselben vermittelst eines Pinsels auf die Flecken, läßt sie trocknen und entfernt die getrocknete Masse behutsam mit einem Messer und einer zarten Bürste. Scheint's nöthig, wiederholt man die Operation.

Anekdoten.

(Ein Lebensmüder.) Eine etwas geizige Wirthin in Berlin sagte jüngst zu einem Gaste, der viel Zucker in seinen Kaffee that: „Hören Sie, Herr! viel Zucker ist jerade nicht am jesündesten." — „So, sagte der Gast, indem er nun mit der ganzen Hand Zucker aus der Dose nahm und in den Kaffee that, „es ist mir lieb, daß ich das weiß, denn das Leben ist mir ohnehin eine Qual."

(Kein Säufer.) Zu einem Obristen kam ein stämmiger Rekrut. „Du bist doch kein Säufer, kein Schlemmer, kein Spieler, Bursche?" fragte der strenge Kriegsmann. — „Nein, Herr Oberst!" war die Antwort. — „Aber Du bist doch ein wackerer Kerl, der seinen Branntwein vertragen kann?" — „Und wär's an Eimer voll!" entgegnete der Rekrut.

Charaden.

1.

Wer, hoffend auf Fortuna's Huld,
Dem Zufall blindlings sich vertrauet,
Der hat sein Glück durch eig'ne Schuld
Auf meiner ersten Sylb' erbauet.

Er hält das Leben für ein Spiel,
Das er in meine Zweite setzet;
Nie kommt er zu der Ruhe Ziel,
Weil er des Daseyns Pflicht verletzet.

Wenn auch des Glückes Wankelmuth
Sein schwankend Loos einmal erheitert:
Er gleicht dem Schiff auf Meeresfluth,
Das doch an meinem Ganzen scheitert.

2.

Dem stillen Schooß der Ersten nur vertraut
Das Ganze seiner Liebe süße Schmerzen.
Die Zweit' ist Strich und Punkt. Auf Schädel baut
Die Dritt' ihr Urtheil von der Menschen Herzen.

Auflösung der Räthsel in № 151:

Logogriphe: 1. Laren — Larven.
2. Binde — Linde — Rinde.

Palindrom: Rebe — Eber.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 154. Dienstag, 25. Dezember 1855.

Der Weihnachtsmorgen im Pfarrhause.

Ein mimisches Gedicht

von

A. M.

„Vater, ach liebster Vater!“ so rufen erwachend die Kinder —
„Bald ist es Tag! Ach Gott! wie schläfst Du nur heute so lange!
„Wache doch auf!“ — „„Seyd stille zusammen, ihr störet mir sonst noch
„„„Euere Mutter im Schlafe, die spät zu Bette gegangen!““
Spricht ermahnend der Vater und zündet allmälig das Licht an.
Hier in dem Pfarrhaus war es von jeher Sitte gewesen,
Erst am Morgen des ersten Weihnachtstags zu bescheeren,
Weil der Vater am Abend vorher seine Predigt studirte
Und die sorgliche Mutter nicht litt, daß die Kinder am Abend
Sich mit Naschen den Magen beschwerten und während der Nacht dann
Unruhig schliefen und weinten, umher sich wälzend im Bette.
Blos die kleineren Mädchen schliefen bei Vater und Mutter;
Die schon größeren Buben campirten im oberen Stockwerk
Frisch in der kalten Stube, damit sie nicht würden verzärtelt.
Schon beginnen sie laut von der Stiege herunter zu rufen:
„Väterchen! dürfen wir kommen! Ach! kalt ist's wahrlich hier oben!
„Schon ist es Tag! oh, wären die Lichter am Baum schon entzündet!“
Aber der würdige Pfarrer brannte gemüthlich die Pfeif' an,
Weckte sodann sein liebendes Weib und empfahl ihr, die Kleinen
Anzuzieh'n, — er wolle hinaus, um die wilderen Buben
Wieder hinauf zu schicken ins Zimmer, bis Alles bereit sey. —
Jetzt von der Mutter, der lange ersehnten, gekämmt und bekleidet,
Stehen die Mädchen im Eckchen am wärmenden Ofen, doch keines
Hatte auch nur den Muth, ein lautes Wörtchen zu reden,
Oder hinauszuseh'n durch's Schlüsselloch oder den Thürritz;
Denn sie fürchteten sich, Christkindchen möchte sie sehen
Und im Nu fürwitzigen Kindern die Augen ausblasen.
Kichernd zupfen sie sich an den Kleidern und lächeln selig
Sich in die Augen und zittern bang voll süßer Erwartung,
Bis das Schellchen erklinge und weit sich öffne die Thüre.
Draußen im größeren Zimmer, da wandeln Vater und Mutter,
Sich berathend, umher und ordnen dieses und jenes.
Hier sind nicht Aepfel genug, hier zu viel Nüsse, und jene
Puppe mit wirklichem Haar muß man von dem Baume entfernen,
Weil sonst tropfendes Wachs ihre Kleider möchte beschmutzen.
Endlich ist Alles bereit, — es zündet der Vater die Lichter
Rasch der Reihe nach an und Mütterchen öffnet die Thüre,
Wo, vor Kälte und Neugier trippelnd, die Knaben umherstieh'n,
Und von der Hausflur führt sie die ungeduldigen Bursche
Durch das erleuchtete Zimmer mit wohlverbundenen Augen

Digitized by Google

Stracks zur Kammer hinein, wo die kleinen Mädchen noch warten
Und aus Staunen und Freude den „guten Morgen“ vergessen.
Dreimal erklinget das Schellchen und jetzt fliegt plötzlich die Thür' auf:
Jubelnd stürzet hinaus die Schaar der fröhlichen Kinder —
„Ach! wie herrlich und schön!“ so rufen sie alle zusammen;
Bald aber sucht sein Plätzchen ein Jedes nach erstem Erstaunen.
Vorn auf dem Kindertischchen, da stehen die irdenen Häfchen
Nebst den zinnernen Tellerchen, Schüsselchen, Messer und Gabel,
Löffel mit Löffelblech, auch eine riesige Schachtel mit Braten,
Fischen von Holz, mit glänzendem Lack und Farben bemalet;
Dort ein blecherner Herd mit gelb gedeckelten Häfchen.
Herrlich erglänzen die Puppen, wie strahlen sie über und über
Ganz in Sammt und Seide, mit silbernen Litzen gezieret,
Körbchen und Taschen gefüllt mit Nüssen und großen Rosinen.
Seidene Schürzchen, Bänder, und Schuhe mit wackeren Sohlen
Hat Christkindchen den Mädchen, nebst zierlichen Häubchen, beschecret.
Aber die Knaben sind emsig daran, die Titel zu lesen
Schön gebundener Bücher, verkosten auch unter dem Lesen
Süßes Confekt, Lebkuchen und braun verzuckerte Mandeln.
Hier bei der wollenen Weste, da liegen ergötzliche Schriften:
Christoph Columbus' Fahrt, nebst Robinson, Paul und Virginie,
Prinz Eugen, und neben dabei steh'n Stiefel von Juchten,
Schon durch die rothe Farbe den Knaben erfreuliche Kleidung.
Alles ist emsig beschäftigt — da schleicht der kleinste der Knaben
Rings um den Tisch und pflückt von den Lebkuchen sämmtliche Mandeln
Heimlich herab und verzehrt sie, der kleine schelmische Frevler.
Doch als Einige klagend der Mutter die Missethat melden,
Flüchtet er unter den Tisch und findet zu seinem Erstaunen
Dort das herrliche Wiegenpferd, das früher ein Fuchs war,
Jetzt aber, durch Christkindchen in einen Schimmel verwandelt,
Neu erglänzet; und neu sind Zaum und Bügel und Reitpeitsch'.
Rasch nun zieht er es vor und reitet in bäumenden Sprüngen
Wild auf dem Schimmel einher und peitscht und spornt ihn gewaltig.
Fröhlich betrachtet das Elternpaar die glücklichen Kinder,
Frisch auflebend gedenken sie heut' vergangener Zeiten.
Drum legt jetzt in die Hände der sorglichen Gattin der Väter
Ernsten Blicks die „Nachfolge Christi“ von Thomas à Kempis:
„Weil Du im Winter nicht gerne zur Kirche gingest, mein Weibchen,
„Lies dies Büchlein zu Hause, den Herrn zu verehren im Stillen!“
Also der Pfarrer, und Mütterchen drückte verlegen ihm leise
Drauf in die Hand ein Kästchen, wohl und sicher versiegelt,
Schelmischen Blicks; doch neugierig forscht überraschet der Vater:
„Was mag drinnen wohl seyn? Was soll das Geheimniß bedeuten?
„Ei, sieh' da! wie herrlich sie glänzet die silberne Dose!
„Aber, mein theueres Kind! was denkst Du, mir eine Dose
„Zum Geschenke zu geben? Du weißt ja, daß ich des Schnupfens
„Längst entwöhnt und Dir zu Gefallen die Dose verbannte!“ —
Drauf, in die Red' ihm fallend, versetzte die wackere Hausfrau:
„Freilich schnupfest Du nimmer — so lange Du nämlich allein bist —,
„Aber ich ärg're mich immer, so oft Du mit Anderen schnupfest —
„Wenn die Kollegen kommen von Holderbach oder von Friedberg —,
„Schnupfe nur wieder, ich gebe dazu freiwillig Erlaubniß.“ —
„„Seht doch das Mütterchen an!““ erwiederte lachend der Vater —
„„„Ueberall wahrt sie die Ehre des Hauses! Recht so, mein Weibchen! —
„„„Aber, ihr Kinder, vergeßt mir nicht über dem Spielen den Herren,
„„„Der Euch das Alles geschenkt und sämmtliche Freude bereitet!““
Und mit gefalteten Händen umstehet das Häuflein die Eltern,
Betet vereint mit ihnen zum Mensch geword'nen Erlöser,
Singet zum Schlusse dann noch ein Weihnachtslied von dem alten
Wandsbecker Boten, vom Pfarrer selbst zweistimmig gesetzet.
Nach dem Morgengebet ermuntert die wackere Hausfrau:

Digitized by Google

„Löschet die Lichter nun aus, ihr Buben, und öffnet die Läden,
„Denn sonst sagen die Nachbarn, wir brenn'ten ein Loch in den Tag 'nein!"
Rasch wird die ganze Bescheerung vom Tische getragen und sorgsam
Auf das Gesims am Fenster das Zuckerbäumchen gestellet,
Um der Kinder Reichthum zu zeigen den Nachbarskindern,
Wie der Herr Christ so reich sey eingekehret auf Weihnacht;
Aber noch anderen Grund hegt klug die sorgliche Mutter:
Daß in schützender Höhe, vor Kinderhänden geborgen,
Stehe der Baum, sonst würde, wenn Vater und Mutter zur Kirche
Wären gegangen, der süße Schmuck und die Zierde dahin seyn. —
Jetzt wird das Frühstück genommen und schon ertönet der Glocke
Erstes Geläute zur Morgenkirche in mahnenden Tönen.
„Flink! ihr Buben!" ermuntert die Mutter — „nun kleidet Euch an schnell,
„Denn Ihr wisset, der Vater mag langsame Bursche nicht leiden;
„Sicher erwarte ich Euch beim zweiten Geläut' in die Kirche —
„Denn auch heute, wie sonst, tragt Ihr die Bücher zur Kirche —,
„Und den gewärmten Backstein legt auf den Boden der Kanzel!"
Hurtig enteilen sie nun, sich schnell zu putzen und gleich dann
Ihres bewußten Geschäfts zu warten nach strengem Befehle.
Wie es zum zweiten Mal läutet, da schreitet der würdige Pfarrer
Schon in dem Amtsornate hinein in die muntere Stube.
Fröhlicher Lärm der schäckernden, glücklichen Mädchen ertönet
Rings um den Lehrer herum, den Freund, den, froh sie umtanzend,
Zupfen am Fracke hinüber, herüber, bis Alles gesch'n ist, —
Und mit verlegener Miene, den Kindern wehrend, erbittet
Schnell er das Lied für den Gottesdienst am heutigen Morgen,
Stets von den Mädchen umschmeichelt, — doch schweigen sie bald, denn sie wissen,
Keinerlei Lärm und Geräusch darf seyn, wenn der Vater im Chorrock,
Mit dem Barret in der Hand, am Sonntag-Morgen hereintritt.
Mit Pelzmützen, geschmückt mit baumelnden silbernen Troddeln,
Treten die Knaben herein, mit den juchtenen Stiefeln bekleidet,
Werden noch strenge ermahnt, ja Lärm in der Kirche zu meiden,
Nehmen den Stein, den erwärmten, die Liturgie und die Bibel
Nebst dem Gesangbuche unter den Arm und eilen von dannen.
Schon erschallet das Glockengeläut' und ruft die Gemeinde
Fromm zum Hause des Herrn, da erscheint die würdige Hausfrau,
Schwarz gekleidet und fertig gerüstet zum Gang in die Kirche.
Ernsten Sinnes mit freundlicher Miene bietet den Arm
Seiner trefflichen Gattin und tritt aus dem Hause der Pfarrer.
Hoch vom Laden des Kirchthurms schauen die spähenden Jungen,
Werden den Pfarrer gewahr, durch's Dorf zur Kirche hinschreitend,
Endigen bald mit dem Läuten und poltern die Stiege hinunter.
Rasch greift nun in die Tasten der orgelkundige Lehrer,
Und wie der Pfarrer die Kirche betritt, da singt die Gemeinde:
„Ehre sey Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden!"

Mannigfaltiges.

Folgende Anekdote entlehnen wir einem amerikanischen Blatte, da sie den rücksichtslosen Charakter der Amerikaner im glänzendsten Lichte zeigt. In dem Städtchen Vicksburg trat ein Taschenspieler, Namens Wyman, auf und zeigte seine Künste. Nachdem er die gewöhnlichen Beweise schneller Hände gezeigt hatte, wobei er z. B. eine Karte verbrannte, mit der Asche derselben ein Pistol lud, es in eine Wallnuß abschoß, worin dann die unversehrte Karte wieder gefunden wurde, — Eier aus einem leeren Beutel nahm, — zwanzig verschiedene Sorten Liqueure aus einer und derselben Flasche goß, — Uhren zerbrach, ihre Bruchstücke unter einander mischte und nach einigen Zauberworten sie den Eigenthümern ohne Schaden wieder zustellte —: erklärte er dem hochzuverehrenden Publikum, er werde jetzt zu einem wunderbaren Experimente übergehen und einen der Herren bitten, ein Pistol zu laden und abzufeuern, dessen Kugel er mit der Hand auffangen werde. Bei dieser Erklärung rief ihm ein anständig aussehender Herr zu, er solle auf seiner Hut seyn. „Zielen Sie gut," rief der

Digitized by Google

Magier, „sonst verfehle ich die Kugel!“ — Das Pistol ward abgefeuert und Wyman hielt mit triumphirender Miene die Kugel in seiner Hand. Der Beifall, der jetzt folgte, hatte sich kaum gelegt, als zwei Pistolen auf ihn abgefeuert wurden. Im Augenblick spielte er in jeder Hand mit einer Kugel. „Ich bitte aber nicht eher zu feuern,“ bemerkte er, „bis Sie mich davon in Kenntniß gesetzt haben. Sie hätten mich tödten können; mein Rock hat mich davor bewahrt.“ — Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so rief eine Stimme aus der Menge: „Sie Teufel, seyen Sie auf Ihrer Hut!“ — Wyman sah ein Pistol auf sich gerichtet, hatte aber keine Zeit, ein Wort zu sagen. Ein Knall erfolgte und zugleich ein Krach, welcher bewies, daß die Kugel dicht über seinem Kopfe in ein Brett geschlagen war. „Um's Himmels willen, meine Herren, das ist kein Scherz!“ „„Da ist eine andere! Vielleicht haben Sie jetzt eher Zeit, sie aufzufangen!““ Und Knall und Krach erfolgen wie früher. Der Magier hielt das nicht mehr aus, sondern entschlüpfte mit einem Schrei des Entsetzens durch eine Seitenthür, unter dem Hurrahruf und Gelächter der Menge. Die Zuschauer warteten einige Zeit, doch der Zauberer erschien nicht wieder. Die Verwirrung nahm zu, die Bänke leerten sich, Lichter wurden ausgelöscht, Damen kreischten ꝛc., aber Wyman kam nicht wieder. Er hatte sich auf ein Dampfschiff, das eben abfuhr, geflüchtet und gelobte sich, nie wieder eine Kugel mit der Hand auffangen zu wollen, so lange er an den Ufern des Mississippi sey.

Wo unlängst noch die Wasser eines Binnenmeers wogten, da geschah auf nunmehr festem Boden, den die Menschenhand schuf, am Sonntag den 2. Dezember jüngst, als am 1. Advent, die feierliche Weihe der neuen Erde und das erste Gebet einer christlichen Versammlung. Dieser erste Gottesdienst in dem wiederauferstandenen Harlemer Meer-Koog, den der Himmel vor Sturmfluthen bewahren wolle, wie die war, welche vor ungefähr tausend Jahren die Hauptrheinmündung und wer weiß was sonst noch begrub, ward von 600 protestantischen Bewohnern der neuen Harlemer-Meer-Gemeinde und anderswo wohnenden Grundeigenthümern dieses Polders gefeiert und zwar, weil noch keine neue Kirche gebaut ist, in einem von Hrn. Dam aus Rotterdam, einem der Eigenthümer des neuen Landstrichs, zu diesem Zwecke abgetretenen und von der Commission für die gottesdienstlichen Angelegenheiten der protestant. Bevölkerung mit bedeutenden Kosten zur Nothkirche eingerichteten Hilfsgebäude.

Doppel-Palindrom.

Ich Erstes bin ein Haus, das ragt
Nach unten mehr als oben;
Auch hab' ich, wie mein Kehrwort sagt,
Schon Manchen aufgehoben.

Ich Zweites bin die Stub' im Haus,
Die Einzige von allen;
Mein Miethsmann, der geht niemals aus,
Ihm scheint's hier zu gefallen.

Nach innen zwar ist wenig Licht
Im Hause wie im Zimmer;
Der Außenseit' jedoch gebricht
Es nicht an Glanz und Schimmer.

Ein schöner grüner Garten sprießt
Aus dem, was Viele schrecket;
Wer jetzt das Zweite rückwärts liest,
Hat, was das Erste decket.

Charade.

Du kannst durch meine Erste viel Künstliches vollbringen,
Du kannst durch sie im Kampfe den Gegner oft bezwingen.
Wenn stets von dir die Zweite, tagtäglich, wird getragen,
Dann wird dir solche leider gar bald den Dienst versagen.
Willst du, nun hör', das Ganze für Erstere benützen,
So wird es stets vor Kälte und Sonnenstrahl sie schützen.
Doch wäre dir verliehen, glaub' mir, die Erste nicht,
Dann käme auch das Ganze nie vor dein Angesicht.

Auflösung der Charaden in № 153:

1. Sandbank. 2. Nachtigall.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 153. Freitag, 28. Dezember 1855.

Ein deutscher Bauer.

Ein Lebensbild.

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.
Göthe.

Vor einiger Zeit las man in französischen und deutschen Blättern die Entwickelungsgeschichte des Haarkräuslers und Dichters Jasmin aus Agen im mittäglichen Frankreich und mit vielem Selbstgefühl warf dabei ein französisches Blatt die Frage auf, ob unter einer andern Sonne und einem andern Himmel, als denen der duftigen Provence, eine solche Geistesblüthe gedeihen könne. Nicht lange darauf fanden wir im englischen Athenäum preisend erzählt die Geschichte eines Walliser Landmannes, der vor kurzer Zeit gestorben und in dessen Nachlaß man mehrere von ihm herrührende Handschriften, welche Erläuterungen klassischer Werke, wie die des Plato, Herodot, Sophokles, Livius, Seneca, Plinius, enthielten, entdeckt habe. Freue dich, stolzes England! rief am Schlusse der Erzählung das Athenäum aus — Männer zu besitzen, die ebenso das Feld der Wissenschaft wie ihren Kornacker bebauen und so, den Landbau und die Beschäftigung mit den Wissenschaften vereinigend, jene Stufe des Glückes erreichen, von der Virgil und Horaz so oft geträumt, die sie so oft in ihren Liedern gefeiert.

Nach diesen Vorgängen wird es mehr als gerechtfertigt erscheinen, wenn wir in Nachfolgendem dem Gedächtniß eines deutschen Mannes einen Denkstein setzen, den Manen eines deutschen Bauers, der, herangewachsen unter dem rauhen, kalten Himmel und zwischen den düsteren Tannen- und Fichtenwäldern des Voigtlandes, sich einen Ruf erwarb, welcher selbst durch das Waffengetöse jenes schrecklichen Krieges, der dreißig Jahre lang unser Vaterland von der Ostsee bis zur Donau und zum Rhein mit Schlachtenlärm und Schrecknissen jeglicher Art erfüllte, bis zu den fernsten Gauen Deutschlands, in die goldenen Zimmer der Fürstenhöfe, wie in die weiten Säle der Hochschulen drang und des Mannes Werth laut verkündete; und das zu einer Zeit, wo außer jenen äußeren Drangsalen, von denen Deutschland heimgesucht wurde, Verkehr und Mittheilung unter den verschiedenen Theilen des Vaterlandes so darniederlag, wo es weder Zeitungen, noch Telegraphen, noch Eisenbahnen gab, man zu einer Reise von Frankfurt nach Leipzig vierzehn Tage brauchte und die Briefpost, trotz der schon ins Leben getretenen Einrichtung des Franz v. Taxis, noch meistentheils durch Metzger, Roßkämme und sonstige wandernde Leute mit Handelsgeschäften besorgt wurde.

In dieser Zeit, am 20. Januar 1606, wurde Nikolaus Schmidt-Künzel, das ist der Name dieses einst hochgefeierten Mannes, zu Rodenacker, einem voigtländischen Dorfe, unweit der Städte Hof, Schleiz und Hirschberg, von einfachen, schlichten Bauersleuten geboren. Es ist eine seltsame Wahrnehmung, daß fast alle die Männer, deren Leben fruchtbringend und segensreich für unser Geschlecht geworden, aus der niederen Hütte des Bauers oder der Werkstätte des Bürgers hervorgingen. Wie Wenige von Denen, deren Namen mit goldenen Buchstaben auf den Blättern der Geschichte als Wohlthäter der Menschheit aufgezeichnet, wurden auf den Höhen des Lebens geboren, die Wiege wie so manchen Eroberers auf dem friedlichen Felde der Wissenschaften, der Künste und des Gewerbsfleißes war umringt von den häuslichen Sorgen, der Noth und dem Mangel der Eltern! — So auch bei Nikolaus Schmidt-Künzel.

Digitized by Google

Als zartester Knabe mußte Nikolaus die Hirtengeißel schwingen und des Vaters kleine Heerde auf den Waldwiesen hüten. Sich selbst überlassen, von einem brennenden Wissensdurst, den Mutter Natur in des Knaben Brust gepflanzt, gequält, lag er bis zu seinem sechszehnten Jahre, seine Rinder hütend, unter den Tannen der Waldwiesen und träumte, er, der weder lesen noch schreiben konnte, wie er sich Kenntniß und Wissenschaft erwerbe. Aber wie die erlangen, da das heimathliche Dorf weder eine Schule besaß, noch die häuslichen Umstände der Eltern die Ertheilung eines Unterrichts gestatteten? Ein Dienstjunge, welchen sein Vater dingte, sollte der werden, welcher ihm die ersten Anfangsgründe des Wissens beibrachte und ihm so die Laufbahn eröffnete. Dieser Knabe, aus einem andern Dorfe gebürtig, hatte in der Winterschule dürftig lesen gelernt und wurde nun, indem er dem Künzel die Buchstaben erklärte, sein erster Lehrer. Mit einer glühenden Begierde bemächtigte sich Nikolaus des kleinen lutherischen Katechismus, den ihm der Knabe einst mitbrachte, und sein Eifer, sein Wissensdrang war so stark, daß er in wenigen Wochen lesen lernte. Wohl murrte und schalt darob der Vater, der den Sohn lieber in der Scheuer und auf dem Acker, als hinter dem Buche sah; aber wenn es ihm nicht am Tage gestattet war, zu lesen und zu lernen, so wachte er dafür bis spät in die lange Winternacht hinein und der helle Mondschein, der in klaren Nächten durch das Fenster seiner Kammer fiel, war oft die einzige Leuchte, bei der er in der Bibel und einem alten lateinischen Katechismus las und studirte. Denn das ist eben das Besondere in dem Leben dieses merkwürdigen Mannes, daß er, der schlichte Bauerssohn, der weder je eine Gelehrten- noch eine Hochschule besucht, sich nicht blos mit der Kenntniß des für den gemeinen Mann Hinreichenden begnügte, sondern immer rastloser und unermüdlicher nach weiterer, tieferer Wissenschaft strebte und als Selbstgelehrter nicht nur das Lateinische und Griechische, sondern auch die reiche Sprachfülle des Orients, das Hebräische, Syrische, Arabische, Armenische, Persische, Aethiopische, Aegyptische, Abyssinische, Türkische, Chaldäische sich nach und nach aneignete. Es würde hier zu weit führen, auseinanderzusetzen, auf welche oft mühselige und seltsame Weise er sich die nöthigen Bücher und Hilfsmittel zu verschaffen wußte, mit welchem Bienenfleiß er überallher die Sprachschätze holte, wie er, von leiblicher Anstrengung hinter dem Ackerpflug ermüdet, des Abends beim brennenden Kienspahn die Grammatiken berühmter Sprachforscher, die Bücher über morgenländische Literatur studirte, wie er während des Dreschens zur Winterzeit sich die fremden, wunderlichen Schriftzeichen der morgenländischen Sprachen mit Holzkohle an die Lehmwände der Scheuer malte und so bei harter körperlicher Arbeit sich im Erlernen derselben übte, — nur so viel sey hier bemerkt, daß er nach wenigen Jahren der meisten todten und lebenden Sprachen mächtig war und sich, wenn auch nicht immer gelehrt und elegant, doch verständlich in den meisten schriftlich und mündlich ausdrücken konnte. Gewiß eine große Merkwürdigkeit bei einem Bauer, der Alles, was er wußte, nur durch sich selbst wußte!

(Schluß folgt.)

Literatur.

Das musikalische Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts, oder: Historisch-biographische, kunstwissenschaftliche und pädagogische Musik-Zeitschrift, welche zunächst bestimmt ist für Alle, welche die Musik an höheren Lehranstalten und Seminarien, in öffentlichen Schulen oder Privat-Instituten und Familien zu lehren, den Gesang in Kirchen und bei feierlichen Gelegenheiten, desgleichen liturgische oder Militär-Sängerchöre oder andere Musikvereine zu leiten, die Orgel zu spielen haben oder sich auf ein solches Amt vorbereiten; dann auch für Dilettanten und Musikfreunde, — herausgegeben in monatlichen Heften von J. G. Hientzsch, Direktor a. D., Mitglied der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, der k. k. Akademie zu Roveredo ꝛc. Berlin, bei Friedr. Schulze.

Unter diesem Titel wird von Neujahr 1856 an eine neue Musik-Zeitschrift in monatlichen Heften erscheinen und in folgenden Rubriken enthalten:

1. Eine möglichst vollständige Darstellung des Musikwesens in Deutschland und den angrenzenden Ländern, wo Deutsch gesprochen und gesungen wird, wie es sich im Laufe dieses Jahrhunderts nach und nach bis auf die jetzige Stufe erhoben hat, also eine Geschichte der Musik des 19ten Jahrhunderts, aus welcher zu ersehen seyn wird, durch

Digitized by Google

welche Behörden, Anstalten und Männer es geschehen ist.

2. Aufsätze aus allen Zweigen der Tonwissenschaft, besonders über den Unterricht in der Theorie oder Composition, im Gesang für Kirchen und Schulen, im Klavier-, Orgel-, Violinspiel ꝛc.
3. Anzeige und Besprechung der gesammten musikalischen Literatur, theoretischen wie praktischen, also a. aller Schriften über Musik, allgemeinen oder besondern Inhalts, namentlich Lehrbücher, Anweisungen u. s. w., b. der bedeutenderen Compositionen für Gesang, Pianoforte, Orgel, Geige u. s. w., wie Oratorien, Cantaten, Liedersammlungen, Choralbücher, musikalische Liturgieen u. s. w.
4. Nachrichten über Gesang- und Musikfeste, Aufführung größerer Werke, über Musikschulen, Musik- oder Gesangvereine, über Organisten- und andere Musikproben behufs einer Anstellung, über Prüfungen und Preisvertheilungen in Conservatorien und Musik-Akademieen, über das Musikwesen in Seminarien, über den Gesang in Gymnasien und andern Schulen ꝛc.
5. In einer Miszellenrubrik kleinere Notizen, beiläufige Bemerkungen über Musik aus andern Schriften u. s. w.

Der Preis des Jahrganges dieser Zeitschrift ist: 4 fl. 48 kr. Das Abonnement oder die Subscription gilt für ein Jahr; einzelne Hefte werden nicht verkauft.

Wir machen alle Musikfreunde auf diese Zeitschrift, auf welche die Ritter'sche Buchhandlung (A. Kranzbühler) in Zweibrücken Bestellungen annimmt, um so mehr aufmerksam, als nur Gutes und Gediegenes vom Herausgeber, der in der ganzen musikalischen Welt rühmlichst bekannt ist, zu erwarten steht. Herr Dir. Hientzsch gilt als Autorität in diesem Fach und hat dies durch die in den dreißiger Jahren erschienene „Eutonia" zur Genüge dargethan. Dies Unternehmen ist um so zeitgemäßer, als die dürftigen Signale, Euterpe, süddeutsche Musik- ꝛc. Zeitg., gar nichts mehr bieten, als Titelanzeigen und Personalnotizen, und deßhalb wird es gewiß überall willkommen seyn.

Mannigfaltiges.

In diesen Tagen kam ein kleiner Pariser Küchenjunge, einen Korb voll Eier und Butter auf dem Kopfe, vom Markte. In der Nähe der Kirche St. Eustache war das Gedränge so groß, daß es dem Jungen nur mit großer Mühe gelang, sich und seine Waare durch die Menge hindurch zu bugsiren, — als, aller angewandten Vorsicht zum Trotze, ein Vorübergehender so hart an den Korb stieß, daß er schwankte und herabfiel. Beim Anblick der zerbrochenen Eier und der beschmutzten Butter fing der arme Kleine an zu weinen und sich vor Verzweiflung die Haare zu raufen. Einer der Umstehenden, vom Schmerze des Knaben gerührt, zieht ein 50-Centimesstück aus der Tasche und schenkt es dem Jungen. Das Beispiel findet Nachahmung und bald regnet es Kupfer- und Silbermünzen in die Schürze des Kleinen. Der wieder getröstete angehende Kochkünstler dankte den Gebern, machte sich sofort daran, seinen Kassenbestand zu revidiren, und findet 23 Fr. 35 Ct. Aber anstatt, wie man erwartete, die Summe einfach einzustecken und sich wegzubegeben, holt der Kleine die Rechnung der verunglückten Waare hervor, die nur 14 Fr. betrug. Diese Summe nimmt er von der Baarschaft hinweg, geht gerade auf eine dastehende in Lumpen gehüllte Frau zu und behändigte ihr den Rest. — Ein solcher Zug von einem Knaben darf wohl erwähnt werden.

Bei dem Aufwande, welchen die Wiener jetzt anstellen, um die Mozartfeier recht glänzend zu begehen und dem berühmten Tonkünstler ein würdiges Denkmal an seiner noch keineswegs entschiedenen Grabstätte zu setzen, liegt die Bemerkung eines deutschen Schriftstellers über Homer's Geburtsort nahe: „Sieben Städte in Griechenland (Smyrna, Rhodus, Kolophon, Salamis, Chios, Argos, Athen) stritten sich um die Ehre, des großen Dichters Geburtsort zu seyn, und bei seinen Lebzeiten bettelte er in allen sieben."

Der Unfall, welcher der Kaiserin von Oesterreich unlängst widerfuhr, soll dadurch veranlaßt worden seyn, daß die Hofpferde der ungewohnten Erscheinung eines Kaminfegers anstchtig wurden.

Digitized by Google

Der „Ausschuß für Verkehrsmittel in der englischen Hauptstadt" hat jetzt seinen Bericht veröffentlicht, woraus sich ergibt, daß London täglich 200,000 Personen zu Fuß betreten und 15,000 von den Themsebooten ausgeschifft werden. Im Jahre 1850 stiegen auf den Bahnhöfen an der Londonbrücke 548,000 Personen aus, im Jahre 1854 bereits 11 Millionen. Um diese Ziffer nicht übertrieben zu finden, muß man wissen, daß jetzt viele Londoner in London gar nicht mehr, sondern an nahen oder fernen Eisenbahnstationen wohnen, Morgens in die Stadt und Abends wieder nach Hause fahren; solche Personen besitzen Billets, die auf ein ganzes Jahr lauten und natürlich viel billiger abgegeben werden.

Manchester, die bedeutendste Fabrikstadt Englands, will dem Erfinder der Dampfmaschine, James Watt, auf ihrem Hauptplatze ein Monument setzen, das den daselbst befindlichen Statuen von Wellington, Peel und Dalton einen würdigen Kameraden liefern wird. In dem deßhalb stattgefundenen Meeting wurde beschlossen, die in der Westminster-Halle stehende Bildsäule Watt's zum Modell zu nehmen.

Seit dem 10. Dezember ist in Coventgarden, einem centralgelegenen Platze Londons, eine neue Anstalt eröffnet: ein Salon, wo man sich umkleiden, waschen und die Stiefel putzen lassen kann. Eintrittsgeld: ein Penny.

Anekdoten.

(Das Pfeifen im Dienste.) Ein alter irischer Soldat in einem englischen Regiment in der Krim pfiff einmal in Reihe und Glied und sein junger Offizier verwies es ihm barsch mit den Worten: „Kerl, wie kannst Du Dich unterstehen, zu pfeifen, so lange Du im Dienste bist?" In diesem Augenblicke fuhr eine russische Kanonenkugel über die Laufgräben hin. Paddy, der alte Ire, blinzelte ihr nach und sagte ruhig: „Da geht auch eine im Dienste vorüber und, beim Wetter! hören Sie nur, wie die pfeift!"

(Selbsthilfe.) Bauernjunge: Lieber Herr Gerichtsarzt, mein Vater ist gestorben, da möcht' ich gern den Todtenschein.

Gerichtsarzt: Wer hat Deinen Vater behandelt?

Bauernjunge: De Mutter.

Gerichtsarzt: Ich will wissen, welchen Arzt er gehabt hat?

Bauernjunge: Es hat ihm kein Doktor geholfen, lieber Herr Gerichtsarzt, mei Vater is von selber gestorben.

Logogriph.

Zwei nach Form und Sinn verwandte,
Vielgenannte, wohlbekannte
Wörter aus dem weiten Reich
Der Natur bezeichn' ich euch.

Fehlt das Erste, fehlt das Zweite
Zu der Menschen großem Leide;
Größer noch ist ihr Verdruß
Bei des Ersten Ueberfluß.

Wenn nicht Gott das Zweite spendet
Und mit Maß das Erste sendet,
Ist vergeblich aller Fleiß,
Fruchtlos aller Menschen Schweiß.

Wißt ihr, daß sich meine Beiden
Mündlich, schriftlich unterscheiden
Nur allein durch S und R,
Braucht ihr kaum zu rathen mehr.

Palindrom.

Ob auch auf sie, die dieses Palindrom
Dich rathen läßt, der umgekehrten Zeichen
Des Namens, den sie führen, voller Strom
Zehn Jahre wirkt, abwechselnd mit dem Licht
Der Mittagssonne: nie werden sie erbleichen —
Die Farbe der Natur verschwindet nicht.

Auflösung der Räthsel in № 154:

Doppel-Palindrom: Grab — barg. Sarg — Grab.

Charade: Handschuh.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 156. Sonntag, 30. Dezember **1855.**

Ein deutscher Bauer.

(Schluß.)

Ein Mann, mit solchem Feuereifer erfüllt, konnte nicht blos bei der Sprachkunde stehen bleiben. Nachdem er die Formen inne hatte, in welchen sich der Gedanke ausdrückt und der Stoff kleidet, wollte er sich des letzteren selbst bemeistern und er fing an, sich mit der Erdbeschreibung, der Kenntniß fremder Sitten und Völkerschaften, mit den Lehren der Tonkunst und der Erlernung des Orgelspiels, mit der Arzneikunde, der Stern- und Witterungskunde zu beschäftigen. Daß er es nicht in allen diesen Wissenschaften bis zur Meisterschaft, wie z. B. in der Sprachkunde, bringen konnte, wird man leicht begreifen, wenn man erwägt, daß der unermüdliche Mann niemals den Bauernkittel ablegte und so zu sagen, während er hinter dem Pflug hergehend den Samen in die Furchen seines Ackers streute, auch zugleich den Samen auf das Feld der Wissenschaft säete. Aber doch erreichte er in manchen Zweigen, wie z. B. in der Arzneikunde, eine solche Stufe, daß er weit und breit, von Niedrig und Hoch als Arzt gesucht und angerufen wurde. Die Erfolge seiner Kuren waren meistens günstig und für das arme, geplagte Landvolk, welches zu den Zeiten des schrecklichen dreißigjährigen Krieges von Krankheiten und Seuchen aller Art heimgesucht und von Charlatanen, Juden, Zigeunern, alten Weibern und Scharfrichtern behandelt wurde, war ein wissenschaftlich gebildeter Arzt, wie Nikolaus Schmidt-Künzel, ein segenbringender Helfer. Damals, wo Glasscherben von zerbrochenen Kirchenfenstern, Wolfsaugen, Kleidungsstücke von durch Henkershand Umgekommenen die üblichsten Heilmittel waren, war es freilich ein großer Fortschritt, wenn Nikolaus mit aus Kräutern, deren Bestandtheile er genau untersucht, bereiteten Arzneien die Krankheiten zu bekämpfen suchte. In der Astronomie aber und in der Witterungskunde leistete er Bedeutendes und seine Kalender, die im Jahre 1653 zu Nürnberg mit kaiserlicher und churfächsischer Freiheit erschienen, waren weit und breit im deutschen Reich berühmt. Doch schon lange, bevor er diesen Kalender herausgab, hatte sein Name in den deutschen Landen einen guten Klang. Auf einer Reise nach Nürnberg, wohin er nach Verlust seiner mühsam erworbenen Bibliothek, die ihm von den Kroaten geplündert ward, ging, kam er mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit zusammen und mit hoher Bewunderung sahen der große Crisenius von der Universität zu Altorf, Dillherus und Saubertus, beide Bibliothekare der alten freien Reichsstadt Nürnberg, und andere am deutschen Gelehrtenhimmel hellglänzende Sterne den voigtländischen Bauer in dem dunklen, einfach gefärbten Kittel, darunter das grobe Hemd, den ledernen Hosen, roth wollenen Strümpfen und großen, starken Bundschuhen, mit dem dreieckigen, aufgestülpten Filzhut, dem Spitzbärtchen, nach damaliger Gelehrtenmode, und den langen Stock in der Hand vor sich stehen, um sich mit ihnen über die Sprachen des klassischen Alterthums und des Morgenlandes, über alle Gegenstände der Kunst und Wissenschaft zu unterhalten. „Wir wunderten uns über die unansehnliche Hülle eines so feinen Geistes!" ruft einer jener Gelehrten in einem seiner Berichte erstaunt über ihn aus.

Aber von dieser Reise datirt sich auch sein Ruf als deutscher Gelehrter. Oeffentlich wurde ihm von jenen ausgezeichneten Vertretern deutscher Wissenschaft der Name: „der gelehrte Bauer" zugelegt und er unter dieser Ehrenbenennung in die deutsche Gelehrtenwelt eingeführt. Doch nicht allein die Gelehrten von Fach, sondern auch di

Digitized by Google

Kunst und Wissenschaft liebenden Fürsten seiner Zeit ehrten und achteten ihn. An dem Fürstenhofe zu Weimar, der, wie später, auch damals in jenen wilden Zeiten, wo die Musen, erschreckt von dem Klange der eisernen Waffen, sich verbargen, deutscher Kunst und Wissenschaft einen sicheren Zufluchtsort bot, wurde Nikolaus Schmidt-Künzel von dem tiefgebildeten, trefflichen Herzoge Ernst mit der größten Anerkennung aufgenommen und oft sah man den Herzog und den öfters in Weimar weilenden gelehrten Fürsten Ludwig von Anhalt in eifrigem Gespräch über Kunst und Wissenschaft mit dem voigtländischen Bauersmann im einfachen leinenen Kittel, den er nie mit einem prunkenden Gewande vertauschte, so wie er auch nie den Pflug, der ihm und seiner Familie den Lebensunterhalt gab, mit irgend einer andern Handthierung wechselte. Von Weimar ging er an den Fürstenhof nach Schlackenwerth in Böhmen und später an den churfürstlichen Hof nach Dresden, wo Churfürst August, durch seinen Lehrer, den berühmten Rivius, eingeweiht in die Sprachkunde des Morgenlandes, ihn mit vielen Gunstbezeigungen empfing und sich von ihm unter Anderem auch ein Buch schreiben ließ, welches die Schriftzeichen von dritthalbhundert verschiedenen Sprachen und Schriften enthielt.

Ein seltenes Bild: drei gekrönte Häupter in gelehrtem Gespräch mit einem schlichten Bauer, diesen Bauer zur Seite der Fürsten, die, von einem zahlreichen, glänzenden Hofstaate umgeben, den Worten des Landmannes lauschen, Purpurmantel und Bauernkittel sich begegnend auf demselben Weg, in gleichem Streben!

Doch wir vermögen nicht in dem engen Rahmen unseres Bildes all die Momente eines so reichen Lebens aufzunehmen und wollen die Skizze hier schließen. Freilich liegen zwei Jahrhunderte zwischen unserer und der Zeit, in welcher der gelehrte Bauer Nikolaus Schmidt-Künzel lebte und wirkte, aber wir wissen nicht, warum wir nicht das Bild des Mannes wieder in der Erinnerung auffrischen sollten, der ehedem eine so würdige Stelle in der deutschen Gelehrtenwelt eingenommen; wenn den französischen Dichter Jasmin die goldene Sonne der Provence, ihr tiefblauer Himmel und die von Meeresluft rauschenden Olivenbäume begeistern und zum Dichter konnten werden lassen, wenn dem Walliser Landmann Wohlhabenheit und die so unendlich seit jener Zeit vorgeschrittene Bildung unseres Jahrhunderts gestatteten, sich das tiefere Verständniß der beiden berühmtesten klassischen Sprachen zu erwerben: so war es bei dem deutschen Bauer der unserer Nation eigene Forschungs- und Wissenstrieb, von der Natur tief in seine Brust gepflanzt, der ihn die köstlichsten Schätze der Wissenschaften finden ließ, der harten Erdscholle mühsam seine Nahrung abgewinnend, von den Fürstenhöfen, wo er gehrt, von den gelehrten Zusammenkünften, wo er geglänzt, immer wieder in sein heimathliches Dorf zurückkehrend und, frei von Eitelkeit und Geldgier, sein Wissen nur aus Liebe zur Wissenschaft immer und immer vermehrend — das war das Leben dieses deutschen Bauers.

Verdient er es nicht, neben dem Franzosen und dem Engländer genannt zu werden, vielleicht weil der Prophet im eigenen Vaterlande am wenigsten gilt? —

Ein- und Ausfuhr der nordamerik. Union im Jahre 1853/54.

Nach Angaben in New-Yorker Blättern belief sich die Gesammtsumme aller Ausfuhren der Union im Finanzjahr vom 30. Juni 1853 bis 1. Juli 1854 auf 252,047,806 Dollars und die Hauptposten werden wie folgt angegeben:

	Doll.
Baumwolle	93,596,290
Forstprodukte	11,646,571
Tabak, roh	10,016,046
Fischereiprodukte	3,044,301
Agrikulturprodukte	66,516,298
darunter:	
Brodstoffe	51,190,680
Produkte der Viehzucht	15,325,618
An Manufakturen	12,754,000
darunter:	
Raffinirter Zucker	370,488
Kornbranntwein	280,000
Syrup	130,000
Syrupbranntwein	809,000
Bier und Cider	53,900
Terpentingeist	1,055,700
Talgkerzen und Seife	888,557
Zubereitete Tabake	1,550,000
Lederstiefel und Schuhe	893,000
Eisenmanufakturen	3,500,000
Droguenfabrikate	453,000
Baumwollenfabrikate	5,530,000
Kohlen	443,000
Eis	202,000

Digitized by Google

Gemünztes und nichtgemünztes Gold und Silber wurde ausgeführt für	Doll. 38.062,570

Dagegen betrug die Gesammteinfuhr:
301,494,094 Doll.

Mithin ergab sich für die Unionsstaaten ein Defizit von 49,446,288 Doll., die Deckungen durch die Ausfuhr von Gold und Silber abgerechnet.

Vom 30. Juni 1854 bis zum 1. Juli 1855 — bemerkt der New-Yorker Berichterstatter — betrug die Einfuhr 304,562,000 Dollars bei 278,241,000 Doll. Ausfuhr, und das laufende Jahr dürfte vielleicht sogar eine Bilanz zu unseren Gunsten herausstellen, ohne daß dadurch über das bedeutende durchschnittliche Defizit hinausgekommen wäre, welches als eingewurzeltes Resultat immer zwischen der alten und neuen Welt sich ergab. 1790 betrug die Einfuhr 23,000,000 Doll. bei 20,205,000 Doll. Ausfuhr. Unsere überwiegende Thätigkeit ist unproduktiver Art und zeigt sich in wahrhaft großartiger Entwickelung des Handels. Während uns die Handelsstatistik, das Ausland betreffend, mit augenfälligen Summen schlägt, erhebt uns gewissermaßen dagegen das wachsende Handelsresultat im Allgemeinen. Dafür will ich einige Beweise liefern.

Die Einfuhr betrug von 1790 bis 1854	Doll. 6'721,433,984
Dagegen wurde ausgeführt für	5'894,817,897
Woraus sich ein Saldo ergibt von	826,516,086

Unser Handel beschäftigte unterdessen 1789 nur Schiffe, die zusammen nicht mehr denn 201,562 Tonnen Gehalt hatten, während 1854 unsere Handelsflotte, mit Ausschluß der 676,607 Tonnen haltenden Dampferflotte, 4,802,902 Tonnen Gehalt hatte. Schon 1851 überstieg der Handel auf den Binnenseen unsern ganzen auswärtigen Handelsverkehr, denn derselbe betrug nicht weniger als 326 Millionen Dollars.

Mannigfaltiges.

Der englische Flottenkapitän William Allan hat eine Schrift herausgegeben, worin er die Verwandlung der arabischen Wüste in einen Ozean vorschlägt. Das große Thal, welches sich von dem südlichen Ausläufer des Libanon nach dem Meerbusen von Akaba erstreckt, ist seiner Ansicht nach einst ein Meer gewesen, liegt an vielen Stellen 1300 Fuß unter der Fläche des mittelländischen Meeres und durch zwei Kanäle, einen von Akaba ins todte Meer, einen andern vom Mittelmeer in der Nähe des Kanals über die Ebene von Esdraelon nach dem Spalte im Libanon-Gebirge, will er bewirken, daß das Mittelmeer mit einem 1300 Fuß hohen Gefälle sich in die Wüste hinabstürzt, diese in einen 2000 engl. Quadratmeilen großen Ozean verwandelt, die Fahrt nach Ostindien ebenso wie die Ueberlandrouten verkürzt und außerdem das kleine Palästina paradiesisch macht. Die Kosten hat er noch nicht veranschlagt.

Der landwirthschaftliche Verein von Clermont veröffentlicht folgendes Faktum: Ein Gärtner benutzte zum Anstreichen von Holzwerk in seinen Gewächshäusern Steinkohlentheer aus einer Leuchtgasfabrik, welches Anstreichmittel neben dem Nutzen der schwarzen Farbe noch den Vortheil bedeutender Wohlfeilheit bot, indem die Kosten desselben nur ein Achtel von dem betrugen, was die billigste Farbe gekostet hätte. Das Anstreichen wurde im Spätherbste vorgenommen. Im Frühjahre bemerkte der Gärtner mit Erstaunen, daß die Spinnen und Insekten, die sich sonst in seinen Gewächshäusern angesiedelt hatten, total verschwunden waren. Zugleich bemerkte er, daß die Weinstöcke am Spalier, die seit Jahren gekränkelt und die er deßhalb entfernen wollte, sich glücklich wieder so erholt hatten, daß sie ihm die schönsten Trauben zu bringen versprachen. Er bestrich nun die Spaliere von allen Bäumen, die von Insekten angegriffen waren, und seine Unternehmungen wurden mit gutem Erfolge gekrönt: die Schnecken und Raupen verschwanden, wie die Insekten und Spinnen, und die bis dahin kranken Bäume trugen herrliche Früchte.

Ein Seitenstück zu dem, jetzt im Berliner Arbeitshause residirenden Prinzen Leo von Armenien erscheint in dem am 23. Nov. durch das Tribunal zu Lausanne wegen eines dem kaiserl. russischen Offizier Baron v. Mengden zugefügten Diebstahls und wegen versuchten Einbruchs zu anderthalb Jahren Gefängniß verurtheilten angeblichen Prinzen von Georgien, Richard Brahn de Bzdedlahi, 27 Jahre alt. In Lausanne theilte er mit, daß seine Eltern aus Georgien stammten, er selbst aber in Riga und in Petersburg auf der Pagen-

schule erzogen sey. Später sey er Offizier in der russisch-kaukasischen Armee geworden, 1849 aber, nach einem gegen Schamyl verlorenen Gefechte, desertirt und nach Ungarn und der Türkei gegangen. Auf diese Angaben hin und einen Paß der französischen Präfektur des Departements de l'Hérault auf den Namen Brown, ungarischer Flüchtling, wurde er von der Polizei dort geduldet. Als der Krieg mit Rußland ausbrach, erhielt er einen Paß nach dem Orient, mit der Weisung, nicht nach der Schweiz zurückzukehren. Dies that er aber doch, nach etwa 15 Monaten, angeblich, um sich von einer in der Krim erhaltenen Wunde zu heilen. Eingezogene Erkundigungen haben ergeben, daß sich Brahn in der That 1854 in der Krim, doch nur als Uebersetzer, Dolmetscher und Spion befunden, also eine sehr zweideutige Rolle gespielt hat. Im Winter 1851—52 hat der Prinz von Georgien in Homburg, nach Contrahirung von etwa 1800 Gulden Schulden, heimlich das Weite gesucht.

Unsere armen deutschen Jäger kommen von Jahr zu Jahr mehr in die Nothwendigkeit, von den vergangenen Zeiten annehmbarer Waidwerksfreuden sich unterhalten und in der thätigen Ausübung wahrheitsgetreuen Lateins Ersatz für die immer seltener werdenden Hasen und Hühner suchen zu müssen, so daß wir sie gerne auf einige Zeit nach Java versetzen möchten, um dort den ergiebigen, wenn auch nicht wie bei uns so sonntäglich unschuldigen Jagden beiwohnen zu können. In dem einzigen Bezirke von Indramaya wurden in den acht ersten Monden d. J. unter Anderem erlegt: 60 Tiger, 9000 Wildschweine, 13 Alligatoren, 2000 Eichhörnchen, 100 der ganz großen Fledermäuse, 67 Wald- und 5400 Bisamratten.

In der Angelegenheit des in Wien auf dem St. Marxer Kirchhofe aufgesuchten und mit der „größten Wahrscheinlichkeit" bestimmten Mozart-Grabes erheben sich neue Zweifel von Belang. L. A. Frankl regt dieselben durch die von Herrn Aloys Fuchs früher gemachten Mittheilungen hierüber an, und die Verschiedenheit älterer und jetziger Zeugnisse und Aussagen scheint eine Gewißheit für die Stätte des Grabes Mozart's allerdings nicht zuzulassen. Der Vorschlag Frankl's, das Monument auf dem St. Marxer Friedhofe auf eine einfache Denktafel zu beschränken, dagegen ein größeres Monument dem Tondichter in Wien zu setzen, möchte daher ein guter Rath seyn.

Anekdoten.

Ein Oekonom aus X. fährt kürzlich mit seiner Familie nach Braunschweig. Unterwegs kommt die Rede auf's Theater. Der Kutscher, ein Bursche vom Lande, äußerte gegen seine Herrschaft, daß er auch wohl einmal ins Theater gehen möge, welches ihm denn auch, da man bei Zeiten zur Stadt kommt, zugestanden wird. Christian macht sich zur gehörigen Zeit auf den Weg; nach Verlauf einer halben Stunde, als das Theater kaum begonnen, kehrt derselbe zur Verwunderung seiner Herrschaft zurück. Auf die Frage, ob er denn nicht dort gewesen, erwiederte er: „O ja!" — Herr: „Nun, was hast Du denn gesehen? So erzähle doch!" — Christian: „Als ick henkam, satten da in sau 'nen Art Dinge en paar Lüe, dei neimen min Geld hen und wiesen mick ganz hoch herup. Als nu keene Treppe mehr da war, hebbe ick mick up dei Bank esettet, da satten ok noch andere Lüe. Na einer litjen Wiele wart et up esmol ganz helle, als wenn dei Sonne schienen döhe, und dat kam ganz oben von Dake, ick hebbe sau wat Schönes noch nich esein. Nu dure et wedder en Wieleken, da wurde up esmol gar wunderschö Muslk emaket, dei ging sau schöne, als wenn man in den Himmel werre, ick hebbe in minem ganzen Löben sau wat nich ehöret. Up esmal höret dei Muslk up, und da treken se sau en grot Ding in de Höchte, und da keimen en paar Lüe errut, dei sproken von Familiengeschichten, da dakte ick, dat geiht dick nißt an, und da bin ick wedder na Hus egahn."

„Ach, wie hübsch ist es hier!" rief ein Witzling auf einer Promenade bei dem Anblicke einer Menge hin- und herwogender verschleierter Damen. „Alles so frisch, so blühend, selbst die alten Damen erscheinen im F l o r."

Auflösung der Räthsel in № 155:

Logogriph: R e g e n — S e g e n.
Palindrom: R e g e r — R e g e n.

Redaktion, Druck und Verlag von A u g u s t K r a n z b ü h l e r in Zweibrücken.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google